Digitized by Google

INDIAN
UNIVE
LIBR

Digitized by Google

Digitized by Google

Das

Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft

zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

Dritter Band.

Nr. 92—143.

Leipzig,

In der Expedition des Pfennig-Magazins.

(F. A. Brockhaus.)

1835.

Digitized by Google

AP30
.P45
v.3

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß des dritten Jahrganges.

Zur bequemen Überſicht der mit Abbildungen verſehenen Artikel ſind die Titel derſelben mit geſperrter Schrift gedruckt; die mit [ ] verſehenen Ziffern weiſen die Nummer des Stücks nach, die am Ende der Zeilen ſtehenden die Seitenzahl.

	Nr.	S.
Abnahme des Heilandes vom Kreuz, ſ. Rubens.		
Abſalon, ſ. Denkmal.		
Addax-Antilope, die	[106]	115
Adjutant, der, ſ. Argoloſtorch.		
Afghanen, die, in Perſien	[116]	198
Ahornbaum, der,	[136]	359
Ai, der, ſ. Faulthier.		
Air, Quelle deſſelben in Goredale	[143]	415
Akka, ſ. Anſichten.		
Alexanderkirche, ſ. Warſchau.		
Allerlei, technologiſches	[114]	183
Alpenkrähe, die,	[117]	206
Alpenmurmelthier, das,	[100]	62
Alphabete, einhändiges und zweihändiges, zum Unterricht der Taubſtummen	[127]	288
Amboiſe, Schloß, ſ. Anſichten.		
Ameiſenfreſſer, der, ſ. Yurumi.		
Ameiſennoth	[135]	347
Amiens, Kathedrale daſelbſt, ſ. Anſichten.		
Anbetung, die, der Hirten, ſ. Spagnoletto.		
Äneas, ſeinen Vater aus Troja tragend	[101]	79
Anſichten: Akka	[138]	373
Amboiſe, Schloß	[134]	337
Antiochien	[125]	268
Baumhaus, das, in Hamburg	[141]	393
Bergſchluchten bei Jericho	[136]	357
Bethlehem	[129]	300
Börſe, die, in Hamburg	[140]	389
Canterbury	[113]	169
Edinburg	[109]	137
Egribos oder Chalkis	[111]	157
Frankfurt am Main	[135]	347
Genezareth, der See,	[137]	364
Graiſivaudan, das Thal von,	[141]	397
Hafen, der, von Hull	[137]	368
Haleb	[125]	269
Jaffa	[126]	277
Innere, das, des Doms in Frankfurt am Main	[135]	348
Ispahan	[130]	305
Kathedrale von Llandaff	[133]	329
Kathedrale zu Amiens, weſtliche Fronte derſelben	[122]	241
Kirchhof von Kenſall-Green	[121]	240
Kloſter auf dem St.-Bernhard	[128]	289
Krönungsſaal im Römer zu Frankfurt am Main	[136]	350
Madeira, Inſel	[142]	408
Malta, Inſel	[124]	261
Marktplatz zu Hull	[137]	362
Moskau	[96]	33
Nauplia	[97]	41
Oxford	[115]	185
Römerberg, der, zu Frankfurt am Main	[136]	354
Säulengang im biſchöfl. Palaſt zu Lüttich	[127]	281
Schlucht bei Wavertree	[131]	316
Thabor, der Berg	[137]	364
Thal am Jordan	[136]	357
Viaduct von Sankey	[131]	317
York	[117]	204
Ypern, das Stadthaus zu	[143]	411
Zeil in Frankfurt am Main	[135]	345
Auſtrich für gußeiſerne Geräthſchaften	[129]	303
Antiochien, ſ. Anſichten.		
Araber, Abbildung deſſelben	[138]	375
Argoloſtorch, der	[108]	131
Aurora, ſ. Guido Reni.		
Bäder von Piſchtyan, ſ. Piſchtyan.		
Bananen, die	[103]	95
Bank, die, von England	[119]	217

	Nr.	S.
Barbe, ſ. Kettenbrücke.		
Barberini- oder Portlandvaſe	[104]	97
Bärin, die, und ihre Jungen	[137]	367
Baß Rock, der, in Schottland	[105]	109
Baumhaus, das, in Hamburg, ſ. Anſichten.		
Bäume, zuſammengewachſene, ſ. Fiſche.		
Baumläufer, der, ſ. Honigvogel.		
Becken des Faulthieres, ſ. Faulthier.		
Becker, Rud. Zacharias,	[92]	2
Beethoven	[128]	293
—— Denkmal deſſelben	[128]	293
Beiträge zur Völkerkunde	[108]	135
Bercy, ſ. Kettenbrücke.		
Bergbau, der, auf Steinſalz und Metalle, ſ. Steinſalzbergbau.		
Bergſchluchten bei Jericho, ſ. Anſichten.		
Bergſturz von Goldau, ſ. Goldau.		
Bergwerk, das, von Wieliczka, ſ. Wieliczka.		
Bernhard, St., Kloſter auf demſelben, ſ. Anſichten.		
Bernſteinfiſcherei, die	[132]	322
Bethlehem, ſ. Anſichten.		
Bettfedern, Maſchine zum Reinigen derſelben, ſ. Maſchine.		
Beventhurm, der, ſ. Köln.		
Bienenjagd, die, im weſtlichen Nordamerika	[132]	323
Biergaſſe, die, ſ. Hogarth.		
Billodes, die Erziehungsanſtalt daſelbſt	[95]	26
Birmanen, Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängniſſe eines Oberprieſters derſelben	[93]	14
Bläſer, der	[132]	327
Blei- und Silberbergwerk, das Innere eines	[140]	385
Bogen, mauriſcher, der Mancheſter-Liverpool-Eiſenbahn	[130]	309
Bolſchoi, der, ſ. Glocken.		
Boraxſäurefabrikation in Toscana	[102]	86
Börſe, die, zu Valencia	[116]	194
Börſe in Hamburg, ſ. Anſichten.		
Börſenhalle, die, in Hamburg	[140]	392
Boten, ſchwimmende, in Peru	[100]	69
Brahminen, Gaſtmähler derſelben	[142]	403
Branntweingäßchen, das, ſ. Hogarth.		
Brockenhaus, das	[118]	213
Brücken, natürliche, des Icononzothales	[117]	204
Buenos-Ayres, Häute von dort	[136]	359
Burgunder und Champagner auf Seereiſen vor dem Verderben zu ſchützen	[101]	79
Caernarvon, das Schloß	[116]	196
Canterbury, ſ. Anſichten.		
Capri, die Inſel	[99]	59
Cartons Rafael's, ſ. Rafael.		
Cedernwald, der, auf dem Libanon	[139]	381
Cholula, die Pyramide von, ſ. Pyramide.		
Colonnade über den Katakomben von Kenſall-Green, ſ. Kenſall-Green.		
Cormorans, ſ. Fiſchfang.		
Croyden-Palace	[142]	405
Dampfboot, ein nordamerikaniſches	[102]	84
Dampfmaſchine mit einer Reihe von Reiſewagen	[101]	76
Dampfſchiffahrt durch Eis	[120]	232
Dampfwagen, Schnelligkeit derſelben	[129]	298
Dampfwaſchanſtalt, die	[133]	330
Dattelpalme, die wilde	[112]	161
Denkmal, das, Abſalon's	[133]	332
—— Quintin Meſſis', ſ. Meſſis, Quintin.		
Diamantenminen in Indien	[102]	86
Dichter, der, in der Noth, ſ. Hogarth.		
Dom in Frankfurt am Main, das Innere deſſelben, ſ. Anſichten.		
Domingo (San-), Orkan daſelbſt, ſ. Orkan.		
Dromedar, das	[98]	53
Druſinnen, Kopfputze derſelben, ſ. Kopfputze.		
Durchſchnitt, ſenkrechter, eines Steinkohlengebirges	[111]	156

Digitized by Google

	Nr.	S.
Dürer's, Albrecht, Wohnhaus, ſ. Nürnberg.		
Eber, der wilde	[122]	244
Eberjagd, Anſicht einer ſolchen	[122]	245
Edinburg, ſ. Anſichten.		
Egribos oder Chalkis, ſ. Anſichten.		
Eidechſe, die, und Lord Nelſon	[96]	38
Eingang in den Hauptſtollen der Lyon- und St.-Etienne-Eiſenbahn	[101]	77
Eiſenbahn, Mancheſter-Liverpool	[130]	307
	[131]	316
Eiſenbahnen und das deutſche Eiſenbahnſyſtem	[101]	73
Eiſenbahnwagen zum Behuf des Steinkohlentransports	[101]	76
Eiſenſteingrube zu Peersberg in Schweden	[140]	388
Enten, wilde, Fang derſelben	[133]	334
Enthaltſamkeit, lange	[118]	215
Epée, Charles Michael, Abbé de l', Bildniß deſſelben	[129]	300
Erblindung, die, des Elyma's, ſ. Rafael.		
Erdbeben in China	[127]	286
Ernten, drei im Jahre	[129]	303
Eſel, der wilde	[139]	380
Eskimos, Gewandtheit der	[94]	18
Eurotas, Fluß, mit der alten Brücke	[92]	6
Evaapfelbaum, der, oder die verbotene Frucht	[105]	108
—— Blüte und Frucht deſſelben	[105]	109
Evangeliſten, die vier, Gemälde von Jordaens	[121]	233
Fächerpalme, die	[94]	22
Familienconcert, das, ſ. Wateau, Antoine.		
Farbe der Kleidung, Einfluß derſelben bei Epidemien	[133]	330
Faulthier, das gemeine, oder der Ai	[131]	313
—— Becken und Skelett deſſelben	[131]	314
Federmanufacturen in England	[124]	259
Felſenthor, das, bei Beſançon	[110]	149
Feſtung von Edinburg	[109]	138
Findhorn-Kettenbrücke, die	[134]	339
Fiſche und Bäume, zuſammengewachſene	[97]	47
Fiſchfang mit Cormorans in China	[124]	257
Fiſchzug, der wunderbare, ſ. Rafael.		
Flamingo, der	[132]	321
Fleiſchbrühe, Anſtalt zu Paris zum Verkauf derſ.	[94]	18
Fleiß und Faulheit, ſ. Hogarth.		
Frankfurt am Main, ſ. Anſichten.		
Frankfurt am Main (Topographie)	[135]	346
	[136]	354
Frankreichs und Englands Schuh- und Handſchuhfabrikation	[127]	282
Frau, die alte, ſ. Höfel.		
Frauenbäder, die, im Orient	[124]	258
Fronte, weſtliche, der Kathedrale zu Amiens, ſ. Anſichten.		
Gänge in einem Bergbau, ſ. Steinſalzbergbau.		
Gaſtmähler der Brahminen, ſ. Brahminen.		
Gebirgsreiſen in Südamerika, ſ. Südamerika.		
Geburt Chriſti, die derſelben geweihte Kirche, ſ. Kirche.		
Gefängnißweſen und Gefangenenzucht in Nordamerika	[110]	145
Genezareth, der See, ſ. Anſichten.		
Gérard's Bildniß, des Verfertigers der Höllenmaſchine	[125]	Beil.
Geſammtwörterbuch der deutſchen Sprache	[104]	102
Gewerbfleiß, perſiſcher	[121]	234
Giraffe, die aufrechtſtehende	[138]	372
—— knieende	—	—
—— Kopf und Zunge derſelben	—	—
Glas, Geſchichte deſſelben	[105]	111
Glocke, die auf dem Iwan Weliki zu Moskau, ſ. Glocken.		
Glocke, die, in Peking, ſ. Glocken.		
Glocken, die	[118]	211
Gold, das, und deſſen Benutzung	[102]	82
	[103]	93
	[104]	98
Gold, gediegenes	[130]	309
Goldau, Bergſturz daſelbſt	[105]	111
Goldfiſch, der	[118]	214
Grab, das heilige, Kirche deſſelben, ſ. Kirche.		
Grab, ein mohammedaniſches	[132]	325
Gräber der Könige von Juda	[134]	342
Grabmal, das, Heinrich VII. in der Weſtminſterabtei	[123]	253
Grabmal, das, Joſaphat's	[133]	332
Graiſivauban, das Thal von, ſ. Anſichten.		
Greenwich, Sternwarte zu, ſ. Sternwarte.		
Grenzſtein in Cumberland	[106]	120
Grotte, die blaue, auf der Inſel Capri	[99]	61
Guido Reni	[106]	116
—— Aurora, Gemälde deſſelben	[106]	117
Gürzenich, der, in Köln	[95]	29
Gußeiſerne Geräthſchaften, Anſtrich für dieſelben, ſ. Anſtrich.		
Haddon-Hall, das Innere deſſelben	[142]	404
Hahnengefecht, das, ſ. Hogarth.		
Haleb, ſ. Anſichten.		
Halle des Collegiums der Kirche Chriſti zu Oxford, das Innere derſelben	[127]	285
Hamburg (Topographie)	[140]	389
	[141]	394
Hänge- oder Kettenbrücken	[134]	338
Harlem, die Orgel daſelbſt, ſ. Harlem.		
Haus in Paris, worin die Höllenmaſchine aufgeſtellt war	[125]	Beil.
Häute, die, aus Buenos-Ayres, ſ. Buenos-Ayres.		
Heilſamkeit des Zuckers, ſ. Zucker.		
Heinicke, Samuel, Bildniß deſſelben	[129]	300
Heirath, die, nach der Mode, ſ. Hogarth.		
Hibiscus, der lindenblätterige	[110]	149
Himmelsſchlüſſel, dem Petrus übergeben, ſ. Rafael.		
Höfel, die alte Frau, nach Waldmüller	[118]	209
Hogarth, Bildniß und Werke deſſelben	[95]	25
1) Der erzürnte Muſikus	[95]	31
2) Das Hahnengefecht	[99]	63
3) Die Heirath nach der Mode	[104]	102
4) Fleiß und Faulheit	[112]	167
	[113]	175
	[115]	191
	[116]	198
	[117]	207
5) Der Dichter in der Noth	[123]	249
6) Der Weg des Liederlichen	[126]	279
	[130]	311
7) Die Biergaſſe und das Branntweingäßchen	[134]	343
	[135]	351
Höllenmaſchine	[125]	Beil.
Honig, giftiger, in Trapezunt	[106]	120
Honigvogel, der, und der Baumläufer	[93]	13
Hull, Hafen daſelbſt, ſ. Anſichten.		
—— Marktplatz daſelbſt, ſ. Anſichten.		
Hungerford-Market	[121]	236
Ichneumon, das	[103]	91
Icononzothal, ſ. Brücken, natürliche.		
Ispahan, ſ. Anſichten.		
Iwanthurm in Moskau, Ausſicht von demſelben	[96]	36
Jaccabrotbaum, der	[106]	113
Jaffa, ſ. Anſichten.		
Jahrmarkt, ein polniſcher	[112]	164
Japan	[110]	150
	[111]	158
	[112]	161
	[113]	169
Jenner, Eduard	[109]	139
Jeruſalem, Plan von, ſ. Plan.		
Jordaens, ſ. Evangeliſten.		
Jordan, das Thal am, ſ. Anſichten.		
Joſaphat, ſ. Grabmal.		
Juda, Könige von, Gräber derſelben, ſ. Gräber.		
Jungfrau von Orleans, Bildſäule derſelben zu Rouen, ſ. Statuen.		
Jungfrau von Orleans, Geburtshaus derſelben	[139]	379
Kaiſerswerth (Schloß)	[94]	24
Kameel, das	[98]	53
Kampf, heldenmüthiger, zwiſchen 13 Italienern und 13 Franzoſen	[99]	59
Karavane, welche vor einem Sandſturme flieht	[107]	124
Karavanſerai, das	[108]	129
Kathedrale, die, von Llandaff, ſ. Anſichten.		
Kautſchuk, die Kunſt, denſelben zu verarbeiten	[94]	23
Kenſall-Green, Kirchhof, ſ. Anſichten.		

Digitized by Google

	Nr.	S.
Kenſall-Green, Colonnade über den Katakomben von	[121]	239
Kettenbrücke über den Menai	[134]	340
—— zu Bercy bei Paris	[134]	340
—— zwiſchen Barbe und Lyon	[134]	341
Kettenbrücken, ſ. Hängebrücken.		
Kirche der Geburt Chriſti	[129]	301
—— des heiligen Grabes	[128]	292
Kirchhof, der, zu Ottenſen	[140]	396
Knabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht, ſ. Statuen.		
Knoten, die	[133]	332
Kohlenwagen auf der Lyon- und St.-Etienne-Bahn	[101]	76
Köln	[138]	369
Kolokol, der, ſ. Glocken.		
Koloſchen, Sitten derſelben	[141]	397
Kopfputze der Druſinnen	[139]	384
Korbtrompetenblume, die	[110]	148
Kreml, Ausſicht von der Terraſſe deſſelben	[96]	36
Krönungsſaal im Römer zu Frankfurt am Main, ſ. Anſichten.		
Kunſttrieb der Thiere, ſich Wärme zu verſchaffen	[142]	402
Kupferſtechkunſt, die.		
1) Urſprung derſelben	[97]	42
2) Weiteres Entfalten derſelben und der älteſte Kupferſtich	[98]	50
3) Ausbreitung derſelben	[99]	58
4) Die Schulen in ihrer Begründung	[100]	66
5) Die italieniſche Schule	[105]	106
6) Die deutſche Schule	[106]	114
7) Die niederländiſche Schule	[107]	112
8) Die franzöſiſche Schule	[108]	134
9) Die britiſche Schule	[109]	142
10) Der Kupferſtecher nach ſeiner Anlage und ſeiner Bildung	[114]	181
11) Die Kupferplatte	[114]	182
12) Die Stechweiſen; die Stichgattungen; die Grundirung — Kalkirung — Zeichnung	[114]	182
13) Die verſchiedenen Stechweiſen.		
A. Die Arbeiten mit dem Grabſtichel	[115]	189
B. Das Radiren und Ätzen	[115]	190
C. Die kalte Nadel	[115]	190
D. Ätzen und mit dem Grabſtichel beendigen	[115]	190
E. Der Punzenſtich	[115]	191
F. Die Mezzotintomanier	[116]	194
G. Die Stechweiſe le Blom's	[116]	194
H. Die Aquarellmanier	[116]	195
I. Die Crayonmanier	[116]	195
K. Der Punktenſtich	[116]	195
L. Die Aquatintamanier	[116]	195
14) Hülfsmaterialien und Hülfswerkzeuge	[117]	202
Kurden, Abbildung derſelben	[138]	376
Kutſchen im 16. Jahrhundert	[97]	45
Lambethpalaſt, der	[120]	232
Lebensrettung, wunderbare	[108]	131
Lemming, der	[125]	272
Leo X., Papſt, nach einem Gemälde von Rafael	[120]	226
Libanon, Cedernwald auf dem, ſ. Cedernwald.		
Liberia, Negeranſiedelung daſelbſt	[100]	69
Liederliche, der Weg deſſelben, ſ. Hogarth.		
Llandaff, Kathedrale von, ſ. Anſichten.		
London, Gemälde von	[118]	210
	[119]	218
	[120]	229
	[121]	236
	[122]	246
	[123]	251
Lorberbaum, der gemeine	[114]	183
Löſchmaſchine, neue	[127]	286
Luft, mephitiſche, Mittel zur Entfernung derſelben aus Brunnen u. dgl.	[94]	18
Luftpumpe, die	[94]	19
Lys, Familie du, ſ. Wappen.		
Maclou, St., die Kirche zu, ſ. Rouen.		
Madeira, ſ. Anſichten.		
Madonna della Sedia, von Rafael	[92]	1
Malta, die Inſel, ſ. Anſichten.		
Mangobaum, der	[102]	81
Marktplatz von Nürnberg, ſ. Nürnberg.		
Maſchine zum Reinigen der Bettfedern	[127]	236
Maſerpfeifenköpfe	[110]	145
Maulwurfsgrille, die	[98]	51
Meerſchaum, der, in naturgeſchichtlicher und techniſcher Hinſicht	[93]	10
Mehlthau, Mittel dagegen	[98]	55
Melonencactus, der	[104]	100
Menai, ſ. Kettenbrücke.		
Meſſis, Quintin, die beiden Wucherer.	[114]	177
—— deſſen Denkmal	[114]	179
Miscellen	[107]	127
	[113]	147
Mohammed II.	[105]	105
Mond, Einfluß deſſelben auf Menſchen und Thiere	[92]	7
Montblanc, Beſteigung deſſelben	[97]	46
	[98]	53
Monument, das, in London	[119]	221
Moskau, ſ. Anſichten.		
Muſikanten, wandernde, in Indien	[123]	255
Muſikus, der erzürnte, ſ. Hogarth.		
Napoleon Bonaparte's Unterſchriften	[127]	282
Nashorn, das, ſ. Rhinoceros.		
Naſſauiſcher Hof, ſ. Nürnberg.		
Naturereigniß, merkwürdiges	[140]	388
Nauplia, ſ. Anſichten.		
Nauſikopie, die	[120]	228
Nautilus, der, oder das Perlenboot.	[137]	365
Nelkenpfefferbaum, der	[118]	217
Nordamerikaniſche Völkerſchaften, Sitten und Gebräuche derſelben	[93]	13
Nordcap, das	[100]	65
Notiz	[111]	159
Nürnberg, Marktplatz daſelbſt	[103]	89
—— Albrecht Dürer's Wohnhaus	[104]	101
—— Naſſauiſcher Hof	[104]	101
Obſt, Beſchleunigung der Reife deſſelben	[129]	303
Ochſe, der pferdeſchweifige	[114]	180
Opfer, das, zu Lyſtra, ſ. Rafael.		
Orangebaum, der	[143]	409
Orgel, die, zu Harlem	[111]	153
Orkan zu San-Domingo	[135]	350
Orleans, Jungfrau von, Bildſäule derſelben zu Rouen, ſ. Statuen.		
Oſtade, Adrian von	[119]	223
Oſtindiſche Compagnie, das Haus der	[119]	220
Oſtſee, zunehmende Verminderung derſelben	[95]	31
Ottenſen, Kirchhof daſelbſt, ſ. Kirchhof.		
Otternjagd, die	[142]	401
Oxford, ſ. Anſichten.		
Paläſtina, Reiſe nach	[125]	268
	[126]	277
	[128]	290
	[129]	300
	[132]	324
	[133]	331
	[134]	341
	[135]	348
	[136]	357
	[137]	362
	[138]	372
	[139]	380
Paulus predigend zu Athen, ſ. Rafael.		
Pelourinho, Platz deſſelben in Liſſabon	[129]	297
Perlenboot, das, ſ. Nautilus.		
Peſt, orientaliſche, in Smyrna	[106]	119
Petrus, der den Krüppel heilt, ſ. Rafael.		
Piazza del Popolo in Rom	[110]	151
Pilchard, Fang derſelben in Cornwall	[97]	43
—— Einſalzen und Verpacken derſelben	[97]	44
Pyſchtyan, Bäder von, in Ungarn	[100]	72
Plan der Stadt Jeruſalem	[128]	290
Poetenwinkel, der	[120]	229
Polypen, Saugnäpfe derſelben, ſ. Saugnäpfe.		
Pomeranzen auf den Azoren	[123]	251
Pompejusſäule, die	[98]	49
Portlandvaſe, ſ. Barberini.		
Puppanaſſum, Waſſerfall daſelbſt	[103]	92
Putz in Neuſüdwales	[103]	95
Pyramide, die, von Cholula	[113]	172
Quelle, die, des Air in Goredale, ſ. Air.		
Radcliffe-Bibliothek, die, zu Oxford	[115]	188

Digitized by Google

	Nr.	S.
Rafael's Cartons:		
1) Chriſtus übergibt dem Petrus die Schlüſſel des Himmelreichs . .	[98]	65
2) Paulus predigend zu Athen . .	[102]	87
3) Der Tod des Ananias	[107]	127
4) Das Opfer zu Lyſtra	[111]	159
5) Petrus, der den Krüppel heilt .	[122]	147
6) Die Erblindung des Elymas . .	[124]	263
7) Der wunderbare Fiſchzug	[129]	303
Rafael, Madonna della Sedia, ſ. Madonna.		
Raffleſia, die Rieſenblume	[108]	132
Rehabeam, König von Juda	[110]	147
Rheinwaldthal, das, in der Schweiz . .	[96]	40
Rhinoceros, das, oder Naſhorn	[112]	165
Rindfleiſch ohne Knochen, Anſtalt in Paris zum Verkauf deſſelben	[94]	18
Römerberg, der, zu Frankfurt a. M., ſ. Anſichten.		
Roßkaſtanienbaum, der	[122]	244
Rouen, die Kirche St.-Maclou daſelbſt. . .	[98]	51
Rubens Gemälde:		
Abnahme des Heilandes vom Kreuz	[97]	47
Ruinen, ſ. Stonehenge.		
Rutſcheisberge, die, in Rußland	[93]	12
Salmenfang, der, im Baikalſee	[105]	110
Sandſtürme in der Wüſte Sahara . .	[107]	123, 125
Saugnäpfe des Polypen	[109]	141
Säulengang im biſchöfl. Palaſt zu Lüttich, ſ. Anſichten.		
Schachſpielerdorf Ströbeck	[99]	62
Schacht, der tiefſte, in Großbritannien . . .	[123]	250
Schafeſſer, der.	[102]	85
Scherenſchleifer, der, Gemälde von Teniers	[94]	18
Schildkröte, die uralte	[109]	139
Schirmpalme, die, ſ. Talipotpalme.		
Schmaucher, der, Gemälde von Adrian von Oſtade	[119]	224
Schnabelthier, das	[96]	37
Schreiber, der öffentliche	[99]	57
Schuppenthier, das	[133]	335
Schweizerkäſe, der grüne	[116]	198
Seewaſſer, Trinkbarmachung deſſelben . . .	[141]	398
Siloa, die Quelle, am Berge Zion . . .	[132]	324
Sitten, die, der Koloſchen, ſ. Koloſchen.		
Skelett des Faulthiers, ſ. Faulthier.		
Sokotora-Aloe, die	[126]	276
Soldaten, die unverwundbaren	[94]	22
Spagnoletto, die Anbetung der Hirten . .	[109]	143
Statuen:		
Diana	[125]	265
Jakob II.	[123]	252
Jungfrau von Orleans, zu Rouen .	[139]	377
Knabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht	[93]	9
Wilhelm III., Königs von Großbritannien	[121]	237
Steinkohlenbergbau, der	[111]	155
Steinſalzbergbau, der, und der metalliſche	[140]	386
—— Gänge in einem ſolchen	[141]	399
Sternwarte, die, zu Greenwich	[132]	328
Stonehenge, die Ruinen von	[114]	179
Storch, der	[92]	7
Ströbeck, ſ. Schachſpielerdorf.		
Südamerika, Gebirgsreiſen daſelbſt	[95]	27
Suenoſtein, der, in Schottland	[143]	413
Suſanna, die, zu Erfurt, ſ. Glocken.		
Talipot- oder Schirmpalme, die	[117]	201
Tamarindenbaum, der, Blätter, Blüte und Frucht deſſelben	[96]	33
Tänzerinnen, ägyptiſche	[95]	27
Tapir, der malaiiſche	[93]	15
Taubſtummenunterricht, das Wichtigſte über denſelben:		
I. Im Allgemeinen	[125]	266
II. Methode deſſelben	[126], [127]	274, 287
III. Geſchichtliche Nachrichten über denſelben:		
A. Erſte Periode des Taubſtummenunterrichts	[128]	294
B. Zweite Periode des Taubſtummenunterrichts	[128]	294
C. Dritte Periode des Taubſtummenunterrichts	[129]	299
D. Bildung der Taubſtummen in eignen Anſtalten	[130]	310
E. Bildung der Taubſtummen im Kreiſe ihrer Familie	—	—
Taue aus Aloëfaſern	[98]	51
Teniers, ſ. Scherenſchleifer.		
Thabor, der Berg, ſ. Anſichten.		
Thor, das ſchwarze, zu Trier	[126]	273
Tintenfiſch, der achtarmige, oder Polyp .	[109]	140
Tippo Saheb, Sultan von Myſore	[124]	259
Tod, der, des Ananias, ſ. Rafael.		
Todtenkammer und Thür zu einer ſolchen.	[134]	341
Tom, der, zu Oxford, ſ. Glocken.		
Torf, Erhaltung thieriſcher Körper in demſelben	[99]	62
Trachten im 16. Jahrhundert, ſ. Kutſchen.		
Trinkbarmachung des Seewaſſers, ſ. Seewaſſer.		
Tſcherkeſſen, Sitten und Gebräuche derſelben .	[95]	29
Tunnel, der, zwiſchen Graveſand und Rocheſter	[128]	295
—— Eingang deſſelben bei Liverpool	[130]	308
Tuſche, chineſiſche, Beſtandtheile derſelben . .	[94]	23
Unterhaltungen, naturhiſtoriſche	[112], [113], [131]	166, 171, 319
Valencia, ſ. Börſe.		
Vanille, die	[95]	30
Verlobung, die, auf dem Lande	[108]	136
Viaduct von Sankey, ſ. Anſichten.		
—— von Voiron mit darüber gehendem Steinkohlentransport	[101]	77
Violinſaiten, die	[127]	286
Vogelneſter, indianiſche	[94]	22
Völker, Thon eſſende und auf Bäumen lebende	[94]	21
Völkerkunde, ſ. Beiträge.		
Vorſorge im rechten Augenblick	[139]	384
Walachei, Anbau derſelben	[95]	28
Waldungen, Einfluß derſelben auf den Zuſtand des Menſchen	[130], [131], [137], [138]	306, 314, 366, 370
Walfiſch, Kraft deſſelben.	[134]	342
Wappen der Familie du Lys.	[139]	379
Wärme, Kunſttrieb der Thiere, ſich dieſelbe zu verſchaffen, ſ. Kunſttrieb.		
Warſchau, Anſicht der Alexanderkirche.	[108]	132
Waſſerfall, ſ. Puppanaſſum.		
Waſſerhoſe, die	[116]	197
Wateau, Antoine, Bildniß deſſelben . . .	[131]	320
„ das Familienconcert	—	—
Wavertree, Schlucht bei, ſ. Anſichten.		
Wernigerode, Stadt und Schloß	[107]	123
Weſtminſterabtei, das Innere der . . .	[120]	230
Whitehall	[120]	231
Wieliczka, Bergwerk daſelbſt	[141]	400
Winterleben, das, der Thiere	[119], [120], [121], [122], [123]	222, 226, 234, 242, 253
Witterung, die, des Jahres 1834	[106], [107]	118, 125
Wolken, Höhe und Formen der	[113]	172
Wollenmanufactur in England	[134]	338
Wucherer, die beiden, ſ. Meſſis, Quintin.		
Wunder der Vegetation	[117]	207
York, ſ. Anſichten.		
Ypern, das Stadthaus zu, ſ. Anſichten.		
Yurumi, der, oder Ameiſenfreſſer	[115]	189
Zeil in Frankfurt am Main, ſ. Anſichten.		
Zobelfang, der	[143]	414
Zucker, Heilſamkeit deſſelben	[114]	179
Zuſammengewachſene Fiſche und Bäume, ſ. Fiſche.		

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

92.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Januar 3, 1835.

Die Madonna della Sedia von Rafael.

Die heilige Jungfrau mit dem Chriſtuskinde darzuſtellen, war von jeher eine der größten Aufgaben der Maler aller Schulen. Nicht blos darin, daß dieſer Gegenſtand ein religiöſer iſt, liegt der Grund dieſer zahlreichen Darſtellungen, ſondern weit mehr in der Art und Weiſe, wie das Chriſtuskind nebſt der heiligen Jungfrau und ihr gegenſeitiges Verhältniß von der Kunſt aufgefaßt werden können und müſſen; denn es iſt in der Natur dieſer heiligen Weſen begründet, daß man ſie ſich auch mit körperlicher Schönheit reich begabt denken muß, und daraus geht die Foderung hervor, daß der darſtellende Künſtler in der irdiſchen Schönheit des Kindes und der Mutter zugleich das himmliſche Weſen ausdrücke und Beides zu vereinigen vermöge. Dieſe Anſoderung zu erfüllen, iſt ſehr ſchwierig, und vielleicht hat grade dies dazu beigetragen, daß ſo viele Künſtler ſich an dieſe Darſtellung wagten. Freilich haben unter der großen Menge derſelben nur Wenige die Aufgabe wirklich gelöſt, und die Meiſten in ihren Gemälden eben nur das Irdiſche getroffen; ſie haben eine reizende Jungfrau und einen lieblichen Knaben gemalt, aber Beiden fehlt der Zug des Heiligen, mit einem Worte, der Hauch der Göttlichkeit.

Im Allgemeinen kann man ſagen, daß die italieniſchen Meiſter das Vorzüglichſte geleiſtet haben, wovon der Grund in dem Charakter der italieniſchen Kunſt überhaupt zu ſuchen ſein möchte. Jeder dieſer Maler brachte jedoch aus der Fülle ſeines Talents immer etwas

Digitized by Google

eigenthümlich Reizendes hervor. So bewundern wir an Guido Reni's Madonnen den höchſten Ausdruck holder und zarter Weiblichkeit, den unſchuldvollen Liebreiz, die ihrer Würde und Hoheit unbewußte Demuth, die ſich in den zum Himmel gerichteten Augen kund gibt, während in den ähnlichen Bildern von Carlo Dolce der Ausdruck einer bangen Schwermuth auf dem Geſicht der heiligen Jungfrau ſich bei allen wiederholt. In Giulio Romano's Madonnen tritt das Irdiſche mehr hervor, wogegen der unnachahmliche Zauber, den Correggio ſeinen weiblichen Geſtalten einzuhauchen weiß, den Gedanken des Überirdiſchen und Göttlichen ſchon weit entſchiedener ausdrückt.

Unter allen italieniſchen Meiſtern aber, welche die Madonna darſtellten, leiſtete das Höchſte Rafael Sanzio (geboren zu Urbino am 8. März 1483, geſtorben zu Rom am 7. April 1520), und es läßt ſich wol behaupten, daß die Malerei in dieſer Gattung nichts Vorzüglicheres hervorbringen kann. Rafael malte mehre Madonnen, von welchen diejenige, deren Abbildung wir hier mittheilen, eine der berühmteſten iſt. Sie iſt in der Kunſtgeſchichte unter dem Namen der Madonna im Stuhle (Madonna della sedia) bekannt, weil die heilige Jungfrau hier ſitzend dargeſtellt iſt. Das Original befand ſich früher in der Galerie der Medici zu Florenz, wurde ſpäter von dem Großherzog Ferdinand gekauft und in dem Palaſt Pitti aufgeſtellt. Während der Herrſchaft Napoleon's kam es in das pariſer Muſeum, von wo es jedoch nach Florenz zurückgebracht wurde. Es iſt durch die Sorgfalt, welche die frühern Beſitzer darauf verwendeten, noch vollkommen gut erhalten, und iſt der immer mehr überhandnehmenden Neigung, alte Bilder aufzufriſchen und abzuglätten, glücklich entgangen. Daß in einem Holzſchnitte die Schönheit eines ſolchen Gemäldes vollkommen wiedergegeben werde, iſt um ſo weniger zu erwarten, da ſelbſt unter den vielen davon vorhandenen Kupferſtichen, z. B. von Bartolozzi, Desnoyers, J. G. Müller, Garavaglia, Morghen, nur die beiden letztern gelungen zu nennen ſind. Vorſtehende Abbildung wird jedoch hinreichen, dem Beſchauer einen Begriff von dem unnachahmlichen Zauber zu geben, der auf dieſem Bilde ruht. Der eigentlich belebende Zug, der durchgehende Charakter deſſelben iſt der Ausdruck höchſter Mutterliebe, den der Maler in das Geſicht der heiligen Jungfrau, in das gegenſeitige innige Anſchmiegen der Mutter und des Kindes gelegt hat. Aber in Maria's vollendet ſchönem Antlitz liegt nicht blos der Ausdruck der Mutterliebe; der geſenkte Blick verräth ein tiefes Nachſinnen über die göttliche Gnade, welcher ſie gewürdigt, und eine dunkele Ahnung des Looſes, welches ihr als Mutter des Heilands fallen wird. Dieſes ruhige, ſchöne, ergebungsvolle Geſicht verkündet — ſo kann man ſagen — ſchon im Voraus den Zuſtand der ſchmerzensreichen Mutter. In den reizenden Formen thronen weibliche Unſchuld, und die Hoheit der Mutter des Heilands in ihrer ganzen Größe iſt darin ausgeſprochen. Vortrefflich malt ſich der Abglanz der Empfindungen, die das Innere der heiligen Jungfrau erfüllen, auf dem Antlitz des kleinen Johannes, der ſich liebevoll an das Knie der heil. Mutter drängt und ſie mit unausſprechlicher Andacht und Ehrfurcht betrachtet, als ahne auch er, obgleich noch Kind, das Göttliche ihres Weſens und das Herbe ihres künftigen Schickſals, und ſo einen herrlichen Gegenſatz zu dem Jeſuskinde bildet, das in ahnungsloſer Unſchuld im Schooße der Mutter liegt.

Rudolf Zacharias Becker.

In einem Blatte, welches vorzugsweiſe der Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe unter allen Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt iſt, verdient wol einen Ehrenplatz die Schilderung des Lebens und Wirkens eines deutſchen Mannes, der ſich die Förderung echter Aufklärung unter ſeinen Zeitgenoſſen zum beſondern Beruf ſeines irdiſchen Daſeins gemacht hat.

Rudolf Zacharias Becker war am 9. April 1752 zu Erfurt geboren. Seine Jugend war kein Gewebe fröhlicher Spiele und goldener Träume, wie das jugendliche Leben ſo vieler Menſchen. Sie fiel in die Zeiten des ſiebenjährigen Krieges, wo er ſeine Ältern oft das Brot mit Thränen netzen ſah, das ſie ihren Kindern bei der allgemeinen Noth und Theurung nur ſpärlich reichen konnten. Sein Vater war Mädchenſchullehrer und erhielt, wie noch jetzt ſo viele ſeines Standes, für ſeine nützliche Berufsarbeit nur einen geringen Lohn. Frühzeitig mußte daher der Knabe durch Handarbeiten einen Beitrag zur Ernährung der Familie liefern, und lernte dadurch den Werth der Arbeit aller Art ſchätzen und kein menſchliches Geſchäft verachten, wenn es Menſchen nützt. Bei allem Drucke der Verhältniſſe machte es jedoch ſeine rege Lernbegierde möglich, daß er ſich zum Studium der Theologie emporarbeitete. Ohne alle Unterſtützung ſtudirte er mehre Jahre zu Jena, indem er ſeinen ſpärlichen Unterhalt durch Unterrichtgeben verdiente und oft bei einem Stück trockenen Brots ſich glücklich pries, nur ſeinen Durſt nach Wiſſenſchaften befriedigen zu können. Nach Beendigung der akademiſchen Laufbahn nahm er ſogleich eine Hofmeiſterſtelle an, um dadurch und durch kleine literariſche Arbeiten zur Ernährung ſeiner Mutter und Geſchwiſter beitragen zu können, da der Vater unterdeß geſtorben war. Er lebte anfangs in Klettenberg bei Nordhauſen, dann in Erfurt, wo er Erzieher der Kinder des Präſidenten von Dacheröden war, durch deſſen Familie er mit den angeſehenſten Häuſern ſeiner Vaterſtadt und insbeſondere auch mit dem edlen Karl von Dalberg in nähere, auf ſeine künftige Wirkſamkeit einflußreiche Verbindung kam. Im Jahre 1779 hatte die berliner Akademie der Wiſſenſchaften eine Preisfrage aufgeworfen, zu deren Beantwortung ſich Becker angeregt fühlte. Seine Ausarbeitung erſchien 1780 als gekrönte Preisſchrift in franzöſiſcher Sprache, dann 1781 zu Leipzig in deutſcher Überſetzung, und an dieſe, mit großem Beifall aufgenommene kleine Schrift knüpfte ſich die Wahl ſeines Lebensberufs der Volksſchriftſtellerei um ſo mehr, als er inzwiſchen durch ſein langes Hauslehrerleben den gewöhnlichen Weg zur Anſtellung in einem öffentlichen Amte in ſeiner Vaterſtadt verſäumt hatte.

Beim Nachdenken über die Gründe, aus welchen ſich beſtimmen laſſe, was dem Menſchen wahrhaft nützlich ſei, war er nämlich mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, daß die gewöhnliche Vorſtellung von zwei entgegengeſetzten Grundtrieben des Menſchen, einem guten und einem böſen, irrig ſei, und daß derſelbe nur von einem einfachen, ſeinem Geſchlechte eigenthümlichen, daſſelbe von allen Thiergattungen unterſcheidenden Naturtriebe bei allen Neigungen und Handlungen, auch den widerſprechendſten, geleitet werde; dieſes ſei der Trieb der Fortſchreitung oder Vervollkommnung; ein unabläſſiges Streben, immer mehr zu ſein, zu haben, zu genießen und zu wirken. Dieſer Trieb gebiete dem Men-

Digitized by Google

ſchen, **was** er in der Reihe der Weſen leiſten, und die Vernunft, **wie** er es leiſten ſolle, und der Endzweck ſeines Daſeins im Weltall beſtehe darin, durch fortſchreitende Entwickelung und Anwendung ſeiner körperlichen und geiſtigen Kräfte ſelbſt immer beſſer und vollkommener zu werden, Alles um ſich her, ſo weit er reichen könne, zu verbeſſern und ſo die Summe des Guten in der Welt zu mehren. Die Quelle alles Guten, Edlen und Großen, was Menſchen je gethan, noch thun und thun werden, fand er in dieſem Naturtriebe, nach dem Geſetze der Vernunft geleitet, und ebenſo auch die Quelle aller die Menſchheit entehrenden Laſter und Verbrechen, wenn dieſer Trieb ohne Leitung der Vernunft befriedigt wird. Er hielt ſich auch überzeugt, daß die heilige Religion Jeſu, ſowie Er ſie vom Himmel brachte, keinen andern Weg zum Heil der Seelen lehre, als dieſen, nur daß ſie das Streben nach Vollkommenheit noch durch das höchſte Gebot der Liebe erhöhe und veredle. Die Verbreitung dieſer für das Leben des Einzelnen, wie die Entwickelung der bürgerlichen Geſellſchaft gewiß höchſt einflußreichen Erkenntniß wurde das Ziel der ganzen Lebensthätigkeit Becker's, und er hat daſſelbe treu verfolgt bis an ſein Ende. Zunächſt glaubte er in der damals von Baſedow gebrochenen Bahn eines neu geſtalteten Erziehungsweſens die genügendſte Befriedigung ſeiner Abſichten zu finden, und er nahm daher gern im Frühjahr 1782 einen Ruf an das ſogenannte Philanthropin zu Deſſau an, um dort die „Deſſauiſche Zeitung für die Jugend" zu ſchreiben, welche vorzugsweiſe den Kindern und ihren Erziehern einen richtigen Maßſtab für die Schätzung der menſchlichen Dinge und Beſtrebungen an die Hand geben und in den erzählten Folgen der Irrthümer und Laſter, wie der Tugenden, die wahre Beſtimmung des Menſchen zu fortſchreitender Glückſeligkeit ihnen klar vor Augen ſtellen ſollte. Allein der Mangel an Einigkeit, welcher nach Baſedow's Rücktritt unter den gemeinſchaftlichen Vorſtehern und Lehrern jener Erziehungsanſtalt herrſchte, bewog Becker ſchon im Herbſte 1783, ſich wieder von dieſer Anſtalt zu trennen. Er nahm ſeinen Wohnſitz in Gotha, wo er frühere, gleich geſtimmte Freunde und an dem Herzog Ernſt II. einen Gönner fand, der alle Beſtrebungen für Aufklärung und Menſchenglück mit warmer Theilnahme förderte. Hierher folgten ihm auch zwei ſeiner von ihm innig geliebten Schweſtern, welche noch lange Jahre hindurch dem durch ſeine Verheirathung begründeten glücklichen Familienkreiſe angehörten.

Mit dem 1. Januar 1784 erſchien das erſte Stück der „Deutſchen Zeitung für die Jugend und ihre Freunde", deren Herausgabe, nachdem ein früher mit Salzmann verabredeter Plan zu gemeinſchaftlicher Begründung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal bei Gotha ſich zerſchlagen hatte, bis zu Becker's Tode der Lieblingsgegenſtand ſeiner Thätigkeit geblieben iſt, wenn er auch ſpäter, von der Menge ſeiner Unternehmungen bedrängt, die Redaction derſelben zeitweiſe Andern anvertraute. Seinem Erweiterungs- und Verbeſſerungsgrundſatze getreu, wurde dieſe Zeitung, bald (1788) mehr für Erwachſene berechnet, 1796 zur „Nationalzeitung der Deutſchen" erhoben und 1814, — nach zweijähriger Unterbrechung auf Napoleon's Befehl, — mit erneutem Eifer und in erweitertem Wirkungskreiſe für das befreite Deutſchland fortgeſetzt. Ihr Zweck blieb immer derſelbe, die Tagesgeſchichte der Menſchenwelt, und insbeſondere des deutſchen Volkes, zu einer praktiſchen Sittenſchule zu machen, und an den wirklichen Begebenheiten der Völker, der Staaten und des Einzelnen zu zeigen, daß der Menſch nur in ſo weit wahres Glück finden könne, als er ſelbſt immer beſſer wird, und Alles, was er treibt, immer beſſer macht.

Neben der Herausgabe der „Deutſchen Zeitung" beſchäftigte ſich Becker von 1784 an mit dem Plane, ſeine Vervollkommnungslehre der großen Maſſe des Volkes auf eine eindringliche Weiſe beizubringen. Schon die Ankündigung ſeines „Noth- und Hülfsbüchleins" im Jahre 1784 erregte allgemeines Aufſehen; eine kleine vorläufige Schrift: „Verſuch über die Aufklärung des Landmannes" (Leipzig 1785), erhöhte die Erwartung von dem angekündigten Buche, und als der erſte Theil nach vierjähriger Arbeit 1788 an das Licht trat, wurden gleich im erſten Jahre ſeiner Erſcheinung 30,000 Exemplare abgeſetzt. Um den Verbeſſerungstrieb in dem Landbauer zu erregen, ſtellt Becker's Noth- und Hülfsbüchlein ein Beiſpiel der Selbſtbildung der Einwohner eines Dorfes Mildheim auf, welches ſowol alle einzelnen Theile des praktiſchen Berufs des Landmannes, als deſſen ſittliche, häusliche und ſtaatsbürgerliche Verhältniſſe umfaßt und ſo ein vollſtändiges Lehrbuch für das geſammte Leben und Wirken des Landmannes abgibt. Seine Vorausſetzung, daß ein ſolches lebendiges Beiſpiel des Guten und Böſen, des Zweckmäßigen und Verkehrten, vorzüglich geeignet ſei, auf die noch wenig gebildeten Claſſen des Volkes einzuwirken, ward auf unwiderlegbare Weiſe als wahr beſtätigt. Von Jahr zu Jahr mußten neue ſtarke Auflagen des Buches gemacht werden, und als 1798 der zweite, das Ganze abrundende Theil erſchien, waren ſchon 150,000 Exemplare des erſten Theiles verkauft. Allein der unermüdete Eifer des thätigen Mannes hoffte noch immer größere Erfolge dieſes gemeinnützigen, auf Bildung und Veredlung des Volkes abzweckenden Buches, und wirklich ſind ſeitdem noch ſo viele echte Auflagen des Noth- und Hülfsbüchleins nöthig geworden und ſo viele Nachdrücke erſchienen, daß, mit Einſchluß der ungariſchen, böhmiſchen, lettiſchen, ruſſiſchen und däniſchen Überſetzungen deſſelben, gewiß weit über eine halbe Million Exemplare davon verbreitet worden ſind.

In naher Verbindung mit Becker's Noth- und Hülfsbüchlein ſteht ſein „Mildheimiſches Liederbuch", eine Sammlung von Volksliedern für alle Vorfälle des Lebens, zur Erregung reiner und edler Empfindungen, zur Verdrängung unſittlicher und ſinnloſer Lieder aus den Kreiſen aller Stände und zur Beförderung der Geſangluſt. Im Jahre 1799 erſchien die erſte Ausgabe dieſes ſpäter ſehr vervollkommneten Volksbuches nebſt Melodien, deſſen zahlreiche ſeitdem herausgekommene Auflagen gleichfalls den Beweis geliefert haben, wie richtig der Herausgeber die wahren Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens erkannt hat. Inzwiſchen war auch 1791 und 1792 ſein oben näher gezeichnetes praktiſches Moralſyſtem in mehr wiſſenſchaftlicher Form, unter dem Titel „Vorleſungen über die Pflichten und Rechte des Menſchen" in zwei Theilen erſchienen, und auch dieſes fand viel Anerkennung, wenn auch natürlicherweiſe nicht ſo ausgedehnte Verbreitung, als ſeine dieſes Syſtem faßlich anwendenden Volksbücher.

Durch die Herausgabe der „Deutſchen Zeitung" und des Noth- und Hülfsbüchleins hatte Becker ſich in ganz Deutſchland ſo viele Freunde erworben, daß er im Jahre 1791 den Muth ſchöpfte, in Verbindung mit André, der jedoch an der Ausführung nicht lange thätigen Antheil nahm, ein neues großes literariſches Unternehmen zu begründen. Es war der „Anzeiger", ein allgemeines Intelligenzblatt für ganz Deutſchland und ein öffentlicher Sprachſaal für Jedermann, in welchem über alle

Digitized by Google

Gegenſtände des bürgerlichen Lebens und alle Fächer des Wiſſens eine freimüthige und anſtändige Beſprechung ſtattfinden und das Bedürfniß gegenſeitiger Mittheilungen aller Art über die Grenzen der Örtlichkeit und der einzelnen deutſchen Staaten hinaus ſchnell und wohlfeil befriedigt werden ſollte. Auch dieſes ſchwierige Beginnen gelang dem thätigen Unternehmer auf eine ausgezeichnete Weiſe. Bereits im Jahre 1792 wußte er demſelben ein kaiſerliches Privilegium, ſowie nach und nach den amtlichen Gebrauch begünſtigende Verordnungen mehrer deutſchen Regierungen zu verſchaffen; der Name des „Reichsanzeiger" war bald in Aller Munde, und der kenntnißreiche Redacteur, Dr. J. Fr. Hennicke, welchen Becker dem Blatte gleich anfangs gewann, hat daſſelbe auch über den Sturz des deutſchen Reiches hinaus, als „Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen" bis auf den heutigen Tag beſorgt.

Der eigne Vertrieb ſeiner Zeitſchriften und Bücher veranlaßte Becker im J. 1797 zur Begründung einer Buchhandlung, deren allmälig wachſender Verlag verſchiedene Fächer, jedoch meiſt nur die Schriften von Männern umfaßte, mit denen Becker in nähern freundlichen Verhältniſſen ſtand. Es mögen hier nur die geachteten Namen von Zach und von Lindenau, von Benzel-Sternau, von Schlotheim, Löffler, Demme, Kries u. ſ. w. angeführt werden. Vom J. 1804 an richtete ſich ſeine raſtloſe Thätigkeit noch auf einen andern Gegenſtand. Durch den Kunſtkenner von Derſchau in Nürnberg ward er zum Ankauf einer großen Kupferſtich- und Holzſchnittſammlung veranlaßt, die er von Jahr zu Jahr fleißig vermehrte und mit ſeinem erprobten Geſchick, Alles für die fortſchreitende menſchliche Bildung nutzbar zu machen, mit unermüdetem Fleiße in eine große bildliche Kunſtgeſchichte ordnete, welche noch in den Händen ſeiner Familie iſt. Er begann 1808 die Herausgabe der merkwürdigen Sammlung von „Holzſchnitten alter deutſchen Meiſter" aus der Blütezeit dieſer Kunſt, deren Originalplatten von Derſchau größtentheils in Nürnberg aufgefunden hatte. Becker leitete bis 1816 den Druck von drei Lieferungen dieſes für die deutſche Kunſtgeſchichte ſehr wichtigen Prachtwerkes mit der größten Sorgfalt, aber Mangel an hinreichender Theilnahme unterbrach die Fortſetzung. Dagegen veranlaßte ihn der Beſitz dieſer Holzplatten noch zur Herausgabe der „Bildniſſe der Urheber und Beförderer u. ſ. w. der Kirchenverbeſſerung", und des „Hans Sachs im Gewande ſeiner Zeit", welche Schrift 1821 erſchien. Auch ſein „Mildheimiſches Evangelienbuch", das er 1816 noch ſeinen Volksbüchern anreihte, enthält zum großen Theile alte Originalholzſchnitte aus dieſer Sammlung.

Mitten in ſeiner unermüdeten Beſchäftigung für die Förderung desjenigen Gemeinwohls, das aus fortſchreitender beſſerer Erkenntniß ihrer Beſtimmung für die Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft hervorgeht, wurde Becker einer harten Prüfung ſeines Lebens und ſeiner Beſtrebungen unterworfen. Am 30. Novbr. 1811 wurde er, auf Befehl des franzöſiſchen Marſchalls Davouſt, mit militairiſcher Gewalt den Armen ſeiner Familie zu Gotha entriſſen und in die Citadelle der Feſtung Magdeburg abgeführt. Er war angeklagt, mit an der Spitze geheimer Verbindungen zu ſtehen, welche die Abſicht hätten, beim Ausbruche des Krieges gegen Rußland im Rücken des franzöſiſchen Heeres ganz Deutſchland aufzuwiegeln. Seine in Beſchlag genommenen Papiere ſollten hierüber Licht geben; allein man fand — nichts, denn der Verdacht war völlig ungegründet. Nicht auf dem Wege offener oder heimlicher Gewalt hielt er beſſernde Veränderungen des Zuſtandes der Staaten, wie der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt, für erreichbar, ſondern nur auf dem Wege allmälig fortſchreitender Bildung und reiferer Einſicht. Dies bewieſen ſeine eignen Schriften, wie all ſeine Unternehmungen, die man bis in die frühere Zeit hinauf der ſchärfſten Unterſuchung unterwarf. Auch der nächſte Vorwand zu ſeiner Verhaftung, ein Aufſatz in der „Nationalzeitung der Deutſchen" vom 11. Febr. 1811, „Der deutſche Bund, eine geheime Geſellſchaft" überſchrieben, hatte keinen andern Zweck als den allgemeinen, offen ausgeſprochenen: deutſchen Sinn, Vervollkommnung der deutſchen Sprache, Fortſchreitung in der Bildung jeder Art und insbeſondere in der Betriebſamkeit deutſcher Gewerbe, unter Entbehrlichmachung ausländiſcher Waaren, zu befördern. Allein dieſer ihm ſelbſt inwohnende deutſche Sinn war eben ſein Verbrechen in den Augen der franzöſiſchen Machthaber, wie Davouſt ſelbſt in einem ſpäter aufgefundenen Briefe an die mit der Unterſuchung beauftragten Perſonen vom 10. Febr. 1812 mit folgenden Worten eingeſteht, die aus der Feder des Feindes das ſchönſte Ehrenzeugniß enthalten, welches der Wirkſamkeit des deutſchen Mannes ausgeſtellt werden konnte. „Ihre Berichte", ſchrieb er, „beſtätigen mir, daß dieſer Mann ſich ſeit ſehr langer Zeit und vorzüglich ſeit 1805 beſtrebt hat, unter allen Völkern, welche die deutſche Sprache reden, das Verlangen zur Bildung *einer* Nation zu erwecken, welches gewiß ſo gut iſt, als Aufruhr predigen in den verſchiedenen deutſchen Provinzen, die dem franzöſiſchen Reiche einverleibt ſind, und den Empörungsgeiſt bei den verſchiedenen Völkern, welche dieſe Sprache haben, aufregen wollen. Dieſes Individuum hat ſich mit großer Beharrlichkeit angelegen ſein laſſen, die Geiſter zu dieſem Zweck zu bearbeiten; man bemerkt dieſes in allen Nummern ſeiner Zeitſchrift u. ſ. w."

So half denn kein Beweis ſeiner Unſchuld an dem ihm angedichteten Verbrechen, keine Bitte ſeiner Familie, keine Verwendung ſeines theilnehmenden Fürſten und anderer einflußreichen Perſonen bei den franzöſiſchen Behörden und bei dem Kaiſer Napoleon ſelbſt; 17 Monate lang mußte Becker in der Gefangenſchaft ſchmachten, bis es, kurz vor der Schlacht von Lützen, bei Napoleon's Durchreiſe durch Gotha am 25. April 1813, der tief gebeugten Gattin des Eingekerkerten gelang, deſſen Freilaſſung von dem damals noch Mächtigen zu erbitten. Man muß „R. Z. Becker's Leiden und Freuden in ſiebzehnmonatlicher franzöſiſcher Gefangenſchaft" (Gotha 1814), von ihm ſelbſt beſchrieben, leſen, um ſowol den Muth und die Gewiſſensruhe zu bewundern, womit der unſchuldig Gemißhandelte die über ihn verhängten Leiden und Entbehrungen ertrug und auch im Kerker ungebeugt die gemeinnützigen Plane ſeines Lebens verfolgte, als um ihn lieben zu lernen im treuen Verhältniſſe des zärtlich beſorgten Familienvaters, des dankbaren Freundes, des durchaus redlichen Mannes, und um aus der allgemeinen Theilnahme, die ſeinem Schickſale bezeigt wurde, einen gerechten Schluß auf die Anerkennung ſeines Werthes zu ziehen. In den Schooß der Seinigen zurückgekehrt, mit vom Kummer gebleichtem Haare, aber kraftvoll am Geiſte, nahm er ſofort die rüſtige Feder wieder zur Hand, um eine neue Bearbeitung ſeines Noth- und Hülfsbüchleins und Mildheimiſchen Liederbuches zu vollenden, die er in der letzten Zeit ſeiner Gefangenſchaft begonnen hatte. Nach der Befreiung Deutſchlands ſetzte er, wie ſchon erwähnt, mit dem Januar 1814 die

Digitized by Google

zwei Jahre lang unterdrückt geweſene Nationalzeitung der Deutſchen mit jugendlicher Lebendigkeit und mit um ſo glücklicherm Erfolge fort, als der neu erwachte Sinn für alles Vaterländiſche den Zwecken derſelben fördernd entgegenkam. Neben ſeinen übrigen ſchon angeführten Leiſtungen aus dieſer ſpätern Zeit ſeines Lebens, fuhr er unausgeſetzt fort, ſeine ausgebreiteten Verbindungen mit wackern und menſchenfreundlich geſinnten Männern unter allen Ständen zu gemeinnützigen und wohlthätigen Unternehmungen und Sammlungen zu benutzen, von denen hier nur der Luther'ſchen Jubelſtiftung von 1817 gedacht werden mag, welche noch fortan beſteht. Ohne Aufhören, wie ſein ganzes früheres Leben hindurch, erfreuten ſich aber auch viele Einzelne ſeines wirkſamen Wohlwollens. Wer in der Nähe und Ferne eines Raths oder einer Hülfe bedurfte, wendete ſich gern an den allbekannten Menſchenfreund, der, unermüdlich wo es Menſchenwohl galt, durch eigne Aufopferung und durch Verwendung bei Andern, ſehr Vielen ein Helfer geworden iſt.

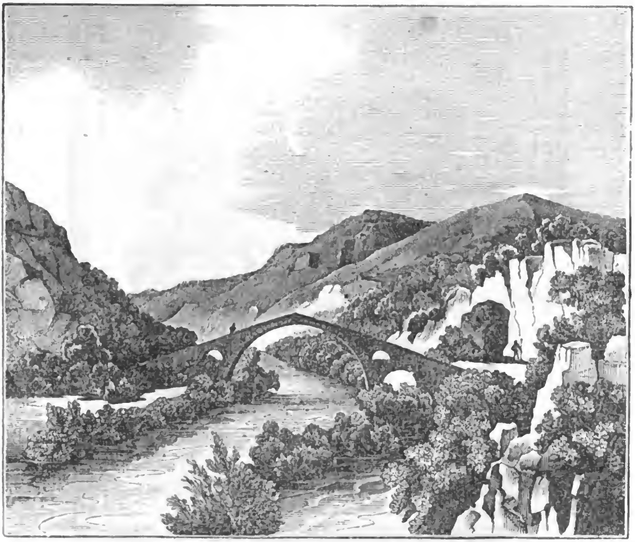
So lebte er, geachtet von Hohen und Niedern, geliebt von einer treuen Gattin und glücklich verſorgten Kindern, in wohlhabenden häuslichen Verhältniſſen, welche er ſeiner nützlichen Thätigkeit verdankte, ein rüſtiger Greis, als ihn der Tod wenige Tage vor Vollendung ſeines ſiebzigſten Lebensjahres, nach kurzer Krankheit, am 28. März 1822 aus dieſem Erdenleben abrief. An ſeinem Grabe durfte mit Wahrheit geſagt werden: „Er war das echte Bild eines deutſchen Mannes, offen und treu in Geſinnung, klar und kräftig in Wort und That, begeiſtert für Das, was er als gut erkannte, ein furchtloſer Feind alles Finſtern und Böſen!" So hat er gewirkt bis an ſein Ende, und daß ſeine Anſicht der menſchlichen Beſtimmung auf Erden, wie ſie in vorſtehender Schilderung als die feſte Grundlage ſeiner Beſtrebungen bezeichnet worden iſt, nicht in das Reich ſchöner Träume gehöre, das hat er durch ſein eignes Leben redlich zu beweiſen geſucht. Noch wirken auch nach ſeinem Tode ſeine Schriften und Unternehmungen ſegensreich fort und ſicher wird Becker's Name in der Bildungsgeſchichte unſers Volkes noch lange dankbar genannt werden.

Rudolf Zacharias Becker

Digitized by Google

Der Fluß Eurotas mit der alten Brücke.

Der Fluß Eurotas, der von mehren alten Schriftſtellern häufig erwähnt wird, entſpringt in Arkadien, unweit der alten Stadt Megalopolis, und verdankt ſeine Berühmtheit beſonders dem Umſtand, daß dicht an ſeinen Ufern die Stadt Sparta lag. Er durchſtrömt die Provinz Lakonien der ganzen Länge nach, nimmt alle kleinern Bäche von den benachbarten Gebirgen auf und ergießt ſich in den Meerbuſen von Koron. Er hat ein enges aber tiefes Bett, und iſt faſt während des ganzen Jahres nicht zu durchwaten. Nach dem Berichte der alten Schriftſteller war er zu gewiſſen Zeiten von ganzen Schwärmen ſchneeweißer Schwäne bevölkert, die ſein ruhig fließendes Gewäſſer angelockt hatte; neuere Reiſende aber wollen ſolche Vögel nicht bemerkt haben. Auch war er mit einer beſondern Art Schilfrohr bewachſen, das wegen ſeiner Höhe und Farbe ſehr geſchätzt wurde. Die Spartaner flochten daraus Matten und bekränzten ſich damit an gewiſſen Feſten. In den Wellen des Eurotas badeten ſie ihre Kinder von früheſter Jugend an, um ſie abzuhärten und gegen die Kälte unempfindlich zu machen, was beſonders in den Frühlingsmonaten geſchehen ſein mag, wo der Fluß durch den von den benachbarten Gebirgen herabſtürzenden Schnee angeſchwellt, und deshalb kälter als zu einer andern Jahreszeit iſt. Noch jetzt halten die Griechen den Eurotas in Ehren, indem ſie ihn der König der Flüſſe nennen. Über den Fluß führten von Sparta aus zwei Brücken. Von der einen, die auf unſerer Abbildung ſo dargeſtellt iſt, wie ſie im Alterthum ausſah, ſind noch jetzt die Überreſte vorhanden. Sie war unſtreitig die Hauptbrücke, und berührte grade die Mitte der Hügelreihe, auf welcher das alte Sparta ſtand, und bei derſelben vereinigten ſich alle Straßen aus den öſtlichen Gegenden des lacedämoniſchen Gebiets. Nach der Stadt hin führte ſie graden Wegs auf die ſogenannte Agora, den großen Marktplatz von Sparta, wo man alle kaufmänniſchen und andern öffentlichen Geſchäfte abzuſchließen pflegte. Die Gegend um den Eurotas beſchreibt ein neuerer Reiſender, der Engländer Leake, als ſehr reich an Naturſchönheiten; namentlich gewährt die Ausſicht von der Höhe des Caſtells von Miſitra, dem ehemaligen Sparta, einen überraſchenden Anblick. Man überſchaut die ganze nördliche, öſtliche nnd ſüdliche Gebirgskette bis an die Grenze von Argolis und Arkadien, ſelbſt die Inſel Cythere und einen Theil des lakoniſchen Meerbuſens. Die ganze Ebene von Sparta breitet ſich vor dem Beſchauer aus, bis auf einen kleinen Theil, der von dem Gebirge Taygetus verdeckt wird. Auf einigen der höchſten Gipfel dieſes Gebirgs erheben ſich mächtige Tannenwälder. Die nähern Abdachungen deſſelben ſind mit Wein bewachſen oder auch mit fruchtbaren Kornfeldern und Olivenpflanzungen bedeckt. Südwärts durchſchneidet die Ebene der kleine, aber ebenfalls von den alten Schriftſtellern vielerwähnte Fluß Pandelekmona, deſſen reizende Ufer üppig angebaut ſind.



Der Fluß Eurotas mit der alten Brücke.

Einfluß des Mondes auf Pflanzen und Thiere.

Montgomery gibt in ſeiner Geſchichte der britiſchen Colonien einige Beobachtungen, die er in den Ländern zwiſchen den Wendekreiſen über den Einfluß des Mondes gemacht haben will. Wenn in der Colonie Demerary im britiſchen Guyana, die Wallaba, ein harziger, dem Mahogany ähnlicher Baum, während der Nacht einige Tage vor dem Eintritt des Neumondes gefällt wird, ſo gibt er das dauerhafteſte Bauholz, und wenn man ihn in dieſem Zuſtande zu ſpalten verſucht, ſo theilt ſich der Stamm in ſehr unebene gezackte Stücke. Wird er hingegen zur Zeit des Vollmondes gefällt, ſo kann man ihn mit der größten Leichtigkeit in die ſchönſten und glatteſten Bohlen von jeder beliebigen Dicke oder zu Faßdauben ſpalten; benutzt man ihn aber zu Bauholz, ſo iſt dieſes nicht dauerhaft. Wird Bambusrohr von Armsdicke während des Neumondes gefällt, ſo halten die davon gemachten Pfähle zehn bis zwölf Jahre, zur Vollmondzeit gehauen aber nur zwei bis drei Jahre. Ebenſo iſt es bei andern Waldbäumen der Fall. Nach Montgomery's Verſicherung ſtarben junge Hunde in Afrika an der Mutter Seite in wenigen Stunden, wenn man ſie den Strahlen des Vollmondes ausſetzte. Fiſche wurden unter gleichen Umſtänden ſchnell faul, friſches Fleiſch verdarb dergeſtalt, daß es auch durch Einſalzen nicht wieder brauchbar gemacht werden konnte. Matroſen, die im Mondſchein auf dem Verdeck ſchliefen, wurden nachtblind oder bekamen ein geſchwollenes Geſicht.

Der Storch.

Dieſer ſtattliche Vogel, zum Unterſchiede von einer andern Art auch der weiße Storch (ciconia alba), an manchen Orten Adebar, Klapperbein genannt, beſucht Deutſchland nur als Gaſt und Wanderer, der, wenn ihm das Klima nicht mehr gefällt, in wärmere Gegenden zieht. So wenig er bei uns, beſonders in waſſerreichen Gegenden, ſelten iſt, ſo zeigt er ſich doch am häufigſten in Holland, fehlt dagegen in England ganz, ſodaß nur höchſt ſelten ein verirrter dort angetroffen wird. In ältern Zeiten ſoll er jedoch hier gemein geweſen ſein, wie aber bei uns mit Ausrottung der Wälder auch Auerochſen, Bären und andere Thiere verſchwunden ſind, ſo in England der Storch, als man die ſumpfigen Gegenden austrocknete und in urbares Land verwandelte. Mit ſeinem langen Schnabel und Halſe iſt dieſer Vogel ſchon gegen 3 F. hoch, eigentlich aber faſt 4 F. lang, und wenn er die Flügel ausſpannt, 7 F. breit. Er fällt ſchon von weitem in die Augen durch die ſchöne Röthe des Schnabels und der Beine, und die Weiße des ganzen Gefieders, von welcher die ſchwarzen Schwungfedern ſchön abſtechen. In ſeinem ganzen Weſen zeigt er einen gewiſſen Anſtand; langſam und ſtolz ſchreitet er auf den Wieſen oder im Sumpfe einher und noch ſchöner zeigt er ſich im Fluge. Da ſchwimmt er gleichſam in den Lüften, faſt ohne Flügelſchlag, ſteigt ſo hoch, daß ihn das Auge kaum noch erſpäht, und ſenkt ſich, bald gleitend, bald in Kreiſen ſchwebend, wieder herab. Steht er oder ſchläft er, ſo zieht er faſt immer ein Bein in die Höhe, gleich dem Kranich und andern Vögeln, und birgt den Schnabel in den langen Halsfedern. Im Zorn, auf ſeinen Reiſen und als Lockton für ſein Weibchen läßt er ein eigenthümliches Klappern durch das Zuſammenſchlagen des Schnabels hören, da ihm eine eigentliche Stimme fehlt und nur die Jungen im Neſte ziſchen.

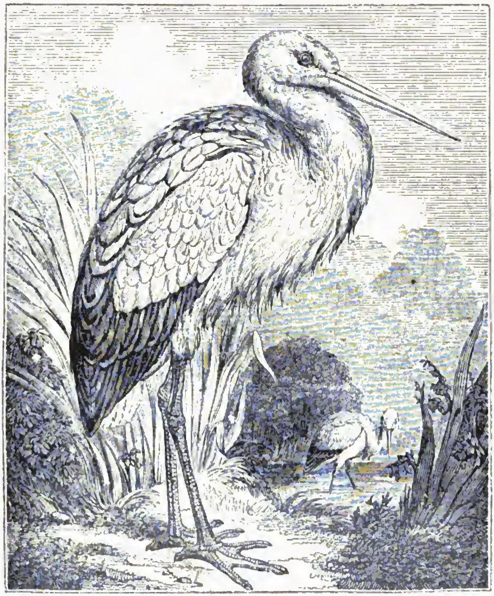
Dieſer Wandervogel (Zugvogel), der in Afrika und Aſien, hauptſächlich in Ägypten und Japan einheimiſch (Standvogel) iſt, verlebt ſeinen Winter auch oft ſchon in Spanien, kehrt aber zu uns in Frühjahr, meiſt im März zurück, um uns dann im Auguſt wieder zu verlaſſen. Immer erſcheinen dann die Männchen zuerſt und überhaupt alle einzeln, dagegen ſich beim Abzug alle Störche einer Gegend mehr oder weniger zu größern Geſellſchaften zu vereinigen pflegen, und zuweilen, den Schwalben ähnlich, erſt einige Tage vor der Abreiſe ihre Flügel zur weiten Reiſe verſuchen. Sie mögen die Wanderung wol ohne auszuruhen vollbringen, denn man hat keine der aus nördlichern Gegenden kommenden als raſtende beobachtet. Auch ſorgen die Störche dafür, daß keine Schwächlinge die Reiſe antreten, wenigſtens ſieht man ſie Flügellahme und Gezähmte dann mit argen Schnabelhieben verfolgen. Der Storch wird aber in Deutſchland als halbes Hausthier betrachtet, er bezieht ja alljährlich ſein altes Quartier wieder. Dies iſt aber ſein Neſt. Er wählt zu ſeinem Bau hohe Dachforſte, Schornſteine, Kirchthürme, ſeltener abgeſtumpfte Bäume und dieſe auch nur in der Nähe menſchlicher Wohnungen, und der Bürger und Bauer, der wol noch im frommen Aberglauben von dieſem Vogel ſich mehr verſpricht, als den Nutzen, den er gewährt, pflegt ihm die Arbeit durch ein altes Wagenrad zu erleichtern, welches an ſolcher paſſenden Stelle befeſtigt wird. Da trägt denn nun der Baumeiſter dürre Reiſer und Dornen herbei und flicht ſie, zwar nicht kunſtvoll aber feſt ineinander, beſſert auch, iſt dieſe Wohnung einmal fertig, ſie jedesmal nach ſeiner Ankunft aus, und man will Storchneſter von hundertjährigem Alter hier und da gefunden haben. Wol möglich, daß dann die Jungen der Alten Wohnung einnehmen, denn zahme Störche erreichen nur ein Alter von etlichen 20 Jahren. In dieſes Neſt legt das Weibchen zwei bis drei ockergelbe Eier, von der Größe der Gänſeeier und brütet ſie mit Beihülfe des Männchens in ungefähr vier Wochen aus. Mit größter Sorgfalt pflegen beide Ältern die Jungen, und immer werden dieſe von Einem derſelben bewacht, während das Andere Nahrung ſucht und herbeiträgt. Dieſe beſteht aus Fröſchen, Eidechſen, Schlangen, Mäuſen und Maulwürfen, für die Jungen; die Alten leben aber außerdem auch von Inſekten, beſonders Heuſchrecken, Hummeln, Bienen, Schnecken, nehmen jedoch auch wol junge Wachteln und Lerchen, Schnepfen und andere Eier an, ſowie kleine Fiſche, verſchlucken indeß dabei manches Unverdauliche, wie denn der Naturforſcher Götze in einem Storchmagen Glasſcheiben, Kirſchkerne, ſogar eine Federmeſſerklinge fand. Was der Storch von lebenden Thieren verzehrt, drückt er erſt zwiſchen dem Schnabel todt und bereitet es gleichſam vor, indem er Alles, auch die längſte Schlange, ganz verſchluckt. Eine außerordentliche Anhänglichkeit zeigen die Störche für ihre Jungen. Man erzählt, daß bei dem großen Brand zu Delft in Holland ein Storch ſein Neſt nicht verließ, ſondern ſammt den Jungen verbrannte. Während der Schlacht von Friedland war ein Gehöfte in der Nähe der Stadt von einer Bombenkugel angezündet worden und der Brand ergriff auch einen alten dürren Baum, auf welchem ſich ein Storchneſt befand. Das Weibchen brütete eben und wollte das Neſt nicht verlaſſen, bis dies ganz von Flammen umgeben war, dann erhob es ſich grade in die Luft und wenn es eine

Digitized by Google

große Höhe erreicht hatte, ſtürzte es ſich wieder mitten ins Feuer, als wolle es verſuchen, ſeinen koſtbaren Schatz zu retten. Aber endlich, umringt von Feuer und Rauch, fiel es in die Mitte des glühenden Neſtes und fand ſeinen Tod. Die Jungen, wenn man ſie halbflügge aus dem Neſte nimmt, werden leicht ſo zahm, daß ſie ihren Herrn gleich einem Hunde begleiten.

Die Störche werden faſt überall als Schützlinge betrachtet, da ſie durch die Vertilgung mancher ſchädlichen Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen, Nutzen gewähren. Die alten Ägypter hatten ſogar Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn Jemand einen Storch tödtete, und noch jetzt werden ſie in mehren Gegenden gleichſam als geheiligte Vögel in Ehren gehalten. Beſonders aber ſtehen ſie bei den Türken in Anſehen, und in Bagdad gewähren die Storchneſter einen ſonderbaren Anblick. Hier fehlt nämlich den Minarets oder Thürmen der Moſcheen (Bethäuſer) die Spitze, mit welchen ſie zu Konſtantinopel und anderwärts verſehen ſind; daher können die Störche hier leicht ihre Neſter darauf bauen. Dieſe Neſter ſind mit dem Thurme ziemlich von gleichem Umkreiſe, und erſcheinen gleichſam als Theile deſſelben, iſt aber der hohe Vogel mit ſeinem langen Halſe darin, ſo ſcheint er die Endſpitze des Thurmes zu bilden. Die Türken halten auch deswegen den Vogel in Ehren, weil ſie glauben, daß er in ſeinen Geberden Ähnlichkeit mit ihren Ehrfurchtsbezeigungen habe. Sie nennen ihn Hadſchi Lug-lug, das erſte Wort bezeichnet einen Pilger, die beiden Nachſilben ſollen den Klapperton andeuten. Die Vögel ſcheinen aber auch ihre Verehrer zu kennen, denn in Städten von gemiſchten Bewohnern ſoll man ſelten ein Storchneſt auf einem andern, als einem türkiſchen Hauſe finden. Ja die Griechen, in ihrem Nationalhaß gegen die Türken, geben als Grund zur Vertilgung des von ihnen verfolgten Storchs an, er ſei ein Türken-Vogel, da er nur auf türkiſche Häuſer baue.

Viele Fabeln von Störchen ſind ehemals verbreitet geweſen, werden auch wol noch hier und da geglaubt; dahin gehört, daß er im Schlamm überwintere, daß er ein Haus gegen Blitz und andere Unfälle bewahre, daß ſein Wegziehen vom Hauſe Unglück bedeute, daß er bei entſtandenem Feuer Waſſer im Schnabel zutrage und dergl. mehr. Auch gebrauchten unſere Voreltern Allerlei vom Storch, z. B. Fett, Galle, als Arznei.



Der Storch.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

93.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Januar 10, 1835.

Statue.

Der Knabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht.

Digitized by Google

Der Knabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht.

Ueber dieſe auf der umſtehenden Seite dargeſtellte Statue, die ſich früher im Capitol zu Rom befand, ſpäter nach Paris kam, jetzt aber wieder nach Rom zurückgelangt iſt, hegte man lange zum Theil ſehr abenteuerliche Vermuthungen. Nach Einigen ſollte ſie aus dem Mittelalter herrühren und einen italieniſchen Schäferknaben vorſtellen, der während der innern Kriege und gegenſeitigen Befehdungen der kleinen Staaten Italiens im 13. Jahrhundert als Bote gebraucht worden ſei, ſich auf ſeinen Wanderungen verwundet, und ſo einſt mit verletztem Fuß ſeine Botſchaft nach Rom gebracht habe. Wie ſich aber bei einer ſo klaren Sache der Sinn der Beurtheiler zu einer ſolchen ungereimten Erklärung verleiten laſſen konnte, iſt nicht leicht einzuſehen. Das Kunſtwerk iſt offenbar eine Antike, und rührt wahrſcheinlich aus der Zeit des Lyſippus her, wo in der bildenden Kunſt bereits ein zarterer und weicherer Styl herrſchend geworden war. Der feine Gliederbau, die Schönheit des geſenkten Kopfes, das Edle in der gebückten Stellung, der tiefe Schmerz, welcher ſich, höchſt bezeichnend, in der ganzen Haltung ausdrückt, geben dieſem Bildwerk einen hohen künſtleriſchen Werth. Die Statue iſt aus Bronze, von dem reinſten Guß und hat zwei Fuß fünf Zoll Höhe. Sie iſt im Ganzen wohl erhalten, und nur einige Ergänzungen ſind ſichtbar, wie auch die Brüche, welche durch die Länge der Zeit entſtanden, mit großer Sorgfalt, wahrſcheinlich im 16. Jahrhundert, ausgefüllt ſind. Das Felsſtück, worauf die Figur ſitzt, iſt ebenfalls antik und aus demſelben Metall wie die Figur ſelbſt. Von den Augen ſieht man nur noch die Höhlungen, welche wahrſcheinlich mit Silber ausgefüllt waren, wie es bei den bronzenen Statuen im Alterthum üblich war.

Der Meerſchaum in naturgeſchichtlicher und techniſcher Hinſicht.

Der Meerſchaum iſt eine Gattung von Talkerde, woraus die beliebten Pfeifenköpfe verfertigt werden. Den Namen Meerſchaum hat dieſes Mineral, das auch bei den Türken Keffekil, d. i. Schaum oder leichter Thon, heißt, von ſeiner Leichtigkeit, welche in frühern Zeiten die Meinung veranlaßte, daß es der verhärtete Schaum des Meerwaſſers ſei. Über die Naturgeſchichte und Herkunft deſſelben haben überhaupt längere Zeit ſehr irrige Begriffe geherrſcht, und erſt vor einigen Jahrzehnten erhielt man nähere Kenntniß davon. Genauere Unterſuchungen dieſes Minerals haben wir dem Chemiker Wiegleb zu danken. Man weiß jetzt, daß dieſer weiße oder weißgelbliche, oder blaßiſabellfarbene, fettige, zähe Naturkörper, der einen feinerdigen matten Bruch hat, durch den Strich fettartig glänzend, ſehr weich und leicht iſt und ſich ſchneiden läßt, beſonders in Griechenland nahe bei Thiva oder Stives, dem ehemaligen Theben, in Rum-Ili gegraben wird. Nach Andern wird dieſes Mineral auch in Kleinaſien, in Anadoli, nicht weit von der Stadt Eskiſcheher, nahe bei dem Dorfe Killſchick, d. h. Thonort, gefunden, wo er in einer grauſchieſrigen, ſechs Fuß mächtigen Kalkkluft, in Adern von geringer Mächtigkeit, die oft 20 Fuß tief unter der Dammerde liegen, gebrochen wird. Die friſch gegrabene Erde iſt weiß, zähe, faſt wie Wachs; ſie erhärtet leicht ohne Feuer und ſoll nach der Angabe der Grubenleute in der ausgegrabenen Kluft unter ſchäumendem Aufblähen wieder nachwachſen. Jene Grube gehört einem dortigen türkiſchen Kloſter, welches den Landleuten der Umgegend gegen eine beſtimmte Abgabe die Erlaubniß ertheilt, das Mineral aufzuſuchen. Auch noch an mehren Orten des türkiſchen Reichs wird Meerſchaum gefunden, wie auch, jedoch von geringerer Beſchaffenheit, in Spanien bei Madrid und in Frankreich am Montmartre bei Paris. Er findet ſich hier meiſt derb eingeſprengt und in knolligen Stücken von unebener, ſchwach ſchimmernder Oberfläche; die Farbe iſt kreideweiß, das ſich ins Schneegrauliche, gelblich und röthlich Weiße zieht. Der Bruch iſt erdig, im Großen zuweilen flachmuſchlig, die Bruchfläche matt; die Bruchſtücke ſind unbeſtimmt eckig und ſtumpfkantig, übrigens undurchſichtig, gar nicht oder ſehr wenig abfärbend, weich, milde und leicht zerſprengbar, ſtark anhängend an der Zunge, etwas fettig und nicht kalt beim Anfühlen, leicht und mancher ſogar ſchwimmend.*)

In der Türkei verfertigt man die Pfeifenköpfe nicht nur aus der verhärteten, ſondern auch aus der noch weichen Maſſe. Dieſe wird dicht in Formen eingepreßt, die allerlei Figuren enthalten. Während die Maſſe noch in den Formen ſteht, bohrt man die Löcher ein und legt die Köpfe dann zum Trocknen in die Sonne. Wenn ſich hierauf nach drei bis vier Tagen eine gelbliche Haut auf der Oberfläche zeigt, bringt man ſie in einen wohlerwärmten Backofen, in welchem ſie ſo lange liegen bleiben, bis ſie kalt geworden. Nun werden die Köpfe in Milch geſotten, mit Schachtelhalm, zuletzt mit feinem weichen Leder abgerieben und in den Handel gebracht. In Konſtantinopel gibt man ihnen durch Sieden in Öl, in gelbem Wachs oder durch Beizen noch verſchiedene Farben. Die Türken achten die meerſchaumenen Pfeifenköpfe nicht ſehr, ſondern verkaufen ſie meiſt an chriſtliche Kaufleute, durch welche ſie in mehre europäiſche Länder verſchickt werden; ja in neuerer Zeit werden ſie in der Türkei faſt gar nicht mehr verfertigt, weil ſie Niemand kauft, und die Türken finden ihre Rechnung beſſer dabei, den Meerſchaum roh in den Handel zu bringen. In Konſtantinopel gibt es drei türkiſche Kaufleute, die ſich faſt ausſchließend mit dieſem Handel beſchäftigen; da jedoch die Mohammedaner durch ihre Religion auf gewiſſe gewerbliche Geſchäfte beſchränkt ſind, auch oft in ihr Vaterland zurückkehren müſſen, ſo haben ſie gewöhnlich Griechen als Commiſſionairs in Wien.**) Außer dieſen treiben dort noch

---

*) Nach neuern Unterſuchungen beſteht der weiße aus Natolien gebrachte Meerſchaum aus

	Kieſelerde	50,50	= 98,25
	Talkerde	17,25	
	Waſſer	25,00	
	Kohlenſäure	5,00	
	Kalkerde	0,50	
Der grauweiße Meerſchaum aus	Kieſelerde	41,00	= 98,75
	Talkerde	18,25	
	Waſſer, Kohlenſäure	39,00	
	Kalkerde	0,50	
Der ſpaniſche Meerſchaum aus	Kieſelerde	62,00	= 69,50
	Talkerde	3,50	
	Thonerde	2,50	
	Kalkerde	1,50	

Seine ſpecifiſche Schwere iſt nach Einigen 1,209, nach Andern 1,600 und nach noch Andern 0,988 bis 1,279.

**) Dieſe drei türkiſchen Handelsleute, welche namentlich auf die Plätze Wien und Leipzig Einfluß haben, ſind: Clevikate Hadſchi Ali (mit dem Commiſſionair Abtula in Wien), Hadſchi Mohammed (mit dem reiſenden Commiſſionair Sheriff Mohammed), Hadſchi Havis (mit dem reiſenden Commiſſionair Mula Haſſan).

Digitized by Google

ein paar Armenier dieſen Handel, welche ſtets mehre Diener nach Peſth, Wien und Leipzig reiſen laſſen und den Meerſchaum an dieſen Plätzen verkaufen und verſenden. Die in Konſtantinopel wohnenden Kaufleute reiſen nach Eskiſcheher, ungefähr 60 Stunden von Konſtantinopel, und wenden ſich da an einen der ſogenannten Meiſter, zu welchem ſie das Vertrauen haben, daß er Glück hat, auf gute Adern zu kommen, oder vielmehr eine recht ſchöne Maſſe zu finden, und fodern ihn auf zu arbeiten. Der Unternehmer verlangt nun Geld im Voraus, um ſeine Arbeiter zu bezahlen, 4—500 Piaſter, wol auch noch mehr. Hat er das Geld einmal erhalten, aber nicht eher, ſo macht er mit ſeinen Leuten Anſtalt zur Arbeit; ſie begeben ſich in die Gegend, wo der gewöhnliche Fundort des Meerſchaums iſt, und beten für einen glücklichen Erfolg, werfen rückwärts einen Stein aus oder laſſen einen Vogel fliegen. Nach dieſen zufällig erhaltenen Anzeigen fangen ſie auf gut Glück an zu graben. Oft kommen ſie nun auf eine ergiebige Ader, nicht ſelten aber auch auf eine ſehr arme, oft wieder auf ſehr ſchlechten Grund; mitunter iſt ihre Mühe ganz vergeblich. Haben die Leute nun drei Monate lang gegraben, ſo wird der gewonnene Meerſchaum von Erde u. ſ. w. gereinigt und durch mühevolle Behandlung geglättet, ſodaß alle äußern Fehler geſchickt verdeckt und abgeglättet ſind, daß zur Entdeckung derſelben das geübteſte Kennerauge erfodert und oft manches Stück als fehlerfrei gekauft und wieder verkauft wird, deſſen Mängel bei der Bearbeitung erſt an den Tag kommen, und das ganze Stück als unbrauchbar erſcheint. Der nun ſo behandelte Meerſchaum wird auf einen Haufen gelegt. Nun kommt der Kaufmann zum zweiten Male, ſondert den Haufen in drei Theile, große, mittlere und kleine Stücke, um ſeinen Werth zu erkennen, und fragt um den Preis, und iſt dieſer angegeben, ſo wird gehandelt; doch darf der Kaufmann die Waare ja nicht tadeln, ſondern er muß unter immerwährenden Lobſprüchen feilſchen, bis beide Theile einig ſind. Oft trifft es ſich aber auch, daß der Meiſter erklärt, er werde den Meerſchaum an einen Andern verkaufen und dem Beſteller ſeinen Vorſchuß zurückzahlen, und in ſolchen Fällen muß trotz allem Feilſchen die Waare ſchon an Ort und Stelle ſehr theuer gekauft werden. Iſt der Handel geſchloſſen, ſo wird der Vorrath in gute Waare und in Ausſchuß geſondert, die gute Waare abermals getheilt, nämlich nach der Größe der Stücke, und nun in Kiſten von 2 Fuß 6 Zoll Länge, $8\frac{1}{2}$ Zoll Breite und 1 Fuß $3\frac{3}{4}$ Zoll Tiefe gepackt. Hierin befinden ſich nun gewöhnlich ſieben Lagen, unten die größten, oben die kleinſten Stücke. Zwiſchen jeder Lage iſt Baumwolle eingeſchichtet, und beſonders der Boden über zwei Zoll hoch mit Baumwolle belegt: ein Beweis, wie ſehr man auch in Aſien mit dem Meerſchaum ſpart. Dieſe Kiſten werden auf Pferden nach Konſtantinopel geſchafft, und, wenn ſie zu Lande ausgeführt werden ſollen, von da auf gleiche Weiſe nach Semlin transportirt, und zwar in Partien von 20—100 und 150 Kiſten. In Semlin werden die Kiſten umgepackt und müſſen 40 Tage Contumaz halten. Dann reiſt der Commiſſionair von Wien der Waare bis Peſth entgegen und verkauft ſchon hier, ſo viel er kann. Von Peſth kommt der noch bleibende Vorrath nach Wien, wo die Hauptniederlage und der einſtweilige Aufenthalt aller Türken iſt, die mit dieſem Artikel handeln. Bei dieſen kaufen die Fabrikanten und Kleinhändler; ein Theil der Waare aber wird auch nach Leipzig geſchafft, wo die türkiſchen Commiſſionaire die Oſter- und Michaelismeſſe beſuchen und an fernherreiſende Käufer verkaufen; jedoch bleibt der beiweitem größere Theil alles Meerſchaums in Wien. Die Hauptniederlage des zur See ausgeführten Meerſchaums iſt zu Trieſt. In einer Kiſte von ſieben Lagen ſind 220—260 Stücke, die 280—320 Gulden Conv.-M. in Wien koſten. Es kommen auch Kiſten von ſechs Lagen mit 160—170 Stück, im Preiſe von 400—450 Gulden, noch ſeltener aber Kiſten mit 60—90 Stück vor, die dann mit 500—600 Gulden bezahlt werden. Selbſt Kenner werden über dieſen hohen Preis erſtaunen, und doch muß der Käufer immer noch gleichſam erſt ein Loos auf gut Glück ziehen; denn ſehr oft ſind neben aller Mühe auch alle Koſten verloren. Da aber der Bedarf bis jetzt gegen den Vorrath zu groß war, ſo iſt trotz dem Riſico doch immer noch alle mangelhafte Waare mit eingepackt und verſendet worden.

Kommt nun die Waare zum Fabrikanten, ſo hängt Alles, wie geſagt, vom Glück ab, da man zwar leicht die äußere Beſchaffenheit beurtheilen, aber nicht ſo leicht die innern Fehler erkennen kann. Was geſchickte und geſchmackvolle Verarbeitung des Meerſchaums zu Pfeifenköpfen betrifft, ſo ſteht Wien wol oben an und wird auch lange dieſen Vorzug behaupten, da in neuerer Zeit ausgezeichnete Künſtler in dieſem Fache mit einander wetteifern, und ſowol in äußerer Schönheit der Arbeit als in Güte der Waare das Befriedigendſte, und zwar zu ſehr mäßigen Preiſen leiſten. Außer Wien werden beſonders auch in Lemgo viele Pfeifenköpfe geſchnitten, die von vorzüglicher Güte ſind und hinſichtlich der Solidität den in Wien verfertigten gleich geſetzt werden, wiewol ſie minder elegant ſein mögen. Was die Zartheit dieſer Maſſe betrifft, ſo kann dieſe nur Derjenige ganz beurtheilen, der ſie bearbeitet. Faſt in keinem andern Material kann der Bildner ſo fein und genau arbeiten als in einem vollkommen ſchön geformten Stück Meerſchaum, das fehlerfrei iſt, wie es freilich nicht allzu häufig vorkommt. Köpfe von ſolcher ausgeſuchten Maſſe übertreffen dann aber auch durch die Veränderung ihrer Farbe beim Rauchen Alles, ſelbſt die feinſte dies nachahmende Malerei. Solche Pfeifenköpfe ſind jedoch ſelten und ſehr hoch im Preiſe; denn oft kann der Verfertiger um 1000 Guld. einkaufen, ohne ein ſo ganz vollkommenes Stück zu finden, und gibt ein Stück auch im Anfange Hoffnung, ſo iſt es vielleicht wieder ſo üppig gewachſen, daß es Luftblaſen innerlich erzeugt hat, welche gewöhnlich beim Schneiden ſich mit Geräuſch entleeren, was beim ſpröden Meerſchaum nie der Fall iſt, oder er trifft auf weiße Kieſelſteine, oft von bedeutender Größe, welche glashart ſind.

In der neueſten Zeit machte man auch Verſuche, den ſpaniſchen Meerſchaum zu verarbeiten, von welchem ſchon mehre Male größere Partien nach Wien gekommen ſind; jedoch kann ſich derſelbe durchaus nicht mit dem türkiſchen meſſen, da er nicht nur mehr Glanz beſitzt, ſondern auch voller Fehler und ſelten von guter Beſchaffenheit iſt. Überdies verbreiten ſolche Köpfe beim Rauchen gewöhnlich einen ſehr übeln Geruch. *) Die Spanier nennen ihn die Milch des Feuerſteines, da derſelbe über den Feuerſteinſchichten gefunden wird, wes-

*) Ein Deutſcher, Hr. Eiſländer, längere Zeit in Madrid anweſend, war der Erſte, der den ſpaniſchen Meerſchaum in den Handel zu bringen ſuchte und einem wiener Hauſe dieſe Sorte empfahl. Er wird nicht in Kiſten, ſondern in Fäſſern verführt und centnerweiſe verkauft, der Centner um 80—100 Guld. Conv.-M.; da er aber mit dem türkiſchen keine Vergleichung aushält und nur ſehr wenig Brauchbares bietet, ſo iſt dieſer Preis im Verhältniß immer noch ſehr hoch, da von einem Centner kaum 10 Pfund zu gebrauchen ſind.

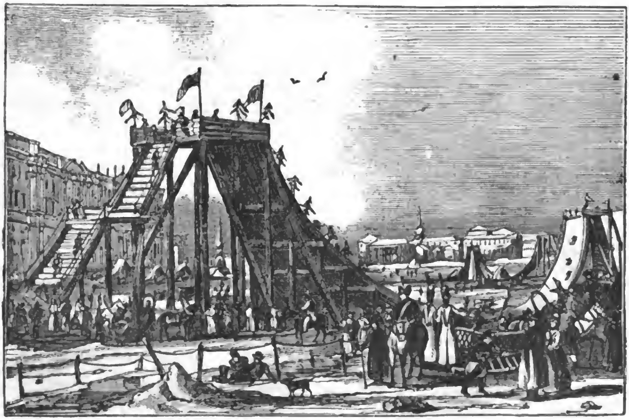
Digitized by Google

halb auch häufig ſolche Steine in den Stücken vorkommen. In Spanien ſelbſt verwendet man ihn zu Öfen, wol auch zu Caſtagnetten.

Was die Verfertigung der Meerſchaumköpfe betrifft, ſo werden die rohen Meerſchaumklötze, welche zuerſt durch Schneiden mit dem Schnitzer ungefähr die Geſtalt des Kopfes erhalten haben, auf die Drehbank gebracht, um von jeder Seite ein kleines Loch hineinzubohren. Dann wird der Kopf auf eine eiſerne Schraube, welche ſich in der Drehbank befindet, gebracht, und ſo die eine und dann auch die andere Seite, wenn dies die Krümmung des Pfeifenhalſes erlaubt, angedreht. Iſt dies geſchehen, ſo wird dem Kopfe durch Raſpeln und Feilen vollends die Form gegeben, welche er erhalten ſoll. Hierauf wird der Kopf in Walrath geſotten, wonach er mit einem Schaber glatt geſchabt und mit Bimſtein und Schachtelhalm geſchliffen wird. Alsdann wird der Kopf mit geſchlemmter Kreide oder wiener Kalk polirt, und hierauf, nach der Beſchaffenheit der Maſſe, entweder in Wachs oder Öl geſotten. Endlich wird der Kopf völlig ausgebohrt, und wenn dies geſchehen, abermals polirt. Von dem Abgange des Meerſchaums werden in Ruhla bei Eiſenach, wo eine alte bedeutende Fabrik von Meerſchaumköpfen beſteht, ſowie in Wien, ſogenannte unechte Köpfe den echten ſo täuſchend nachgemacht, daß nur ein Kenner dieſelben von echten durch ihre Schwere zu unterſcheiden vermag; ſie rauchen ſich jedoch nur unvollkommen an und werden deshalb meiſt in Öl geſotten in den Handel gebracht.

Die Rutſcheisberge in Rußland.

Die Rutſcheisberge, welche den Ruſſen die beliebteſten Wintervergnügungen gewähren und die Aufmerkſamkeit des Ausländers beſonders erregen, ſind 50—60 Fuß hoch, und haben oben weiß angeſtrichene mit bunten Flaggen verzierte Balkone. Auf der Rückſeite befindet ſich eine Treppe, auf welcher die Menſchen mit Eile fortwährend hinaufſteigen, um auf der andern Seite die abſchüſſige Eisbahn, die oft 3—400 Schritte lang iſt, auf leichten Rennſchlitten mit der größten Schnelligkeit wieder hinabzugleiten. Jeder Schlitten hat einen Führer, welcher bei der Abfahrt hinter ſeinem Paſſagier ſitzt. Bewunderungswürdig iſt die Kunſt, womit er ſein Fuhrwerk zu lenken weiß, ſowie die Ordnung, womit Schlitten auf Schlitten einander folgen, ſodaß nur äußerſt ſelten ein Unglück geſchieht. Man ſieht hier Fahrluſtige von jedem Alter und Geſchlecht, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder. Singend, ſcherzend und jubelnd, wiſſen ſie geſchickt das Gleichgewicht auf der pfeilſchnellen Fahrt zu bewahren. Beſonders beliebt iſt dieſes Eisvergnügen bei den jungen Damen der Hauptſtadt, die in koſtbare Pelze gehüllt, die ſchneidende Winterluft nicht fürchten. Dort ſieht man den Adel und die ſchöne Welt als Zuſchauer bei den Eisbergen in koſtbar geſchmückten Schlitten, um ſich am Jubel des Volkes zu ergötzen. Am prächtigſten nimmt ſich das bunte Getümmel, die raſche Fahrt der Schlitten, das eilige Auf- und Abſteigen des Volkes und das Gedränge der Zuſchauer zur Nachtzeit aus, wo die Gerüſte und die Eisbahn durch farbige Lampen erleuchtet ſind, die auf der ſpiegelhellen Fläche einen herrlichen Widerſchein geben. Seit 1815 wurden dieſe Eisberge auch in andern Ländern nachgeahmt, und ſelbſt da, wo es wegen Milde des Klimas an Eis fehlte, und um auch im Sommer das Vergnügen des pfeilſchnellen Herabfahrens zu genießen, wurden, anſtatt der Schlitten Wagen mit niedrigen Rollen angewandt. Solche ruſſiſche Berge ſah man nun faſt in allen Hauptſtädten Europas, und vorzüglich wurden ſie ein Lieblingsvergnügen in Paris, wo dieſe Bahnen mit der größten Zierlichkeit und Bequemlichkeit gebaut waren.



Die Rutſcheisberge in Rußland.

Digitized by Google

Der Honigvogel und der Baumläufer.

Einer der merkwürdigſten Vögel iſt unſtreitig der Honigvogel oder Bienenkukuk (cuculus indicator), der im ſüdlichen Afrika landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung lebt. Er gehört zu dem Kukuksgeſchlecht und hat ungefähr die Größe eines Sperlings. Er beſitzt einen beſondern Inſtinct, die Örter zu entdecken, wo ſich die Neſter der wilden Bienen befinden, umſchwärmt deshalb, beſonders Morgens und Abends, wo er auf den Fraß auszugehen pflegt, die hohlen Bäume und Felſenklüfte, worin jene ihre Baue haben. Dabei läßt er ein durchdringende Geſchrei hören, bis er die Stelle findet, welche ſeine Lieblingsnahrung, den Honig birgt. Die Eingebornen ſehen dem Fluge des Vogels nach und geben genau Acht, wo er ſich niederläßt. Sie nehmen alsdann den größten Theil des entdeckten Honigvorraths und laſſen das Uebrige dem Wegweiſer. Sparrman, le Vaillant und andere Reiſende haben dies häufig beobachtet, und berichten auch, daß ſich der Honigvogel oft der Hülfe des Baumſpechts bedient, welcher wegen ſeines langen und harten Schnabels mit leichterer Mühe die Neſter der Bienen in den hohlen Bäumen aufſtört.

Sitten und Gebräuche der nordamerikaniſchen Völkerſchaften an den Küſten der Beringsſtraße.

Im Mai 1833 wurde von dem Gouverneur der ruſſiſchen Niederlaſſungen an der Nordweſtküſte von Amerika, Baron von Wrangel, ein Schiff unter dem Befehl des Lieutenants Tebenkow ausgeſendet, um das Innere des Landes genauer zu unterſuchen und mit den Bewohnern deſſelben Handelsverbindungen anzuknüpfen. Die Reiſenden legten an mehren Inſeln an, ſegelten dann längs der nordweſtlichen Küſte hinauf, wo ſie einen Meerbuſen fanden, der den Namen des Entdeckers erhielt, und liefen endlich in eine Bucht an der Oſtküſte von Aſien ein, wo ſie von den Bewohnern, den Tſchuktſchen, einem nordoſtſibiriſchen, von Jagd, Fiſcherei und Rennthierzucht lebenden Volke, Pelzwerk und Walroßzähne eintauſchten. Von da kehrten ſie nach Neuarchangel, dem Hauptſitz der ruſſiſch-amerikaniſchen Anſiedelungen, zurück, nachdem der Befehlshaber an dem neuentdeckten Meerbuſen ein Fort erbaut und in demſelben eine ruſſiſche Beſatzung von 14 Mann zurückgelaſſen hatte. Der Bericht des Gouverneurs an die ruſſiſche Regierung über den Erfolg der Reiſe gibt intereſſante Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der Bewohner dieſer Gegenden. Lieutenant Tebenkow beſchreibt die an den nördlichſten Küſten Amerikas wohnenden Völker als wohlgebildet, von nicht zu großem Wuchs, aber kräftigem Gliederbau. Ihr Geſicht iſt ſtark und breit und ihr Haar ſchwarz, wel-

Digitized by Google

ches die Männer auf dem Scheitel abzuſcheren pflegen. Ihre Kleidung, welche aus Elenn- oder Rennthierhäuten, bei den Reichern aus ſämiſch Leder verfertigt iſt, erhalten ſie von den Tſchuktſchen, einer nordaſiatiſchen Völkerſchaft, mit welcher ſie in Handelsverbindung ſtehen, und von der ſie auch den Schnitt zu ihrem Anzuge entlehnt zu haben ſcheinen. Ihr Hauptſchmuck beſteht aus einer Halskrauſe von Wolfsfell und aus Reihen von Korallen, die ſie überall anbringen. Die Frauen pflegen ſich Korallen durch die Naſe zu ziehen und tragen Armbänder von Kupfer- und Glasperlen. Ganz unentbehrliche Bedürfniſſe ſind beiden Geſchlechtern Taback und Pfeife. Sie rauchen mit einer ſolchen Begierde, daß ſie während dieſes Genuſſes zu allen andern Beſchäftigungen gänzlich unfähig ſind. Sobald der Amerikaner ſeine Pfeife angezündet hat, ſetzt er ſich mit gekreuzten Beinen nieder und gibt allen Anweſenden zu verſtehen, daß ſie ihn um nichts befragen und ſich überhaupt um ihn nicht bekümmern ſollen, wie er ſelbſt Alles, was um ihn vorgeht, nicht im geringſten beachtet. Der Taback ſcheint auf dieſe Völker eine beſonders betäubende Wirkung zu haben; denn man ſieht die Raucher nach dem Genuſſe einer Pfeife Taback häufig gleich Betrunkenen umhertaumeln und umſinken. Sie wohnen, wie die Tſchuktſchen, in ſchlechten Erdhütten, ſogenannten Jurten, die mit Treibholz, welches das Meer an die Küſten ſpült, und zuweilen mit Thierhäuten bedeckt ſind. Der Aufenthalt in dieſen unreinlichen Wohnungen wird Europäern, beſonders im Sommer, wo ſie zugleich Fiſchniederlagen ſind, unerträglich und iſt ſehr ungeſund. Gegen den Winter ziehen dieſe Völker tiefer ins Land und bilden ſogenannte Dörfer; dies iſt die Jahreszeit, wo ſie faſt unaufhörlich in Müßiggang leben und nichts thun als ſpielen, eſſen und Taback rauchen. Auch verkürzen ſie ſich dann die Zeit mit allerlei Zauberkünſten, die ſie wahrſcheinlich von den Tſchuktſchen gelernt haben. Jeder nimmt ſich zwei Weiber, und die Vorliebe für die eine oder andere richtet ſich nach der Zahl der Kinder, die ſie gebären. Ihre Geräthſchaften ſind ſehr einfach und beſtehen nur in den nöthigen Werkzeugen zum Fiſchfang, in Bogen und Pfeilen für die Jagd, und einigen hölzernen und irdenen Gefäßen zum Zubereiten und Aufbewahren der Speiſen. Außer dieſen Geräthſchaften beſitzt jeder Familienvater auch noch ſein Boot, worin er mit großer Kühnheit und Gewandtheit das Meer befährt. Die Bewohner jedes Dorfes haben außerdem noch ein gemeinſchaftliches Fahrzeug von ungewöhnlicher Größe, deſſen ſie ſich zu weitern Fahrten bedienen. Die Sitten dieſer, gegen Fremde nicht ungaſtlichen Völkerſchaften, zeigen ſich aber in ihrer ganzen Roheit bei ihrer Kriegführung. Wenn ein Stamm einen andern plündern will, oder von ihm beleidigt worden iſt, dringt er in das jenem gehörige Dorf ein, verwüſtet alle Hütten, tödtet alle Männer auf der Stelle und führt die Weiber als Gefangene hinweg. Die Getödteten werden ſogleich von den Siegern aufgefreſſen, und das Blut der Feinde geben ſie ihren Kindern zu trinken, damit das Gefühl der Rache in dieſen ſchon zeitig erregt werde. Nur die Köpfe bleiben übrig und dienen, auf Stangen geſteckt, beim Einzug in ihr Dorf, als Siegeszeichen.

Die Religion dieſer Völker iſt ein Gemiſch von richtigen Anſichten und dem einfältigſten Aberglauben. Sie glauben an ein unſichtbares, höchſtes Weſen, welches zwar die Welt erſchaffen, aber deren Regierung untergeordneten Geiſtern anvertraut hat. Auch die Art und Weiſe, wie ſie ſich die Schöpfung der Welt vorſtellen, enthält ein ſeltſames Gemiſch von Sinn und Unſinn. Sie glauben, im Anfange ſei nichts als die Finſterniß geweſen; kein Menſch, kein Thier, keine Pflanze lebte darin, nur der Rabe, aus der Finſterniß geboren, flog darin umher. Er näherte ſich der Erde, welche ſchon vorhanden war, aber nur als eine dunkle Wüſtenei, und erſchuf zuerſt den Menſchen; hierauf entſtanden von ſelbſt die Thiere und Pflanzen. Aber dieſe Geſchöpfe hatten in der Finſterniß die größte Langweile, und der Rabe, als der Erſtling von allen, mußte dafür ſorgen, daß es Licht werde. Er hatte auch wirklich das Glück, die Kiſte zu erblicken, in welcher das Licht verſchloſſen war. Er öffnete ſie und es ward Licht.

Das Land ſelbſt, welches dieſe Völker bewohnen, iſt nicht viel mehr als eine Steppe. Die Kälte iſt ſo groß, daß ſelbſt in den Sommermonaten die Sonne den Erdboden nur auf anderthalb Fuß aufthauen kann. Das Land wird von vielen Flüſſen, Seen und Bächen durchſchnitten, in welchen ſich mancherlei Arten von Fiſchen befinden. Auch viele ſchöngefiederte Vögel gibt es daſelbſt, und von vierfüßigen Thieren namentlich Füchſe, Zobel, Wölfe, Haſen, Vielfraße und Biber.

Eine andere Reiſegeſellſchaft, ebenfalls von Neuarchangel aus, beſuchte im April deſſelben Jahres einen andern Theil des nordweſtlichen Amerika, den der Stachinfluß bewäſſert, um mit den dortigen Eingeborenen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Dieſe hatten aber durch ausgeſprengte Gerüchte ein ſolches Vorurtheil gegen die Ruſſen gefaßt, daß es kaum möglich war, ſich ihnen zu nähern. Erſt nachdem der Befehlshaber des Schiffs mit vieler Mühe einige der Eingeborenen bewogen hatte, daſſelbe in Augenſchein zu nehmen, und ſie alle auf demſelben befindliche Gegenſtände, ſogar die Waſſerfäſſer, in denen ſie einen verſteckten Hinterhalt vermutheten, unterſucht hatten, gelang es, ſich mit ihnen in ein freundſchaftliches Verhältniß zu ſetzen. Später wurde an der Mündung des Stachinfluſſes von der ruſſiſchen Handelsgeſellſchaft ein Fort aufgeführt und ein Verkehr eröffnet, welcher jährlich einige tauſend Stück Felle zu Pelzwerk liefern wird.

Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängniſſe eines Oberprieſters der Birmanen.

Das Leichenbegängniß eines Oberprieſters bei den Birmanen in Arakan und Pegu (in Hinterindien) iſt von der ſeltſamſten Art. Gleich nach ſeinem Tode öffnet man den Leib, um die Eingeweide herauszunehmen, ſtreckt den Leichnam der Länge nach aus, ſchnürt ihm die Beine zuſammen und die Arme feſt an den Leib. Dann geißelt man ihn auf die heftigſte Weiſe, um ſo viel als möglich das Blut aus dem Körper zu ziehen. Hierauf macht man am Leibe, an den Armen und Beinen Einſchnitte, die einen Zoll weit auseinander ſtehen, und füllt dieſelben, ſowie das Innere des Körpers, mit einer Miſchung von Kampher und Salz. Der Leichnam wird dann ganz mit Bändern umwickelt und auf das Dach des Tempels gebracht. Hier läßt man ihn nun mehre Tage lang auf Bambusſtäben liegen, unter welche Gefäße geſetzt werden, worein die durch die Sonne ausgetriebenen fetten Theile herabträufeln. Wenn der Leichnam auf dieſe Weiſe gehörig ausgetrocknet iſt, ſo näht man ihn in ein mit Wachs getränktes Tuch und übergießt ihn außerdem noch mit einer aus Öl und Harz beſtehenden Maſſe. In der Regel wird dadurch das Geſicht des Verſtorbenen ſehr entſtellt, und dann legt man ihm eine Wachs-

Digitized by Google

maſke vor. Der übrige Körper wird nun ebenfalls mit Wachs überſtrichen, wodurch er einen goldfarbigen Glanz erhält. Hierauf wird er in den Tempel gebracht und hier mehre Jahre lang dem Volke zur Schau ausgeſtellt, welches dann aus allen Gegenden herzukommt und ſein Gebet verrichtet. Wenn die Zeit der öffentlichen Ausſtellung vorüber iſt, ſo wird feierlich bekannt gemacht, daß nun die wirkliche Beſtattung des Oberprieſters vor ſich gehen und daß Jeder dieſer Feierlichkeit beiwohnen ſoll, zu welcher dann eine unzählige Menge Volkes herbeiſtrömt, da Niemand, der im Stande iſt zu erſcheinen, es wagt, dem Aufruf nicht zu folgen. Der Körper wird in einen ausgehöhlten Baumſtamm gelegt, alle Zwiſchenräume mit Pulver ausgefüllt und nun mit großem Pomp auf einen freien Platz gefahren. Hierauf wird unter mancherlei Feierlichkeiten unbemerkt das Pulver entzündet; eine furchtbare Exploſion erfolgt und von dem Leichnam iſt nichts mehr zu ſehen.

Der malaiiſche Tapir.

Man hat lange geglaubt, es gebe nur in Amerika Tapire, nicht aber in der alten Welt; in der neuern Zeit wurden jedoch nicht blos Knochen einer bei den großen Erdüberſchwemmungen untergegangenen Art in Deutſchland und Frankreich aufgefunden, ſondern es ward auch eine lebende Art in Oſtindien entdeckt, namentlich in Malakka und Sumatra. Dieſes Thier (Tapirus indicus) ſtellt unſere Abbildung dar, wie es eben ſeines Rüſſels ſich bedient, der 6—8 Zoll lang iſt. Es iſt übrigens in ſeinen Formen ganz dem amerikaniſchen ähnlich, faſt wie ein Schwein gebaut, mit kleinen Augen, rundlichen, weiß geſäumten Ohren. Das Fell iſt dick und feſt und nur dünn mit kurzem Haare bedeckt; die Beine ſind kurz und ſtark, die vordern Füße haben vier, die hintern nur drei hufähnliche Klauen. In den Kiefern ſtehen, wie auch beim amerikaniſchen Tapir, oben und unten ſechs Vorder- oder Schneidezähne, und ebenſo zwei Eckzähne oder Hundszähne, auf jeder Seite einer; dagegen finden ſich im Oberkiefer jederſeits ſieben, im untern nur ſechs Mahlzähne oder Backzähne. Es unterſcheidet ſich aber dieſe Art von den andern hauptſächlich durch den Mangel der kurzen Mähne und durch die Farbe. Dieſe iſt ſchwarz, und nur der Rücken, die Seiten, der Steiß und die Ohrenſpitzen ſind weißlich, ſodaß es ausſieht, als hätte man eine weiße Decke ihm aufgelegt. Die Jungen ſind indeſſen anders gefärbt, nämlich ſchwarz, oben mit gelben Flecken und Streifen, unten mit weißen. Erſt vom ſechsten Monate an erhalten ſie die Färbung der Erwachſenen. Die Größe der letztern beträgt von der Rüſſelſpitze bis an die Spitze des kurzen Schwanzes beim Männchen 6 Fuß 10½ Zoll, beim Weibchen 8 Fuß 1 Zoll, und jenes iſt am Vordertheil 3 Fuß 2 Zoll, dieſes 3 Fuß 5 Zoll hoch. Der malaiiſche Tapir wird als ein Thier geſchildert, welches jung gefangen ſich leicht zähmen läßt. So weit man ſeine Lebensweiſe kennt, von welcher man jedoch noch nicht viel weiß, kommt er darin mit dem amerikaniſchen überein. Von dieſem iſt mehr bekannt und wir laſſen deſſen Naturgeſchichte hier folgen. Er iſt im größten Theile von Südamerika einheimiſch, beſonders in weniger bewohnten Gegenden. Von dem malaiiſchen unterſcheidet er ſich vorzüglich durch ſeine Farbe. Dieſe iſt im Allgemeinen graulichbraun, an der Kehle und der untern Seite des Halſes mehr aſchgrau. Männchen und Weibchen ſind gleich gefärbt, aber die ſäugenden Jungen ſind auf der angegebenen Grundfarbe beſonders gezeichnet, die obere Seite des Kopfs iſt nämlich mit weißen kreisförmigen Flecken beſprengt, die Backen ſind mehr graulichweiß, und an jeder Seite des Körpers laufen vier weiße unterbrochene Streifen von der Schulter bis an den hintern Rand der Schenkel; auch die Außenſeite der Glieder iſt mit weißen Flecken beſetzt, die ganze untere Seite des Körpers, ſowie die Glieder innen ſind graulichweiß. Erſt nach dem zweiten Jahre verſchwindet nach und nach dieſe Zeichnung und das junge Thier iſt nun ganz dem alten ähnlich gefärbt. Der Rüſſel kann willkürlich zuſammengezogen und verlängert werden, und der Tapir bedient ſich deſſelben gewöhnlich, um kleine Baumzweige abzubrechen. Wie der ganze Bau des Tapirs erinnert auch die Färbung der Jungen an ſeine Verwandtſchaft mit dem Schwein, bei welchem im wilden Zuſtande die Friſchlinge auch fleckig ſind. Der Kopf eines amerikaniſchen Tapir-Weibchens iſt 1 Fuß 5 Zoll, der Rumpf 4 Fuß 3 Zoll, der Schwanz nur 3 Zoll lang, die mittlere Höhe aber beträgt 3 Fuß 4 Zoll. Das Männchen iſt immer kürzer und niedriger. Vom Scheitel zieht ſich über den Nacken eine kurze, nicht viel über einen Zoll hohe Mähne hin.

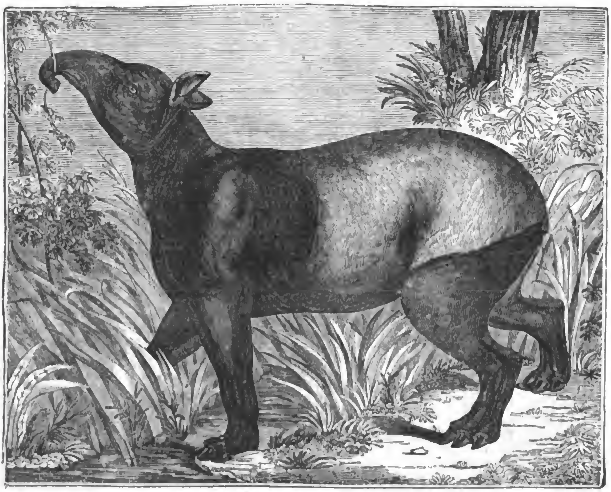
Der gewöhnliche Aufenthalt des Tapirs ſind dichte Waldungen, wo es an Waſſer nicht fehlt. Hier ſtreift er früh und Abends herum, ſchläft aber die Mittagsſtunden hindurch, wälzt ſich auch Morgens und Abends, gleich den Schweinen, im Waſſer oder Moraſt, theils um ſich abzukühlen, theils um ſich von den Stechfliegen zu befreien, gegen die ihn dann der Schlammüberzug ſchützt. In bewohnten Gegenden geht er nur während der Nacht ſeiner Nahrung nach. Er folgt auf ſeinen Wanderungen immer gebahnten Pfaden, und wenn ihm ein Menſch begegnet, flieht er erſchrocken ins Dickigt. In Haltung, Gang und Lauf hat er viel Ähnlichkeit mit dem Schwein. Meiſt flieht er ins Waſſer, um ſich durch Schwimmen, im Nothfall aber durch Tauchen zu retten. Einen großen Theil des Jahres hindurch lebt das Männchen allein, das Weibchen aber iſt gewöhnlich von ſeinem Jungen begleitet. Beide Geſchlechter vereinigen ſich gegen den Winter auf einige Zeit und man hört ſie dann häufig den einzigen Ton wiederholen, welchen ſie von ſich geben können, ein gedehntes Pfeifen. In der Mitte des Frühjahrs wirft dann das Weibchen ein einziges Junges, welches bis zum Winter bei ihm bleibt und das die Mutter bei Gefahren vertheidigt, indem ſie mit den Zähnen den Feind zu packen und zu zerreißen ſucht, auch mit den Füßen auf ihn tritt, um beſſer reißen zu können. So wehrt ſich gegen Menſchen und Hunde auch das Männchen, wenn es angeſchoſſen iſt. Die Nahrung des amerikaniſchen Tapirs beſteht einzig in Stoffen aus dem Pflanzenreich. Man findet in ſeinem Magen Blätter und Knospen, auch ſonſt verſchiedene Theile von Sumpf- und Waſſerpflanzen; ſeine Lieblingsnahrung ſcheinen aber Melonen und Zuckerrohr zu ſein, deren Pflanzungen er nicht ſelten familienweiſe oder doch in Geſellſchaft heimſucht und darin vielen Schaden anrichtet. In Paraguay ſucht der Tapir auch die Stellen eifrig auf, wo die Erde mit verſchiedenen Salzen beſchlägt (dem ſogenannten Salpeter), und leckt dieſe eifrig auf.

Jung gefangen läßt ſich der amerikaniſche Tapir ebenfalls leicht zähmen, iſt ſchon nach wenigen Tagen an ſeine Gefangenſchaft gewöhnt und verläßt ſeine angewieſene Wohnung dann nicht mehr. Er lernt ſeinen Herrn unterſcheiden, obgleich er auch von Andern

Digitized by Google

ſich liebkoſen läßt, und folgt ſogar ſeinem Herrn auf Wanderungen durch die Wälder; nur ſoll er zuweilen, wenn ihm der Weg zu lang wird, umkehren und allein nach Hauſe wandern. Doch zeigt er wenig geiſtige Empfänglichkeit und iſt auch in der Hinſicht dem unbildſamen Schweine ähnlich, wie darin, daß er unfolgſam bleibt. Gleich dieſem ihm verwandten Thiere gewöhnt er ſich an alle Nahrungsmittel, die der Menſch genießt und frißt ſogar gekochtes und an der Sonne getrocknetes, in jenen Ländern häufig zur Nahrung dienendes Fleiſch; auch gewöhnt er ſich daran, des Nachts zu ſchlafen. Als Leckerbiſſen verzehrt er mitunter altes Leder und Lumpen, doch nur um ihres ſalzigen Geſchmackes willen; Salz iſt ihm lieber und zu ſeiner Geſundheit erfoderlich, ſowie, beſonders im Sommer, hinreichendes Waſſer zum Saufen und Baden.

Man jagt den Tapir ſowol wegen ſeines Fleiſches, als ſeines Fettes und ſeines Felles. In Braſilien lauert man ihm an ſeinen Badeplätzen auf und ſchießt ihn, ſehr unzweckmäßig, mit Schrot ſtatt mit Kugeln. Da er ſich ſeinen Verfolgern gern durch Schwimmen zu entziehen ſucht, ſo folgt man ihm mit Kähnen, worin die Bewohner jener Gegenden eine beſondere Gewandtheit und Geſchicklichkeit beſitzen, oft aber entkommt er, wenn keine Hunde zur Hand ſind, trotz den Schüſſen, welche bei ſeinem Auftauchen jedesmal auf den Kopf gerichtet werden. Zuweilen ſtellen die Eingeborenen völlige Treibjagden an. Dagegen ſtöbert man ihn in Paraguay durch Hunde auf, treibt ihn ins Freie und dort fangen ihn Reiter mit den Schlingen, deren ſie ſich auch zum Einfangen anderer Thiere, z. B. der wilden Rinder, bedienen. Er iſt zwar anfangs flüchtig, hält aber nicht lange aus und ſtellt ſich dann gegen die Hunde und Menſchen zur Wehre. Auch haben die Jäger in Paraguay eine eigne Weiſe, einen jungen lebend gefangenen Tapir, wenn er zu groß iſt, um aufs Pferd genommen werden zu können, fortzubringen. Sie durchſtechen ihm von innen die Naſenlöcher und den obern Theil des Rüſſels und ziehen einen ledernen Riemen durch; der Schmerz, den jede widerſtrebende Bewegung dem Thiere verurſacht, bringt es dazu, dem Führer geduldig zu folgen. Das Fleiſch des alten Tapirs ſoll nach den Verſicherungen der Reiſenden dem Rindfleiſche zu vergleichen ſein, das Fleiſch des jungen Thiers aber dem Kalbfleiſch durchaus nicht nachſtehen. In Braſilien wird es von allen Bewohnern der Oſtküſte gegeſſen, in Paraguay aber nur von den Indianern und den ärmeren weißen Einwohnern. Auf das Fett oder den Speck ſind beſonders die Indianer begierig, welche überhaupt alle Theile des Thieres benutzen, ſogar die Haut braten und verzehren. In Braſilien und Paraguay wird die Haut gegerbt und zu Peitſchen, Zäumen und dergl. benutzt. Die Camancas (ein wildes Volk in Braſilien) machen aus den Hufen ihre muſikaliſchen Inſtrumente, welche ihnen beim Tanz den Takt angeben. In Paraguay ſchreibt das gemeine Volk dieſen ſowol, als vielen andern Theilen des Thieres, Heilkräfte zu, die es indeß nur ſelten benutzt.



Der malaiiſche Tapir.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler=Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

94.] Erſcheint jeden Sonnabend [Januar 17 **1835**.

Der Scherenſchleifer.

Digitized by Google

Der Scherenſchleifer.

Von allen niederländiſchen Malern erfreute ſich keiner eines ausgebreitetern Rufes, als der Maler des dargeſtellten Bildes, David Teniers, der 1610 zu Antwerpen geboren ward und 1694 zu Brüſſel ſtarb. Wiewol er einer der fruchtbarſten Künſtler war, und die Zahl ſeiner Gemälde ſo groß iſt, daß er ſelbſt im Scherz von ſich ſagte, wer alle ſeine Werke ſammeln wolle, müſſe dazu eine Galerie von zwei Meilen Länge haben, ſo fanden doch ſelbſt ſeine kleinſten Gemälde, die man ſcherzweiſe Teniers' Nachſchüſſeln nannte, vielen Beifall und wurden ihm gut bezahlt. So führte Teniers, geehrt von allen Kunſtgenoſſen und Kennern, geſchätzt und ausgezeichnet durch mehre Fürſten, unter glücklichen Vermögensverhältniſſen das angenehmſte Künſtlerleben. Aber er verdiente auch dieſe durch ſeine ſanfte, beſcheidene Geſinnung und durch die Biederkeit und Redlichkeit ſeines Charakters. Als Maler zeichnete er ſich durch Treue und Richtigkeit der Zeichnung aus, und in dem Talent, den Wechſel der Lufteffecte mit höchſter Wahrheit auszudrücken, iſt er nicht übertroffen worden. Auch jetzt wird er daher immer noch als einer der vorzüglichſten Maler der niederländiſchen Schule geachtet.

Das Gemälde der Schleifer hat alle Vorzüge des Meiſters und iſt vorzüglich durch Milde und Harmonie des Colorits ausgezeichnet. Die Hauptfigur ſteht auf einer Anhöhe und wird von einem heitern, lebhaften Licht erleuchtet. Die Muthmaßung eines franzöſiſchen Kunſtrichters, daß Teniers in dieſem Schleifer einen verkappten Soldaten habe vorſtellen wollen, der unter dieſer Maske die Umgegend ausſpähen will, ſcheint verfehlt, da auf dem Bilde ſelbſt ſich nirgend eine Andeutung findet, die zu dieſer Erklärung berechtigen könnte.

Die Gewandtheit der Eskimos.

Es gibt kein ſchmuzigeres und häßlicheres Volk als die Eskimos an den Küſten des nördlichen Labrador. Die Natur hat ſie auf nichts als Wallfiſchthran und Seehundsfleiſch angewieſen, und zur Kleidung ihnen nichts gegeben als die Felle der Seehunde. Ihre Wohnungen ſind jämmerliche Hütten, im Winter unter der Erde, wohin weder Sonne noch Luft dringt. Nichtsdeſtoweniger ſind dieſe armen, von allen Lebensfreuden ſcheinbar ausgeſchloſſenen Polarmenſchen weniger roh und vernachläſſigt, als man denken ſollte, und ſie wiſſen ſich trefflich in fremde Sitten zu finden, während ſie mit ihren Waffen und wenigen Geräthen ſo gut umzugehen verſtehen, daß es ihnen kein Europäer nachthun kann. Vor mehren Jahren hatte ein ſolcher Eskimo das Unglück, mit ſeinem leichten Kanot gegen 50 deutſche Meilen weit ins Meer verſchlagen zu werden. Der Himmel führte ihn einem engliſchen Grönlandfahrer zu, der ihn aufnahm und nach Schottland brachte, bis ſich Gelegenheit fand, ihn in ſein Vaterland zurückzuſenden. Er war ein junger Mann von 19 Jahren und wußte ſich ſchnell in die europäiſchen Sitten zu finden. Beſonders erſtaunten Alle über die Fertigkeit, womit er ſein Fahrzeug handhabte. Eines Tages beſtand er an der Küſte unweit Leith einen Wettkampf gegen ein mit 12 Matroſen bemanntes Boot. Die ganze Stadt war Augenzeuge; alle im Hafen befindlichen Schiffe waren bis zur höchſten Spitze der Maſten voll Zuſchauer. Das Zeichen zum Rudern wurde gegeben, aber ſo kräftig die Matroſen ruderten, vermochten ſie doch nicht lange, mit dem Eskimo Linie zu halten. Als er ihnen ein Stück voraus war, ſchnürte er ſein Fahrzeug dicht um den Leib zuſammen, und während er anhielt und die Matroſen ihn ſicher einzuholen glaubten, ſtürzte er ſich plötzlich mit dem Kahne um, und tauchte in beträchtlicher Entfernung wieder empor. Wol zwei Stunden trieb er dieſes Spiel, nach deſſen Ende für ihn unter den Zuſchauern eine Geldſammlung veranſtaltet wurde. Bald darauf kehrte er auf einem Grönlandsfahrer in ſein Vaterland zurück, mit einer ſo anſehnlichen Menge von Handwerkszeug, Geſchirren und Kleidern verſehen, daß er nun gewiß der reichſte Eskimo im ganzen Lande iſt.

Mittel zur Entfernung mephitiſcher Luft aus Brunnen und dergleichen.

Öffentliche Blätter theilen nachſtehenden Verſuch mit, durch welchen es bei der Ausbeſſerung eines bis auf den Waſſerkanal 60 Fuß tiefen Brunnens gelang, die darin befindliche mephitiſche Luft (Stickluft) zu entfernen, um die Arbeit bewerkſtelligen zu können. Nachdem man ſich anderthalb Tage lang vergeblich bemüht hatte, die Stickluft durch brennende Späne oder durch die Entzündung von Schießpulver zu vertreiben, wurden etwa 180 Quart beinahe kochendes Waſſer mit einem Mal in den Brunnen gegoſſen. Dies hatte die Wirkung, daß ſich ſofort undurchſichtige Dämpfe entwickelten und 15—20 Minuten lang emporſtiegen, wonach die Stickluft aus dem Brunnen gänzlich entfernt ward, da unmittelbar nach dem Verſchwinden dieſer Dämpfe die Arbeiter ohne alle Beſchwerde bis zum Waſſerſpiegel hinabſteigen und ihre Arbeit verrichten konnten; auch blieb ein gleichzeitig heruntergelaſſenes Licht brennen.

Anſtalt zu Paris, in welcher Rindfleiſch ohne Knochen, ſowie Fleiſchbrühe verkauft wird.

Seit einigen Jahren beſtand ſchon in Paris eine Geſellſchaft, welche in verſchiedenen Theilen dieſer großen Stadt Anſtalten hatte, in denen man zu jeder Tageszeit zu ſehr billigem Preiſe Fleiſchbrühe erhalten konnte. Dieſe vortreffliche Suppe wurde aus Rindfleiſch beſter Qualität und keineswegs aus Abfällen bereitet, wie man dies wahrſcheinlich glauben mochte, und eben deshalb erhielt ſich zwar wol die Anſtalt, aber ſie bekam doch nicht den Aufſchwung und fand nicht die Unterſtützung, welche ſie verdiente. Jetzt aber iſt daſelbſt eine andere Anſtalt gegründet worden, welche ſich nicht nur gleich bei ihrer Eröffnung eines großen Zulaufs zu erfreuen hatte, ſondern welche auch eine gänzliche Änderung in dem Fleiſchhandel hervorbringen wird, eine Änderung, die nicht nur dem Publicum, ſondern auch den Fleiſchern von großem Nutzen ſein wird. In dieſer Anſtalt verkauft man ganz reines Rindfleiſch, d. h. Fleiſch, aus welchem alle Knochen, Flechſen und ſonſtige zum Eſſen unbrauchbare Theile ausgelöſet ſind. Das Pfund dieſes knochenloſen Fleiſches wird zu 4 Groſchen verkauft, während es, wenn die Knochen und die Zulage, die ſonſt mitgekauft werden mußten, abgerechnet ſind, das Pfund auf 5½ Gr. zu ſtehen kommt. Aus den Knochen und ſonſtigem Abgange wird in einem vortrefflich eingerichteten Apparat eine ſehr kräftige Suppe bereitet, dieſe ſehr wohlfeil verkauft, und nicht nur der Arme kann ſich hier eine geſunde und nahrhafte

Digitized by Google

Speiſe verſchaffen, ſondern auch der Bemittelte ſein Fleiſch und ſeine Suppe aus dieſer Anſtalt holen, und anſtatt, wie jetzt geſchieht, das Fleiſch auszuſieden, auf beſſere Weiſe zubereitet genießen.

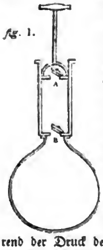
Die Luftpumpe.

Die Naturlehre unterſcheidet bekanntlich zwiſchen tropfbar flüſſigen Stoffen, wie das Waſſer, und elaſtiſch oder ausdehnbar flüſſigen, zu denen die Luft gehört, welche unſern Erdball gleich einer hohlen Kugel umgibt und die wir auch im Allgemeinen ſeine Atmoſphäre oder ſeinen Dunſtkreis nennen. Das Vorhandenſein dieſer Lufthülle ward längſt nicht mehr bezweifelt, denn abgeſehen von zahlloſen Naturerſcheinungen, mußte jede Fächerbewegung dem Aufmerkſamen in dem dadurch entſtehenden Winde und dem dabei merklichen Widerſtande, den Beweis davon liefern. Man machte ferner die Erfahrung, daß friſche Luft für Menſchen, Thiere und Pflanzen zum fröhlichen Gedeihen unentbehrlich ſei, und ſo drängten ſich denn mit den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften immer häufiger die Fragen auf: welchen Einfluß die Atmoſphäre auf dieſe oder jene Erſcheinung haben möge, und ob dieſelbe überhaupt ſtattfinden würde, wenn keine Atmoſphäre vorhanden wäre.

Um die Mitte des 17. Jahrh. kamen bald nacheinander zwei für dieſe Zwecke höchſt wichtige Erfindungen zu Stande; nämlich durch den Mathematiker Toricelli in Florenz 1643 das Barometer, wodurch die genauere Beſtimmung der Größe des Luftdruckes möglich wurde, und durch Otto Guericke, Bürgermeiſter in Magdeburg, 1650 die Luftpumpe. Letztere bot zuerſt die Mittel dar, die von der Schwere, Elaſticität, den mechaniſchen und chemiſchen Eigenſchaften der Luft herrührenden Erſcheinungen auf das Vollſtändigſte zu erläutern.

Im Allgemeinen verſteht man unter Luftpumpen ſolche Vorrichtungen, bei denen in einem der äußern Luft unzugänglichen Gefäß ein luftleerer Raum erzeugt wird, auf daß ſich die Luft aus einem damit verbundenen luftdichten zweiten Gefäß, welches zugleich die zu unterſuchenden Gegenſtände enthält, kraft ihrer Elaſticität mit in jenen Raum vertheile und alſo verdünnt werde. Der Natur der Sache nach kann durch Fortſetzung dieſes Theilens einer gegebenen Menge kein völlig luftleerer Raum, jedoch eine ihm ſehr nahe kommende Verdünnung, erreicht werden. Iſt nun z. B. A B ein hohler metallener Cylinder, in welchen der mit einer Handhabe verſehene, aus Metall oder Lederſtücken beſtehende Kolben luftdicht hineinpaßt, bei B genau auffaß und von da nach A zurückgezogen wurde, ſo müßte zwiſchen A B ein luftleerer Raum entſtanden ſein, wenn nicht die in dem am Cylinder befindlichen Glas- oder Metallgefäß vorhandene Luft das Ventil bei B zurückdrückte und ſich in dem erhaltenen Raume vertheilte, während der Druck der äußeren Luft das Ventil im Kolben ſchließt. Sobald dieſer aber herabgeſchoben wird, drückt die zwiſchen A B enthaltene Luft das untere Ventil zu und öffnet ſich zugleich durch das bei A einen Ausweg, bis der Kolben wieder auf B ruht und die Operation wiederholt werden kann.

Fig. 1.



Auf dieſer einfachen Grundlage, die man bis heute beibehalten hat, beruht die ganze Erfindung; nur die Ventile waren ihr fremd. Guericke's Luftpumpe, mit der er 1654 in Regensburg vor Kaiſer Ferdinand III. und den anweſenden Reichsfürſten ſeine berühmten Verſuche anſtellte, und die noch auf der Bibliothek in Berlin verwahrt wird, beſtand aus einem Kolben ohne Ventil, der luftdicht in einen meſſingenen Cylinder oder ſogenannten Stiefel paßte, an den ſich eine aufwärts gekrümmte Metallröhre anſchloß, die in eine Schraubenmutter endigte. In dieſe wurden die mit einem Halſe und darin mit einem Hahne zum Abſperren gegen den Rücktritt der Luft verſehenen Gefäße eingeſchraubt, aus welchen Luft entfernt werden ſollte. Nach jedem Kolbenzuge wurde der Hahn geſchloſſen und ein kleiner Stöpſel unterhalb des Cylinders geöffnet, um der vom niederwärts getriebenen Kolben bedrängten Luft einen Ausweg zu ſchaffen. Ruhte der Kolben wieder auf dem Boden des Stiefels, ſo wurde der Stöpſel wieder eingepaßt, der Hahn geöffnet und das Verfahren wiederholt.

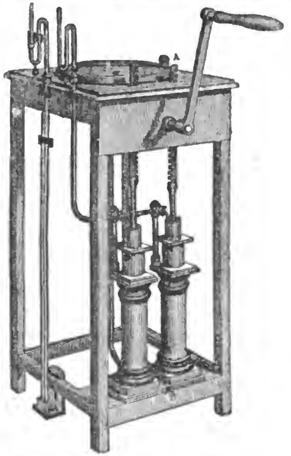
Mittels dieſes unvollkommenen Apparats entleerte Guericke in Regensburg zwei genau mit den Rändern zuſammenpaſſende kupferne Halbkugeln in ſo hohem Grade, daß 24 Pferde den Druck der darauf wirkenden äußern Luft nicht überwinden konnten, während die Halbkugeln faſt von ſelbſt auseinander fielen, ſobald durch Drehung des an der untern befindlichen Hahnes der Zutritt der Luft geſtattet wurde. Zu Ehren des Erfinders bezeichnet man die zu dieſem Verſuch nöthigen Halbkugeln ſeitdem mit dem Namen der magdeburger oder Guericke'ſchen Halbkugeln.

Binnen kurzer Zeit wurden wichtige Verbeſſerungen mit der Luftpumpe vorgenommen und es waren vorzüglich Deutſche, Holländer und Engländer, die ſich darin auszeichneten. An die Stelle der aufzuſchraubenden Gefäße trat der viel zweckmäßigere Teller, der mit dem Stiefel durch eine in ſeinem Mittelpunkt ſich öffnende Röhre verbunden iſt, und auf die Glasglocken oder andere Gefäße, die man ſämmtlich Recipienten nennt, aufgeſetzt und von Luft entleert werden können. Man baute ferner Luftpumpen mit Ventilen und ähnlicher Einrichtung des Cylinders, wie oben bei Fig. 1., brachte zwei Cylinder an, um die Luft ſchneller fortzuſchaffen, verſah die Kolben mit gezähnten Stangen und ließ ſie durch ein mit einer Kurbel verſehenes Räderwerk auf und nieder bewegen. Auch die Luftpumpen mit Hähnen wurden vervollkommnet und namentlich die Hähne durch doppelte Bohrung ſo eingerichtet, daß man nach Belieben den Recipienten völlig abſperren, mit der äußern Luft oder mit dem Stiefel in Verbindung bringen kann.

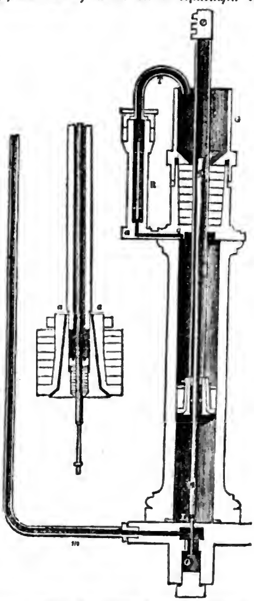
Da die ältern Ventilluftpumpen die Unbequemlichkeit hatten, daß bei großer Luftverdünnung die Elaſticität der eingeſchloſſenen Luft nicht mehr hinreichte, das innere Ventil zu öffnen, alſo die Entleerung nicht fortgeſetzt werden konnte, ſo ſuchte man dieſem Mangel durch Einrichtungen abzuhelfen, welche das regelmäßige Öffnen der Ventile der Luft nicht überließen. Zu den vorzüglichſten Vorrichtungen dieſer Art gehört die von Cuthbertſon, einem wiſſenſchaftlich gebildeten Mechanicus in Amſterdam, nachher in London, gebaute und auf der folgenden Seite abgebildete Luftpumpe. Der Zweck der beiden Stiefel, welche von unten, durch eine im Mittelpunkt des auf dem obern Theile der Maſchine angedeuteten Tellers mündende

Digitized by Google

Röhre, mit dem aufzuſetzenden Recipienten verbunden ſind, und ihre gezähnten Kolbenſtangen, mit einem hinter dem Holzwerke angebrachten Räderwerke, bedürfen nach dem vorher Geſagten wol keiner Erläuterung.

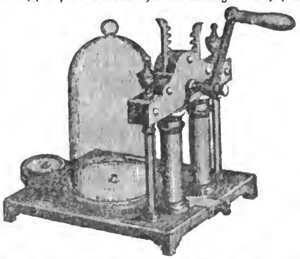


Die links angebrachten Röhren ſind Barometer, deren offene Seiten unter dem Tiſche mit dem Kanal zum Auspumpen der Luft aus dem Recipienten in Verbindung ſtehen, und mittels der nach dem Fallen des Queckſilbers die unter der Glocke hervorgebrachte Luftverdünnung beurtheilt werden kann. Bei A öffnet ſich ein Kanal für ein ähnliches Maßinſtrument, welches dort angeſchraubt wird, wenn man es anwenden will. Zur Erläuterung der innern Einrichtung der Cylinder iſt der hier gegebene Durchſchnitt des einen beſtimmt. Der Kanal m verbindet ihn unten mit dem Recipienten und wird der darin enthaltenen Luft, zum Entweichen in den Cylinder, durch Erhebung des Stabes g g geöffnet, der luftdicht in die hohle Kolbenſtange paßt, von dieſer beim Aufſteigen des Kolbens gelüftet, allein durch das bei O angebrachte Schräubchen verhindert wird, der Bewegung weiter zu folgen, als durchaus nöthig iſt, während der Kolben ſelbſt an dem Stabe völlig hinauf ſteigt. Sobald aber der Kolben wieder herabgeſtoßen wird, drückt er gg augenblicklich in die verlaſſene Öffnung bei L, und ſperrt dadurch m gegen die in den Cylinder gedrungene Luft ab. Weil nun der Kolben ſelbſt aus zwei einander umſchließenden Theilen beſteht, deren mittelſter, hier deutlich abgeſchnittener, ſich beim Herabgehen um ſo viel unter den äußern ſenkt, als ihm die mit aa bezeichneten, überragenden Arme erlauben, ſo entſteht eine Trennung dieſer Theile, welche der unter dem Kolben im Cylinder enthaltenen Luft den Durchgang in den obern Raum erlaubt, bis das Aufſtoßen des Kolben bei L alle Theile deſſelben wieder luftdicht vereinigt. Wird er nun abermals gehoben, ſo entweicht die oberhalb befindliche Luft durch aa, welcher Kanal zugleich das etwa mit herausgetriebene Öl (denn alle Theile einer Luftpumpe müſſen ſehr geſchmeidig gehalten werden) in die bei G befindlichen offenen



Ölbehälter leitet, durch welche die Kolbenſtange auf und nieder geht.

Die Anwendung der hier noch abgebildeten kleinern Luftpumpe wird nun ohne Andeutung deutlich ſein,

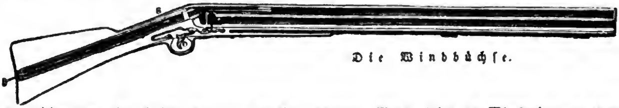


und nur hinſichtlich des zweiten Tellers iſt zu bemerken, daß dieſer hier zur Aufſtellung des Barometers unter einer beſondern Glocke, oder zu Verſuchen benutzt wird, welche eine lange Dauer der Luftverdünnung nö-

Digitized by Google

thig machen, wozu eine eigne Abſperrung dieſes Tellers eingerichtet iſt.

Von den merkwürdigen Erſcheinungen, welche Körper unter der Luftpumpe darbieten, wird künftig geſprochen werden; da jedoch viele Ventil- und alle Hahnluftpumpen, wenn man die Regeln ihres Gebrauchs umkehrt, auch als Inſtrumente zur Verdichtung der Luft benutzt werden können und nur einer Vorrichtung zur Feſthaltung des Recipienten bedürfen, ſo mag hier noch von der Windbüchſe, als von einem merkwürdigen Beiſpiel ſtarker bewegender Kraft, die Rede ſein, welche durch Zuſammenpreſſen oder Verdichten der Luft hervorgebracht wird. Die Haupttheile einer Windbüchſe ſind ein luftdichtes Behältniß für die verdichtete Luft oder die Windkammer, hier C S, mit einem nach innen ſich öffnenden Ventil hinter der im darunter angebrachten Lauf ruhenden Kugel. Im Kolben befindet ſich eine Pumpe M S, mittels der durch Auf- und Niederbewegen Luft durch das Ventil eingeſogen und nach C S getrieben wird. Der Drücker ſteht mit dem Ventil in einer ſolchen Verbindung, daß er dieſes, wenn er angezogen wird, einen Augenblick öffnet. Sogleich ſtürzt ein Theil der in C S zuſammengepreßten Luft heraus und treibt die Kugel mit großer Gewalt fort. Da nicht alle Luft entweicht, kann man mehrmals, ja bis 40 Mal, mit einer hinlänglich geladenen Windbüchſe ſchießen; doch wird natürlich jeder Schuß ſchwächer.



Die Windbüchſe.

Die Einrichtung der Windbüchſen iſt ſehr verſchieden. Manche haben den Windbehälter im Kolben, bei andern wird er angeſchraubt, man hat ſie ſogar in Form von Spazierſtöcken; allein ihr Gebrauch verlangt große Vorſicht. Sehr oft ſind die Windbehälter geſprungen und haben großes Unglück angerichtet, ohne grade überladen geweſen zu ſein, und blos, weil man ſie von einem kalten Ort an einen wärmern brachte, wodurch die Elaſticität der darin enthaltenen Luft zu ſehr erhöht wurde.

Thon eſſende und auf Bäumen lebende Völker.

Man hat in allen Gegenden des heißen Erdſtrichs die Beobachtung gemacht, daß bei gewiſſen Völkern die merkwürdige, faſt unwiderſtehliche Begierde herrſcht, Erde zu eſſen; und diejenige Erdart, welcher man den Vorzug gibt, iſt eine Art fetter Lehm mit ſtarkem Geruch. Man trifft dieſen ſonderbaren Geſchmack in Neucaledonien, auf der Inſel Java, in Guinea und Peru, und es ſind an Ort und Stelle über dieſe merkwürdige Erſcheinung mehrfache Unterſuchungen angeſtellt worden. So berichtet uns Alexander von Humboldt genau beſchriebene Thatſachen, die jeden Zweifel an der Wahrheit der Mittheilungen, welche wir von andern Reiſenden beſitzen, heben müſſen. Das Volk, welches ſich durch ſeinen Geſchmack an dieſer Koſt beſonders auszeichnet, ſind die Ottomaken, an den Ufern des Orinoco. So lange das Waſſer niedrig iſt, nähren ſich dieſe Wilden von Fiſchen und Schildkröten; ſind aber die Überſchwemmungen eingetreten und gehen ihnen jene Nahrungsmittel ab, ſo leben ſie während dieſer Zeit von einer fetten und ölhaltigen Lehmerde, dem Töpferthone ähnlich, der durch ein wenig Eiſenocher gefärbt iſt. Sie kneten ſie zu Klumpen, laſſen dieſe an einem gelinden Feuer kochen und verſorgen ſich damit in ihren Hütten, indem ſie ihre Erdklöße in Pyramiden aufſchichten. Wollen ſie nun ihre Klöße eſſen, ſo feuchten ſie dieſelben an und ſo verzehrt Jeder täglich $\frac{3}{4}$ — $\frac{5}{4}$ Pfund Lehmerde. Die Ottomaken verwenden viel Sorgfalt auf die Einſammlung dieſer Erde, und ſelbſt in der trockenen Jahreszeit, bei allem Überfluß an Fiſchen, eſſen ſie täglich, um ſich gütlich zu thun, nach der Mahlzeit ein paar Lehmklöße.

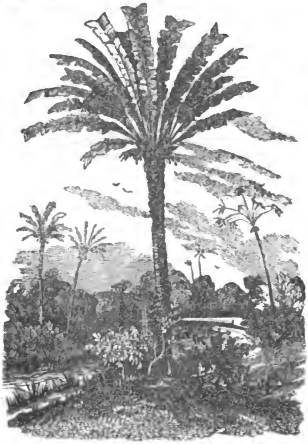
Iſt nun dieſer Geſchmack ein unnatürlicher, erkünſtelter, anfangs durch das Bedürfniß nach Nahrung hervorgebrachter Geſchmack, der durch die Gewalt, welche man der Natur anthat, endlich zur Gewohnheit wurde? Enthalten jene Erdarten wirklich eine ernährende Kraft, oder dienen ſie nur dazu, um einigermaßen den Hunger zu befriedigen, während der Körper langſam von ſeiner eignen Subſtanz, wie dieſes bei den ſchlafenden Thieren der Fall iſt, fortlebt? Solche und ähnliche Fragen hat man noch nicht genügend beantwortet, und fortgeſetzte Beobachtungen werden erfoderlich ſein, um über dieſe Erſcheinung Gewißheit zu erlangen. So viel iſt jedoch entſchieden, daß man die Ottomaken unter die ſchmuzigſten und häßlichſten Menſchen rechnen kann, ein Umſtand, der für jenes Nahrungsmittel nicht ſehr günſtig ſpricht.

Es lebt außerdem an der Mündung des Orinoco ein bis dahin unbezwungenes Volk, welches ſich auch durch höchſt merkwürdige Sitten auszeichnet; es ſind die Guaranis, die in der Regenzeit, während welcher das zwiſchen den Mündungen gelegene Land überſchwemmt iſt, wie die Affen auf den Bäumen leben. Die Fächerpalme bietet ihnen Nahrung und Wohnung. Mit der ſtarken Blattader dieſes Baumes nähen ſie Matten zuſammen, welche ſie geſchickt zwiſchen den Zweigen ausbreiten. Dieſe ſchwebenden Behauſungen ſind theilweiſe mit Lehm bedeckt und auf dieſem feuchten Lager unterhalten die Frauen das zur Wirthſchaft nöthige Feuer. Der Reiſende, welcher zur Nachtzeit auf dem Strome fährt, bemerkt oft eine lange Reihe ſolcher Flammen in einer beträchtlichen Höhe über der Erde. Zu einer gewiſſen Zeit des Wachsthums enthält das Mark der Fächerpalme einen dem Sago ähnlichen Stoff, welcher ſich durch Trocknen zu dünnen Scheibchen formen läßt und die Stelle des Brotes vertritt. Aus dem gegohrenen Safte bereitet man ein angenehmes und berauſchendes Getränk. Auch liefern die Früchte, wie faſt alle Früchte des heißen Erdſtrichs, eine Nahrung, deren Geſchmack und Güte je nach dem Grade der Reife, in welcher man ſie bricht, verſchieden iſt.

So finden wir, ſagt Humboldt, daß auf der niedrigſten Stufe der Geſittung der Wohnſitz und das Leben eines ganzen Volkes an eine einzige Baumart gefeſſelt ſcheint, ähnlich gewiſſen Inſektenarten, welchen die Natur blos einzelne Theile der Blume als Wohnſitz an-

Digitized by Google

wies. — Wir laſſen hier eine Abbildung der Fächerpalme folgen.



Die Fächerpalme.

Die unverwundbaren Soldaten.

In dem Heere der Birmanen gibt es eine Abtheilung von mehren tauſend Mann, die für unverwundbar gehalten wird. Sie zeichnen ſich durch beſonders ſchön tättowirte Glieder aus, auf welchen man die Sinnbilder des unerſchrockenen Muthes und der Kraft, nämlich Figuren von Tigern, Elefanten und andern wilden Thieren eingegraben ſieht. In den Armen tragen ſie Edelſteine, kleine Stücke Gold oder Silber, welche vermuthlich in früheſter Zeit der Jugend eingeſetzt werden. Wo die Engländer während des Krieges 1824—26 gegen eine birmaniſche Verpfählung anrückten, ſah man auch ſolche Unverwundbare den herausfodernden Kriegstanz auf den Punkten tanzen, welche dem Feuer am meiſten ausgeſetzt waren. Durch Opium berauſchten ſie ſich gegen Muthloſigkeit und Verzagtheit; in der augenſcheinlichſten Gefahr dachten ſie nie an Rettung, und beſiegelten meiſt durch ihren Tod den Wahn, daß ſie unverwundbar ſeien. Man darf ſich nicht wundern, daß der Aberglaube ſo weit gehen kann. Gibt es doch jetzt noch einzelne Menſchen, welche glauben, daß man ſich gegen Hieb und Schuß feſtmachen könne. Im dreißigjährigen Kriege war dieſer Glaube allgemein; im ſiebenjährigen Kriege herrſchte er noch ſehr. Von Wallenſtein glaubte Jeder, daß er feſt ſei.

Denn in der blut'gen Affair' bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war ſein Hut,
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen; man ſah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe that ſchützen.

So läßt ihn Schiller von ſeinem Wachtmeiſter ſchildern. Auch Tilly ſollte feſt ſein. Darum hatte ihn der lange Schwede in der breitenfelder Schlacht nicht erſchießen können, obgleich er ihm mit der Piſtole ſo viel Schläge und Stöße beibrachte, daß er ſich in Halle die ſchmerzlichen Quetſchungen aufſchneiden laſſen mußte. Statt der

— — Salbe von Hexenkraut,
Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut,

welche Wallenſtein feſt gemacht hatte, benutzten Andere ehemals einen Zauberſpruch, den ſie im Koller, im Degenknopfe u. ſ. w. bei ſich führten. Wie aber, wenn ſolche Menſchen wirklich verwundet oder getödtet wurden, ſo mußte ja der Wahn ſchwinden? Nicht doch! Gewöhnlich war eine Bedingung damit verknüpft, z. B. nicht zu fluchen, oder zu gewiſſen Zeiten ein beſtimmtes Gebet herzuſagen. Wie leicht iſt ſo etwas vergeſſen und damit die Ehre des Aberglaubens gerettet! Vermuthlich hat auch der Birmane bis jetzt dadurch ſeinen Wahn in Ehren zu halten gewußt.

Die indianiſchen Vogelneſter.

Auf verſchiedenen kleinern oſtindiſchen Inſeln zwiſchen Cochinchina und Java, auf Sumatra und Java, und am häufigſten auf den Philippinnen, iſt eine Schwalbe (hirundo esculenta) heimiſch, die zu der kleinſten ihrer Gattung gehört, und an Größe kaum unſerm Zaunkönig gleich kommt. Sie iſt von Farbe bräunlich-grau mit weißem Unterleib, hat, wie alle Schwalben, einen langen gabelförmigen Schwanz und ganz ſchwarzen Schnabel. Sie hängt ihr Neſt, welches die Geſtalt eines kleinen Keſſels hat, ſehr feſt in die Felſenklüfte, und zwar mit der Öffnung gegen die Wand, ſodaß dem Vögelchen nur eine kleine Spalte zum Durchſchlüpfen offen bleibt. Oft iſt eine Höhle mit ſolchen Neſtern von allen Seiten behangen und gleichſam austapezirt. Auf der Inſel Java werden die Felſen, worin ſie ſich befinden, förmlich verpachtet, und die Pachter haben beſtimmte Leute in ihrem Solde, welche ſie bewachen müſſen, damit ſie nicht vor der Zeit geſtohlen werden. Die Einſammlung der Neſter geſchieht, wenn die Brutzeit der Vögel vorüber iſt, und iſt mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, da die Sammler ſich in die tiefſten Schluchten hinablaſſen und die oft ſehr verſteckten Neſter ſogar mit Fackeln aufſuchen müſſen. Ein neuerer Reiſender, der ſich längere Zeit auf Java aufhielt, erzählt, daß ſich dieſe Leute aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, oft weigern, die Neſter einzuſammeln, und nur durch Zureden und Vorſpiegelungen der Prieſter, welche dafür von den Pachtern bezahlt werden, dazu bewogen werden können. Über den Stoff, woraus dieſe eßbaren Vogelneſter erbaut werden, war man lange ungewiß. Einige glaubten, ſie beſtänden theils aus Fiſchrogen, den die Vögel von den Felſen, wo ihn die Wellen anſpülen, oder von der Oberfläche des Meeres ſelbſt ſammelten, theils aus einer Art von Schleimwürmern. Andere hegten ſogar die unwahrſcheinliche Vermuthung, daß dieſe Schwalben die Eier anderer Vögel aus den Neſtern raubten und aus der flüſſigen Maſſe derſelben die Neſter erbauten. Die neueſten Reiſenden jedoch, welche an Ort und Stelle die Beſtandtheile der Neſter genau unterſuchten, geben die beſtimmte Verſicherung, daß ſie aus aufgelöſten eßbaren Seegewächſen beſtehen, die an den Küſten mehrer Inſeln des indiſchen Archipels häufig vorhanden ſind und den dortigen Eingeborenen zur

Digitized by Google

Speiſe dienen. Dieſe Seepflanzen frißt die Schwalbe und läßt ſie einige Zeit in ihrem Magen aufweichen, gibt ſie alsdann wieder von ſich und bildet ſie zu einer teigartigen Maſſe, woraus ſie das Neſt baut. Wenn die Neſter eingeſammelt ſind, packt man ſie in dieſem rohen Zuſtande in Kiſtchen und verſendet ſie nach China, wo ſie mit eignen dazu verfertigten Inſtrumenten gereinigt und dann auf die Märkte geſchickt werden. Bei der Zubereitung derſelben vermiſcht man ſie mit verſchiedenen feinen Gewürzen, und dadurch beſonders erhalten ſie erſt ihren Wohlgeſchmack. In Japan, wo man die Beſtandtheile dieſer Neſter genau kennt, verfälſcht man ſie, indem man die Pflanzen ſelbſt, woraus ſie gebaut werden, ſammelt, dieſelben pulvert und zu einer dicken Gallerte einkocht. Dieſer weiche Teig wird dann in länglich-runde Stücke geformt, nach Art der Nudeln oder Maccaroni, und ſo als Vogelneſterſubſtanz auf den Märkten zu Macao und Kanton in großer Menge verkauft.

Die Chineſen, welche dieſen Leckerbiſſen am höchſten ſchätzen, genießen ihn als Sauce zu den Fleiſchſpeiſen; die Europäer hingegen bereiten ihn durch Aufkochen zu einem Gelée, welches, mit Wein und Saft von Früchten verſetzt, überaus wohlſchmeckend ſein ſoll. Auch macht man eine Art Hühnerragout davon, indem man die aufgeweichte Maſſe in Stücke zerſchneidet und dieſe in den geöffneten Leib eines Huhns ſteckt, welches langſam in Waſſer gekocht, die Nacht hindurch über Kohlenfeuer ſtehen bleibt und am andern Morgen verſpeiſt wird. Es gibt mehre Arten dieſer Schwalbenneſter, wovon die vorzüglichſte, die ganz reinen und unverfälſchten, in China zu dem ungeheuern Preiſe von 12—1500 Thaler der Centner verkauft werden. Die geringſte Art koſtet 20 Thaler und iſt nicht genießbar, ſondern wird nur zu Leim und Kleiſter verbraucht. Dieſe wird von den Einſammlern nur deshalb abgeleſen, damit die Vögel nicht wieder darin niſten ſollen und genöthigt ſind, neue zu bauen. Der Abſatz der eßbaren Vogelneſter iſt ſo groß, daß blos aus Batavia die Ausfuhr an vier Millionen Stück beträgt.

Die Beſtandtheile der chineſiſchen Tuſche.

Es dürfte unſern Leſern nicht unintereſſant ſein, wenn wir ihnen einige Mittheilungen über die chineſiſche Tuſche geben, aus deren Zubereitung die Chineſen noch jetzt ein Geheimniß machen, über deren Beſtandtheile wir jedoch durch eine ausländiſche Zeitſchrift einiges Licht erhalten.

Die chineſiſche Tuſche wurde vor etwa 1000 Jahren aus einer ſchwarzen Erde verfertigt. Unter der Dynaſtie Tang's fing man an, ſie von Ruß zu bereiten. Den Ruß verſetzt man mit Terpenthinöl, mit dem Saft von dem Kienbaume und mit Leim, um ihm Feſtigkeit zu geben. Einem gewiſſen Liking-Kuei gelang es, die Tuſche ſo hart wie Stein zu machen. Später miſchte man der Tuſche Kampher und Moſchus bei, und verſah ſie mehr und mehr mit Verzierungen, bis man endlich die Eleganz mit dieſem Artikel ſo weit trieb, ihn zu vergolden. Die von Nanking bezogene Tuſche wird als die beſte betrachtet. Um die Güte der Tuſche zu prüfen, braucht man nur einige Tropfen davon auf ein dunkelſchwarzlackirtes Holz fallen zu laſſen, auf welchem jene Tropfen ſich durch nichts unterſcheiden müſſen, wenn die Tuſche wirklich gut iſt.

Hohes Lebensalter in Nordamerika.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika iſt es nicht ſo ſelten wie bei uns, Leute von 100 und mehr Jahren anzutreffen; ſo weiſt ein öffentlich bekannt gemachtes Verzeichniß 130 Perſonen nach, die über 110 Jahre alt geworden, ſieben davon zählten 130, 133, 136, 137, 145 und endlich eine Negerin ſogar 150 Jahre. Es ſcheint, als ob die Veränderung des Klimas der längern Lebensdauer ebenſo günſtig ſei, als es die Lufterneuerung der Geſundheit iſt. Nach den gemachten Beobachtungen iſt das Verhältniß unter den beiden Geſchlechtern bis zum 80. Jahre wie 49 zu 34; aber über dieſes Alter hinaus findet man mehr Männer als Frauen. So iſt ebenfalls bemerkt worden, daß die Hundertjährigen faſt insgeſammt der ärmern und arbeitenden Claſſe angehören, während reiche oder den Wiſſenſchaften obliegende Perſonen es ſehr ſelten ſo weit bringen.

Über die Kunſt, den Kautſchuk zu ſpinnbaren Fäden zu verarbeiten und elaſtiſche Zeuche daraus zu verfertigen.

Die Erfindung, den Kautſchuk *) zu obengenannten Zwecken verarbeiten zu können, nehmen die beiden Franzoſen Rattier und Guibal für ſich in Anſpruch, da, wie dieſe behaupten, die Verſuche des Herrn Reithofer in Wien ſich blos auf die Fabrikation von Schnüren zu Schnürriemen, welche nicht verwebt werden können, beſchränkten. Ob aber die Priorität dieſer Erfindung nicht auch von Engländern in Anſpruch genommen werden kann, wollen wir nicht entſcheiden; das iſt aber gewiß, daß ſchon vor mehren Jahren die Fabrikation elaſtiſcher Zeuche in England einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte. Dem ſei nun, wie ihn wolle, ſo viel iſt wenigſtens wahr, daß die aus der von Rattier und Guibal in St.-Denis bei Paris gegründeten großen Fabrik hervorgehenden Fabrikate mit denen des Herrn Reithofer durchaus keine Ähnlichkeit haben. In dieſer Fabrik werden die Kautſchukflaſchen erſt ausgedehnt und in zwei Hälften getrennt, dieſe dann flach gemacht und ſpiralförmig in Bänder und hierauf in Schnüre zerſchnitten, was Alles durch ſehr ſinnreiche Maſchinen geſchieht. Die Schnürchen werden, nachdem ſie faſt auf das Zehnfache ihrer Länge ausgezogen und beinahe haarförmig geworden, auf große Haspeln aufgewickelt und getrocknet, um ihnen die Elaſticität zu nehmen. Iſt dies geſchehen, ſo werden nun dieſe Fäden mit Baumwolle, Wolle oder Seide überſponnen, indem ſich um jeden Faden 12 Spulen bewegen, und dies geſchieht in dieſer Fabrik durch 1000 Stühle. Die ſo nun überſponnenen Fäden werden auf dem Webſtuhle zu Hoſenträgern, Strumpfbändern, Gürteln, Gurten und Corſets u. ſ. w. verarbeitet, welchen Gegenſtänden man die Elaſticität zum Theil wiedergibt, indem man ſie einem beſtimmten Grad von Wärme ausſetzt.

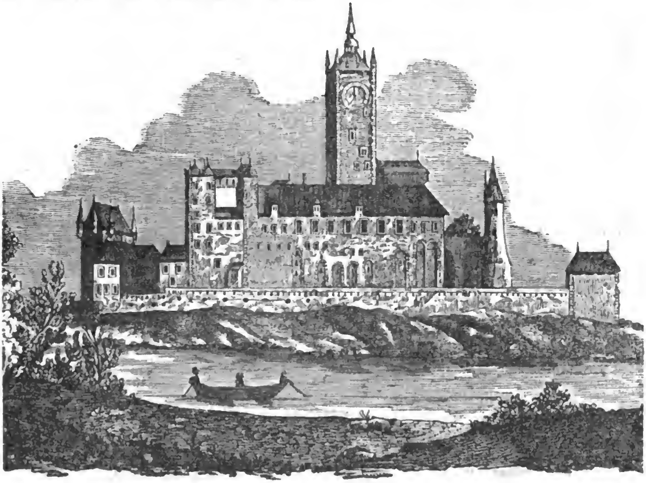
Eine Dampfmaſchine von 12 Pferdekraft treibt die 12,000 Spulen, die fünf Meſſer, welche den Kautſchuk zerſchneiden, die Haspeln u. ſ. w., und 300 Perſonen ſind täglich in dieſer Fabrik beſchäftigt, welche jährlich für beinahe 200,000 Thlr. Waare liefert, wovon über die Hälfte ausgeführt wird.

*) Kautſchuk heißt auch das unter dem Namen gummi elasticum bekannte Product des Federharzbaumes, deſſen Abbildung in Nr. 23 des Pfennig-Magazins ſteht, wo auch über die Art der Gewinnung des Kautſchuk ausführlich berichtet iſt.

Digitized by Google

Kaiſerswert.

Die deutſchen Könige von den früheſten Zeiten an, bis weit in die Regierungszeit der habsburgiſchen Linie hinab, kannten keine Hauptſtadt ihres Reichs, ſondern zogen von Gau zu Gau, von Ort zu Ort, um Recht zu ſprechen, Händel zu ſchlichten und für die Wohlfahrt des Staats zu ſorgen. Dagegen hatten ſie in den bedeutendſten Städten Pfalze, d. i. Paläſte, und in den verſchiedenen Gauen und Landſchaften feſte Burgen mit dazu gehörigen Ländereien, die ihnen auf ihren Zügen Obdach und Unterhalt boten. Der Lieblingsaufenthalt der merovingiſchen wie der karolingiſchen Könige war das Stromgebiet des Rheins, und von dieſen Fürſten ward das Königsſchloß auf der Inſel Kaiſerswert (Kaiſerswerder, d. i. Kaiſersinſel) wenn nicht gegründet, doch bedeutend erweitert. Unter den ſächſiſchen Kaiſern befand ſich das Hoflager oft in dieſen Hallen, und Agnes, die Gemahlin Heinrich III., zog ſich nach dem Tode ihres Gemahls (1056) mit ihrem unmündigen Sohne dahin zurück, um ſich und ihn vor drohenden Gefahren ſicher zu ſtellen. Der ehrgeizige Hanno, Erzbiſchof von Köln, wußte ſich auf dem Schloſſe, das nicht weit von ſeinem Gebiete lag, einzuſchmeicheln; und ſo gelang es ihm, den jungen Heinrich auf ein ſogenanntes Wunderſchiff zu locken, das er zu dieſem Zwecke hatte erbauen laſſen, um unter dem Vorwande einer Spazierfahrt auf dem Rheine ſich des Prinzen zu bemächtigen. Der junge Fürſt, der ſich, als ihm die Frevelthat klar ward, in die Fluten ſtürzte, wurde von Ekbert von Braunſchweig, der ſich mit Hanno verbündet hatte, wieder herausgezogen und unter den Augen der jammernden Mutter nach Köln entführt. Später beſuchte der unglückliche König oft noch die Burg, und einmal ward er gar von den Parteigängern ſeiner Söhne lange vergeblich in dem Kaiſerswerder belagert. In ſpätern Zeiten, als durch die Erfindung des Schießpulvers und der Geſchütze eine neue Kriegskunſt geſchaffen wurde, blieb das Schloß noch immer durch die Feſtigkeit ſeiner Mauern und ſeiner günſtigen Lage bedeutend und vermochte ſelbſt den Waffen Alba's, welcher ſeine dorthin geflüchteten Widerſacher bedrohte, zu trotzen. Erſt 1794 gelang es den Franzoſen, nach einer förmlichen Belagerung das Schloß zu nehmen, welches ſie in einen Schutthaufen umwandelten. Selbſt die Steine wurden ſpäter von den Umwohnern zu Bauten benutzt, und ein den Werder umgebender Rheinarm verſandete ſo ſehr, daß jetzt weder von dem Schloſſe, noch der Inſel eine Spur übriggeblieben iſt. In der Nähe liegt, einige Stunden von Düſſeldorf, das Städtchen Kaiſerswert, welches beinahe ganz aus den Trümmern des alten Schloſſes erbaut iſt. Unſere Abbildung iſt nach dem in den Archiven des alten bergiſchen Reſidenzſchloſſes Burg gefundenen Original gefertigt und ſtellt das Schloß auf dem Werder dar, wie es vor der franzöſiſchen Einnahme geweſen iſt. Es erſcheint als ein Denkmal des Baugeſchmackes verſchiedener Zeiten. Schon auf dieſem Bilde aber ſehen wir manche durch Alter und Krieg mürbe gewordenen Thürme abgebrochen und mit flacheren Dächern gedeckt, und nicht mehr die volle Herrlichkeit in den Tagen der ſächſiſchen Kaiſer.



Kaiſerswert.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

95.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Januar 24, **1835.**

Hogarth und ſeine Werke.

Der berühmte Maler William Hogarth wurde am 10. Nov. 1697 zu London geboren, der Sohn eines unbemittelten Schulmeiſters, der außer ihm noch zwei Söhne hatte. Da er an dem jungen William eine nicht gewöhnliche Anlage zum Zeichnen bemerkte, gab er ihn zu einem Silberarbeiter in die Lehre, in der

Digitized by Google

Meinung, daß in dieſem Berufe der Knabe am ſchnellſten ſeinen Unterhalt erwerben könnte. Der junge Hogarth aber fühlte bald, daß er hier nicht an ſeinem Platze und zu etwas Größerm beſtimmt wäre, als zum bloßen Modellzeichnen und Wappenſtechen. Schon während ſeiner Lehrzeit beſchäftigte er ſich mit Zeichnen nach der Natur. Er wählte dazu gewöhnlich komiſche Scenen, und es ließ ſich ſchon an dieſen Jugendverſuchen die eigenthümliche Laune bemerken, die ſeine ſpätern Arbeiten ſo berühmt machte. Mehr Zeit konnte er auf dieſe Lieblingsbeſchäftigung verwenden, als er nach überſtandenen Lehrjahren eine Zeichnenſchule beſuchte, wobei er jedoch, um ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, auch Büchertitel und Adreſſen für Kaufleute in Kupfer ſtach. Auf dieſe Weiſe kam er mit einigen Buchhändlern in Verbindung, die ſein Talent erkannten und ihm auch Zeichnungen und Kupferſtiche zu den Werken ſelbſt auftrugen. Großen Beifall fanden beſonders ſeine Abbildungen zu dem komiſchen Gedicht „Hudibras" und zu dem Roman „Don Quixote", und die Ausgaben, worin ſie ſich befinden, ſind jetzt ſehr ſelten. Dieſe Arbeiten verkaufte Hogarth um einen ſehr wohlfeilen Preis und ſie ſicherten ihm deshalb nur ein nothdürftiges Auskommen. Mit großer Schnelligkeit aber verbreitete ſich ſein Ruf, als er anfing, Gemälde nach dem Leben auszuführen, welche er mit einer reichen Fülle von Laune und Witz ausſtattete. Er machte es ſich zur Aufgabe, in einer Reihe von Zeichnungen und Gemälden die Laſter und Thorheiten ſeiner Zeit, bald ernſt, bald lächerlich zu ſchildern, und der Reichthum von Gedanken und ſatiriſchen Einfällen, welche er hineinzulegen wußte, war ſo groß, daß der aufmerkſame Beſchauer ſelbſt in den kleinſten Nebendingen, den unbedeutendſten Gegenſtänden, die auf dieſen Bildern vorkommen, intereſſante und witzige Beziehungen entdeckte. Eins der früheſten Werke Hogarth's in dieſer Gattung, für welche er eigentlich geboren war, iſt „Der Lebensweg der Buhlerin", in ſechs Blättern, die mit ergreifender Wahrheit das Leben eines anfänglich nur leichtſinnigen Mädchens darſtellen, das von Stufe zu Stufe bis zur verabſcheuungswertheſten Verworfenheit herabſinkt. Der Gegenſtand ſowol als die Ausführung wurde von den Kennern geprieſen, und dieſe Blätter fanden binnen kurzer Zeit einen ſehr bedeutenden Abſatz. Auch auf Hogarth's häusliche Verhältniſſe wirkte die gute Aufnahme dieſes Werks günſtig ein. Er hatte ſich einige Jahre vorher mit der Tochter des Malers Thornhill wider Willen ihres Vaters verheirathet, welcher ſich, als er die Heirath erfuhr, von dem jungen Paare losſagte. Nach der Erſcheinung jenes trefflichen Sittengemäldes aber verſöhnte er ſich mit dem Schwiegerſohn, indem er äußerte, daß ein Mann von ſo ausgezeichnetem Talent wohl eine Frau würde ernähren können. Ein Jahr ſpäter erſchien „Der Weg des Liederlichen", in acht Blättern, wo auf ähnliche Weiſe ein leichtſinniger Menſch dargeſtellt wird, der durch Verſchwendung und Ausſchweifung in Verlegenheit, Armuth, Elend, Verzweiflung und Verbrechen herabſinkt, bis er gänzlich zu Grunde geht. Zu den vorzüglichſten Werken Hogarth's gehört auch die Reihe von Blättern, welche den Titel führen: „Fleiß und Faulheit". Sie enthalten das Leben zweier Jünglinge, von welchen der eine ſich der Betriebſamkeit, der andere der Trägheit ergibt. Der erſte macht ſein Glück, wird reich und geehrt bei ſeinen Mitbürgern, bis ihn das letzte Bild als den erſten Stadtbeamten von London vorſtellt; der zweite, der als Lehrling faul war, ſpielte und ſeines Herrn Gut veruntreute, betritt alle Stufen auf der Leiter des Verbrechens, bis er zum Richtplatze geführt wird, wie auf dem letzten Bilde dargeſtellt iſt. Dieſe Gegenſätze des Edlen und Verworfenen, welche der Maler hier immer gegenüberſtellt und in den ſtärkſten Zügen ſchildert, geben dieſer Reihe von Gemälden auch einen hohen ſittlichen Werth.

Unter denjenigen Bildern Hogarth's, in welchen er ſeiner unerſchöpflichen ſatiriſchen Laune freien Spielraum ließ, ſind beſonders ausgezeichnet „Der erzürnte Muſikus"; „Das Hahnengefecht"; „Die wandernden Schauſpieler, die in einer Scheune übernachten" und „Die Heirath nach der Mode". Nur ſelten traf Hogarth's Satire beſtimmte Perſonen. Wenn er ſich aber gekränkt und beleidigt fühlte, ſo erwiderte er die Kränkung gewiß durch einen Kupferſtich voll der beißendſten Laune. So rächte er ſich an ſeiner ehemaligen Hauswirthin, einer alten geizigen Frau, welche ihn wegen einer Schuld von wenigen Thalern ins Gefängniß hatte ſetzen laſſen, dadurch, daß er ſie in einer Caricaturzeichnung darſtellte und öffentlich zum Verkauf aushängen ließ. Sonſt war Hogarth in ſeinem Privatleben keineswegs von hämiſcher Geſinnung, vielmehr gutmüthig und dienſtfertig; ſeine Sitten aber waren rauh und oft gemein, weil er den Umgang mit Leuten niedern Standes liebte, den er anfangs vielleicht aus künſtleriſcher Abſicht geſucht hatte. Er ſtarb am 26. October 1764 auf ſeinem Landgute zu Chiswick unweit London. Man errichtete ihm auf dem Kirchhofe ein ſchönes Denkmal, welches mit einer Inſchrift von ſeinem beſten Freunde, dem berühmten Schauſpieler Garrick, geziert iſt. Hogarth's Werke ſind in mehren Nachbildungen bekannt, unter welchen die von Riepenhauſen mit geiſtreichen Erläuterungen von Lichtenberg herausgegebenen Kupferſtiche zu den vorzüglichſten gehören. Hogarth trat auch als Schriftſteller auf und ſuchte 1753 in einer Schrift über die Schönheit zu beweiſen, daß die Schlangen- oder Wellenlinie die wahre Schönheitslinie ſei. Eine ſolche Linie ſehen wir auf der Palette in unſerer Abbildung.

Wir werden von Zeit zu Zeit die bekannteſten Bilder dieſes Meiſters in ganz ausgezeichneten Holzſchnitten, nebſt einer kurzen Erklärung nach Lichtenberg in unſerm Blatte mittheilen, und eröffnen dieſe Reihe Seite 23 mit „Der erzürnte Muſikus".

Die Erziehungsanſtalt zu Billodes.

Im November 1834 ſtarb zu Billodes, einem Dorfe unweit Locle im Schweizercanton Neufchatel, Fräulein Calame, und hinterließ eine Stiftung, die ihrem Namen einen ehrenvollen Platz unter den Wohlthätern der Menſchheit ſichert. Wie einſt der edle Auguſt Hermann Francke, der Gründer des halliſchen Waiſenhauſes, hat auch ſie ein Senfkorn ausgeſäet, das ſie bei ihrem Scheiden bereits zu einem fruchtbaren Baum aufgewachſen ſah. Ohne eignes Vermögen und nur von ihrer Handarbeit lebend, nahm ſie im Jahre 1814 fünf junge Mädchen zu ſich, um ſie vor Verführung und böſem Beiſpiele zu ſchützen. Zwei Jahre ſpäter war der Kreis, in welchem ſie wirkte, ſchon auf 16 angewachſen. In den Theurungsjahren 1817 und 1818 glaubten die Menſchenfreunde, welche ihr Unterſtützungen gewährt hatten, nicht länger im Stande zu ſein, zu dem Ge-

deihen der Anſtalt mitzuwirken, ſie ſelber aber ließ den Muth nicht ſinken. Gegen vielfältige Schwierigkeiten kämpfend, verdoppelte ſie ihre Anſtrengungen. Es floſſen ihr bald neue Unterſtützungen zu, die es ihr möglich machten, ein größeres Haus für ihre Pfleglinge zu gewinnen, deren Zahl nun mit jedem Jahre ſtieg, im Jahre 1827 ſchon 150, 1829 aber 210 betrug, und bei dem Tode der Stifterin faſt bis zu 300 angewachſen war. Drei aneinander ſtoßende Häuſer waren für die Anſtalt bald nicht mehr zureichend, und es mußten neue Gebäude errichtet werden, wozu ein bedeutendes Vermächtniß verwendet wurde. Kinder beiderlei Geſchlechts fanden hier Aufnahme, um ſich für ihren künftigen Stand vorzubereiten, ſei es Dienſtboten, Handwerker, oder Erzieherinnen zu werden. Es wurden Werkſtätten für Schuhmacher, Schneider, Drechsler und andere Handwerker angelegt und alle Bedürfniſſe der Anſtalt hier verfertigt. Jeder Zögling erhält nach Verhältniß ſeines Alters Pflege und Unterricht, von den jüngſten Pfleglingen an, die in einer Kleinkinderſchule vereinigt ſind, bis zu den erwachſenern, die Unterricht in nützlichen Kenntniſſen erhalten. Zu Beſtreitung des Aufwandes hatte die Stifterin keine andern Hülfsmittel, als den Arbeitsfleiß der Anſtalt ſelbſt, die geringen Jahrgelder einiger Zöglinge, die einen Theil der für ſie aufgewendeten Koſten bezahlen, und die Gaben einiger Menſchenfreunde. Nie aber verſagte ſie die Aufnahme von Kindern, ſo lange ſie Platz hatte, und die Ärmſten wurden ebenſo gut behandelt als Diejenigen, die nicht mit ganz leeren Händen kamen. Ein unbegrenztes Vertrauen auf die Vorſehung belebte unter allen Bedrängniſſen die Zuverſicht der Stifterin. In den Theurungsjahren wußte ſie oft nicht, wo ſie am folgenden Tage Brot für ihre Kinder finden werde; aber immer kam eine unerwartete Hülfe, und am Ende des Jahres waren ſich gewöhnlich Einnahme und Ausgabe gleich. Die Hülfloſigkeit der Anſtalt in jener Zeit war auch nicht ohne Nutzen für die Zöglinge, die dann an ihre wahre Lage dachten, ihre Anſtrengungen verdoppelten und wenn Hülfe kam, um ſo dankbarer gegen Gott waren. Ein großes Verdienſt der Stifterin beſtand darin, ſich Gehülfen und Gehülfinnen zu verſchaffen, die aus gleichen edlen Beweggründen für die Förderung des guten Werkes arbeiteten. Alles ging in dieſer großen chriſtlichen Familie aus einem immer lebendigen chriſtlichen Sinne hervor, der ſeinen Einfluß ſelbſt auf die bösartigſten Gemüther zeigte, und unter ſo vielen Kindern wurde nur ein einziges, als der Beſſerung unfähig, aus der Anſtalt fortgeſchickt.

Die ägyptiſchen Tänzerinnen.

In allen großen Städten, ja faſt in jedem anſehnlichen Dorfe in Ägypten gibt es öffentliche Tänzerinnen, die das Tanzen als Gewerbe treiben. Sie zeichnen ſich durch große Kunſtfertigkeit aus. Der Tanz der Almeh — ſo iſt ihr Name — kann für die Oper der Morgenländer gelten. Perſonen von allen Ständen, Männer und Frauen, Alt und Jung, freuen ſich über dieſe Kunſtleiſtungen. Die Frauen in den Harems, die gleichfalls in der Kunſt der Almeh unterrichtet werden, tanzen in ihren Gemächern zur Unterhaltung ihrer Angehörigen. Selbſt die Frauen und Töchter der Europäer, die lange in Ägypten leben, finden ſo viel Gefallen an dem Almehtanz, daß ſie ſich nicht ſcheuen, in den reizenden Bewegungen deſſelben vor ihren Freunden aufzutreten. Der Engländer Saint-John, der in den letzten Jahren Ägypten beſuchte, gibt uns einige anziehende Nachrichten über die Tänzerinnen in Kahira. Sie wohnen in dem kleinen Dorfe Schatra, nahe bei der Hauptſtadt, wo ſie vor den neugierigen Beſuchern zu jeder Stunde des Tages ihre Kunſtfertigkeit zeigen. Als der Engländer mit ſeinem Begleiter in dem Dorfe anlangte, das nur aus ſchlechten Lehmhütten beſtand, kamen ihnen mehre ſchön geputzte Tänzerinnen entgegen. Alle waren jung, keine über 20 Jahre alt, die meiſten zwiſchen 12 und 16 Jahren. Einige waren hübſch, die meiſten aber, obgleich ſchöner als gewöhnlich die Frauen in Kahira, konnten nur durch ihre Jugend und ihre Kunſtfertigkeit gefallen. Als ſie hörten, daß die Reiſenden einen Tanz ſehen wollten, führten ſie dieſelben in das Kaffeehaus, wo die Tänzerinnen den größten Theil ihres Lebens, Kaffee trinkend, ſingend und Märchen erzählend, zubringen. Im Saale des Kaffeehauſes waren gegen 100 Tänzerinnen verſammelt. Einige der ſchönſten waren ſehr zierlich gekleidet: kurze, knapp anliegende, geſtickte Mieder, lange und weite Beinkleider von hellfarbiger Seide, ein Shawl von blendender Farbe, wie ein Gürtel angelegt, ein kleiner Turban von Mouſſelin mit goldener Verzierung. Ihr Haar, das in langen ſchwarzen Flechten unter dem Kopfputze hervorkam, war mit Reihen von Goldmünzen verziert, die bei einigen Mädchen ſelbſt die Stirne bedeckten. Die Meiſten waren unter Mittelgröße, wie gewöhnlich ihre Landsmänninnen; die Hautfarbe hellbraun, die Zähne blendend weiß, die Augen groß und ſchwarz. Ihr Anzug iſt keineswegs unanſtändig. Die erſte Almeh bereitete ſich nun zum Tanze. Sie war eine ſchöne Araberin in der Blüte der Jugend. Ihr gewöhnlicher Anzug wurde mit einem leichtern vertauſcht. All dies geſchah vor den Augen der Zuſchauer. Als ſie fertig war, legte ſie einen breiten und dicken bunten Gürtel um den Leib, zog dann ihre Pantoffeln aus und der Tanz begann, den die ägyptiſche Pfeife und Trommel, der Geſang einiger andern Tänzerinnen und die muntern Töne der Caſtagnetten begleiteten.

Gebirgsreiſen in Südamerika.

Wer je Gelegenheit hat, die Pyrenäen oder die Alpen zu bereiſen, wird ſich doch von den außerordentlichen Beſchwerden und Gefahren einer Reiſe über die Anden in Südamerika nur eine geringe Vorſtellung machen können. Dieſes Gebirge, deſſen höchſte Punkte ſich 18—20,000 Fuß über die Meeresfläche erheben, iſt voll von Schluchten und jähen Abgründen, und die Wege ſteigen oft in faſt ſenkrechter Höhe hinan. An den gefährlichſten Stellen findet der Reiſende Führer, die ihn auf dem Rücken in einer Art von Seſſel tragen, und ein einziger Fehltritt des Mannes kann hier zwiſchen Leben und Tod entſcheiden. In der Regel aber macht man die Reiſe mit Mauleſeln, die unter allen Laſtthieren den ruhigſten und ſicherſten Gang haben. Unſer Bild ſtellt den Übergang des engliſchen Oberſten Hamilton über einen ſolchen gefährlichen Gebirgspaß vor. Er reiſte als Bevollmächtigter des Königs von England im J. 1823 nach Colombia und durchzog einen großen Theil der Anden. Man ſieht, daß hier der ſteile Weg durch eine jener tiefen Schluchten unterbrochen iſt, die oft fünf bis ſechs Fuß weit ſind. Hier muß ſich der Reiſende lediglich auf die Sicherheit ſeines Maulthiers verlaſſen, und dies kann er faſt immer. Am gefährlichſten iſt auf einer

Digitized by Google

ſolchen Reiſe das Herabrutſchen an ſteilen Abhängen, oft von beträchtlicher Höhe. Bei ſolchen Gelegenheiten iſt die Vorſicht des Maulthiers zu bewundern. Gelangt es mit ſeinem Reiter an eine ſolche Stelle, ſo bleibt es zuerſt ſtehen und betrachtet eine Weile den Abgrund, als wollte es die Tiefe deſſelben genau ermeſſen und ſich mit allen Schwierigkeiten bekannt machen; dann läßt es ſich auf den Hintertheil nieder, ſtreckt die Vorderfüße vorwärts und gleitet ſo den Abhang hinunter.

Der Engländer Head beſchreibt in ſeinen „Reiſen durch die Pampas in Südamerika" eine Maulthierkaravane über einen der gefährlichſten Punkte der Andenkette. Der Berg, über welchen er mit ſeinen Reiſegefährten ziehen mußte, ſchien von unten ganz ſteil, und der Weg ging an einem faſt ſenkrechten Abhange hin. Unten floß ein reißender Bergſtrom. Der Erdboden war von den Gebirgswäſſern aufgewühlt und überall mit abgeriſſenen Felſenſtücken bedeckt, die bei dem leiſeſten Stoß in die Tiefe rollten und keinen ſichern Fußtritt geſtatteten. Die Führer ſahen ſich deshalb genöthigt, den Maulthieren die Augen zu verbinden, weil dieſe auf holprigem Wege dann am vorſichtigſten und ſicherſten gehen. Den Zug eröffnete ein altes an Bergreiſen gewöhntes Maulthier; dieſes erhielt die geringſte Laſt, während unter alle übrigen das Gepäcke gleich vertheilt wurde. Als der Zug faſt die Spitze des Berges erreicht hatte, ſtolperte ein junges Maulthier über die lockern Steine, verlor das Gleichgewicht und rollte mit ſeiner Laſt den über 300 Fuß tiefen Abgrund hinunter. Die Reiſenden ſahen, wie es ſich mehre Mal überſchlug und endlich in den Strom ſtürzte. Man gab das Thier ſammt den Waarenballen, die es trug, verloren, allein wie ſehr erſtaunten die Reiſenden, als ſie, nachdem man kaum eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt hatte, das beladene Maulthier athemlos hinter ſich herkommen ſahen, ganz durchnäßt, aber unbeſchädigt bis auf das Geſicht, das beim Überſchlagen bedeutend war verletzt worden. Allen, ſelbſt den Führern, war es unbegreiflich, wie bei den häufigen Felſenvorſprüngen des Abhangs und bei dem klippenvollen Bette des Stromes das Thier nicht alle Glieder zerbrochen hatte.

Bergreiſe in Südamerika

Anbau der Walachei.

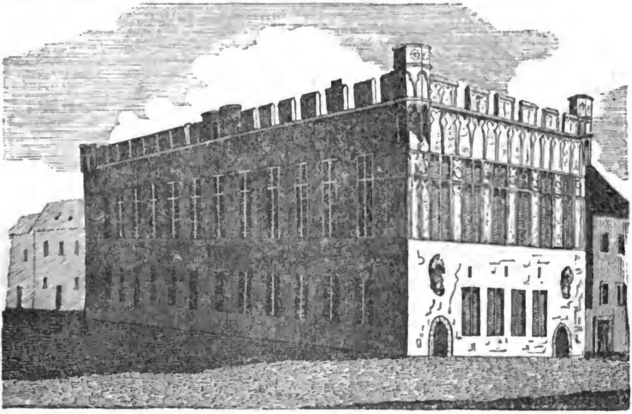
Daß der Menſchen in Europa nicht zu viele ſind und noch für Millionen in unſerm Welttheil Raum iſt, beweiſt unter Anderm die Walachei. Man zählt hier 1,200,000 Bewohner, allein es könnten ſich mindeſtens noch 6—8 Millionen anſiedeln, ohne daß es an Platz gebräche. Man findet hier beträchtliche Landſtriche, die ſeit Jahrhunderten der Pflug nicht berührt hat. Indeſſen ſcheint jetzt die Zeit gekommen zu ſein, wo die Bevölkerung wächſt; vorzüglich Bulgaren und Griechen wandern zahlreich ein, da die von der türkiſchen Regierung bisher unterſagte Ausfuhr nun frei iſt, und die regere Donauſchiffahrt den Abſatz der Landeserzeugniſſe ſehr erleichtert.

Der Gürzenich in Köln.

Das merkwürdigſte und vielleicht ſchönſte Gebäude in Köln iſt, wenn wir jenes Meiſterwerk altdeutſcher Baukunſt, den Dom, ausnehmen, der Gürzenich, ein Palaſt im reinſten gothiſchen Styl erbaut, der durch den Zweck ſeiner Gründung, wie ſeine jetzige Benutzung

Digitized by Google

doppelt an Bedeutung gewinnt. Gegen Ende des Mittelalters, als die freie Reichsſtadt Köln durch ihren Handel und Reichthum in der höchſten Blüte ſtand, wurde das Haus von einem dortigen Edlen, dem Ritter von Gürzenich, gegründet, dem öffentlichen Vergnügen, vorzüglich dem Ballſpiele, gewidmet und der Stadt zum Geſchenk gemacht. Das Gebäude beſteht aus einem länglichen, aus Quadern aufgeführten, mit Bildnerei geſchmückten Viereck, hat zwei Stockwerke, und endigt nach oben in einer mit Zinnen bewehrten Mauerkrone. Das Erdgeſchoß iſt in mehre Gemächer abgetheilt, der obere Raum aber bildet einen großen Saal, der unſtreitig einer der größten in Deutſchland iſt. Seine Decke wird durch eine Säulenreihe getragen, die den Saal in der Mitte durchſchneidet. Alle Verzierungen, worunter beſonders eine Reihe herrlicher Kamine mit halberhabener Arbeit gehört, zeugen von dem Geſchmack jener Zeit. Mit dem Verfalle des Anſehens und des Einfluſſes der Städte ſank auch dieſes Gebäude zu gemeinerm Dienſte herab, bis zuletzt ſeine untern Räume zu einem Lagerhauſe, ſeine obern zu einem Fruchtſpeicher benutzt wurden. Lange blieb das Gebäude in dieſem Zuſtande, bis im Jahre 1818 die Künſtler mehrer Städte des Niederrheins zu einem gemeinſchaftlichen Bunde für die Kunſt, beſonders die Tonkunſt, ſich verbanden, um ſich alljährlich gegen Pfingſten in einer der rheiniſchen Städte zur Aufführung alter Muſikwerke zu verſammeln, welche durch die Modeſucht verbannt ſind, oder deren Aufführung nur durch große vereinte Kräfte möglich iſt. Köln wurde zum Verſammlungsorte gewählt und ſeitdem im Gürzenich mehre herrliche Tonfeſte gefeiert. Wenige Jahre nach Stiftung des Muſikfeſtes trat Köln mit Rom und Venedig in einen Wettſtreit und vereinigte die luſtigen Scharen ſeiner Bürger zu einer gemeinſamen Faſchingsfeier, deren große Bankette ebenfalls in jenem Saale gehalten werden.



Der Gürzenich in Köln

Sitten und Gebräuche der Tſcherkeſſen.

Tſcherkeſſien oder Circaſſien heißt diejenige Landſchaft des aſiatiſchen Rußlands, welche ſich längs dem nördlichen Kaukaſus vom ſchwarzen bis zum kaspiſchen Meere erſtreckt und ungefähr 1540 □M. umfaßt. Ein Deutſcher, der ſich acht Jahre in dem Lande aufhielt, gibt über die Sitten und Gebräuche der Bewohner folgende ausführliche Beſchreibung.

Der Charakter der Tſcherkeſſen iſt von Natur kriegeriſch, und um dieſe Eigenſchaft ſchon bei den Kindern auszubilden, bleibt die Erziehung eines Knaben nicht dem Vater überlaſſen, ſondern wird Sache des Gemeinweſens. Es melden ſich zu dem Erziehungsgeſchäfte ſtets mehre Ortseinwohner, und wem daſſelbe anvertraut werden ſoll, wird durch Schiedsrichter beſtimmt. Der Atlik oder Erzieher des Knaben ſucht ihm die größte Ausbildung in dem Gebrauch der Waffen, im Bändigen der Pferde und in der Ertragung von Kriegsbeſchwerden zu geben. Erſt wenn er hierin etwas Bedeutendes leiſtet, wird er ſeiner Familie zurückgegeben.

Die Tſcherkeſſen theilen ſich in zehn Stämme, an deren Spitze jedesmal ein Fürſt ſteht. Die Streitigkeiten, die dieſe ſtets unter ſich haben, ſowie ihre feindliche Stellung zu den Nachbarvölkern, tragen dazu bei, ihren kriegeriſchen Muth zu erhöhen, und weil es hier auf plötzliche Überfälle und Verringerung der Macht des Feindes ankommt, ſo wird der Tſcherkeſſe früh in Räubereien aller Art geübt. Je ſchlauer und kühner ſich Jemand hierin benimmt, deſto geachteter iſt er. Dagegen wird es für den größten Schimpf gehalten, wenn einer ſich noch keiner gewonnenen Beute rühmen kann. Die Religion der Tſcherkeſſen iſt ein ſeltſames Gemiſch von Chriſtenthum und heidniſchem Götzendienſt. Sie verehren den einigen Gott und die Jungfrau Maria, aber zugleich eine Menge untergeordneter

Gottheiten, welchen ſie Opfer bringen, die aus Schafen, Ziegen und Ochſen beſtehen. Unter der großen Anzahl von Feſten, die ſie feiern, iſt ihnen aber beſonders das Oſterfeſt heilig, vor welchem ſie ſich des Genuſſes von Eiern, ihrer Lieblingsſpeiſe, mehre Wochen lang enthalten. Im Eſſen und Trinken ſind die Tſcherkeſſen überhaupt ſehr mäßig; ſie genießen ſehr ſelten Fleiſch, und in der Regel nur dann, wenn ſie Fremde bei ſich beherbergen, welchen, da ſie ſehr gaſtfrei ſind, ſie die größte Ehre erweiſen. Bei ſolchen Gelegenheiten trägt man das Eſſen, nach türkiſcher Sitte, auf kleinen runden Tiſchen auf. Der Fremde ißt allein, während der Hausherr ehrerbietig hinter ihm ſteht. Von Zeit zu Zeit bietet ihm der Gaſt von einem oder dem andern Gericht etwas an, und erſt dann, wenn dieſer abgegeſſen, ſetzt ſich der Wirth zu Tiſche. Beim Speiſen bedient man ſich nur hölzerner Löffel, und anſtatt der Gabeln der Finger. Vor und nach dem Eſſen wird gebetet, und nach orientaliſcher Sitte von Sklaven Waſſer gebracht, um ſich die Hände zu reinigen. Die Frauen eſſen immer in einem beſondern Gemach und laſſen ſich dabei nicht gern von Männern beobachten.

Ihre Kriegsgefangenen beiderlei Geſchlechts behandeln die Tſcherkeſſen als Sklaven und ſie bedienen ſich ihrer theils zum Landbau, theils zu Arbeiten in der Hauswirthſchaft, theils verkauft man ſie. Auch entſchließen ſich zuweilen freie Mädchen, nach der Türkei zu gehen und ſich dort verkaufen zu laſſen, wozu die Erzählungen der aus Konſtantinopel und andern türkiſchen Städten zurückkehrenden Sklavinnen, welche die Herrlichkeiten der Harems rühmen, und meiſtens anſehnliche Geſchenke mitbringen, viel beitragen mögen. Überhaupt haben die Frauen in Tſcherkeſſien ein weit glücklicheres Loos, als bei andern orientaliſchen Völkern. Der Tſcherkeſſe iſt ſehr galant, und ſeine Höflichkeitsbezeigungen gegen Frauen ſind oft mit großen Unbequemlichkeiten für ihn ſelbſt verbunden. Wenn z. B. ein Mann zu Pferde einer Frau ſeiner Bekanntſchaft begegnet, die deſſelben Weges geht, ſo ſteigt er ab und erſucht ſie, ſich ſeines Pferdes zu bedienen. Lehnt ſie dieſes Anerbieten ab, ſo begleitet er ſie zu Fuß, bis ſich ihre Wege ſcheiden. Die tſcherkeſſiſchen Frauen dürfen jedoch nicht müßig gehen. Selbſt die reichern, die mehre Sklavinnen haben, ſind den ganzen Tag über mit weiblichen Arbeiten, beſonders mit Verfertigung von Kleidungsſtücken, beſchäftigt, und zwar nicht blos zum Gebrauch für ihre Familie, ſondern auch für Andere, die bei geringern Mitteln ihrer Hülfe bedürfen. In dieſen Arbeiten, beſonders aber in feinen Stickereien, zeigen die Tſcherkeſſinnen viel Kunſt und Geſchmack. Die Frauen ſind zwar im Allgemeinen von angenehmer Geſichtsbildung und ſchlankem zierlichen Wuchs, allein ſie entſprechen doch nicht dem hohen Rufe der Schönheit, in welchem ſie bei den europäiſchen Nationen ſtehen. Die Zartheit ihres Wuchſes kommt wol hauptſächlich von der Gewohnheit her, ſich von Kindheit an ſtark zu ſchnüren. Namentlich tragen die jungen Mädchen Maroquincorſets, die ihnen auf den Körper feſtgenäht werden, und die ſie vor ihrer Verheirathung nicht ablegen dürfen. In der Brautnacht durchſchneidet der Bräutigam dieſen jungfräulichen Schmuck, der nun nicht mehr getragen werden darf, mit ſeinem Dolche. Die Geſetze der Keuſchheit werden in Tſcherkeſſien ſehr hoch gehalten, und aus einem übertriebenen Zartgefühl in dieſem Punkte mag unter Anderm die ſeltſame Sitte herrühren, daß junge Eheleute ſich niemals in Geſellſchaften zuſammen zeigen dürfen, und am allerwenigſten vor Verwandten. Wenn der Mann die Frau zufällig antrifft, ſo wird dieſe von den Gefährtinnen ſo lange verborgen, bis er ſich entfernt hat, und ebenſo verläßt der Mann augenblicklich das Geſellſchaftszimmer, wenn ſeine junge Frau hereintritt. Ein gleiches Gefühl der Schamhaftigkeit zeigt der Tſcherkeſſe, ſo oft ihn ſeine Frau mit einem Kinde beſchenkt. Sobald er die Nachricht davon erhalten, verläßt er ſein Haus und betritt es erſt nach mehren Tagen wieder. Bei der Geburt eines Kindes findet übrigens keine religiöſe Feierlichkeit ſtatt. Die Mutter gibt dem Kinde einen Namen, und wenn es ein Knabe iſt, wird es ſogleich dem von der Gemeinde erwählten Erzieher übergeben.

Die Tracht der Tſcherkeſſen iſt durchaus militairiſch. Sie tragen enganſchließende Gewänder, die jedoch mit langen Ärmeln verſehen ſind, in welchen ſie die Hände verbergen, ſobald ſie bei Jemand vorübergehen, dem ſie Ehrerbietung ſchuldig ſind. In der Form ihres Kopfputzes wechſeln ſie häufig ab. Sie führen krumme Säbel, ein Piſtol, einen Dolch und eine albaneſiſche Flinte, zuweilen auch noch einen Bogen. Sobald ſie in ein Zimmer treten, legen ſie die Waffen ab, bis auf den Dolch, der nie von ihrer Seite kommt. Panzerhemden mit ſtählernen Arm- und Beinſchienen tragen nur die Fürſten und die Reichen. Da der Krieg die Hauptbeſchäftigung der Tſcherkeſſen iſt, ſo ſind ſie in den meiſten Zweigen der Betriebſamkeit noch ſehr zurück, obgleich ſie im Allgemeinen Anlage zu mechaniſchen Arbeiten haben, und beſonders in Metallarbeiten große Geſchicklichkeit zeigen. Der Ackerbau iſt bei ihnen noch in der erſten Kindheit. Mit Mühlen ſind ſie erſt ſeit Kurzem bekannt geworden; im Allgemeinen ſtampft man das Korn in Mörſern, um es zu verbacken. Unter den Künſten ſind ihnen Muſik und Dichtkunſt nicht ganz fremd, ja ſie zeigen dafür ſogar entſchiedene Anlage.

Die Vanille.

Die Vanille iſt eine windenartige Pflanze, hat, wie der Weinſtock, Knoten, aus welchen hellgrüne, dem Lorber ähnelnde Blätter, hervorkommen; ſie treibt einen langen Stengel, der ſich um Bäume ſchlingt, oder auch auf der Erde fortläuft; die Blüte iſt weißlich-gelb, und aus dieſer bildet ſich als die Frucht der Pflanze eine kleine Schote, in welcher ſich mehre ſchwarzglänzende Körner befinden. Dieſes Gewürz, wie ſo viele andere Bedürfniſſe der höhern Stände, welche ſeit dem verfloſſenen Jahrhundert immer allgemeiner geworden ſind, kommen zum Theil aus ſo entlegenen Gegenden nach Europa, die ſelbſt denen, welche damit handeln, kaum mehr als den Namen nach bekannt ſind. Dies war ſonſt z. B. mit dem Zimmet und den Gewürznelken der Fall, und noch jetzt findet es bei dem ſo angenehm duftenden Gewürz, der Vanille, ſtatt, die nur aus zwei kleinen Diſtrikten von etlichen Quadratmeilen des ungeheuern Amerika zu uns gebracht wird. Denn obgleich die Vanille namentlich in Südamerika und Mexico wild wächſt, deren Blüten die Luft mit ihrem herrlichen Duft erfüllen, deren Früchte aber äußerſt dürr und faſt geſchmacklos ſind, ſo wird doch dieſelbe nur in zwei Diſtricten von Mexico, bei Veracruz und Oaxaca, förmlich angebaut und dadurch veredelt. Die Bewohner dieſer Gegenden binden die Reben der Vanille an Pfählen oder Bäumen auf, und dieſe geben dann im dritten Jahre, nachdem ſie im Februar und März geblüht, Früchte, die vom März bis Juni geerntet werden. Eine nicht zu feuchte und nicht

Digitized by Google

zu trockene Witterung bedarf eine gute Ernte, indem bei zu großer Näſſe die Blüte abfällt, bei zu großer Dürre die Frucht verkrüppelt, und ſo gewinnen die Anbauer, obgleich die Frucht an Ort und Stelle ſehr theuer, wenn auch nur mit Flinten, Pulver, Branntwein, Taback und dergl. bezahlt wird, doch nur wenig, da die oben genannten Bedingungen ſelten alle ſo eintreffen. Die weitere Behandlung der Früchte iſt nur Wenigen bekannt und ſehr mühſam, und nur Einzelne beſchäftigen ſich damit. Die Hauptſache aber bei der Behandlung beſteht in dem gehörigen Beſtreichen der Früchte mit Cacaoöl, und dann im Trocknen. Es muß dies in der Sonne geſchehen, oder bei Regenwetter über Feuer bewirkt werden, und dieſe letztere Behandlung erfodert beſondere Aufmerkſamkeit. Der Handel mit dieſem Erzeugniß iſt in den Händen einiger wenigen Kaufleute, welche den Indianern auf den Ertrag der Ernte Vorſchüſſe machen, und da viele Erfahrung dazu gehört, um beim Einkauf nicht getäuſcht zu werden, ſo iſt die Concurrenz ſehr gering. Die verſchiedenen Sorten der Vanille, welche im Handel vorkommen und alle in Rohr und dünn geſchlagenem Zinn eingepackt ſind, rühren von der verſchiedenen Zeit des Einſammelns, der Sorgfalt, womit ſie getrocknet wurde, und dem Boden, worauf ſie gewachſen, namentlich der höhern oder tiefern Lage deſſelben her. Veracruz, von woher Europa alle Vanille bezieht, führt jährlich für etwa 40—50,000 Thaler aus, allerdings für jene Provinz ſchon eine bedeutende, aber doch immer nur eine geringe Summe für ganz Europa, woraus ſich ein nur geringer Verbrauch dieſes Gewürzes ergibt. In Amerika wird die Vanille nur wenig gebraucht, und man behauptet von ihr, daß ſie Krämpfe verurſache, und auch bei uns iſt ihr häufiger Genuß, vorzüglich nervenſchwachen Perſonen, zu widerrathen.

Zunehmende Verminderung der Oſtſee.

In mehren Oſtſeehäfen, neuerdings aber vorzüglich in dem Hafen von Petersburg, hat man die Bemerkung gemacht, daß der Waſſerſtand in demſelben während der letzten 20 Jahre auffallend niedriger geworden iſt. Man kann dies als einen neuen Beweis von der Richtigkeit der frühern Beobachtungen betrachten, daß die Gewäſſer der Oſtſee ſich fortwährend vermindern und das feſte Land ſich immer weiter ausdehnt. Die Stadt Piteå, die vor 45 Jahren noch hart am Meere lag, iſt jetzt 3/4 St. von demſelben entfernt. Vor 28 Jahren war Luleå noch eine Seeſtadt, jetzt liegt ſie 1/2 St. landeinwärts. Die alte Stadt Lowiſa, früher einer der beſten Oſtſeehäfen, liegt jetzt 1 1/2 St. vom Strande, und ſo mehre andere Ortſchaften, die früher am Strande lagen, ſind gegenwärtig mehr oder weniger davon entfernt. Als Torneå gegründet wurde, konnten die größten Schiffe unmittelbar vor der Stadt vor Anker gehen, während es jetzt auf einer ziemlich großen Landzunge liegt. Die Inſeln Engſoë, Aspoë und Teſtewoë waren ehemals durch breite Meerarme voneinander getrennt, bilden nun aber ſeit mehren Jahren nur eine Inſel, die ſich fortwährend vergrößerte. Mehre andere ehemalige Inſeln, wie Luiſoë, Pſalmodi u. ſ. w. gehören jetzt zum Feſtlande.

Wenn man auch nicht, wie der Naturforſcher Linné, auf ältere Beobachtungen geſtützt, glaubt annehmen zu können, daß die Oſtſee in 2000 Jahren gänzlich verſchwunden ſein werde, ſo beſtätigen doch die neuern Beobachtungen mit den ältern übereinſtimmend, daß der Grund dieſes Meeres beſtändig höher ſteigt und deſſen Waſſermaſſe ſich in demſelben Verhältniſſe vermindert, und daß die in dieſelbe ſich ergießenden Ströme immer ſeichter werden und die meiſten daran liegenden Häfen immer mehr verſanden.

Den Angaben mehrer Naturforſcher zufolge ereignen ſich gleiche Erſcheinungen am häufigſten in den dem Nordpol am nächſten gelegenen Gegenden. Als Beweis kann man anführen, daß vor ungefähr 1500 Jahren Skandinavien noch eine Inſel war, daß damals Finnland noch unter Waſſer ſtand und ſo die Oſtſee mit dem weißen Meere und mit dem Eismeere unmittelbar zuſammenhing.

Hogarth's Werke.

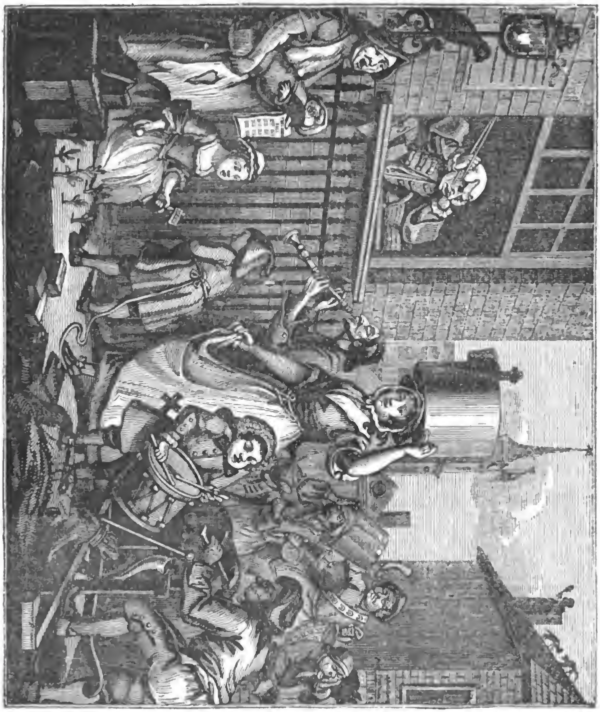
1. Der erzürnte Muſikus.

Das vorliegende Bild zeigt einen italieniſchen Kapellmeiſter, vor deſſen Hauſe ſich alle Mistöne, die eine Stadt wie London nur aufzutreiben vermag, verſammelt haben. Ob dieſe Geſellſchaft zum Hohn und Spott des Muſikers ſich abſichtlich vor ſeiner Wohnung zuſammengefunden, oder ob ſie der Zufall ſo zuſammenführte, bleibt ungewiß; doch wird, wenn das Letztere der Fall iſt, der Witz nur noch treffender und wahrhaft ergötzlich, wenn man erwägt, daß dies unharmoniſche Orcheſter ohne Schadenfreude ſein Weſen treibt. Zunächſt dem rechten Ohre des Kapellmeiſters ſitzt auf einer Laternenſtange ein Papagei, der unaufhörlich „Kakadu" ſchreit. Dicht unter ihm ſteht eine wahrlich nicht ſehr anmuthige Sängerin mit einem vielleicht gemietheten Kinde auf dem Arme, das im Schreien mit der Mutter wetteifert. In der Linken hält das Weib „Sechs ſchöne neue Lieder", unter denen gewiß eine „Schreckliche Mordgeſchichte" ſich befindet. Der Kerl, dem Muſikus gegenüber, der mit halbgeſchloſſenen Augen die Clarinette bläſt, iſt ein hauſirender Virtuos. Er bildet den vollkommenſten Gegenſatz zu Dem, der ſich über ihn ärgert, denn er iſt das leibhaftige Conterfei der Seelenruhe. Im Mittelpunkt der Scene erblicken wir die reizendſte Figur der Gruppe, ein londoner Milchmädchen, und ſie wäre wol die Einzige, die den Muſikus mit dem ſchrecklichen Auftritt vor ſeinem Fenſter ausſöhnen könnte, wenn nicht für einen Kapellmeiſter die Diſſonanz eine zu große Qual wäre. Im Vordergrunde zur Rechten erblicken wir drei der ſchrecklichſten Muſikanten, einen Jungen mit großer Perrücke, welcher Raritäten austrommelt, dann einen Scherenſchleifer, der ein Hackemeſſer ſchleift, und deſſen Hund, der ſich über die Legion von Disharmonien, die er hier hört, durch ſein eignes Geheul betäuben will.

Von einem andern kleinen Jungen ſehen wir nur die Schattenſeite. Er trägt ebenfalls das Seinige zur Unterhaltung bei, denn er hat an ſeinen Gürtel eine große Schiefertafel gebunden, die er auf dem Pflaſter hinter ſich herſchleift. Ihm zur Seite ſteht ein kleines Mädchen, das eine Schnurre dreht und deren aus Ziegelſteinen aufgebautes Häuschen beim Umſturz den Lärm noch zu vermehren droht. Der Hintergrund zeigt uns drei ganz originelle Geſtalten, nämlich irgend einen Verkäufer mit dem Korbe auf dem Rücken, der ſo gewaltig ſeine Waare ausſchreit, daß ſein feiſtes Geſicht von der Anſtrengung zu zerplatzen droht; einen Schweinſchneider mit krummem Ochſenhorne, und dicht hinter dieſem den Kehrichtſammler mit ſeiner Handglocke. Als letztes Glied der muſikaliſchen Kette erſcheint halb unſichtbar der Steinſetzer, deſſen Ramme und Hammer gewiß auch in dem Ganzen hörbar ſind. Aber

Digitized by Google

auch von dem Nachbarhauſe und dem entferntern Stadttheile her dringt das muſikaliſche Unglück auf den gequälten Kapellmeiſter ein; denn die Aufſchrift jenes Hauſes meldet uns, daß darin ein Klempner wohnt, und zwar ein londoner Klempner, bei welchem immer zehn Hämmer gegen einen in Deutſchland ihr einwiegendes Spiel treiben. Auf dem Dache dieſes Hauſes geben zwei Katzen ein leidenſchaftliches Duett zum Beſten, und ſogar aus der Feuereſſe hervor dringt der Geiſt muſikaliſcher Verwirrung in der Perſon des Schornſteinfegers. Die auf dem Kirchthurme aufgeſteckte Fahne zeigt uns, daß dort mit allen Glocken geläutet wird, ein Umſtand, der die Verzweiflung des Muſikers aufs Höchſte ſteigern muß; denn das Glockengeläute in London iſt die Monotonie ſelbſt. Die Quinteſſenz aber der nur zu belebten Gruppe iſt die in Verzweiflung geſetzte Figur des Kapellmeiſters ſelbſt. Sein Ingrimm kennt keine Grenzen mehr. Wüthend hat er das Fenſter aufgeriſſen. Es ſcheint, als wolle er eine Flut von Verwünſchungen ausſtoßen, aber das Entſetzen über dieſe Muſik beraubt ihn der Sprache. Er hält ſich mit beiden Händen die Ohren zu und vermag nur einen Blick auf die Störer ſeines Friedens hinabzuſchleudern. Am meiſten ſcheint ſein Zorn auf den ruhigen Klarinettbläſer gerichtet zu ſein, in welchem er ſeine Kunſt ſo ſchrecklich herabgewürdigt ſieht. Hogarth gab dieſes höchſtwitzige Blatt im Jahre 1740 heraus, als Seitenſtück zu einem früheren, das den Titel führt: „Der Dichter in der Noth", und das wir nächſtens folgen laſſen werden. Er wollte dieſen beiden noch ein drittes hinzufügen, das einen geängſteten Maler vorſtellen ſollte, welches aber unterblieben iſt.



Der erzürnte Muſikus.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

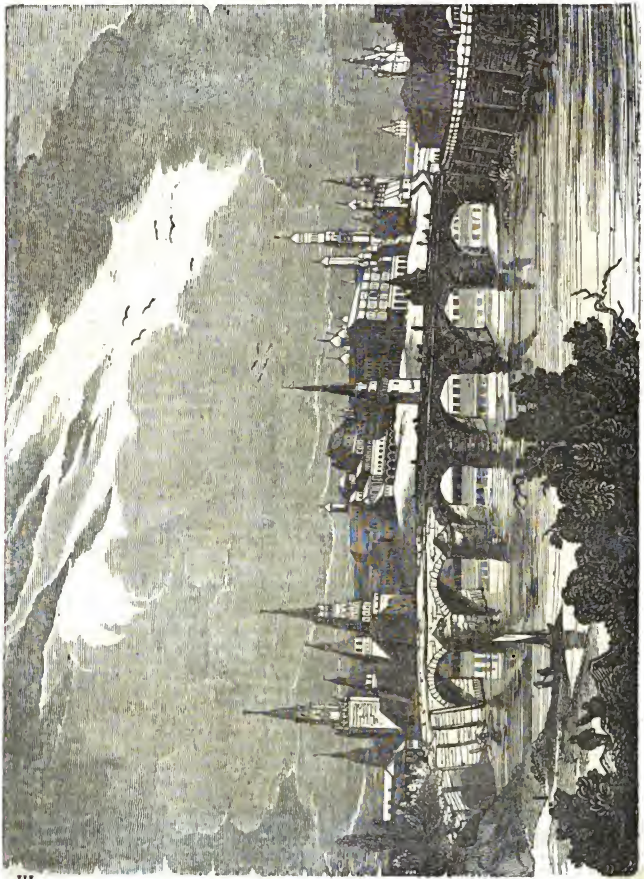
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

96.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Januar 31, 1835.

Anſicht von Moskau.



Moskau.

Geſchichte der Stadt.

In der Kriegsgeſchichte der neuern Zeit behauptet keine Stadt einen leuchtendern Ruhm, als die alte Hauptſtadt Rußlands, Moskau. Sie iſt der Schauplatz eines der folgenreichſten Ereigniſſe unſerer Zeit; hier iſt die Kataſtrophe eines der blutigſten Kriegszüge, hier waltete ſichtbar die Hand der Vorſehung.

Moskaus früheſte Geſchichte iſt in Dunkel gehüllt. In der Mitte des 12. Jahrhunderts (1147) ſoll es Georg I., der Sohn Wladimir Monomacho's, als Hauptſtadt ſeines Herzogthums Moskowskaja gegründet und von dem alten Kiew ſeinen Fürſtenſitz hierher verlegt haben. Folgendes ſoll die Veranlaſſung dazu gegeben haben. Stephan Kutſchko, ein mächtiger Bojar, beſaß den ganzen Sumpf und Waldbezirk an den Ufern der Moskwa und der Negrina. Seine Macht und die Anzahl ſeiner Unterthanen gab ihm einen Geiſt des Hochmuths ein, der ihn in Gegenwart ſeines Fürſten des Gehorſams vergeſſen ließ, den die ruſſiſchen Zaren von ihren Kronvaſallen foderten. Der Zorn des Fürſten fiel auf ihn; er ward ergriffen, getödtet und ſeine Ländereien wurden für die Krone eingezogen. Da, wo Stephan's Schloß einſam mitten in dem Waldſumpfe ſtand, gründete Georg eine kleine Stadt, Moskwa, die aber nach ſeinem Tode verlaſſen ward und in Trümmer verfiel. Im Anfang des 14. Jahrh. ſtiftete Daniel, Fürſt von Moskowskaja, an dieſer entlegenen Stelle mehre Kirchen und Klöſter; eine neue Stadt erhob ſich um dieſe her auf dem Hügel des Kreml, und Daniel umgab ſie mit einer hölzernen Mauer, die in der Mitte deſſelben Jahrh. durch eine ſtärkere, ſteinerne erſetzt ward. Von da an wuchs Moskau empor. Im Jahre 1382 fiel die Stadt in Tamerlan's Gewalt, und nun wechſelten ſchnell hintereinander mehre tatariſche Horden in ihrem Beſitz, bis am Schluſſe des 15. Jahrh. Iwan Waſſiljewitſch I. ſie den Tataren für immer entriß und zur Hauptſtadt ſeines neuen Reiches erhob, indem er ſie mit prachtvollen Bauwerken ſchmückte und ihr zuerſt das Anſehen einer fürſtlichen Reſidenz verlieh. Als nach Iwan's, ſeines Bruders, Tode auch die übrigen ruſſiſchen Fürſtenthümer ihm zufielen, konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine Reſidenz zu verlaſſen, und ſo ward Moskau die Hauptſtadt von ganz Rußland Im Jahre 1611 legten ſie die Polen in Aſche. Moskau entſtand von Neuem und behauptete ſeinen Rang, bis Peter I. dieſen Sitz der ruſſiſchen Adels mit dem neu gegründeten Petersburg vertauſchte, wo er ſich zum begonnenen Werke der Geſittung ſeines Volkes freier fühlte und wo er zu dieſem hohen Zweck den Hebel des Welthandels anbringen konnte. Von nun war Moskau zwar nicht mehr die erſte Stadt des Reiches, und das Heer, der Hof, die großen Manufacturiſten folgten dem Zar in ſeine neue Hauptſtadt; aber der Adel blieb Moskau treu, und der Verluſt der Stadt war daher gering; denn die Scharen der Anhänger des Adels, ſeine zahlreichen Diener, die Geiſtlichkeit und Alles, was der alten Stadt angehörte, blieb zurück; Moskau blieb die Kathedrale des Reichs, die Krönungsſtadt der ruſſiſchen Zaren und heilte die Wunden bald aus, die ihm Petersburgs Entſtehung ſchlug. Ja, mit dem Wachſen des Reichs gegen Süden und Oſten wuchs es ſelbſt empor und ſtand um 1812 auf der höchſten Stufe ſeines alten Glanzes.

Beſchreibung der Stadt.

Wenn man ſich Moskau durch die weite Ebene von der Abendſeite her auf der großen Straße von Moſaisk nähert, ſo wird das Auge an einem Punkt von einem Walde von Thurmſpitzen, in allen Formen und zum Theil von Gold und bunten Farben erglänzend, wahrhaft geblendet. Wir treten durch die Barriere ein und verwundert fragen wir uns: Wo die goldglänzende Stadt geblieben ſei, die wir eben erſt ſahen und anſtaunten. Statt ihrer ſehen wir eine unabſehbare, zerſtreute Vorſtadt, Hütten und Gärten, einzelne Kirchen, Ställe, Paläſte, Düngerhaufen, Schuppen, Waarenhäuſer, Kaſernen und Haufen von Baumaterial, das hinreichend ſcheint, ein ganzes Reich mit Städten und Dörfern zu bebauen. Der Markt für alle Wohnungen von Europa, eine Häuſermeſſe ſcheint hier aufgeſchlagen zu ſein, und jeder Bauſtyl der bewohnten Erde ſcheint ſeinen Vertreter zu haben. Dies iſt der charakteriſtiſche Zug in dem Bilde Moskaus, wie es der Fremde erfaßt; Hütten aus Baumſtämmen von dem Nordpol her, Moſcheen aus Konſtantinopel, ſchwediſche und däniſche Paläſte mit Gypsmörtel überzogen, aber ſeit ihrer Ankunft nicht wieder abgeweißt, gemalte Häuſer aus Tirol, Tatarentempel aus der Bucharei, Pagoden und Pavillons aus Peking, Schenken aus Spanien, Virandas aus Indien, Gefängniſſe und Wachthäuſer aus Paris, Ruinen aus Rom, Terraſſen und Gitterwerke aus Neapel, Waarenhäuſer aus London, und ruſſiſche Kabaks. Der Contraſt zwiſchen der Öde in einigen Vierteln und dem Gewühl anderer, und der Contraſt in Sprachen, Manieren und Trachten dieſer Tauſende ſelbſt, die aus Ruſſen und Engländern, aus Franzoſen und Polen, aus Italienern und Tataren, aus Griechen, Deutſchen, Koſacken und Chineſen ſich miſchen, erhält den Fremden in einem dauernden Zuſtande des Traumes und des Wunders.

Moskau iſt nach dem Raum und dem Umfang, den es einnimmt, ſechs deutſche Meilen, die größte Stadt in Europa. Nach ihrer Einäſcherung im J. 1812 iſt ſie neu und regelmäßiger wieder aufgebaut worden, aber die Reſte der alten Stadt ſind dieſer Regelmäßigkeit oft ſtörend in den Weg getreten. Im grellſten Contraſt wetteifert ſie in ihren reichen und ſchönen Quartieren mit den prächtigſten Hauptſtädten aller Zeiten, während ſie in andern elend und ärmlich erſcheint. Auch nach ihrem Wiederaufbau, der einem Wunder gleicht, ſo gut wie ihre Zerſtörung, iſt ihre Eintheilung dieſelbe geblieben. Der alte, ehrwürdige Haupttheil iſt der Kreml, die Feſtung, der heilige Sitz des Reichs, mit dem Schloß der Zaren, dem Arſenal, dem Senatspalaſt, dem Sitz des Patriarchen und zahlloſen Kirchen. Das zweite Quartier iſt Kitaigorod, der Sitz des Handels, mit zahlreichen Bazars, Läden und Waarenhäuſern, einem Kloſter und der Druckerei der h. Synode. Das Viertel von Beloigorod enthält die Univerſität (1755 geſtiftet), die Poſt, die Münze, die Stückgießerei, viele Hoſpitäler und die reinſten und zierlichſten Straßen Moskaus. Das vierte Quartier, Semlänoigorod, enthält 60 Kirchen, mehre öffentliche Plätze, Friedhöfe und Klöſter, und das Quartier der Slobodi (der 30 Vorſtädte) wird von Hoſpitälern, Hütten, Gärten und den Angehörigen der tatariſchen und deutſchen Colonien eingenommen. Das Ganze iſt von einem Erdwall umſchloſſen, durch den 14 Thore in die Stadt führen; ſonſt war jedes Quartier beſonders eingefriedigt, aber dieſe Mauern

Digitized by Google

ſind jetzt verſchwunden und nur das heilige Thor des Kreml ſteht noch, während die äußern Theile in Eins zuſammengeſchmolzen ſind.

Der Brand von Moskau.

Nachdem Napoleon in der Schlacht von Moſaisk, am 5.—6. September 1812, den Weg nach Moskau erkämpft hatte und gegen die Gewalt ſeines Angriffs kein Widerſtand übrig war, fingen die Ruſſen an, Moskau zu räumen, um es dem Sieger als eine lockende, aber nutzloſe, als eine verderbliche Beute zu überlaſſen. Graf Roſtopſchin, Gouverneur der Stadt, ſollte das Opfer vollbringen, das ſeinem Zweck ſo vollkommen entſprach. Ob die Einäſcherung der ganzen Stadt urſprünglich beabſichtigt oder ob ſie nur der Erfolg der Sorgloſigkeit war, mit welcher man alles öffentliche Eigenthum den Flammen opferte, bleibt in Dunkel gehüllt, ſeitdem Graf Roſtopſchin ſelbſt der ihm untergelegten Abſicht öffentlich widerſprochen hat. Indeß iſt doch gewiß, daß er alle Mittel, dem Brande zu begegnen, Spritzen und Spritzenleute, über 2000 an der Zahl, durch ſeinen Befehl aus Moskau entfernt, auch die Brunnen verſchüttet hatte, daß er den Brand in die öffentlichen Gebäude werfen ließ, ebenſo daß viele reiche Ruſſen ſeinem oder ſeines Kaiſers Beiſpiel in freiwilliger Zerſtörung ihres Eigenthums folgten, und ſo brannten vom 15.—18. September, fünf Tage nach Einzug der Franzoſen, von 10,000 Häuſern 7932 nieder. Als das feindliche Heer nun hierdurch zum Abzug genöthigt war, ſollte vor dieſem noch der alte heilige Kreml in die Luft geſprengt werden, aber es gelang blos zum kleinern Theil.

Nach dem Frieden ernannte die Regierung eine Entſchädigungscommiſſion; aber viele patriotiſche Ruſſen reichten ihren Verluſt nicht ein. Ein Theil der Beute des Feindes war an Ort und Stelle ſelbſt wiedergefunden worden; einen andern Theil bedeckte die lange Leidensſtraße von Moskau bis zum Niemen. Die Grafen Roſumowski, Apraxin, Buturlin und Roſtopſchin verſchmerzten ihren bedeutenden Verluſt von 5 Mill. und bauten ihre Paläſte aus eignen Mitteln wieder auf. Dieſem ſchönen Beiſpiele folgte ein großer Theil der Bewohner Moskaus, und neun Jahre nach der Zerſtörung ſtand Moskau ſchöner, glänzender und edler als je wieder da. Im Sommer 1812 zählte Moskau in ſeiner Bevölkerung 4779 Geiſtliche, 10,712 Edelleute, 22,000 Soldaten, 11,885 Kaufleute, 19,036 Angeſtellte, 1410 Fremde, 36,404 Dienſtboten und 203,776 Bewohner aus dem Volke, und jetzt zählt es 250,000 Einw., die im Winter, wenn der Adel einzieht, wol auf 400,000 ſteigen.

Jetziger Zuſtand Moskaus.

Moskau iſt der Sitz des innern Handels des ganzen Reichs, der Ort, den die Großen und Reichen lieben, welche vom Hofe unabhängig leben wollen, und endlich der alte geheiligte Sitz von Kirche und Reich. Im Mittelpunkt des Staats, zwiſchen dem baltiſchen und kaspiſchen Meere, an zwei Flüſſen mit vier Kanälen und für den ſibiriſchen wie für den europäiſchen Handel hat Moskau eine günſtige Lage. Der Kreml iſt prachtvoller wiederhergeſtellt, die ſchöne Alexander-Promenade an der Moskwa, das ungeheure Exercierhaus für 3000 Mann ſind neu entſtanden, letzteres ein in ſeiner Art einziger Bau, 568 Fuß lang, 170 Fuß breit und 44 Fuß hoch. Im Innern der Stadt führen jetzt 72 Brücken über die Moskwa und die Yaonza; die engen Durchgänge und Gaſſen ſind verſchwunden; Alles iſt luftig und rein in den 164 Hauptſtraßen und den 539 Nebenſtraßen. Die Zahl der Gärten hat ſich vermindert und der Zuſammenhang der Stadttheile hat hierdurch gewonnen; 3793 öffentliche Brunnen verſehen jetzt die Stadt mit Waſſer. Die Thore ſind dieſelben geblieben, auch die 25 öffentlichen Plätze ſind wiederhergeſtellt, dagegen ſind von den ehemaligen 296 Kirchen nur 289 wieder aufgebaut und die Klöſter haben bis auf 21 ſich gleichfalls vermindert. Moskau zählt jetzt 55 Arbeitshäuſer, ebenſo viele öffentliche Lagerhäuſer, 12 Druckereien, 372 Manufacturen, 7358 Läden und Magazine, 22 Seminare, zwei Hoſpitäler, vier kaiſerliche Paläſte, ſieben Kathedralen, Arſenal, Univerſität, Findelhaus, Staatsgefängniß, Theater, Militairwaiſenhaus, viele Barracken und zahlloſe Wachthäuſer, 237 Schmiede, 406 Gaſtwirthſchaften, 187 Reſtaurateurs, 132 Schenken, 57 Bierhäuſer, 161 Weinläden, 110 Bäckereien, 140 Kuchenläden, 57 Garküchen. Man bemerkt dabei eine bedeutende Abnahme von Branntweinſchenken und in Folge deſſen eine weſentliche Zunahme der Nüchternheit im Volke.

Unter den öffentlichen Gebäuden Moskaus nimmt der Kreml noch immer den erſten Rang ein. Die in Nr. 63 des Pfennig-Magazins mitgetheilte Abbildung zeigt ihn von der Plattform ſelbſt. Er iſt das Herz, der Mittelpunkt der Stadt, ja des Reiches überhaupt. Er iſt dreieckig in ſeiner Geſtalt, mit Steinwällen und einem tiefen Sumpfgraben umgeben, und hat eine halbe deutſche Meile im Umfange. Wir treten in ſeinen Haupteingang, das rothgemalte Gewölbthor, das von den älteſten Zeiten her das heilige Thor heißt. Das Bildniß des Heiligen über dem Bogen, vor welchem eine ewige Lampe brennt, und der dieſes Thor gegen ein polniſches Heer vertheidigte, prangt noch darüber. Jeder Vorübergehende, Jeder, der das Thor betritt, entblößt ſein Haupt; eine Schildwache ſieht darauf, daß Niemand ſich dieſer Regel entziehe. Wir betreten den Kremlplatz; Kirchen, Paläſte und Buden umgeben uns, in verworrener Pracht übereinander gehäuft, wie nirgend in der Welt. Zuerſt fällt uns das Arſenal in die Augen, noch unvollendet; ihm zur Seite erhebt ſich der Senatspalaſt, in ſeinen drei Stockwerken eine Menge von kaiſ. Behörden zählend. Etwas weiter hin iſt die Schatzkammer, das Muſeum, das Conſiſtorium und neben ihm die lange Linie des kaiſerlichen Reſidenzſchloſſes. Ihm gegenüber erhebt ſich der achteckige Glockenthurm von Iwan Welicki, von deſſen Höhe wir der ſchönſten Anſicht von Moskau genießen. Wir ſehen den Kreml zu unſern Füßen mit ſeinen 32 Kirchen und Paläſten und der alten Zarenburg, mit zahlloſen Spitzen und Thürmen im hellſten Glanz. Weſtwärts ſtrömt die Moskwa in einem weiten Bogen vor dem Kreml durch die Stadt hin, zwiſchen Kirchen und Glockenthürmen; rings um uns her ein unabſehbares Gewirr von Häuſern. Der Thurm Iwan's ſelbſt enthält gegen 30 Glocken, deren größte ungefähr 110,000 Pfund wiegt, und deren Geläute wie ein ferner Donner ſchallt. Überhaupt ſpielen die Glocken in der heiligen Stadt eine bedeutende Rolle, und eine noch rieſigere, die größte Glocke der Welt, liegt wenige Schritte von Iwan entfernt, zerſprungen unter einer offenen Dachung, davon nähere Beſchreibung in Nr. 61 des Pfennig-Magazins ſich findet. Ihr zur Seite iſt die rieſenhafte Kanone zu nennen welche 18½ Fuß lang und ſo weit iſt, daß in ihrer Mündung ein Mann aufrecht ſitzen kann. Zwiſchen ihren gothiſchen Thürmchen zieht zuerſt das Fenſter unſer Auge auf ſich, aus dem

Digitized by Google

Demetrius ſich herabließ und zerſchmettert ward. Unter eben dieſem Fenſter ſaßen die Zaren in vollem Pomp, empfingen Bittſchriften und gaben Audienzen. Beim Eintritt in das Innere ſehen wir eine breite Steintreppe, die zur Schatzkammer führt. In dieſer weiten Halle ſieht man die Kronen der Völker, welche den Ruſſen ſich unterwarfen, die Krönungsgewänder der Zaren und den handſchriftlichen Codex des tugendhaften Alexis nebſt vielen andern Schätzen und Denkmälern aller Art. Den älteſten Theil des Gebäudes nimmt die ehemalige Patriarchenwohnung ein; hier werden die Reliquien verwahrt; hier ſtehen auch die berühmten Silbervaſen für das heilige Öl, und die Onyxe, die Mutter des Heilandes darſtellend. Das Modell zu einem neuen Kreml, wie Katharina ihn ausbauen wollte, iſt gleichfalls hier.

Ausſicht vom Iwanthurme.

Schöner noch als die Ausſicht von Iwanthurm, iſt wol die von der Terraſſe des Kreml, welche nachſtehende Abbildung verſinnlicht, ein wahrhaft eigenthümliches Panorama. In der Kathedrale zur Himmelfahrt, die wir vor uns ſehen, werden die Kaiſer gekrönt, in der zum Erzengel Michael iſt ihre Gruft. In beiden fand man die zuſammengeſchmolzenen Schätze in den Keſſeln vor, von denen die Flammen den Feind verſcheuchten.

Ausſicht von der Terraſſe des Kreml.

Sitten, Feſte und Gewohnheiten.

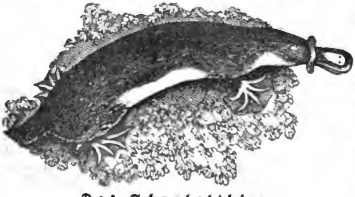
In den Privatpaläſten des hohen Adels zu Moskau findet man eine großartige Pracht. In ſeiner Lebensweiſe herrſcht Nacheiferung und Überbietung im Luxus. Muſeen und Bibliotheken, Galerien und Sammlungen aller Art, die manchen regierenden Fürſten zu koſtbar ſein würden, werden hier mehre angetroffen. In vielen Häuſern wird eine Schar von Dienern gehalten, nicht ſelten mehre Hunderte; aber die Lebensweiſe des großen Haufens ſteht hiermit wenig in Einklang. Moskau gleicht hierin London, Neapel, Liſſabon; aber weder Wien, noch Paris, wo der Wohlſtand in vielen Händen iſt. Sinnlichkeit iſt der Charakter der Ruſſen alter Art und daher auch der ſeiner alten Hauptſtadt. Die kirchlichen Feierlichkeiten, an welchen die griechiſche Kirche

Digitized by Google

ſo reich iſt, werden mit derſelben Großartigkeit, wie alles Andere in dieſer Hauptſtadt, begangen. Eine eigenthümliche und zugleich eine der prachtvollſten kirchlichen Feierlichkeiten iſt in Moskau die Bereitung des heiligen Salböls für die Kirchen des ganzen Reichs. In der Halle des Patriarchen auf einem erhabenen Herd ſtehen zwei Keſſel, in welchen die Beſtandtheile, von ſechs Diakonen mit Cypreſſenzweigen beſtändig umgerührt, ſieden. Die Stiele der Zweige ſind mit rothem Sammt umwunden. Das Öl, aus den Beſtandtheilen, wie ſie das levitiſche Geſetz angibt, gemiſcht, ſiedet vier Tage lang; der Metropolitan ſegnet es zweimal ein, und die ganze Zeit über werden die Evangelien ohne Unterbrechung darüber geleſen. Immer neu drängen ſich unüberſehbare Scharen von Gläubigen, zum Theil aus den fernſten Gegenden des Reichs, zu dieſer heiligen Handlung. Im Hintergrunde der Halle glänzen die geweihten Gefäße von Gold und Silber, zur Aufnahme des Öls beſtimmt, und der Glanz der Lichter zwiſchen ihnen vermehrt ihre Zahl und ihren Schein. Die große Perlmutterſchale, in welcher das erſte heilige Öl im 10. Jahrh. aus Konſtantinopel nach Kiew kam, iſt darunter. Aus dieſer werden wenige Tropfen in die neue Miſchung gethan und der Reſt wird ſorgfältig verwahrt. Sind die heiligen Krüge gefüllt, ſo wird in ihnen durch das ganze Reich das Öl verſendet. Ein anderes großes Kirchenfeſt iſt zu Oſtern, die Verkündigung der Auferſtehung Chriſti. Die Worte: „Der Herr iſt erſtanden!" ſind das Zeichen zum Schluß der ſtrengen ruſſiſchen Faſten. Freude ergreift das ganze Volk bei dieſen Worten, die, nachdem der Patriarch ſie ſprach, ſich von Mund zu Mund wiederholen. Sie künden die völlige Verwandlung des geſammten Volkslebens in einem Augenblick an. Die Ceremonie beginnt mit dem Palmſonntag. Jung und Alt, jedes Geſchlecht, zu Roß, zu Wagen, zu Fuß ſtrömt zum Kreml, Palmzweige für ſeine Bogs (Hausheiligen) zu kaufen und ihre Bildniſſe damit zu ſchmücken. Alle Behörden, der Gouverneur, der Policeimeiſter, gehen in dieſem fröhlichen Zuge vorauf. Im Kreml angekommen, wirft ſich Alles, in aufgelöſter Ordnung, über die künſtlichen Blumen her, welche die Stelle der Palmzweige vertreten. Dieſe Kränze und Zweige, mit Früchten von Wachs, Orangen und Blüten darſtellend, ſind oft von bewunderungswürdiger Arbeit und für wenige Kopeken feil. Jeder Bewohner von Moskau kauft einen oder zwei ſolcher Zweige und bringt ſie nach Hauſe. Am Dienſtag vor Oſtern findet die feierliche Fußwaſchung ſtatt. Dies iſt das zweite Hauptfeſt dieſer Zeit. Zwölf Mönche vertreten die Apoſtel. Die Kathedrale iſt mit Menſchen erfüllt. Der Erzbiſchof entkleidet ſich ſeines Schmucks und thut, was der Evangeliſt erzählt, wörtlich nach, bis er an St.-Peter gelangt, worauf das Geſpräch zwiſchen dieſem und dem Herrn von ihm und dem Mönch nachgeſprochen wird. Das dritte und größte Feſt erfolgt am Oſterſonntag Morgens, das Feſt der Auferſtehung, das an Pracht und Feierlichkeit mit der Segnung der Völker durch den Papſt, in Rom, wetteifert. Vor Tage noch iſt ganz Moskau in Bewegung; die Kirchen ſind erleuchtet, die Straßen erglänzen taghell von zahlloſen Fackeln. Eine unzählbare Menſchenmenge erfüllt den Raum der Kathedrale, Wachskerzen in den Händen. Noch ſind die Thüren verſchloſſen. Der Patriarch zieht mit ſeinen geiſtlichen Brüdern in feierlichem Aufzuge, Fahnen und Kreuze vorauf, ſingend um die Kathedrale, im glänzendſten Ornat, ſtrahlend von Edelſteinen. Zum dritten Mal hält er vor der Thür an, beſprengt ſeine Prieſter, beſprengt die Pforte, die nun plötzlich ſich öffnet. Ein überraſchendes, wunderbares Schauſpiel zeigt ſich. Das Innere des Tempels, gefüllt mit Gläubigen und ſtrahlend im Glanz von 10,000 Wachskerzen, ein unvergleichlicher Anblick! Indeß öffnen ſich die Scharen, ſegnend zieht der Patriarch, ſingend die Proceſſion hindurch zu dem Thron inmitten des Tempels. Die Pracht der Anzüge, der Glanz der Lichter, der unermeßliche Kronleuchter in der Mitte der Halle blenden unſer Auge. Die Muſik beginnt, die Verſammelten werfen ſich nieder, bekreuzen ſich und empfangen den Segen. Mit ſeinem Kreuze tritt der Patriarch vor und hält daſſelbe der Umarmung, der Verehrung der Gläubigen hin, die ſich zu ihm drängen. Dann zieht er ſich in das Heiligthum zurück, den Leichnam des Herrn zu ſuchen. Lautlos, athemlos harrt die Verſammlung auf ſeine Wiederkehr. Endlich geht die Pforte des Heiligthums auf; in einem rothen Purpurgewande ſteht der Patriarch da und ruft mit lauter Stimme: „Der Herr iſt auferſtanden!" Nun fällt er auf die Knie nieder, und unter dem allgemeinen Jubel wendet er ſich von Kapelle zu Kapelle, küßt die Bilder der Heiligen und betet zu ihren Reliquien. Draußen aber beginnt die Luſt des Volkes mit dem allgemeinen Zuruf: „Chriſt iſt auferſtanden!" bei dem das ganze Volk ſich küßt und ſich umarmt.

Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus).

Ein Blick auf unſere Abbildung zeigt, woher dieſes Thier ſeinen Namen führt, welcher unſtreitig ſehr paſſend iſt, denn der Mundtheil des Kopfes gleicht einem Entenſchnabel auf das Täuſchendſte, und doch gehört es nach ſeinem ganzen übrigen Bau offenbar zu den Säugethieren; dafür ſprechen ſchon die vier Füße, der Schwanz, die Behaarung, und es gleicht auch in der Geſtalt einer Fiſchotter. Daß es aber dieſer auch in der Lebensweiſe ähnlich ſein müſſe, zeigen ſchon die Schwimmfüße.



Das Schnabelthier.

Dieſes ſonderbare Geſchöpf lebt in Neuholland, wo ſich noch mehre auffallende Thierformen finden, unter denen wir nur hier des Kängurus gedenken wollen, wovon in Nr. 42 des Pfennig-Magazins geſprochen wurde. Das Schnabelthier hat die Größe einer kleinen Katze, etwa einen Fuß ſechs bis acht Zoll lang; das Weibchen iſt immer kleiner als das Männchen. Das Merkwürdigſte an dem Thiere in Bezug auf ſeine äußere Bildung iſt eben die Schnauze, welche ganz die Geſtalt eines Entenſchnabels hat; ſie iſt, wie dieſer, hornartig, an der Spitze erweitert; die Ränder ſind ebenfalls

Digitized by Google

mit kleinen, zahnartigen Hervorragungen verſehen, doch ſtehen die Naſenlöcher vorn auf demſelben, die eigentlichen Zähne nur als ein Paar hornartige Platten nach hinten zu, und der Schnabel iſt am Grunde mit einem häutigen Lappen umgeben. Der Unterkiefer iſt viel kürzer und ſchmäler als der obere. Am Kopfe bemerkt man keine äußern Ohren, und die Augen ſind ganz klein. Der Körper iſt lang und gleichſam platt gedrückt, die Füße ſind zwar deutlich, jedoch ſehr kurz, die Zehen an den vordern ganz in eine Schwimmhaut gehüllt, welche über ſie vorragt, die aber bei den hintern Füßen kürzer iſt und die Krallen vortreten läßt. Außerdem findet ſich an den hintern Füßen noch ein beſonderes Organ, deſſen Beſtimmung man bis jetzt noch nicht genau kennt, nämlich ein nach hinten zu ſtehender Sporn, welcher durchbohrt iſt und auf einer Drüſe ſitzt, die bei einem Drucke eine Flüſſigkeit durch ihn ergießt. Bei dem Weibchen findet ſich an derſelben Stelle, wo bei dem Männchen der Sporn ſitzt, eine Vertiefung. Man will bemerkt haben, daß das Männchen ſich dieſes Sporns auch als Waffe bedient, und daß die mit demſelben gemachten Wunden ſich als vergiftet zeigen. Die Farbe des Thieres iſt oben braun, mehr oder weniger ſchwärzlich, unten weißlich-grau; der Schwanz iſt bei den jüngern Thieren auf der untern Seite behaart, bei den erwachſenen haarlos.

Wenn aber der äußere Bau dieſes Thieres ſo manches Auffallende zeigt, ſo iſt der innere nicht minder merkwürdig. Er kommt nämlich, was das Knochengeripppe betrifft, in manchen Stücken, namentlich im Bau des Schädels und des Bruſtbeins, mit dem der Vögel ſehr überein; noch auffallender aber zeigt ſich der Bau der weichen Theile dem dieſer Thiergattung ähnlich. Es finden ſich nämlich bei dem Weibchen zwar die Bruſt- oder Milchdrüſen, aber man bemerkt äußerlich keine Zitzen, und es wird überhaupt ſchwer begreiflich, woher für die Jungen die Möglichkeit des Saugens bei dieſem Schnabelbau kommen ſoll. Demnächſt aber zeigt ſich noch eine andere Eigenheit, indem nämlich bei beiden Geſchlechtern, ebenſo wie bei den Vögeln, die Geſchlechtstheile und der Darmkanal nur einen Ausgang haben, oder, wie die Naturforſcher es mit einem Wort auszudrücken pflegen, eine Cloake vorhanden iſt.

Es hat ſich daher ſeit der Entdeckung dieſes Thieres unter den Naturforſchern ein Streit erhoben, wohin daſſelbe zu rechnen ſein möchte. Daß ihm eigentlich kein anderer Platz angewieſen werden könne, als unter den Säugethieren, darüber war man wol im Allgemeinen einig, indeſſen ließen jene Abweichungen ſchließen, daß es keine lebendigen Jungen gebäre, ſondern Eier lege, und ſo waren denn Mehre der Meinung, daß es, ungeachtet jener Bruſtdrüſen, welche indeſſen Andere nicht für Milchdrüſen erklären wollten, dennoch von den Säugethieren getrennt und in eine eigne Claſſe, zwiſchen Säugethiere und Vögel, geſtellt werden müſſe.

Darüber könnte zuletzt nur eine nähere Beobachtung des lebenden Thieres entſcheiden, aber auch hier fehlte es bis jetzt an ganz zuverläſſigen Nachrichten. Zwar verſicherten die Eingeborenen des Landes, daß das Schnabelthier Eier lege, ja es wurden ſogar ſolche Eier nach Europa geſchickt, ſowie Eierſtöcke, in denen man mehr oder weniger ausgebildete Eier vorgefunden haben will; indeſſen iſt dies Alles noch nicht ſo beſtimmt und gewiß, daß man jenen Angaben vollen Glauben ſchenken dürfte. Wir unſererſeits laſſen alſo einſtweilen das Schnabelthier unter den Säugethieren ſtehen, wohin es auch der franzöſiſche Naturforſcher und Anatom Cuvier (vergl. Pfennig-Magazin Nr. 1) gebracht hat, der indeſſen für daſſelbe und ein anderes, ihm im innern Bau verwandtes Thier, eine eigne Ordnung unter dem Namen Monotremen gegründet hat.

Dieſes ſonderbare Thier lebt in der Nähe von Port Jackſon im Waſſer, ſoll auf dem Grunde herumkriechen, von Zeit zu Zeit hervorkommen, um Luft zu ſchöpfen, und dann Kopf und Schnabel wie eine Ente ſchütteln. Es ſoll nur von Schlamme leben, welche Angabe indeſſen wol ebenſo gut auf einem Irrthum beruht, als wenn man ſagen wollte, die Enten nährten ſich von Schlamme, da ſie doch ihre Nahrung nur aus dieſem hervorſuchen. In ihren Höhlen am Ufer ſoll es auch ein Neſt aus Gras und dergl. zuſammenbauen. Ein beſonderer Nutzen des Thieres iſt nicht bekannt, und was den Schaden betrifft, ſo ſoll die Verwundung mit dem Sporn auch keine ſchlimmen Folgen haben, ſodaß man annehmen darf, unwiſſende und furchtſame Reiſende haben auch hier, wie ſonſt manchmal, übertrieben.

Die Eidechſe und Lord Nelſon.

In den heißeſten Gegenden von Amerika, Afrika und Oſtindien lebt eine Gattung Eidechſen, welche man Warner oder Wachhalter (Lacerta monitor) nennt. Man trifft ſie von verſchiedener Größe, von einem Fuß bis ſechs Fuß Länge, und das Eigenthümlichſte an ihnen iſt, daß ſie auch den verborgenſten Aufenthalt der giftigen Amphibien, der Krokodile, Klapperſchlangen u. ſ. w., entdecken, und die Anweſenheit eines ſolchen Thieres durch ein heiſeres Pfeifen verrathen. Die Behauptung, daß ſie dies thäten, um den Menſchen vor der Gefahr zu warnen, iſt nur eine Fabel; ſie thun es vielmehr nur aus eigner Furcht, allein ſie werden dadurch freilich oft die Retter der Menſchen. Ein Vorfall dieſer Art ereignete ſich mit dem berühmten engliſchen Admiral Nelſon. Als dieſer im J. 1781 noch Capitain war, hatte er eine Kriegsunternehmung gegen S.-Juan (eine der Inſeln des grünen Vorgebirgs) zu leiten. Während er eines Tages, äußerſt ermüdet, auf dem Lande in ſeiner Hängematte ſchlief, ſchlüpfte ihm eine ſolche Eidechſe über das Geſicht hinweg. Sobald dies die in der Nähe befindlichen Eingeborenen bemerkten, weckten ſie den Capitain mit großem Geſchrei. Aus dem Schlafe auffahrend warf dieſer, erſchrocken, die Decke von ſich und gewahrte nun zu ſeinem Entſetzen eine der giftigſten Schlangen dieſer Gegend zu ſeinen Füßen. Die Eingeborenen ſchrieben dieſe augenſcheinliche und wunderbare Rettung einem beſondern Schutze ihrer Götter zu, und dieſer Umſtand erleichterte es Nelſon ſehr, ſich das Vertrauen derſelben zu gewinnen und ſie ſeinen Planen geneigt zu machen.

Tamarindenbaum (Tamarindus indica).

Der Tamarindenbaum gehört zu den Schotengewächſen und iſt in Oſtindien und Afrika, namentlich in Ägypten und Arabien einheimiſch, findet ſich aber auch in Amerika, wohin er wahrſcheinlich verpflanzt wurde. Der Stamm erreicht eine anſehnliche Höhe, iſt mit brauner borſtiger Rinde umgeben, oben in ſparrige, ausgebreitete Äſte getheilt und trägt gefiederte Blätter von 10—15 Blättchenpaaren, die faſt ſtiellos, elliptiſch und ſtumpf ſind. Die roſenfarbenen oder gelblichgrünen, ziemlich großen Blüten ſtehen zu fünf oder ſechs, in etwas hangende Trauben vereinigt, am Ende der Äſte. Sie haben einen abfallenden fünfſpaltigen Kelch und eine drei-

Digitized by Google

blätterige Krone. Die Frucht beſteht in dicken, vier bis fünf Zoll langen Schoten, die braunroth und etwas gebogen ſind; in ihnen liegt ein gelbliches oder rothbraunes Mark und eine bis drei Bohnen. Dieſes Mark gibt als Arzneimittel einen Handelsartikel ab. Es bildet dann eine rothbraune muſige Maſſe mit zwiſchenliegenden Schoten, hat einen weinartigen, angenehm ſüßſäuerlichen, etwas zuſammenziehenden Geſchmack. Man bereitet es durch Eindicken des friſchen Marks in kupfernen Keſſeln und ſchichtet es zum Aufbewahren wechſelsweiſe mit Schichten Zucker ein. Durch das Eindicken in kupfernen Gefäßen nimmt es oft Kupfertheile

Der Tamarindenbaum.

auf, welche es dann nachtheilig für die Geſundheit machen, außerdem wird es aber auch noch verfälſcht durch Zumiſchung von gewelkten Pflaumen, in welchem Falle man ihm dann die erfoderliche Säure durch einen Zuſatz von Weinſtein- oder ſelbſt Schwefelſäure gibt; Verfälſchungen, welche der Arzt ohne große Mühe entdeckt.

Blätter, Blüte und Frucht des Tamarindenbaums.

Das Tamarindenmark wird bei uns als ein mildes und zugleich kühlendes Abführungsmittel angewendet; auch die Bohnen ſind arzneikräftig, werden jedoch ebenfalls häufig verfälſcht. Aber noch häufiger wenden die Bewohner jener Länder, wo der Baum wächſt, das friſche Mark an, welches, in Waſſer aufgelöſt, ein angenehmes ſäuerliches Getränk gibt, das nicht blos erfriſcht, ſondern auch auflöſend wirkt. Tamarindenmark bildet deswegen einen Hauptbeſtandtheil derjenigen Vorräthe, welche Reiſende in die Wüſte mitzunehmen pflegen.

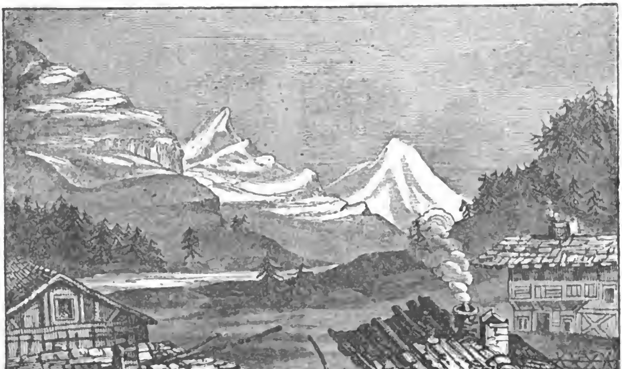
Unter dem Baume zu ſchlafen wird als für die Geſundheit ſchädlich gehalten, und das Gras und andere Pflanzen im Bereich ſeines Schattens ſollen nicht gedeihen.

Das Generalarchiv zu Venedig.

Es iſt ſeltſam, daß keiner der neuern Schriftſteller über Italien in der Beſchreibung der Merkwürdigkeiten der dortigen Hauptſtädte des großen Archivs in Venedig erwähnt, welches die großartigſte Anſtalt dieſer Art in Europa und wahrſcheinlich der ganzen Welt iſt. Vor mehren Jahren gab der Kaiſer von Öſtreich Befehl, die ſämmtlichen Archive der ehemaligen Republik Venedig in einem einzigen Local zu vereinigen, und ſetzte für dieſes Unternehmen bedeutende Summen aus. In zwei Jahren kam man mit der Ausführung deſſelben zu Stande, und der Reiſende kann nunmehr in dem Gebäude des „Archivio generale" den größten Schatz alter Urkunden in Augenſchein nehmen. Dieſe mit bewunderungswürdiger Ordnung aufgeſtellte Sammlung nimmt 298 Säle und Gänge ein, umfaßt aber deſſenungeachtet noch nicht die Geſammtzahl der venetianiſchen Actenſtücke, welche ſich auf 8,664,709 Hefte beläuft und früher den Inhalt von 1890 kleinern Archiven ausmachte.

Das Rheinwaldthal in der Schweiz.

Die untenſtehende Abbildung gibt eine Anſicht des Dorfes Splügen im Rheinwaldthale, welches den Hinterrhein, nachdem er ſich aus dem Gletſcher des Muſchelhorns herausgewunden, durchſtrömt und ohne Zweifel auch gebildet hat. Dieſes Thal, im Canton Graubündten gelegen, iſt von allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen und ungefähr zehn Stunden lang. Von den Bergen herab ziehen ſich ungeheure Gletſcher und das Thal iſt häufigen Lawinen ausgeſetzt. Der Winter währt hier neun Monate; erſt im Juni beginnt das Gras zu keimen und ſchon im September muß es geerntet ſein. Das Thal, ſowie das Dorf Splügen, das 4100 Fuß hoch liegt, iſt von Schwaben bewohnt, die Kaiſer Friedrich I. zu Ende des 12. Jahrhunderts hier anſiedeln ließ, um ſich dadurch den Weg über den Splügen zu ſichern. Die zwei Hauptwege aus Deutſchland nach Italien, der über den Splügen und der über den Bernhardin, führen durch dies Thal, in welchem Hinterrhein das höchſte Dorf iſt, welches 4770 Fuß hoch liegt und wo ſogar die Gerſte nicht mehr reif wird, was doch bei dem Dorfe Splügen noch der Fall iſt, wo ſelbſt etwas Flachs und in manchem Jahre auch wol Erbſen gedeihen. Noch wollen wir erwähnen, daß im Jahre 1800 der franzöſiſche General Macdonald im September dieſen Bergpaß mit ſeiner ganzen Armee unter unſaglichen Mühen überſchritt und in das Veltlin eindrang, wobei er freilich außerordentlich viel Menſchen und Pferde einbüßte; doch gehört dieſes Unternehmen trotzdem zu den kühnſten, deren die neuere Kriegsgeſchichte gedenkt. Jetzt iſt mit ungeheuren Koſten über den Splügen eine Fahrſtraße gebaut, welche an Schönheit und Kühnheit den übrigen Alpenſtraßen, auf welche wir ein andermal zurückkommen werden, in allen Beziehungen an die Seite geſetzt werden kann.



Das Rheinwaldthal in der Schweiz

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

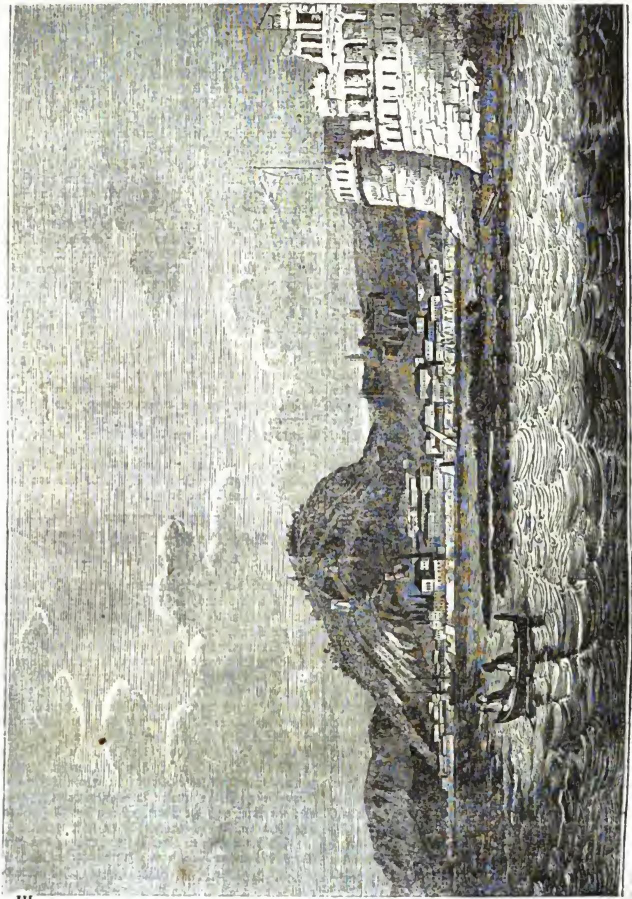
Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

97.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Februar 7, 1835.



Anſicht von Nauplia.

Digitized by Google

Nauplia.

Die Stadt Napoli di Romania, wie man ſie ſonſt nannte, Anapli bei den Türken, Nauplion oder Navplia, wie die Griechen ſie jetzt nennen, und deren Anſicht von der Seeſeite wir in vorſtehender Abbildung geben, dehnt ſich an dem Fuße eines ſteilen und etwa 900 Fuß hohen Vorgebirges aus, das in einen Meerbuſen vorſpringt. Sie nimmt ſeiner ganzen Länge nach den ſchmalen Landſtrich ein, der ſich zwiſchen den Klippen und dem Meeresufer hinzieht und läßt daher eine weitere Ausdehnung auf keiner Seite zu. Eben dies machte ſie untauglich zur Hauptſtadt des neuen Königreichs Griechenland, wozu ſie anfänglich beſtimmt zu ſein ſchien und was ſie bis Ende 1834 auch war. Nauplia iſt wohl befeſtigt und rings von Wällen umgeben, die noch durch den „geflügelten Löwen" ihren venetianiſchen Urſprung verkünden. Obgleich an ſich ſchlecht gebaut, ſo gehört ſie doch zu den beſtgebauten Städten Moreas, für deſſen Haupthafen ſie gilt. Die Sümpfe, welche ſich von hier bis nach Argos hinziehen, machen die Stadt ungeſund; in militairiſcher und commercieller Hinſicht aber iſt ihre Lage unvergleichlich. Das Innere der Stadt beſteht, außer einem größern Platze, blos aus engen, faſt immer ſchmuzigen Straßen, in welchen ſich die Häuſer mit hervorſpringenden Stockwerken oben beinahe berühren. Die größern von Stein gebauten Häuſer rühren ſämmtlich von den Venetianern her und dienen jetzt zu öffentlichen Zwecken; die Bürgerhäuſer, meiſt von Türken erbaut, aber ſehr verſchieden von deren hellen, lichten Wohnungen in Konſtantinopel, öffnen ſich alle unten in einem weiten Flur, der zum Stall dient und aus welchem eine elende und wankende Treppe in die obern Stockwerke zu führen pflegt. Die mehrmalige Belagerung der Stadt durch die Griechen im J. 1821 und im December 1822, wo ſie von den Türken übergeben ward, zerſtörte einen großen Theil jener Wohnungen, an deren Stelle noch jetzt entweder Ruinen liegen oder kleine offene Buden hingebaut ſind, in welchen Wein, warme Getränke, Waffen und dergl. feilgeboten werden. Eine einzelne Moſchee mit ihrem ſchlanken Minaret und einige noch unverſehrte Brunnen ſind jetzt die einzigen Zeugen der langen türkiſchen Herrſchaft.

Jetzt, nachdem Athen zur Reſidenz des Königs von Griechenland beſtimmt iſt, wird Nauplia nur noch als Seeplatz und Feſtung ſeine Bedeutung haben. Seine Bevölkerung beträgt ungefähr 6000 Seelen, erhebt ſich aber zu Zeiten auf das Doppelte. Der Hafen iſt vortrefflich und von dem Golf her bietet die Stadt und ihre Umgebung einen reichen und maleriſchen Anblick dar. Der geſchäftige Hafen im Vorgrunde, die Ebene und die Akropolis von Argos dahinter, die Schneegipfel des Taygetus, die majeſtätiſchen Felsmaſſen und die Veſte Palamidi zur Seite, all dies gewährt ein reizendes Schauſpiel. Jene auf der Höhe der Klippe hervorragende Burg Palamidi bildet die Hauptbefeſtigung der Stadt, welche ſie beherrſcht. Die Steilheit der Klippe macht ſie faſt uneinnehmbar, wie ſie denn 1822 auch nur durch Hunger überwunden wurde. Sie erhebt ſich 720 Fuß über der See und wird von der Stadt her durch eine Felstreppe erſtiegen; 300 Fuß tiefer zieht ſich eine Art von Felsterraſſe um die Stadt her, auf welcher mehre andere Forts von den Venetianern aus alten cyklopiſchen Steinmaſſen erbaut, ſich befinden. Ein anderes Feſtungswerk iſt das Caſtell St.-Theodor auf einer Inſelklippe im Hafen ſelbſt, den es beſchützt. Auf dem untern Fort, Arbanitika, befinden ſich die Batterien gegen den Golf hin; außerdem hat die Stadt noch die oben erwähnten Ringmauern und all dies, mit 300 Kanonen verſehen und von etwa 3000 Mann vertheidigt, bietet eine Befeſtigung faſt wie die von Gibraltar dar. Trinkwaſſer empfängt Nauplia aus dem berühmten Quell Kanathus, der ſich unter Palamidi herabzieht, aber abgeſchnitten werden kann. Die Stadt iſt der Sitz eines Biſchofs, eines Civil- und eines Criminalgerichtshofes; ſie beſitzt eine Druckerei und die öffentlichen Schulen ſind gut eingerichtet. Für Fremde bietet die Stadt ſeit einigen Jahren hinreichende Bequemlichkeit dar; es gibt jetzt Gaſt- und Kaffeehäuſer und ſelbſt mehre Billardſäle daſelbſt. Ein Abendſpaziergang auf dem Marktplatz oder in die Vorſtädte gehört, nebſt dem Beſuch der Kaffeehäuſer, zu den vorzüglichſten Vergnügungen der Einwohner. Den Markt verſorgt die Ebene von Argos mit Früchten und Gemüſen aller Art, nur das Fleiſch iſt ſchlecht; das meiſt neuangebaute Land umher iſt mit Thimian, Fenchel und dergl. bewachſen und einige maleriſche Cypreſſen überragen die Stadt. Der Handel Nauplias iſt im Abnehmen; doch verführen zahlreiche Kaïks (Küſtenſchiffe) Wein, Öl, Korn, Wachs, Schwämme, Honig und Baumwolle. Zum Schiffbau eignet ſich Nauplias Lage nicht, da der Weſtwind den Golf zu ſtark bewegt, ſodaß die Schiffe gewöhnlich Abends die Anker lichten müſſen. Das uralte Nauplia ſoll vor dem trojaniſchen Kriege, etwa 1200 Jahre v. Chr. Geb., erbaut ſein und war der Seeplatz der Argiver. Pauſanias ſchon fand es in Ruinen. Die Venetianer nahmen es 1460 ein, übergaben es 1495 an die Türken, eroberten es 1586 wieder und verloren es durch Verrath 1714, worauf es Reſidenz des Paſcha von Morea blieb, bis Tripolizza dazu erwählt ward. Seitdem gehorchte es dem Bei von Argos. Den 12. December 1822 ward es den Griechen übergeben, 1825 griff Ibrahim Paſcha es vergebens an, im Jahre 1826 war es der Regierungsſitz, ſpäter des Präſidenten Kapodiſtrias Reſidenz, der hier ermordet wurde, und den 31. Januar 1833 landete König Otto daſelbſt. Nauplia iſt etwa drei Meilen von Argos entfernt, wohin eine ziemlich gute Straße längs der Küſte und durch die Ebene führt, während eine andere treffliche von Kapodiſtrias angelegte Straße nach Epidaurus und von dort nach Ägina und Athen bringt.

Die Kupferſtechkunſt.

1. Urſprung derſelben.

Der Kunſt des Kupferſtechens ging zunächſt diejenige des Niellirens voraus, der Niellirkunſt aber die, welche man ſchlechthin die Stechkunſt genannt hat. Letztere war die Kunſt, durch ſpitze Inſtrumente in Metall, Holz, Stein und dergl. Figuren einzugraben, und es ſah ſich dieſelbe ſchon von den Iſraeliten, Ägyptern, Griechen und Römern ausgeübt. So gedenkt der Prophet Jeremias des Siegelringes in Juda ausdrücklich. Zu Hiob's Zeit grub man ſchon mit einem eiſernen Griffel Schrift in bleierne Tafeln. Die Kretenſer und andere griechiſche Völker gruben ihre Geſetze in Erz. Und die Römer thaten daſſelbe; denn nachdem die Geſetze der 12 Tafeln von den Galliern zertrümmert worden waren, ſchnitten ſie ſolche von Neuem erzenen Tafeln ein. Bündniſſe der Völker wurden in eherne Säulen geſchrieben; wie denn auch der Bund zwiſchen den Makkabäern und Rom auf meſſingenen Tafeln zu leſen war.

Als einen Schritt näher zur Übertragung von dem Metall auf andere Flächen und zur nachherigen Kupferſtechkunſt ſehen wir ſchon früh Griechen wie Römer Stem-

Digitized by Google

pel für ihre Münzen gebrauchen. Die Ägypter aber kannten erhaben geſchnittene Buchſtabenformen, welche ſie den noch ungebrannten irdenen Gefäßen eindrückten; die Römer ſogar hochgeſchnittene Monogrammenſtempel in Holz und Metall, welche ſie mit Farbe beſtrichen und ſtatt der Unterſchrift ausdrückten.

Die Stechkunſt war es nun, welche mit der Zeit die Niellirkunſt erzeugte. Hatte man nämlich mit dem Inſtrumente (Grabſtichel) das Bild auf eine Silber- oder Goldfläche, oder überhaupt Metall, geſtochen, ſo füllte man die eingegrabenen Striche mit derjenigen Maſſe aus, die man in Italien niello nennt und die aus einem Gemiſche von geſchmolzenem Silber, Blei, ſchwarzem Schwefel und Borax beſteht. Hierauf griff man zu Feile und Schabeiſen, nahm vom Niello, was über die Striche herausging, hinweg, polirte mit Tripel die Oberfläche der Arbeit, und der eingelaſſene Niello erſchien auf der Fläche als Bild. — Man kennt den Zeitpunkt der Erfindung der Niellirkunſt nicht, aber man weiß, daß das Nielliren ſchon ſeit der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts in Frankreich betrieben ward. Welche Verbreitung dieſe Kunſt und ihre Erzeugniſſe erfuhren, ſchließe man daraus, daß um das Jahr 1000 ſelbſt in den zwei alten ſlawiſchen, durch Handel und ihre Verbindung mit den Byzantinern blühend gewordenen Städten Nowgorod und Kiew Niellen in großer Anzahl ſich vorfanden. Wahrſcheinlich iſt es, daß die Niellirkunſt aus den früheſten Zeiten herſtammt und nicht jenen finſtern und barbariſchen Jahrhunderten angehört; ja es ſcheint, daß dieſelbe in enger Verwandtſchaft mit der Enkauſtik der Alten ſteht. Letztere bediente ſich nämlich meiſt eines heißgemachten Griffels, brannte mittels deſſelben einer Elfenbein- oder Holzſcheibe die Umriſſe zu einem Bilde ein, vertiefte dieſelben, und füllte ſie alsdann mit gefärbtem und mit Maſtix oder Gummi gehärtetem Wachſe dergeſtalt aus, daß das Ganze einem Gemälde glich.

Als unverkennbare Verkündigerin der jetzt bald an das Licht tretenden Kupferſtechkunſt dürfen wir die zu Mainz um die Mitte des 15. Jahrhunderts erfundene Buchdruckerkunſt nennen; denn ſie war es, welche Übertragung von feſten Formen auf einen ſchmiegſamen Stoff lehrte.*)

Im Anfange des 15. Jahrhunderts wurde die Niellirkunſt in Italien, beſonders aber zu Florenz, ſehr eifrig betrieben. Es waren die Zierathen an Kelchen, Reliquienkäſtchen und dergl., ferner ſogenannte Kußbilder (d. h. ſolche, die dem andächtigen Kuſſe geweiht ſind), nicht minder Griffe von Dolchen und Schwertern, Schalen, Agraffen und anderes Geſchmeide, wozu man den Niello anwandte, ſowie man ihn auch zur Ausſchmückung des Hausgeräthes gebrauchte, und man beſaß Schränke von Ebenholz, in welche ſilberne Plättchen eingelaſſen waren, worauf ſich Figuren, hiſtoriſche Darſtellungen, Blumen und dergl. niellirt befanden. Die berühmteſten unter den trefflichen Meiſtern italieniſcher Niellirkunſt waren um dieſe Zeit die Goldſchmiede und Maler Forzore von Arezzo, Caradoſſo von Mailand und Francia von Bologna; der Bildhauer Johann Turini von Siena, und die drei Florentiner: Matteo Dei, Antonio del Pollajuolo und Maſo Finiguerra, ebenfalls Goldſchmiede und zugleich Maler.

Betrachte man den Zuletztgenannten dieſer Künſtler als Den, welcher, wie wir in nächſter Nummer zeigen werden, uns die Kunſt des Kupferſtechens erſchuf und die älteſten mit Daten verſehenen Kupferſtich lieferte.

(Fortſetzung in Nr. 98.)

Der Pilchardfang in Cornwall.

Wenn auch die Pilchards oder Strömlinge, wie man ſie in Norddeutſchland nennt, nicht in ſo großer Menge nach Deutſchland verſendet werden als die Heringe *), zu welchen ſie als eine beſondere Familie gehören, ſo ſind ſie doch an dem Orte, wo ſie gefangen werden, ein ſo wichtiger Gegenſtand für den Handel und ſelbſt den Ackerbau, und bieten überdies ſo manche merkwürdige naturhiſtoriſche Erſcheinungen dar, daß es nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, ſie in naturgeſchichtlicher und gewerblicher Beziehung näher kennen zu lernen.

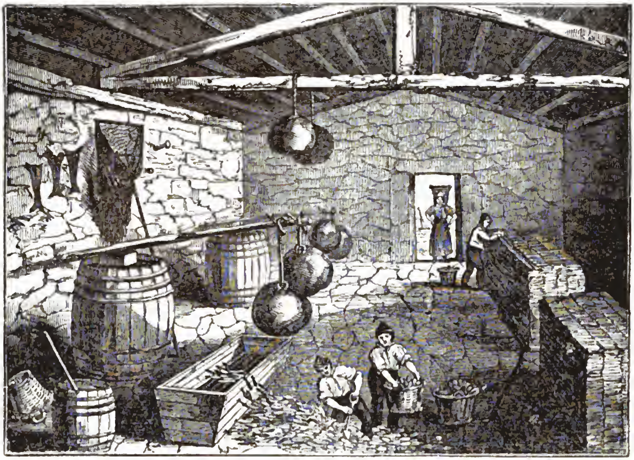
Die Pilchards haben die Größe eines ausgewachſenen Herings, ſind jedoch ölhaltiger als dieſe, haben auf dem Rücken eine blaugrüne Farbe und am Kopfe einen ſilberfarbigen Schiller, ihr Mund iſt zahnlos und ſie zeichnen ſich beſonders dadurch aus, daß die Rückenfloſſe unmittelbar über dem Schwerpunkte des Körpers ſich befindet. Würde man da, wo die Floſſe aus dem Körper hervortritt, einen Faden befeſtigen und den Fiſch frei ſchweben laſſen, ſo würde er in einer ganz horizontalen Linie wie ein das Gleichgewicht haltender Wagebalken hängen. Er lebt in den Tiefen des nördlichen Oceans; nimmt, um ſeinen Laich abzuſetzen, eine ſüdliche Richtung und erſcheint in jener Abſicht an der zu England gehörenden Südweſtküſte Cornwalls. Auf ihren Wanderungen kommen die Pilchards zuerſt in der Mitte des Julius in kleinen Gruppen, ſpäter aber, vorzüglich Ende Auguſts, werden die Züge immer zahlreicher, bis ſie, allmälig abnehmend, gegen den December ganz aufhören. An den ſchottiſchen Küſten kommen ſie oft, vermiſcht mit den Zügen der Heringe, zum Vorſchein. Die Vorbereitungen zum Pilchardfange beſtehen darin, längs der Küſte die Boote in Abtheilungen aufzuſtellen; mehre Leute unter dem Namen Schreier (huers), welche ſich theils auf die Anhöhen des Ufers, theils auf die Meeresklippen begeben haben, ſpähen, bis ſie einen großen Zug bemerken; alsdann ſchreien ſie laut „Heva!“ und alle Boote ſtoßen vom Lande ab, um ihren angewieſenen Poſten einzunehmen. Das nächſte Geſchäft iſt nun, den Zug näher zu unterſuchen, um auszumitteln, welcher Platz zum Auswerfen der Netze der paſſendſte ſei. Hat man dieſen beſtimmt, ſo wird ein großer Theil des Zuges von ſeinen Gefährten abgeſchnitten und eingeſchloſſen. Das Hauptboot, welches das große, oft 1800 Fuß lange und über 100 Fuß tiefe Netz enthält, rudert um das beſtimmte Revier, während zwei darauf befindliche Schiffer fortwährend das Netz mit einer ſolchen Gewandtheit und Geſchwindigkeit auswerfen, daß das Boot binnen einer Minute wieder am Anfangspunkte ankommt, und auf dieſe Weiſe einen großen Theil Fiſche umſchloſſen hat. Da der untere Saum dieſes Netzes durch die Schwere der daran befindlichen Bleiſtücke auf den Meeresgrund ſinkt, der obere jedoch mittels Korkſtücke auf der Fläche des Meeres ſchwimmend erhalten wird, ſo können die gefangenen Pilchards weder nach oben noch nach unten entweichen. Die Ausbeute eines einzigen, auf dieſe Weiſe veranſtalteten Fanges beläuft ſich oft auf Millionen Stück. Da den Fiſchern der

*) Über dieſe Erfindung ſehe man das Pfennig-Magazin Nr. 177.

*) Über den Fang der Heringe und die verſchiedene Behandlungsweiſe dieſes Fiſches ſehe man Nr. 8 und 55 des Pfennig-Magazins.

Digitized by Google

Beſitz ihrer Beute nun vollkommen ſicher iſt, ſo nehmen ſie die Pilchards nach Bequemlichkeit aus ihrem Gefängniſſe mit großen Netzen heraus und bringen ſie, nachdem ſie wie die Heringe getödtet und ausgenommen, in die gewöhnlich in der Nähe des Ufers errichteten Hütten zum Einſalzen. Die für die Ausfuhr beſtimmten Pilchards kommen jedoch in tiefe kühle Felſenkeller, wo ſie mit abwechſelnden Salzlagen aufgeſchichtet werden, wie unſere Abbildung zeigt. In dieſem Zuſtande bleiben ſie 20—30 Tage, und während dieſer Zeit fließt ein Gemiſch von Lake, Blut und Öl ab, welches in beſonders dazu in dem Boden angebrachten Fäſſern aufgefangen wird. Nach Verlauf jener Zeit werden die etwa unbrauchbar gewordenen obern Schichten abgeſondert und als Dünger bei Seite gelegt. Um ſie hierzu anzuwenden, vermengt man ſie mit Meergras, Meerſand und einer fetten Thonerde, und man verſichert, daß ein Pilchard einen Quadratfuß Land für mehre Jahre dünge.



Das Einſalzen und Verpacken der Pilchards.

Der Pilchard.

Die guten Fiſche werden mit Seewaſſer ausgewaſchen, getrocknet und in Fäſſer eingepackt, in deren jedes etwa 3000 Stück gehen. Den reinen Gewinn, welchen dieſer Fiſchfang abwirft, ſchlägt man auf 50—60,000 Pf. Sterl. (gegen 324,000 Thlr.) an. In Cornwall beſchäftigen ſich 5000 Menſchen mit der Pilchardfiſcherei. Von dieſen Leuten treiben jedoch nur einige hundert ausſchließend das Fiſcherhandwerk. Bei dem Makrelen- und Pilchardfange aber geſellen ſich zu ihnen mehre tauſend der Bergleute, welche in den benachbarten Zinngruben arbeiten, und nach der Beendigung deſſelben kehren dieſe in ihre Gruben zurück. Merkwürdig iſt es, daß ſich ſeit Jahren in den Wanderungen der Pilchards große Veränderungen gezeigt haben, welche dadurch, daß ſie den Fiſchfang erſchwerten, auch auf den Handel mit dieſem Artikel nicht ohne Einfluß waren. Vor 50—60 Jahren blieben ſie, wenn ſie ſich im Juli eingeſtellt hatten, ununterbrochen an den Küſten von Cornwall bis zur Weihnachtszeit, und da der Fiſchfang bis zu ihrem gänzlichen Verſchwinden, alſo volle fünf Monate lang, fortgeſetzt wurde, ſo ernährte er nicht nur eine größere Anzahl Menſchen, ſondern der Handel mit den Pilchards war auch viel ausgebreiteter und einträglicher. In guten Jahren dauert er jedoch jetzt nur zwei, höchſtens drei Monate, und es iſt ſogar ſchon der Fall geweſen, daß ſich die Pilchards auf einer ihrer Wanderungen nur ein Paar Wochen an jenen Küſten aufhielten. Während ſie Jahrhunderte lang immer an der Nordküſte zum Vorſchein kamen, und dann die ganze ſüdweſtlich auslaufende Landſpitze umzogen und längs der öſtlichen Küſte ihren Weg nahmen, haben ſie in neuerer Zeit die nördliche Küſte gar nicht berührt, ſondern die Landſpitze in größerer Entfernung umgehend, kommen ſie erſt an der ſüdöſtlich gelegenen Küſte zum Vorſchein.

Die Kutſchen im 16. Jahrhundert.

Man ſagt, daß das Wort „Kutſche" vom Städtchen Kotze in Ungarn ſtamme und die Erfindung ſelbſt vom König Matthias Corvinus gemacht worden ſein ſoll, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. lebte.

Digitized by Google

Allein ſchon unter Philipp dem Schönen von Frankreich findet ſich aus dem Jahre 1294 ein Verbot derſelben vor, wonach ſich gewöhnliche Bürgerfrauen derſelben nicht bedienen ſollen. Vermuthlich hat man ihnen in Ungarn nur eine beſſere Geſtalt, ein Verdeck oder Ähnliches gegeben; denn ſo uralt der Gebrauch der Wagen zum Transport von Waaren und Gepäck iſt, ſo uralt war wol auch der Wunſch kränklicher oder ſchwächlicher Perſonen, ſich fahren zu laſſen. In der älteſten Zeit der Fabelwelt finden ſich ſchon Spuren davon bei einem Könige von Athen, Erichthonius, der deshalb zu einem Sternbilde, dem Fuhrmanne, Anlaß gab; in der Beſchreibung des trojaniſchen Kriegs bei Homer kommen oft Wagen vor, ebenſo braucht man ſich nur der Triumphwagen zu erinnern, abgeſehen von dem Götterwagen des Apollo, in welchem die Alten ſich ihn als Sonne den Himmel befahrend dachten, die Erde zu erwärmen und zu erleuchten, um ſich vom Alter der Wagen zu überzeugen, ohne daß wir hier der Indier und Chineſen erwähnen, denen ſonſt jede Erfindung ſo gern zuerkannt wird. Als indeſſen durch die Völkerwanderung der Luxus und Wohlſtand lange Zeit verſchwunden waren, das Fauſtrecht aber das Wiederaufleben beider hinderte, mußte der Gebrauch, wie die Verbeſſerung ſolcher Mittel des Fortkommens um ſo weniger ſchnelle Fortſchritte machen, je ſchlechter damals alle Landſtraßen, ja die ungepflaſterten Straßen in den Städten ſelbſt waren. Die Männer ritten lieber, als daß ſie gefahren wären, wenn ſie nicht durch Alter und Krankheit davon abgehalten wurden, und nur bei feierlichen Gelegenheiten ſah man wieder Kutſchen im 15. Jahrhunderte, z. B. beim Auffahren von Geſandten. So weiß man es wenigſtens von einem Geſandten Trevaſi 1433 zu Mantua. Ebenſo fuhr der deutſche Kaiſer Friedrich III. 1475 in Frankfurt ein. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war ihr Gebrauch ſchon häufiger geworden. Die Königin Eliſabeth fuhr in einer Kutſche nach der Kirche, wo wegen der vernichteten ſpaniſchen Armada ein Dankfeſt gefeiert wurde, und Walter Ripon baute bereits eine für den Grafen von Rutland im Jahre 1555. Es war die erſte in England verfertigte, wie Zeitgenoſſen ausdrücklich anmerkten. Neun Jahre ſpäter baute er eine für die Königin mit Säulen und Bögen, d. h. vermuthlich mit einem auf Säulen ruhenden Verdeck. Eine noch prächtigere baute er für ſie 1584, wo vier Säulen einen Thronhimmel trugen; auf ihm lag eine Krone, vorn ſtanden ein Löwe und ein Drache, welche Englands Wappen hielten. Zu Shakſpeare's Zeiten mußten Kutſchen ſchon ſehr gewöhnlich ſein; denn in einigen ſeiner Stücke kommen mehre Anſpielungen darauf vor. Im J. 1600 kam eine Geſandtſchaft aus Marokko nach London und ihr folgten vier Kutſchen. Eine ruſſiſche in demſelben Jahre hatte deren acht. Als eine franzöſiſche Geſandtſchaft Jakob I. zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchten, fuhren ſchon dreißig auf. Freilich war bei ihnen nicht die Bequemlichkeit zu finden, welche jetzt der geringſte Lohnkutſcherwagen darbietet, obgleich es an Schnitzwerk und Vergoldung nicht fehlte. Eine Vorſtellung davon gibt unſere Abbildung, welche von einem italieniſchen Gemälde entnommen iſt. Es ſcheint hier eine Geſellſchaft eine Spazierfahrt zu machen. Eine Dame ſitzt im Kutſchenſchlage und der Sitz des Kutſchers iſt ſehr niedrig angebracht; die Pferde ziehen ziemlich ſchwerfällig, weil vermuthlich der ganze Wagen zu ſchwer beweglich iſt. Von elaſtiſchen Federn und Glasfenſtern war damals noch keine Spur. Letztere kamen erſt im 17. Jahrh. und jene gar erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in Gebrauch. Von ſolchen vermehrten Bequemlichkeiten aber abgeſehen iſt der Gebrauch der Kutſchen, wie geſagt, uralt, mögen ſie auch geheißen und ausgeſehen haben, wie ſie wollen.

Trachten und Kutſchen des 16. Jahrhunderts in Italien.

Digitized by Google

Die Beſteigung des Montblanc.

Der Leſer erinnert ſich vielleicht noch aus den Zeitungen der Berichte über die mehrmalige Beſteigung des Montblanc im Laufe des vorigen Jahres (1834). Beſonders machte die erſte dieſer Beſteigungen durch die beiden ſavoyiſchen Gelehrten Chenal und Viallet einiges Aufſehen, da die Richtigkeit derſelben von Einigen bezweifelt worden war, und jene Männer ſich deshalb bewogen fanden, die ſämmtlichen Führer, deren ſie ſich bei der Reiſe bedient, vor Notar und Zeugen die Wahrheit ihrer Ausſage erhärten zu laſſen. Die Ergebniſſe dieſer nunmehr unbezweifelten Beſteigung verlohnten ſich indeß der Mühe nicht, denn die Reiſenden erreichten zwar glücklich den Gipfel des Montblanc und genoſſen von einer tiefern Höhe dieſes rieſenhaften Berges eine herrliche Ausſicht auf das ganze Juragebirge und einen beträchtlichen Theil des Genferſees; allein ſie konnten wegen eines heftig tobenden Sturmes nicht die geringſten Verſuche anſtellen, und mußten, da ſie in Gefahr waren vom Gipfel herabgeſchleudert zu werden, ſo ſchleunig als möglich ihren Rückzug antreten. Graf Tilly, der letzte Beſteiger des Montblanc, der mit großer Kühnheit ſeine Reiſe in einer ſpäten Jahreszeit (am 9. October dieſes Jahres) unternahm, konnte, da er auf dem Berge nicht übernachtete, nur kurze Zeit auf deſſen Gipfel verweilen, und hatte das Unglück, auf dem Rückwege beide Füße dergeſtalt zu erfrieren, daß er mehre Wochen befürchtete, man werde ſie ihm ablöſen müſſen.

Da durch dieſe kühnen Unternehmungen der neueſten Zeit das Intereſſe an dem Bergrieſen von Europa wieder aufs Neue angeregt iſt, ſo halten wir es nicht für unpaſſend, dem Leſer eine kurze Überſicht der frühern Beſteigungen des Montblanc zu geben, mit beſonderer Rückſicht auf die vom Herrn von Sauſſure, welche die meiſten phyſikaliſchen und geologiſchen Reſultate gab, und auf die zweimalige von dem Doctor Hamel, welche eine der intereſſanteſten iſt. Ebenſo willkommen dürften einige Bemerkungen über die innere und äußere Beſchaffenheit dieſer ungeheuern Bergpyramide ſein, welche an Erhabenheit nicht übertroffen wird.

Der Montblanc, die höchſte Spitze der ſavoyiſchen Alpen, wie von ganz Europa, zwiſchen dem Chamouny- und dem Entrevesthal gelegen, erhebt ſich, nach den genaueſten trigonometriſchen und mehrmals wiederholten Meſſungen des Hrn. Tralles, 14,793 F. über die Meeresfläche. Obgleich 5335 Fuß niedriger als der Chimboraſſo in Südamerika, gewährt er doch einen noch großartigern Anblick als dieſer. Der Geſichtskreis des Montblanc beträgt 68 Stunden. Man kann ihn zu Lyon und auf den burgundiſchen Bergen deutlich ſehen, ja Herr von Sauſſure will ihn ſogar bei Toulon erkannt haben. Von ſeinem Gipfel behauptet Herr Bourrit das mittelländiſche Meer geſehen zu haben. Trotz dieſem außerordentlichen Geſichtskreis iſt die Ausſicht dennoch nicht bedeutend, wegen der Schwäche des menſchlichen Auges, das in ſolche Entfernungen ſelten zu dringen vermag, und weil der Dunſtkreis nahe an der Erdoberfläche ſich in ſolcher Weite zu ſehr verdichtet.

Obgleich der Fuß des Montblanc einen ſehr ausgedehnten Umfang hat, ſo wird doch wegen der gegen Süden aufſteigenden ſteilen Felswände von mehren tauſend Fuß Höhe, ſowie wegen der ungeheuern Gletſcher, Eismauern und Abgründe gegen Nord und Nordoſt die Reiſe auf den Gipfel ſehr ſchwierig und gefährlich. Der ſehr verdienſtvolle Naturforſcher, Herr von Sauſſure, war der Erſte, der an eine Beſteigung des Berges ernſtlich dachte. Er verſprach in den Jahren 1760 und 1761 denen eine bedeutende Belohnung, welche einen gangbaren Weg auf den Montblanc ausmitteln würden. Hierauf verſuchte es Pierre Simon aus Chamouny von der Seite des Boſſongletſchers hinaufzukommen, allein vergebens. In den Jahren 1775 und 1783 fanden neue, aber eben ſo vergebliche Verſuche ſtatt. Der ſchon erwähnte Herr Bourrit aus Genf unternahm im Jahre 1784 eine Beſteigung in Geſellſchaft zweier Gemſenjäger: Marie Coutet und Franz Cuidet, welche mit großer Anſtrengung eine Höhe von 14,000 Fuß, den Gipfel ſelbſt aber nicht erreichten. Im Jahre 1785 machten Bourrit und Sauſſure einen abermaligen Verſuch mit 15 Führern, ſie erklimmten die ſogenannte Aiguille du Gouté, welchen Namen die ſchroffe Weſtſeite des Montblanc hat, bis zu einer Höhe von 11,442 Fuß, konnten aber wegen des tiefen Schnees und der trotzdem unerträglichen Hitze nicht weiter kommen. Ein Jahr ſpäter unternahmen daſſelbe ſechs Männer aus dem Chamounythal, von denen der Eine, Jacques Balmat, der ſpäter ſo bekannte Führer Sauſſure's, ſich auf den Gletſchern verirrte, dort die Nacht zubringen mußte, und nur wie durch ein Wunder gerettet wurde. Er erblickte den Gipfel in keiner großen Entfernung und machte einen zugänglichern Weg ausfindig.

Wirklich erreichten die Spitze im Jahre 1786 zuerſt derſelbe Jacques Balmat und Doctor Paccard. Sie reiſten am 7. Auguſt aus Chamouny ab, übernachteten auf der Höhe des Berges la Côte und erreichten am andern Abend nach ſechs Uhr den Gipfel. Um acht Uhr des folgenden Morgens langten ſie faſt erblindet und mit dick aufgeſchwollenem Geſicht wieder in Chamouny an. Balmat erhielt von dem König von Sardinien eine Belohnung und als Geſchenk eine andere Summe, die durch freiwillige Beiträge aus Sachſen zuſammengebracht ward.

Im folgenden Jahre, 1787, am 1. Auguſt trat Herr von Sauſſure, begleitet von Jacques Balmat und noch 17 andern Führern, welche phyſikaliſche Inſtrumente, ein Zelt, Betten, Leitern, Stangen, Stricke und Lebensmittel trugen, die Reiſe auf den Montblanc von Chamouny aus an. Die Reiſenden brachten die Nacht auf dem Felſen la Côte zu. Am folgenden Morgen ging es über den Côtegletſcher, der wegen ſeiner ungeheuern Spalten große Schwierigkeiten darbot, dann über Schneeflächen dem Dôme du Gouté zu, wo die Felſen immer ſteiler und die Spalten und Abgründe immer beträchtlicher wurden. Auf einer Höhe von 11,970 Fuß übernachtete man wieder. Am folgenden Tage wurde der Weg ſo ſteil, daß man erſt Stufen in das Eis einhauen mußte, und trotz aller angewandten Sorgfalt fiel doch ein Führer in eine der Felſenklüfte, und wurde nur mit Mühe wieder herausgezogen. Früh um acht Uhr am dritten Tage ſah man den ganzen Zug von Chamouny aus über die letzte Erhöhung hinwegſteigen, und als ſie den Gipfel erreichten, wurde im Dorfe mit allen Glocken geläutet. In der Höhe von 12,000 Fuß ward allen, ſelbſt den kräftigſten Führern, die doch an Bergeſteigen gewöhnt, unwohl, keiner hatte Luſt zum Eſſen, aber Alle einen ſehr quälenden Durſt nach Waſſer. Die Erſchöpfung war ſo groß, daß ſie zur Erſteigung der letzten 900 Fuß volle zwei Stunden gebraucht hatten. Da ſich Herr von Sauſſure fünf Stunden lang auf dem Gipfel des Montblanc aufhielt, ſo hatte er Gelegenheit, mehre intereſſante Beobachtungen anzuſtellen. Er prüfte den Puls ſeiner Reiſegefährten, der bei allen außerordentlich ſchnell ging. Der ſeinige that 100 Schläge und der ſeines Dieners 112 in der Mi-

Digitized by Google

nute, während in der Tiefe der Puls eines geſunden und ruhigen Menſchen nur 60—70 Schläge thut. Der Barometer ſtand auf dem Gipfel auf 16 Zoll 1 Linie, während ein anderer zu Genf zu derſelben Zeit auf 27 Zoll 1 Linie ſtand. Die Farbe des Himmels war ein weit dunkleres Blau als unten im Thale, und wenn man im Schatten ſtand, ſah man am hellen Tage die Sterne.

Nach Sauſſure beſtiegen den Montblanc Bourrit und Camper im Jahre 1788, der Engländer Beaufoy im Jahre 1790, welcher auf dem Gipfel die Polhöhe aufnahm, Formont und von Ortern im Jahre 1802, die aber ſämmtlich wegen heftig tobender Ungewitter ſich kaum eine halbe Stunde auf dem Gipfel verweilen und deshalb wenig oder gar keine Beobachtungen anſtellen konnten. Ebenſo ging es Howard und von Rouſſelaar aus Neuyork, welche den Montblanc im Jahre 1819 erſtiegen.

[Der Schluß folgt in nächſter Nummer.]

Die zuſammengewachſenen Fiſche und Bäume.

Der Leſer erinnert ſich noch wohl der beiden zuſammengewachſenen ſiameſiſchen Knaben, welche der Capitain Coffin vor mehren Jahren aus ihrem Vaterlande nach England brachte, und die in ganz Europa ſo großes Aufſehen erregten. Eine ganz ähnliche Erſcheinung ſind die beiden kleinen Fiſche, zu der Gattung von Wels (silurus), welche im Sommer vorigen Jahres an der Mündung des Cap-Fearfluſſes in Nordcarolina gefangen wurden. Dieſe waren ganz auf dieſelbe Weiſe miteinander verbunden wie jene Siameſen, nämlich an der Bruſthaut, und die Stelle, wo ſie zuſammengewachſen waren, erkannte man äußerlich an einem dunklern Streifen. Alle äußern Theile, ſowie die Eingeweide, hatte jeder Fiſch beſonders, nur ergab ſich bei der Section, die mit großer Behutſamkeit vorgenommen wurde, daß die Verbindungshaut zwiſchen beiden hohl war. Der eine dieſer Fiſche maß 3½ Zoll, der andere nur 2½ Zoll, was wahrſcheinlich davon herrührt, daß der größere im Aufſchnappen der Nahrung gewandter war, als der andere.

* * *

Hierbei mag eine im Pflanzenreiche nicht ſo ſelten vorkommende Erſcheinung erwähnt werden, daß nämlich ein Baum ſich einem andern natürlich einpfropft, ſodaß der eine den andern förmlich trägt, und beide mit Stamm, Zweigen und Kronen ineinander fortwachſen. So befindet ſich im Staate Florida in Nordamerika eine gelbe Fichte, die einen andern Baum derſelben Gattung trägt. Beide Bäume ſind in einer Höhe von 38 Fuß miteinander verwachſen, und ihr Wuchs iſt vollkommen geſund. Sie ſind ſehr alt und wurden den erſten Einwanderern ſchon von den Indianern als eine Seltenheit gezeigt. Von dem eingepfropften Baume iſt der Wurzelſtock gänzlich verſchwunden, und der Platz, wo er ſtand, mit Buſchholz bewachſen. Der Naturforſcher Decandolle beſchreibt ſogar eine Gruppe von drei Bäumen, von denen der mittelſte ſich in die beiden andern mit allen ſeinen Äſten verſchlungen hatte und von ihnen gleichſam ſchwebend getragen wurde. Der untere Stamm war in beide gleichmäßig eingewachſen, und der Baum, da ſein Wurzelſtock gleichfalls abgeſtorben, auf dieſe Weiſe von dem Boden ganz abgeſchnitten.

Die Abnahme des Heilandes vom Kreuz, Gemälde von Rubens.

In Nr. 23 des Pfennig-Magazins lieferten wir eine kurze Lebensbeſchreibung und das Bildniß des berühmten Malers Peter Paul Rubens, den man wegen der großartigen Erfindung und Ausführung ſeiner Werke, wegen der zauberiſchen Wirkung ihres Colorits und wegen der außerordentlichen Kunſt, womit er die Leidenſchaften und Charaktere darzuſtellen weiß, mit Recht den Fürſten der niederländiſchen Maler nennt. Als eine intereſſante Zugabe zu der Lebensgeſchichte des großen Meiſters wird die hier mitgetheilte Nachbildung eines ſeiner berühmteſten Werke dienen, welches die Abnahme des Heilandes vom Kreuze vorſtellt. Rubens malte das Original für die Kathedralkirche zu Antwerpen, wo es ſich über 200 Jahre befand. Später kam es nach Paris und wurde in der Galerie des Louvre aufgeſtellt, nach dem Frieden von Paris aber nach Antwerpen zurückgebracht. Während der letzten Belagerung der Stadt, 1830—32, wurde es, wie die übrigen Kunſtſchätze der Stadt, in Sicherheit gebracht, prangt aber gegenwärtig wieder auf dem urſprünglich für daſſelbe beſtimmten Altar.

Rubens malte dieſes Bild kurz nach ſeiner Heimkehr aus Italien, wo er ſich ſieben Jahre aufgehalten und die Werke Tizian's und Paul Veroneſe's mit beſonderm Fleiß ſtudirt hatte. Der Einfluß dieſer Muſter iſt zwar in dem Bilde ſelbſt unverkennbar, allein es iſt an Großartigkeit der Erfindung, an Feuer der Phantaſie, an Richtigkeit der Zeichnung und an Pracht der Farben durchaus originell und in ſeiner Art einzig. Alle Schwierigkeiten des Gegenſtandes hat der Maler mit ſeltener Kunſt überwunden. Die höchſte Bewunderung verdient die Geſtalt des Heilandes, und ſie iſt vielleicht das Vorzüglichſte, was Rubens je geleiſtet hat. Der Tod kann nicht treuer und ergreifender dargeſtellt werden, als hier geſchehen iſt. Das auf die Schulter geneigte Haupt, der leblos herabſinkende Arm, die über die rechte Schulter herabhangenden Locken, die Muskeln und Adern, welche noch von der Kreuzesmarter aufgeſchwollen ſind, Alles iſt ausdrucksvoll. Die um den Heiland beſchäftigte Gruppe beſteht aus fünf ſeiner Jünger, ſeiner Mutter und den beiden andern Marien. Zwei von den Jüngern ſind auf das Kreuz geſtiegen, haben den Leichnam von ſeinen Banden gelöſt und laſſen ihn langſam am Stamme des Kreuzes hinabgleiten. Joſeph von Arimathia, zur Linken des Heilandes, etwas niedriger als die beiden Jünger ſtehend, unterſtützt mit der Linken den Arm der herabſinkenden Leiche, während Johannes unten ſteht und ſie in ſeinen Armen aufnimmt. Zur Linken, unter Joſeph von Arimathia, ſteht die Mutter des Herrn mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes in ihren Zügen. Neben Johannes kniet Maria Magdalena mit aufgelöſtem Haar. Die Trauer, welche ſich in den Zügen aller Umſtehenden ausdrückt, ſcheint auch die Natur zu theilen; denn der Himmel iſt von trüben Wolken umzogen, und nur aus der Mitte des Gewölks fällt ein heller Strahl grade auf den Leib des Erlöſers. Von maleriſcher Wirkung iſt auch das vom Kreuz herabhangende weiße Leichentuch, deſſen Ende Joſeph von Arimathia mit ſeiner Rechten faßt. Es dient zur Verhüllung des Leichnams und deutet zugleich an, daß man ihn in dieſer zu Grabe tragen will. Es bildet einen wohlthuenden Gegenſatz zu den Gewändern der Nebenfiguren, in welchen Rubens Pracht der Farben mit dem höchſten Geſchmack in der Anordnung zu vereinigen gewußt. Die rothe Tunica des

Digitized by Google

Johannes im Vordergrunde, das grüne Gewand der Maria Magdalena, das dunkelblaue der heiligen Jungfrau, und hinter dieſer das purpurne Gewand Joſeph's ſtechen wunderbar ab gegen den bleichen Körper des Heilandes, und bringen bei der dunkelklaren Beleuchtung eine herrliche Wirkung hervor.

Die Abnahme des Heilandes vom Kreuze, Gemälde von Rubens.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler=Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

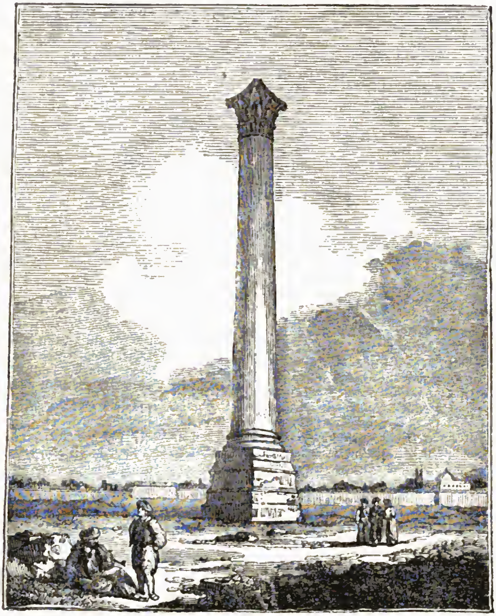
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

98.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Februar 14, 1835.

Die Pompejusſäule.



Wenige der Denkmale des Alterthums ſind in Bezug auf ihren Urſprung und ihre Bedeutung ſo in Dunkel gehüllt, als die bekannte Pompejusſäule, welche unſere Abbildung darſtellt, und dies iſt um ſo auffallender, als dieſelbe nicht etwa erſt in neuerer Zeit gleichſam wieder entdeckt worden iſt, wie ſo viele andere Monumente alter Kunſt, ſondern da ſie vielmehr durch alle Zeiten auf einer ſehr in die Augen fallenden Stelle an der flachen Küſte Ägyptens unverſehrt, faſt wie ein Wahrzeichen des Landes, geſtanden hat, das dem Auge jedes Ankömmlings gleich auffällt. Man iſt darüber einig, daß der jetzige Name dieſes Denkmals ein falſcher ſei; aber welcher andere ihm zukomme, iſt und bleibt, trotz ſeiner freilich zwiefach zu leſenden Inſchrift *), zweifelhaft; denn wiewol zu Pompejus Andenken ein Denkmal bei Alexandria errichtet wurde, ſo kann dieſe Säule doch aus vielen Gründen keinen Beſtandtheil deſſelben gebil-

*) Nach einer Auslegung: „Dem Diocletianus Auguſtus, ſehr ehrbarem Imperator (Kaiſer), Schutzgott von Alexandria, widmet dies Pontius, Präfect von Ägypten"; nach der andern: „Poſthumus, Präfect von Ägypten, und das Volk der Hauptſtadt dem ſehr verehrten Kaiſer, Schutzgott von Alexandria, dem göttlichen Hadrianus Auguſtus." Jedoch iſt die erſtere Lesart die beſſere, obgleich auch hier die faſt verlöſchten Buchſtaben ziemlich willkürlich ergänzt worden ſind

det haben. Da die griechiſchen Schriftſteller Strabo und Diodorus ihrer nicht erwähnen, ſo können wir als gewiß annehmen, daß ſie zu ihrer Zeit (im erſten Jahrhundert) noch nicht ſtand. Der gelehrte franzöſiſche Alterthumsforſcher Denon meint ſogar, ſie ſei erſt von den ſpätern griechiſchen Kaiſern oder wol ſelbſt von den ägyptiſchen Khalifen, vielleicht im 15. Jahrh., aufgerichtet worden. Die Inſchrift iſt vielleicht erſt ſpäter hinzugefügt.

Die Pompejusſäule erhebt ſich, wie die Abbildung ſie darſtellt, auf einer kleinen Erhöhung auf halbem Wege zwiſchen den Mauern Alexandriens und den Ufern des Sees Mareotis, etwa 2000 Schritte von jedem dieſer Punkte, und fällt durch ihre ſchlanke Form und ihre einſame Stellung in einer baumloſen Ebene majeſtätiſch und zugleich gefällig ins Auge. Sie iſt von rothem Granit; der Schaft, von ſchöner Politur, ſcheint älter als Baſis und Kapitäl zu ſein; das Ganze, aus drei Stücken beſtehend, gehört der korinthiſchen Ordnung an; das Kapitäl hat ungezahnte Palmblätter. Über einer mit Hieroglyphen bedeckten Unterlage erhebt ſich die Baſis, und da dieſe Unterlage ihre ſchmalere Seite nach unten hat, ſo glauben die Araber, Gott allein habe dieſe Säule aufrichten können. Zu verſchiedenen Zeiten hat man dieſe Baſis unterwühlt, vielleicht um Schätze zu entdecken, und dieſen Beginnen mag es zuzuſchreiben ſein, daß die Säule jetzt eine Neigung von ſieben Zoll nach Südweſten hat. Spätere Beſucher haben mit der kindiſchen und nicht ſtreng genug zu tadelnden Unart, ihre Namen auf das Piedeſtal einzumeißeln oder auch ganze Stücke davon loszubrechen, der Schönheit des Ganzen beträchtlich geſchadet; ebenſo hat der Schaft auf der Süd- oder Landſeite von den trockenen Winden gelitten, die den Sand der Wüſte gegen ſie ſchleuderten, während die Nordſeite ihre ſchöne Politur behalten hat. In neuerer Zeit iſt die Spitze der Säule oft mittels einer Strickleiter erſtiegen worden. Das Verfahren dabei iſt ſeltſam und ſinnreich und verdient wol einer nähern Erwähnung. Zuerſt läßt man einen Papierdrachen mit einem Faden aufſteigen; wenn dieſer grade über der Säule iſt, zieht man ihn herab, ſodaß der Faden an ſeinem Schwanz grade über das Säulenkapitäl fällt; darauf wird ein Seil und hiernach ein tüchtiges Tau darüber weggezogen. Dies wird ſtraff angeſpannt und an einem Vierundzwanzigpfünder befeſtigt, welcher unfern davon liegt und welchen der engliſche Admiral Sir Sidney Smith, wie man ſagt, auf der Säulenſpitze aufſtellen wollte. Nun werden dünne Sproſſen von unten, ſowie man emporſteigt, in das Tau geflochten, ſodaß das Ganze einer Schiffsleiter ähnlich wird. Aber ſelbſt dann noch erfodert das Erſteigen der Säule ungewöhnliche Kräfte, ſodaß es nur Wenigen gelingt. Die veranſtalteten Meſſungen ergeben 99 Fuß 4 Zoll für die ganze Säule mit Einſchluß der Unterlage. Der Umfang des Schafts oben iſt 24 Fuß 2 Zoll, unten 27 Fuß 2 Zoll.

Die Kupferſtechkunſt.

2. Weiteres Entfalten derſelben, und der älteſte Kupferſtich.

(Fortſetzung aus Nr. 97.)

Maſo oder Thomas Finiguerra, geboren um 1418, geſtorben etwa 1460, wie ſchon erwähnt ein geſchickter Goldſchmied, feiner Niellirer, guter Zeichner und ſelbſt Maler, anſäſſig zu Florenz, ward um 1452 Erfinder der Kupferſtechkunſt, oder, ſtreng genommen, der Kunſt, auf der Fläche irgend eines Metalls mittels des Grabſtichels Figuren darzuſtellen und Abdrücke einer ſolchen Platte auf Papier zu machen; denn durchgehends war es hauptſächlich Silber, was Finiguerra bearbeitete. Lange und vielfach iſt ihm dieſes Verdienſt beſtritten, durch unermüdliche Nachforſchungen der Kunſtſchriftſteller Vaſari, Zani, Baldinucci, Lanzi, von Bartſch und Anderer aber daſſelbe ihm zuerkannt worden. So hat eine Stelle des römiſchen Schriftſtellers Plinius Viele auf die Meinung gebracht, die Kupferſtechkunſt ſei von Marcus Terentius Varro, einem Römer, erfunden worden. Keineswegs aber gilt jene Stelle von Abdrücken geſtochener Platten. Wäre übrigens auch die Kunſt, Kupferſtiche zu machen, ſchon gekannt geweſen zu jener Zeit, dennoch würden wir ſie jetzt denjenigen Künſten beizuzählen haben, welche uns ganz verloren gingen, und ihre Wiederentdeckung gleich einer völlig neuen Erfindung betrachten müſſen. Kaum eine Beachtung aber verdient die Sage, daß den Chineſen die Kupferſtechkunſt ſchon lange vorher bekannt geweſen ſei.

Kommen wir wieder zu Finiguerra's Erfindung, ſo that auch bei dieſer, wie bei der Mehrzahl der Erfindungen, der Zufall das Meiſte. Finiguerra nämlich pflegte die beſten der Arbeiten, welche er in Silber oder Gold ſtach, ehe er ſie mit Niello ausfüllte, in Thon oder eine Maſſen abzudrücken, in der die Vertiefungen ſeines Metalls erhaben erſchienen, über den Thon aber wiederum flüſſigen Schwefel zu gießen, um ſo eine möglichſt treue Copie zu erhalten, welche er nun noch dadurch vervollkommnete, daß er die Striche der Schwefelplatte mit einer ſchwarzen Maſſe ausfüllte. Nun ereignete es ſich, daß die Kirche S.-Giovanni zu Florenz bei ihm ein ſilbernes Pace oder Kußbild *) beſtellt, welches er 1452 vollendet, und worauf die Krönung der heiligen Jungfrau Maria nebſt vielen Figuren dargeſtellt iſt. Die ſehr gelungene Arbeit erfreute den Meiſter und veranlaßt ihn, davon einen Schwefelabguß zu machen, den er mit der gewöhnlichen Schwärze ausfüllt.

Hier nun treten ſich zwei verſchiedene Behauptungen der Kunſtſchriftſteller entgegen. Während nämlich die Einen erzählen, daß eine Wäſcherin aus Verſehen feuchte Wäſche auf einen in der oben beſchriebenen Weiſe ausgeführten Schwefelguß gelegt habe, der Meiſter aber, beim Hinwegnehmen den Abdruck der Schwärze auf dem weißen Linnen gewahrend, hierdurch auf den Gedanken gekommen ſei, dergleichen Abdrücke auch auf feuchtes Papier zu machen: ſo meinen die Andern, — z. B. auch Bartſch, — die Erfindung ſei von Finiguerra dadurch geſchehen, daß dieſer, um das Überflüſſige der Farbe von ſeinem Schwefelabguß zu beſeitigen, wiederholt angefeuchtetes Papier über denſelben gebreitet habe, ſodann aber mit der Hand darüber hingeſtrichen ſei, bis denn das letzte feuchte Blatt nicht allein die Reſte der Farbe von der Oberfläche des Schwefels hinweggenommen, ſondern zugleich auch etwas von der Schwärze aus den Strichen heraus- und an ſich gezogen habe; auf dieſem Wege aber ſei der Meiſter, durch einen vollkommenen Abdruck auf Papier überraſcht, zu dem **erſten Kupferſtich** gelangt. Freilich möchte hiergegen zu bemerken ſein, es ſei nicht wol denkbar, daß die Schwärze über die eingedrückten Linien gegangen, wenigſtens würde dies eben nicht auf große Sauberkeit bei der Arbeit ſchließen laſſen.

*) Auch Friedensgruß genannt, weil ſolches bei der Meſſe während des Geſanges des Agnus Dei dem Geiſtlichen zum Kuſſe mit den Worten gereicht wird: Pax tecum! Friede ſei mit dir!

Digitized by Google

Wir bemerken, daß man in neuerer Zeit ſowol die italieniſchen Niellen, aus auch deren Schwefelabgüſſe und die Abdrücke von dieſen auf Papier — welche man ebenfalls Niellen nennt — mit großer Vorliebe geſammelt hat. Das königliche Kupferſtichcabinet zu Paris beſitzt deren viele; faſt nicht minder das des Grafen Durazzo in Florenz und des Marquis Malaſſina in Mailand; die Sammlungen des Herzogs von Buckingham und des Samuel Woodburn in London verdienen alle Beachtung, zu welchen letzteren ſich früher noch ganz beſonders Sykes's Sammlung in London geſellte, die jedoch nach dem Tode ihres Beſitzers vereinzelt worden iſt. Wir machen aber auch darauf aufmerkſam, daß ſehr bald dieſe Sammlerluſt der Speculation, und in deren Folge den Verfälſchungen ein ergiebiges Feld eröffnet hat. In neuerer und neueſter Zeit haben ſich mehre Kunſtfreunde und Schriftſteller, um die Unterſuchung der Niellen verdient gemacht und in ihren zum Theil ſehr koſtbaren Werken Beiträge über dieſen Gegenſtand geliefert, welche manchen Wahn zu beſeitigen, manches Dunkel aufzuhellen und manchen Betrug zu ermitteln geeignet ſind.

Das von Finiguerra im Jahre 1452 für S.-Giovanni zu Florenz verfertigte Kußbild wird noch jetzt in derſelben Kirche aufbewahrt und ſelbſt zwei Schwefelabgüſſe davon ſind noch vorhanden.

Immer noch aber fehlte ein Abdruck, der von Finiguerra von jenen Schwefelabgüſſen auf Papier gemacht worden wäre. Erſt dem verdienſtvollen Gelehrten Zani war es vorbehalten, einen ſolchen Abdruck im J. 1797 im Kupferſtichcabinete zu Paris aufzufinden. Die umſtändlichſten Nachrichten über ſeinen Fund, die Beweiſe für die Echtheit dieſes alten Abdrucks, wie auch eine mit der größten Genauigkeit beſorgte Copie deſſelben hat Jener in einem Werke mitgetheilt; durch dieſe wichtige Auffindung aber Weſentliches für die Geſchichte der Kupferſtechkunſt gethan und uns den älteſten mit Daten verſehenen Kupferſtich zugeführt.

(Fortſetzung in Nr. 99.)

Die Maulwurfsgrille (Acheta gryllotalpa).

Die Maulwurfsgrille, auch Werre, geflügelter Maulwurf, Reutwurm, Ackerkrebs genannt, iſt ein äußerſt ſchädliches Inſekt, aus der Familie der Heuſchrecken. Es hat wie dieſe vier Flügel, welche flach auf dem Leibe aufliegen wie bei der Hausgrille, oder dem ſogenannten Heimchen, mit dem es überhaupt viele Ähnlichkeit hat, nur daß es größer iſt; auch die Farbe iſt wie bei jenem dunkelbraun, mit hellern Flügeln. Von dem Bau ſeiner vordern Füße hat es ſeinen Namen erhalten, denn dieſe gleichen, ohne daß man eben die Einbildungskraft ſehr zu Hülfe zu nehmen braucht, allerdings den Vorderpfoten des Maulwurfs. Sie dienen ihm auch, wie dieſem, zum Graben, ſowie die hintern mit ihren ſtarken Schenkeln zum Hüpfen.

Dieſes Thier nährt ſich von den Wurzeln verſchiedener Pflanzen, wird deshalb in Feldern und auf Wieſen ſowol, als durch ſein Graben und Wühlen — denn es erſcheint nur ſehr wenig auf der Oberfläche — ſehr nachtheilig, iſt dagegen in Weinbergen von einigem Nutzen, weil es den Boden auflockert, und ſoll auch die hier häufig vorkommende gelbe Wucherblume vertilgen.

Gleich den Heuſchrecken kommt das Thier nur unvollkommen, d. h. noch ohne Flügel aus dem Ei. Es erlangt ſeine Ausbildung erſt vom Juni bis September, je nachdem die Witterung günſtig iſt. Das Weibchen legt auch um dieſe Zeit an 300 Eier in eine kleine Höhle wenige Zoll unter der Erde. Man findet ſolche Neſter am häufigſten auf Wieſen in der Nähe von Getreidefeldern,

Die Maulwurfsgrille.

und da die jungen Grillen, welche zu dieſer Zeit etwa ſo groß als Ameiſen ſind, immer vom Neſte aus in die Runde freſſen, ſo erkennt man auf den gemähten Wieſen ſolche Neſter leicht an den Flecken, welche das gelbe, verwelkte Gras bildet. Die Jungen bleiben den ganzen Winter über unter der Erde, in welche ſie ſich bei zunehmender Kälte tiefer eingraben.

Ihre Vertilgung gelingt am beſten, wenn man auf jene Flecken Acht hat, ſie aufgräbt und die Thiere tödtet. Die erwachſenen fängt man auch, indem man auf ihre Gänge, die ſie von einem Felde zum andern machen und welche ausſehen, als wären ſie von einem kleinen Maulwurf aufgeworfen, Töpfe mit Waſſer bis an den Rand eingräbt.

Der gemeine Mann hält dieſe Thiere auch wol für giftig; das ſind ſie jedoch nicht und können nur allenfalls mit ihren kräftigen Füßen und Freßzangen verletzen.

Taue aus Aloëfaſern.

In dem Arſenal von Toulon ſind vor einiger Zeit Vergleichungen zwiſchen Tauen aus Hanf und aus den Faſern der Aloë, welche die Behörde aus Algier hatte kommen laſſen, hinſichtlich ihrer Stärke angeſtellt worden. Die letztern hoben 40 Centner, die aus Hanf nur 8 Centner. Ungetheert hoben die Taue aus Aloë nur 8—10 Centner mehr als die andern. Die Aloë wächſt in Algier wild und kann auf den großen noch wüſten Ebenen leicht angebaut werden. Die franzöſiſche Regierung bezieht bis jetzt den zu ihrer Marine nöthigen Hanf meiſtentheils aus Ungarn.

Die Kirche St.-Maclou zu Rouen.

Die ehemalige franzöſiſche Provinz Normandie, jetzt in mehre Departements getheilt, ſtand bis zu Heinrich VI. unter der Herrſchaft der Könige von England, und die öffentlichen Gebäude jener Zeit zeigen daher eine große Verwandtſchaft des Styls und der Anlage mit denen Englands. Was man in England den Tudorſtyl nennt — die Bauweiſe des 14. und 15. Jahrhunderts — findet man auch in der Kirche St.-Maclou zu Rouen, welche in unſerer Abbildung von der Nordſeite dargeſtellt iſt. Dieſes ſchöne Bauwerk, von Jean Goujon, einem der tüchtigſten franzöſiſchen Baumeiſter, 1512 gebaut, zeigt an ſeiner Weſtſeite eine aus drei Gewölbbogen beſtehende Vorhalle von ſeltener Schönheit; die geſchnittenen Thürverzierungen gehören zu den ausgezeichnetſten Arbeiten Goujon's. Der Hauptthurm ward dem der berühmten Kathedrale von Rouen nachgebildet; im Innern deutet zwar Manches auf die Bauart des 14. Jahrhunderts, doch zeigen mehre Eigenheiten den

Digitized by Google

Styl der franzöſiſchen Baumeiſter des 16. Jahrhunderts. Der ſchöne Spitzthurm litt 1705 von einem furchtbaren Orkan ſo ſehr, daß er 1734 abgetragen werden mußte. Der Ertrag der Abläſſe, an denen die Kirche reich war, gab die Koſten zu dem Bau derſelben her; aber ſie verfiel, als dieſe Quelle verſiegte. Dennoch gehört St.-Maclou noch immer zu den ſchönſten Kirchen Nordfrankreichs.

Die Kirche St.-Maclou zu Rouen.

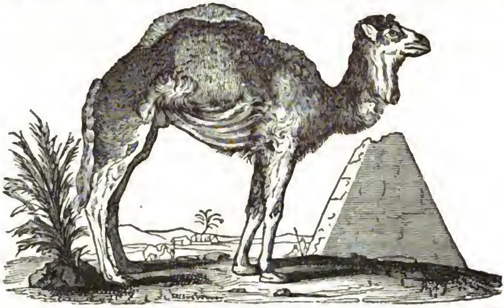
Digitized by Google

Das Dromedar und das Kameel.

Unſere Leſer ſind ſchon durch Nr. 7 des Pfennig-Magazins mit einigen Merkwürdigkeiten dieſer Thiere bekannt geworden, wir müſſen indeſſen noch Einiges, was dort übergangen, oder nur angedeutet wurde, nachholen.

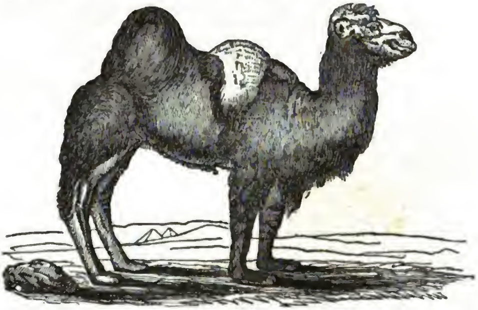
Das Vaterland des Dromedars ſind die aſiatiſchen Steppen, wo es ſich jedoch ſelten noch im wilden Zuſtande findet. Zahm dagegen iſt es als Hausthier im ganzen Orient anzutreffen, und von ungemeinem Nutzen für jene Gegenden, indem man ſogar ſeinen Miſt getrocknet als Feuerungsſtoff verbraucht. Der Höcker iſt, wie beim Kameel, aus einer Fettmaſſe gebildet, und nimmt daher, wenn das Thier Mangel leidet, ab, wird ſich aber bei guter Nahrung wieder ſtärker. Daß ſie beim Beladen niederknieen, wird den jungen Thieren gelehrt, die Schwielen aber, welche ſie an den Knien haben, ſind angeboren. Das Dromedar trägt zwiſchen elf und zwölf Monaten und wirft ein Junges.

Auf einem dem Großherzog von Toscana zugehörigen Landgute in der Nähe von Piſa beſteht ſchon ſeit mehren Jahrhunderten eine Dromedarſtuterei. Man benutzt die Thiere dort zu landwirthſchaftlichen Arbeiten.



Das Dromedar.

Das eigentliche Kameel oder Trampelthier lebt heerdenweiſe wild in den großen aſiatiſchen Steppen und wird im gezähmten Zuſtande in Afrika und Arabien nur wenig und blos bei reichern Einwohnern angetroffen. Wie aber in jenen Ländern das Dromedar benutzt wird, ſo dient auch das Trampelthier, namentlich den Mongolen, Tataren, Chineſen zum Reiten und Laſttragen. Wie jenes wirft das weibliche Thier jährlich nur ein Junges, welches zwei Jahre ſaugt und im dritten ſchon erwachſen iſt.



Das Kameel.

Die Beſteigung des Montblanc.

(Schluß des Aufſatzes aus Nr. 97.)

Eine der intereſſanteſten und am ausführlichſten beſchriebenen Beſteigungen des Montblanc iſt die im Sommer 1820 von dem ruſſiſchen Arzt und Naturforſcher Doctor Hamel unternommene, obgleich es dieſem nicht gelang, die Spitze zu erreichen, und ſein Unternehmen von mancherlei Unglücksfällen begleitet war. Hamel machte ſich am 3. Auguſt mit ſeinen

Reiſegefährten, nachdem ſie ſich mit ſichern und erprobten Führern verſehen, von dem Pfarrdorfe St. Gervais aus auf den Weg. Sie gelangten gegen Abend ohne bedeutende Schwierigkeiten bis zu einer Felſengruppe, die Pierre ronde genannt, wo ſie auf einer Höhe von 8500 Fuß übernachteten. Sie hatten zu ihrer Erwärmung nur einige wollene Decken, denn das von den Führern mitgebrachte Holz war wegen der Dünne der Luft nicht zum Brennen zu bringen, und über ſich den unermeßlichen Sternenhimmel, der auf dieſer Höhe weit prachtvoller als in der Tiefe erſcheint. Nachdem die Reiſenden den noch prächtigern Aufgang der Sonne abgewartet hatten, ſetzten ſie ihre Reiſe fort und kamen gegen ſechs Uhr Morgens an dem Fuße der Aiguilles du Gouté an. Dieſe beſtehen aus einer Anzahl faſt ſenkrechter Eisfelſen, die durch Eisſchluchten getrennt ſind, in denen am Tage das durch die Sonne aufgethaute Schneewaſſer herabfließt, welches über Nacht zu Eis gefriert. Um auf denjenigen dieſer Felſen zu gelangen, über welchen der Weg zum Gipfel des Montblanc führte, waren die Reiſenden genöthigt, über eine 200 Fuß breite, beinahe ſenkrechte Eisſchlucht hinüberzugehen. Um dies zu bewerkſtelligen, mußte der vorderſte Führer erſt mit dem Beil die Vertiefungen aushauen, in welche die Nachfolgenden ihre Füße ſetzen ſollten. Ein einziger Fehltritt konnte hier das Leben koſten, da zu ihren Füßen ein unermeßlicher Abgrund heraufgähnte. Zuweilen wird bei ſolchen Gelegenheiten dem Reiſenden ein Strick um den Leib befeſtigt, deſſen Ende der Führer um die Hand ſchlingt; dies iſt jedoch noch gefährlicher, da bei dem Ausgleiten des einen auch der andere unfehlbar mit verloren iſt. Der Übergang über dieſe Schlucht dauerte eine volle Stunde, und gegen neun Uhr erreichten die Reiſenden die Spitze der Aiguille. Hier nahmen ſie auf einer Höhe von 12,000 Fuß ein Frühſtück ein und ſchützten zur Fortſetzung der Reiſe, die nun über ewigen Schnee ging, die Augen durch Larven und Schneebrillen gegen die Wirkung der vom Schnee zurückprallenden Sonnenſtrahlen. Die dünne Luft wirkte hier ſo ſtark auf die Muskeln der Reiſenden, daß ſie alle zwanzig Schritte ausruhen und Athem ſchöpfen mußten. Um 12 Uhr Mittags gelangten ſie auf den Dom du Gouté an, der 13,200 Fuß hoch iſt.

Es fehlten alſo von hier aus bis zum Gipfel nur noch 1400 Fuß; allein die Führer erklärten, daß es unmöglich ſei, die Nacht hier auf dem Schnee zuzubringen, und es wurde deshalb die ſchleunigſte Rückkehr beſchloſſen, um noch vor einbrechender Nacht über die gefährlichen Aiguilles du Gouté zu gelangen.

„Von den Gefahren dieſes Rückzugs — ſagt Hamel — kann ſich ſchwerlich Jemand eine Vorſtellung machen. Erſtens iſt das Hinabſteigen eines jähen Abhanges, zumal auf einer ſolchen Höhe, weit ſchwieriger, als das Hinaufſteigen, und zweitens war jetzt das Eis, welches am Morgen viele der loſen Steine feſthielt, von der Sonne aufgethaut, ſodaß Alles unter unſern Füßen wich, und hätte Einer einen Fehltritt gethan, ſo wäre er 6000 Fuß tief bis zum Bionnaſſaygletſcher hinabgeſtürzt. Einer unſerer Leute hatte, als wir das Hinabſteigen begannen, ſo große Angſt, daß er laut zu weinen anfing.“ Der Erzähler ließ ſich, auf Zureden der Führer, einen Strick um den Leib binden, deſſen zwei Enden die zwei folgenden Führer hielten, und ebenſo thaten ſeine Begleiter. Jeden Augenblick löſten ſich ihnen zur Rechten und Linken mächtige Felsblöcke ab und rollten donnernd in die ungeheure Tiefe. Unter dieſer ſtundenlang dauernden Lebensgefahr erreichten ſie endlich den Fuß der Aiguille und brachten die Nacht in dem ſogenannten Pavillon de Bellevue zu, einer Sennhütte auf dem niedrigern Bergrücken, von wo ſie nach Genf zurückkehrten.

Da jedoch Hamel mit den geringen Erfolgen dieſer Reiſe nicht zufrieden war, ſo beſchloß er, den Montblanc noch ein zweites Mal zu beſteigen, und machte ſich deshalb am 16. Auguſt auf den Weg, begleitet von zwei Engländern und von mehren Führern, verſehen mit allen nöthigen Inſtrumenten, um auf dem Gipfel des Berges phyſikaliſche Beobachtungen anzuſtellen. Sie nahmen ihren Weg diesmal von einer andern Seite, nämlich über den Boſſongletſcher, ein Eisfeld, gegen welches das ſo häufig beſuchte des Montenvert nur unbedeutend iſt. Bald ſahen die Reiſenden hier einen bodenloſen Abgrund, an deſſen Rande ſie hinziehen mußten, bald einen himmelhohen Eisthurm, deſſen Spitze ſich weit herüberneigte. Das Getöſe, welches die berſtenden Eismaſſen verurſachten, war fürchterlich. Höher hinauf donnerten auch Lawinen. Die Reiſenden mußten mehrmals über Eisſpalten von 20 Fuß Breite ſetzen und ſich an Stricken in tiefe Schluchten hinablaſſen, um auf der andern Seite hinaufzuklimmen. Trotz dieſen Gefahren erreichten ſie ohne Unfall den ſogenannten Grand-Mulet, eine aus dem Eiſe hervorragende Felſengruppe, welche faſt ebenſo ſteil und unſicher iſt, als die Aiguilles du Gouté. Hier übernachteten ſie und erlebten ein furchtbares Gewitter, das die ganze Nacht hindurch wüthete, von Regen und heftigen Stürmen begleitet. Gegen Morgen ließ das Gewitter nach und die Luft wurde ſo rein, daß die Reiſenden den Genferſee ſehen konnten. Sie genoſſen bei völlig heiterm Himmel den ſchönſten Anblick. Tief unter ihnen bedeckte ein weißes Wolkenmeer den ganzen Horizont; nur hie und da ragten die Spitzen der höchſten Berge wie Inſeln daraus hervor. Gegen Mittag fing dieſer Wolkenteppich an zu zerreißen, und durch eine dieſer Öffnungen erblickten die Reiſenden einen Theil des Chamounythals, wie eine auf der Wolkenfläche gemalte Landſchaft. Nach einer Stunde erreichten ſie die letzte der großen Schneeebenen, über welcher ſich in einer Höhe von 900 Fuß der Gipfel des Montblanc erhebt. Auf dieſer blendenden Fläche nahmen die Reiſenden ein Mittagsmahl ein, voll Freude, ihrem Ziele ſo nahe zu ſein, und trafen bereits alle Anſtalten zu den auf dem Gipfel ſelbſt vorzunehmenden Beobachtungen.

Allein auch jetzt ſollten ſie nicht ſo glücklich ſein, ihn zu erreichen; denn kaum hatten die Reiſenden, Einer dem Andern auf dem Fuße folgend, ihren Weg angetreten, wobei ſie wegen der außerordentlich dünnen Luft faſt alle zehn Schritte Halt machen mußten, als der Schnee unter ihren Füßen zu weichen anfing. „Im erſten Augenblick — erzählt Hamel — glaubte ich nur auszugleiten und ſtieß meinen Stock zur Linken feſt ein; aber umſonſt. Der Schnee häufte ſich zu meiner Rechten, warf mich um, bedeckte mich und ich fühlte mich durch eine unwiderſtehliche Gewalt abwärts fortgeriſſen. Bald drückte der Schnee ſo ſtark auf mich, daß er mir den Athem benahm. Ich ſtellte mir vor, ein Theil der großen Eismaſſen komme den Gipfel herab und ſchiebe den Schnee vor ſich her. Schon glaubte ich zu fühlen, daß dieſe Maſſe über mich wegrolle und mich breit drücke. Das Einzige, was ich thun konnte, war, daß ich mir mit den Händen etwas Luft zu machen ſuchte. Endlich gelang es mir, den Kopf aus dem Schnee emporzuheben, und ich erblickte einen großen Theil der Oberfläche gegen den Abgrund in Bewegung. Gleich darauf blieb jedoch der Schnee ſtehen und jetzt erſt erkannte ich die wahre Größe der Gefahr; denn

Digitized by Google

ich befand mich an dem Rande einer bodenloſen Eisſpalte, welche den Abhang begrenzt und von der Schneefläche ſcheidet. Zu gleicher Zeit entdeckte ich die Köpfe einiger meiner Gefährten, alle tief im Schnee vergraben. Sie arbeiteten ſich nach und nach mit Mühe hervor, bis auf drei von den Führern, welche die Schneemaſſe wahrſcheinlich zu weit nach der Tiefe hingeſchleudert und in der Eisſchlucht begraben hatte.“

Dieſes Unglück ereignete ſich auf einer Höhe von 13,800 Fuß, und ſonach haben dieſe drei Unglücklichen wahrſcheinlich, wenigſtens in Europa, das höchſte Grab gefunden.

Fünf Jahre ſpäter als die eben beſchriebene, erfolgte die Beſteigung des Montblanc von den beiden Engländern Doctor Clark und Capitain Sherwill, und im Jahre 1827 gelang es abermals zwei Engländern, Fellover und Harves, den Gipfel des Montblanc zu erklimmen. Seit dieſer Zeit wurde kein neuer Verſuch gemacht, bis auf die oben erwähnte Reiſe der Herren Chenal und Viallet im Sommer 1834. Die letzte Beſteigung des Montblanc iſt die ebenfalls ſchon erwähnte des Grafen Tilly, welche inſofern auch merkwürdig iſt, als ſie in der kürzeſten Zeit vollendet ward.

Über die äußere Geſtalt und innere Beſchaffenheit des Montblanc theilt uns ein genauer Beobachter dieſes Gebirgsrieſen Folgendes mit. Der Montblanc bildet eine erhabene, prächtige, Erſtaunen erregende Pyramide, wenn man ihn von Norden und Süden aus betrachtet. Die ſüdweſtliche und nordöſtliche Seite ſteigen allmälig über mehre Stufen zum Gipfel hinauf. Südwärts iſt er vom Gipfel 9600 Fuß faſt ſenkrecht abgeriſſen, ſodaß Schnee und Eis dort nicht liegen können; nord- und weſtwärts hingegen ſteigt er allmälig hinab und iſt faſt 11,000 Fuß hoch mit Eis und Schnee ewig unveränderlich überzogen. Sein Gipfel zeigt ſich wie eine gedrückte Halbkugel, welche aus Standpunkten in Nordoſten geſehen, die Geſtalt eines Kameelhöckers hat, weswegen man ihn auch la bosse de dromedaire nennt. Von dem Montblanc ſteigen 18 Gletſcher herab, von denen mehre fünf bis ſechs Stunden lang ſind und bis in die blühenden Thäler reichen. Der Kern des Montblanc beſteht, wie bei allem Urgebirge, aus Granit, doch finden ſich auch an verſchiedenen Stellen Kalkſtein, Quarz, Hornblende, Glimmerſchiefer, Feldſpath und ſogar Sandſtein. Eine andere merkwürdige Erſcheinung, die ſich auf dem Dôme du Gouté findet, iſt, daß der Schnee von Spalten in rechten Winkeln durchſchnitten wird, ſodaß die regelmäßigſten vierſeitigen Schneeblöcke gebildet werden, die ſich oft in großer Menge gleich ungeheuern Würfeln beiſammen finden.

Das beſte Mittel gegen den Mehlthau.

Der berühmte Botaniker, Profeſſor Lindley in London, erklärte in einer ſeiner öffentlichen Vorleſungen, daß, ſeiner Erfahrung nach, das einzige ſichere Mittel gegen das unter dem Namen Mehlthau bekannte und von Gärtnern und Ökonomen gefürchtete Übel darin beſtehe, daß man den Samen vor dem Ausſäen 12 Stunden lang in Kalkwaſſer einweicht und dann an der Luft trocknet. Wir verdanken die Entdeckung dieſes Mittels einem Deutſchen, dem durch ſeine Reiſen und ſeine Zeichnungen von Pflanzen bekannten Herrn Bauer.

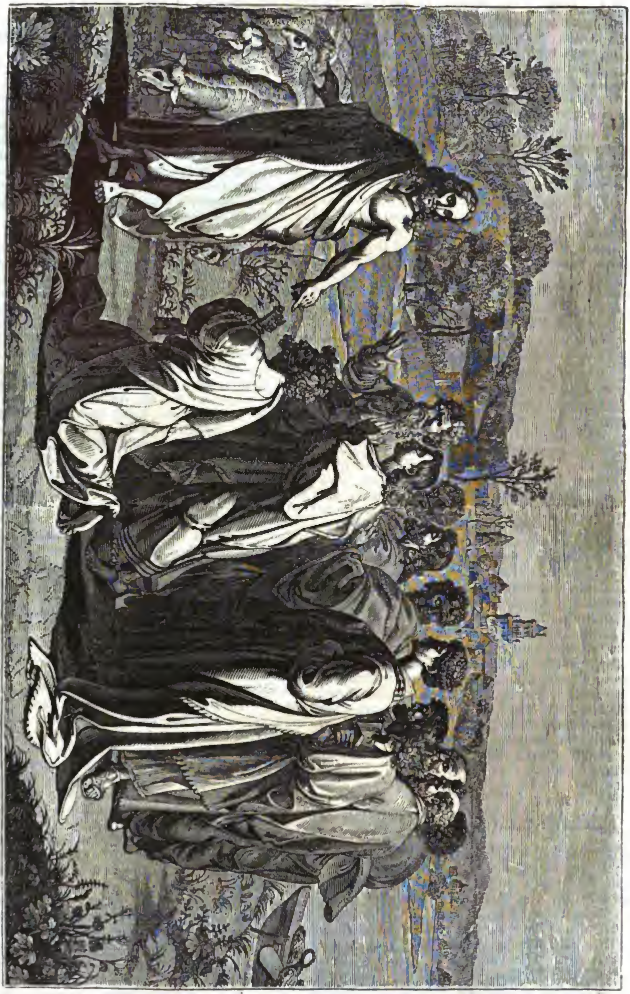
Rafael's Cartons.

1. Chriſtus, der dem Petrus die Schlüſſel des Himmelreichs übergibt.

Wir theilten in Nr. 43 des Pfennig-Magazins hiſtoriſche Nachrichten über die Entſtehung und die Schickſale der ſieben Cartons Rafael's mit, welche durch Kriegszüge und andere Ereigniſſe von einem Lande zum andern geſchleppt, bald eine Beute der Raubſucht, bald der Unwiſſenheit, bald der Geldgierde, und auf dieſe Weiſe vielfach beſchädigt wurden. In der nachſtehenden Abbildung erhält nun der Leſer einen derſelben, und wir werden Gelegenheit nehmen, auch die übrigen ſechs in gelungenen Abbildungen mitzutheilen.

Unſer Bild bezieht ſich auf die Bibelſtelle, wo Chriſtus den Petrus als das auserwählte Rüſtzeug in Verkündigung ſeiner Lehre bezeichnet. Da Chriſtus in dieſer Stelle überhaupt im Gleichniß ſpricht, und namentlich in den Worten: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüſſel geben“, ſo eignete ſie ſich vollkommen zu einer bildlichen Darſtellung, und ſo hat der Künſtler dieſe und die folgenden Worte, die der Heiland zu Petrus ſpricht: „Weide meine Schafe“, buchſtäblich aufgefaßt, indem er uns wirklich die Schlüſſel zeigt und die Lämmerheerde, die der Apoſtel künftig weiden ſoll. Mit der Miene der Hoheit eines göttlichen Lehrers ſteht der Heiland vor ſeinen um ihn verſammelten Jüngern, mit der Linken auf die Schlüſſel, die er ſo eben in die Hände des vor ihm knieenden Petrus gelegt, mit der Rechten auf die Lämmer deutend, welche in der Nähe ohne Hirten weiden. In der Haltung und Miene des Petrus liegt der Ausdruck der höchſten Demuth, zugleich der Freude über die Auszeichnung, die er von dem Meiſter erfährt, und des frohen Gottvertrauens, mit welchem er ſeinen hohen Beruf im Sinne des Herrn zu erfüllen denkt. Die andern Apoſtel ſtehen mit ernſter Aufmerkſamkeit hinter ihm und ſcheinen bereit und gefaßt, die letzten Befehle des ſcheidenden Meiſters zu empfangen. An der jugendlichen Miene und den vollen Locken erkennen wir ſogleich den Lieblingsjünger des Herrn, der mit dem Ausdruck liebender Ungeduld im Geſicht auf ihn zuſchreitet, als müſſe er eilen, um ihm noch ein Abſchiedswort vor ſeinem Scheiden zu ſagen, und eine tröſtende Lehre von ihm zu empfangen. Hinter ihm ſteht ein Apoſtel, an deſſen kaltem unbelebten Geſicht, worin man Zweifel und Unglauben lieſt, wir den Thomas erkennen, dem der Herr ſo oft darüber Vorwürfe machte, daß er erſt Alles mit leiblichem Auge ſehen und mit Händen greifen müſſe, bevor er Glauben gewänne. Der ihm zunächſt ſtehende Jünger ſcheint dies zu empfinden, und ihm ſeine theilnahmloſe Kälte zu verweiſen, indem er mit der Hand nach dem Heilande deutet und ihn mit finſterm fragenden Blick betrachtet, als wollte er ſagen: Biſt du auch jetzt noch nicht überzeugt? Die Köpfe der ſämmtlichen Apoſtel ſind höchſt ausdrucksvoll. Der herrliche Hintergrund des Bildes zeigt den Ölberg, der auf die Verklärung des Heilandes entfernt hindeutet; die Stadt Jeruſalem, und ein Kahn mit Fiſchergeräth auf dem die Landſchaft durchſtrömenden Fluſſe, erinnert ſinnig an den frühern Beruf des Petrus und an die Worte des Herrn: „Von nun an ſollſt du Menſchen fahen.“

Digitized by Google



Chriſtus übergibt dem Petrus die Schlüſſel des Himmelreichs

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

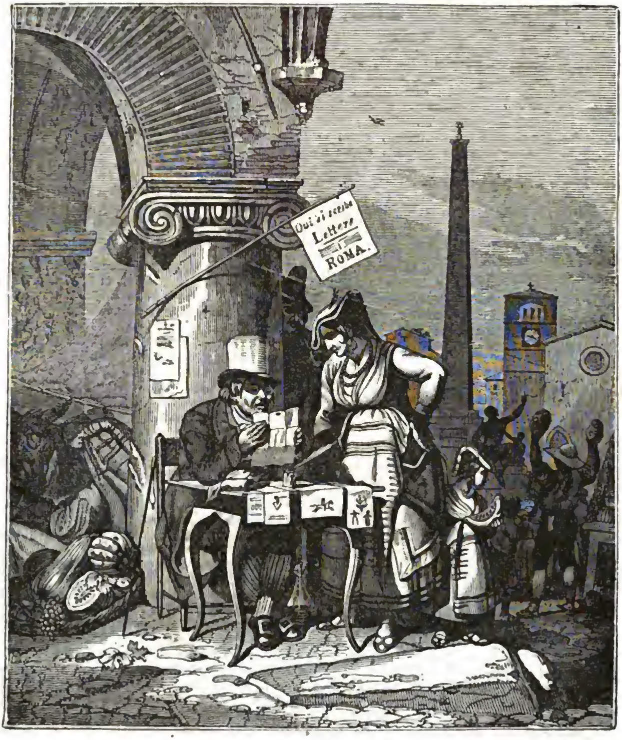
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

99.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Februar 21, 1835.

Der öffentliche Schreiber.



Unſere Abbildung führt den Beſchauer nach dem milden Himmel Italiens und zeigt in der Hauptperſon einen jener Schreiber, die auf den öffentlichen Plätzen von Rom, Neapel und andern großen Städten ihr tragbares Schreibepult für Jedermann aufſchlagen. Ein Tiſch mit einem Schubfache, ein Stuhl, ein oberhalb als Aushängeſchild befeſtigtes Fähnlein und einige ſinnbildliche Ankündigungen, wie z. B. das am Tiſche befeſtigte Bild eines flammenden Herzens, machen deſſen ganzes Geräthe aus. Es iſt leicht weiter geſchafft,

Digitized by Google

wenn es die Umſtände fodern; jeder behauptet jedoch gern ſeinen Lieblingsplatz. Die Kundleute ſind gewohnt, ihn dort zu finden, die benachbarten Verkäufer ſind im Laufe der Zeit ſeine guten Bekannten geworden und auch hier hat eine Obſthändlerin der Obhut des Schriftgelehrten und ſeines Stabes all ihre Waaren anvertraut, während ſie mit ihrem Manne und ihren Kindern, ſaftige Früchte in beiden Händen, auf dem Markte die Runde macht und Käufer ſucht. Der Schreiber hat ſeine Zeit indeſſen auch nicht verloren; die von freundlicher Hand am Morgen unter ſeinen Tiſch geſetzte Flaſche Wein iſt ſchon halb leer und, was mehr iſt, eine Bäuerin aus der Umgegend Roms nimmt ſeine Dienſte in Anſpruch. Sie hat einen Brief von entfernten Verwandten erhalten und horcht auf den entziffernden Mund des Schreibers, um ihm dann die Antwort aufzutragen. Es ergibt ſich daraus, daß dieſe Leute einen ziemlichen Grad von Vertrauen bei den untern Volksclaſſen genießen, die zwar Bildung genug beſitzen, um das Bedürfniß ſchriftlicher Mittheilung zu fühlen, es aber nicht ohne fremde Hülfe befriedigen können. Die Schreiber ſind daher ihre Vertrauten, wiſſen um ihre Familienangelegenheiten und Geſchäfte, müſſen ſich aber deshalb auch durch Verſchwiegenheit empfehlen, wenn ſie ihre Kunden nicht verlieren wollen. Ihr Verdienſt iſt jedoch gering und man ſieht es unſerm Helden an, daß ſeine Kleidung mit ihm alt geworden iſt; zum leidlichen Lebensunterhalt reicht indeſſen der kleinſte Erwerb hin. In Deutſchland möchten öffentliche Schreiber dieſer Art kaum ihr Auskommen finden. Der Landmann pflegt ſein Vertrauen dem Pfarrer oder Schulmeiſter zu ſchenken, wo er der Feder nicht mächtig genug iſt, und findet man auch in größern Städten Anſtalten, wo ſchriftliche Arbeiten auf Beſtellung gefertigt werden, ſo haben dieſe entweder meiſt in rechtlicher Hinſicht Wichtigkeit oder beſchränken ſich auf Abſchreiben.

Die Kupferſtechkunſt.

3. Ausbreitung derſelben.

(Fortſetzung aus Nr. 98.)

Nach dem, was im vorigen Abſchnitte geſagt worden, gebührt unſtreitig dem Goldſchmiede Finiguerra zu Florenz die Ehre, Erfinder der Kupferſtechkunſt zu ſein, und ebenſo gewiß iſt es, daß dieſe Erfindung um 1452 geſchah; allein es ſcheint, daß unſer Meiſter die Wichtigkeit der neuen Kunſt nicht eingeſehen, daher auch nicht ſich veranlaßt gefühlt habe, einen Schritt zu ihrer Vervollkommnung weiter zu thun. Es iſt beinahe gewiß, daß er dabei ſtehen geblieben und völlig damit zufrieden geweſen ſei, von ſeinen Niellen einige Schwefelabgüſſe, und von dieſen ſich Abdrücke auf Papier verſchafft zu haben. Und obgleich er ſeine Entdeckung andern Goldſchmieden und Malern mitgetheilt hat, ſo blieb dieſelbe doch lange noch in derſelben Unvollkommenheit, und keiner unter Italiens Künſtlern trug Verlangen, den dargebotenen Faden weiter zu ſpinnen.

Da erſchien der ſeinem Namen nach unbekannte vortreffliche Meiſter unter den Deutſchen, welcher ſich mit den Buchſtaben E. S. bezeichnet hat und den man den „Meiſter E. S.“ oder den „Kupferſtecher mit der Jahrzahl 1465“ nennt. Sinnvoll und bedeutſam nahm er Dasjenige auf, was der Italiener nur mit Lauheit behandelte; denn mit vollem Grunde glaubt man, dieſer Deutſche habe die neue Kunſt zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, daß er den Umweg mit dem Modell von Thon und dem darin gemachten Schwefelabguß vermied, daß er zuerſt kupferne Platten und dieſe noch dazu von bedeutender Größe an die Stelle der kleinen von edelm Metall ſetzte, daß er ſaftvolle und wohlzubereitete Schwärze nahm, endlich daß er zu dem Abziehen ſeiner Abdrücke ſtatt der hölzernen, blos mit den Händen in Bewegung geſetzten Preſſe ſich einer Walze bediente.

Durch dieſen Meiſter nun angeregt, begannen ſehr bald Mehre ſeiner Landsleute, Goldſchmiede vornehmlich, die Kupferſtecherei — jetzt ſo zu nennen im eigentlichen Sinne, da ſie in Kupfer gravirte — zu betreiben und deren Producte zu verbreiten. Raſch geſellte ſich dieſen eine bedeutende Anzahl jener Maler bei, welche die Gebetbücher mit bunten Buchſtaben und Heiligenbildern ausſchmückten, und führte ſo mit überraſchender Schnelligkeit die junge Kunſt vorwärts. Man darf annehmen, daß es, von jenem Meiſter an gerechnet, in den nächſtfolgenden 40 Jahren in Deutſchland über 200 Kupferſtecher gegeben hat. Alle ihre Stücke, auf Kupfer geſtochen, ſind von zartem Stich und mit einer kraftvollen Farbe gedruckt.

Die Anregung, welche der Meiſter E. S. den Goldſchmieden und Malern Deutſchlands gegeben, verbreitete ſich bald bis jenſeit der Alpen, obſchon er dort nicht ganz die nämliche Wirkung wie in Deutſchland hervorbrachte. Zwar finden ſich dort allmälig viele Meiſter (es dürften ihrer 90 geweſen ſein, deren Mehrzahl jedoch nur dem letzten Jahrzehende des 15. Jahrhunderts angehört), welche die neue, in ihrer Technik jetzt ſchon mehr vervollkommnete Kunſt betrieben und auch ihrerſeits auszubilden ſtrebten; immer aber kommen jene italieniſchen Meiſter, in Beziehung auf den Stich, ſelbſt in ihren beſten Arbeiten, den deutſchen Künſtlern nicht gleich, ſondern erſcheinen ſteif, tonlos und unrein. Überdies ſind die Blätter der Italiener immer noch größtentheils auf Zinnplatten geſtochen, mit einer ſchwachen graulichen Farbe gedruckt und wahrſcheinlich faſt durchgehends blos mittels der Hand oder durch eine hölzerne Walze abgedruckt: und ſo iſt alſo dem Deutſchen unbeſtreitbar wenigſtens die Erfindung des eigentlichen Kupferſtichdrucks zuzuerkennen.

Auch von den Niederländern wurde die neue Kunſt ſogleich mit Regſamkeit ergriffen und in deutſcher Weiſe gefördert, bis ſie in Lukas van Leyden (geb. 1494, geſt. 1533) den würdevollſten Stützpunkt erhielt.

Ebenſo wie es ſchon früher in Frankreich Goldſchmiede, Silberſtecher und Niellirer gab, ſo haben dieſe wie die Italiener, auch wol Abgüſſe und ſelbſt vielleicht Abdrücke davon auf Papier gemacht; jedoch iſt von ihren Niellirungen nur wenig mit Zuverläſſigkeit bekannt. Die erſten ſichern Spuren des franzöſiſchen Kupferſtichs ſchreiben ſich von 1488 her. In dieſem Jahre nämlich erſchien zu Lyon ein Buch *), Kupferſtiche, ſowie Land- und Seekarten enthaltend, worin die Karten mit zu den älteſten, die man durch Kupferſtich beſitzt, gehören; ihr Verfertiger aber iſt nicht bekannt. Das Buch iſt von Nicolaus le Huen, „Religieux du mont Carmel“ (Carmelitermönch), gedruckt ward es von Jacques Heremberck. Als der älteſte franzöſiſche Kupferſtecher aber iſt ein gewiſſer Noel oder Natalis Garnier bekannt, muthmaßlich ein Goldſchmied zu Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrh. Es ſtellte dieſer Künſtler auf 48 Blättern die Handwerke und Künſte zum Theil in Allegorien dar, ſtach ein mit Figuren geſchmücktes Alphabet und noch einiges Andere. Alles aber trägt den Stempel der größten Unvollkom-

*) Unter dem Titel: „Des saints perégrinations de Jherusalem et ses environs et des lieux prochains“.

Digitized by Google

menheit und zeigt, wie weit die Franzoſen in der Kupferſtechkunſt zu jener Zeit noch gegen die Deutſchen zurück geweſen.

Wenden wir endlich noch den Blick auf England, ſo ſehen wir, daß hier im Allgemeinen erſt ſehr ſpät die zeichnenden Künſte, und namentlich die Kupferſtechkunſt, gepflegt und ausgeübt wird. Aus dem J. 1490 behaupten Einige einen engliſchen Kupferſtich zu kennen; dieſer wäre demnach der älteſte dieſes Landes. Doch war es erſt Wenzel Hollar's Ankunft in England, welche recht eigentlich den Geſchmack der Engländer für die Kupferſtechkunſt weckte, und dieſer achtbare Künſtler verdiente dieſen Einfluß. Dies geſchah jedoch nicht früher als im 17. Jahrhunderte.

Und ſo ſahen wir, wie die Kupferſtechkunſt, gleich einem Baume kräftiger Art, zu allen Nationen hin ihre Äſte verzweigte. Über die Verbreitung der Kupferſtechkunſt bei den übrigen europäiſchen Nationen ſagen wir nichts, da dieſe meiſt nur durch fremde Künſtler dort eingeführt und ausgeübt ward.

(Fortſetzung in Nr. 100.)

Heldenmüthiger Kampf zwiſchen 13 Italienern und 13 Franzoſen.

Die Leſer kennen aus der römiſchen Geſchichte den berühmten Kampf der Horatier und Curiatier, welche in dem Kriege der Römer mit den Albanern von beiden Heeren, zur Entſcheidung des Streites durch Zweikampf, gewählt wurden. Die alten Schriftſteller erzählen, daß die Mütter dieſer ſechs Kämpfer Schweſtern geweſen, deren jede an einem Tage drei Söhne geboren habe. Der Ausgang des Kampfes entſchied für die Römer; die Horatier ſiegten und verſchafften ihrem Vaterlande die Oberherrſchaft über Alba. Die italieniſche Geſchichte liefert ein ähnliches Beiſpiel heldenmüthigen Einzelkampfes, das wir unſern Leſern mittheilen wollen. Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts Ludwig XII., König von Frankreich, und Ferdinand III., mit dem Beinamen „der Katholiſche", König von Spanien, ſich des Königreichs Neapel bemächtigt und zu gleichen Theilen darein getheilt hatten, ſandte jeder dieſer Fürſten eine Beſatzung in das eroberte Land, um ſeine Anſprüche zu ſchützen und zu vertheidigen. Das ſpaniſche Heer ſtand unter dem Befehl des berühmten Gonſalvo de Cordova, das franzöſiſche unter dem Herzog von Nemours. Dieſe Maßregel führte zu mancherlei Grenzſtreitigkeiten, in deren Folge es bald zu hartnäckigen Gefechten kam. Während eines der Waffenſtillſtände, welche dieſen gegenſeitigen Feindſeligkeiten zu folgen pflegten, gab einer der ſpaniſchen Generale zu Barletta ein glänzendes Feſt, bei welchem auch mehre franzöſiſche Offiziere zugegen waren. Bei der Tafel kam das Geſpräch auf die Truppen und ein ſpaniſcher Oberſt pries laut die Tapferkeit einer Compagnie Italiener, die unter ſeinem Befehle ſtand, wogegen die Franzoſen heftig ſtritten, indem ſie die italieniſchen Soldaten für lauter Memmen erklärten. Um dieſen immer heftiger werdenden Streit zu ſchlichten, ward ein Wettkampf verabredet. Es ſollten 13 Mann von der erwähnten Compagnie gegen 13 Franzoſen geſtellt werden. Jedem Sieger wurden Pferd und Waffen ſeines Gegners und 100 Scudi in Geld zugeſichert; zum Kampfplatz wählte man ein Feld zwiſchen den Ortſchaften Andria und Quarata im Mittelpunkt beider Heere und jede Partei ſtellte vier Kampfrichter. Am folgenden Morgen, den 13. Februar 1503, waren die Kämpfer auf dem Wahlplatze, nachdem ſie vorher die Meſſe gehört und das Abendmahl empfangen hatten. Jeder Kämpfer mußte auf das Evangelium ſchwören, daß er den Platz nur als Sieger lebend verlaſſen, und ſeinen Kampfgenoſſen, ſobald ihnen Gefahr drohe, zu Hülfe eilen wolle. Nachdem dieſe feierlichen Vorbereitungen vorüber waren, ſtellten ſich die Streiter in Schlachtlinie; Trompeten gaben das Zeichen zum Angriff und die Kämpfer legten in Galopp ihre Lanzen ein. In dem engen Raume zerſplitterten dieſe ohne Erfolg, allein ſchon geriethen die Franzoſen in Unordnung, während die Italiener feſt zuſammenhielten. Man griff nun zu den Stoßdegen und Streitäxten und handhabte ſie von beiden Seiten mit Muth und Geſchicklichkeit. Nachdem man eine halbe Stunde lang von beiden Seiten mit ſteigendem Ingrimm auf dieſe Weiſe gefochten hatte, fiel zuerſt ein Franzoſe mit tödlichen Wunden bedeckt, und zwei andere, von ihren Gegnern heftig in die Enge getrieben, gaben ſich gefangen. Ein neuer Angriff erfolgte jetzt von Seiten der Italiener, welche in dem Bewußtſein, ihren Gegnern an Zahl nun überlegen zu ſein, um ſo wüthender fochten. So tapfer die Franzoſen, aufgemuntert durch den Zuruf der Kampfzeugen, widerſtanden, mußten ſie doch die überlegene Zahl der Feinde ſchmerzlich empfinden. Die Wuth ſtieg jetzt aufs Höchſte; die Franzoſen wollten ihre Kriegerehre retten, um ſo mehr, da ſchon zwei aus ihrer Mitte feig vom Kampfplatze geflohen waren. Ein Italiener wurde von ſeinem ſcheu gewordenen Pferde auf gräßliche Weiſe aus den Schranken geſchleift. Man focht jetzt ſowol zu Fuß als zu Pferde, da mehre der letztern ſchon unter ihren Reitern getödtet waren. Einer der italieniſchen Soldaten, Hector Feramosca, zeichnete ſich vorzüglich durch Tapferkeit und Körperſtärke aus, mehre Franzoſen fielen unter ſeinen gewaltigen Streichen, ſodaß zuletzt deren nur noch drei kampffähig waren. Trotz ihrer zur höchſten Wuth entbrannten Gegenwehr, mußte ſich bald einer gefangen geben, der zweite ward in die Flucht getrieben, und nur der letzte, zu Fuß wie ein Löwe fechtend, hielt ſich noch einige Zeit, indem er trotz den empfangenen Wunden mit Schnelligkeit die Stelle wechſelte, bis zuletzt auch er tödlich verwundet fiel.

So war alſo das Schickſal des Tags zu Gunſten der Italiener entſchieden. Die Sieger, von denen mehre geblieben und alle verwundet waren, empfingen ihren Kampflohn. Von dem Feldherrn wurde ein ſtattlicher Zug geordnet, der unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Donner des Geſchützes und dem Jauchzen des Volkes in die Stadt Barletta einzog, wo die Kämpfer an der Hauptkirche von der Geiſtlichkeit empfangen und feierlich eingeſegnet wurden. Ein glänzendes Feſt, von den ſpaniſchen Offizieren gegeben, krönte das Ganze.

Nach dieſem Einzelſiege, den die ſpaniſch-italieniſche Armee über die Franzoſen erfochten, war die auflodernde Flamme des Kriegs nicht mehr zurückzuhalten. Schon am 28. April wurde das Schickſal des getheilt geweſenen Königreichs auf dem Schlachtfelde von Carignola entſchieden, und am 14. Mai übergaben die Franzoſen die Hauptſtadt an die Spanier.

Die Inſel Capri.

An der Südſpitze des Golfs von Neapel erhebt ſich die kleine reizende Felſeninſel Capri, die, von Neapel aus

Digitized by Google

geſehen, durch ihre Geſtalt uns unwillkürlich an irgend ein fern daher ſchwimmendes Meerungeheuer erinnert. Ihre Entfernung von dem gegenüberliegenden Vorgebirge Campanella, von dem die hochwogende Bocca di Capri ſie trennt, ſcheint gering, da die klare Luft in dieſen Gegenden Alles dem Auge näher bringt, indeß braucht man doch gewöhnlich einige Stunden zur Überfahrt, und dieſe iſt ſelten ganz gefahrlos, da die eingeengten Wogen bei dem leiſeſten Lufthauche hier in eine wilde und plötzliche Bewegung gerathen, die den Beſucher oft Tage lang auf Capri feſtbannt. Glücklicherweiſe iſt aber ſein Gefängniß einer der reizendſten Punkte der Erde, auf deſſen kleinem Raum Naturſchönheiten, Ruinen und geſchichtliche Erinnerungen im reichſten Maß abwechſeln. Die Maſſe der Inſel beſteht aus zwei durch eine flache Aushöhlung verbundenen Kalk-

Die Inſel Capri.

felſen von tiefgrauer Farbe, links und rechts ſteil abfallend und nur in der Mitte einen Landungsplatz darbietend. Weiße Dörfer und zwei kleine Städte hangen maleriſch an dieſen Felsmaſſen. Die ganze Inſel mißt kaum zwei deutſche Meilen im Umfang, alle Buchten mit gerechnet, und doch, wie reich an mannichfaltiger Schönheit, an hiſtoriſchen Erinnerungen iſt dies kleine Eiland! Der alte Name Capreä, von den wilden Ziegen entlehnt, deren es ehemals viele hier gegeben haben ſoll, hat ſich in Capri erhalten. Wie abgeſchieden von der Welt, leben ihre 4000 Bewohner faſt mehr in der Erinnerung der Vorzeit, als in der Gegenwart, und es iſt ſpaßhaft, ſie von Auguſtus, dem Kaiſer von „Capri" und „König von Rom", von Julia, ſeiner Nichte, und von Tiberius, Sueton u. ſ. w. wie von ihren nächſten Voreltern ſprechen zu hören.

Die erſten Bewohner der Inſel ſcheinen griechiſche Anſiedler geweſen zu ſein. Die Bürger von Neapolis unterwarfen ſich die Inſel, von dieſen kaufte ſie Auguſtus und erbaute ſich hier einen prächtigen Landſitz. Merkwürdiger iſt Capri noch als der Zufluchtsort des Tiberius, ſeines Nachfolgers. Und in der That gibt es für die Furcht vor Verrath keinen befriedigendern Wohnſitz als dieſe Inſel mit ihrem einzigen Landungsplatz und ihren unzugänglichen Felſen, auf welchen der Fürſt nicht weniger als 12 feſte Schlöſſer, deren Ruinen noch vorhanden, im Umkreiſe von einer Meile beſaß, unter denen ſein Aufenthalt wechſelte. Mit ihm bringen noch heute die Bewohner jeden ausgezeichneten Punkt ihrer Inſel in Verbindung und das ſteile Felſenriff, Campanella gegenüber, von dem er ſeine Feinde herabgeſtürzt haben ſoll, heißt noch jetzt „der Sprung des Tiberius"; ja der kleine Fiſcherknabe, der unſern Führer unter den Ruinen macht, verſichert uns ganz ernſthaft auf die Frage, wie lange Tiberius wol todt ſei: das wiſſe er nicht; aber ſein Großvater habe ihn oft geſehen und recht gut gekannt. Nach ſeinem Tode aber hätten die Meerfeen die Paläſte des Grauſamen zerſtört. Der Beſuch Capris bei einem ſanften Landwinde gehört zu den reizendſten Ausflügen, die man von Neapel aus machen kann. Wir landen an dem Sbarco di Capri, auch Marina genannt, und rauhe Stufen führen uns zur Hauptſtadt Capri hinauf. In wenigen Feſtungswerken widerſtanden die Engländer hier Jahre lang der franzöſiſchen Macht, bis Sir Hudſon Lowe die Inſel übergab. Capri, die Hauptſtadt der Inſel, beſteht aus 2—300 ziemlich hübſchen Häuſern und ſechs Kapellen. Fiſcher, Schiffer und Handelsleute bilden die Bevölkerung der Stadt; die Weingärtner und Olivenpflanzer wohnen in dem höher liegenden Anacapri. Eine wunderliche Zickzacktreppe von 538 Stufen, in eine ſteile Felswand eingehauen, verbindet ſie mit dem übrigen Theile der Inſel. Über Anacapri und noch höher ragen die maleriſchen Ruinen eines Schloſſes aus dem Mittelalter hervor. Gruppen von einigen Winzerwohnungen hängen hier und da, beſonders auf der öſtlichen Seite, an den

Digitized by Google

Felsklippen und bilden die Dörfer der Inſel. Wo nur ein Baum zu wurzeln vermag, da haben die fleißigen und fröhlichen Bewohner einen ſolchen gepflanzt. Die Erde dazu haben ſie zum Theil vom Feſtlande herübergeholt und mit unendlicher Mühe Terraſſen aufgeſchichtet. Aber eben deshalb lieben ſie dieſen mühſam erworbenen Boden nun auch doppelt und nichts geht ihnen über ihre Inſel. Hier wächſt köſtlicher weißer und rother Wein, der einzige, der frei von dem ſchwefelichten Beigeſchmack der neapolitaniſchen Weine iſt; weniges, aber ſehr ſchönes Öl gedeiht hier, und von hier kommen die ſchmackhaften Wachteln, die im Frühjahre und im Herbſte zu 100,000 hier auf ihrem Zuge nach und von Afrika einfallen, in großen Netzen gefangen werden und eine der ergiebigſten Erwerbsquellen der Bewohner bilden. Der Biſchofsſitz von Capri, jetzt zu Sorrento, empfing aus dieſem Handelsartikel ehemals ſeine reichen Einkünfte. Das Volk, kunſtlos und frei, natürlich und gutmüthig, hinterläßt bei jedem Beſucher eine freundliche Erinnerung. Wenige ſind reich, Alle aber zufrieden und glücklich in der Liebe zu ihrer Heimat.

Die blaue Grotte.

Eine niedere Öffnung an der Weſtſeite von Capri, eine Viertelmeile von dem gewöhnlichen Landungsplatz entfernt, führt, wenn man flach in einem beſonders dazu eingerichteten Kahne liegend ſie durchſchifft, zu der blauen Grotte, la grotta azurra oder la caverna blù genannt, wie ſie unſere Abbildung darſtellt. Bei günſtigem Winde und ruhiger See ſchifft man ohne Gefahr hinein; aber entſetzlich muß es ſein, von dem zauberiſchen Anblick in ihrem Innern gefeſſelt, ſo lange darin zu verweilen, bis ein ſchnell entſtandener Sturm den Ausgang ſperrt; der Tod in den Wogen wäre die gewiſſe Strafe ſolcher Verwegenheit. Die niedrige Einfahrt läßt uns völlige Dunkelheit im Innern der Grotte erwarten; aber das wunderbarſte Licht blendet unſer überraſchtes Auge. Man müßte zu erblinden fürchten, wäre es nicht blau. Am beſten vergleicht man es mit einer Spiritusflamme. Der Waſſergrund gibt den Wiederſchein dieſes zauberiſchen Lichts, das von ihm auf die Gewölbe und die mit Stalaktiten (Tropfſtein) bedeckten Wände der Grotte zurückſtrahlt. Erſt wenn das Auge ſich mit dieſem ſeltſamen Lichte vertraut gemacht hat, unterſcheidet es die Gegenſtände in dieſer prachtvollen, von Fels und Meer verborgenen Wohnung: ihre glänzende Stalaktitenbekleidung, die hohe azurblaue Wölbung, die zerbrochenen Stufen, welche dieſe heimliche Badezelle, wol die prachtvollſte, die es gibt, vielleicht mit einer der Villen des Tiberius in Verbindung ſetzten. Dieſer jetzt verſchütteten Stufen ungeachtet iſt die Grotte ſelbſt jedoch gewiß ein Werk der Natur, nicht aber, wie man gemeint hat, ein Werk von Menſchenhand. Das Verdienſt, die blaue Grotte entdeckt zu haben, gebührt zwei Deutſchen, dem Maler Fries aus Heidelberg und Herrn Kopiſch aus Breslau, die im J. 1826 zuerſt es wagten, in die nur bei ruhigem Meere ſichtbare Öffnung hineinzuſchwimmen, und ſeit dieſer Zeit beſucht kein Reiſender Neapels paradieſiſche Gegenden, der ſich nicht dem wunderbaren Zauber dieſer Grotte hingäbe.

Die blaue Grotte auf Capri

Alterthümer von Capri.

Die ſteile Klippe am öſtlichen Ende von Capri, die ſich 700 Fuß hoch über die Flut erhebt und den berüchtigten Saltus caprearum bildet, führt zu den beträchtlichen Reſten eines Jupitertempels oder beſſer einer Villa empor, die den Namen Villa Jovis trug und eine der Wohnungen war, die Tiberius hier erbauen ließ. Halbverſchüttete Kammern und Gemächer zeigte uns der Führer als Marterkammern; ſie waren aber wol nur

Digitized by Google

kühle Erdgeſchoſſe der Villa. Einige Säulen, eine griechiſche Statue, eine Nymphe darſtellend, Kameen und Gemmen und ein ſchöner Moſaikfußboden wurden hier gefunden. Vier prächtige Säulen wurden von hier in die Königskapelle zu Caſerta gebracht; eine prachtvolle Moſaik kam nach Portici und andere Reſte der Villen des Tiber's ſchmücken jetzt Muſeen, Kirchen und Paläſte mancher Großen in Neapel. Die korinthiſchen Säulen in dieſen Ruinen gelten beſonders für Muſter dieſes Styls. Die unſerer Abbildung entgegengeſetzte Seite nach dem Ocean zu, iſt ein ſteiles, unbewohnbares, baumloſes Klippengewirr, das ſiegreich ſelbſt dem ausdauernden Fleiß der Caprianer Trotz bietet.

Das Schachſpielerdorf Ströbeck.

Das Schachſpiel iſt jetzt weit mehr bekannt, als noch vor 25 Jahren, und ſo wird es manchem Leſer und auch wol Schachſpielern willkommen ſein, etwas von einem Dorfe zu erfahren, wo vom Schulzen bis zum Nachtwächter alle Bauern Schachſpieler ſind. Es ſind jedoch von dieſem Dorfe viele Fabeln verbreitet. Bald ſollen die Leute geſchicktere Spieler ſein als Philidor, bald jährlich einen Abgeordneten nach Berlin ſchicken müſſen, der dort Schach ſpielt, weil das Dorf ſo lange keine Abgaben bezahlt, als es keine Partie verliert, aber eben darum alle Jahre eine ſpielen laſſen muß; bald ſoll ein königlicher Beamter deshalb aus Berlin ins Dorf kommen; bald thut kein Bauer, wenn er mit einem Fremden zieht, einen Zug, ohne daß zwei andere Bauern, rechts und links ſitzend, denſelben gut geheißen, oder mit den Worten: „Nachbar mit Rath", zurechtgewieſen haben; und was ſolcher Sagen mehr ſind. Im halberſtädtiſchen Kreiſe liegt allerdings ein Dorf Ströbeck, und das Schachſpiel iſt unter den Einwohnern von uralten Zeiten her gewöhnlich. Das Wirthshaus ſelbſt führt ein Schachbret als Zeichen. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die Bauern ſonſt einige darauf gegründete Freiheiten hatten, aber alles Übrige iſt ohne Grund. Das Dorf gehört zum Domcapitel in Halberſtadt, und ein Domcapitular, ſo erzählt man, ward in alter Zeit dahin verwieſen. Er lehrte die Einwohner Schach ſpielen, um nicht ganz vor Langweile vergehen zu müſſen; ſpäterhin ward er Biſchof und zeigte ſich nun für den guten Willen erkenntlich, den ſie früher ihm bewieſen hatten. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt von Brandenburg, beſuchte das Dorf, um mit den Bauern Schach zu ſpielen, und ſchenkte ihnen ein koſtbares Schachbret zum Andenken, nebſt einem Spiele von Silber, und eines von Elfenbein. Das Bret mit der Inſchrift: „Daß der Kurfürſt Friedrich Wilhelm der Große es den 13. Mai 1651 dem Flecken u. ſ. w. verehrt habe", nebſt dem letztern Spiele iſt noch vorhanden. Sind aber die Bewohner des Dorfs ſo außerordentliche Spieler? Keineswegs. Ein Reiſender, der zu ihnen kommt, wird freilich ſelten oder nur zufällig ein Spiel ihnen abgewinnen, aber nicht wegen ihrer Meiſterſchaft, ſondern weil ſie 1) ganz anders ausziehen, drei Bauern und die Königin zu gleicher Zeit; 2) den Bauer, jene beim Ausziehen abgerechnet, allemal nur einen Schritt von Haus aus thun laſſen; 3) nie rochiren; 4) eine neue Königin erſt dann gelten laſſen, wenn der in die feindliche Offiziereihe gekommene Stein drei Freudenſprünge gethan hat. Er muß drei Felder wieder zurück und noch einmal den gefährlichen Weg wandern, bevor er als Königin gilt. Nun frage ſich der beſte Spieler, ob er einem ganz mittelmäßigen Spieler, dem aber dieſe Eigenheiten zur andern Natur geworden ſind, eine Partie ohne die allergrößte Aufmerkſamkeit abgewinnen kann. Daß ſie übrigens dennoch beſiegbar ſind, geht aus folgendem Zeugniſſe hervor, welches Hirſch Silberſchmidt in ſeinen „Neuentdeckten Geheimniſſen des Schachſpiels" (Braunſchw. 1826) mittheilt: „Daß Herr N. N. am heutigen Dato ſich hier producirt, die vornehmſten hieſigen Schachſpieler zum Spiel aufgefodert, und leider zu bekennen, den Sieg davon getragen hat, wird hiermit der Wahrheit gemäß atteſtirt. Ströbeck, den 12. Juni 1825." Unterſchrift: (Ortsſiegel). Nämlich ein Adler und Schachbret im freiem Felde, das letztere umgeben mit König und Königin, und der Umſchrift: Die Gemeinde Ströbeck.

Erhaltung thieriſcher Körper im Torf.

Unter den mannichfachen eigenthümlichen Erſcheinungen, welche der Torf darbietet, iſt ſeine Eigenſchaft, Leichname im unverweſten Zuſtande zu erhalten, eine der merkwürdigſten, und um ſo auffallender, da der Torf ſelbſt ein Product der Verweſung iſt. Folgende bis dahin, wie es ſcheint, wenig bekannte Thatſachen dürften zur Naturlehre der Erde wichtige Zuſätze liefern. Im Juni 1747 entdeckte man beim Torfſtechen auf der Inſel Axholm, zur Grafſchaft Lincoln gehörig, unter einer 6 Fuß dicken Torfſchicht den Leichnam einer Frau. Sowol der Körper als die Kleider waren wohlerhalten. Ihre alterthümlichen Sandalen ließen auf das Zeitalter ſchließen, in welchem ſie lebte, und hiernach mußte ſie mehre Jahrhunderte lang in dieſer feuchten Grabſtätte zugebracht haben. In einem Torfmoor auf dem Gute des Grafen Moira in Irland ward ein männlicher Leichnam in einer Tiefe von 12 Fuß im Kieſe liegend, und mit 11 Fuß Torfmoor bedeckt gefunden. Er war ohne alle Spuren von Verweſung, und das härene Kleid, womit er angethan war, ließ auf ein bedeutendes Alter des Leichnams ſchließen. Daß man indeß die erwähnte Eigenſchaft des Torfes ſchon vor 160 Jahren kannte, zeigt uns ein in den Schriften der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London erzählter Verſuch. Die Leichname zweier Perſonen wurden 1674 ungefähr eine Elle tief in naſſem Torf begraben und nach 28 Jahren und 9 Monaten unterſucht. Die Farbe ihrer Haut glich ganz der natürlichen eines lebenden Menſchen und ihr Fleiſch war noch ebenſo weich wie bei neuverſtorbenen Perſonen. — Es bleibt uns nur noch die wahrſcheinliche Urſache dieſer merkwürdigen Erhaltung thieriſcher Körper im Torfe zu erörtern übrig. Der Torf entſteht durch eine ganz beſondere Zerſetzung mehrer Pflanzengattungen im ſtillſtehenden Waſſer. Auf dem Feſtlande findet ſich nicht ſelten Torf aus Meerpflanzen, und dieſer iſt dann ohne Zweifel der älteſte und reicht in die Vorwelt hinauf. Die Bildung des Torfmoors beginnt mit der Zerſetzung desjenigen Theils der Pflanzen, welcher oberhalb des Waſſers der Einwirkung der Luft ausgeſetzt iſt, und die Pflanze wird vom Sauerſtoffe der Luft bis auf einen kleinen aus Erde und Kohlenſtoff beſtehenden Antheil verflüchtigt. Dieſer Reſt iſt der ſogenannte Humus von ſchwarzer Farbe; die unter Waſſer befindlichen Pflanzen oder Pflanzentheile zerſetzen ſich jedoch ungleich langſamer und vom Sauerſtoff der Luft ganz getrennt, gerathen ſie in eine Gährung von ganz eigenthümlicher Art. Die Producte dieſer Zerſetzung ſind der Gerbeſtoff, der ſich dem Waſſer beimiſcht und eine ölige Subſtanz, welche nach der verſchiedenen Beſchaffenheit ihrer Grundſtoffe bald als Erdöl, bald als Naphtha, bald als Aſphalt, gleichfalls eine ölige Subſtanz, vorkommt. Merkwürdig iſt jene Torfart, welche

Digitized by Google

bei Soiſſons gefunden wird, und von dem obigen und andern brennbaren Stoffen in dem Grade durchdrungen iſt, daß ſie, befeuchtet, ſich an freier Luft entzündet. Dieſe Eigenſchaft rührt zunächſt von einem Antheil fein zertheilten Schwefelkieſes her, womit der Torf vermengt iſt. Nun iſt es bekannt, daß die Ägypter ihre Leichname mit dem obenerwähnten Aſphalt einbalſamirten, und ſo können wir den Schluß ziehen, daß die natürliche Einhüllung jener Leichname im Aſphalt des Torfes ebenſo die Urſache ihrer Erhaltung war, als die künſtliche Anwendung deſſelben Stoffes bei den Verſtorbenen im alten Ägypten.

Hogarth's Werke.

2. Das Hahnengefecht.

Die Hahnengefechte, eine Lieblingsbeluſtigung des engliſchen Volks, jedoch mehr der niedrigſten Claſſe, waren ſchon den Völkern des Alterthums bekannt, und namentlich in Athen ſehr beliebt. Man ſagt, daß ſie ſchon zu Solon's Zeiten zu den öffentlichen Schauſpielen gehörten, und gewiß iſt, daß zu Athen auf Veranlaſſung des Themiſtokles häufig Hahnenkämpfe gehalten wurden. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Griechen dieſes rohe Vergnügen durch die Perſer kennen lernten; denn bei dieſen, ſowie in Oſtindien, kommen die Hahnenkämpfe ſchon in den früheſten Zeiten vor, und ihre Streithähne waren im Alterthume vorzüglich berühmt durch Muth und Stärke. In England, wo das Volk für dies Schauſpiel faſt ebenſo leidenſchaftlich eingenommen war, als der Spanier für ſeine Stiergefechte, wurden ſchon im 12. Jahrhundert Hahnenkämpfe gehalten, und im 16. Jahrh. gab es bereits mehre ausführliche Werke, welche Vorſchriften zur Fütterung, Pflege und Abrichtung der Kampfhähne enthielten.

Bei einer ſo großen Vorliebe für den Hahnenkampf richtete man natürlich ein vorzügliches Augenmerk auf die Erziehung und Fütterung der Hähne; denn je ſchöner, ſtärker und muthiger dieſe ſind, deſto größeres Vergnügen gewährte ihr Streiten. Zuerſt kommt Alles auf die Wahl einer tüchtigen Henne an; dieſe muß von einer guten derben Brut, groß und beſonders nach hinten zu ſtark gebaut ſein. Ihre Farbe ſoll entweder ſchwarz, braun oder gefleckt ſein; doch ziehen Einige die gelben vor. Wenn die Bruthenne eine Erhöhung auf dem Kopfe und Spornen an den Beinen hat, ſo iſt dies ein willkommenes Zeichen von Tapferkeit. Sie darf überhaupt nicht zahm und geduldig ſein und von andern Hennen kein Unrecht leiden. Die beſte Zeit zum Brüten iſt vom Ende Februar bis zu Ende März. Während die Henne ſitzt, darf ſie nicht geſtört werden, muß das beſte Futter nahe bei ſich haben und täglich friſches Waſſer bekommen. Die Hühnchen läßt man ſo lange beiſammen, bis ſie anfangen einander zu jagen und zu beißen, alsdann ſperrt man die Hähne, die man zu Kampfhähnen erziehen will, jeden in ein beſonderes Behältniß mit einem freien Platz, der aber gedielt ſein muß, damit er ſich den Schnabel nicht verderbe. Man wählt die Kampfhähne nach folgender Vorſchrift aus. Weder die ſehr großen noch die ſehr kleinen ſind zu gebrauchen; ihr Kopf muß klein, das Auge groß und feurig, der Schnabel ſtark und an der Wurzel etwas gebogen, vorzüglich muß aber das Bein ſtark ſein und an Farbe der Hauptfarbe der Federn gleichen. Die Spornen müſſen rauh, lang, etwas Weniges gekrümmt und nach innen gekehrt ſtehen. Ein ſcharlachrother Kragen um den Hals deutet auf Fülle von Kraft und Muth. Iſt der Hahn nach dieſen Vorſchriften ausgewählt, ſo werden ihm der Kamm, dann die Mähnen vom Kopf bis an die Schultern hart an der Haut abgeſtumpft, ſo auch die Schwanzfedern und alle Federn des Hinterleibes, der alsdann ſehr roth erſcheinen muß. Auch die Flügel werden rund abgeſtumpft, doch ſo, daß man jede einzelne Feder ſchräg und ſpitzig zuſchneidet, um ſo den Augen des Gegners gefährlich zu werden. Dies wird einige Zeit vor dem Kampfe wiederholt, damit er dann ganz kunſtgerecht erſcheine. Auf das Füttern, vorzüglich vor dem Treffen, kommt ſehr viel an. Man gibt ihnen dann gewöhnlich ſchon zehn Tage vorher geröſtetes Brot, das in ſtarkes Bier getaucht iſt. Zum Gefechte ſelbſt werden ſie zuweilen mit ſcharfen langen eiſernen Spornen verſehen, und ſo iſt der Fechter fertig.

Nach dieſen Bemerkungen über die Streithähne ſelbſt, gehen wir zur Erklärung des hier mitgetheilten Bildes von Hogarth über, wodurch er dieſes barbariſche, zu ſeiner Zeit noch allgemeiner beliebte Vergnügen mit den ſchärfſten Zügen darſtellt und es verächtlich und lächerlich macht, wobei wir, wie bereits früher, den geiſtreichen Erörterungen Lichtenberg's folgen.

Die hagere dünne Geſtalt in der Mitte des Bildes, gekleidet wie ein gebildeter Mann, aber mit dem Ausdruck höchſter Dummheit auf dem Geſicht, ſtellt gleichſam den Präſidenten der Verſammlung vor. Dafür, daß er dieſe Ehre hat, der Vorſitzer einer ſo achtbaren Geſellſchaft zu ſein, welche zum dritten Theil wenigſtens aus Gaunern und Beutelſchneidern beſteht, für dieſe Ehre läßt ihn ſogleich ſein Nachbar zur Linken büßen, indem er ihm, wie es ſcheint mit gutem Erfolg, eine der Banknoten zu entwenden ſucht, die der blödſichtige und blödſinnige Herr vor ſich auf den Hut gelegt hat, um damit entweder die Hähne zu belohnen oder irgend eine Wette im Betreff ihrer zu beſtreiten. Von oben herab, ſowie von der rechten Seite des Vorſitzenden, ſtrecken ſich nach dieſem mehre Hände aus; dieſe gehören einigen tüchtigen Fleiſchern, welche ebenſo, wie der Herr, zum Wetten geneigt ſind und wenigſtens einen ehrlichern Weg zu den Banknoten einſchlagen, als der Dieb zur Linken. Weiterhin zur Rechten des Herrn bemerken wir einen Mann mit einem Krückenſtocke und Hörrohr, durch welches letztere er ſich von ſeinem Nachbar wahrſcheinlich keine Geheimniſſe ins Ohr ſagen läßt.

Gleich unter dieſen ſitzt mit untergeſchlagenen und auf den Kampftiſch gelegten Armen ein Hahnenfütterer. Er befindet ſich zunächſt dem blutigen Kampfe und blickt darauf hin mit der Miene eines gelehrten Kenners. Er hält, als untrügliches Kennzeichen ſeines Berufs, in der Linken einen Sack, aus welchem ein Hahn hervorſieht. Hinter ihm ſitzt ein Schornſteinfeger, zu arm, um mit der übrigen Geſellſchaft zu wetten, aber doch großen Antheil an dem Schauſpiel nehmend. Höher hinauf ſteht einer, der unartig genug iſt, aus irgend einem Grunde der Geſellſchaft den Rücken zuzukehren. Das große Bandelier quer über die Schultern bezeichnet ihn als Viehhirten, und daher als ein würdiges Mitglied der Verſammlung. Höchſt ergötzlich iſt der unmittelbar neben ihm vorgehende Auftritt. Auf der hinteren Galerie, welche um den Kampfplatz herumläuft, ſteht nämlich ein Franzoſe, der bei ſeinem feinern franzöſiſchen Gefühl, wer weiß durch welchen Zufall, hier unter die engliſchen Metzger und Gauner gekommen ſein mag. Er iſt ſehr gewählt gekleidet, und hat ein wirklich vornehmes Anſehen. In der Rechten hält er eine Doſe, aus der er eben eine Priſe zu nehmen im Begriff iſt. Der ſcharfe Geruch des franzöſiſchen Tabacks iſt aber den Nerven eines gleich unter ihm ſtehenden derben Engländers zu angreifend, und bewirkt bei ihm ein un-

Digitized by Google

aufhörliches Nieſen, das dem in dieſen Zuſtand Verſetzten gewiß bei einer ſolchen Gelegenheit ſehr unlieb iſt. *)

Mitten unter dem dichtgedrängten Pöbelhaufen, zur Linken des präſidirenden Herrn, bemerkt man eine dicke unterſetzte Figur, die durch den Druck des auf ihr liegenden Kerls ſehr leidet, jedoch noch etwas weniger als der unglückliche Kahlkopf, der von dem heftigen Stoß dicht an die Schranken gedrängt wird, und ſeine Perrücke verliert.

Unter den übrigen mehr oder weniger thätigen Zuſchauern ſind kaum noch zwei ehrliche Geſichter. Im Vordergrunde befinden ſich einige Vorreiter, an ihren helmartigen Mützen und Reitpeitſchen kenntlich. Darunter ein Betrunkener, dem ein Genoſſe eben im Begriff iſt die Börſe zu ſtehlen, und ein anderer Kerl, deſſen Rücken mit einem weißen Galgen geziert iſt, eine ziemlich deutliche Anſpielung, daß ihm der wirkliche gewiß iſt. Mit dem Schatten, den wir auf dem Kampfplatze ſehen, hat es folgende Bewandtniß. Wer bei dieſen Gelegenheiten ſeine Wetten nicht bezahlen konnte, wurde, ſonſt wenigſtens, in einen Korb geſetzt und bis zur Beendigung des Schauſpiels an der Decke heraufgezogen. Der hier Schwebende ſcheint die Uhr ſeinen Gläubigern anzubieten. Das Gemälde an der Wand iſt das Portrait einer berühmten Liebhaberin der Hahnenkämpfe.

*) Es mag hierbei bemerkt werden, wie Hogarth ſeinem Spott über die Franzoſen bei jeder Gelegenheit freien Lauf läßt und ſchon damals, wie auch jetzt noch, beide Völker ſich gegenſeitig durch Zerrbilder lächerlich zu machen bemüht waren.

Der Hahnenkampf.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnützlger Kenntniſſe.

100.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Februar 28, 1835.

Das Nordcap.

Das Nordcap in Finnmark bildet den nördlichſten Punkt des europäiſchen Feſtlandes, und bietet, nach dem Zeugniß aller Reiſenden. eines der erhabenſten Naturſchauſpiele in Europa dar. Wir wollen unſern Leſern eine doppelte Anſicht davon geben, ſowol von der Landſeite als von der See her, nachdem wir zuvor das Land ſelbſt, auf dem wir ſtehen, etwas näher betrachtet haben. Das Nordcap beſteht aus einer langen und ſchmalen Felszunge, die unten halbrund in einer klippigen Spitze gegen das Meer hin ausgeht. Es bildet ein hohes, flaches, ſogenanntes Tafelland, das einige tauſend Schritte vor ſeinem äußerſten Endpunkte ſanft gegen die See hin abfällt, wo es mit einer ſteilen Klippe endet. Das Ganze iſt von allem Pflanzenwuchs entblößt; ſchwere Nebel, Stürme und Schneewirbel bedecken das Cap bei der Annäherung des Winters und beim wehenden Weſt; bläſt der Wind aus Oſten, ſo iſt der Himmel heiter und klar. Das Klima iſt natürlich rauh, aber geſund; der Skorbut iſt die einzige hier bekannte Krankheit und 30 Meilen umher kein Arzt anzutreffen. Die Sonne verſchwindet den Bewohnern des Caps faſt zwei Monate lang, vom Anfang des Decembers bis Ende Januars, und während dieſer Zeit leuchtet das Nordlicht *) den wenigen Beſchäftigungen, die dann überhaupt hier vorgenommen werden. Ebenſo lange Zeit verläßt ſie im Sommer den Horizont gar nicht, und ſtellt uns ſo das ſeltſame Schauſpiel einer mitternächtlichen Sonne dar, indem ſie bis auf einige Grade gegen den Horizont ſinkt, dann eine Zeit lang über ihm in grader Linie hinzieht und ſich hierauf wieder zum Scheitelpunkt erhebt. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt folgende. Die Sonne erhellt ſtets eine Hälfte der Erdkugel, oder 90 Grad von jeder Seite des Punktes, über dem ſie vertical ſteht. Wenn dieſer Punkt der Äquator iſt, ſo reicht ſie mit ihrem Lichte (im Frühling und im Herbſt) auf jeder Seite bis zum Pol. Sinkt ſie nordwärts vom Äquator (im Sommer), ſo reicht ihr Licht über den Nordpol hinaus, und der Pol ſelbſt liegt ſechs Monate lang im Sonnenlicht. Der Erfolg iſt der entgegengeſetzte, wenn die Sonne (im Winter) ſüdwärts von dem Äquator abfällt, und der Nordpol hat dann eine ſechs Monate lange Nacht. Am Nordcap nun, das unter dem 71. Grade liegt, beträgt dieſe Zeit, wie erwähnt, ungefähr zwei Monate, und vermindert ſich, je nachdem wir uns vom Nordpol entfernen. Während der Winterzeit verſchlafen die Bewohner des Caps die Hälfte des Tages, und bringen, müßig an ihren Feuern ſitzend, die andere Hälfte hin; im Sommer dagegen verlaſſen ſie um 10 Uhr Morgens das Lager, eſſen um 5 oder 6 Uhr zu

*) Vergl. Pfennig-Magazin Nr 66.

Digitized by Google

Mittag und legen ſich um 1 Uhr zur Ruhe. Der Engländer Arthur de Capelle Brooke, aus deſſen Reiſewerke unſere Abbildung entlehnt iſt, beſuchte das Nordcap von der Landſeite her. „Umſonſt“, ſagt er, „forſcht das Auge, auf der Waſſerwüſte haftend, nach einem Segel oder irgend einem lebenden Gegenſtande; Alles umher iſt ſtarr, todt und wild. Nur die Flut ſchlägt an den Fuß der Klippe und von Spitzbergen her hüllt ein Nebelſtreif den Horizont ein. Oſtwärts ſtreckte ſich das 13 Seemeilen lange Cap Nordkyn wild in die Wogen hinaus, getrennt von uns durch den Porſanger und den Lachs-Fiord. Weſtwärts ſtarrten die rieſigen Felſen von Stappen uns an, und hinter ihnen erhoben Maasöe und Jelmsöe ihre rauhen Felsmaſſen. Es war Abend, der Wind heulte und rieth uns, mit dem Aufſchlagen unſerer Zelte zu eilen, und nicht ohne viele Mühe gelang es endlich, die Stäbe in die Felsſpalten einzukeilen. Unſere Vorräthe wurden ausgepackt, wir aßen und ſchliefen endlich bei der Muſik der Brandung ein. Um Mitternacht erhob ich mich; die Sonne war unter, aber ein röthlicher Streif am Horizont, ein grelles Zwielicht, verkündete ihre nahe Wiederkehr. Die dunklen Wolkenmaſſen über uns warfen ihre Strahlen ſanft zurück.“ Dies iſt die Zeit, wo die hier zahlreichen Füchſe ihre ſeltſame Jagd beginnen, die ein anderer engliſcher Reiſender, Henderſon, beſchreibt. Eine Schar von ihnen verſammelt ſich auf der Klippe, und kämpft miteinander, um zu wiſſen, wer von ihnen der ſtärkſte ſei. Iſt dies ausgemacht, ſo nahen ſie ſich der Klippe; der Schwächſte ſteigt zuerſt herab, während ein Stärkerer ihn am Schwanze feſthält; dieſer folgt und wird wieder von einem ſtärkern gehalten und ſo fort, bis der vorderſte die Beute, ein Vogelneſt oder dergl., erreicht hat. Nun ziehen die hinterſten zurück und die ganze Kette langt wieder auf der Klippe an, und verzehrt gemeinſchaftlich die gemachte Beute. Wir laſſen die Wahrheit dieſer Erzählung dahingeſtellt, und hören lieber, wie ein dritter Reiſender den Anblick des Nordcaps von der Seeſeite her beſchreibt. „Als wir uns dem Cap etwa um Mitternacht näherten, ſchien uns die Felswand rings von gleicher Höhe, bis wir die dahinter liegenden höheren Bergmaſſen erkannten und die maleriſchen Spitzen des Caps ſelbſt unterſchieden. Die Flut tobte gegen den ſeit Jahrtauſenden bekämpften Fels und ſchäumte hoch auf. Ihr weißer Giſcht glänzte in der Mitternachtsſonne, nur auf den weſtlichen Klippen ruhte tiefer Schatten. Wir landeten und entdeckten bald eine Grotte, in der ein Quell ſprudelte. Ein ungeheurer Fels ſprang dem Cap vor und erhob ſeine Maſſe gegen die Wolken; zur Linken zog ſich eine niedere Felswand hin, welche die Bai ſchloß.“ Die Reiſenden erſtiegen die Klippen, auf deren Höhe ein kleiner See angetroffen wurde, wol 90 Fuß über dem Meeresſpiegel. Auf dem Gipfel eines andern Berges war ein zweiter See; in der Ferne, landeinwärts, erhellten die Sonnenſtrahlen eine Reihe ſpitzer Felſenmaſſen.

Die See ſinkt an dieſer Küſte, wie an allen übrigen der Finnmark, in beträchtlichen Verhältniſſen; ſelbſt an dem Felſen des Caps ſieht man die Wirkung der Fluten hoch über ihrem jetzigen Spiegel. Der gänzliche Mangel an Holz duldet keinen langen Aufenthalt der Reiſenden auf dem Cap. Brooke mußte es daher am andern Tage wieder verlaſſen; aber zuvor errichtete er mit ſeinen Gefährten aus Steinen ein Denkmal ſeiner Anweſenheit, 10 Fuß hoch und etwa 500 Schritt von dem nördlichſten Punkte Europas entfernt, das ſich in Geſtalt einer Pyramide auch auf unſerm Bilde zeigt. An lebenden Weſen fand er auf dem Cap blos einige Seevögel. Etwa eine Stunde Wegs vom Cap liegt Maſo, der nördlichſte Punkt von Norwegiſch-Lappland, mit einer vortrefflichen Bai, wo Schiffe ſelbſt den Winter ſicher zubringen können.

Die Kupferſtechkunſt.

4. Die Schulen in ihrer Begründung.

(Fortſetzung aus Nr. 99.)

Es geſtalteten ſich die vornehmſten Schulen der Kupferſtechkunſt erſt im Beginn des 16. Jahrhunderts; all die Goldſchmiede, Silberſtecher und Niellirer aber, welche in den vier oder fünf Jahrzehnden vor dieſer Zeit unter den Italienern, Deutſchen, Niederländern die Kupferſtechkunſt trieben, werden alte Meiſter (vieux maîtres) genannt.

Den Grundſtein zu der deutſchen Kupferſtecherſchule legte Albrecht Dürer *), geboren zu Nürnberg 1471, geſtorben daſelbſt 1528, ebenſo groß auch als Kupferſtecher, wie er groß war als Maler. Der Stützpunkt der italieniſchen Schule ward Marc-Antonio Raimondi, geboren um 1488 zu Bologna, geſtorben ebendaſelbſt um 1536, Schüler des ſehr geſchickten Goldſchmieds und Malers Raibolini, genannt Francia, zu Bologna. Die niederländiſche Schule begründete Lukas van Leyden, Maler zugleich, geboren zu Leyden 1494, daſelbſt geſtorben im Jahr 1533. Die „école (Schule) de Fontainebleau“, ſo genannt, weil die Künſtler derſelben faſt ausſchließend nur die Meiſterwerke des Pinſels im Schloß Fontainebleau, dem Luſtorte der franzöſiſchen Könige von Franz I. bis auf Heinrich IV. (oder von 1515—1610), durch die Radirnadel wiedergaben, bezeichnet zuerſt die franzöſiſche Schule. Eine britiſche Kupferſtecherſchule rief erſt Wenzel Hollar, geboren 1607 zu Prag, geſtorben zu London 1677, in Daſein und Wirkſamkeit.

Faſſen wir das Bezeichnende ins Auge, welches jeder der eben genannten Meiſter, und jene Künſtlergemeinde zu Fontainebleau, der von ihnen angeführten Künſtlerſchule aufgedrückt hat, ſo gab das Beiſpiel Dürer's der deutſchen Kunſt eine Richtung nach dem Wirklichen und Gediegenen, welche einestheils zwar ihren höhern Aufſchwung lähmte, hinſichtlich der Darſtellung jedoch förderte und nützte. Er war ein Mann von den größten techniſchen Anlagen und dem beharrlichſten Fleiße, von einer thätig verarbeitenden Einbildungskraft, aber von nur geringem ſchöpferiſchen Geiſt, der von der Natur mehr zur Auffaſſung der Erſcheinungen des Wirklichen hingewieſen war, mit dieſem Sinne jedoch ein außerordentliches Darſtellungsvermögen vereinte. Marc-Antonio — er, der Zeitgenoſſe des Rafael, von dieſem berathen und in der Erhabenheit, Einfalt und Grazie dieſes großartigen Vorbildes ſich ſpiegelnd — rückte den Italienern ein Streben vor Augen, die Erſcheinungen einer wirklichen Welt nicht blos zu copiren, ſondern die Gegenſtände nach ihrer geiſtigen Bedeutung aufzufaſſen und dieſelben zu veredeln. Lukas van Leyden wiederum lenkte das Augenmerk der Niederländer vorwaltend auf das Wirklichvorhandene und auf kunſtreiche Formung, die Poeſie in der Kunſt verleugnend. Er war ein Künſtler, der durch

*) Siehe über denſelben Pfennig-Magazin Nr. 76.

Digitized by Google

den Beſitz des ausdauerndſten Fleißes und ſeltener techniſcher Anlagen eine Vollendung in dem Mechaniſchen der Kunſt erzielte, die in ihrer Art kaum höher zu erreichen iſt, und eine Sicherheit und Feinheit, die nur Beharrlichkeit und ſeltenes Talent zu erreichen vermögen, welchem mehr vollkommene Technik, weniger aber geiſtige und ideale Bedeutung zur Aufgabe diente. Die Schule von Fontainebleau — ſie, welche die Namen der wenigſten ihrer Meiſter, wol aber Blätter hinterlaſſen hat, die nur fremde, von den Königen nach Frankreich gerufene Maler copirten — zeigt, wie es den Franzoſen weniger um Herausbildung aus ſich ſelbſt, weniger um einen ſelbſtändigen Kunſtcharakter, weniger um echt künſtleriſchen Gehalt, ſondern mehr um Nebenzwecke zu thun war. Wenzel Hollar endlich — der unermüdlich thätige Künſtler, gebietend über zahlreiche und glänzende techniſche Mittel, äußerſt vielſeitig und überraſchend in ſeinen Darſtellungen, geiſt- und gemüthvoll in deren Ausführung, eine gleiche Kunſtfertigkeit zeigend in jeder der beliebtern Arten in Kupfer zu ſtechen, dabei jedoch freilich nicht ganz ohne Eigenthümlichkeit; er, welcher ſich durch dieſe Eigenſchaften an Britannien ein zweites Vaterland bereitete — beweiſt, weſſen es bedurfte, um die Aufmerkſamkeit und Gunſt der nur das Praktiſche achtenden Engländer, ja ſogar ihre thätige Theilnahme an der Kunſt des Kupferſtechens zu erregen.

(Über die weitere Entwickelung der verſchiedenen Schulen der Kupferſtechkunſt wird in Nr. 105 fg. berichtet werden.)

Das Alpenmurmelthier (Arctomys Marmotta).

Das Alpenmurmelthier, auch Bergmaus, Alpenmaus, im Salzburgiſchen Murmamentl, in der Schweiz Murmentl, Miſtbellerle genannt, iſt ein Nagethier, dem Hamſter verwandt, ſowie den Mäuſen, indem ſeine untern Schneidezähne ſpitzig ſind, aber es hat oben auf jeder Seite fünf und unten nur vier Backzähne, auch fehlen ihm die Backentaſchen. An den Vorderfüßen ſind vier Zehen und ſtatt des Daumens ein kleines Knötchen, wie bei den Eichhörnchen, an den Hinterfüßen ſind aber fünf Zehen. Dieſe Kennzeichen kommen auch andern Arten von Murmelthieren zu, und überhaupt gleichen ſich alle darin, daß ſie ſchwerfällige kurzbeinige Thiere ſind, mit kurzem buſchichten Schwanz, breitem, plattem Kopf, welche den Winter ſchlafend zubringen. Sie leben geſellig und graben ſich Höhlen, in denen ſie ihren Winterſchlaf halten.

Die gemeinſte und bekannteſte Art iſt das Alpenmurmelthier, welches gegen ein Fuß acht Zoll lang iſt, einen faſt ſieben Zoll langen Schwanz hat und bis neun Pfund ſchwer wird. Es hat einen dicken Kopf, den es im Sitzen mitunter aufwärts trägt; die Oberlippe iſt geſpalten, die Vorderzähne ſind pomeranzenfarbig. Die kurzen runden Ohren ſind in den Haaren verſteckt. Die Backen ſcheinen ſehr dick zu ſein, welches indeſſen davon herrührt, daß das Haar auf und hinter ihnen beſonders lang iſt. Der kurze dicke Körper hat einen breiten, flachen Rücken, und die Haut hängt ſo ſchlaff um ihn herum, daß ſie nach den Füßen zu ſackförmig herunterhängt; der Schwanz iſt mit langen Haaren beſetzt, die Füße haben lange kahle Sohlen. Die Färbung iſt im Allgemeinen graugelblich, oben dunkler, an den Seiten mehr röthlich, am Kopfe mehr grau. Einzelne Thiere erſcheinen lichter oder dunkler, zum Theil mit ſchwarzem Rücken, auch hat man ſchon weiße, ſchwarze und bunte gefunden.

Die Alpenmurmelthiere leben in zahlreichen Geſellſchaften, friedlich gegen andere Thiere und nur im Nothfall ſich gegen ihre Feinde mit Kratzen und Beißen zur Wehre ſetzend. Sie ſind ſehr ſchüchtern und ſchützen einander ſelbſt, indem dasjenige, welches irgend eine Gefahr bemerkt, ein durchdringendes ſcharfes Pfeifen ertönen läßt, das die übrigen ſofort beantworten, worauf dann alle ſchleunigſt die Flucht ergreifen. Sie lieben es ſehr, Stunden lang ſich in die Sonne zu legen, ehe ſie dies aber thun, oder auch ehe ſie ihrer Nahrung nachgehen, richten ſie ſich auf den Hinterbeinen in die Höhe, um ſich überall umzuſchauen. Eben deswegen, da immer bald das eine bald das andere auf dieſe Weiſe den Aufpaſſer macht, hält es ſchwer, ſie zu beſchleichen. Wenn ſie mit einander ſpielen, murren ſie wie junge Hunde.

Man findet ſie in den höchſten Gebirgen des ſüdlichen Europa, wie auch in Aſien, namentlich aber in der Schweiz, in Tirol, in Savoyen und auf den Pyrenäen. Sie lieben gegen Süden oder ſüdweſtlich liegende freie Plätze auf ſteilen Felſen und kleine enge Thäler, wo der Boden trocken iſt, obgleich ſie gern Waſſer in der Nähe haben. Immer wählen ſie ſolche Gegenden, wo der Holzwuchs aufhört und weder Menſchen noch zahmes Vieh hinkommen. Hier graben ſie ihre Höhlen und zwar verſchiedene für den Sommer und für den Winter. Die Winterwohnung beſteht aus einer großen Höhle, mit einem einzigen Zugang, und wenn ſich mehre Röhren zu derſelben finden, ſo wurden ſie in der Regel erſt von den Thieren gegraben, wenn ſie verfolgt wurden. Im Auguſt und September ſieht man vor dieſen Winterwohnungen etwas Heu, zu Anfang des Octobers aber findet ſich der Wintereingang feſt verſchloſſen, was ein Zeichen iſt, daß die Thiere ſich zur Ruhe begeben haben. Der Eingang iſt übrigens bis ſechs Fuß lang, von innen mit Erde, Steinen und Gras feſt vollgeſtopft, und an ſich iſt die Röhre ſo eng, daß man kaum begreift, wie die Thiere durch dieſelbe hindurch können. Die Länge der Eingangsröhre iſt ſehr verſchieden, geht mehre Klafter in den Berg und oft ein paar Klaftern in die Tiefe. Die Höhle, in welcher die Thiere liegen, hält je nach der Größe der Familie drei bis ſieben Fuß im Durchmeſſer; die Thiere ſelbſt liegen auf Heu dicht aneinander, mit dem Kopf nach hinten gekehrt und zwar meiſtens fünf bis neun Stück, aber auch wol nur zwei und bis vierzehn. Von dem Eintragen des Heues zum Winterlager erzählte man ſonſt eine luſtige Fabel. Wenn nämlich das Gras von ihnen abgebiſſen und getrocknet war, ſo ſollte ſich eines der Thiere auf den Rücken legen, das Heu zwiſchen ſeine vier Pfoten faſſen, und die andern, an den Schwanz ſich ſpannend, auf dieſe Weiſe die Laſt einfahren. Dem iſt aber nicht ſo. Allerdings trocknen ſie zwar in den ſchönſten Tagen des Auguſts an der Sonne das abgebiſſene Gras, das Eintragen aber beſorgt jedes Thier einzeln, indem es das Heu mit dem Munde faßt und das, was locker um das Bündel hängt, mit den Vorderpfoten abſtreift. Man kann dieſe Gewohnheit auch an den zahmen Thieren beobachten, welche allerlei, was ſie von Lumpen, Stroh und dergl. finden, zu einem Winterlager zuſammenſchleppen. Die Winterhöhlen werden von ihnen je nach den Umſtänden, nämlich der mildern oder rauhern Witterung, ſpäter oder früher bezogen, vom September bis Ende Octobers, und im März oder April wieder verlaſſen. Sie ſind während dieſes Schlafs ganz kalt, wie gefroren, ſteif und unempfindlich; das Athmen geht ganz langſam, in der Stunde etwa 15 mal,

Digitized by Google

ſtatt daß ein wachendes Thier 1500 mal in jeder Stunde athmet. Auch das Blut ſtockt, und der Puls, der im ſchlafenden Zuſtande nicht bemerkt wird, zeigt ſich erſt bei 17 Grad Wärme zunehmend. Wenn die Kälte in dem Winterlager, wo ſie beim Thiere wenigſtens fünf Grad über dem Gefrierpunkt iſt, unter dieſen ſinkt, ſo wachen ſie auf. Zahme Murmelthiere bringen den Winter auch wachend zu, wenn ſie in einer warmen Stube gehalten werden; doch ſoll es auch hier Ausnahmen geben. Schlafende, in die Wärme oder in die Sonne gebracht, erwachen nach und nach taumelnd. Wenn ſie im Frühjahr erwacht ſind, ſo ziehen ſie nach den Gebirgen herab, wo ſie früher Nahrung antreffen als in den höhern Gegenden; im Sommer aber ſuchen ſie dieſe wieder auf, weil ſie da mehr Einſamkeit finden. Ihre Sommerhöhlen verlaſſen ſie nur an ſchönen Tagen und bergen ſich in ihnen bei Sturm, Regen oder Gefahr. Immer kommen zuerſt die Alten aus den Höhlen hervor, ſpäter erſt zeigen ſich die Jungen, die dann ihre Spiele miteinander treiben, beſonders aber aufrechtſitzend ſich in der Sonne wärmen.

Ihre Nahrung beſteht in der Wildniß aus dem beſten Graſe und allerlei Alpenkräutern und Wurzeln. Im heißen Sommer und vor dem Winterſchlaf ſind ſie auch bei den Quellen zu finden, ſollen auch dann und wann nach den auf den Alpen aufgeſtellten Salzlecken der Viehheerden gehen. Im Herbſte, ehe ſie ihre Winterhöhlen beziehen, ſind ſie ſehr fett, im Frühjahr aber deſto magerer. Sonderbar iſt es, daß man ſchon im Herbſt, wenn ſie ſich zur Ruhe begeben, ihren Magen und ihre Gedärme ganz leer findet. Die Fortpflanzung pflegt im April und Mai ſtattzufinden und ſchon im Juni findet man die Jungen, und zwar zwei bis vier, auf dem weichen Heubette der Winterhöhlen. Sie laſſen ſich leicht zähmen und zu allerlei Kunſtſtückchen abrichten; namentlich ſind es die Knaben der armen Einwohner Savoyens, welche unter dem Namen Savoyarden mit ſolchen abgerichteten Murmelthieren überall herumziehen. Man ſagt auch den Savoyarden ſcherzweiſe nach, ſie hätten das Klettern — Viele von ihnen ſind Schornſteinfeger — ſelbſt erſt von den Murmelthieren gelernt, welche es freilich recht gut verſtehen, in engen Felſenſpalten oder zwiſchen nahe aneinanderſtehenden Mauern ſich hinaufzuzwängen.

Die jungen Murmelthiere werden ohne weitere Anſtalten gefangen, die alten auch wol dann und wann geſchoſſen, was aber wegen ihrer Wachſamkeit viele Schwierigkeiten hat; am häufigſten aber gräbt man ſie am Sanct Gallustag aus, doch muß man ſich hüten, daß man nicht zu früh kommt, indem ſie ſonſt durch Weitergraben ſich dem eindringenden Feinde zu entziehen ſuchen. Auch ſtellt man ihnen allerlei Fallen, nach Art der Mäuſefallen, wie denn unſere Abbildung eine ſolche zeigt, nur daß ſie nicht ſo im freien Felde, ſondern vor dem Haupteingange der Höhle, nachdem man die Nebengänge verſtopft hat, angebracht wird.

Das Alpenmurmelthier.

Obgleich ihr Fleiſch hart und ſchwer zu verdauen iſt und einen unangenehmen Geruch hat, den man nur durch ſtarke Gewürze verbirgt, ſo wird es doch, namentlich in der Schweiz, gekocht und gebraten gegeſſen. Es ſoll wie Schweinefleiſch ausſehen und ſchmecken; aus den Keulen ſollen ſich durch Pökeln

und Räuchern gute Schinken machen laſſen; das Fett wird von den Bergbewohnern als Arznei und ſtatt Öl in Lampen gebraucht, der Balg aber gibt ein brauchbares Pelzwerk ab, welches jedoch niedrig im Preiſe ſteht. Die zahmen Thiere genießen ziemlich Alles, wovon der Menſch lebt, und lernen ſogar Fleiſch freſſen, werden aber läſtig durch ihren Geruch und thun durch Nagen und Beißen Schaden; auch vertragen ſie ſich durchaus nicht mit Hunden.

Die ſchwimmenden Boten in Peru.

Alexander von Humboldt erwähnt in ſeinen „Pittoresken Anſichten der Cordilleren" einer eigenthümlichen Poſtverbindung, welche zwiſchen den Küſtenländern des ſtillen Meeres und der Provinz Jaën de Brancamoros ſtattfindet. Dies geſchieht durch die ſogenannten ſchwimmenden Boten, zu welchen man die kräftigſten und natürlich im Schwimmen geübteſten Indianer wählt, die in zwei Tagen den zu dieſen Provinzen gehörigen Theil des Fluſſes Guancabamba und eine beträchtliche Strecke des Amazonenfluſſes bis Tomependa ſchwimmend zurücklegen. Bevor dieſe Schwimmer ihre Reiſe antreten, legen ſie die ihnen anvertrauten Briefe in eine Art von Brieftaſche, welche ſie in einem Stück Zeuch verwahren, das ſie in Form eines Turbans ſich um den Kopf binden. Ein breites und langes Meſſer, welches dieſe Indianer nie ablegen, ſtecken ſie ebenfalls in dieſe Kopfbedeckung und bedienen ſich ſeiner zum Lichten des Unterholzes in den Wäldern, da ſie wegen der Untiefen, Wirbel und Klippen, die ſich in dem Fluſſe Guancabamba ſehr häufig finden und ihn für jedes Fahrzeug unzugänglich machen, oft genöthigt ſind, ans Land zu ſteigen und eine Strecke längs dem Ufer zu Fuß zu machen. Außerdem ſind ſie noch mit einem Stücke leichten Bambusrohrs verſehen, das ſie, um ſich das Schwimmen zu erleichtern, unter den linken Arm legen, wie auf unſerer Abbildung dargeſtellt iſt. Mit Lebensmitteln pflegen ſie ſich auf ihrer Reiſe nicht zu verſorgen, da ſie bei der Gaſtfreundſchaft der die Flußufer bewohnenden Indianer in jeder Hütte Herberge und Nahrung finden.

Dieſe Einrichtung zeigt uns, wie früh ſelbſt bei noch ungebildeten Völkern das Bedürfniß der ſchriftlichen Mittheilung vorhanden, und mit welchen Schwierigkeiten dieſes zu befriedigen verbunden war. Wie glücklich ſind dagegen die ſchreibluſtigen Leute in Deutſchland, die nur die kleine Mühe haben, ihren Brief auf die Poſt zu tragen, um ihn, doppelt und dreifach geſichert, mit aller Schnelligkeit menſchlicher und thieriſcher Kräfte, ſogar durch Eiſenbahnen und Dampfwagen, an ſeinen Beſtimmungsort befördert zu ſehen.

Die ſchwimmenden Boten in Peru.

Die Negeranſiedlung Liberia.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika war die Sklaverei ſchon vor der Trennung von England eingeführt, und die für die Negerſklaven geltenden Geſetze ſind meiſt Ueberreſte der alten engliſchen Geſetzgebung. Als ſich die nordamerikaniſchen Colonien 1776 von England trennten und ſich zu 13 unabhängigen Staaten vereinigten, wurde die Sklaverei in 7 derſelben abgeſchafft. Unter den ſeitdem gebildeten 11 neuen Staaten ſind zwei, wo ſie durch Geſetze aufgehoben ward, und drei, Ohio, Indiana und Illinois, welche gleich bei ihrer Gründung ſie verboten. Es gibt daher unter den 24 Staaten noch 12, wo die Sklaverei beſteht.

Sie zerfallen in zwei Claſſen, ſolche, die Sklaven zum Anbau des Bodens, beſonders in den Tabacks- und Zuckerpflanzungen, brauchen, z. B. in Südkarolina, Georgia, Miſſiſippi, Louiſiana, und ſolche, die Sklaven zum Verkaufe erziehen, wie vorzüglich in Virginien, das die ſtärkſte Sklavenbevölkerung, beinahe 500,000, zählt. Überhaupt machen die Schwarzen den ſechsten Theil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, nämlich über zwei Millionen, aus, worunter über 1,850,000 Sklaven ſind. Dieſes unglückliche Verhältniß iſt ſchon lange, ſelbſt in Amerika, der Gegenſtand eines gerechten Vorwurfs geweſen, den die Lobredner ſeiner freien Staatseinrichtungen hören mußten. Als Miſſouri, wo es ſchon Sklaverei gab, 1820 in die Reihe der Staaten trat, wurde der Antrag gemacht, durch ein Geſetz zu gebieten, daß nirgend Sklaverei geduldet werden dürfte, und die alten Staaten, wo ſie beſtand, eine nicht weiter auszudehnende Ausnahme ſein ſollten; aber dieſer Vorſchlag fand zu viele Gegner, die jedoch nicht die Sklaverei begünſtigen, ſondern nur den Grundſatz aufrecht halten wollten, daß die einzelnen Staaten in der Anordnung ihrer innern Angelegenheiten unabhängig bleiben müßten. In neuern Zeiten iſt jedoch 1808 und noch ſtrenger 1820 durch Geſetze die Einfuhr von Negerſklaven aus Afrika verboten worden, und die jetzige Sklavenbevölkerung in den verſchiedenen Staaten beſteht aus früher eingeführten Negern und deren Abkömmlingen. Die phyſiſche Lage der Sklaven iſt in Amerika nicht ungünſtig, da beſonders diejenigen Weißen, welche Sklaven zum Verkaufe erziehen, ſie nicht durch Arbeit anſtrengen und ihnen Land zum Anbau überlaſſen; aber deſto tiefer iſt ihr moraliſcher Zuſtand geſunken, und dies hat auch auf die Weißen in den Sklavenſtaaten nachtheilig gewirkt. „Der Menſch müßte wahrlich ein Wunder ſein, der unter ſolchen Umſtänden ſeine Sitten unverdorben erhalten könnte", ſagte mit Recht der 1826 verſtorbene ehemalige Präſident Jefferſon. Der Sklavenhandel iſt ſehr bedeutend, beſonders zwiſchen den ſüdlichen Staaten und Neuorleans in Louiſiana, und hat zu dem abſcheulichen Misbrauche geführt, ſelbſt freigelaſſene Schwarze zu rauben, was um ſo leichter geſchehen kann, da nach den alten Geſetzen von 1740 jeder Neger die Vermuthung gegen ſich hat, daß er Sklave ſei, wenn nicht das Gegentheil bewieſen iſt. In den ſüdlichen Staaten ſind die Sklaven aller Mittel zu ihrer Bildung beraubt, und noch in der neueſten Zeit ſträubten ſich dort die Sklavenbeſitzer gegen den Unterricht der Schwarzen, während in den nördlichen Staaten, wo die Freunde der Sklavenbefreiung zahlreich ſind, viele freie Neger die öffentlichen Schulen der Weißen beſuchen. Im Allgemeinen iſt aber auch die Lage der freien Schwarzen und ihrer Abkömmlinge traurig, da ſie in einigen Staaten durch geſetzliche Beſchränkungen ihrer bürgerlichen Rechte gedrückt werden, und ſelbſt in denjenigen Staaten, wo die Sklaverei abgeſchafft iſt, die Gefühle, welche die Weißen von ihren ſchwarzen Mitbürgern trennen, ſo mächtig ſind, daß eine Verſchmelzung verhindert wird, die beide Stämme veredeln würde. Kein Wunder, daß dieſe Ausgeſtoßenen dadurch in Unſittlichkeit verſinken. „Die Laſter der freien Schwarzen", ſagte vor einigen Jahren ein amerikaniſcher Staatsmann, „entſpringen nicht aus einer angeborenen Verderbtheit, ſondern aus ihrer unglücklichen Lage. Sie ſind ausgeſchloſſen von gebildeter Geſellſchaft, ja nicht ſelten in ihrem eignen Kreiſe ohne geſelligen Verkehr, und nehmen daher ihre Zuflucht zu Sklaven oder zu der unwürdigſten Claſſe der Weißen." Die freien Schwarzen ſind daher in den Sklavenſtaaten ein Gegenſtand des Argwohns und der Beſorgniß geworden, und die Sklavenbeſitzer hielten es für unklug, ihren Sklaven die Freiheit zu geben und dadurch die Zunahme jener gefährlichen Volksclaſſe zu befördern.

Die Nachtheile, die aus dieſen unglücklichen Zuſtänden für die geſammte Volksmenge hervorgehen, haben in neuern Zeiten viele edle Männer in Amerika bewogen, auf Mittel zu denken, dem Übel abzuhelfen. Das Vorurtheil gegen die Schwarzen und ihre Abkömmlinge war aber zu tief gewurzelt, der unvernünftige Stolz der Weißen zu groß, als daß man das von der Gerechtigkeit gebotene nächſte Mittel zu ergreifen gewagt hätte, die freien Schwarzen den Weißen völlig gleichzuſtellen und alle Schranken einer Verbindung zwiſchen Mitbürgern aufzuheben. Schon 1777 legte Jefferſon in Virginien den Plan vor, allen nach jenem Jahre gebotenen Sklaven die Freiheit zu geben, die männlichen bis zum 21., die weiblichen bis zum 18. Jahre zu erziehen, und ſie dann in anzulegende Colonien zu ſenden. Mehre Staaten genehmigten dieſen Plan; aber erſt 1816 bildete ſich ein wohlthätiger Verein, *die amerikaniſche Anſiedlungsgeſellſchaft*, deren Zweck war, *freien* Schwarzen auf der Weſtküſte Afrikas Niederlaſſungen zu verſchaffen. Nachdem der erſte 1820 gemachte Verſuch mislungen war, kaufte ſie auf der ſogenannten Pfefferküſte in Oberguinea von den Eingeborenen ein Gebiet unweit dem Vorlande *Meſurado*. Die erſten Anſiedler, freie Neger aus Pennſylvanien, wurden im Januar 1822 unter der Aufſicht des Doctors Ayres nach der neuen Niederlaſſung gebracht. Viele Weiße, die ſie begleiteten, fanden den Tod theils im Kampfe mit den umwohnenden feindlichen Negerſtämmen, theils durch die von dem Einfluſſe des Klimas herbeigeführten Krankheiten, und Ayres ſelber mußte ſeiner Geſundheit wegen nach Amerika zurückkehren. Die Anſiedlungsgeſellſchaft ſchickte als ihren Geſchäftsführer einen tüchtigen Mann, Jehudi Aſhmun, nach Afrika und er war der eigentliche Schöpfer der Anſiedlung, welche er 1822 mit großer Tapferkeit gegen einen Angriff der benachbarten Negerſtämme vertheidigte. Er widmete ihr mehr als ſechs Jahre ſeine Sorgfalt, um ihr eine feſte Grundlage zu geben. Sie erhielt 1824 den Namen *Liberia* und ihre geſellſchaftliche Einrichtung, die ſich ſeitdem durch wohlthätige Erfolge erprobt hat. Die oberſte Leitung der Anſiedlung hat der Geſchäftsführer der Geſellſchaft, die in Philadelphia ihren Sitz hat. Die oberrichterliche Gewalt beſitzt er nebſt zwei von ihm ernannten Beamten, während die übrigen bürgerlichen Beamten und die Kriegsanführer jährlich von den Anſiedlern ſelbſt gewählt werden. Alle in der Colonie geborenen oder daſelbſt wohnenden Schwarzen ſind frei und genießen die Rechte amerikaniſcher Bürger. Als ſich die Anſiedlung gegen wiederholte Angriffe ihrer Nachbarn behauptet und immer mehr befeſtigt hatte, wurde durch Aſhmun's Unterhandlungen das urſprüngliche Gebiet bedeutend vergrößert, und die Anſiedlungsgeſellſchaft erhielt die Oberherrlichkeit über einen Küſtenſtrich von 30 deutſchen Meilen, vermöge welcher fremde Völker von der Anlegung einer Niederlaſſung auf dieſer Küſte ausgeſchloſſen ſind. Es wurde Verkehr mit den umwohnenden Negerſtämmen angeknüpft, die nach und nach friedliche Geſinnungen annahmen. Das jetzige Gebiet der Anſiedlung iſt im Allgemeinen ein niedriges Küſtenland, das landeinwärts allmälig ſich erhebt, und in einer Entfernung von fünf bis ſechs Meilen von dem Meere ſieht man Berge von beträchtlicher Höhe. Gegen 12 Meilen nordweſtlich von Meſurado ſteigt ein hoher Berg empor, aus deſſen dichten Waldungen mehre

Digitized by Google

Bäche in die Niederung ſich ergießen. Die bedeutendſten Flüſſe ſind der Piſſu, den man bereits 25 Meilen von ſeiner Mündung landeinwärts verfolgt hat, der Paulsfluß, der ſich nördlich von Meſurado in die Liberiabai ergießt, der Montſerado und der anſehnliche Fluß St.-John, 20 Meilen ſüdöſtlich von Meſurado, der durch ein reizendes Gelände fließt und ſelbſt für Fahrzeuge von 100 Tonnen ſchiffbar iſt. Das Land hat Überfluß an Rindvieh, Ziegen und Geflügel und erzeugt faſt alle Gewächſe, die zwiſchen den Wendekreiſen heimiſch ſind. Die älteſte Anſiedlung iſt das Vorland Meſurado, das ungefähr 80 Fuß über dem Meere erhaben, eine Meile lang und durch eine ſchmale Landzunge mit der Küſte verbunden iſt. Hier liegt die Stadt Monrovia, nach dem ehemaligen Präſidenten Monroe, einem eifrigen Mitgliede der Anſiedlungsgeſellſchaft, ſo genannt. Sie hat ſich ſeit zehn Jahren bedeutend gehoben; der Hafen hat mehre ſteinerne Waarenhäuſer und es ſind bereits mehre Schiffe auf den Werften der Stadt gebaut worden. Die Bewohner ſind reinlich und arbeitſam, überall ſieht man Zeichen eines ſteigenden Wohlſtandes und in den Häuſern alle Bedürfniſſe europäiſcher Lebensbequemlichkeit. Die übrigen, auf dem Gebiete der Geſellſchaft ſeit zehn Jahren angelegten Anſiedlungen ſind Caldwell, Neugeorgia und Millsburg weiter landeinwärts am öſtlichen Ufer des Paulsfluſſes, wozu in der neueſten Zeit in einem angekauften Gebiet von 40 Quadratmeilen an der Mündung des Fluſſes St.-John eine neue Stadt Edina gekommen iſt, die bereits 150 Häuſer zählt und eine geſundere Lage als Monrovia hat. Sämmtliche Anſiedlungen hatten im Jahre 1833 eine Volksmenge von 3000 freien Negern. Sie hatten ſchon 1831 ſechs Milizcompagnien, eine Feſtung, 29 Geſchütze und Waffen für 1000 Mann. Der Zuſtand und der Charakter dieſer Auswanderer haben ſich durch den Einfluß der Freiheit und einer unternehmenden Betriebſamkeit auffallend verbeſſert. Menſchen, die einſt Sklaven waren, ſind freie Eigenthümer geworden, diejenigen, die Gegenſtände der Mildthätigkeit waren, können jetzt Wohlthaten erweiſen, und dieſelben Menſchen, die vor wenigen Jahren in ihrer ehemaligen Heimat ihren Muth gelähmt fühlten und zu keiner kräftigen Anſtrengung Aufmunterung und Spielraum fanden, erheben ſich jetzt im Gefühle ihrer Menſchenwürde und genießen alle Rechte und Ehren eines freien chriſtlichen Gemeinweſens. In den Anſiedlungen beſtehen ſechs Schulen, die von edlen Frauen in Philadelphia erhalten werden, und auch Sonntagsſchulen ſind eingerichtet. Die umwohnenden Negervölker theilen ſich unter eignen Häuptlingen in drei Stämme, deren Volkszahl auf mehr als 150,000 geſchätzt wird, und unter ihnen ſind die Baſſa-Neger der zahlreichſte und betriebſamſte. Tiefer im Binnenlande wohnen gebildetere Stämme, die mit den Künſten des geſelligen Lebens bekannter ſind. Die Anſiedler in Liberia haben mit ihren Nachbarn lebhafte Handelsverbindungen angeknüpft, und erhalten aus dem Binnenland Elfenbein, Gold, Schildpat, Häute, Seepferdzähne und Kaffee. Der Handel hat jedoch jetzt zum Nachtheil des Ackerbaues eine unverhältnißmäßige Ausdehnung gewonnen; es iſt aber zu erwarten, daß die Anſiedler ſich auch dem Landbau eifrig widmen werden, wenn erſt die Mitbewerbung den Handelsgewinn auf die gewöhnlichen Vortheile herabgeſetzt haben wird. Die Anſiedler ſind jetzt im Begriff, Reiſende in das Innere zu ſchicken, um das Land zu erforſchen und neue Handelsverbindungen mit den binnenländiſchen Negerſtämmen anzuknüpfen. Dieſe Niederlaſſung hat einen Vorzug vor allen aus Weißen beſtehenden Anſiedlungen, weil der eingeborene Neger den Weißen als ein gänzlich verſchiedenes Weſen betrachtet, dem er ſich nicht gleichzuſtellen hoffen kann, während die Geſittung der ſchwarzen Anſiedler in Liberia ihm ein Beiſpiel gibt, dem er folgen zu können glaubt. Schon vor einigen Jahren ſtellte ſich einer der eingeborenen Stämme freiwillig unter das Geſetz der Anſiedler in Liberia. Alle bieten ihnen beſtändig neue Landſtriche zum Verkauf an und ſchon finden ſie den Handel mit den Erzeugniſſen ihres Landes vortheilhafter als den Sklavenhandel. Seit mehren Jahren werden die Schulen der Anſiedler von den Kindern der umwohnenden Stämme beſucht, die einen großen Werth darauf legen, denſelben die Vortheile einer beſſern Erziehung zu geben, und dieſer moraliſche Einfluß der Negeranſiedlung iſt unendlich wichtiger als ihr unmittelbarer, ſo bedeutend dieſer auch ſein mag.

So wichtig der Erfolg dieſer Unternehmung für die Geſittung der Negerſtämme in Weſtafrika werden kann, ſo hat er bereits auf die Verhältniſſe der Sklaven in Nordamerika großen Einfluß gehabt. Das Beiſpiel der Anſiedlungsgeſellſchaft von Philadelphia hat viele ähnliche Vereine in andern Staaten ins Leben gerufen und die Beſorgniſſe, welche in der neueſten Zeit der unruhige Geiſt der Schwarzen in den ſüdlichen Staaten erweckte, hat dieſen Bemühungen auch in den Sklavenſtaaten Freunde gewonnen. Mehren tauſend Sklaven in Kentucky und andern Staaten ward ihre Freiheit ohne Entſchädigung zugeſichert, ſobald die Mittel der Anſiedlungsgeſellſchaft es geſtatten würden, die Freigelaſſenen nach Liberia zu bringen, und in Virginien wurden 1832 und 1833 anſehnliche Summen bewilligt, um die freien Schwarzen in Stand zu ſetzen, ſich mit ihren Brüdern in Afrika zu vereinigen. Dieſer Staat hat die Abſicht, eine eigne Anſiedlung in Afrika für ſeine Sklaven zu gründen. Der Staat Maryland hat dies bereits gethan und am Vorgebirge Palmas in Oberguinea ein Gebiet von 40 Quadratmeilen angekauft, das einen trefflichen Hafen hat. Die Negerſtämme, die das Land beſaßen, haben es zu einer Verkaufsbedingung gemacht, daß die marylandiſche Geſellſchaft in jeder ihrer drei Anſiedlungen eine Schule zum Unterrichte der Eingeborenen errichten ſoll. Die große amerikaniſche Anſiedlungsgeſellſchaft ſetzt neben dieſen Bemühungen ihre Anſtrengungen fort; ihre Hülfsmittel haben bedeutend zugenommen, und ihre jährliche Einnahme iſt ſeit 1820 von 7500 auf 50,000 Thaler geſtiegen. Zu den freien Negern, die in Liberia Anſiedlungen gefunden haben, kamen auch viele Sklaven, die in den letzten Jahren mehren Sklavenhändlern an der afrikaniſchen Küſte weggenommen und als freie Leute unter den Schutz der Colonie geſtellt wurden, und beinahe 300 Sklaven, welche man gegen die neuern Geſetze nach den Vereinigten Staaten gebracht hatte, und die auf Befehl der Regierung nach Liberia, um gleichfalls ihre Freiheit zu erhalten, wieder eingeſchifft werden mußten. Mehre Verordnungen der amerikaniſchen Staaten verrathen die Abſicht, ſich von den freien Negern und Mulatten zu befreien. So darf kein ſchwarzer oder halbſchwarzer Sklave freigelaſſen werden, wenn nicht der Eigenthümer entweder mit einer Anſiedlungsgeſellſchaft ſich zur Überſiedlung der Freigelaſſenen nach Liberia vereinigt, oder der Staatsregierung zu dieſem Zwecke 70 Thaler bezahlt, und freie Schwarze oder Mulatten unter 18 Jahren können ſogar wider ihren Willen nach Liberia gebracht werden. Man hat ſelbſt in Amerika gegen die Beſtrebungen der Anſiedlungsgeſellſchaften manche Einwendungen erhoben und nicht ohne Grund behaup-

Digitized by Google

tet, daß dadurch die Knechtſchaft in den Sklavenſtaaten deſto dauernder gemacht werden möchte, wogegen man ſich ein Mittel verſchaffen würde, die Sklaverei allmälig auszurotten, wenn man jene Schwarzen, die man jetzt nach Afrika ſchafft, im Lande behielte, um deſto mehr Mitbewerber für die freie Arbeit zu gewinnen, zumal da die Anſicht, daß freie Arbeit wohlfeiler als Sklavendienſt iſt, ſich immer mehr zu verbreiten ſcheint. Was aber auch die entferntern Folgen jener Bemühungen ſein mögen, ſo haben wir doch die nächſten wohlthätigen Folgen für eine unglückliche Menſchenclaſſe vor Augen, und es können nur heilſame Ergebniſſe für die Geſittung von Weſtafrika daraus hervorgehen, wenn der Einfluß der vermehrten Negeranſiedlungen ſich immer weiter verbreitet.

Die Bäder von Piſchtyan in Ungarn.

Piſchtyan, auch Pieſtjan, Pöſtyén, Kleinpöſthény genannt, liegt in der neutraer Geſpanſchaft, dicht an dem Ufer der Waag, ſechs Meilen von Tyrnau, 18 Meilen von Wien entfernt, und iſt ſeit langen Zeiten ein Beſitzthum der Grafen Erdödy. Nicht nur das rechte und linke Ufer der Waag, ſondern auch der Fluß ſelbſt ſind, beſonders des Morgens und bei hohem Waſſerſtande der Waag, in eine dichte Dampfwolke gehüllt, welche aus den Quellen hindurchdringend aufſteigt, die überall, wo man einigermaßen tief gräbt, auch zu Tage kommen, aber ſowol dem Waſſerſtande als auch der Temperatur nach, die zwiſchen 48—51° R. beträgt, mit dem Steigen und Fallen des Fluſſes in umgekehrtem Verhältniß zu ſtehen ſcheinen. Dieſe Quellen gehören zu den warmen Schwefelwaſſern, haben viele Ähnlichkeit mit den aachner Quellen und werden nicht blos zur Trink- und Badecur, ſondern auch zu Schlammbädern benutzt. Das Waſſer nämlich, obgleich, wenn es friſch geſchöpft wird, klar und ohne ſehr hervorſtechenden Geſchmack und Geruch, ſetzt doch ſehr bald einen Bodenſatz ab, der auch, beſonders in dem ſogenannten Hauptbrunnen, in hinreichender Menge vorhanden iſt, auch überdies ſeine natürliche Wärme ſo lange behält, daß er zu dem erwähnten Gebrauche dienen kann. Dieſe Heilquellen haben ſich beſonders wirkſam gezeigt gegen chroniſche Krankheiten, namentlich gegen veralteten Rheumatismus und Gicht, Lähmungen, Scrofeln, Rhachitis, Hautausſchläge, Geſchwüre; gegen hartnäckige Unterleibsübel, Krankheiten der Blaſe und dergl. Die Benutzung dieſer bereits im 16. Jahrh. bekannten Quellen wurde erſt in der neuern Zeit ausgebreiteter, als der letzte Beſitzer, Graf Joſeph Erdödy von Monyorokerék, im J. 1822 eine gänzliche Umgeſtaltung der bis dahin ſehr unvollkommenen Bade- und Wohngebäude vornahm. Er ließ das Wannenbad ganz neu aufbauen, das ſich auf unſerer Abbildung durch ſeinen Säulengang auszeichnet; ebenſo das gemeinſchaftliche Bad, welches in vier Abtheilungen, das Schlammbad, das Gehbad, das gemeine Bad und das Judenbad, getrennt iſt. Das Schlammbad und das Gehbad erhielten jedes zwei abgeſonderte Cabinete zum An- und Auskleiden für beide Geſchlechter. Für das Unterkommen und die Bequemlichkeit der Gäſte wurde durch Erweiterung des Gaſthofes, durch ein neues Gebäude, welches als Kaffeehaus und Tanzſaal dient, und durch Anlage eines Gartens geſorgt. Auch in dem nahen Dorfe finden die Badegäſte in mehren herrſchaftlichen Gebäuden Aufnahme. Das wohlfeile Leben, die entferntern Umgebungen, das ſchöne Thal der Waag und das Schloß Vitterz mit ſeinen Gartenanlagen, tragen zur Annehmlichkeit dieſes Badeortes bei, deſſen heilkräftige Quellen kein Hülfeſuchender ganz unbefriedigt verlaſſen wird, die oft aber ſchon wahrhaft wunderbare Geneſungen bewirkten.

Die Bäder von Piſchtyan in Ungarn.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

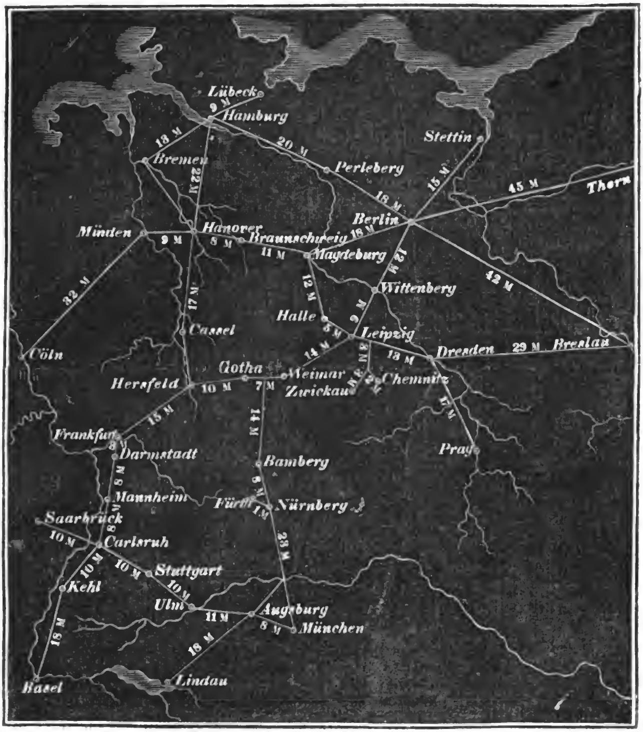
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

101.] Erſcheint jeden Sonnabend. [März 7, 1835.

Über Eiſenbahnen und das deutſche Eiſenbahnſyſtem.



Eiſenbahnen oder Schienenbahnen ſind parallel nebeneinander fortlaufende, 3 Fuß 8 Zoll bis 4 Fuß 8 Zoll voneinander entfernt liegende Geleiſebäume (im Engliſchen Rails) oder Schienen von Eiſen, oder auch von Holz oder Steinen, die mit Eiſen beſchlagen ſind, worauf eigens dazu beſtimmte Wagen mit gußeiſernen Rädern, welche durch die an ihrer innern Peripherie befindlichen Ränder oder Kränze ſtets auf dem flachen Geleiſe gehalten werden, in beliebiger Schnelligkeit fortbewegt werden können. Die noch jetzt erhaltenen Überreſte der Appiſchen Straße von Rom nach Capua, welche aus feſtzuſammengefügten Steinblöcken beſtand, worin die Geleiſe eingehauen waren, be

Digitized by Google

weiſen, daß ſchon die Römer die großen Vortheile einer ſo viel möglich horizontalen Fläche bei Straßen und feſter, glatter Geleiſe kannten. In der Form ihr faſt ähnlich waren die erſten Geleiſewege der Engländer, welche aus mit Geleiſen verſehenen Stücken Holz beſtanden. Nach der Behauptung der deutſchen Bergleute iſt die erſte Idee zu den jetzigen Eiſenbahnen aus ihren Bergwerken, in welchen unter der Benennung Hundegeſtänge ſchon ſeit Jahrhunderten eine ähnliche Vorrichtung im Gebrauch geweſen, nach England hinübergekommen, und dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Königin Eliſabeth, um den engliſchen Bergbau emporzubringen, deutſche Bergleute vom Harz und aus dem Erzgebirge nach England berief. Schon 1676 führte man auf dergleichen ſehr unvollkommenen Bahnen in der Nähe von Newcaſtle am Tyne aus den Kohlengruben nach dem nahen Fluß ſo viel Kohlen mit Einem Pferde, als auf gewöhnlichen Straßen kaum mit vier. Später, da ſich an den Krümmungen das Holz ſchnell abnutzte, fing man an, ſie an ſolchen Stellen mit Eiſen zu beſchlagen, wobei man die Erfahrung machte, daß auf dieſe Weiſe viel Kraft erſpart werde. Dies führte darauf, die ganze Bahn mit Eiſen zu beſchlagen und den Rand, welcher das Rad auf der Bahn halten ſollte, an dem innern Umkreiſe deſſelben, anſtatt an der innern Seite der Schienen anzubringen. Als in England das Holz immer theurer und ſeltener, das Eiſen aber wohlfeiler zu werden begann, kam 1776 Curr auf den Gedanken, gußeiſerne Schienen auf Querhölzer zu legen, worauf 1797 Barns die Querhölzer durch ſteinerne Unterlagen erſetzte. Da man bemerkt hatte, daß die flachen Schienen auf der innern Kante ſich mit dem Rade ſtark reiben, ſo erfand man den „Edge Rail“ (Randſchiene), welcher in der Mitte hoch iſt und nach beiden Seiten ſich rundet und der auch noch gegenwärtig für den beſten gehalten wird. Später wählte man ſtatt der gußeiſernen Schienen, die oft brachen, geſchmiedete, die aber in der neueſten Zeit durch Schienen von gewalztem Eiſen erſetzt wurden. Schon 1799 hatten die Leiſtungen der ſo vervollkommneten Schienenbahnen die Aufmerkſamkeit des Parlaments dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß eine Prüfung derſelben durch einen Ausſchuß angeordnet ward. Aber noch war die Dampfmaſchine nicht auf diejenige Stufe der Vollkommenheit gelangt, welche den Eiſenbahnen eine Wichtigkeit geben ſollte, die alle Vorſtellung überſteigt; noch begnügte man ſich mit den Leiſtungen der Kanäle und den großen Vortheilen einer ausgedehnten Küſtenfahrt. Der Stockton- und Darlington-Eiſenbahn-Geſellſchaft war es vorbehalten, ihre große Beſtimmung ahnen zu laſſen. Die Vollendung dieſer Bahn im Jahre 1825 macht daher Epoche in der Geſchichte der Eiſenbahnen. Ihr folgte in England die Liverpool- und Mancheſter-Bahn *), in Frankreich die von St.-Etienne nach Andrieux, in Öſtreich die zwiſchen der Donau und Moldau, in Nordamerika die von den Quincy-Steinbrüchen nach Boſton, welche, obwol nur von ſteinernen Blöcken, mit darauf befeſtigten flachen Eiſenſchienen, und nur drei Viertelſtunden lang, die Mutter ſo vieler Rieſenbahnen geworden iſt. Die auf der Stockton- und Darlington-Bahn bereits gemachten Verſuche, den Dampfwagen anzuwenden, fielen ſo glücklich aus, daß die Liverpool- und Mancheſterbahn-Geſellſchaft nach Vollendung ihres Werkes einen Preis von 3500 Thalern auf den beſten Dampfwagen ausſetzte und einen Wettlauf anordnete, der im Jahre 1830 die erfreulichſten Ergebniſſe gewährte. Von da an haben Alle, welche den Einfluß des ſchnellen und wohlfeilen Transports auf die Induſtrie, den Wohlſtand und die höhere Bildung der Völker zu ſchätzen wiſſen, die Überzeugung gewonnen, daß dieſe Transportmaſchine beſtimmt ſei, der Welt eine andere Geſtalt zu geben.

Zwiſchen zwei gegebenen Punkten hat man meiſtens die Wahl unter verſchiedenen Richtungen. Wenn anders eine Richtung nicht größern Transport gewährt als die andere, ſo iſt diejenige die vortheilhafteſte, welche die ebenſte Fläche, die gradeſte Linie und den feſteſten Boden darbietet. Vorkommenden Unebenheiten wird durch Durchſtiche der Höhen, durch Aufdämmung oder Überbrückung der Vertiefungen und durch Tunnels oder Stollen (ſ. Fig. 3 u. 4) abgeholfen. Eine Vergleichung der zu erlangenden Vortheile mit den aufzuwendenden Koſten und den vorhandenen Mitteln muß ergeben, ob es vortheilhafter iſt, eine Anhöhe zu durchſtechen, oder einen Tunnel durchzugraben, oder mittels ſchiefer Flächen und Maſchinen ſie zu überſchreiten. Selten iſt es möglich, der Eiſenbahn eine ganz horizontale Fläche zu geben, zumal wenn der Weg lang iſt. Geringe Unebenheiten ſind auch kein bedeutender Nachtheil, ſo lange die angewendete Kraft zureicht, die Steigung zu überwinden. Je weniger die Schnelligkeit des Transports Hauptbedingung iſt, deſto weniger hindert eine mäßige Steigung. Iſt aber dieſe mit der gewöhnlichen Kraft nicht zu überwinden, ſo wird die Anlegung von ſchiefen Flächen, auf welchen man, wie bei den Kanälen, auf einmal auf- oder niederſteigt, nothwendig, um vorher und nachher eine ſo viel möglich ebene Fläche zu gewinnen. Auf dieſen ſchiefen Flächen kann Waſſer oder Pferde- oder Dampfkraft angewendet werden, um die Laſten aufwärts zu ſchaffen. Bei gleich ſtarkem Transport in beiden Richtungen iſt die Compenſationsmaſchine, mittels welcher man die hinaufgehenden Wagen durch das Gewicht der herabgehenden in die Höhe zieht, am vortheilhafteſten. Was an dem herabgehenden Gewicht fehlt, wird am einfachſten und wohlfeilſten durch auf Wagen geſtellte Waſſerbehälter erſetzt, die mittels einer oben angebrachten Ciſterne gefüllt und unten wieder ausgeleert werden. Eine ſo viel möglich grade Linie wird erfodert, weil der Eiſenbahnwagen in ſeiner bisherigen Form ſich bei Krümmungen gegen die Schienen um ſo ſtärker reibt, je kürzer die Krümmung iſt, wodurch Kraftverminderung und Beſchädigung der Schienen verurſacht wird. Inzwiſchen laſſen ſich dieſe Krümmungen ebenſo wenig ganz vermeiden als die Steigungen. An der Liverpool- und Mancheſterbahn beträgt der Radius der kürzeſten Krümmung 540 Fuß, an der Baltimore- und Ohiobahn 400 Fuß, doch gibt es auch andere, deren Radius nur 250 Fuß beträgt. Die Kunſt hat übrigens dieſer Unbequemlichkeit bereits bedeutend abgeholfen, und wird ſie wahrſcheinlich gänzlich beſeitigen durch Verbeſſerungen an den Achſen und Rädern des Eiſenbahnwagens. Knight, Hauptingenieur der Baltimore- und Ohiobahn, verſichert in ſeinem Bericht vom 1. October 1831, die von ihm gemachten Verbeſſerungen ſeien ſo wirkſam, daß er eine Krümmung von 400 Fuß Radius, ohne allen Nachtheil für die Bahn, mit einer Schnelligkeit von 3 Meilen in der Stunde durchfahren könne. Früher ſchon hatte Baader eine Erfindung angekündigt, mittels welcher er im Stande iſt, eine Krümmung zu befahren, deren Radius nur 20 Fuß beträgt. Es iſt nur zu bedauern, daß dieſer verdienſtvolle deutſche Mechaniker nicht in den Stand geſetzt wird, dieſe und andere Verbeſſerungen öffentlich zu erproben.

Das Fundament der Bahn iſt nach dem Boden und der Art des Oberbaues verſchieden. Eine Eiſenbahn mit ganz hölzernem Oberbau erfodert auf ebenem,

*) Ein ausführlicher Bericht über dieſe Bahn wird demnächſt folgen

Digitized by Google

feſtem Grunde nichts als einen niedern 16—24 Fuß breiten Kies- oder Erddamm mit Gräben auf beiden Seiten, welcher in manchen Gegenden nicht über 3000—6000 Thaler für die deutſche Meile koſten wird, worauf, nachdem er ſich geſetzt hat, die Querhölzer unmittelbar zu liegen kommen. Maſſive Bahnen erfodern von drei zu drei Fuß ſteinerne Unterlagen, welche auf einem beſondern, oder auch durch Gräben fortlaufenden Fundament von zerſchlagenen und feſt geſtampften Bruchſteinen ruhen. Fortlaufende Mauern ſind nur an Abhängen, oder wo der Grund nicht feſt genug iſt, erfoderlich. Für eine doppelte Bahn werden auf die deutſche Meile 10—12 Morgen Landes zu 40,000 □Fuß erfodert.

Der Oberbau der Bahn iſt ebenfalls ſehr verſchieden. Wo Holz wohlfeil iſt, Eiſen theuer, das Capital ſchwer aufzutreiben und der Transport nicht ſehr groß, iſt es am gerathenſten, vorläufig eine einfache Bahn von Holz zu legen, die Straße aber, auf welche die Bahn gelegt wird, ſo vollkommen als möglich herzuſtellen und für ein doppeltes Geleis einzurichten, damit ſpäter, wenn der Transport durch den Einfluß der hölzernen Bahn auf den Verkehr ſich ſo vermehrt hat, daß der Ertrag derſelben die Maßregel rechtfertigt, ein zweites maſſives Geleis gelegt werden könne. Einzig in Folge dieſes klugen, den Landesverhältniſſen angemeſſenen Verfahrens iſt es den Nordamerikanern möglich geworden, jetzt ſchon ſo rieſenhafte Werke zu unternehmen. Es werden dort 6—8 Fuß lange Querhölzer von hartem Holz von drei zu drei Fuß auf den Damm feſt aufgelegt; in dieſelbe 15—21 Fuß lange, 9 Zoll hohe und 5 Zoll ſtarke Geleiſebäume vom beſten Tannenholz oder noch beſſer von eichenem Holz eingekämmt und unter ſich verbunden, auf die innere Kante dieſer Geleiſebäume eiſerne $2 - 2\frac{1}{4}$ Zoll dicke und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{5}{8}$ Zoll ſtarke Schienen, welche zu dieſem Behuf mit Bohrlöchern verſehen werden, aufgenagelt, und das Holzwerk wird mit Theer beſtrichen. Das hierzu erfoderliche Eiſen wiegt ungefähr 1200 Ctr. für die deutſche Meile und koſtet etwa 8000 Thaler; das Holzwerk wird in den meiſten Gegenden nicht über 8000 Thaler kommen und dauert 10—20 Jahre. Es iſt berechnet worden, daß die Erſparniß an Intereſſen, Zwiſchenzinſen, und die Mehreinnahme an Bahnzöllen, weil die Bahn viel ſchneller zu Stande kommt, binnen einem Zeitraume von 7 Jahren über 30,000 Thaler auf die deutſche Meile beträgt.*) Dagegen koſtet die vollſtändige Erneuerung des Holzwerks ungefähr 8000 Thaler für die deutſche Meile nach einem Zeitraume von 10—20 Jahren; die eiſernen Schienen aber verlieren, wie durch mehre Verſuche erprobt worden iſt, jährlich nicht mehr als $\frac{1}{272}$ ihres Gewichtes. Die Behauptung, daß dieſe Anlagen nicht ſolid und ein Rückſchritt im Eiſenbahnbau ſeien, iſt nicht gegründet. Sie leiſten ganz dieſelben Dienſte wie die maſſiven Bahnen, und ſind ebenſo gut mit Dampfmaſchinen zu befahren, zumal wenn man die in Nordamerika übliche Verbeſſerung in Anwendung bringt, dieſe Maſchinen auf ſechs bis acht Räder zu ſtellen, und ſo das Gewicht derſelben auf mehre Punkte zu vertheilen. Eine hölzerne Bahn erfodert nur den dritten Theil des Capitals einer maſſiven, alſo nur den dritten Theil des Tranports, um eine ebenſo große Dividende zu bringen, als eine maſſive; dabei verdreifacht ſie dieſen Transport leicht im Lauf von 10—15 Jahren und gibt alſo nebenbei noch die Mittel zu Erbauung einer maſſiven. Dieſe Verhältniſſe verdienen in Deutſchland in reifliche Erwägung gezogen zu werden, da auf der Erkennung und Anerkennung derſelben die Hoffnung beruht, bald große Nationalwerke dieſer Art bei uns erſtehen zu ſehen.

Zwiſchen jenen und den maſſiven Bahnen gibt es noch Mittelarten. Es werden entweder von drei zu drei Fuß Hauſteine auf ein Fundament von Bruchſteinen gelegt, in die obere Fläche derſelben Löcher gemeiſelt, dieſe mit hölzernen Pflöcken ausgefüllt, auf dieſen Pflöcken Sitze von Gußeiſen befeſtigt, in dieſe Sitze hölzerne Schienen von der bereits angeführten Art gelegt, unter ſich verbunden und mit leichten eiſernen Schienen beſchlagen, wie an der Hudſon- und Mohawk-Eiſenbahn im Staate Neuyork; oder man legt auf ein fortlaufendes Fundament von Bruchſteinen zwei fortlaufende Reihen von behauenen Steinen, fügt ſie gut zuſammen und beſchlägt ſie mit leichten eiſernen Schienen, wie bei einem Theile der Ohio- und Baltimore-Eiſenbahn. Bei allen dieſen Arten erſpart man $\frac{2}{3} - \frac{3}{4}$ des zu ganz maſſiven Bahnen erfoderlichen Eiſens. Letztere werden beſonders in denjenigen Gegenden von Deutſchland anwendbar und vortheilhaft ſein, wo gute Steine leicht und wohlfeil zu haben ſind.

Die ganz maſſive Bahn hat die bei der Hudſon- und Mohawk-Bahn beſchriebene Einrichtung, nur mit dem Unterſchiede, daß, ſtatt hölzerner, Schienen von gewalztem Eiſen in den Sitzen ruhen, wovon drei Fuß an der Glasgow-Bahn 28 Pf., an der Liverpool-Bahn 35 Pf. wiegen, oder auf die deutſche Meile ungefähr 6000 Centner, welche auf 30,000—40,000 Thaler kommen dürften, ohne die gußeiſernen Sitze, die 4—5000 Thaler auf die Meile koſten, und ohne die ſteinernen Unterlagen, welche mit Einſchluß der Arbeit ungefähr 10,000 Thaler koſten mögen. Demnach wird eine einfache maſſive Bahn auf die deutſche Meile ohne Auffüllungen, Abgrabungen, Mauerwerk, Durchſtiche, Tunnels, Brücken, Grund und Boden ungefähr 60,000 Thaler koſten.

Bei einfachen Bahnen ſind von Strecke zu Strecke Ausweichplätze nöthig, d. h. doppelte Bahnen. Der Übergang von einem Geleiſe auf das andere, oder auch über Chauſſeen und Vicinalſtraßen, die mit der Eiſenbahn in gleichem Horizonte liegen, geſchieht mittels einfacher und wenig koſtſpieliger Vorrichtungen. Nur in wenigen Fällen, z. B. bei Durchſchnitten, iſt es nöthig, die Straße mittels eines Viaducts (ſ. Fig. 5) über die Eiſenbahn wegzuführen. Ein Pferd zieht auf einer vollkommenen Ebene wol zehnmal mehr als auf guten Chauſſeen, nämlich 250 Ctr., bei einem Fall von 80—150 F. auf die deutſche Meile 300—500 Ctr. Bei mehr als 150 Fuß Fall laufen die Wagen von ſelbſt und bedürfen Hemmvorrichtungen, um nicht in zu ſtarken Lauf zu gerathen. Dagegen erfodert die Steigung in gleichem Verhältniß mehr Zugkraft. Sind Fall und Steigung gleich und mäßig, ſo wird bergab gewonnen, was bergan zugeſetzt werden muß. Die Dampfwagen haben ein Gewicht von $4\frac{1}{2}$—10 Tonnen. Eine Dampfmaſchine von $4\frac{1}{2}$ Tonnen zieht 30 Tonnen rein auf der Ebene 3 Meilen in einer Stunde, oder 7 Tonnen bei einer Steigung von 250 Fuß. Je langſamer die Bewegung iſt, deſto mehr kann ſie leiſten. Sie bringt 150—200 Reiſende mit Sicherheit 4—5 deutſche Meilen weit in der Stunde; im Fall der Noth kann ſie aber auch 10—12 deutſche Meilen in einer Stunde zurücklegen. Sie verbraucht in 12 Stunden eine Tonne oder

*) Vergleiche Liſt, „Über ein ſächſ. Eiſenbahnſyſtem, als Grundlage eines allgemeinen deutſchen Eiſenbahnſyſtems und insbeſondere über eine Eiſenbahn von Leipzig nach Dresden" (Lpz. 1833) und die Berichte des leipziger Eiſenbahn-Comité.

Digitized by Google

20 Ctr. Steinkohlen. In der neueſten Zeit wendet man die Kohle ſelbſt an, ſtatt der Cokes. Auch die ſchwer entzündbare Kohlenblende (Anthracit) benutzen die Nordamerikaner mit Erfolg für dieſen Zweck, weshalb ſich hoffen

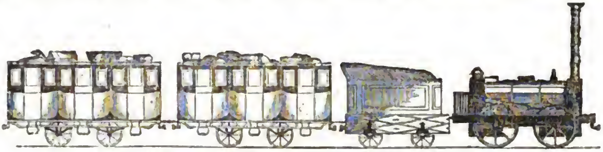


Fig 1. Eine Dampfmaſchine mit einer Reihe von Reiſewagen.

läßt, daß viele Arten ſchlechter deutſcher Kohlen zu gebrauchen ſein dürften. Trockenes Holz verſieht gleichfalls den Dienſt, wo die Kohle fehlt. Bisher ſind durch die Funken, welche daſſelbe ausſprüht, Perſonen und Güter nicht ſelten beſchädigt worden; doch hat man vor Kurzem eine Vorrichtung erfunden, welche beide vollkommen ſicherſtellt.

Nur Unkundige oder Befangene können die Hoffnung hegen, der Chauſſee-Dampfwagen werde den Eiſenbahndampfwagen ſammt den Eiſenbahnen überflüſſig machen, da jener höchſtens den zehnten Theil ſo viel ziehen kann, als dieſer und ſich dabei nur halb ſo ſchnell fortbewegt, auch wegen des Widerſtandes auf gewöhnlichen Landſtraßen täglich und ſtündlich in den Fall kommt, Halt zu machen, um bei Wagnern und Schmieden Hülfe zu ſuchen. Nur auf kürzern Strecken wird er mit Erfolg angewendet werden können.

Die gewöhnlichen Bahnwagen haben, wie die Dämpfer, gußeiſerne Räder von 2½—4 Fuß im Durchmeſſer. Nach Einigen ſind die größern viel vortheilhafter als die kleinern; nach Andern iſt es ſehr

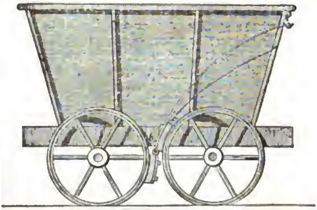


Fig. 2. Ein zum Behuf des Steinkohlentransports eingerichteter Eiſenbahnwagen.

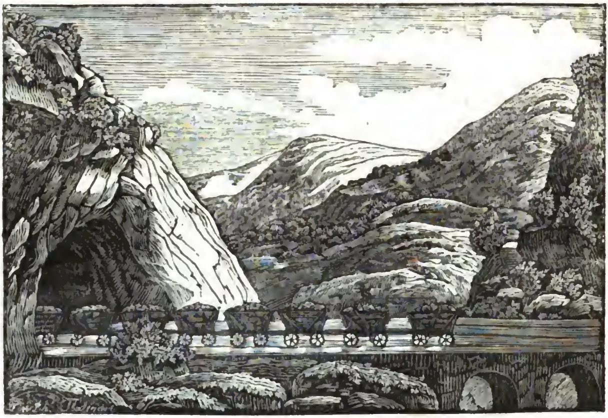


Fig 3 Eingang einer Reihe von Kohlenwagen in den Stollen der Lyon- und St.-Etienne-Bahn.

förderlich, die Ladung in Stahlfedern zu hängen. Ein ſolcher Wagen koſtet 100—150, ein Paſſagierwagen 300—500 Thaler. Auf die kleinern Frachtwagen werden 20—30, auf die größern 50—60 Ctr. geladen; ihr eignes Gewicht beträgt 15—30 Ctr.

Die Transportkoſten, mit Einſchluß der Bahnzölle, betragen ein Drittel der Chauſſeefracht, die Zugkoſten insbeſondere nur ein Achtel. In der Regel machen die Handelsgüter zwei Meilen in der Stunde, ſie gehen alſo von Hamburg nach Nürnberg oder um-

Digitized by Google

Fig. 4. Eingang in den Hauptſtollen der Lyon- und St.-Etienne-Eiſenbahn.

gekehrt in ungefähr 50 Stunden. Reiſende können für die Hälfte der jetzigen Schnellpoſttaxe dreimal ſchneller reiſen, nämlich von Nürnberg nach Hamburg in 30 – 40 Stunden. Am wichtigſten aber iſt die Transporterleichterung und Frachtverminderung in Anſehung derjenigen Artikel, die bei geringen Preiſen ſehr ins Gewicht fallen, und bei ausgedehntem Markt auf die productiven Kräfte außerordentlichen Einfluß haben. Dahin gehören Steinkohlen, Brennholz, Torf, Gyps, Mergel, Kalk, Schiefer, Eiſen, Baumaterialien, Salz, Getreide. Für alle dieſe Artikel kann die Eiſenbahnfracht, ſo weit es nöthig und der Production wie dem Eiſenbahnertrag zuträglich iſt, auf ein Fünftel bis Siebentel der Chauſſeefracht heruntergeſetzt werden, ſodaß ſie nunmehr ihren Markt in gleichem Verhältniß ausdehnen. So kann z. B. Steinkohle, welche bisher nur eine Chauſſeefracht von vier bis fünf Meilen ertrug, ihren Markt mittels der Eiſenbahnen bis auf 30 und 40 Meilen ausdehnen. Demnach ſind es eben dieſe Artikel, welche mit der Zeit den Eiſenbahnen das meiſte Einkommen gewähren.

England, das ſchon früher viele hundert Meilen Eiſenbahnen zum Transport von Steinkohlen, Kalk, Gips, Eiſen u. ſ. w. beſaß, baut jetzt dergleichen nach allen Richtungen, und Actien, welche erſt 35 Thaler eingezahlt haben, werden ſchon zu 77 Thaler verkauft. Die Bahnen gehen von London nach Birmingham, Briſtol, Southampton, Dover, Brighton,

Fig. 5. Der Viaduct von Voiron auf der lyoner Bahn mit einem darüber gehenden Steinkohlenwagentransport.

Digitized by Google

Edinburg u. ſ. w. Man ſchätzt die Anlagekoſten derſelben auf mehr als 100 Millionen Thaler. Dies muß um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, als England viele und vortreffliche Kanäle, die herrlichſten Landſtraßen und eine Küſtenſchiffahrt ohne Gleichen beſitzt. Nordamerika hat ſeine erſte Eiſenbahn, die von Quincy nach Boſton, 1825 erbaut. Jetzt ſchätzt man die Strecke der fertigen oder im Werk befindlichen Bahnen und derjenigen, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach im Lauf der nächſten drei Jahre werden ausgeführt oder doch begonnen werden, auf 6000 engliſche Meilen, und das zu ihrer Vollendung erfoderliche Capital auf 90 Millionen Thaler. Wie ſehr dort dieſe Unternehmungen die öffentliche Meinung für ſich gewinnen, beweiſt die neueſte Erfahrung. Im Auguſt 1833 ward die erſte Strecke der Eiſenbahn, welche längs des großen Neuyorkkanals von Albany nach Buffalo führen ſoll, zur Unterzeichnung aufgelegt. Es waren dazu 6,000,000 Thaler erfoderlich. Ein Zuſammentrag ſämmtlicher Subſcriptionsliſten ergab aber die ungeheure Summe von 20,500,000 Thlr. Nicht nur längs des Neuyorkkanals werden Eiſenbahnen geführt, ſondern auch längs des Susquehanna, des Delaware und des Hudſon, auf dem die ſchönſte Dampfſchiffahrt in der Welt beſteht. Die Bahn von St.-Etienne nach Lyon in Frankreich iſt acht Meilen lang und koſtet ungefähr 2,500,000 Thaler. Von dieſer Bahn geben die Bilder 7, 8 und 9 drei der intereſſanteſten Anſichten. Nach den erſtatteten Berichten hat ſie im Jahre 1832 bereits 300,000 Thaler rein eingetragen, und dies ermuthigte zu neuen Unternehmungen. Im J. 1831 ward ſogar der Vorſchlag gemacht, ein ganzes Syſtem von Eiſenbahnen in Frankreich herzuſtellen, das von Paris nach Strasburg, Metz, Lille, Calais, Havre, Breſt, Bordeaux, Nantes, Marſeille u. ſ. w. ausſtrahlen ſollte *), welchen Plan das franzöſiſche Miniſterium auch auszuführen gedenkt. Die Kammern haben 1833 125,000 Thaler zum Behuf der Vermeſſungen verwilligt, die auch bereits beendigt ſind. Früher ſchon hatte Baader in einer ausführlichen Schrift den Franzoſen die Vorzüglichkeit der Eiſenbahnen vor den Kanälen mit triftigen Gründen bewieſen. Belgien hat bereits die Erbauung eines ganzen Syſtems von Eiſenbahnen beſchloſſen und begonnen, wozu eine Anleihe von 10,000,000 Thaler gemacht worden iſt.

In Deutſchland beſtehen außer einer kleinen 950 Fuß langen Bahn in der Nähe von Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge, die 14 Proc. reinen Gewinn bringt, und einigen kleinen Anlagen in den preußiſchen Rheinlanden, mittels welcher Steinkohlen transportirt werden, und die im verfloſſenen Jahre ſchon zum Theil 10 Procent reines Einkommen abgeworfen haben, nur die von Budweis nach Linz und die von Prag nach Lana. Erſtere iſt 17 Meilen lang, koſtete im Ganzen 1,680,000 Gulden und gab im Jahre 1833 68,000 Guld. Reinertrag. Sie hat aber dennoch den Erwartungen ihrer Unternehmer nicht ganz entſprochen, theils wegen Mangels an Transport, theils wegen ihres ungünſtigen Profils und ihrer mangelhaften Bauart. Während auf Routen, wo großer Verkehr ſtattfindet, durch den Paſſagiertransport doppelt ſo viel gewonnen wird als durch den Gütertransport, hatte dieſe Bahn faſt gar keine Einnahme von Reiſenden, weil ſie wegen ihres ungünſtigen Profils und ihrer zu leichten Bauart nicht mit Dampfmaſchinen befahren werden kann. Der Transport an Gütern aber beträgt nicht mehr als 300,000 Ctr., welche, bei den durch die bedeutende Steigung verurſachten großen Transportkoſten nur einen ſehr geringen reinen Ertrag abwerfen. Die Bahn von Prag nach Lana iſt ſo mangelhaft gebaut, daß man bald nach ihrer Vollendung einſah, ſie müßte, ſollte ſie Dienſte leiſten, wieder gänzlich umgebaut werden. Man hatte nicht mehr als 16,000 Thlr. für die deutſche Meilen darauf verwendet, alſo kaum den fünften oder ſechsten Theil ſo viel als zu einer ſoliden Holzeiſenbahn erfoderlich iſt. Dabei hat ſie nur 200,000 Ctr. zu transportiren und zwar meiſtens Brennholz, das kaum einen reinen Ertrag abwirft, indem bei der mangelhaften Anlage die Zugkoſten außerordentlich groß ſind und die Bahnzölle wegen der beſtehenden Concurrenz mit dem Floßholz ſehr niedrig geſtellt werden müſſen, nämlich auf 3/4 Kreuzer für Centner und Meile. Von Paſſagieren hatte ſie keine Einnahme.

Hieraus erhellt, daß man in denjenigen Gegenden von Deutſchland, wo ein großer Verkehr von Reiſenden und Gütern zu erwarten iſt, ſich durch das Mislingen jener beiden Verſuche nicht abſchrecken laſſen darf, zumal wo das Terrain ſich günſtiger darſtellt als dort. Gleicher Meinung iſt man auch in Öſtreich. In dieſem Augenblick iſt dort eine neue Bahn von Linz nach den Salzwerken bei Gmunden im Werke, welche 50,000 Gulden für die Meile koſten ſoll. Im übrigen Deutſchland ſind gegenwärtig folgende Routen im Vorſchlag:

1) Von Nürnberg nach Fürth, zwei Stunden lang; blos für den Paſſagiertransport berechnet, faſt ebenes Terrain. Man rechnet täglich auf 500 Perſonen. Sie wird gut rentiren; die Unterzeichnung iſt vollſtändig.

2) Von Hanover nach Hamburg, 22 Meilen lang; meiſt ebenes Terrain, bedeutender Transport an Reiſenden und Gütern, Hamburg hat erſt kürzlich ein Comité erwählt; iſt noch nicht unterzeichnet.

3) Von Manheim nach Baſel, 56 Stunden lang; ſehr günſtiges Terrain, großer Verkehr an Reiſenden und Gütern. Sie iſt erſt kürzlich projectirt. Dieſes Unternehmen wird ohne Zweifel zu Stande kommen.

4) Von Dresden nach Leipzig, 12 Meilen lang; großer Transport an Reiſenden und Gütern, günſtiges Terrain. Die Vorarbeiten und Vermeſſungen ſind beendigt und man erwartet mit Zuverſicht, daß die Unterzeichnung im Laufe dieſes Frühjahrs zu Stande kommen wird.

5) Von Hamburg nach Lübeck, ſieben Meilen lang; günſtiges Terrain und bedeutender Verkehr. Sie iſt vermeſſen, aber noch haben nicht Unterzeichnungen ſtatt gefunden.

Die Vortheile, welche die Transportverbeſſerung durch Eiſenbahnen für den Volkswohlſtand herbeiführen wird, ſind nicht zu berechnen. Man hat ſchon oft den größten Theil des Wohlſtandes des alten Ägyptens und Hollands den Kanälen und der Küſtenſchiffahrt zugeſchrieben, man hat darauf hingewieſen, wie die in der Nähe von Flüſſen liegenden Gegenden ihren hervorſtechenden Wohlſtand nur den Transporterleichterungen, welche die Flüſſe gewähren, zu danken haben. Wir glauben daher die Vortheile der Eiſenbahnen nicht beſſer bezeichnen zu können, als wenn wir ſagen, daß ſie ganze Welttheile, Hochlande, Sandwüſten und Niederungen ſchiffbar machen, trotz Sturm und Gewitter, im Winter wie im Sommer. Weſtpreußen, Schleſien, Baiern und Oberſchwaben werden ihr Getreide, der Neckar, Rhein, Main und die Moſel ihre Weine, der meißner Kreis, der Harz, das Erzgebirge u. ſ. w. ihre Steinkohle 50 — 100 Meilen weit ebenſo leicht verfahren als jetzt 10 Meilen. Die Mittel der Volks-

*) Vgl. Liſt, „Idées sur des réformes économiques et commerciales“, Paris 1831.

Digitized by Google

bildung und die Landeseinkünfte werden ſich verdoppeln; der Landbau wird ſich aufrichten, die Fabriken werden blühen und Deutſchland wird erfahren, was Binnenhandel iſt. Die finanziellen Vortheile der Eiſenbahnen ſind durch die Erfahrung außer Zweifel geſtellt. Es handelt ſich hier nicht von Aufopferungen wie bei den Chauſſeen und bei den meiſten Kanälen, ſondern von gewiſſem, bleibendem und fortwährend ſteigendem Gewinn. Die Actien der vollendeten Hauptbahnen ſind in England um 100—200 Procent über pari, in Nordamerika um 25—100 Procent, in Frankreich ebenſo hoch geſtiegen, und zwar in Folge der großen Dividenden, die ſie bereits gemacht haben. Es iſt die Meinung erfahrener Perſonen, daß die Hauptrouten Deutſchlands, wenn man bei ihrer Anlegung auf ökonomiſche Weiſe zu Werke ginge, wie in Nordamerika, ſchon im erſten Jahre weit über zehn Procent einbrächten.

Die vorſtehende Zeichnung eines deutſchen Eiſenbahnſyſtems iſt der Schrift: „Über ein ſächſiſches Eiſenbahnſyſtem als Grundlage eines deutſchen Eiſenbahnſyſtems“ entnommen und bedarf keiner weitern Erklärung.

Leipzig, durch ſeine centrale Lage und ſeine Intereſſen aufgefodert, ſcheint an die Spitze dieſer neuen induſtriellen Bewegung treten zu wollen. Das hier beſtehende Eiſenbahncomité behandelt dieſen Gegenſtand nicht blos mit Rückſicht auf ſeine ſpecielle Aufgabe, ſondern aus dem Geſichtspunkt, daß Leipzig beſtimmt ſei, ſich zum Mittelpunkt eines deutſchen Eiſenbahnſyſtems zu erheben. Dieſes Unternehmen verdient daher die eifrige Unterſtützung aller Derer, welchen das Wohl der deutſchen Induſtrie am Herzen liegt.

Ausführlichere Belehrung über dieſen Gegenſtand, mit Rückſicht auf die beſondern Verhältniſſe Deutſchlands findet man in den Berichten des Eiſenbahn-Comités von Leipzig, die im Wege des Buchhandels zu beziehen ſind. Friedrich Liſt.

Mittel, Burgunder und Champagner auf weiten Seereiſen vor Verderben zu ſchützen.

Der Burgunder gehört zu jenen Weinen, welche den Transport zur See nicht vertragen; eine Überfahrt von Calais nach Dover iſt oft hinreichend, um ihm einen Theil ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften zu benehmen und ſeinen Preis dadurch bedeutend zu vermindern. Das beſte Mittel, dieſem Umſchlagen des Burgunders auf weiten Seereiſen vorzubeugen, iſt, nach einer Angabe einer franzöſiſchen Zeitſchrift, folgendes. Man ſoll den Burgunder in einem Fäßchen in ein größeres mit weißem Weine gefülltes Faß bringen und durch Stützen von den Wänden des äußern Faſſes entfernt halten. Der weiße Wein erleidet hierdurch nicht die geringſte Veränderung, wenn das Holz des Burgunderfäßchens und ſeiner Stützen von guter Beſchaffenheit iſt. Der Herausgeber jener Zeitſchrift bemerkt hierzu, daß es wahrſcheinlich ebenſo gut ſein würde, wenn man den zwiſchen dem Burgunder und dem größern Faſſe befindlichen leeren Raum mit Koch- oder Seeſalz ausfüllte; er ſchließt dies daraus, daß man auch die Champagnerflaſchen auf langen Seereiſen, beſonders zwiſchen den Wendekreiſen, in Seeſalz zu packen pflegt, um ſo den Wein gegen Verderben zu ſchützen.

Die wandernden Fiſche in Guiana.

In einigen Gewäſſern von Guiana in Südamerika gibt es eine Art Fiſche, deren Floßfedern mit einer Reihe ſpitziger Gräten beſetzt ſind, welche einer ſcharfen Säge gleichen. Mit Hülfe dieſer Gräten ſchwingen ſie ſich in der trockenen Jahreszeit, wenn das Waſſer in den Sümpfen und flachen Seen verſiegt iſt, auf das Land und ſchlüpfen über daſſelbe nach der Richtung hin, wo tieferes Waſſer anzutreffen iſt. Zuweilen treffen die Eingeborenen auf ſolche Züge wandernder Fiſche, welche ſie dann leicht fangen und, da ihr Fleiſch nicht unſchmackhaft iſt, als Nahrung gebrauchen. Die Bewegungen dieſer Fiſche auf einer ſolchen Reiſe, welche oft eine ganze Nacht hindurch dauert, gleichen dem Hüpfen der zweibeinigen Eidechſen. Sie ſtützen ſich mit den ſteifen Floſſen auf den Boden, neigen den Kopf und ſchnellen ſich mit Hülfe ihres beweglichen Schwanzes vorwärts. Die Schnelligkeit dieſer Sprünge kommt ungefähr dem gewöhnlichen Schritte eines erwachſenen Mannes gleich. Eine andere Eigenthümlichkeit dieſer Fiſche iſt, daß ſie eine Art von Neſter bauen, worein ſie ihre Eier legen. Dieſes Neſt beſteht aus einen Haufen Gras und Reiſig, und wird von dem Männchen und Weibchen bewacht und vertheidigt.

Äneas, der ſeinen Vater aus Troja trägt.

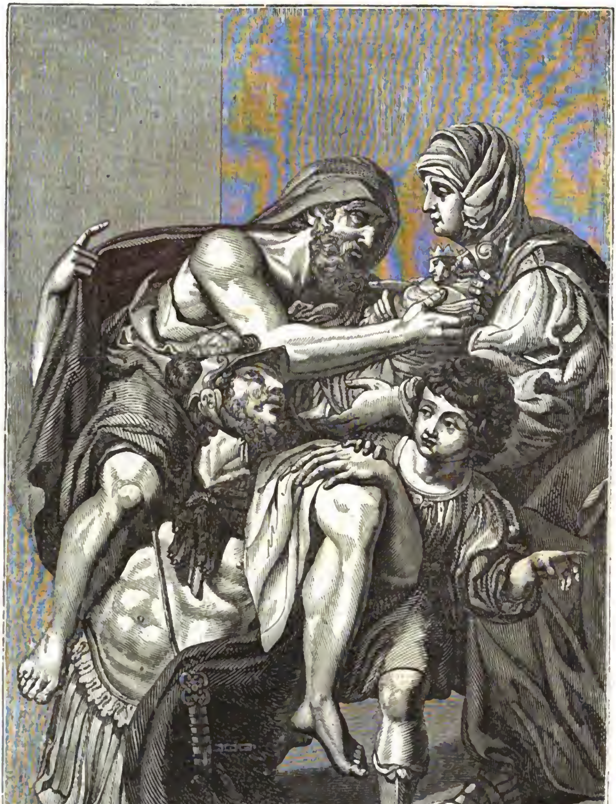
Domenico Zampieri, genannt Domenichino, war einer der berühmteſten Maler der lombardiſchen Schule und zugleich ein ſehr vorzüglicher Baumeiſter. Seine Gemälde zeichnen ſich beſonders durch großartige Erfindung aus und er beſaß in hohem Grade die Gabe, den innern Seelenzuſtand der dargeſtellten Perſonen auszudrücken, ſei es nun in Schilderung heftiger Leidenſchaften oder ruhiger Gemüthszuſtände. Seine Figuren ſprechen ihr Inneres mit einer Beſtimmtheit aus, welche über ihre Bedeutung keinen Zweifel läßt. Domenichino war zu Bologna im Jahre 1581 geboren und ſtarb zu Neapel 1641, wie man ſagt an einem von neidiſchen Kunſtgenoſſen ihm beigebrachten Gift.

Das Gemälde, deſſen ſehr gelungene Nachbildung wir hier geben, iſt eine von Domenichino's vorzüglichſten Arbeiten. Es ſtellt den trojaniſchen Helden Äneas vor, der ſeinen Vater Anchiſes aus dem brennenden Troja trägt, begleitet von ſeiner Gattin Kreuſa und ſeinem Sohn Ascanius. Derſelbe Gegenſtand iſt unter Andern auch von Rafael und Ludovico Carracci dargeſtellt worden, und die Vergleichung mit dieſen Meiſterwerken thut unſerm Gemälde keineswegs Eintrag. Wir ſehen hier die Familie des Äneas vereinigt, gerüſtet, den heimatlichen Herd zu verlaſſen. Äneas, der treffliche Sohn, hat eben den von Alter und Kummer geſchwächten Vater auf ſeine Schultern gehoben, welcher aus den Händen der Kreuſa, auf deren Geſicht der tiefſte Schmerz über das Schickſal Trojas zu leſen iſt, die von ihr geretteten Hausgötter empfängt. Der junge Ascanius, mit der Rechten zärtlich die Hand des Vaters drückend, ſcheint mit der Linken den Weg anzudeuten, den die Vertriebenen nehmen müſſen. Die treue und lebendige Wahrheit in dieſer leidenſchaftlich bewegten Gruppe, der Blick des Äneas, auf ſeinen alten Vater, auf die trauernde Gattin und auf die ehrwürdigen Götterbilder gerichtet; die tiefe Niedergeſchlagenheit des Anchiſes, das kummervolle Haupt der Kreuſa, die ängſtliche Miene des Knaben, die zur Eile ermahnt, Alles ſo ausdrucksvoll und ergreifend, iſt des Pinſels eines Domenichino würdig.

Dieſes Gemälde wurde von dem Marſchall Crequi, franzöſiſchen Geſandten zu Rom, noch bei Lebzeiten des Malers gekauft, während dieſer zu Neapel mit Müh-

Digitized by Google

ſeligkeiten aller Art kämpfte. Der Verkäufer gab es für ein Bild des Carracci aus, weil er dadurch mehr zu erhalten glaubte. Nach dem Tode des Marſchalls kaufte es der Cardinal Richelieu, der es der Krone Frankreich vermachte, ſeit welcher Zeit es ſich in der königlichen Galerie zu Paris befindet.



Äneas, der ſeinen Vater aus Troja trägt.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

102.] Erſcheint jeden Sonnabend. [März 14, 1835.

Der Mangobaum (Mangifera indica).

Nutzbare Gewächſe verbreiten ſich durch Verpflanzung oft ſo leicht und ſchnell, daß man ihr eigentliches Vaterland zuweilen nicht mehr anzugeben weiß, wie dies z. B. mit vielen unſerer Obſtſorten der Fall iſt. So hat ſich auch der Mangobaum aus ſeinem Vaterland Oſtindien ſchon nach Arabien und bis nach Südamerika verbreitet, obgleich dieſes letztere Land an großen und ſchönen Bäumen mit Früchten vom vortrefflichſten Geſchmack keineswegs Mangel hat. In jenen Gegenden iſt dieſer Baum etwa Das, was bei uns Äpfel- und Birnbäume ſind, und wie man von dieſen eine faſt zahlloſe und ſich immer noch vermehrende Menge verſchiedener Sorten hat, ſo iſt dies auch bei den Mangofrüchten der Fall.

Der Mangobaum erreicht eine Höhe von 40 Fuß und gleicht einigermaßen unſerer Eiche, die Blätter ſind aber faſt wie die des Wallnußbaums gebildet. Die Blüten ähneln denen unſers Hartriegels (Cornus sanguinea), nur ſind ſie und deren Trauben größer, und an den letztern kommen vier bis fünf Früchte zur Vollkommenheit, welche, wie die Pfirſchen und Aprikoſen, außen fleiſchig ſind und innen eine harte Nuß mit einem bittern Kern haben.

Dieſe Früchte ſind es, welche dem Baume ſeinen Werth geben, ſie ſind aber untereinander bedeutend verſchieden; denn manche haben einen ſehr ſchlechten Geſchmack (ſo ſchmeckt und riecht eine Art ſehr ſtark nach Terpenthin) und ein nicht ſehr lockendes Äußere, andere dagegen zeichnen ſich durch innere Güte ebenſo wie durch ihr Anſehen aus, und dieſe halten mit den köſt-

Digitized by Google

lichſten Früchten anderer Art jede Vergleichung aus. Man unterſcheidet beſonders den grünen Mango, welcher ſehr große Früchte trägt, den Pflaumenmango, deſſen Frucht auch im Geſchmack einer Pflaume gleicht, dann den Pfirſchen- und Aprikoſenmango u. ſ. w. Die gewöhnliche Art hat Früchte, größer als ein Gänſeei, am Stiel dicker als unten, einer Gurke ähnlich. Sie ſind anfangs grün, gehen dann ins Gelbe über, wobei manche rothe Seiten, wie viele Äpfelarten, bekommen, andere aber ganz gelb, auch wol grün bleiben. Ihre Schale iſt dünn und man zieht ſie beim Eſſen ebenſo ab, wie man dies bei den Pfirſchen zu thun pflegt; wie bei dieſen iſt das Fleiſch faſerig und außerordentlich ſaftig. Ihr Geſchmack iſt ungemein angenehm, ſäuerlich ſüß, daher kühlend und erquickend. Auch der Geruch iſt aromatiſch, und zeigt, wie bei der Ananas, die Reife an. Man ißt die Früchte roh oder bereitet ſie auf verſchiedene Weiſe zu. Man macht ſie mit Zucker ein; die jungen, unreifen Früchte kommen zwiſchen das unter dem Namen Achia (oder Aſchiar) bekannte indiſche Eingemachte. Auch wird die Frucht mit dem Meſſer geöffnet und das Innere mit friſchem Ingwer, Knoblauch, Senf, Salz, Öl und Eſſig gefüllt, um ſie mit Reis oder wie eingemachte Oliven zu eſſen. Den ausgepreßten Saft bewahrt man eingedickt auf. Die Mandeln aus dem Kern werden, getrocknet und gepulvert, verſchiedenen Speiſen zugemiſcht; geröſtet braucht man ſie auch als Heilmittel. Die Blätter und die zerquetſchte Rinde haben einen dem der Früchte ähnlichen Geruch und man pflegt wol die Rinde zu kauen, um die Zähne dadurch zu reinigen und das Zahnfleiſch zu ſtärken. Auch macht man von ihr mehrfachen mediciniſchen Gebrauch; ebenſo ſoll die Frucht ein ganz vortreffliches Mittel gegen die Skorbut ſein, doch darf dabei gar keine andere Speiſe genoſſen werden.

Der Mangobaum wächſt ſchnell und trägt ſchon vom ſiebenten Jahr an reichlich; er ſoll hundert Jahre alt werden, und pflanzt ſich leicht durch ſeine Kerne fort, die man aber auch regelmäßig ſteckt. Sein Holz iſt wenig brauchbar, da es zu ſaftreich und zu zerbrechlich iſt, weshalb die Äſte nicht blos oft von der Laſt der Früchte, ſondern auch unter ihrer eignen brechen, wenn ſie von Holzwürmern durchfreſſen ſind, die ſich in Menge darin aufhalten. Er wird faſt nur als Brennholz benutzt, doch macht man auch wol Kähne daraus, auch verwendet man es nebſt Sandelholz zum Verbrennen der Leichen oder zu Särgen. Mit den Blättern ſchmückt man in Indien an feſtlichen Tagen die Häuſer. Unſer europäiſches Klima verträgt dieſer Baum nicht und wird nur in ſogenannten Warmhäuſern (ſtark geheizten Gewächshäuſern) zur Blüte und Frucht gebracht.

Über das Gold und deſſen Benutzung.

Das Gold, geſchmolzen und unvermiſcht mit andern Metallen, iſt feſt, geruchlos, ſtark metalliſch glänzend, hochgelb, das einzige Metall, das in dünnen Platten durchſcheinend iſt. Es iſt nicht elaſtiſch und daher nicht klingend, ſehr dehnbar, nicht abfärbend, weicher als Silber und wird leichter als dieſes abgenutzt. Zur Schmelzung erfodert es einen höhern Wärmegrad als Silber und leuchtet in geſchmolzenem Zuſtande mit meergrüner Farbe. Bei dem Schmieden erhärtet es und das gehämmerte Gold iſt ſchwerer als das gegoſſene. Bei dem Erkalten zieht es ſich mehr zuſammen als alle andern Metalle und iſt daher zu Kunſtwerken weniger brauchbar als Kupfer. Es erleidet keine Veränderung ſeines Glanzes in der Luft und im Feuer. In der heftigſten, durch Brenngläſer und Brennſpiegel hervorgebrachten Hitze verflüchtigt ſich das Gold, in dem Feuer eines gewöhnlichen Schmelzofens aber kann es lange in Fluß erhalten werden, ohne an Gewicht zu verlieren. Unter den angeführten Eigenſchaften des Goldes iſt ſeine Dehnbarkeit eine der merkwürdigſten. Ein Gran Gold kann zu einem 500 Fuß langen Draht gezogen werden, und man ſchlägt das Gold zu Blättchen aus, die nur 1/2000 Linie dick ſind. Bei den Goldgalonen geht die Ausdehnung noch weiter. Der franzöſiſche Naturforſcher Réaumur überzog 360 Theile Silber mit einem Theile Gold und zog das Ganze zu einem Drahte aus, wovon 3 Ellen auf einen Gran gingen. Dann wurde der Draht zu einer Breite von 1/44 Zoll ausgewalzt und dadurch zugleich um 1/4 verlängert. Das Vergrößerungsglas konnte nicht das geringſte Fleckchen von unbedecktem Silber finden. Das Goldhäutchen war hier blos 1/12,000,000 eines Zolles. Bei dieſer außerordentlichen Dehnbarkeit zeichnet ſich das Gold auch durch einen ungemein feſten Zuſammenhang ſeiner Theile (Cohäſionskraft) aus. Es ergab ſich durch Verſuche, daß ein 2 Fuß langer Golddraht, der einen Durchmeſſer von 1/10 Linie hatte, beinahe 16½ Pfund trug, ehe er zerriß.

Nächſt dem Eiſen und Braunſteinmetall (Mangan) iſt das Gold das verbreitetſte Metall. Es gibt kaum einen Schwefelkies, der nicht Gold enthielte. Einige Naturforſcher fanden es in der Aſche der Weinreben, Andere haben es aus den Flügeldecken der ſpaniſchen Fliegen dargeſtellt. An ſeinen eigentlichen natürlichen Fundörtern findet man es gediegen, d. h. von der Natur in reiner Geſtalt erzeugt, aber auch verlarvt, d. i. mit andern Mineralien verbunden, von welchen es geſchieden werden muß. Am häufigſten kommt es in dem ſogenannten aufgeſchwemmten Lande vor, d. h. in demjenigen Theile der Erdrinde, der in ſpäterer Zeit gebildet wurde. Selten ſind dieſe Ablagerungen mächtig und werden daher leicht in Jahrhunderten erſchöpft, aber ſie haben oft eine ſehr große Ausdehnung. So iſt das aufgeſchwemmte Land, worin ſich Goldablagerungen finden, im Uralgebirge, an der Grenze von Europa und Aſien, in einer Strecke von ungefähr 150 Meilen ausgedehnt, und nimmt in Nordkarolina, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, einen Raum von 50—60 □Meilen ein. Die Goldlager gehen unter der Dammerde meiſt 2—12 Fuß tief, ſelten 50—100 Fuß, wie in Braſilien. Sie liegen gewöhnlich am Fuß oder am Abhange der Gebirge, zuweilen aber ſteigen ſie auch bis zu dem Gipfel hinan, wie man es gleichfalls in Braſilien gefunden hat. Die Lager ſind meiſt aus magnetiſchem Eiſenſand, oder eiſenſchüſſigem Thon und Lehm gebildet. In Südamerika und im Ural wird das Gold in anſehnlicher Menge mit geringer Mühe gewonnen. Gewöhnlich iſt es in größern oder kleinern Körnern zerſtreut oder wird mit dem Sande in die Flüſſe geführt, zuweilen aber findet man es auch in großen Maſſen, wie in Mexico (bis zu 6 Pfund) und in Nordamerika, und im J. 1826 fand man im Uralgebirge neben Stücken von 2—4 Pfund eines von 21 Pfund. Außer dem aufgeſchwemmten Lande findet ſich das Gold auch in Gängen, d. h. den das Gebirggeſtein durchſchneidenden Lagerſtätten des Erzes, und zwar oft in beträchtlicher Höhe, wie in Peru, wo die höchſten Punkte die goldreichſten ſind und die Beherrſcher des Landes, die Inkas, vor der Ankunft der Spanier im 16. Jahrhundert in einer Höhe von mehr

als 10,000 Fuß über dem Meere große Schätze gewannen. Auch in Salzburg und Piemont hat man in anſehnlicher Höhe Gold gefunden. Faſt alle goldführenden Gänge haben in der Tiefe wenig Gold; nur in Siebenbürgen und in Zacatecas (in Mexico) ſind als Ausnahme von der Regel die untern Tiefen (Teufen) goldreich. Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß das Vorkommen des Goldes weniger durch die Gebirgsbildung beſtimmt wird als von örtlichen Verhältniſſen abhängig iſt, und man findet in dieſer Hinſicht auffallende Verſchiedenheiten in verſchiedenen Gegenden der Erde. So iſt der Granit im Schwarzwald, im Speſſart, in Schweden und in den meiſten Ländern goldarm, in Tibet ſoll er mächtige Goldgänge führen; der Gneis iſt im ſächſiſchen Erzgebirge ohne Gold, in Mexico die Lagerſtätte dieſes Metalls und auch in Salzburg hat er goldführende Gänge. Ähnliche Erſcheinungen findet man bei andern Gebirgsarten in verſchiedenen Erdgegenden. Man muß daher annehmen, daß der Mangel an Beobachtungen über das Vorkommen des Goldes in einer beſtimmten Gebirgsart die Möglichkeit des Vorkommens in derſelben nicht ausſchließt. Der Syenit iſt in manchen Gegenden, z. B. in Mejico, Nordcarolina, Ungarn und Siebenbürgen, goldreich, am meiſten der Porphyr; auch der Thonſchiefer, z. B. in Mejico, Braſilien und Ungarn; die vulkaniſchen Gebirge von älterer Bildung ſind goldreich in Mexico und Ungarn. Nur in dem Baſalt hat man bis jetzt nirgend Gold gefunden, und in den jüngern vulkaniſchen Gebirgen nur auf den aus Lava gebildeten Inſeln Iſchia und Procida im Meerbuſen von Neapel. — Das häufige Vorkommen des Goldes in Flüſſen und Bächen hat nicht darin ſeinen Grund, daß dieſe Gewäſſer das Metall aus den Goldgängen erhalten, die ſie beſpülen, oder aus den Gebirgen, wo ſie entſpringen, ſondern ſie werden goldhaltig, indem ſie Goldablagerungen im aufgeſchwemmten Lande an ihren Ufern berühren. So iſt die Donau in den Gebirgsländern goldarm, und erſt in der Ebene von Efferdingen wird ſie goldführend. Ebenſo die Ens. Der Rhein hat mehr Gold bei Strasburg als bei Baſel, und die Goldwäſchen ſind an einigen Stellen über 1000 Schritte von dieſem Fluſſe entfernt. Überhaupt wird der Goldſand nur innerhalb eines beſchränkten Raums in den Flüſſen gefunden, z. B. im Rhein und der Donau; am häufigſten findet man ihn nach einem Sturme.

Im Allgemeinen läßt ſich annehmen, daß man das meiſte Gold im Uralgebirge, in Nord- und Südkarolina, in Siebenbürgen, im indiſchen Inſelmeere und in Afrika findet. So häufig es aber vorkommt, ſo wird es doch ſelten in ſo großer Menge gefunden, daß es überall und lange die Koſten des Baues lohnte. Dies erklärt ſich aus den Umſtänden, die wir oben bereits über die Art des Vorkommens dieſes Metalls in geringen Tiefen angeführt haben, und aus dem vermehrten Aufwande der Arbeit in größerer Tiefe. Darin iſt auch die Urſache der Erſcheinung zu ſuchen, daß das Gold in mehren vor Zeiten reichen Erdgegenden verſchwunden iſt, oder doch abgenommen hat, z. B. in mehren europäiſchen Ländern und in Südamerika, während in andern Gegenden, z. B. im Ural und in Nordamerika, ſich neue Schätze öffnen. Seit Gold gewonnen wird, hat ſich dies oft wiederholt. Im Allgemeinen haben wir wenig zuverläſſige und vollſtändige Nachrichten über den Umfang, in welchem das Gold in den verſchiedenen Gegenden der Erde vorkommt. Wir wiſſen kaum, wie viel Gold in Europa gewonnen wird; Aſien iſt nur zum Theil bekannt, das goldreiche innere Afrika ganz verſchloſſen und nur von einem Theile Amerikas kennen wir den jährlichen Ertrag.

Wir wollen hier das Hauptſächlichſte über das Vorkommen des Goldes in den verſchiedenen Erdgegenden zuſammenſtellen. Spanien, einſt das Braſilien der Phönizier, und noch zu den Zeiten der Römer goldreich, hat zwar noch Gold, das aber nicht gewonnen wird. Frankreich, das einſt von ſeinem Goldreichthum einen Beinamen führte, iſt jetzt arm an Gold; doch ſind mehre Flüſſe, z. B. Rhone, Rhein, Garonne, goldhaltig. Piemont hat in einigen Thälern Goldkies, und bei Chaland gediegen Gold. Die ehemaligen Goldgruben in der Schweiz, in Wallis und Graubündten, werden nicht mehr bebaut. Der Rhein, die Reuß, die Emmet führen dort Goldſand. In England findet man Goldkörner in den Zinngruben von Cornwall. Schottland, deſſen Goldreichthum im 15. und 16. Jahrhundert gerühmt wurde, gewinnt jetzt nur ſelten Goldkörner aus Flüſſen und Bächen. In der irländiſchen Graffſchaft Wicklow fing man 1795 an, Gold im aufgeſchwemmten Lande zu gewinnen. Schweden hat Goldkies und goldhaltiges Silber. In Deutſchland iſt, Salzburg ausgenommen, der Goldertrag unbedeutend. In Baden wird aus dem Rhein jährlich etwas Gold (5—6 Mark) gewonnen. Bei Koblenz wurde 1827 eine Goldmaſſe von etwas mehr als 3 Loth gefunden. Auf dem Harz wird jährlich etwas Gold (9 Mark) aus dem Braunerz gewonnen; auch hat man gediegen Gold bei Tilkerode, goldhaltige Erze an andern Orten gefunden und ſcheidet jährlich geringe Mengen aus Silbererzen. Kurheſſen gewinnt Gold aus dem Ederfluſſe. Im Königreich Sachſen, wo von 1531—98 aus der Elbe und Mulde und noch im 18. Jahrhundert aus der Elſter und Gölzſch im Voigtlande Gold gewonnen wurde, findet man zuweilen in den Bächen bei Johanngeorgenſtadt, und zu Auersberg im aufgeſchwemmten Lande Goldflitter, und die freiberger Silbererze enthalten zuweilen einige Gran Gold im Centner. Tirol gewinnt jährlich im Zillerthale 25 Mark aus Golderzen und gediegenem Gold; Salzburg 100 Mark, theils gediegen, theils aus Erzen. Böhmen, einſt goldreich, hat keine bebauten Goldgruben mehr. Ungarn liefert jetzt jährlich 1000 Mark, wovon ¾ auf Niederungarn kommen. In Siebenbürgen hat der Goldgewinn zugenommen, der früher jährlich 2100—2500 Mark betrug, wovon 950 aus Erzen erlangt wurden, das Übrige aus Wäſchen kam, ſeit 1827 aber ſtieg der Ertrag über 3000 Mark. In der Bukowina, der Moldau und Walachei gewinnen die Zigeuner Gold aus den Flüſſen. An den Grenzen von Europa, am öſtlichen und weſtlichen Abhange des Ural, liegen die bereits ſeit 1770 bekannten reichen Goldablagerungen, die man aber erſt ſeit 1814 ausgebeutet hat. Sie ziehen ſich in weiter Ausdehnung bis an die Quellen des Ural. Von 1814—30 gaben ſie einen Ertrag von 153,562 Mark, und 1830 allein 24,850 Mark; die Hälfte des Goldgewinns des ehemaligen ſpaniſchen Amerika in ſeiner glänzendſten Zeit. Vor 1814 wurden nur die ſchon 1745 entdeckten Gruben nördlich von Katharinenburg bebaut. Am kleinen Altai im aſiatiſchen Rußland, werden ſeit 1725 goldhaltige Silbererze gewonnen, und im ſelenginskiſchen Gebirge iſt ein bedeutender Bergbau auf Gold. Zwiſchen dem Euphrat und Tigris, einer an edlen Metallen reichen Gegend, wird Gold aus Erzen gewonnen. Arabiens ehemals geprieſener Goldreichthum wird durch neuere Berichte nicht beſtätigt. Perſien hat Mangel an edlen Metallen. Balk, Afghaniſtan und Beludſchiſtan ſind goldreich. Kaſchemir hat goldführende

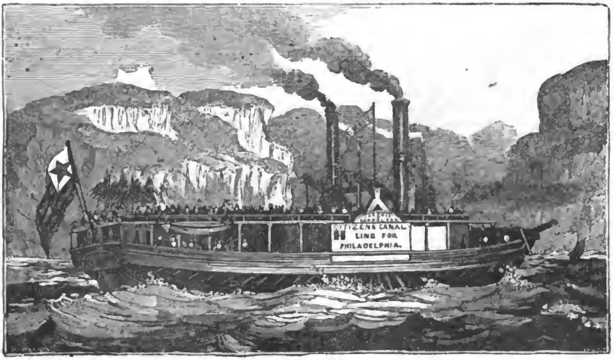
Flüſſe. Tibet hat Gold in Flüſſen und im aufgeſchwemmten Lande, oft in großen Maſſen, und in Gängen des Gebirges. In China, wo das Aufſuchen edler Metalle in den Gebirgen verboten iſt, wird Gold aus Flüſſen gewonnen, was die Geſetze erlauben. In Ava, Pegu, Siam wird viel Gold gewonnen und zu Kunſtwerken verwendet. Japan gewinnt Gold aus Gruben und Flüſſen. Vorderindien iſt arm, Hinterindien reich an Gold. Birma, das Vaterland der Rubinen, hat Goldgruben und goldreiche Flüſſe. Unter den Inſeln des hinterindiſchen Meeres ſind beſonders Borneo, Sumatra, Celebes und Manila goldreich. In Ägypten iſt der von den Alten gerühmte Goldreichthum verſchwunden. Auf dem öſtlichen Rande von Nordafrika hat man, trotz allen Forſchungen der Reiſenden, kein Goldland gefunden. Es ſcheint im ſüdlichen Äthiopien zu liegen. Nach neuern Berichten liegt jenſeit Abyſſinien ein Landſtrich, wo die Frauen Goldſtaub und Goldkörner in den Flüſſen mit Geierfedern ſammeln, das gefundene Gold in den Kielen aufbewahren und dieſe dann als Geld gebrauchen. Nördlich vom Äquator im innern Afrika liegen wahrſcheinlich die goldreichen Länder, aus welchen das Gold kommt, das in großer Menge auf der Weſtküſte Afrikas in den Handel gebracht wird. In Amerika wird das meiſte Gold durch Wäſchen, ſogenannte Seifenwerke, gewonnen. Die äußerſte bekannte Goldablagerung gegen Norden iſt in Virginien. In den nordamerikaniſchen Freiſtaaten wurde zuerſt in Nordkarolina Gold entdeckt; ſpäter in Südkarolina und in Georgia. In Nordkarolina wird das Gold theils durch Bergbau, theils durch Wäſchen gewonnen. Man hat hier im aufgeſchwemmten Lande Maſſen von 27 Pfund gefunden. In Mexico gewinnt man Gold durch Wäſchen und in Gängen, ebenſo in Guatimala, wo die Ausbeute ſteigt. In Colombia ſind beſonders die Provinzen Antioquia und Choco goldreich, doch iſt der Bergbau faſt ganz vernachläſſigt. Das feinſte Gold Colombias findet man in Giron. Peru hat reiche Goldgänge im Gebirge und viele Wäſchen. An den Ufern des Mecuipampa hat man ungemein große Goldmaſſen in einer Höhe von 12,000 Fuß über dem Meere gefunden. Bolivia hat viele goldführende Flüſſe und goldhaltige Gänge in dem Berge Descuelga, deſſen nordweſtliche Seite ſenkrecht abgeſtürzt iſt und viele Höhlungen hat, aus welchen die Peruaner lange vor der Ankunft der Spanier Schätze holten. Braſiliens Goldreichthum liegt in der Landſchaft Minas geraes, wo es bedeutende Wäſchen gibt, doch hat der Goldertrag des Landes ſeit einigen Jahren ſehr abgenommen. Der ehemals gerühmte Reichthum der Antillen iſt verſchwunden; auf der holländiſch-weſtindiſchen Inſel Aruba aber hat man ſeit 1824 Gold im aufſchwemmten Lande, zum Theil in Maſſen von 5—6 Pfund, und in Gängen gefunden, das anſehnlichen Ertrag (im Jahre 1826 über 71 Pfund) gab.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 103.)

Ein nordamerikaniſches Dampfboot.

Das hier dargeſtellte Dampfboot iſt der Carroll von Carrollton, ein Fahrzeug erſter Claſſe, im Kiel 158 Fuß lang und 52 Fuß breit, das zwiſchen Baltimore und Philadelphia hin- und herfährt. Daſſelbe faßt von 300—700 Paſſagiere und bedeutendes Gewicht an Gütern. Es hat zwei Maſchinen und zwei Verdecke. Auf dem untern Verdecke iſt die Expedition, die Haarkünſtler-, Bartſcherer- und Schuhputzerſtube, ſowie das Zimmer des Capitains.

Unterhalb des zweiten Deckes, wo die Fenſter angebracht ſind, befinden ſich die Kajüten, die an Geräumigkeit und Pracht mit den Zimmern und Sälen fürſtlicher Paläſte wetteifern. Der Fußboden iſt durchaus mit Teppichen belegt; überall ſind Spiegel und Gemälde mit reich vergoldeten Rahmen angebracht. Die Wände, Säulen und Meubles ſind von Mahagony, zum Theil mit vergoldeten Verzierungen. Vorn befindet ſich die Herrenkajüte, die 150 Fuß lang iſt. Am äußerſten Ende hat das Boot ein mit einem reich verzierten Schenktiſch verſehenes Cabinet, worin, außer einer gewählten Bibliothek, alle Arten von Getränken, von Früchten und



Ein nordamerikaniſches Dampfboot.

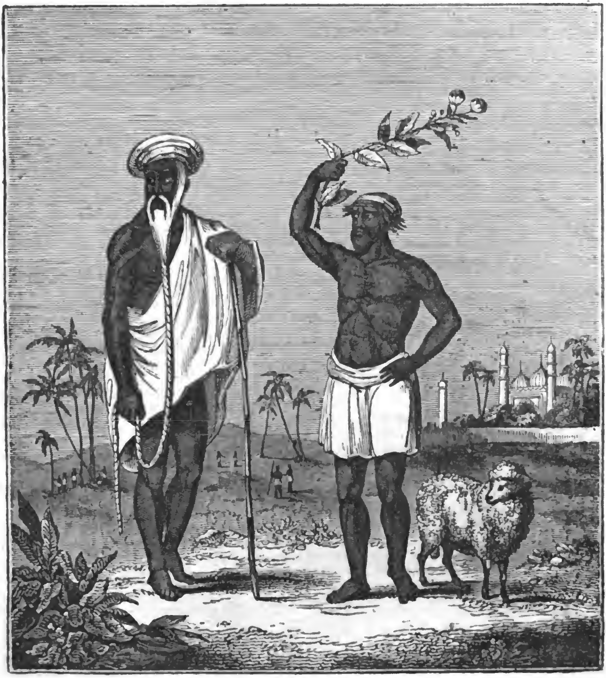
Digitized by Google

Erfriſchungen in glänzenden Gefäßen aufgeſtellt ſind. Auf beiden Seiten läuft eine doppelte Reihe von Betten, eines über dem andern, mit damaſtenen, mit goldenen Franzen verzierten Vorhängen. Im Stern oder Hintertheile des Bootes befindet ſich die Frauenkajüte, die wo möglich noch glänzender ausgeſtattet iſt. Außer den eleganteſten Meublen, Sophas, Betten und allen möglichen Bequemlichkeiten der Toilette, findet ſich hier ein vortreffliches Pianoforte. In dieſer Kajüte haben, wie auf allen amerikaniſchen Dampfſchiffen, in der Regel die Herren keinen Zutritt.

Man nimmt zur beſtimmten Zeit Frühſtück, Mittagmahl und Thee, wozu man durch die Glocke gerufen wird, in der Herrenkajüte an zwei langen Tafeln; denn ein reicher, mit dem Erleſenſten jeder Jahreszeit wohlbeſetzter Tiſch wird nothwendig erfodert, um den Credit des Dampfbootes aufrecht zu erhalten.

Der Schafeſſer.

Dem Menſchen ſind die Triebe eingepflanzt, an deren Befriedigung die Erhaltung und Dauer des Lebens geknüpft iſt; ſo der Trieb nach Speiſe und Trank. Er hat dieſelben auch mit den Thieren gemein, aber der Geiſt in ihm erhebt ihn hoch über alle übrigen Geſchöpfe. Wenn der Menſch aber dieſe Triebe entheiligt, wenn er ſie misbraucht, daß ſie in Laſter ausarten, dann verſündigt er ſich am Schöpfer, verliert ſeine Menſchenwürde und ſetzt ſich in den Augen jedes gebildeten Mitmenſchen weit unter das Thier herab. Dieſem ſind vom Schöpfer zur Befriedigung ſeiner Triebe Zeit und Maß beſtimmt. Iſt es geſättigt, ſo ſtreckt es ſich ruhig nieder, bis abermals der leere Magen ſein Recht verlangt. Nur der Menſch iſt hierin weder an Zeit noch Maß gebunden, in ihm wohnt der Verſtand, der jene Triebe beherrſchen ſoll. Mit Mitleid und Abſcheu blicken wir auf Jene, die noch im Jünglingsalter durch ihre Schuld dem Greiſe ins Grab voraneilen,



Der Schafeſſer.

Digitized by Google

mit Bedauern auf jenen Trunkenbold, der, den Kindern ein Spott, verſtandlos dahintaumelt. Auch der Sättigungstrieb kann ausarten, wird ihm nicht ein vernünftiges Maß geſetzt, und der Menſch ſich zum unerſättlichen Tieger herabwürdigen. Welcher Ausartung aber der Menſch hierin fähig iſt, mögen folgende, von der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu London mitgetheilte Berichte eines Augenzeugen, des britiſchen Generals Hardwick, über einen Hindu darthun, welcher ſich vor einigen Jahren in Indien förmlich als Freſſer, und zwar vorzugsweiſe als Schaffreſſer öffentlich zeigte. Dieſer Menſch erſchien eines Morgens in Begleitung ſeines Guru, oder geiſtlichen Vaters, vor einer zahlreichen Geſellſchaft, und brachte zwei lebendige Schafe mit. Nachdem er den Umſtehenden nach Marktſchreierſitte ſein Freßtalent angeprieſen, und aller Augen in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, auf ihn gerichtet waren, packte er plötzlich ein Schaf, legte ſich mit ihm auf den Rücken nieder, riß ihm mit den Zähnen das Fell von der Bruſt, dann die Eingeweide heraus, und löſchte ſeinen Durſt im Blute des Thieres. Hierauf hob er ſich ein wenig in die Höhe und einen wahrhaft ſcheuslichen Anblick gewährte es, wie er mit grimmigem, blutbeſudeltem Geſichte im Kreiſe umhergaffte. Im Augenblick war das Fell abgezogen, das ganze Schaf zerlegt, der Kopf abgeriſſen und jedes einzelne Stück tüchtig mit Staub eingerieben; ein Mittel, wie der Mann verſicherte, ſich das Ablöſen des Fleiſches von Knochen und Sehnen zu erleichtern. Großen Ekel zeigte er indeß nicht, denn ganz gleichgültig verſchlang er dieſe Fleiſchſtücke, und in wenig Minuten waren vom ganzen Schafe nur noch Knochen und Sehnen übrig. Den Schluß der Mahlzeit machte das Kauen einer ziemlichen Menge Madarpflanzen *), wovon er indeß nur den milchähnlichen Saft zur Beförderung der Verdauung verſchluckte. Alles dies wurde liegend verrichtet. Jetzt ſtand er auf, ging mit einem Madarzweige im Kreiſe umher und erbot ſich, auf ähnliche Weiſe auch das zweite Schaf zu verzehren.

Gewöhnlich verſchlang dieſer Menſch zwei Schafe mittler Größe, alſo doch wenigſtens, rechnet man Knochen, Sehnen u. ſ. w. ab, 64 Pfund Fleiſch. Dieſe und andere Überreſte des Mahles vergaß er nie ſorgfältig zu ſammeln; dies gab ihm und ſeinem Guru noch ein Abendeſſen, und es war ſeine gewöhnliche Mahlzeit, er mochte nun des Morgens ein Schaf gegeſſen haben oder nicht.

Ein Reiſender ſagt: „Die Geſtalt dieſes Kannibalen war ein wirklich ſeltenes Bild von Magerkeit, und aus ſeiner krankhaften Eßluſt können wir richtig folgern, daß die Speiſen, grade wegen ihrer zu großen Maſſe, nicht zugleich nährend ſein konnten."

Der auf unſerer Abbildung an der Seite ſtehende Mann iſt der Guru, mit welchem der Hindu im Lande umherzog. Dieſer war über 6 Fuß hoch und gut gebaut. Nach ſeiner Verſicherung zählte er bereits 100 Jahre. Seine Haut war dunkelgelb und ſein Haar faſt ganz weiß; er trug es zierlich in Form eines Turbans ineinandergeflochten. Wirklich ſehenswerth aber machte ihn ſein Bart, der, geflochten und herunterhängend, den Boden berührte. Gewöhnlich trug er das Ende deſſelben in der einen Hand, während die andere ein mächtiges Rohr führte.

*) Asklepias gigantea. Den milchähnlichen Saft deſſelben gebrauchen die Indier in vielen Fällen als Heilmittel.

Die Boraxſäurefabrikation in Toscana.

Aus vielen Spalten der Vulkane Toscanas ſtrömen Dämpfe aus, welche, wie die im Jahre 1778 von zwei italieniſchen Chemikern angeſtellte Unterſuchung derſelben ergab, Boraxſäure enthalten. Ein Franzoſe, Namens Larderel, hat dieſen Umſtand nun zur Darſtellung bedeutender Quantitäten von Boraxſäure benutzt. Zuerſt ließ er, um dieſe nach ſchwefeliger Säure riechenden Dämpfe mit Waſſer zu verbinden, Gruben von 20—25 Fuß Tiefe auf einem Umfang von 100—150 Fuß um die dampfenden Spalten herum ausgraben, umgab ſie mit Mauern und leitete dann ſüßes Waſſer hinein. Da der Dampf aus den Spalten mit der größten Heftigkeit austritt, ſo kochte das Waſſer und das Thermometer zeigte 75° Réaumur. Er ließ dieſes Waſſer mehre Tage lang kochen (die ſo erhaltene Auflöſung von Boraxſäure zeigte am Aräometer nur einen Grad) und leitete dann die ſchlammige und ſchwarze Flüſſigkeit in einen großen Behälter, damit ſie ſich klären konnte; das klare Waſſer wurde hierauf in flachen Keſſeln abgedampft. Zuletzt brachte er noch das Waſſer in bleierne Gefäße, worin nach 48 Stunden die Boraxſäure ſich kryſtalliſirte.

Um dieſe Fabrikation aber einfacher und ökonomiſcher zu machen, baute er beſondere Öfen mit flachen bleiernen Keſſeln, welche durch den Dampf der Vulkane ſelbſt erhitzt wurden, der bei ſeinem Austritt aus den Spalten der Vulkane 120° zeigt; die Abdampfung geſchah auf dieſe Art in 24 Stunden. Nachdem an einem günſtigen Erfolge dieſer Unternehmung nicht mehr zu zweifeln war, kaufte Larderel alle Grundſtücke an, wo Vulkanſpalten vorkamen; er machte ganze Berge eben und grub den Boden bis auf eine große Tiefe um, wodurch er die Anzahl der Dampfſpalten noch bedeutend vermehrte; er legte Straßen an, errichtete nach und nach anſehnliche Gebäude, worin ſich die Öfen, Keſſel, Kryſtalliſationsgefäße und Trockenapparate befinden. Der natürliche Dampf der Vulkane wird für alle dieſe Anſtalten und auch als Triebkraft benutzt. Solcher Fabriken beſtehen bis jetzt acht; ſie liefern zuſammen jährlich 12,000 Centner Boraxſäure, wovon 2000 Centner allein in Livorno, wo eine große Raffinerie angelegt iſt, raffinirt werden. Eine ſolche Menge hat die Einfuhr des ausländiſchen überſeeiſchen Borax ſehr vermindert. Der Borax wird arzneilich vielfach angewendet, vorzüglich aber zum Zuſammenlöthen und Schweißen der Metalle, als Baſis der meiſten gefärbten Schmelze, als Fluß zu Emaillen, zu weißen Schmelzen und künſtlichen Edelſteinen, zum weißen Kryſtallglas, zu weißen und andern Glaſuren auf Kupfer, Eiſenblech, Töpfergeſchirr, zum Einbrennen des Goldes und zu manchen Farben auf Glas und Porzellan.

Die Diamantenminen in Indien.

Nach den neueſten Berichten der Reiſenden ſind es noch immer, wie ehemals, vier Diamantengruben, welche in Oſtindien vorzüglich die Habſucht reizen. Nichts hat ſich dabei, weder in der Art, ſie auszubeuten, noch in

Digitized by Google

den Eigenthümlichkeiten der Behandlung und des Handels mit dieſen Edelſteinen geändert, wenigſtens nicht im Weſentlichen, ſeit der Franzoſe Tavernier im 17. Jahrh. Indien beſuchte. Die älteſte dieſer Gruben iſt zu Analconda, ungefähr vier Tagereiſen von Golconda im Königreiche Biſapur. Sie ſoll ſchon vor 400 Jahren entdeckt worden ſein. In der Gegend von Analconda iſt ein ſandiger Boden, häufig mit Felstrümmern durchmengt. In dieſen Felsſtücken, eine Art Wacke, findet man oft Adern von 3—6 Linien breit, worin die Diamanten, von Thonerde und Sand umgeben, liegen. Mit dazu eingerichteten Inſtrumenten werden die Adern geleert und ihr Inhalt in gläſerne Gefäße geſchüttet, um die Diamanten ſpäter herauszuſuchen.

In dieſen Gegenden wohnen ebenfalls viele Diamantſchneider. Tavernier, der ſelbſt mit Edelſteinen Handel trieb und folglich für einen Kenner gelten kann, behauptet, die Indier verſtänden es nicht ſo gut, als die Europäer, dem Diamant vollkommene Politur zu geben. Aber dagegen iſt es auch gewiß, die Indier kennen manche Art des Schnittes, die ihnen kein europäiſcher Steinſchneider nachmachen würde. Noch ganz wie ehemals wird dort heutiges Tages der Edelſteinhandel getrieben. Indiſche Kaufleute ſtellen auf eigne Koſten Steinbrecher an und zahlen dem Staate vier Pagoden täglich für 100 angeſtellte Arbeiter. Von dieſen kommen die Diamanten durch Verkauf an andere Kaufleute, die damit im Einzelnen handeln. Es iſt überraſchend, erzählt Tavernier, Kinder von 5, 10 bis 16 Jahren unter den Bäumen auf den öffentlichen Plätzen der Stadt ſitzen zu ſehen, die ihre Diamanten mit vieler Genauigkeit und Kenntniß nach dem Gewicht verkaufen. Jedes von ihnen hat eine Wage und einen kleinen Beutel. Die Kinder ſitzen alle in einem Kreiſe beiſammen. Bringt Jemand einen Edelſtein zum Verkauf, ſo gibt er ihn dem älteſten, der gewiſſermaßen Vorſteher der kleinen Innung iſt. Hat dieſer den Stein unterſucht, ſo gibt er ihn dem Nachbar, dieſer dem dritten und ſo in der Reihe weiter, bis der Stein wieder an das erſte Kind zurückkommt. Während der ganzen Zeit ſpricht niemand ein Wort. Der kleine Präſident fragt dann den Verkäufer um den Preis des Steines, erhandelt ihn und des Abends überblicken die Kinder ihren Einkauf, ordnen die Diamanten nach ihrem Gewicht oder ihrer Schönheit und verkaufen ſie nun an den Großhändler. Die Kinder theilen darauf ihren Gewinn und der Vorſteher hat jedes Mal vier Procent mehr, als die andern. All dies iſt noch jetzt ſo. Der Handel mit den Großhändlern wird mit geheimnißvoller Feierlichkeit und großer Klugheit geführt. Käufer und Verkäufer ſitzen einander gegenüber, ohne ein Wörtchen zu ſagen. Der Käufer faßt des Kaufmanns Hand und ſchon durch die Art, wie ſie ſich die Hände geben, bedeuten ſie einander, wovon die Rede iſt. So beginnt das Handeln; der Kauf wird abgeſchloſſen, ohne daß einer von beiden Theilen einen Laut von ſich gegeben hätte. Da der Werth der Diamantengruben natürlich ſehr von der größern oder geringern Sicherheit der Perſonen abhängt, die des Einkaufs wegen dahin kommen, ſo haben die indiſchen Fürſten daſelbſt von jeher die ſtrengſte Policei ausgeübt. Es gibt einen Beamten, der beim Wiegen der Steine die Aufſicht hat und jede Art von Betrug und Unterſchleif verhüten ſoll. Die vornehmſten Kaufleute empfangen Wachen, von welchen ſie bis an die Grenzen des Gebiets zurückbegleitet werden. Die Arbeiter, welche die Diamanten brechen, mögen ſie in ihrer Kunſt auch noch ſo geſchickt ſein, ſind doch immer übel dran. Ihr Verdienſt das ganze Jahr hindurch beläuft ſich nie über drei Pagoden oder 6—7 Thaler. Sie ſind gewiſſermaßen, um leben zu können, zum Stehlen gezwungen, und um dies thun zu können, bleibt ihnen, da ſie beinahe ganz nackt gehen, nichts übrig, als die Diamanten in der Geſchwindigkeit zu verſchlucken. Gewöhnlich machen aber die Pächter einen Theil der Arbeiter für die Ehrlichkeit der andern verantwortlich.

Sieben Tagereiſen von Golconda ſind die Diamantengruben von Calun, welche die Indier Hani nennen. Sie wurden 100 Jahre ſpäter als die zu Analconda entdeckt. Ein Bauer, der eines Tages ſeinen Acker beſtellte, um ſeine Hirſe zu ſäen, fand einen glänzenden Stein und trug ihn zu einem Kaufmanne, der darin einen Diamanten von außerordentlichem Werthe erkannte. Dieſer Fund machte großes Aufſehen; Kaufleute traten zuſammen, ließen nachgraben und man fand in dieſem Boden viele und oft ſchönere Diamanten, als in andern Gruben; manche davon wogen 40 Karat und wol noch mehr. Der berühmte Diamant von 900 Karat, welcher den Schatz des Aurengzeb ſchmückte, kam aus dieſen Gruben. Die Erde wird aus Schachten hier zu Tage gefördert, dann gewaſchen und ausgeſiebt. Die dritte Diamantengrube iſt an den Grenzen Bengalens, zu Sumbhulpur. Dieſe Stadt liegt am Ufer des Honelſtroms, deſſen Sand Diamanten führt. Wenn die Regenzeit vorbei iſt und die Gewäſſer abnehmen, werden gegen 8000 Arbeiter angeſtellt, die Diamanten im Flußſande zu ſuchen. Sie gehen bei dieſem Geſchäfte über 25 Meilen ſtromaufwärts. Die Arbeiter erkennen die Stellen, wo ſich Diamanten finden, ſchon an der Farbe des Sandes. Haben ſie einen ſolchen Platz gefunden, ſo umhängen ſie ihn mit Flechtwerk und Reiſern, graben den Sand zwei Fuß tief aus, ſieben und ſchwingen ihn, wie man es in andern Diamantengruben macht. Doch große Edelſteine findet man in dieſem Strombette ſehr ſelten. Eine vierte Diamantengrube war einſt in Karnatik, aber einer von Aurengzeb's Generalen ließ ſie verſchütten, weil die Steine gelb waren, ſagt man, und nicht von klarem Waſſer. Dagegen werden noch gegenwärtig die Gruben von Panteal am Fuße der Gatsgebirge fleißig bearbeitet. Sie liegen 45 Stunden ſüdwärts von Golconda oder zwei Tagereiſen weſtlich von Maſulipatam am Zuſammenfluſſe des Kiſſera und des Krichna. Von hier ſtammt auch der berühmte Diamant, der Pitt oder der Regent genannt, welcher 14 Linien lang, $13\frac{1}{4}$ Linien breit und $9\frac{1}{3}$ Linien dick iſt. Er wiegt 547 Gran oder $136\frac{3}{4}$ Karat. Man ſchätzt ſeinen Werth wegen der ſeltenern Vollkommenheit auf ungefähr anderthalb Millionen Thaler.

Rafael's Cartons.

2. Paulus predigend zu Athen.

Einer der entſchiedenſten Vorzüge Rafael's iſt die einſichtsvolle und klare Anordnung der Scenen, die er darſtellt. Alles hat bei ihm ſeine Bedeutung, nichts iſt überflüſſig, und die Gruppen ſind ſtets ſo geordnet, daß ſie ſich vor dem Auge des Beſchauers von ſelbſt abtheilen. Jede hat ihr Charakteriſtiſches, wodurch ſie eigenthümlich hervortritt, ohne der andern Eintrag zu thun. Das nachſtehende Bild iſt in dieſer Hinſicht eins der ausgezeichnetſten Werke Rafael's. Wir ſehen den Apoſtel Paulus, wie er in einem Tempel das Evangelium ver-

Digitized by Google

kündigt. Mit dem Ausdruck hoher Begeiſterung im Geſicht, mit ausgeſtreckten Händen ſcheint er alle Kraft der Rede aufzubieten, um die Athener von der Wahrheit ſeiner Lehre zu überzeugen. Die ihn umgebenden Zuhörer aus allen Volksclaſſen ſchenken ihm die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Die beiden Perſonen ganz im Vordergrunde, ſind Dionyſius Areopagita und deſſen Gattin Damaris. In den Mienen Beider malt ſich die vollkommenſte Überzeugung von der Göttlichkeit des Worts, das der Apoſtel predigt. Die Geberde des Dionyſius nach dem Redner hin, iſt leidenſchaftlich bewegt, als könne er das Ende der Rede nicht erwarten, um ſich, von ihm überzeugt, öffentlich zu der neuen Lehre zu bekennen.

Das Gebäude im Hintergrunde iſt ein Tempel der griechiſchen Götter; wir erblicken zwiſchen ſeinen Säulen die Statuen der Götter ſelbſt, die von dem Maler mit der Abſicht dargeſtellt ſind, um auf den Gegenſaz des heidniſchen Gottesdienſtes mit dem chriſtlichen aufmerkſam zu machen.

Paulus predigt in Athen.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

103.] Erſcheint jeden Sonnabend. [März 21, **1835.**

Der Marktplatz in Nürnberg.

Digitized by Google

Nürnberg.

Unter allen Städten Deutſchlands hat keine mehr als Nürnberg in ihrer Bauart, in mehren Denkmalen, in dem Äußern und zum Theil ſelbſt noch in dem Innern der Gebäude jenes alterthümliche Anſehen behalten, das an eine Vorzeit erinnert, wo dieſe Stadt ein Mittelpunkt des europäiſchen Handels, der Sitz eines regen Gewerbfleißes, eine einflußreiche Kunſtſchule und ein Vorbild des kräftigen, ſelbſtändigen und durch Wohlhabenheit genährten Bürgerlebens im Mittelalter war. Die Stadt liegt im Rezatkreiſe des Königreichs Baiern, an der Pegnitz in einer freundlichen Ebene, deren urſprünglich ſandiger Boden ein fleißiger Anbau in ein fruchtbares Land verwandelt hat. Dieſe wellenförmige Ebene, die bei der Stadt nur in dem Schloßberge mit dem alten Reichsſchloß ſanft anſteigt, iſt gegen Abend offen, wird auf den übrigen Seiten aber von einem ausgedehnten Walde umgeben, über welchem ſich in blauer Ferne ziemlich hohe Gebirgsrücken erheben. Nürnberg wurde wahrſcheinlich im 10. Jahrhunderte erbaut, hatte ſich bedeutend gehoben um die Mitte des folgenden, wo es Marktfreiheit, Zoll- und Münzrecht erhielt und gehörte als Reichsſtadt des fränkiſchen Kreiſes unter die wichtigſten deutſchen Städte. Die deutſchen Kaiſer hatten hier oft ihr Hoflager, hielten hier Reichstage und Turniere, und verliehen der Stadt viele Vorrechte, welche das Aufblühen derſelben begünſtigten. Vor Allem wichtig aber und die Belebung der einheimiſchen Betriebſamkeit befördernd war der Gang, welchen der Handelsverkehr zwiſchen Europa und Aſien ſeit den Kreuzzügen genommen hatte. Die koſtbaren und vielbegehrten Waaren des öſtlichen Aſiens, beſonders Indiens, gingen ſeitdem durch den arabiſchen Meerbuſen über Suez nach Venedig, dem damaligen Mittelpunkt des Welthandels, und von dort über Augsburg nach Nürnberg, welches den weitern Vertrieb nach dem nördlichen Europa vermittelte. Nürnberg kam durch dieſen gewinnvollen Verkehr in Verbindung mit den bedeutendſten Handelsplätzen; beſonders mit Italien, woher ſo viele wohlhabende Kaufleute ſich nach Nürnberg begaben, daß ſelbſt die alte italieniſche Art, die Stunden von 1—24 zu zählen, dort bei den Schlaguhren eingeführt ward, was bis 1806 fortdauerte. Der Wohlſtand der Stadt und der Reichthum ihrer Bürger ſtiegen, und mit ihnen der Gewerbfleiß, während zugleich der Kunſtſinn geweckt wurde und treffliche einheimiſche Künſtler ehrenvolle Ermunterung fanden. Bis zu Ende jener glänzenden Zeit hatte Nürnberg (im 14. Jahrhundert) in ſeinen Baumeiſtern Georg und Friedrich Rupprecht und dem Bildhauer Sebald Schonhofer, ſpäter in dem Bildhauer Adam Kraft, in dem Maler Michael Wohlgemuth (geb. 1434, geſt. 1519), dem Gründer der nürnbergiſchen Schule, und ſeinem Zögling Albrecht Dürer (geb. 1471, geſt. 1528), in dem trefflichen Erzgießer Peter Viſcher (geb. 1470, geſt. 1530) und ſeinen Söhnen, in dem Dichter Hans Sachs (geb. 1494, geſt. 1576), Männer, die den Kunſtruhm ihrer Vaterſtadt in Deutſchland und ſelbſt jenſeit der Alpen verbreiteten. Martin Behaim, einer der gelehrteſten Aſtronomen, machte ſeit 1480 eine Entdeckungsreiſe und half die azoriſchen Inſeln auffinden. Willibald Pirkhaimer (geb. 1470, geſt. 1530), Rathsherr zu Nürnberg, ein vielſeitig gebildeter Gelehrter, war als Staatsmann geehrt und gab der Buchdruckerkunſt in Nürnberg einen hohen Aufſchwung. Nürnbergs Goldarbeiten gehörten zu den kunſtreichſten. Auch ſeine Handwerker waren ausgezeichnet, wie denn der alterſchwache Schloſſer Hans Bullmann 1535 in einer Sänfte nach Wien geholt wurde, um wegen künſtlicher Uhrwerke Rath zu geben. Das Drahtziehen (1360—1400), die Taſchenuhren, das Flintenſchloß (1517) und die Windbüchſe ſind nürnbergiſche Erfindungen, und vielleicht wurden dort zuerſt künſtliche Maſchinen gebaut. Dieſes rege gewerbliche Leben hatte einen ſo wohlthätigen Einfluß auf die Lage der Bewohner, daß der vielgereiſte Italiener Äneas Sylvius Piccolomini (ſpäter, 1458, Papſt Pius II.) wol ohne Übertreibung ſagen mochte, Nürnbergs Bürger hätten beſſere Wohnungen als die Könige von Schottland. Das Gedeihen der Stadt führte zu einer Erweiterung, durch welche ſie ſeit 1427 ihren jetzigen Umfang erhielt. Im 15. Jahrhundert war Nürnberg oft in Fehden mit den Nachbarn verwickelt, ohne daß es dadurch gelitten hätte; es erwarb vielmehr in dieſen Kriegen nach und nach ſo anſehnliche Beſitzungen, daß es unter allen deutſchen Reichsſtädten das größte Gebiet beſaß, welches 23 □Meilen betrug. Die Entdeckung des Weges nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung (1498) gab dem Handelsverkehr der Europäer mit Indien einen andern Gang, und verminderte allmälig den Waarenzug durch Italien und Süddeutſchland, und da auch andere Länder auf die Vortheile des Handels immer aufmerkſamer wurden, ſo erlitt Nürnbergs Verkehr im 16. Jahrh. einen Stoß, von welchem es ſich nie erholte, obgleich ſeine Manufacturen noch lange in ihrer frühern Thätigkeit blieben. Die Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs, welche die Stadt hart empfand, ſeit Wallenſtein in ihren Mauern (1632) von Guſtav Adolf belagert wurde, brachten ſie noch mehr von ihrer Höhe herab. Die Volksmenge der Stadt ſank auf die Hälfte der frühern Bewohnerzahl. Manche Gebrechen der ſtädtiſchen Verfaſſung erhöhten dieſe Nachtheile. Die Schulden der Stadt ſtiegen im 18. Jahrhundert zu der Höhe von 9 Millionen Gulden, die ſie freilich größtentheils ihren eignen Bürgern ſchuldig war, und ihre Einkünfte waren nicht hinreichend zur Bezahlung der Zinſen. Bei den großen Veränderungen, die Deutſchland 1803 erlitt, behielt ſie zwar ihre reichsſtädtiſche Freiheit, aber bei der Stiftung des Rheinbundes kam ſie an das Königreich Baiern, das im Sept. 1806 die Stadt und ihr ganzes Gebiet in Beſitz nahm. Nürnberg hat noch immer einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit einheimiſchen Manufacturwaaren. Es verfertigt verſchiedene Arbeiten in Meſſing, Stahl und Eiſen, Drechslerwaaren, Spiegel, muſikaliſche Inſtrumente und viele andere Gegenſtände, die nicht nur durch ganz Europa, ſondern ſelbſt nach Amerika und Indien gehen. Der wohlfeile Preis jener Waaren hat ſeinen Grund in der ſparſamen Lebensweiſe der nürnberger Arbeiter und der Landleute im Thüringerwalde, deren Kinder ſich im Winter mit der Verfertigung des größten Theils der hölzernen Waaren und Spielſachen beſchäftigen, die von Nürnberg aus verſendet werden. Die Stadt hat jetzt über 40,000 Bewohner, und neben ihren wohl begabten Stiftungen aus der alten glänzenden Zeit, ſeit 1806 mehre treffliche Bildungsanſtalten erhalten, wozu die polytechniſche Schule, eine Kunſtſchule mit bedeutenden Kunſtſammlungen, eine Anſtalt zur Aufbewahrung und Erhaltung einheimiſcher Alterthümer und Kunſtwerke gehören. Ihre Bewohner zeichnen ſich durch Bildung und Gemeingeiſt aus, und haben in der neueſten Zeit einige gemeinnützige Anſtalten ins Leben gerufen. Ein Kunſtverein, an den ſich der bei Albrecht Dürer's Gedächtnißfeier 1828 geſtiftete Dürerverein ſpäter anſchloß, hat die Belebung des Kunſtſinns zum Zwecke.

Digitized by Google

Nähern wir uns der Stadt, die 1½ Stunde im Umfange hat, und von dem Pegnitzfluſſe in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt wird, ſo führt uns gleich der Anblick der vier Hauptthore mit ihren runden hohen Thürmen, der in doppelter Reihe die ganze Stadt umgebenden Mauern, durch Thürme, Bruſtwehren und Baſteien geſchützt, des alten wohlerhaltenen Reichsſchloſſes und der ſchlanken Spitzen einiger Kirchthürme in die Vorzeit zurück. Noch lebhafter ergreifen uns dieſe Erinnerungen, wenn wir durch eines der gewölbten Thore in das Innere der Stadt treten. Vorzüglich überraſcht uns der Hauptmarktplatz, den unſere Abbildung darſtellt, mit ſeinen ſchönen Denkmalen der Baukunſt, ſeinen ſtattlichen Häuſern, welchen ſchöne Erker, hohe Giebel, Thürme und Thürmchen den maleriſchen Reiz der Alterthümlichkeit geben. Unter allen ſüddeutſchen Städten findet man nirgend ſo häufig als in Nürnberg die mittelalterlichen Erker, die oft durch mehre Stockwerke durchgehen und zuweilen durch kunſtvolle Anlage und Verzierung ſich auszeichnen. Rings um den Marktplatz ſind in den Erdgeſchoſſen viele Magazine und Läden, und in der Mitte deſſelben, wo früher ungleiche und ſchlechte Buden ſtanden, ſind in neuern Zeiten drei Reihen feſt ſtehender Buden, als drei Seiten eines gegen Süden offenen Vierecks, errichtet worden. Hier und in andern Stadttheilen ſind die Häuſer der alten ſtädtiſchen Geſchlechter und der wohlhabenden Kaufleute ſämmtlich aus maſſivem Stein aufgeführt. Sie ſind meiſt 3—5 Stockwerke hoch, haben eine geringe Breite gegen die Straße, aber eine beträchtliche Tiefe. Nach dem erſten Hofraum folgt ein zweites Gebäude, dann ein zweiter Hof und ein anderes auf eine andere Straße hinausreichendes Gebäude. Dieſe Maſſe von Gebäuden bildet ein Haus und bedeckt einen anſehnlichen Raum, und auch dieſe Baueinrichtung erinnert uns an die Zeit des großartigen Handels in Nürnberg. Das Erdgeſchoß dieſer Häuſer iſt ausſchließend zu Kaufmannsgewölben und Magazinen beſtimmt. Das Innere ſolcher Häuſer läßt uns einen Blick in das Privatleben der Vorzeit thun. In den höhern Stockwerken findet man geräumige Säle, mit Fußböden von Eſtrich, nach italieniſcher Weiſe; Treppen auf- und niederſteigend, kommt man in einige Wohnzimmer, doch ſieht man größtentheils unheizbare Kammern. Die Zimmer ſind meiſt groß und dunkel, haben gefirnißte Decken und Vertäfelungen von alterthümlicher, zum Theil ſehr ſchöner Bildhauerarbeit. Man ſieht Treppen mit gothiſch durchbrochenem Steingeländer. Rings um den Hof laufen lange Gänge. Selten findet man Abtheilungen für mehre Haushaltungen, da der große Raum nur für eine Familie und ihre zahlreichen Hausgenoſſen beſtimmt war, und der Kaufmann keiner zweiten ihm fremden den Zugang zu ſeinen Magazinen geſtatten mochte.

Treten wir wieder auf den Marktplatz, ſo ſehen wir rechts die Frauenkirche, die von 1355—61 von dem Baumeiſter Rupprecht und dem Bildhauer Schonhofer erbaut wurde, nachdem Kaiſer Karl IV. im Jahre 1349 dem Stadtrathe erlaubt hatte, die früher hier befindliche Synagoge abzubrechen. An der Vorderſeite ſieht man den ganzen Reichthum altdeutſcher Formen und Verzierungen. Die hohe Giebelwand mit vielen niſchenförmigen Abtheilungen hat einen zierlichen Thurm, an welchen ſich eine kleine Kapelle lehnt, die auf einer von innen und außen reich verzierten Vorhalle ruht. Dieſe ſpäter überbaute Kapelle hat ein künſtliches Uhrwerk, das 1509 in einer Niſche angebracht wurde. Man ſieht von den neun in Kupfer getriebenen, 2½ Fuß hohen Figuren nur noch Karl IV., auf einem Throne ſitzend, und vor ihm den geharniſchten Reichsherold. Die Figuren der ſieben Kurfürſten ſind verſchwunden, in der neueſten Zeit aber durch hölzerne erſetzt worden, welche ſich wieder, wenn das Uhrwerk aufgezogen iſt, um den Kaiſer bewegen, während der Herold in die Poſaune ſtößt. Dieſes Uhrwerk heißt das „Männleinlaufen". Die Frauenkirche iſt die einzige katholiſche Kirche in Nürnberg, unter deſſen Bewohnern es gegen 3000 Katholiken gibt. Das Innere hat ſeine alten Kunſtwerke und Gemälde verloren, zu deren Erſatz in der neueſten Zeit aus andern Kirchen Manches zuſammengebracht wurde.

Links auf unſerer Abbildung erhebt ſich eines der kunſtreichſten Baudenkmale der Stadt, der ſchöne Brunnen, gleichzeitig mit der Frauenkirche von dem Baumeiſtern derſelben errichtet. Das Ganze bildet eine über 50 Fuß hohe, von unten bis oben durchbrochene Pyramide, die in drei Abtheilungen achteckig emporſteigt, ſodaß die Kanten des obern Achtecks auf der flachen Seite des untern ſtehen. Die Pyramide endigt ſich in einer mit Blumenknospen verzierten Spitze, die zwei Lilien krönen, über welche ſich eine Helmſtange und eine Fahne erheben. An den acht Pfeilern der untern Abtheilung ſtehen 16 Figuren, die ſieben Kurfürſten und neun Helden aus der chriſtlichen, jüdiſchen und heidniſchen Vorzeit. An der obern Abtheilung ſieht man acht Figuren, Moſes und die ſieben Propheten. Zeichnung und Ausführung dieſer in Stein gehauenen Bilder ſind untadelhaft und rein. Dieſes Denkmal wurde von 1447—1586 mehrmals hergeſtellt, und da es gänzlichen Einſturz drohte, in den Jahren 1822—24 unter Reindel's Leitung durch nürnbergiſche Künſtler im alterthümlichen Styl erneuert. Das zierliche Eiſengitter, das den Brunnen umgibt, wurde 1586 von Paul Kön, einem Schloſſer aus Augsburg, verfertigt. Der Brunnen hat zwei Zuflüſſe trefflichen Waſſers, das die Nachbarſchaft verſorgt.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 104.)

Das Ichneumon (Herpestes Ichneumon).

Dieſes ſeit dem Alterthume berühmte Thier, deſſen Naturgeſchichte mit einer Menge Fabeln ausgeſchmückt war, welche erſt die neuere Zeit aufgeklärt hat, iſt 1 Fuß 6 Zoll lang, und ebenſo lang der Schwanz, dagegen ſteht es ſehr niedrig auf den Füßen, indem es kaum 7 Zoll hoch iſt. Die Farbe des Pelzes iſt braun, durch die weißen Haarſpitzen ſchmuzigweiß geſprenkelt. Die alten Ägypter ſtellten dieſes Thier in die Reihe derjenigen, welchen ſie eine beſondere Ehrerbietung bewieſen, weil ſie daſſelbe für einen Vertilger der in ihrem Lande ſo häufigen Reptilien, beſonders der Krokodile hielten. Sie glaubten, daß das Ichneumon dieſen Rieſenthieren, wenn ſie mit offenem Maule ſchliefen, in den Rachen kröche und ſich durch den Leib durchfreſſend, ihnen den Tod brächte. Das Ichneumon vertilgt die Krokodile jedoch nur dadurch, daß es ihre Eier ausſaugt, was aber auch ſelten genug der Fall iſt, wenigſtens jetzt, da das Ichneumon nur in Niederägypten, das Krokodil aber nur bei und oberhalb der Waſſerfälle des Nils vorkommt. Dieſe Thiere haben in ihrer Lebensweiſe die größte Ähnlichkeit mit dem Marder und Iltis. Sie halten ſich im Freien in der Nachbarſchaft der Menſchenwohnungen auf, meiſt an den Rändern der Gräben, welche zur Wäſſerung gebraucht werden. Wenn ſie in die Hühnerhöfe dringen, ſo tödten ſie, gleich jenen Thieren, alles Geflü-

Digitized by Google

gel, das ihnen vorkommt, begnügen ſich aber, das Gehirn zu freſſen und das Blut auszuſaugen. Im Felde verfolgen ſie Ratten, Vögel und kleine Reptilien, auch ſuchen ſie die Eier derjenigen Vögel auf, welche an der Erde niſten, und wiſſen geſchickt die der Reptilien aus dem Sande, wo ſie verborgen liegen, hervorzuſuchen, ſo auch die der Krokodile. Ihr Gang iſt äußerſt vorſichtig und ſie thun nicht einen Schritt, ohne ſich vorher verſichert zu haben, daß ihnen keine Gefahr droht; das geringſte Geräuſch bringt ſie zum Stillſtehen und zum Rückzug, und nur wenn ſie verſichert ſind, daß nichts Gefährliches droht, werfen ſie ſich raſch auf ihre Beute, auf welche ſie aber auch außerdem ſtundenlang lauern können. Zwar wird das Ichneumon jetzt in Ägypten nicht mehr als Hausthier betrachtet, doch ſcheint dies früher der Fall geweſen zu ſein. Es iſt auch ſehr leicht, ſie zu zähmen, und ſie gleichen dann in ihrem Benehmen ganz den Katzen; ſie gewöhnen ſich, wie dieſe, an ihren Aufenthalt, und nehmen ſich ebenſo ſehr in Acht, irgend einen Ort zu beſuchen, bevor ſie ihn nicht ſorgfältig ausgekundſchaftet haben, wenigſtens mit Hülfe des Geruchs. Sie gewinnen Zuneigung zu den Perſonen, die ſich mit ihnen abgeben, vergeſſen aber, gleich den Katzen, dieſe Anhänglichkeit, ſobald ſie mit einer Beute beſchäftigt ſind, die ſie in den dunkelſten Winkel ſchleppen, um ſie dort unter Knurren zu verzehren. Das Vaterland dieſer Thiere ſcheint einzig Niederägypten zu ſein.

Das Ichneumon.

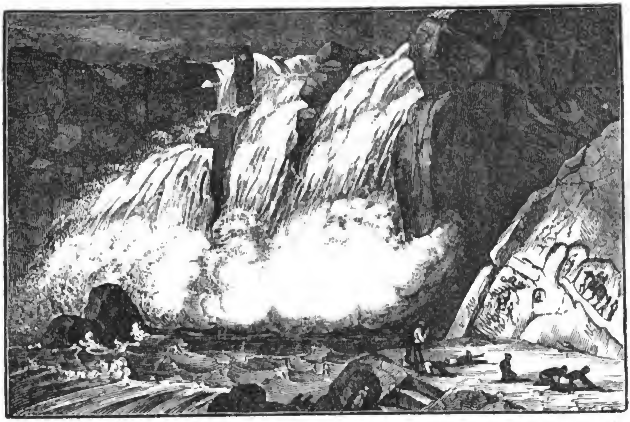
Der Waſſerfall des Puppanaſſum.

Unfern von Tinevelley, der Hauptſtadt des Gebiets Karnatik, in der indiſchen Präſidentſchaft Madras, befindet ſich der merkwürdige Waſſerfall des Puppanaſſum. Wir nähern uns dieſem erhabenen Naturſchauſpiel, deſſen Anblick uns durch die Windungen eines von hohen Felswänden enge eingeſchloſſenen Thales ſo lange entzogen bleibt, bis wir plötzlich nahe davor ſtehen. Dieſes Thal wird durch den in eine unergründliche Tiefe hinabſtürzenden Strom geſchloſſen und läßt uns ſo nur die von beiden Seiten durch mächtige Felſen eingedämmte Waſſermaſſe ſehen, welche nach ihrem Sturz mit ruhigem klaren Spiegel durch eine blühende Ebene dem Meere zufließt.

Obgleich ſein donnerähnliches Gebrüll den Reiſenden ſchon von ferne auf etwas Außerordentliches vorbereitet, ſo übertrifft doch die Wirklichkeit jede Erwartung und iſt wahrhaft erſchütternd. Der Strom ſtürzt ſich ſeiner ganzen Breite nach 150 Fuß hoch über eine ſteile Felswand in das Thal, wo ihn zuerſt ein Wald von Felsſpitzen aufnimmt und in unzählige Theile gleichſam zerſplittert. Schäumend mit toſendem Gebrüll ſtürzt er von dieſen Felsſpitzen in einen tiefen Keſſel, wo er mit betäubendem Geräuſch kocht, ſiedet und ziſcht. Sein Getöſe wird ſelbſt in der trockenen Jahreszeit mehre Meilen weit gehört; in der naſſen aber iſt es ſchon in gleicher Entfernung betäubend. Der Wirbel, zunächſt unterhalb des Falles, iſt furchtbar; kein Kahn darf ſich ihm nahen. Zu allen Zeiten ſind die Felsbänke umher mit Pilgern beſetzt, welche hier in andächtiger Stellung ihre Gebete verrichten und dann in den heiligen Waſſern des Puppanaſſum (wörtlich Sündenabwaſchung) zur Sühne ihrer Sünden ſich

Digitized by Google

haben. Die Wände der Felſen ſind mit uralten Bildwerken bedeckt, wie unſere Abbildung ſie andeutet, und ſo gleicht das ganze große Landſchaftsbild einem unermeßlichen Tempel.



Der Waſſerfall von Puppanaſſum.

Über das Gold und deſſen Benutzung.

(Fortſetzung aus Nr. 102.)

Wir haben nun über die Kennzeichen, die Eigenſchaften, das Vorkommen und die Fundörter des Goldes ſo viel mitgetheilt, als es der Raum geſtattet und ohne in nähere wiſſenſchaftliche Erörterungen einzugehen, möglich war, und wollen zunächſt betrachten, wie das Gold an ſeinen Fundörtern vorkomme und wie es aufgeſucht und gewonnen werde. Das Gold wird ſelten in Kryſtallen, häufiger in unregelmäßiger Geſtalt gefunden, drahtförmig, haarförmig, geſtrickt, zähnig, moosartig, in Platten auf den Erzgängen, oder eingeſprengt in Gebirgsmaſſen, in ſtumpfeckigen Stücken, in runden oder platten, oft ſehr kleinen Körnern, aber auch, wie wir gehört haben, zuweilen in großen Maſſen. Selten findet man das gediegene Gold rein, gewöhnlich mit Silber verbunden, zuweilen mit Kupfer, ſelten mit Eiſen und andern Metallen. Zuweilen iſt das Gold andern gediegenen Metallen beigemengt. Das Silber goldreicher Länder iſt in der Regel goldhaltig. Der gediegene Arſenik in Ungarn enthält Gold. Häufiger iſt das Gold in Schwefelmetallen vorhanden, z. B. Schwefeleiſen, Schwefelkupfer (Kupferkies), Schwefelſilber (Bleiglanz). Beim Aufſuchen des Goldes in Flüſſen und ſandigen Ablagerungen ſind eiſenſchüſſiger Sand, Magneteiſenſand, Menakan oft Anzeigen des vorkommenden Goldes. Das feſte Geſtein, wo man Gold erwartet, wird mit dem Bergbohrer unterſucht oder man ſchlägt in das zu Tage ausgehende Gebirge ein. Iſt das gefundene Gold verlarvt, ſo wird es auf trockenem oder naſſem Wege erprobt. Bei der trockenen Probe wird das Erz zuerſt zermalmt und gewogen. Schwefelhaltige Erze röſtet man, ſchmelzt dann einen Theil derſelben mit Blei, und trennt die Schlacke von der flüſſigen Maſſe, worauf das Blei auf der Kapelle — einem aus Aſche oder Knochenmehl verfertigten Gefäß — abgetrieben wird. Die gewonnene Kugel wird dann hinſichtlich ihres Goldgehaltes geprüft und gewogen. Durch die Vergleichung der Gewichte des Probeerzes und des Goldkorns wird der Goldgehalt im Centner des Erzes ausgemittelt. Hat das Goldkorn einen überwiegenden Silbergehalt, ſo wird das Gold vom Silber chemiſch geſchieden. Bei der Probe auf dem naſſen Wege wird das zermalmte Erz mit Königswaſſer bei einer Hitze von 60 Grad aufgelöſt, und in der mit Waſſer verdünnten Flüſſigkeit durch eine Auflöſung von Eiſenvitriol das Gold niedergeſchlagen, endlich getrocknet und gewogen. Im feſten Geſtein wird das Gold wie andere Metalle durch Anlegung von Gruben, Schachten und Stolln gewonnen. Wo reiche Erze (edle Geſchicke, in der bergmänniſchen Sprache) ſich befinden, wird bei dem Bohren und Schießen vorſichtig verfahren, damit der Erzgang nicht zu weit geworfen werde und ſich nur ablöſe. Reiche Erze werden ſchon in der Grube geſondert. Gediegen Gold wird mit den Werkzeugen von der Gebirgsart getrennt, dann mit Borax und Salpeter eingeſchmolzen und in Platten gegoſſen. Um das Gold aus den Erzen zu ſcheiden, wird zuerſt das fremde Geſtein durch Waſchen und Schlemmen entfernt, und das Erz dann mit Queckſilber verbunden (amalgamirt), dieſe Miſchung durch Auspreſſen in dünnem Leder von dem überflüſſigen Queckſilber befreit und das übrige Queckſilber im Amalgamirofen entfernt, wobei das Gold, gewöhnlich mit Silber verbunden, zurückbleibt. Golderze, die außer Silber noch andere Metalle

Digitized by Google

enthalten, werden durch Schmelzung mit Blei gereinigt. Sogenannte arme Golderze ($^1/_{10}$ Loth Gold im Centner enthaltend) werden geröſtet, gepocht und geſchlemmt, reiche (über 1 Loth Gold im Centner) trocken gepocht und chemiſch geſchieden. Goldhaltige Schwefelmetalle, goldhaltiger Eiſenkies und Arſenikkies werden durch Röſten entſchwefelt, oder gemahlen, geſchlemmt und dann amalgamirt, um das edle Metall zu ſcheiden. Goldhaltiges Silbererz wird auf Silber bearbeitet und dann das gewonnene Silber jetzt gewöhnlich bei erhöhter Temperatur durch concentrirte Schwefelſäure in verſchloſſenen eiſernen Gefäßen vom Golde geſchieden.

Das Gold im aufgeſchwemmten Lande und in Flüſſen wird durch Anlegung von Seifenwerken, durch Waſchen des Sandes und durch Sammeln der feſten Maſſen gewonnen. Das Gewinnen des Goldes aus dem Sande durch Waſchen iſt ſehr verſchieden. Das einfachſte Verfahren haben die Neger in Weſtafrika; der Goldſand wird in einem ausgehöhlten Kürbis mit Waſſer gemiſcht und durch kreisförmige Schwingung des Gefäßes ſchnell gereinigt. In Ungarn wird der goldhaltige Sand auf ſchiefliegenden Bretern gewaſchen, die mit Rinnen und wollenen Tüchern verſehen ſind, und der Schlich in Trögen geſammelt. Am Ural wird der Goldſand geſiebt, der feinſte gewaſchen, der gröbere ausgeklaubt. In Nordamerika wäſcht man den Sand in einer Wiege durch ſchaukelnde Bewegung, und nachdem man das taube Geſtein mit der Hand entfernt hat, wird der Rückſtand auf eine eiſerne Scheibe gegoſſen und durch eine drehende Bewegung gereinigt. In Braſilien leitet man Bäche nach der Gegend, wo man das Gold ausbeuten will. Die Negerſklaven brechen das goldhaltige Geſtein los, das durch den Waſſerſturz zertrümmert und in die am Fuße des Gebirges angelegten Kanäle und Sammelteiche geſpült wird. In den Kanälen befinden ſich Gitter, die das grobe Geſtein abhalten und nur den feinen Sand in die Teiche fließen laſſen. Der in den Flüſſen und im aufgeſchwemmten Lande gefundene Goldſand wird in Ungarn mit Queckſilber verbunden, durch Leder gepreßt und das zurückgebliebene Amalgam im offenen Feuer ausgeglüht, um das Queckſilber zu entfernen, und das reine Gold zurückzubehalten.

Das Gold läßt ſich durch Schmelzen mit andern Metallen mehr oder weniger leicht verbinden, was man legiren nennt, und die dadurch entſtandenen Metallmiſchungen ſind bald ſehr geſchmeidig, wie Gold mit Platin oder mit reinem Kupfer, bald ſpröder, wie Gold mit Wismuth oder Zinn. Gold, mit Eiſen verbunden, gibt gleichfalls eine geſchmeidige Maſſe von grauer oder weißlicher Farbe, die gewalzt, geprägt und gehärtet werden kann und zu Schneidewerkzeugen gebraucht wird. Mit Silber bildet Gold eine geſchmeidige Verbindung. Eine Miſchung von 4 Theilen Gold und 1 Theil Silber gibt das Elektron der Alten. Eine ähnliche Verbindung unter dieſem Namen kommt als Mineral vor. Die urſprüngliche Farbe des Goldes wird durch die Verſetzung mit andern Metallen mehr oder weniger verändert. Das Gold, das in ſeinem reinen Zuſtande wegen ſeiner Weichheit nicht gut verarbeitet werden kann, muß, ehe es zu Kunſtſachen oder Münzen benutzt wird, mit Silber oder mit Kupfer oder mit beiden zugleich verſetzt (legirt) werden, um ihm mehr Feſtigkeit zu geben. Man verfährt bei dieſen Miſchungen auf folgende Weiſe. Es wird 1 Pfund Münzgewicht, das 16 Loth gewöhnliches Gewicht hat, eine Mark, in 24 Karat eingetheilt, jedes Karat zu 12 Gran, und die Zahl der Karate beſtimmt die Menge des Goldes in der Mark. Sind verarbeitetem Golde $^3/_{24}$ Silber oder Kupfer beigemiſcht, ſo ſagt man, es habe 21 Karat Gold. Man hat verſchiedene Mittel, das verarbeitete Gold hinſichtlich der Verſetzung mit andern Metallen zu probiren und zu reinigen. Zu der Probe wird gewöhnlich der Probirſtein — ſchwarzer geſchliffener Kieſelſchiefer — und die Probirnadel gebraucht. Die Nadeln ſind kleine Goldſtreifen, die auf verſchiedene Weiſe mit andern Metallen verſetzt ſind, und zwar für jeden halben Karat, wenigſtens von 15 bis $23^1/_2$ Karat. Sie haben fünf verſchiedene Zumiſchungen, nämlich 1) reines Silber, 2) reines Kupfer, 3) eine Miſchung von $^2/_3$ Silber und $^1/_3$ Kupfer, 4) gleiche Theile Silber und Kupfer, 5) eine Miſchung von $^1/_3$ Silber und $^2/_3$ Kupfer. Auf dem Probirſteine wird mit dem zu prüfenden Golde ein Strich gemacht und neben demſelben ein Strich mit der Probirnadel, die der Probe in der Farbe am meiſten ähnelt. Auf dieſe Weiſe findet man, daß die Probe dieſelbe Miſchung hat, welche man in der Nadel kennt, deren metalliſche Abfärbung dem Striche der Probe am nächſten kommt. Die Verhältniſſe der Beimiſchungen von Silber und Kupfer zu dem Golde, ſowol bei Goldarbeiten als bei Münzen, ſind meiſt durch Geſetze beſtimmt und ſehr verſchieden. Venedig prägte einſt Münzen, die 24 Karat Gold enthielten, mithin ohne Beimiſchung waren. Das ſchwediſche Dukatengold enthält 23 Karat 5 Gran Gold und 7 Gran Silber. Legirungen mit Silber allein ſind jedoch ſelten, häufiger wird mit Kupfer, wie gewöhnlich bei Münzen, oder mit Kupfer und Silber legirt. In Frankreich ſind die Goldmünzen mit 9 Theilen Silber und einem Theil Kupfer verſetzt. Auch in England beſteht die Legirung der Goldmünzen aus Silber und Kupfer. Andere Staaten prägen nur ſelten ſo fein; manche nehmen nur Gold von 20 Karat, ja man hat Goldmünzen von 7 Karat 6 Gran, wie die brandenburgiſchen Auguſtd'or von 1758. Beim Legiren des zu Münzen beſtimmten Goldes wird von der geſchmolzenen Maſſe, ehe ſie ausgegoſſen wird, mit einem eiſernen Löffel, der einen thönernen Überzug hat, eine Probe ausgeſchöpft und dann chemiſch unterſucht.

Kein Metall hat ſo früh die Aufmerkſamkeit, den Kunſtfleiß, den Scharfſinn und die Leidenſchaften der Menſchen in gleichem Grade erweckt als das Gold. In Ägypten waren in den älteſten Zeiten Tauſende von Sklaven in den Goldgruben beſchäftigt. Vor 3000 Jahren zogen Karawanen nach Afrika, um Gold zu gewinnen, wie in neuern Zeiten Holländer und Briten die Goldküſte in Weſtafrika beſchifften. Die Karthager unterjochten Spanien, um Sklaven für die Bergwerke zu gewinnen, wie die Spanier ſeit dem 16. Jahrhundert Amerika. Wir haben nur dürftige Nachrichten über die Entdeckung, das Vorkommen, die Gewinnung und Verarbeitung des Goldes in der Vorzeit, doch reicht die Entdeckung des Goldes und die Erfindung des Gebrauchs dieſes Metalls in die früheſte Zeit des Menſchengeſchlechts. Der Gebrauch des Goldes wurde durch das Vorkommen in gediegenen Maſſen, die keine mühſame Bereitung erfodern, und durch ſeine Dehnbarkeit erleichtert. Unter den ſieben, der alten Welt bekannten Metallen wurde das Gold zuerſt, das Eiſen zuletzt bearbeitet. Die Dehnbarkeit des Goldes war ſchon zu Moſis Zeiten bekannt, wie die dünnen Goldplatten andeuten, mit welchen die Bundeslade bedeckt war. Künſtliche Verbindungen des Goldes mit Kupfer kannte ſchon der römiſche Schriftſteller Plinius im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, ſowie er auch von der Anwendung des Goldes als Arznei ſpricht. Die Alten kannten außer dem gediegenen Golde auch

Digitized by Google

verlarvtes, und die Ägypter wahrſcheinlich den Goldkies. In Spanien war unter den Römern das Röſten der Golderze bekannt, die wahrſcheinlich goldhaltige Schwefelmetalle waren. Auch über das verſchiedene Vorkommen des Goldes finden wir wenige Nachrichten bei den Alten. Sie unterſchieden zwar das Vorkommen im aufgeſchwemmten Lande, in Flüſſen, in feſtem Geſtein und in Erzgängen, nicht aber die Gebirgsarten des Geſteins. Die Nachrichten über die verſchiedenen Fundörter des Goldes ſind gleichfalls dunkel. Es iſt noch immer nicht ausgemittelt, wo das Ophir zu ſuchen ſei, wohin Salomo ſeine Schiffe ſendete, und ungewiß, ob die Edomiter, von welchen Moſes ſpricht, ihr Gold aus Wäſchen oder durch Karawanen erhielten. Ebenſo wenig wiſſen wir, wo die Heimat der einäugigen Arimaspen war, die nach der Erzählung des griechiſchen Geſchichtſchreibers Herodot (480 Jahre vor Chriſtus) den Greifen das Gold raubten. Ohne Zweifel ſind darunter Bergleute zu verſtehen, und die Einäugigkeit iſt nur eine bildliche Redensart, die ſich darauf bezieht, daß im Alterthum die Grubenlichter — Thonlampen — vor der Stirne getragen wurden. Nordindien wurde früh von Karawanen beſucht, die Gold einkauften. Äthiopien war ſo reich an Gold, daß die Sklaven goldene Feſſeln trugen. Nach Herodot's Berichte führten die Karthager mit einem Volke in Afrika gegen Goldſand einen ſtummen Handel, eine Nachricht, die auf das hohe Alter des Handels mit Goldſtaub auf der Weſtküſte Afrikas hindeutet, wo noch jetzt die Europäer mit Negern Verkehr haben, ohne ſich gegenſeitig anders als durch Zeichen verſtändlich machen zu können. Die Griechen hatten Goldwäſchen und Bergwerke in verſchiedenen Gegenden, ebenſo die Römer, die den Bergbau in Spanien, Portugal und Frankreich erweiterten, zahlreiche Sklaven in den dortigen Bergwerken hatten und in ſpätern Zeiten Gruben und Goldwäſchen in Dalmatien, Illyrien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Walachei entdeckten. Gold wurde früher aus Flüſſen und im aufgeſchwemmten Lande gewonnen als durch Bergbau, der künſtlicher Arbeiten, feſter Wohnſitze und eines gemeinſamen Wirkens bedarf, während auch ein wanderndes Volk Gold in Flüſſen ſammeln kann. Die Gewinnung des Goldes aus den Gängen der Bergwerke lernte man erſt weit ſpäter, wie überhaupt die Kenntniſſe des Bergbaus und der Schmelzkunſt ſich nur langſam entwickelten. Goldwäſchen gab es beſonders in Spanien, wo man zu den Zeiten der Römer Bäche weit herbeileitete, um die Trümmer der Gebirge zu waſchen und das darin enthaltene Gold in tiefer angelegten Becken zu ſammeln, wie es noch jetzt in Braſilien geſchieht. Schon früh aber ward in Spanien Gold aus Gruben gewonnen, doch war es meiſt nur ein koſtſpieliger Verſuchbau. Nach den auf uns gekommenen Nachrichten aus dem erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung wurden dort Berge ausgehöhlt, wobei das Geſtein mit Feuer und Eſſig gewältigt ward und endlich der Berg zuſammenſtürzte, ohne daß man bei dem Anfange der Arbeit gewußt hätte, ob man Gold finden würde. Die Nachrichten über die Aufbereitung, d. h. die Abſonderung der untauglichen Mineralien von den brauchbaren, und über das Schmelzen der goldhaltigen Erze ſind auch nur ungenügend, da ſie von Schriftſtellern herrühren, welche das Verfahren zu wenig kannten. Bei den Ägyptern wurden die Erze in ſteinernen Mörſern zerſtampft und auf Mühlen zu Schlich gemahlen, der dann auf ebenen Flächen geſchlemmt wurde. Der durch Waſchen gereinigte goldhaltige Schlich wurde in thönernen Schmelzgefäßen mit Blei, Zinn, Salz und Mehl einem langſamen Feuer ausgeſetzt. In den Seifenwerken der Römer wurden die zur Auffangung des Goldſandes gebrauchten Sträucher getrocknet, zu Aſche gebrannt und dieſe auf Raſen gewaſchen, um die darin befindlichen Goldtheile zu ſammeln. Die aus Gruben gewonnenen goldhaltigen Erze wurden gepocht, geſchlemmt und zu Pulver gemahlen, und die bei dem Schmelzen ausgeworfene Schlacke nochmals gepocht, um ſie noch einmal zu ſchmelzen. Das Probiren des Goldes geſchah im Feuer und auf dem Probirſteine, den man ſchon 370 Jahre vor Chriſtus kannte.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 104.)

Putz in Neuſüdwales.

Die Schwänze der Biſamkatze werden von den Frauen in Neuſüdwales an ihre fettigen Haarlocken befeſtigt, und ihren Nacken ziert eine Schnur, auf welche Bruchſtücke von Thonpfeifen, die mit bunten Knöpfen abwechſeln, gereiht ſind. Um ihre Schultern hängt ein ſchmuziger Mantel vom Felle der Biſamkatze, und ein Bündel von Lumpen, deren Stoff nicht leicht zu erkennen iſt, umgibt ihre Hüften. Ein Sack auf ihrem Rücken iſt zur Aufnahme von Eßwaaren beſtimmt, aber außerdem ſo mit kleinen Thierchen angefüllt, daß wir, um nicht Ekel zu erregen, dieſe nicht weiter nennen wollen. Auch die Männer zieren ihr Haupt mit einem Biſamkatzenſchwanze und wenden Fett und rothe Farbe in Überfluß an, ihre Reize zu erhöhen. An dem Kinn ſteht ein Büſchel Barthaare, und die Farbe ihrer Haut läßt ſich unter der dicken Lage von Schmuz und Holzkohle, die ſie bedeckt, kaum erkennen. Durch die Naſe ſtecken die Männer ein Metallſtäbchen. Auch ſie tragen einen Gürtel von Pelzwerk. Nie ſieht man ſie ohne die Pfeife, und die Europäer können ihnen kein angenehmeres Geſchenk machen als Taback.

Die Bananen (Musa).

Der Wuchs der Bananen, deren unſere Abbildung eine ganze Gruppe und dahinter hohe Stämme der Cocospalme zeigt, hat etwas Großartiges und Gefälliges, zugleich aber auch viel Eigenthümliches. Sie gleichen nicht ſowol Bäumen, als hochſchäftigen Lilienſtengeln. Auch iſt ihr Schaft, welcher gegen 12 Fuß hoch wird, eigentlich kein Baum, ſondern beſteht aus einer Menge blätteriger Scheiden, welche dicht aufeinander liegen und von denen nur die innerſten an der Spitze Blätter tragen, welche eine Länge von 4—10 Fuß und eine Breite von zwei Fuß erreichen. Aus der Mitte dieſes prachtvollen Blätterbüſchels ſteigt der lange Blütenkolben empor. Um dieſen herum ſtehen die ſehr großen gelben Blüten in halben Quirlen, d. h. nur auf einer Seite, und zwar immer 6—12 zuſammen und unter jedem ein großes roth gefärbtes Blatt. Die Geſchlechter ſind in dieſen Blüten getrennt, die weiblichen Blüten unten, die männlichen nach der Spitze hin.

Man unterſcheidet hauptſächlich zwei Arten Bananen, von welchen die eine hier abgebildete der ſogenannte Paradiesfeigenbaum (Musa paradisiaca), auch Adamsfeige genannt, die geſchätzteſte iſt. Den Namen führt ſie davon, daß angeblich unſere erſten Ältern nach dem Sündenfalle im Paradieſe ſich von den Blättern Schürzen gemacht haben, zu welcher Sage wol die Größe der Blätter Veranlaſſung gegeben haben mag. Der Paradiesfeigenbaum wächſt in Oſtindien, ſowie in Afrika, dagegen er nach Südamerika erſt zu Anfange des

Digitized by Google

16. Jahrh. gekommen ſein ſoll. In jenen Ländern findet er ſich im Allgemeinen in feuchten Niederungen und treibt jedes Jahr aus ſeiner Wurzel einen fruchttragenden, 18 Fuß hohen, 6—8 Zoll dicken Schaft, an deſſen Blütenkolben nach dem Verblühen 6—8 Zoll lange gurkenähnliche dreiſeitige Früchte erſcheinen, die, wenn ſie reif ſind, eine gelbliche Farbe haben. Dieſe ſind beſonders unter dem Namen Bananen bekannt und haben ein dickes teigiges Fleiſch. Die zweite Art, die Bananenfeige (Musa sapientum), kommt mit der vorigen ziemlich überein, unterſcheidet ſich aber durch ſpitzigere Blätter und durch die kürzern Früchte, welche auch ein ſüßeres, ſchmelzenderes Fleiſch haben.

Beide Arten werden in großer Menge in Afrika, Aſien und Amerika angebaut, hauptſächlich um ihrer Früchte willen, von welchen die Bewohner jener Gegenden vielfachen Gebrauch machen. Am meiſten iſt dies bei dem Paradiesfeigenbaum der Fall. Man kann das Mark der Früchte dieſes letztern mit einem Teige aus Butter und Kraftmehl vergleichen, nur iſt der Geſchmack gezuckert und etwas würzig, das Fleiſch ſelbſt mitunter etwas trocken. Man ißt dieſe Früchte roh, gekocht und auf verſchiedene Weiſe zubereitet, beſonders aber verwendet ſie in jenen Gegenden das Volk zu ſeiner hauptſächlichſten Nahrung, ſowie man in den Colonien faſt allein damit die Sklaven ernährt. Man macht auch ein angenehm ſchmeckendes geiſtiges Getränk daraus, das ſich jedoch nicht lange hält. Durch Auspreſſen der reifen Früchte erhält man ein vortreffliches Kraftmehl, welches ſich ebenſo gut als anderes benutzen läßt und äußerſt nährend iſt. Außer der Frucht dient aber auch der junge Schaft als nährende Speiſe. Aus ſeinen gröbern Faſern macht man Stricke und allerlei Gewebe, die Blätter, obgleich leicht reißend, werden dennoch zu verſchiedenem Gebrauche verwendet; ſo benutzt man ſie zum Decken leichter Hütten, auch wie Tiſch- und Handtücher, welche man nach dem Gebrauche wegwirft, zum Einpacken und namentlich um Cigarren darein zu verpacken.

Man hat immer geglaubt, daß die Bananen nur im heißen Klima gedeihen; aber ſie kommen ſchon recht gut auf der Inſel Madeira fort, und in mehren Gärten Andaluſiens, namentlich in Sevilla und in den Umgebungen von Malaga, wachſen ſie im freien Lande.

Die Bananen.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

104.] Erſcheint jeden Sonnabend. [März 28, **1835.**

Die Barberini- oder Portlandvaſe.

Es ſind aus dem Alterthume, beſonders aus Griechenland und den griechiſchen Colonien in Italien, viele kunſtreich geformte irdene Prachtgefäße auf uns gekommen, die man unter dem Namen Vaſen begreift. Sie ſind gewöhnlich von einer feinen Thonmaſſe und meiſt mit trefflichen Zeichnungen, ſeltener mit erhaben gearbeiteten Gruppen geziert. Man nannte ſie früher hetruriſche Vaſen, weil ſie zuerſt in größerer Anzahl in

Digitized by Google

Toscana (dem alten Hetrurien) gefunden wurden. Man hat deren aber in neuern Zeiten nicht blos in Toscana, ſondern auch viele vorzüglich bei Capua und Nola im Königreich Neapel, wo im Alterthume Colonien der Griechen blühten, in Sicilien, in Athen und auf der Inſel Ägina gefunden, und in mehren Städten, z. B. Neapel, London, Paris, Wien, Berlin, Petersburg, reiche Sammlungen davon angelegt. Solche Vaſen wurden bis jetzt meiſt nur in Gräbern entdeckt, doch dienten ſie dort nicht als Aſchenkrüge, ſondern wurden, wie es ſcheint, den Todten als Weihgeſchenke ins Grab mitgegeben. Vaſen mit Hochzeitſcenen wurden wahrſcheinlich Bräuten zum Geſchenke dargebracht. Es gab im Alterthume mehre Fabrikſtätten ſolcher Gefäße, und an ſolchen Plätzen hat man deren in neuern Zeiten beſonders viele aufgefunden. In Unteritalien werden die alten Vaſen ſo gut nachgeahmt, daß manche Kunſtfreunde dadurch getäuſcht werden.

Wir liefern hier die Abbildung einer der vorzüglichſten Vaſen des Alterthums. Sie ward in der Mitte des 16. Jahrh. in einem Sarkophage entdeckt, der ſich in dem ſogenannten Grabmal des Kaiſers Alexander Severus und ſeiner Mutter Julia Mammäa zwiſchen Rom und Frascati befand. Der Sarkophag, ebenfalls ein ſehr ausgezeichnetes Kunſtwerk, iſt noch jetzt in Rom; die Vaſe ſelbſt ſtand hier über zwei Jahrhunderte lang in dem Palaſte Barberini, von welchem ſie auch ihren Namen erhalten hat. Vor etwa 40 Jahren kaufte ſie der gelehrte Alterthumsforſcher Sir William Hamilton, welcher lange engliſcher Geſandter in Neapel war, für die Sammlung des Herzogs von Portland. Nach dem Tode ihres Beſitzers kam die Vaſe in das britiſche Muſeum, wo ſie gegenwärtig aufgeſtellt iſt. Sie iſt nur um Weniges größer als unſere Abbildung; allein die Schönheit ihrer Formen und die Zierlichkeit ihrer Arbeit kann in keinem Bilde wiedergegeben werden. Der Stoff, woraus ſie beſteht, iſt eine dunkelblaue, durchſichtige, glasartige Maſſe. Die darauf in Basrelief gearbeiteten Figuren ſind von einer undurchſichtigen weißen Subſtanz, welche mit der Grundmaſſe völlig eins zu ſein ſcheint. Die Kunſt, durch welche dies erreicht worden iſt und beide Maſſen auf das Innigſte miteinander verſchmolzen ſind, ohne daß die eine durch die andere getrübt erſcheint, iſt bis jetzt, aller Bemühungen ungeachtet, nicht ermittelt worden. Auch über die Bedeutung des Basreliefs ſind die Alterthumsforſcher nicht einig, doch behauptet Veltheim, der über die Portlandvaſe Ausführliches mitgetheilt hat, daß darauf die Geſchichte der Alceſte, welche durch Hercules dem Admet wieder zugeführt wird, vorgeſtellt ſei. Die Kenner des Alterthums ſind darin einverſtanden, daß hinſichtlich des Ausdrucks der Figuren dieſes Basrelief von keinem andern auf ähnlichen Kunſtwerken übertroffen wird. Außer mehren Gypsabgüſſen, die es von dieſer Vaſe gibt, lieferte auch die Fayencefabrik des Engländers Wedgwood mehre Nachbildungen dieſes Kunſtwerks, worin nicht allein die Form, ſondern ſogar auch die Farbe des Originals wiedergegeben iſt.

Über das Gold und deſſen Benutzung.

(Beſchluß aus Nr. 103.)

Bei dem Verfalle des römiſchen Reiches, zu welchem faſt alle bedeutenden Bergwerke des Alterthums gehörten, waren die Goldwäſchen und Gruben ſchon gegen das Ende des 3. Jahrhunderts erſchöpft. Der Werth des Goldes ſtieg. Wie andere Bergwerke, wurden auch mehre Goldgruben im öſtlichen Europa durch den Einfall fremder Völker zu Ende des 4. Jahrhunderts zerſtört. Später geſchah dies auch in Spanien. Es wurde jedoch ſowol dort als in andern europäiſchen Ländern auch nach jener Zeit mehr Gold gewonnen, als Europa jetzt liefert. Bedeutend war beſonders der Goldertrag in Böhmen, wo ſeit dem 8. Jahrhundert bei Eule reiche Gruben bebaut wurden. Man erzählt von einem Grubenbeſitzer in Böhmen, Rothlow, der im 14. Jahrhundert 48 Kure beſaß und aus vier derſelben vierteljährig 30,000, aus zwölf aber 300,000 Goldgulden zog. Auch Schleſien war vom 11. bis 13. Jahrhundert goldreich, wie die noch zahlreich vorhandenen verfallenen Gänge (Pingen) bei Löwenberg, Nickolſtadt, Wahlſtadt zeigen, und bei Goldberg gab es im 12. Jahrhundert ein anſehnliches Seifenwerk, das wöchentlich 150 Mark Gold lieferte. Schemnitz in Ungarn hatte ſchon im 8. Jahrhundert Bergbau auf Gold. Zur Zeit des bergbaukundigen Schriftſtellers Georg Agricola aus Glauchau, der 1555 ſtarb, wurde bei Goldkronach im Fichtelgebirge wöchentlich für 1500 Goldgulden Gold gewaſchen. Die Erfindung der Amalgamation, welche von den Arabern nach Europa kam und ſchon im 15. Jahrhundert in Böhmen und im Fichtelgebirge angewendet und 1566 nach Südamerika gebracht wurde, beförderte die Gewinnung des Goldes, und durch die Erfindung des Königswaſſers im 8. Jahrhundert war die Scheidung deſſelben erleichtert worden. Die Entdeckung von Amerika gab Anlaß zur nähern Kenntniß des Goldes und zu vielen Unterſuchungen über die Aufbereitung, Schmelzung und Scheidung deſſelben; aber erſt in der neueſten Zeit wurden wir durch Reiſende, und zwar meiſt durch Deutſche, mit jenen goldreichen Gegenden genauer bekannt gemacht. Während in dem Zeitalter, auf welches wir oben einen Blick geworfen haben, mehre für die Gewinnung der Metalle wichtige Entdeckungen gemacht wurden, gewann auch eine Meinung Eingang, die zu vielen vergeblichen Bemühungen geführt und bis in ſpäte Zeiten Anhänger gefunden hat. Im 4. Jahrhundert gab es beſonders in Ägypten Chemiker, deren Zweck war, unedle Metalle in edle, und vorzüglich in Gold zu verwandeln. Man nannte ſie Alchemiſten oder Goldmacher. Sie behaupteten die Möglichkeit, aus Körpern, die kein Gold enthalten, wahres Gold darzuſtellen und nannten das dazu nöthige Mittel den Stein der Weiſen oder die rothe Tinctur. Nach ihrer Behauptung geſchah die Verwandlung durch die Vermiſchung jener Tinctur mit dem geſchmolzenen Metall, und die Veredlung ſollte in dem Verhältniſſe zunehmen, als die Tinctur kräftig wäre. Das Geheimmittel, das Metall in Gold zu verwandeln, war nach der Lehre der Alchemiſten zugleich eine der wohlthätigſten Arzneien, ſollte aber nur in ſtarker Verdünnung gereicht werden dürfen, um nicht zerſtörend zu wirken. Dieſe Meinung verbreitete ſich aus Ägypten nach Italien und Spanien und bald über ganz Europa. Mehre ihrer Anhänger haben als geübte Chemiker, während ſie den Stein der Weiſen ſuchten, nützliche Entdeckungen gemacht, wie in Spanien das Scheidewaſſer, im 15. Jahrh. das Rubinglas und um dieſelbe Zeit das Spießglasmetall entdeckt wurden.

Sehr früh wurde das Gold zu Kunſtarbeiten verſchiedener Art angewendet. Die Sagen der Ägypter und Griechen und die Schriften der Hebräer ſprechen von der Ausbildung der Goldſchmiedkunſt in Ägypten und in Aſien. Unter Salomo kamen Künſtler aus Tyrus auf der Küſte von Kleinaſien nach Jeruſalem, um

Digitized by Google

Kunſtwerke aus Gold für den Tempel und den Palaſt des Königs zu verfertigen. Auch unter den Griechen kannte man früh die Kunſt, in Gold zu arbeiten, die zuerſt auf der Inſel Kreta, jetzt Kandia, ausgebildet wurde. Die höchſte Stufe der Vollendung erreichte ſie 450 Jahre vor Chriſtus unter dem griechiſchen Bildhauer Phidias, der das Bild der Göttin Pallas Athene aus Gold und Elfenbein verfertigte. Mit dem Untergange des griechiſchen Staates kam auch dieſer Kunſtzweig in Verfall. Goldſtoffe ſind eine alte aſiatiſche Erfindung. Goldene Gefäße und Geräthe wurden bei den Griechen mehr zu gottesdienſtlichen Zwecken als zum häuslichen Gebrauche angewendet. Im Morgenlande hingegen herrſchte große Goldverſchwendung. Man hatte dort Elefanten mit goldenem Geſchirr, und der König Porus von Indien ſchlief in einer goldenen Bettſtelle. Ebenſo vergeudete man das Gold in Rom unter den Kaiſern. Nero's Palaſt übertraf Alles in Verſchwendung goldener Verzierungen. Kaiſer Claudius hatte im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung bei ſeinem Triumphzuge eine von Spanien ihm geſchenkte goldene Krone, 7000 Pf. ſchwer. Um dieſelbe Zeit war es Sitte in Rom, ſich mit Goldſtaub das Haar zu pudern. Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches im 5. Jahrhundert blühte die Kunſt des Goldgießens und Goldſchmiedens fortdauernd in Konſtantinopel, dem Sitze der griechiſchen Kaiſer. Die Einführung der Bilder in den Kirchen im 6. Jahrhundert war auch dieſem Zweige der Kunſt günſtig. Der Gebrauch des Goldes war jedoch in jenem Zeitalter beiweitem nicht ſo allgemein als jetzt; nur Kirchen und Fürſten beſaßen Schmuck und Geräthe von Gold. Erſt ſpäter, als ein wohlhabender Mittelſtand in Europa aufkam, wurde goldener Schmuck gewöhnlicher. Die Goldſchmiedekunſt blühte in Köln und im 12. Jahrh. vorzüglich in Nürnberg. Unter den Arbeiten der Goldſchmiede in Köln zeichneten ſich beſonders mehre zur Aufbewahrung von Reliquien beſtimmte Behältniſſe aus, von welchen das der heiligen drei Könige vom Jahre 1191 das merkwürdigſte iſt. Auch Kloſtergeiſtliche waren damit beſchäftigt, Kirchengeräthe zu verfertigen. Seit dem 10. Jahrhundert wurden Kirchen und Klöſter immer mehr mit goldenen Zierrathen ausgeſtattet. In Italien wurden ſolche Kunſtarbeiten beſonders von Griechen verfertigt. Der prächtige Hochaltar in der Ambroſius-Kirche zu Mailand ward im 10. Jahrhundert vollendet. Die Kunſt des Metallgießens wurde von den Goldſchmieden ausgebildet. Der Kunſtſinn der Päpſte Julius II. und Leo X. und die Freigebigkeit des Hauſes Medici in Florenz beförderten im 15. und 16. Jahrhundert die Kunſt der Goldarbeiter. Die Anſchauung der Bildwerke des Alterthums wirkte auch auf dieſe Kunſt wohlthätig ein. Mehre vorzügliche Baumeiſter, Bildhauer und Maler gingen aus den Werkſtätten trefflicher Goldſchmiede hervor. Benvenuto Cellini in Florenz, der 1570 ſtarb, war der erſte Goldſchmied ſeiner Zeit. Die Kunſt, Gold mit Schmelz einzulegen, wurde zu Anfange des 15. Jahrhunderts erfunden, und Paul Rizo zu Venedig machte eingelegte Arbeit von Gold in Stahl mit bewunderungswürdiger Kunſt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war unter vielen kunſtſinnigen Goldarbeitern ausgezeichnet Johann Melchior Dinglinger, der treffliche emaillirte, aus Gold verfertigte Bildwerke lieferte, von welchen mehre im grünen Gewölbe zu Dresden aufbewahrt werden. Unter den vorzüglichſten Künſtlern des 19. Jahrhunderts iſt Kirſchſtein in Straßburg zu nennen, der Vaſen von getriebener Arbeit mit trefflichen Basreliefs und ſchöne Landſchaften und Thierſtücke aus Gold und Silber geliefert hat. Rondel in London verfertigte einen Schild aus Gold und Silber für Lord Wellington. Im Allgemeinen wurden in frühern Zeiten bedeutende Goldmaſſen zu Geräthen und Bildwerken für Kirchen verwendet und dadurch auf eine gewiſſe Zeit dem Umlaufe entzogen, aber jetzt wird in Europa Gold in größerer Menge verbraucht, was nachtheilig iſt, ſeit die Sendungen aus Südamerika geringer geworden ſind. Der arzneiliche Gebrauch des Goldes iſt auch in neuern Zeiten von mehren Ärzten in Frankreich, Spanien und Deutſchland, beſonders als Erſatz des Queckſilbers, empfohlen worden. Ein anſehnlicher Theil des verbrauchten Goldes wird zur Vergoldung von Kupfer, Meſſing und Silber angewendet. Man bedient ſich dazu der oben erwähnten Verbindung des Goldes und des Queckſilbers. Die Oberfläche des Metalls wird ſorgfältig abgeputzt, erwärmt und mit Salpeterſäure und etwas Queckſilber gleich beſtrichen. Alsdann wird die Miſchung von Gold und Queckſilber (das Goldamalgam) darauf gelegt, und das Queckſilber auf dem Feuer abgeraucht. Das Gold bleibt als ein dunkelbrauner Überzug auf der Oberfläche. Man beſtreut dieſe dann mit einer Miſchung von Salpeter, Salmiak, Eiſenvitriol und Grünſpan, entweder allein oder mit Wachs (Glühwachs) eingeknetet, und erhitzt das Metall, bis die Maſſe zu rauchen anfängt, wovon das Gold eine hellere Farbe erhält. Endlich wird das Gold mit dem Polirſtahl oder mit Blutſtein polirt. Man hat noch eine andere Art, das Innere von Schalen und andern Sachen, die nicht geſcheuert zu werden brauchen, zu vergolden. Man löſt Gold in Salpeterſäure und Kochſalz auf, und tränkt in dieſer Auflöſung Lappen, die man trocknet und zu Aſche verbrennt. Ein glattes Stück Korkholz, an einem Ende ein wenig verkohlt, wird angefeuchtet, in die Aſche getaucht und die Oberfläche des Metalls damit ſo lange gerieben, bis ſie mit Gold völlig bedeckt iſt. Man polirt ſie dann mit feiner, über ein weiches Stück Korkholz ausgeſpannter Leinwand.

Sehr alt iſt der Gebrauch des Goldes als Tauſchmittel oder Geld. Goldſtaub und gediegen gefundene Goldmaſſen dienten lange zur Ausgleichung bei dem Handel, ehe man geprägtes Gold hatte. Goldſtangen waren früher als Goldmünzen. Die Handelsſtaaten, die ein bequemes Tauſchmittel brauchten, erfanden das unter der Aufſicht des Staats gewogene und bezeichnete Metall. Daher die Gewichtnamen der Münzen im Alterthum. Nicht alle Völker der Vorzeit hatten geprägtes Geld, die Hebräer ſchwerlich vor der babyloniſchen Gefangenſchaft. Auch bei den Ägyptern fehlte es in den älteſten Zeiten, da man weder in den Königsgräbern noch in andern Denkmalen alte ägyptiſche Münzen gefunden hat. Goldene Münzen gab es in Europa ſpäter als ſilberne, kupferne und eiſerne. Die älteſten echten Goldmünzen, die wir kennen, wurden 450 Jahre vor Chriſtus von einem macedoniſchen König geprägt. Die Goldmünze der Griechen war von feinem Golde und mit Silber legirt. Sie hieß Stater und wog gewöhnlich zwei Drachmen. Die Goldmünze der Römer (aureus) war in frühern Zeiten 1 bis 10 Scrupel ſchwer, wurde aber ſpäter nach und nach weit leichter geprägt. Das Verhältniß zwiſchen Gold und Silber war im Alterthum ſehr ſchwankend; in der früheſten Zeit wie 1 zu 13, 100 Jahre vor Chriſtus wie 1 zu 9, und zu Anfange des 4. Jahrhunderts wie 1 zu 21. Noch ſchwankender war das Verhältniß des Goldes zum Kupfer. Unter den fränkiſchen Königen ſeit dem 6. Jahrhundert war eine Goldmünze gangbar, die 84 Gran

Digitized by Google

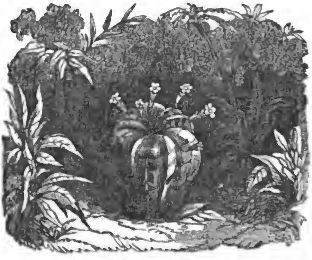
wog. Die erſten Dukaten ließ 1140 Herzog Roger von Apulien in Italien ſchlagen. Florenz ſchlug 1252 die erſten Goldgulden (fiorini, daher der Name Fiorin) von 24 karätigem Golde. Nach dieſem Beiſpiele ließen auch die deutſchen Fürſten Goldgulden prägen, deren 64 auf eine feine Mark gingen. Die ſchlechteſten Goldmünzen waren die ſpaniſchen Maravedis von 1253, deren 243 auf eine feine Mark von 16 karätigem Golde geprägt wurden. Nicht alle geſitteten Völker Aſiens haben Goldmünzen. In China und Tibet werden Waaren gegen Goldbleche eingetauſcht, die man mit einer Schere abſchneidet, oder gegen Goldſand und Barren. Die indiſchen Fürſten prägen kleine Goldmünzen, deren es auch in Japan und auf Sumatra gibt. Größere indiſche Goldmünzen ſind die Pagoden von 2 Thlr. 11 Gr. und die Rupien von 2 Thlr. 23 Gr. Werth. In dem größten Theile von Afrika iſt Goldſtaub das gangbare Geld.

Schon in frühern Zeiten gab es in den europäiſchen Staaten verſchiedene Geſetze über das Aufſuchen, die Gewinnung, Schmelzung, Verarbeitung und dem Gebrauch des Goldes. Dahin gehört das iglauer Bergrecht aus dem 10. Jahrhundert, das andern Ländern zum Vorbilde diente. Die Verwaltung der Goldbergwerke auf Koſten des Staats ward in Europa und den europäiſchen Colonien nur auf einzelne Bergwerke beſchränkt. Das Aufſuchen des Goldes wurde von den Regierungen durch Belohnungen und durch Ertheilung beſonderer Vorrechte begünſtigt, z. B. bei Goldwäſchen, wegen des geringen Verdienſtes, in mehren Ländern durch Befreiung vom Zehnten und von andern Abgaben. In einigen Ländern aber muß das durch die Wäſchen gewonnene Gold zu einem beſtimmten Preiſe an die Münze abgeliefert werden. In den Goldbergwerken werden beſondere polizeiliche Maßregeln angewendet, um das Entwenden der Goldſtufen und den Verluſt des Goldſtaubes zu verhüten. Das Probiren des Goldes wird in allen geſitteten Ländern, wo Goldbergwerke und Goldwäſchen ſind, von verpflichteten Perſonen vorgenommen, die Wardeine heißen. Es iſt meiſt überall verboten, das in Gruben und aus Wäſchen gewonnene Gold außer Landes ſchmelzen zu laſſen, und es außer Landes oder an Goldſchmiede und Juden zu verkaufen; die Regierung kauft es zu einem geſetzlich beſtimmten Preiſe. Das Verhältniß des Goldes zum Silber iſt in Europa durch Geſetze beſtimmt; z. B. in Öſtreich $14\frac{11}{71}:1$, in Preußen $13\frac{11}{12}:1$, in Frankreich $15\frac{1}{2}:1$, in Spanien $14\frac{3}{10}:1$, in Rußland 15 : 1, in England $15\frac{1}{4}:1$, in der Türkei $12\frac{1}{2}:1$, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika jetzt 16 : 1. In Aſien hat das Gold einen geringern Werth als in Europa; in China z. B. verhält es ſich zu Silber wie 2 : 1. In Frankreich, Spanien, England und Rußland iſt die Ausfuhr des Goldes verboten. Auch der Gehalt des verarbeiteten Goldes iſt in mehren Ländern durch Geſetze beſtimmt, in England z. B. darf es nicht unter 22, in Frankreich nicht unter 18 Karat ſein, in Augsburg muß es 19 Karat haben.

Der jährliche Betrag des gewonnenen Goldes läßt ſich nicht genau beſtimmen. Man hat berechnet, daß in Europa, mit Einſchluß von Rußland, im indiſchen Inſelmeer, in Afrika und in Nord= und Südamerika überhaupt gegen 162,270 Mark gewonnen werden. Der jährliche Verbrauch des Goldes iſt dagegen auch ſehr bedeutend, und von den 8 — 9 Millionen Thalern, die nach einer wahrſcheinlichen Berechnung den Werth der jährlich verbrauchten edlen Metalle ausmachen, kommt ein großer Theil auf das Gold. In England allein werden jährlich für Vergoldungen und leichte Goldwaaren 407,440 Unzen verbraucht.

Der Melonencactus.

Das Vaterland dieſer merkwürdigen Cactusart iſt Südamerika, wo ſie in wüſten und felſigen Gegenden häufig wächſt. Die Frucht derſelben zeichnet ſich durch ihre runde, melonenartige Geſtalt aus, wie die Abbildung zeigt, und iſt ringsum mit dornenartigen Stacheln beſetzt, welche auf der harten Schale dicht beieinander ſtehen. Oben auf der Krone der Pflanze, wo die Blätter ſich zuſammenſchließen, ſitzen die ſternförmigen Blüten, welche, wie bei den meiſten Cactusarten, von ausgezeichneter Schönheit ſind. Um den großen Nutzen dieſer Pflanze einzuſehen, muß man ſich die Beſchwerden einer Reiſe durch die ſüdamerikaniſchen Steppen vergegenwärtigen, wo ſie, wenn die Noth der Reiſenden aufs Höchſte ſteigt und Menſchen und Thiere vor Hitze und Durſt faſt verſchmachten, dieſen eine erwünſchte Erquickung darbietet. Das Innere derſelben bildet nämlich ein ſaftiges, angenehm ſchmeckendes Fleiſch, welches



Der Melonencactus.

vorzüglich die Maulthiere, von einem natürlichen Inſtinct geleitet, ſehr geſchickt zu erlangen wiſſen. Sie ſtreifen mit ihrem Vorderhuf vorſichtig die Stacheln ab, welche die Schale umgeben, öffnen dann die Rinde gleich einer Kapſel und ziehen mit dem Maul die ſtärkende Labung heraus. Aber auch hier hat die Natur es ſo eingerichtet, daß der Genuß durch Schmerz erkauft wird; denn ſo ſcharf und ſpitzig iſt die dornige Außenſeite der Frucht, daß die armen Thiere ſich ihre Füße oft unheilbar verwunden, wenn ſie die Dornen abſtreifen.

Nürnberg.

(Beſchluß aus Nr. 103.)

Werfen wir einen Blick auf die übrigen Bauwerke und Denkmale des Alterthums, ſo feſſelt uns zuerſt die Lorenzkirche, die größte und ſchönſte der Stadt. Sie iſt wahrſcheinlich gegen Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts gegründet, aber nur nach und nach ausgebaut worden. Während das urſprüng=

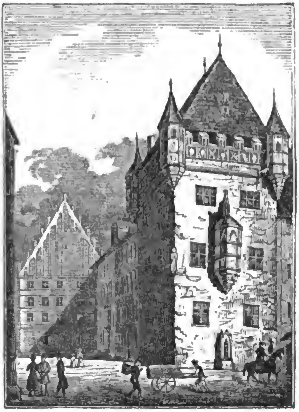
liche Gebäude die altdeutſche Bauart in ihrer Einfachheit zeigt, erſcheint in dem Portal und dem Giebel ſchon der überladene Schmuck einer ſpätern Zeit. Der Bau wurde größtentheils durch milde Beiträge im 15. Jahrhundert vollendet. Die Kirche iſt 312 Fuß lang uud 105 breit. Der ältere Thurm wurde 1498 mit vergoldetem Blech, das noch immer ſeinen alten Glanz hat, der jüngere 1680 mit zinnernen Platten gedeckt. Der Vorderbau der Kirche zeichnet ſich beſonders durch ſchöne Anordnung aus. Zwei ſchlanke Thürme ſchließen die Vorderſeite ein, die unten ein prächtiges Portal ziert, und oben eine reich verzierte Giebelwand hat. Hier befindet ſich eine 32 Fuß hohe und breite kreisrunde Fenſterroſe, die aus acht, ſich ſtets in abwechſelnder Lage wiederholenden ſpitzbogenartigen Durchbrechungen beſteht. Die zwei großen, mit ſchöner Bildſchnitzerarbeit in gothiſchem Styl verzierten Thüren wurden erſt 1824 nach Heideloff's Zeichnung von dem bald nachher verſtorbenen Bildhauer Rotermund verfertigt. Einen ſchönen Theil des Gebäudes bildet die Vorhalle der ſogenannten Brautthüre, mit vorzüglich gearbeiteten Verzierungen über ihren Bogen und ſteinernen Bildſäulen der Jungfrau Maria mit dem Kinde und der drei Weiſen aus dem Morgenlande. Das Innere der Kirche iſt zwar durch ungünſtige Veränderungen in neuern Zeiten verunſtaltet, aber es wird durch ſchöne gemalte Fenſter mit einem wunderbaren Licht erhellt.

Minder vollendet im Äußern als die Lorenzkirche, iſt die Sebalduskirche in der Nähe des Schloſſes und in dem Mittelpunkte des älteſten Stadttheils, mit welchem ſie wahrſcheinlich gleichzeitig entſtanden iſt. Sie iſt merkwürdig als das einzige Bauwerk Nürnbergs, an welchem ſich der Stufengang der altdeutſchen Baukunſt von den frühern Anfängen bis zu ihrer höchſten Vollendung im 14. Jahrhunderte verfolgen läßt. Der vordere Theil der Kirche zwiſchen den beiden Thürmen iſt der älteſte. Der 1361—77 erbaute neue Chor zeichnet ſich durch die Zierlichkeit der Formen aus, die der Baukunſt jener Zeit eigen war. Das Äußere der Kirche hat mehre ſchöne, zum Theil gut erhaltene Bildwerke und Verzierungen; ein Meiſterſtück altdeutſcher Baukunſt aber iſt die Brautthüre, über deren Spitzbogen die Vermählung Adam's und Eva's durch den ſegnenden Gott den Vater abgebildet iſt, und ebenſo ausgezeichnet iſt ein trefflich erhaltenes Werk des Bildhauers Kraft, die Grablegung des Heilands, an einer andern äußern Mauer der Kirche. Im Innern iſt das Bedeutendſte das Grab des heil. Sebaldus, das Peter Viſcher mit ſeinen fünf Söhnen von 1506—19 vollendete, und das durch Richtigkeit der Zeichnung, durch Abwechſelung in den Stellungen, Ausdruck in den Köpfen, kunſtvollen Faltenwurf und Reinheit des Guſſes, den berühmten Bildwerken Italiens gleich ſteht. Den mit Gold= und Silberblech überzogenen Sarg des Heiligen bedeckt ein künſtlich durchbrochener Baldachin von Bronze, mit den Bildern der Apoſtel, der Kirchenväter und vielen andern Figuren geziert. Viſcher hat ſein Bild, wie er in ſeiner Gießhütte einherging, mit dem Schurzfell u. ſ. w., unter den kleinen Figuren angebracht. Zum Sarge allein wurden 506 Gulden an Gold gebraucht und zu dem Baldachin 120 Centner Metall verwendet. Das Ganze koſtete 26,400 Gulden. Die Ägidienkirche, urſprünglich die 1140 geſtiftete Kloſterkirche ſchottiſcher Benedictiner, wurde 1711 nach einem Brande neugebaut und hat ein ſchönes Altargemälde von Vandyk. Die Deutſchhauskirche mit einer ſchönen Kuppel, von 1784—1802 erbaut, iſt im Innern unvollendet geblieben.

Eine merkwürdiges Denkmal der Vorzeit iſt das hier dargeſtellte Wohnhaus Albrecht Dürer's, in der jetzt nach dieſem Künſtler genannten Straße, das vor einigen Jahren

Albrecht Dürer's Wohnhaus.

ſtädtiſches Eigenthum geworden iſt, und ſeitdem durch den Architekten Heideloff im Styl der Vorzeit wiederhergeſtellt wurde. Ebenfalls ein ſchöner Überreſt altdeutſcher Baukunſt iſt das ſogenannte, hier abgebildete Haus Naſſau, der Lorenzkirche gegenüber, das thurmartig aufſteigt und in drei Eckthürmen mit zwiſchenliegenden Zinnen endigt. Ein zierlicher Erker mit Bildwerken ragt an der Morgenſeite hervor. Das Gebäude hat ſeinen Namen



Naſſauiſcher Hof in Nürnberg.

Digitized by Google

von der unterweltlichen Sage, daß Kaiſer Adolf, Graf von Naſſau, es bewohnt oder erbaut habe. Dem Hauſe Dürer's gegenüber liegt das Pilatushaus, wo der Ritter Martin Ketzel wohnte, der 1477 Paläſtina beſuchte, um die Entfernung aller merkwürdigen Orte vom Hauſe des Pilatus bis zur Richtſtätte zu meſſen und dann in der Nähe ſeiner Vaterſtadt Erinnerungsbilder errichten zu laſſen. Nach ſeiner Rückkehr hatte er das Blatt, das ſeine Meſſungen enthielt, verloren, und reiſte deshalb 1488 noch einmal nach Jeruſalem. Er ließ darauf durch Adam Kraft das Werk ausführen, das von jenem Hauſe bis zu dem Johanniskirchhofe reicht, wo es in dem Calvarienberge mit der trefflich ausgeführten Darſtellung der Kreuzigung endigt. — In der Nähe der Sebalduskirche liegt der Pfarrhof zu Sanct-Sebald mit dem ſogenannten ſchönen Erker, der auf einen ſtarken Pfeiler aufgebaut, achteckig und mit vorzüglichen Bildwerken und gemalten Fenſtern verziert, an dem Gebäude leicht und gefällig aufſteigt. Dieſem Hauſe gegenüber ſieht man die im 14. Jahrhundert erbaute Moritzkapelle, die ſeit 1829 eine Sammlung von mehr als 100 Bildern der oberdeutſchen Schule von ihrem Emporblühen bis zu ihrem Verfall enthält, mit welchen auch viele Werke der niederdeutſchen Schule, die in Köln ihren Mittelpunkt hatte, vereinigt ſind.

Unter den übrigen Bauwerken bietet das Reichsſchloß von allen Seiten eine maleriſche Anſicht dar. Es beſteht aus größern und kleinern Gebäuden, die zu verſchiedenen Zeiten vom 10. bis 16. Jahrh. erbaut wurden und den deutſchen Kaiſern bei ihrem Aufenthalt in Nürnberg zur Wohnung dienten. Seit Nürnberg an Baiern gekommen iſt, wurde ein Theil des Schloſſes der Kunſtſchule und der Gemäldeſammlung eingeräumt, die aber in ein anderes Gebäude des Schloßberges kamen, als in der neueſten Zeit mehre Zimmer des Schloſſes zur Wohnung für den König eingerichtet wurden. — Eines der anſehnlichſten Gebäude der Stadt iſt das Rathhaus, das in ſeiner jetzigen Geſtalt in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut wurde; aber von dem ältern Rathhauſe, das aus dem 14. Jahrhunderte ſtammte, iſt das Hintergebäude ſtehen geblieben, das ſehenswerthe Überreſte des Alterthums und ſchätzbare Kunſtdenkmale enthält. Dazu gehört der große durch zwei Stockwerke reichende, 80 Fuß lange und 30 Fuß breite Saal, der früher durch ein treffliches Bronzegitter von Peter Viſcher abgetheilt war, das man 1809 verkaufte und einſchmolz. Die Wände haben mehre alte Gemälde, die ſeit 1824 ſehr gut wiederhergeſtellt wurden, unter welchen der Triumphwagen Maximilian I., von Albrecht Dürer, und andere vorzügliche Bilder dieſes Meiſters ſich auszeichnen. Die alte Rathsſtube, in welcher der Stadtrath ſich ſeit 1340 verſammelte, hat über der Thüre die Inſchrift:

„Eines manns red iſt eine halbe red,
Man muß die teyl verhören bed.“

d. i. eines Mannes Rede iſt eine halbe Rede, man muß die Theile verhören beide. Einen Saal des Rathhauſes ließ der Stadtrath 1825 zu einem Ehrentempel für ausgezeichnete Bürger Nürnbergs einrichten, die ſich durch wohlthätige Stiftungen um die Stadt verdient gemacht haben, und neun lebensgroße Bildniſſe darin aufſtellen.

Geſammtwörterbuch der deutſchen Sprache.

Es iſt ein weſentlicher Theil der Beſtimmung des Pfennig-Magazins, als Volksblatt, auf alle diejenigen Erſcheinungen aufmerkſam zu machen, welche geeignet ſcheinen, Volksbildung durch Verbreitung nützlicher Kenntniſſe zu befördern; daher achten wir es für Pflicht, unſere Leſer mit einem ſoeben erſchienenen Werke bekannt zu machen, welches mit vollem Rechte „ein Buch für Jedermann, der deutſche Sprache ſpricht, lieſt und ſchreibt“ genannt werden mag, nämlich: „Das Geſammtwörterbuch der deutſchen Sprache in allen ihren Mundarten und mit allen Fremdwörtern“ u. ſ. w., vom Profeſſor J. Kaltſchmidt (Leipzig, bei K. Tauchnitz). *)

Mit einem bewunderungswürdigen Fleiße hat der Verfaſſer den ganzen reichen Sprachſchatz ſeines Volkes geſammelt und geordnet, und zwar auf eine Weiſe, welche ſeine Arbeit ebenſowol dem einfachen Bürger und den Frauen, als dem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne zum nothwendigen Handbuche macht, ſei es, daß man Belehrung über die Bedeutung, oder Auskunft über die Rechtſchreibung irgend eines Wortes, oder endlich zum Behufe ſchriftlicher Arbeiten, um übelklingende Wiederholungen zu vermeiden, Wörter von verwandter Bedeutung ſuche, um ſie mit dem ſchon zu oft gebrauchten zu vertauſchen. So mag z. B. der Eine fragen, was ein „Kameraliſt“ oder eine „Dankadreſſe“ oder „Anſchrote“ ſei. Das Wörterbuch wird ihn belehren. Ein Zweiter iſt vielleicht unſicher, wie wol „Diſtichon“, oder „Ankerboje“ oder „Abſud“ geſchrieben werde. Das Wörterbuch reißt ihn aus der Verlegenheit. Ein Dritter endlich will ein anderes Wort für „Unternehmung“, für „Bataille“ oder „Diſtelfink“ — hier hat er die Auswahl unter zahlreichen Stellvertretern. Das Buch gewinnt aber noch bedeutend mehr an Werth, wenn wir erwägen, daß es zugleich alle deutſchen Mundarten in ſich faßt, und neben den hochdeutſchen Wörtern und Fremdwörtern auch Ausdrücke verſchiedener deutſcher Länder, wie z. B. aeken, anſchmaddern, aufgrapſen, dolen, bodern und dergl. mehr kurz und faßlich erklärt, ohne Gelehrtthuerei und ſchwerfällige Weitläufigkeit. Auf dieſe Weiſe findet man hier in einem Bande zuſammengefaßt, was man bisher in mehren Wörterbüchern zerſtreut ſuchen mußte, ſodaß wir kein Bedenken tragen, das genannte Geſammt-Wörterbuch zu den nützlichſten Büchern zu rechnen, welche die neuere Zeit dem Volke gebracht hat. In ſchönem und beſonders zweckmäßigen und klaren Drucke und weißem Papiere läßt es nichts zu wünſchen übrig. Möge nun das Publicum ein ſo großes und dankenswerthes Unternehmen durch ſeinen Beifall und ſeine freundliche Theilnahme und Unterſtützung ehren und belohnen!

Hogarth's Werke.

3. Die Heirath nach der Mode.

Dieſes ausgezeichnete Bild Hogarth's, welches viel dazu beigetragen hat, ſeinen Ruhm dauerhaft zu begründen, wurde von dem Künſtler mit beſonderer Vorliebe behandelt. Man hatte ihm von mehren Seiten den Vorwurf gemacht, er wiſſe nur Darſtellungen aus dem gemeinen Leben mit Glück zu ſchildern. Durch dieſen Vorwurf gereizt, ſtellte er in einer Reihe von ſechs Bildern, unter dem Titel „Die Heirath nach der Mode“, mit viel Witz und Wahrheit das eheliche Leben, wie es in den

*) Zur Erleichterung der Anſchaffung erſcheint das Buch in 11 Lieferungen, deren jede 12 Gr. koſtet, und von welchen bereits zwei ausgegeben worden ſind. Bis Michaelis 1835 wird das Ganze vollendet ſein.

Digitized by Google

höhern Kreiſen der Geſellſchaft wol oft vorkommen mag, dar, und beſchämte dadurch nicht nur ſeine Gegner, ſondern wirkte hier auch als ſtrenger Sittenprediger. In dieſen ſechs Darſtellungen gibt Hogarth die Eheſtandsgeſchichte eines Grafen Feldverſchleuderer (Squanderfield). Da nun aber dem Herrn Das eben fehlt, was die erſte Sylbe ſeines Namens nennt, nämlich Feld, um Das ſein zu können, was die übrigen Sylben bezeichnen, ſo läßt er ſich herab, um die Hand der Tochter eines reichen, aber ſich über ſeinen Stand erhebenden londoner Kaufmanns zu werben, und mit der hübſchen Tochter zugleich eine erkleckliche Summe zu gewinnen. Da ſich nun, wie der Graf nach neuen Mitteln für ſeine ſeltene Verſchwendungsgabe, ſo die begüterte Bürgerfamilie nach Rang und Auszeichnung, ſehnt, ſo iſt der Handel bald geſchloſſen, und die beiden in jeder Hinſicht ſehr ungleichen Ehecandidaten (denn der Herr Graf ſcheint etwas „gichtbrüchig“ zu ſein, die junge Dame dagegen iſt phyſiſch wenigſtens nicht eben ſtiefmütterlich ausgeſtattet) miteinander verbunden.

Unſere Abbildung iſt die zweite Darſtellung der ganzen Reihe; allein, obgleich nur ein Theil des Ganzen, doch ausdrucksvoll genug, um einen tiefen Blick in das häusliche Leben der beiden jungen Ehegatten zu gewähren. Wir ſehen hier das Vorzimmer und den Salon in dem Palaſte des vornehmen Ehepaars. Es iſt hier noch früher Morgen, obgleich die Wanduhr ſchon auf 10 weiſt. Man gähnt hier noch, man dehnt ſich noch und frühſtückt noch. Zur rechten Seite des Kamins erblicken wir den Herrn vom Hauſe im Gallakleide, mit dem Treſſenhute auf dem Kopfe. Die verfloſſene Nacht, welche er auswärts zugebracht, ſcheint ihn bedeutend angegriffen zu haben. Wahrſcheinlich ſtolperte er beim Eintritt über den umgeworfenen Stuhl, auf welchem die Notenbücher und Violinkäſten lagen, und zerbrach bei dieſer Gelegenheit ſeinen Staatsdegen, deſſen Stücke nun zu ſeinen Füßen liegen. Die Figur des Lords iſt unſtreitig eine der beſten, die Hogarth je gezeichnet hat. Sie iſt das wahrhafte Abbild einer allſeitigen Erſchlaffung nach den wildeſten Vergnügungen einer durchſchwärmten Nacht. Der todte, nichtsſagende Ausdruck des Geſichts, auf welchen man, trotz dem Mangel der Farben, die Leichenbläſſe zu erkennen glaubt, das ſchlaffe Herabhangen der Arme, deren Endpunkte, gleichſam um eine Stütze zu finden, in die Taſche der Beinkleider fahren, die matt ausgeſtreckten Beine, die Verſchiebung der Perrücke, der aufgeriſſene Rock, die aufgeknöpfte Weſte, die faltenreichen Strümpfe, Alles beweiſt, daß dieſe Nacht den Wüſtling um einige Jahre älter gemacht hat. Der Lord iſt um ſeinen Haarbeutel, um die Uhr und wahrſcheinlich auch um die Banknoten gekommen, die er in ſeiner Taſche hatte. Dieſe Verluſte kann man auf ſeinem Geſichte leſen, und noch mehr als in dieſem in dem geiſtlos vor ſich hinſtarrenden Auge. Man ſieht den Nebel von Kopfweh, der um die Stirne des Wüſtlings ſchwebt, und hier ſind auch Spuren von tieferm Herzweh unverkennbar. Sehr bezeichnend iſt der Gegenſtand, der ihm aus der Rocktaſche hervorſieht. Es iſt ein Kopfzeug, das eben von dem Schooshündchen der gnädigen Frau behutſam beſchnüffelt wird. Dieſes ſcheint der ganze Erſatz für die verlorene Börſe und Uhr zu ſein.

Auf eine ähnliche angreifende Weiſe hat die zur Linken ſitzende Frau vom Hauſe die verfloſſene Nacht zugebracht. Müdigkeit und Erſchlaffung im Geſicht, dehnt ſie ſich mit den Armen, wie ihr Gemahl mit den Füßen. Das vor ihr ſtehende Frühſtück iſt noch unberührt; denn nach einer Abendgeſellſchaft, die erſt um 7 Uhr endigte, pflegt ſich um 10 Uhr der Appetit noch nicht einzuſtellen. Der Abend war, wie man ſieht, halb muſikaliſch, halb kartenſpielend. Erſteres beweiſen die bereits erwähnten Violinkäſten und Notenbücher, letzteres die auf dem Boden des Salons umherliegenden Kartenblätter. Auf dem einen Tiſche brennt noch ein einſames Licht, deſſen Flamme einen benachbarten Armſtuhl zu ergreifen droht, und bezeugt, daß es noch nicht lange her ſein kann, daß die Geſellſchaft auseinandergegangen iſt. Dagegen ſind die beiden Wandleuchter neben der Uhr im Vorzimmer, wie man auf den erſten Blick ſieht, gar nicht angezündet geweſen. Eine Anſpielung darauf, wie wenig man ſich hier um die Zeit bekümmerte.

Der Herr des Hauſes, obgleich unlängſt erſt angelangt, ſcheint doch ſchon gefrühſtückt zu haben, wiewol nicht auf die erfreulichſte Weiſe; denn unberührt trägt der alte Haushofmeiſter, die dritte Perſon auf dem Blatte, das Frühſtück wieder hinweg. Es beſteht aus einem anſehnlichen Pack Rechnungen, die dieſen Morgen berichtigt werden ſollten, aber nicht berichtigt worden ſind. Faſt noch unheildrohender als dieſe iſt das große Hausbuch, das der böſe Geiſt des Lords, denn als ſolcher wird hier der redliche Buchführer angeſehen, unter dem Arme trägt, und das er vielleicht ſchon manchmal uneröffnet hat wieder forttragen müſſen. In Betreff des ausdrucksvollen Kopfes des Haushofmeiſters über die Bedeutung ſeines Blicks und der Bewegung ſeiner Linken ſind Anmerkungen überflüſſig, Beides reicht hin, um uns zu unterrichten, wie es mit den Finanzen des Lords ſteht. Auffallend und ſehr im Contraſt mit der übrigen Umgebung ſind die Gemälde, welche an der Wand des Salons hangen. Sie ſtellen Heilige vor, und ſcheinen gleichſam zum Hohn hier aufgehängt; die in dem Vorzimmer befindlichen Wandverzierungen zeugen von dem ſchlechten Geſchmack derſelben. Der ganze Sims des Kamins, neben welchem das Ehepaar ſitzt, iſt mit abſcheulich widerwärtigen Figuren beſetzt. Man ſieht hier chineſiſche Götzen mit dicken Bäuchen und dergl. Eine alte Büſte mit neuem Kopfe und eingeſetzter Naſe iſt auch vorhanden. Daneben Flaſchen, deren Stöpſel menſchliche Köpfe bilden und dergl. mehr. Das Kamingemälde ſtellt einen Amor vor, dem es im Laufe der Zeit ſchlecht ergangen; denn ſein Bogen hat keine Sehne, ſein Köcher keine Pfeile mehr. Die Verzierungen um die Wanduhr ſind ebenfalls ganz wunderlich. Ein dickbäuchiges Götzenbild, deſſen Füße die Leuchter tragen, ringsherum allerhand Blätterwerk, worin Fiſche angebracht ſind und in deſſen Gipfel eine Katze ſitzt, was auf die Vermuthung bringt, daß dieſe Uhr die Stunden miaut, ſowie man Kukuksuhren hat, welche ſie rufen, oder Hundeuhren, wo ein zierlich bronzirter Hund die Stunden abbellt.

Wie Hogarth ſchon in frühern Darſtellungen den allmäligen Verfall des Laſters bis zum äußerſten phyſiſchen und ſittlichen Elend, bis zum bürgerlichen Untergange des Verbrechers, auf die ergreifendſte Weiſe und in den großartigſten Zügen darſtellte, ſo läßt er auch in den folgenden Blättern, die zu dieſer Reihe gehören, das Schickſal der beiden Ehegatten, die wir kennen lernten, immer bedenklicher werden, und ihre lockere und ſelbſt verbrecheriſche Lebensweiſe ſie dem Untergange entgegenführen. So ſtellt, nachdem Geſellſchaften, Liebſchaften und Spiel Beide moraliſch verderbt und ökonomiſch heruntergebracht, das fünfte ausgezeichnet ſchöne Blatt den gewaltſamen Tod des Lords durch die Hand des Buhlen ſeiner Gattin dar.

Ebenſo ſtrafend und ausdrucksvoll erweiſt ſich Ho-

Digitized by Google

garth's Satire auf dem ſechsten Blatte, wo auch das verbrecheriſche Weib ihr Ende findet. Sie hat unmittelbar nach dem Tode des betrogenen Gemahls die vornehme Welt verlaſſen und begibt ſich mit ihrem Kinde in den Läden ihres Vaters, des geizigen Krämers, zurück. Hier in der finſtern Einſamkeit der Altſtadt London (City), welche ſo ſehr gegen den gewohnten frühern Glanz abſticht, wird ihr Gewiſſen rege, und in dieſem ſchrecklichen Seelenzuſtande, nachdem ſie die Nachricht erhalten, daß auch der Mörder ihres Gatten von der Hand der Gerechtigkeit ergriffen worden und gehängt werden ſoll, nimmt ſie Gift und ſtirbt. Eine alte Haushälterin hält der Sterbenden ihr Kind entgegen, das in ſeinem abgezehrten Körper die Spuren der Laſter ſeiner Ältern trägt. Bei dieſem Auftritt verhält ſich ihr Vater, deſſen Ehrgeiz ſo viel Schuld an dem Unglück ſeiner Tochter hat, ganz theilnahmlos; er hat in ſeiner erbärmlichen Seele keinen Platz für die Trauer und die höhere Stimme; er ſucht nur den Trauring ſeiner Tochter abzuziehen, um dieſen nicht auch noch zu verlieren.

Die Heirath nach der Mode.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

105.] Erſcheint jeden Sonnabend. [April 4, **1835.**

Mohammed II.

Der türkiſche Kaiſer Mohammed II. gehört durch Das, was er that und bewirkte, zu den merkwürdigſten Männern aller Zeiten. Geboren zu Adrianopel 1430, ward er ſchon im 13. Jahre auf den Thron der Osmanen erhoben, da ſein Vater, Murad II., freiwillig abdankte. Allein ſchon im nächſten Jahre (1444) wurde durch den Friedensbruch des jungen ungariſchen Königs Ladislaus die Sicherhelt des türkiſchen Reichs ſehr gefährdet und Murad übernahm die Zügel der Regierung ſelbſt wieder, bis die Schlacht von Varna die Beſorgniſſe gehoben hatte. Murad trat wieder zurück, aber einige Monate darauf empörten ſich die Janitſcharen; es verbanden

ſich viele chriſtliche Fürſten zum Sturze des gefürchteten Erbfeindes, und noch einmal trat der alte, kränkliche Murad auf, ohne daß der junge Fürſt etwas dagegen eingewendet hätte. Er ließ jetzt den Vater an der Spitze der Regierung, bis dieſer 1451 ſtarb und er nun ſeinen Willen geltend machen konnte. Die Grauſamkeit, womit er den Antritt ſeiner Regierung begann, verhieß nichts Gutes. Der ſchrecklichen Sitte des Morgenlandes gemäß, ward gleich ſein jüngerer Bruder hingerichtet, obgleich ihn der ſterbende Murad aufs Dringendſte der brüderlichen Liebe empfohlen hatte. Die Klagen der Mutter zu beſchwichtigen, überließ er ihrer Rache die von ihm angeſtellten Mörder ſeines Bruders. Von dem türkiſchen Reiche rings umgeben, lag das faſt nur auf Konſtantinopel beſchränkte einſt ſo große griechiſche Kaiſerthum, auf deſſen Thron Konſtantin ſaß. Mit ihm hatte Mohammed den Frieden erneuert, als er zur Regierung kam und ihm auch ein Jahrgeld zu zahlen verſprochen für ſeinen Oheim Orcan, der dort lebte, um vor Mohammed's Nachſtellungen ſicher zu ſein. Konſtantin verſprach dagegen, daß der Thron des Sultans von dieſem Fürſten nichts zu fürchten haben ſolle. Mohammed aber zahlte die verſprochene Summe nicht und Konſtantin war unvorſichtig genug, deshalb Klage zu führen und zu drohen, daß er Orcan nicht länger bei ſich dulden werde. Nun fand Mohammed es an der Zeit, die Freundſchaft mit dem griechiſchen Kaiſer aufzukündigen, welche auch wol bald unter einem andern Vorwande ihr Ende erreicht haben würde. Er ließ am Eingange des Bosporus auf der europäiſchen Küſte ein feſtes Schloß bauen, das einem ſchon auf der aſiatiſchen Seite ſtehenden, welches ſein Vater errichtet hatte, gegenüber lag. Eine ſtarke Beſatzung und vieles ſchwere Geſchütz in beiden Veſten ſchnitten dem volkreichen Konſtantinopel von der Abendſeite her alle Zufuhr ab. Nach dieſen Vorbereitungen erſchien Mohammed ſelbſt am 2. April 1453 mit 300,000 Mann, die von vielem Geſchütze und einer Flotte, welche 320 große und kleine Fahrzeuge zählte, unterſtützt wurden, vor Konſtantinopel. Die Belagerten konnten kaum 10,000 M. entgegenſtellen und dennoch widerſtanden ſie lange der furchtbaren Übermacht. Mohammed leitete alle Unternehmungen ſelbſt. Dreiundfunfzig Tage lang wurden aber alle Anſtrengungen der Osmanen zurückgewieſen, wozu beſonders die Sperre des Hafens mittels eiſerner Ketten beitrug, da jeder Angriff von der Waſſerſeite dadurch unmöglich wurde. Unter unſäglichen Beſchwerden und Anſtrengungen wurden aber einige Galeeren und eine ſchwimmende Batterie über das Land hin in den Hafen gebracht und jetzt entſchied die Übermacht. Am 29. Mai drang das türkiſche Heer in die Stadt. Der letzte Konſtantin fand ſeinen Tod hinter der Breſche, die noch vor einigen Jahren offen da lag, wie zu der Zeit, als die wilden Krieger eindrangen. Dem Verſprechen Mohammed's gemäß, plünderten die Soldaten drei Tage lang. Die Einwohner waren meiſt in die Kirchen geflohen, deren Thüren bald den Äxten weichen mußten. Die Türken fanden keinen Widerſtand mehr und trieben daher nun Alle zuſammen, die ihnen als Sklaven dienen oder ein hohes Löſegeld zahlen zu können ſchienen; 60,000 von beiden Geſchlechtern wurden ſo ins Lager hinausgebracht. Nach Verlauf jener drei Tage zog Mohammed als Sieger ſelbſt ein und ſtieg vor der Sophienkirche ab, wo er einen Türken, der ein Stück des Marmorbodens aufzuheben verſuchte, mit ſeinem Dolche tödtete, da er ſich die Gebäude vorbehalten hatte. Die Kirche ſelbſt ward auf ſeinen Befehl in eine Moſchee verwandelt, das Kreuz überall abgenommen; die Wände waren bald ſtatt der Bilder mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt und noch am nämlichen Tage rief der Muezzin von der hohen Kuppel herab die Osmanen zum Gebet, wobei der Sultan ſelbſt am Hauptaltar erſchien. Ebenſo beſuchte er ſogleich den verwüſteten kaiſerlichen Palaſt. Im Ganzen ſcheint Mohammed ſehr mild gegen die Beſiegten gehandelt zu haben. Für viele Vornehme bezahlte er ſelbſt das Löſegeld an ſeine Krieger; Allen verſprach er Sicherheit und Schutz, gab ihnen die Hälfte ihrer Kirchen zurück und ſicherte ihnen freie Religionsübung zu. Dem frei gewählten Patriarchen der Chriſten ertheilte er die Beſtätigung, wie es die griechiſchen Kaiſer früher auch gethan hatten. Die Eroberung von Konſtantinopel war Mohammed's glänzendſte That, obgleich er faſt ununterbrochen, meiſt ſiegreich, Krieg führte. Im Kampfe gegen die Perſer ſtarb er 1481, erſt 51 Jahre alt. Er war das Schrecken Europas; denn er hatte ſchon Otranto erobert und gedroht, Italien gänzlich zu unterjochen. Beſſer erzogen und unterrichtet als die meiſten osmaniſchen Fürſten vor ihm, beſaß er viele Kenntniſſe und Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft. Das vorſtehende Bild von ihm iſt nach einer Zeichnung von Gentile Bellini, die ſich im britiſchen Muſeum befindet. Mohammed hatte nämlich in Venedig um einen geſchickten Maler nachgeſucht, und man ſandte ihm Bellini; er wurde vom Sultan wohl aufgenommen und nach einiger Zeit mit reichen Geſchenken entlaſſen.

Die Kupferſtechkunſt.

5. Die italieniſche Schule.

(Fortſetzung aus Nr. 100.)

Auf dieſelbe Weiſe, wie ſich allmälig die Meiſter der Malerei in Schulen abſonderten, geſchah dies auch mit den Kupferſtechern; und wie bürgerliches Verhältniß, Lebensweiſe und Klima einen beſtimmten Nationalcharakter feſtſtellten, ſo drückte auch dieſer einer jeden, unter die verſchiedenen Nationen ſich einbürgernden, Künſtlerſchule ſeinen eigenthümlichen Stempel auf. Nun war es der Italiener, welcher, unter dem Einfluſſe eines milden Himmelſtrichs, in einer frohen Behaglichkeit der Lebensgenüſſe, ermuntert von kunſtſinnigen und freigebigen geiſtlichen ſowol als weltlichen Fürſten, im Anſchauen eines claſſiſchen Bodens und der Großartigkeit und edeln Einfachheit der Antike hochgeachtet, wenn er wahrhaft ein Künſtler — es war der Italiener, welcher Künſtlerſchulen entſtehen ſah, die von all Dieſem unzweideutige Spuren trugen. Da es hier die Schule der Kupferſtecher iſt, die wir betrachten, ſo finden wir, wie ſich in derſelben hohe Ideale, Einfachheit, ruhige Wirkung und Gewalt ſowol über die Sinne als auch über das Herz wiederſpiegeln. Ihr Stifter jener erſte entſchiedene Meiſter italieniſcher Kupferſtechkunſt, Marc-Antonio Raimondi (ſtarb um 1530 zu Bologna), bewahrheitet Jenes in ſeinen Stichen auf überraſchende Weiſe.

Dem Marc-Antonio folgen gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts in dem Streben nach großartiger Zeichnung und geiſtigem Gehalt, ſich aber zugleich auch eine lobenswürdige Technik aneignend: Agoſtino Veneziano, di Muſi genannt, Marc von Ravenna oder Ravignano, und der ſogenannte Meiſter mit dem Würfel. Ihnen ſchließen ſich würdig an: Georg Ghiſi und Äneas Vico oder Vighi. Aber Julius Bonaſone (1510—80) gefährdete die Kunſt durch angenommene Manier. Die zuerſt in Deutſchland erfundene Kunſt des Radi-

Digitized by Google

rens *) verpflanzte Franz Mazzola oder Mazzuoli, genannt Parmeggiano (aus Parma gebürtig), um 1530 nach Italien, und ſie ward hier mit Eifer, aber auch bald mit Fahrläſſigkeit betrieben. Immer mehr verlor ſich die Reinheit des Vortrags und mit dieſer der Adel der Form, und Julius Sanuti, noch Zeitgenoſſe des Bonaſone, wurde ſogar ſittenlos in ſeinen Darſtellungen. Giovanni Battiſta Franco, genannt Semoleo, geb. zu Udine, vermochte nicht, den Verfall der Kunſt zu hemmen, obſchon er nur edle Gegenſtände wählte und der um dieſe Zeit Sitte gewordenen ſchlechten Art des Ätzens nicht folgte. Andreas Schiavone, Meldolla genannt (1522—82), war es jetzt, welcher die Stechweiſe mit der trockenen oder kalten Nadel, obgleich nur auf Zinnplatten, in Ausübung brachte. Immer mehr vermißt man von dieſer Zeit an Rafael'ſchen Geiſt in der Kunſt des Kupferſtichs, wogegen Radirungen oder Arbeiten mit der kalten Nadel ſich Platz machen. Ausgezeichnet jedoch ſind in dieſen Manieren die Maler: Anton Tempeſta (1555—1630), Joſeph Ribeira (Rivera), genannt Spagnoletto (in Spanien 1588 geboren), und Stephan della Bella (1560—1654). Aber der Holländer Cornelius Cort, in Rom lebend und hier eine Schule errichtend, rettete den Italienern die Kunſt, mit dem Grabſtichel zu arbeiten; denn ſein Schüler Auguſtin Carracci (1558—1602), ausgezeichnet an Talent und künſtleriſcher Bildung, beginnt die Kupferſtechkunſt, wie auf eine kunſtreiche und geregelte Behandlung, ſo auf Adel des Gedankens und Reinheit der Formen zurückzuführen. Weniger glücklich, aber faſt nicht minder berühmt, iſt Cort's zweiter Schüler Franz Villamena zu Aſſiſi (1566—1626). Die Achtſamkeit auf den Grabſtichel beginnt jetzt, auch auf die Radirnadel ſich überzutragen, in welcher angenehme Leichtigkeit mit regelrechter Sorgfalt verſchmilzt; und Guido Reni, dieſer große Maler (1575—1642), gibt dazu das Beiſpiel. Es bedurfte nun, wenn die Kunſt nicht abermals ſinken ſollte, ihr Ideen zuzuführen, die ſie würdig beſchäftigten, und eines Technikers, welcher Das in ſich vereinte, was in einem Schiavone, Carracci und Guido Reni zerſtreut vorlag. Ein Solcher war Peter Sante Bartoli (1605—70), der Grabſtichel, kalte Nadel und Ätzung zu der ſchönſten Zuſammenwirkung verſchmolz. Er war es auch, welcher in ſeinen Werken wieder auf die Antike hinwies. Dem Guido Reni folgt in der Radirung nach ſein Schüler Simon Cantarini da Peſaro (1612—42). Dieſem ſchließen ſich an: die Maler Peter Teſta, genannt Lucheſino, weil er zu Lucca 1617 geboren, Joſeph (bei Manchen Johann) Diamantini, arbeitend zu Venedig gegen Ende des 17. Jahrh., und Julius Carpioni (1611—74), Letzterer neben der Radirnadel zugleich Grabſtichel und kalte Nadel gebrauchend. In dieſelbe Claſſe gehören die Maler Salvator Roſa, genannt Salvatoriello (1615—73), Johann Benedict Caſtiglione, auch blos Benedetto genannt (1616—70), endlich Bartholomäus Biſcaino (1632—57). Den Grabſtichel wieder gebraucht Marc=Pitteri, ein Venetianer (1703—67); und nach der Antike bilden ſich, nach Bartoli's Beiſpiele, im Beginn des 18. Jahrh. Peter, mehr aber noch Farao Aquila, Beide aus Palermo gebürtig. Der Florentiner Franz Bartolozzi (1730 geb.) erſchien, noch Jüngling, als Meiſter in der mit neuem Glanze ſtrahlenden Kupferſtechkunſt; Technik und Geiſt durchdrangen ſeine Werke; doch verlor ihn die italieniſche Schule, weil er früh ſein Vaterland verließ. Treu dem reinen Kunſtſtreben blieb der treffliche Volpato (1738—1803), in ſeinen Arbeiten nach Rafael und andern Vorbildern aufs Glücklichſte die Radirnadel mit dem Grabſtichel gebrauchend. Hinſichtlich der Technik aber verbreitete ſich durch Volpato eine ſorgfältigere Ausführung und das Rückſichtnehmen auf maleriſchen Effect, ſofern dieſer nicht blos auf dem Colorit, ſondern auf der Luftperſpective, ſowie auf Vertheilung des Schattens und des Lichts beruht. In Volpato's Geiſt war der zwar an Jahren ältere Dominic Cunego (1727—1800) eingegangen; und was derſelbe nach Michel Angelo herausgegeben hat, iſt das Vorzüglichſte beinahe von Allem, was bis jetzt nach dieſem Meiſter geſtochen worden iſt. Unter Denen aber, die, was ſie geworden, ganz dem Volpato verdanken, iſt der Ausgezeichnetſte Rafael Morghen, geb. 1758 zu Neapel. Er war der erſte italieniſche Kupferſtecher, welcher im Portrait den Effect des Gemäldes hervorzubringen ſuchte und ſich bemühte, die Darſtellung auch der Beiwerke bis zur täuſchendſten Nachahmung wiederzugeben. Volpato's zweiter Schüler, der ſich zum großen Meiſter erhebt, iſt der Venetianer Johannes Folo, neben vorwaltender großartiger Form und einem kräftigen Vortrage dennoch die weichere Behandlung keineswegs aufgebend. Mehr zu Morghen's gefälliger Manier neigt ſich Peter Bettelini, während ſich Peter Anderloni mehr des Ausdrucks der Formen befleißigt, jezuweilen aber auch dem Glanze des Stiches fröhnt. Der zu Florenz geborene Ludwig Sabatelli, ein Maler, desgleichen Bartholomäus Pinelli, radiren verdienſtlich, indem ſie ihre Ätzarbeit mit dem Grabſtichel oder der trockenen Nadel unterſtützen. Ihnen ſchließt ſich in gleicher Weiſe an der geiſtreiche Luigi Roſſini. Karl Laſinio, ein Venetianer, macht ſich um 1780 durch Ausübung der mehre Jahrzehende vorher in Frankreich erfundenen le Bloe'ſchen Stechweiſe bemerkbar. Die Crayonmanier, nicht minder die Aquatinta=, endlich auch die Aquarellmanier zählen in der italieniſchen Kupferſtecherſchule kaum Einen Meiſter, der genannt werden müßte. Daſſelbe gilt einigermaßen auch vom engliſchen Punctenſtich; denn Bartolozzi, der ihn nicht nur übte, ſondern ſogar verbeſſerte, gehörte damals ſchon zu der britiſchen Schule. Blicken wir wieder auf die ſchwierigſte und edelſte aller Stechweiſen, auf die des Grabſtichels hin, ſo haben Künſtler wie Giovita Garavaglia, Peter Fontana, Ignaz Pavon, Porporati, Roſaſpina, Peter Bonato, Palmerini, Rainaldi, Rampoldi, Joſeph Benoglio, Anton Giberti, Karl Dallarocca, Biſſi, Toſchi und Andere derſelben in Italien bis auf die neuere Zeit einen ehrenvollen Platz bewahrt. Alle jedoch überragt Joſeph Longhi, im Kirchenſtaate 1768 geboren. Nicht nur, daß dieſer Meiſter in jeder Art des Stichs Proben der höchſten techniſchen Vollendung abgelegt hat, er lieferte zugleich den Beweis, daß die Technik, wie ſie ſtets dem Geiſte des Bildes untergeordnet ſein, immer nur der Form dienen, ſtets nur dieſer Ausdruck verleihen müſſe. Longhi beſitzt den Ruhm, höchſte Ausbildung der Kunſtmittel und innigſte Vereinigung dieſer mit ihrem erhabenen Zwecke unbeſtreitbar erreicht und auf das deutlichſte erkannt zu haben. Wie er die Kunſt aufgefaßt, was er von ihr gewußt, wie er ſie geübt hat, das hatte er angefangen, auch als Kunſtſchriftſteller darzulegen, als er unlängſt zu Mailand ſtarb.

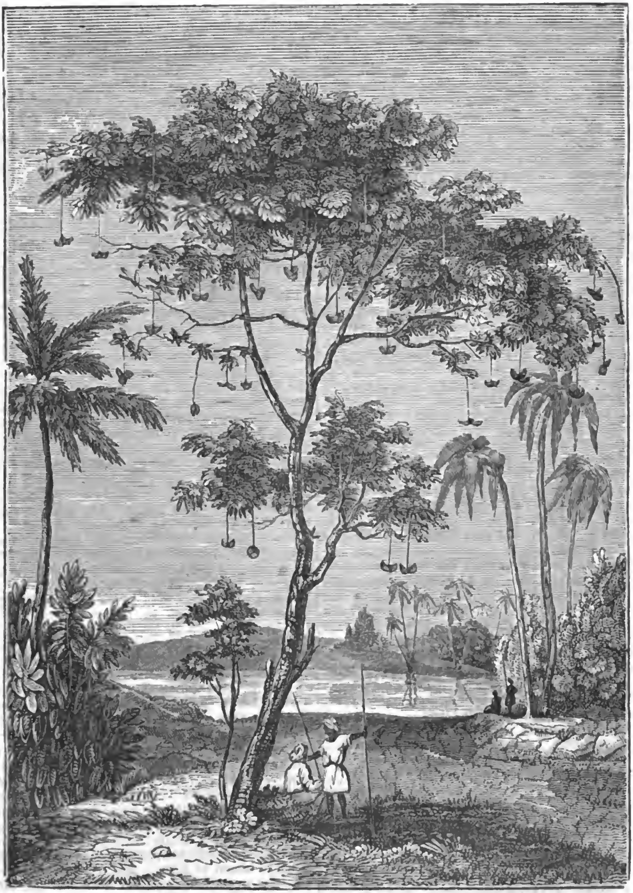
Jetzt fürwahr bedürfte es ſowol eines ungetheilten Kunſtſtrebens der Einzelnen, um die Saat, welche Longhi ausgeſtreut, für Alle gedeihen zu machen.

(Fortſetzung in Nr. 106.)

*) Was dieſe ſei, ſowie über andere jetzt vorkommende Ausdrücke der Technik der Kupferſtechkunſt und über dieſe letztere ſelbſt, werden ſpätere Aufſätze das Genügende ſagen.

Digitized by Google

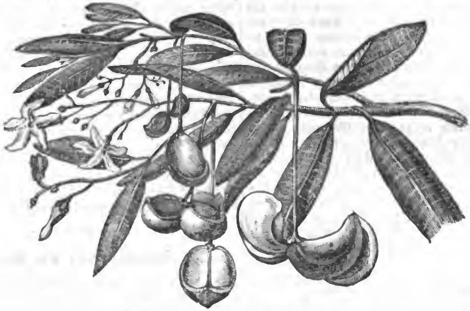
Der Evaapfel oder die verbotene Frucht (Tabernaemontana dichotoma).



Dieſer Baum mit ſeinen ſonderbar gebildeten Früchten heißt in ſeinem Vaterlande Ceylon Diwi Kaduru, welches ſo viel bedeutet als den Tigern verboten. Er wächſt dort in Niederungen in leichtem gemiſchten Boden und findet ſich in der Nähe der Hauptſtadt Colombo. Die Blüte riecht ſehr angenehm; die Farbe der Früchte, welche auf ganz eigne Weiſe vom Baume herabhangen, iſt ausgezeichnet ſchön; ſie zeigt ſich auf der äußern Seite orangengelb, auf der innern lebhaft hochroth. Die Frucht ſelbſt hat ein eignes Anſehen, indem es ſcheint, als ſei ein Stück aus derſelben herausgebiſſen. Dieſe Bildung, verbunden mit dem Umſtand, daß ſie ein tödliches Gift

Digitized by Google

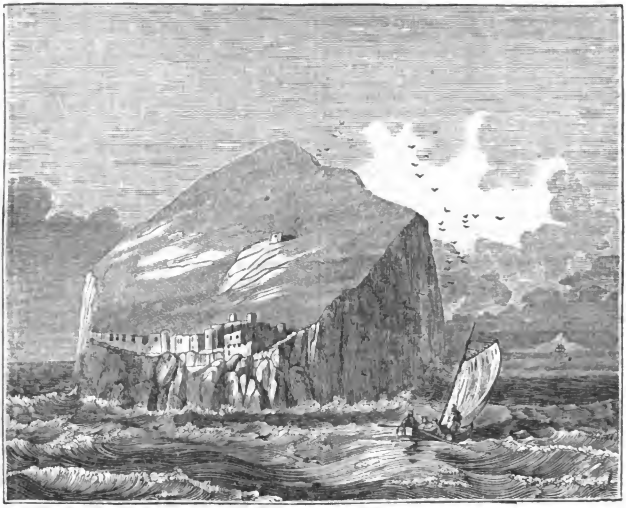
enthält, veranlaßte die Mohammedaner bei ihrer erſten Ankunft auf Ceylon, das ſie für das Paradies hielten, dieſe Frucht als die verbotene zu betrachten, indem ſie von dem Gedanken ausgingen, daß, ſo ſchön und verführeriſch dieſe Frucht auch ausſehen möge, der Einbiß Eva's daran geblieben ſei, um den Menſchen gegen dieſelbe wegen ihrer gefährlichen Eigenſchaften zu warnen.



Blüte und Frucht des Evabaumes.

Der Baß Rock in Schottland.

Dieſer merkwürdige Felſen (Bass Rock), welchen das Auge des Reiſenden, der die ſchottiſchen Küſten bei Berwick befährt, ſchon von weitem bemerkt liegt mitten in der See unweit der Mündung des Fluſſes Forth, nahe an der Küſte von Oſtlothian. Er iſt auf eine Tagereiſe weit von allen Seiten



Der Baß Rock in Schottland.

Digitized by Google

ſichtbar, hat ungefähr eine Viertelſtunde im Umfange und ſcheint ſeiner ſteilen Ufer wegen ſehr hoch zu ſein, obgleich er ſich nur etwa 400 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Man kann nur bei ſchönem und ruhigem Wetter auf dieſem Felſen landen, denn das Meer, das in ſeiner Nähe 30—40 Faden Tiefe hat, iſt hier ſehr unruhig und voll von Klippen. Nahe bei dem Landungsplatze befinden ſich, dicht an dem ſteilen Abhange des Ufers, die Trümmer eines alten Schloſſes, das in der Geſchichte von England eine nicht unwichtige Rolle ſpielte. Während der Kriege zwiſchen den Anhängern der biſchöflichen Kirche und den Presbyterianern unter Karl II. diente es zu einem Gefängniß. Nach der Vertreibung des Hauſes Stuart wurde das Schloß zu einer Feſtung eingerichtet, erhielt eine Beſatzung und diente zu einem trefflichen Vertheidigungspunkt der Küſte. In den ſpätern ruhigen Zeiten ward es nur noch von einigen Staatsgefangenen und deren Wächtern, ſowie von einigen Mönchen bewohnt, welche auf dieſem unwirthbaren Felſen einen ſchicklichen Platz für ihre andächtige Lebensweiſe fanden. Eine ſolche Einſiedelei ſcheint das kleine Haus geweſen zu ſein, welches wir auf unſerm Bilde beträchtlich höher als das Schloß mitten auf dem Abhange des Felſens bemerken. In den neueſten Zeiten mochten auch die Mönche das Leben auf dem nackten Felſen zu einſam und unerfreulich finden, der nun mit ſeinen Wohnungen, welche allmälig in Trümmer fielen, immer mehr verödete und jetzt nur einer ungeheuren Menge von Solangänſen zum Aufenthalte dient.

Einen maleriſchen Anblick gewähren die tiefen Grotten im Innern des nackten Felſens, welche das Waſſer, vielleicht ſeit Jahrtauſenden, ausgehöhlt hat. Die größte dieſer Grotten geht von Oſten nach Weſten durch das ganze Eiland; mit reißender Schnelligkeit flutet hier das Waſſer durch die Öffnung, ſodaß nur kühne Fiſcher es wagen, hindurch zu fahren und ſich an der Schönheit und Abenteuerlichkeit der hohen Felſengewölbe zu ergötzen. Mehre Reiſende, welche dieſe nicht gefahrloſe Fahrt gemacht haben, verſichern, daß das Innere der Grotte vollkommen einer gothiſchen Kirche gleiche, deren erhabener Eindruck noch durch das ewige Brechen und Branden der Meereswogen erhöht wird. Dieſer Felſen iſt jetzt das Eigenthum der ſchottiſchen Familie Dalrymple, welche für deſſen Beſitz eine jährliche Abgabe von 250 Thlr. entrichten muß. Der größere Theil dieſer Summe iſt auf den Fang der ſchon erwähnten Solangänſe gerechnet. Dieſe Vögel, von welchen im eigentlichen Sinne das Eiland wimmelt, ſind um Vieles kleiner als unſere gewöhnlichen Gänſe. Es ſind Zugvögel, welche regelmäßig gegen den Anfang des März eintreffen und in der Wahl ihrer Wohnplätze ſo eigen ſind, daß ſie unter den vielen felſigen Eilanden der ſchottiſchen Küſte nur auf dieſem und noch einem andern, das von den Seeleuten die Ailſeklippe genannt wird, niſten. Sie ziehen gegen Ende des Octobers wieder fort, bleiben jedoch, wenn der Winter mild iſt, oft das ganze Jahr hindurch da. Das Fleiſch der Solangänſe hat einen ſtrengen und unangenehmen Fiſchgeſchmack, und das der alten iſt wegen ſeiner Härte und Unverdaulichkeit ganz ungenießbar, dagegen ſind die Jungen eine angenehme Speiſe und werden auf den Märkten zu Dunbar, Haddington und Edinburg in großer Menge verkauft. Da dieſe Vögel, wie die Eidergänſe, ihre Neſter in die Vertiefungen der ſteilſten Klippenabhänge bauen, ſo fängt man ſie wie jene. Ein Mann läßt ſich an einem Tau, woran ein Sitz befeſtigt iſt, den Felſen hinab und nimmt die Neſter aus, während fünf bis ſechs andere Männer auf der Spitze des Felſens ſtehen und ihn hinablaſſen und heraufziehen. Ein anderes Tau geht dem ſich hinablaſſenden Menſchen um den Leib, um ihn vor dem Überſchwanken zu bewahren, und in ſeiner Linken hält er einen Stock mit eiſernem Stachel, mit welchem er ſich von den hervorragenden Felſenſtücken abſtößt. Aus Kurzweil fangen die Fiſcher zuweilen die Solangänſe auch auf eine andere Art, indem ſie ein Bret am Ufer hinablaſſen, ſodaß es mit dem untern Ende die Oberfläche des Waſſers berührt. An dieſes Bret befeſtigen ſie einen Hering. Sobald der Vogel dieſe ſeine Lieblingsſpeiſe von fern erblickt, ſchwingt er ſich in der Luft drei bis vier Mal im Kreiſe herum, gleich dem Habicht, wenn er auf einen Vogel ſtoßen will, und ſtürzt ſich dann mit ſolcher Gewalt und Begierde auf ſeine Beute, daß er ſich an dem Brete den Kopf einſtößt. Die Flaumfedern der Solangänſe geben an Weichheit und Güte den Eiderdunen nur wenig nach und werden deshalb ſehr geſucht.

Der Salmenfang am Baikalſee.

Wir haben in Nr. 89 des Pfennig-Magazins eine ausführliche Beſchreibung des Thunfiſchfangs in Sardinien gegeben, der von Reiſenden als eins der intereſſanteſten Volksfeſte gefeiert wird. Als Seitenſtück mag hier die Art und Weiſe erwähnt werden, wie man am Baikalſee in der ruſſiſchen Provinz Dunrien die Salmen fängt, was gleichfalls für die Umgegend als Volksfeſt zu betrachten iſt.

An der Mündung des Selengaſtroms in jenen See liegt das Dorf Tſchertowkina, in deſſen Nähe ſich eine Reihe kleiner hölzerner Baraken befinden, die als einſtweilige Niederlagen für den Haupthandelsartikel dieſer Gegend dienen, der eben in dieſen Salmen (Salmo omul), die dem Schellfiſche gleichen, beſteht, welche im Juli und Auguſt, wo ſie dem Fluß Selenga hinaufgehen, um zu laichen, in demſelben gefangen werden. Um dieſe Zeit ſtrömt eine große Menge Menſchen, von jedem Alter und Geſchlecht, aus der Umgegend herbei, um an dem Fange dieſer Fiſche und an den Vergnügungen, die dies mitbringt, Theil zu nehmen. Das Dorf ſelbſt iſt zu klein, um allen Fremden Unterkommen zu gewähren, und man ſieht deshalb den Strom mit großen und kleinen Fahrzeugen bedeckt, auf welchen Jeder ſich ein leidliches Obdach ſucht. In den Gaſſen des Dorfs drängt ſich eine lärmende Menſchenmenge, rüſtige Fiſcher, die nicht ſelten haldtrunken ſind, ſingende Frauen und jauchzende Kinder. Alles freuet ſich auf den Fiſchzug und den dadurch zu erlangenden meiſt nicht unbedeutenden Gewinn. Ein von der Regierung beſtellter Aufſeher ertheilt vor dem Beginn deſſelben ſeine Anordnungen, welche genau beobachtet werden müſſen, und beſtraft Diejenigen, welche gegen ſeine Befehle handeln.

Den Fiſchern wird die Annäherung der Salmen durch Schwärme von Möven und Waſſerraben verkündigt, welche ſich vorher auf dem Fluſſe verſammeln. Gewöhnlich trifft der Zug ein, wenn es einige Tage zuvor gelinde geregnet hat, was die Fiſcher das Salmenwetter nennen. Dann theilen ſich die Fiſcher längs den Ufern in Geſellſchaften ab, von denen jede drei oder vier Netze von etwa 1000 Fuß Länge auswirft. Ein und eine halbe Meile von der Mündung des Stroms iſt eine Grenze abgeſteckt, unterhalb welcher kein Netz ausgeworfen werden darf. Solcher Geſellſchaften ſind gewöhnlich 100—150. Jede bekommt von dem Aufſeher einen Zettel, worauf die Zahl und die Größe der Netze angegeben iſt, was nicht überſchritten werden darf. Die Selenga erſcheint nun ganz mit Kähnen bedeckt,

Digitized by Google

die hinauf und herunter durcheinander kreuzen, um den Augenblick nicht zu verfehlen, wo die Fiſche, die in regelmäßigen Zügen herankommen, anlangen. Zur Nachtzeit werden deshalb auf den Booten Laternen angezündet, und der ganze Strom erſcheint dann, ſo weit das Auge reicht, feenhaft erleuchtet. Eine Todtenſtille, in welcher man nur das Plätſchern der Ruder und die vorſichtig leiſe Arbeit der Fiſcher bei den Netzen hört, tritt ein, ſobald die Fiſche eintreffen; denn jedes Geräuſch verſcheucht dieſe und macht den Fang unergiebiger. Nun iſt Alles voll Thätigkeit. Einige rudern den Fluß hinauf, um Netze auszuwerfen, Andere kehren ſchon mit reich beladenen Kähnen zurück, welche auf der Stelle an die Kaufleute von Tſchertowkina verkauft werden. Auch die Weiber und Kinder dürfen nicht müßig ſein. Dieſe nehmen die Fiſche aus, jene ſalzen ſie in Tonnen ein. In jede Tonne kommen 12—1500 Stück, und ein einziger Zug iſt oft ſo ergiebig, daß man mit dem Inhalte des Netzes 20—30 ſolcher Fäſſer anfüllen kann.

Wenn der Fang glücklich iſt, ſo liefert er 6—7000 Tonnen. Die eingeſalzenen Fiſche werden größtentheils in das Gouvernement Irkutzk verſandt, wo ſie den mittlern und niedern Ständen, beſonders in der Faſtenzeit, zur Nahrung dienen.

Zur Geſchichte des Glaſes.

Mehre chineſiſche, japaneſiſche und tatariſche Geſchichtſchreiber erzählen, daß es bereits vor länger als 2000 J. im öſtlichen Aſien Glasfabriken gegeben habe, und an einer gewiß ebenſo alten ägyptiſchen Mumie, welche neuerdings in London gezeigt wurde, fanden ſich Verzierungen von kleinen Glasſtücken. In England dagegen, dem Heimatlande von ſo vielen nützlichen Erfindungen, wußte man im 6. Jahrh. n. Chr. Geb. noch nichts von dem Glaſe und deſſen Bereitung. Der Prior des Kloſters von Weymouth ließ zuerſt im J. 674 Glaſer aus Frankreich herüberkommen, um die Fenſter der Kloſterkapelle mit Glasſcheiben zu verſehen, und erſt im 13. Jahrh. gab es einheimiſche Glaſer in England.

Der Bergſturz von Goldau.

Die Zeitungen haben unlängſt von den Beſorgniſſen geſprochen, welche die ſichtbaren Veränderungen in der Beſchaffenheit des Hochgebirges unter den Bewohnern des Rheinthals in Graubündten erwecken. Aus den im November 1834 angeſtellten Unterſuchungen ergab ſich, daß hinter dem Rande der ſenkrechten Felſenwand über dem Dorfe Felsberg große Spalten netzartig und in wirrem Laufe durch den Waldboden ziehen, hier und da 600 Fuß ſenkrecht in das Innere des Berges hinabgehen, und andere ebenſo große Klüfte, gefährlich für den ungewarnten Wanderer, zum Theil mit bewachſenem Erdreich bedeckt ſind. Die gelöſten Felſenpfeiler ſind gleichſam Inſeln, durch Klüfte getrennt. Die größern Spalten und Klüfte ſcheinen Jahrhunderte alt zu ſein, neben dieſen aber ſieht man neue Brüche und Senkungen, in welche hier und da große Blöcke und grünende Bäume eingeſunken ſind. Bei der Betrachtung der überall ſichtbaren innern Zerklüftung der größern Felsmaſſen kann man ſich der Beſorgniß nicht erwehren, daß bei irgend einer Einwirkung der Kälte, des Regens oder des Thauwetters das untere Thal den Gefahren einer Überſchüttung ausgeſetzt ſei. Sollten blos die obern Felſenſpitzen herabſtürzen, ſo könnten ſie ſich vielleicht als ein ſchützender Steindamm vor das Dorf im Thale legen; gleiten aber die zerriſſenen Felsmaſſen durch den Druck ihrer eignen Schwere von ihrer Unterlage, die durch eingedrungenes Waſſer erweicht worden wäre, ſo iſt zu erwarten, daß der ganze losgetrennte und bereits hangende felſige Hintergrund nachſtürzen und nicht nur den Thalgrund überſchütten, ſondern ſelbſt das Flußbett des Rheins dämmen werde. Nach dem Berichte der Männer, welche die Unterſuchung vornahmen, kann ein theilweiſer Felſenſturz nicht lange ausbleiben, da die Bewegung fortdauert, und die keilartig ſich in die Spalten einſenkende Zwiſchenmaſſe langſam auf einen Überſturz der äußerſten Felſengehänge wirkt.

Die Gefahren jener Zerklüftungen, welchen mit Menſchenkraft nicht vorgebeugt werden kann, erinnern an furchtbare Ereigniſſe, die durch ähnliche Urſachen in den ſchweizeriſchen Hochgebirgen herbeigeführt wurden. Das verheerendſte in der neuern Zeit war der Bergſturz bei Goldau im September 1806, deſſen Wirkungen die vorſtehende Abbildung zeigt. Im Canton Schwyz am Fuß des Rigi bis zum Lowerzerſee lag das freundliche goldauer Thal in einer Breite von zwei Stunden, mit blühenden Dörfern, von kräftigen und gutmüthigen Menſchen bewohnt. Schon in frühern Zeiten waren von dem beinahe 4000 Fuß hohen Rigiberg Felſenſchichten hinabgeſtürzt, deren Trümmer ſich in dem Thale zeigten. Vor 1354 ſtand ein Dorf am Fuße des Berges, von welchem man in den ſpätern Jahrhunderten keine Spur mehr ſah, und ſeit 1750 hatten mehre kleinere Felsbrüche Verheerungen angerichtet. Im Winter 1805—6 war viel Schnee gefallen; die Monate Juli und Auguſt 1806 waren ſehr naß und am 1. und 2. Sept. fielen heftige Regengüſſe. Von dem Gnypenſpitz, dem Rigi gegenüber, liefen zwei ſteile ſenkrechte Felswände herab, welche aus Schichten beſtanden, die auf Thon und mergelartigem Sandſteine gelagert waren. Dieſe Lager waren durch eingedrungenen Regen und Schnee ſchon lange in ihrer Bindung zerſtört, und die letzten Regengüſſe vermehrten die Auflöſung. Als die Unterlage zu weichen begann, mußten die darauf ruhenden Schichten, die hier und da ſchon eine breite Spitze hatten und ſich bedeutend ſenkten, vollends brechen. So entſtand nicht ſowol ein Bergfall als eine Stein= und Erdlawine, den Schneemaſſen ähnlich, die im Frühling oft verheerend von den Hochgebirgen herabſtürzen. Schon in den Vormittagsſtunden des 2. Septembers hörten die durch mehre Anzeigen ſchon vorher gewarnten Bewohner des Thales zunächſt am Gnypenſpitz Getöſe und Krachen und bemerkten andere ungewöhnliche Erſcheinungen. Am Nachmittag um 5 Uhr ſahen Reiſende aus Bern, die nach dem Rigi wanderten, daß ein großer Tannenwald ſich fortzubewegen anfing; die Vögel flogen zu Tauſenden empor, der Wald ſtürzte und die Vögel wurden durch die Lufterſchütterung mit in den Abgrund geriſſen. In wenigen Minuten ſah man nichts als Dampf und Staubmaſſen, Erde und Steine, die wie Meereswogen ſich übereinander thürmten und forttrieben. Als die oberſte Felſenſpitze in einer Breite von 1000 Fuß unter furchtbarem Donner herabſtürzte, trennte ſich zugleich eine ungeheure, gegen 300 Fuß ſtarke Erdmaſſe in einer Breite von 100 Fuß vom Gebirge. Der Sturz wälzte ſich in vier Armen herab, von welchen der verheerendſte ſich nach dem Rigi wendete. Die Gewalt war ſo ſtark, daß große Felſenſtücke gegen 1000 Fuß an dem Rigi hinaufgewälzt wurden und liegen blieben, große Buchen zerſplittert und höher aufwärts Äſte von den Bäumen abgeſchlagen wurden. Binnen fünf Minuten war das rei-

Digitized by Google

zende und fruchtbare Thalland, eine Fläche von mehr als einer Quadratſtunde, in eine wilde Steinwüſte verwandelt, bis zu 200 Fuß hoch mit Trümmern bedeckt und die Dörfer Goldau, Lowerz, Buchingen und Röthen waren unter Schutt begraben. Nur der Kirchthurm von Lowerz ragte aus den Trümmern hervor, und der Weiſer der Uhr bezeichnete ſpäter dem Wanderer halb ſechs Uhr als den Augenblick der furchtbaren Überſchüttung. Ein kleiner Theil des Felſenſturzes, der eine von der Hauptmaſſe verſchiedene Richtung genommen hatte, wälzte ſich aufwärts gegen den Lowerzerſee, trieb ihn aus ſeinem Bett und zwang die Flut, 150 Fuß hoch über das Ufer zu ſteigen. Ein ungeheurer Steinblock, der nicht weit vom Seeufer an der Straße lag, wurde nach dem Unglück auf der andern Seite des Sees gefunden und mußte zerſchlagen werden, um Platz für die neue Straße zu gewinnen. Eine Kapelle in dieſer Gegend wurde von den Fluten weggeſpült und eine halbe Stunde weiter abgeſetzt. Reiſende, die auf dem Wege zum Rigi waren, konnten ſich, als die erſten Zeichen des Felſenſturzes ſie ſchreckten und ſchon Steine über ſie wegflogen, nur durch die ſchnellſte Flucht retten; andere aber wurden unter den Felſentrümmern begraben, ehe ſie den Abhang erreicht hatten. Gegen 440 Menſchen verloren ihr Leben in den verſchütteten Dörfern, und 350 gerettete ſahen ſich in die tiefſte Armuth geſtürzt. Am folgenden Tage, als aus der Umgegend von allen Seiten Hülfe herbeieilte, wurden noch 14 Menſchen aus dem Schutte der Häuſer und dem Schlamme gerettet, und unter ihnen ein Vater, der ſein todtes Kind in den Armen hielt. Der ganze Verluſt an Wieſen, Wäldern und Gebäuden ward auf mehr als eine Million Thaler angeſchlagen. Der Schauplatz dieſer Verheerung läßt ſich von dem Dorfe Art, zwiſchen dem Rigi und Ruffiberg, am beſten überſehen. Schon jetzt ſteht auf den Trümmern wieder eine Kirche und neben ihr ein Wirthshaus, wie unſere Abbildung zeigt.

Nicht minder ſchrecklich war 188 Jahre früher der Untergang des Fleckens Plürs. In der ſeit 1512 dem Canton Graubündten unterworfenen Landſchaft Chiavenna oder Kleven, an der Südſeite des Splügen, in einem von der Mera durchſtrömten Thale, am Fuße des Berges Conto, lag dieſer gewerbfleißige und reiche Flecken, wo beſonders Seidenweberei blühte. Jetzt bedeckt ein Kaſtanienwald die Stelle, wo er ſtand, dem Berg Savagno gegenüber, von welchem der Bach Fraggia ſich herabſtürzt. Vom 25. bis 29. Auguſt und und vom 1. bis 3. September 1616 hatte es viel geregnet. Am 4. September wurde der Himmel heiter, aber ein Theil des Erdreichs ſenkte ſich vom Conto und verſchüttete einige Nebenhügel. Die Hirten eilten nach Plürs und warnten die Bewohner. Der Berg, ſagten ſie, hätte ſeit mehren Jahren bedenkliche Riſſe, und die Kühe eilten dort brüllend hinweg. Wie Andere erzählten, hatten die Bienen in den umliegenden Dörfern ihre Körbe in Schwärmen verlaſſen, und waren todt zur Erde niedergefallen. Dieſe Warnungen wurden nicht geachtet. Bei Anbruch der Nacht dröhnte die Erde dumpf und weit. Der Fluß ſtand zwei Stunden lang ſeicht. Gegen Morgen ſtürzte bei ſtiller Luft unter furchtbarem Krachen der Gipfel des Conto herab und verſchüttete Plürs und das Dorf Cilano. Der Schutt bedeckte 100 Fuß hoch die Häuſer und 2500 Menſchen wurden unter den Trümmern begraben. Nur drei Bewohner dieſer Orte entgingen dem Unglück, weil ſie eben von ihrer Heimat abweſend waren. Von den Gebäuden blieb nur ein Landhaus ſtehen, wo man noch die Abbildung des unglücklichen Ereigniſſes ſieht.

In der Nähe von Chiavenna, an den Gebirgsabhängen der öſtlichen und weſtlichen Felſenrücken, gibt es viele Felſenſpalten, welche kalte Luft ausſtoßen, Windlöcher (ventaroli) genannt, die man zuweilen zu Kellern benutzt. Beſonders findet man ſolche Spalten zwiſchen Chiavenna und dem herabgeſtürzten Conto.

Der Bergſturz von Goldau.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

106.] Erſcheint jeden Sonnabend. [April 11, 1835.

Der Jaccabrotbaum (Artocarpus integrifolia).

Wir haben von dem Brotfruchtbaume, der in den Ländern der Südſee einheimiſch iſt, ſchon in Nr. 24 des Pfennig-Magazins geſprochen, dabei auch des Jaccabrotbaumes erwähnt, der ſich von jenem durch die ungetheilten Blätter unterſcheidet und deſſen urſprüngliche Heimat Oſtindien iſt. Seine Frucht wird Jacca genannt. Es iſt ein ziemlich großer Baum mit dickem Stamm und vielen gewundenen Äſten, feſter, einen Milchſaft von ſich gebender Rinde, und zahlreichen ſpannenlangen, elliptiſchen Blättern. Die Frucht hängt einzeln am Stamme oder an den ſtärkern Äſten, und gleicht einem Zapfen; ſie iſt faſt zwei Fuß lang und einen Fuß dick und wird an 30 Pfund ſchwer. Die Schale iſt grün, mit ſtacheligen Schuppen beſetzt und ſchließt eine große Anzahl kleinerer Früchte ein, mit gelblichem, ſüßem und wohlſchmeckendem Fleiſch, in welchem ein Fruchtkern liegt. Man hat eine Menge Abarten dieſes Baumes, mit mehr oder weniger ſchmackhaften Früchten. Man ißt ſie friſch, auch werden ſie eingemacht, in Palmenöl gebraten oder wie Kaſtanien geröſtet. Aus den getrockneten Früchten bereitet man Mehl. Mehre Theile des Baums werden außerdem als Arzneimittel benutzt. Der Baum trägt von ſeinem ſechsten Jahre bis ins ſiebzigſte Früchte. Um ihn fortzupflanzen, ſteckt man die ganze Frucht, und wenn die einzelnen Früchte ihre Schößlinge treiben, ſo bindet man ſie ſo zuſammen, daß ſie in einen Stamm verwachſen.

Die Kupferſtechkunſt.

6. Die deutſche Schule.

(Fortſetzung aus Nr. 105.)

Prüfender Blick, vorwaltender Verſtand, ausdauerndes Streben und ruhige Kraft im Charakter der Deutſchen leiteten frühe das Auge ihrer Künſtler auf Erſcheinungen hin, welche meiſt nur einer wirklichen Welt angehörten, und machten, daß ſie, ſtreng an der Kunſtregel haltend, dieſelbe auch in Form und in Ausdruck kleideten.

So Albrecht Dürer (1471—1528), der Stifter der deutſchen Kupferſtecherſchule. Obgleich ſeit dem Tode dieſes Künſtlers, drei Jahrhunderte hindurch, der Erfahrungen manche und der Schritte viele zur Vervollkommnung der Kupferſtechkunſt gemacht worden ſind, ſo würde man doch noch heute manche Blätter dieſes Meiſters weder beſſer noch vielleicht ſo gut liefern können, und es iſt fürwahr kaum zu begreifen, wie er, der keine nachahmungswürdigen Muſter vor ſich hatte, ſo Großes zu leiſten vermocht hat. Auch Lucas Kranach (1472—1553), gefeiert als Maler, reizte die junge Kunſt, auf Augenblicke den Pinſel mit dem Grabſtichel zu vertauſchen; doch ſtach er nur wenig, ſeinen wahren Beruf zum Coloriſten erkennend. Wahrſcheinlich iſt, daß dieſer Meiſter durch die ganz beiſpielloſe Freiheit ſeiner kupferſtecheriſchen Arbeiten Dürer zur Nachahmung veranlaßt und ſo auf die Erfindung des Radirens gebracht hat; Letzterer wird nämlich für den früheſten Ätzkünſtler gehalten. Die meiſten Schüler Albrecht Dürer's lieferten größtentheils nur ſehr kleine und ſehr fein gearbeitete Kupferſtiche. Sie haben deshalb den Namen „kleine Meiſter" (petits-maîtres) erhalten, und ausgezeichnet unter ihnen ſind Ludwig (nach Andern Lucas) Krug, auch der Meiſter mit dem Kruge genannt, geſt. 1535; Albrecht Altorfer, Maler zugleich, geſt. 1538; Hans Sebald Beham, geſt. um die Mitte des 16. Jahrhunderts; Johannes Broſamer oder Broßhammer (1537—50); Jakob Binck (1490—1560); Heinrich Aldegrever oder Aldegraf, von Einigen unter dem Namen Albert von Weſtfalen verſtanden (1502—55); Auguſtin Hirſchvogel, ſtarb etwa 1560; Bartholomäus Beham oder Boehm, Boeheim, Bruder des Hans Sebald (1502—40); endlich Georg Pens oder Penz (1530—50). Übrigens fangen viele Kunſtfreunde die Zahl der kleinen Meiſter ſchon in der Mitte des 15. Jahrhunderts an und beſchließen dieſelbe gegen Ende des 16.; immer ſind die Meiſten Deutſche, die Beſten aber aus Oberdeutſchland und der Schweiz. Der größere Theil dieſer Künſtler hält feſt an Dem, was ihm von ſeinen Vormeiſtern gelehrt worden war. Nur Binck iſt es, welcher ſich aus ſich ſelbſt mehr der Reinheit und Anmuth der Formen zukehrt, ſowie wir auch von Aldegrever und Hirſchvogel rühmen müſſen, daß dieſelben eine freiere Strich- und Stechart einführten. Von Raimondi's Arbeiten nach Rafael begeiſtert, ergreifen jetzt Penz und Bartholomäus Beham den Wanderſtab, um in der römiſchen Schule neue Studien zu machen, und nach ihrer Rückkehr erwarben ſich Beide das Verdienſt, den deutſchen Künſtlern ein freieres und höheres Aufſtreben verliehen, ihre Blicke auf großartige Gegenſtände der Kunſt gelenkt, ihnen erhabene Ideale vorgeſetzt, und dabei Verſchmelzung italieniſcher Form mit deutſcher Technik gelehrt zu haben. Gelungene Stiche nach italieniſchen Bildern wurden von deutſchen Künſtlern geliefert, und harmoniſch vereinigte ſich deutſcher mit italieniſchem Kunſtcharakter. Virgilius Solis (1514—62), nicht ohne Talent und dadurch, daß er Andern lehrte, von Einfluß, gefährdete leider durch theilweiſe veraltete Manier und Hinneigung zu dem Kleinlichen die deutſche Kupferſtechkunſt auf ihrem damaligen Standpunkte.

Mit dem 17. Jahrhunderte aber eröffnete ſich für Deutſchland eine traurige Zeit. Der dreißigjährige Krieg ſchlug ihm blutende Wunden, die Blicke der Deutſchen und ihre Kräfte beſchäftigten ernſtere Verhältniſſe und der Sinn für die Kunſt unterlag. Geiſtige Belebung mangelte ganz. Eine Abſtumpfung des Gefühls und eine Mattigkeit der Phantaſie nahmen überhand und ertödteten jedes künſtleriſche Schaffen. Was nun namentlich in der Kupferſtechkunſt geleiſtet ward, beſchränkte ſich auf Verzierung der Andachtsbücher durch religiös ſein ſollende, allegoriſch-myſtiſche Bilder und auf Blätter, in denen man die Helden des Tages und die Ergebniſſe der Zeit darſtellte. Der ſehr wackere Ägidius Sadeler, geboren in Flandern, in Rom und Venedig gebildet, nach Deutſchland gerufen von Rudolf II., gehörte nicht zu der Schule der jetzt künſtlerarmen Deutſchen; auch verwehten die Spuren ſeines Schaffens in den Stürmen des Kriegs. Matthäus Merian aus Baſel, geſt. 1651, durchwanderte Deutſchland, um Proſpecte zu ſtechen, die er bedeutungslos und geſchmackswidrig ausſtaffirte. Joachim von Sandrart, Merian's Schüler, ging erfolglos für die Kupferſtechkunſt vorüber. Theodor de Bry, der Vater, und Johann Theodor, ſowie Johann Iſrael, die Söhne, Erſterer im Beginn, Letzterer geſtorben um die Mitte des Jahrhunderts, aus Lüttich ſtammend, waren zwar nicht ohne Beſitz rein künſtleriſchen Talents, vermochten aber doch nicht Achtſamkeit oder Nachahmung zu erwecken. Ein noch entſchiedeneres Talent iſt Lucas Kilian (1579—1637). Er machte Studien in Italien und iſt uns, ſammt Wenzeslaus Hollar, ein tröſtendes Geſtirn in jener düſtern Zeit. Johann Heinrich Roos (1631—81) förderte die deutſche Kunſt vorzüglich durch die von ihm angewandte, mit Grabſtichel oder trockener Nadel unterſtützte Ätzkunſt. Lediglich aber mit der Nadel übte dieſelbe Jonas Umbach (1624—1700). Bemerkt zu werden verdient, daß in dieſem für die deutſche Kunſt ſo dürftigen Jahrhunderte doch ein Deutſcher eine neue Stechweiſe erfand, nämlich die Schab- oder Schwarzkunſt, auch Mezzotinto-Manier genannt. Es war dies Ludwig von Siegen (auch Sichem geſchrieben), heſſiſcher Oberſtlieutenant und Kunſtdilettant, geb. um 1620. Verbeſſert ward die neue Weiſe durch Siegen's Zeitgenoſſen, den Domherrn und Oberſten Theodor Kaspar von Fürſtenberg, geübt aber durch Johann Friedrich von Eltz, Johann Jakob Kremer und Martin Dichtl; ferner durch Benjamin Blocke und Johann Franz Leonart. Auch die von Julius Campagnuola, einem der alten Meiſter Italiens, erfundene Weiſe mit der Goldſchmiedspunze ſieht ſich um dieſe Zeit in der deutſchen Kupferſtecherſchule geübt durch Hieronymus Bang, Goldſchmied zu Nürnberg, ferner durch Franz Aſpruck, Daniel Kellerthaler und Paul Flind, ſämmtlich Goldſchmiede. Nichts aber von all dieſem erhob ſich hinſichtlich des Gegenſtandes über die Wirklichkeit und zu dem Idealen.

So verarmt im 17. Jahrhunderte das deutſche Land in jeder Hinſicht war, ſo erholte es ſich doch und erſtarkte im darauf folgenden bald wieder. Auch die Künſte begannen von Neuem zu erblühen, obſchon, beziehen wir uns auf die Kupferſtechkunſt, dieſe erſt im Jahre 1746 erfreuliche Früchte ſpendete. In dieſem Jahre nämlich kehrte Georg Friedrich Schmidt (1712—75), nachdem er lange Zeit ſammt ſeinem trefflichen Landsmanne Wille zu Paris die damals auf einer impoſanten Höhe ſtehende franzöſiſche

Digitized by Google

Kunſt ſtudirt hatte, in ſein Vaterland zurück. Schmidt ſchuf ſich das Verdienſt, unter den Deutſchen zuerſt wieder am vollkommenſten auf eine Wirkung der Malerei, neben der größten Sorgfalt für Stich und für Reinheit, hingearbeitet zu haben; und obgleich er nicht eigentliche Schüler berief, ſo haben doch ſeine Werke großen und wohlthätigen Einfluß auf die Bildung faſt aller deutſchen Kupferſtecher gehabt. Aber auch Johann Georg Wille, geboren 1717, nützte ſeiner vaterländiſchen Schule von jenſeit des Rheins her, und Johann Gotthardt von Müller und Jakob Schmuzer (1733—1806) waren es, welche, die Leitung Wille's in Paris aufſuchend, den deutſchen Kupferſtechern den Verluſt dieſes Meiſters zu erſetzen ſtrebten und — ſehen wir auf Müller — auch genügend erſetzt haben. Müller nämlich (geboren 1747), ganz die geregelte Technik ſeines Meiſters ſich aneignend, veredelte nur das Erlernte durch einen noch faſt höhern Kunſtſinn, und nicht minder verband er auf das Geiſtreichſte den maleriſchen Ton mit der maleriſchen Form. Den talentvollen Sebaſtian Ignaz Klauber, geboren 1754, hatte die deutſche Kupferſtecherſchule verloren, da derſelbe nach Petersburg ſich wendete.

Der Schab- oder Schwarzkunſt wurden um die Mitte des 18. Jahrh. an der wiener Akademie für bildende Künſte beſondere Profeſſoren beſtellt, unter denen ſich auszeichneten: Johannes Jakobe (1733—97) und Johann Pichler (1766—1806). Auch Vinzenz Kininger machte ſich zu Wien als Schabkünſtler beachtungswerth. Von Denen aber, welche im 18. Jahrh. unter den Deutſchen die Kunſt des Ätzens und Radirens in Achtung erhielten, verdienen Auszeichnung: Chriſtian Wilhelm Ernſt Dietrich, auch Ditericy (1712—74), und Daniel Chodowiecky (1726—1800), Beide eigentlich Maler; Erſterer die Inſtrumente mit einer angenehmen Ungezwungenheit führend, Letzterer geiſtreich, charaktervoll, originell. Ihnen ſchließen ſich an die Maler: Chriſtian Bernhard Rode (1725—97), Franz Edmund Weirotter (1730—73), Salomon Geßner (1730—87), endlich Ferdinand Kobell (1740—99). Als rühmenswerth aber in der Stechweiſe, welche ätzt und mit Grabſtichel beendigt, zeichnen ſich um dieſe Zeit aus Johann Friedrich Bauſe (1738—1814), Karl Guttenberg (1744—96), Wilhelm Friedrich Gmelin, geb. 1745, Johann Georg Preißler, um 1750 geboren, endlich der zugleich als Maler achtbare Johann Friedrich Leybold, geb. 1756. Den Punzenſtich übte in dieſem Zeitraume mit Auszeichnung der ſehr geſchickte Silber- und Goldſchmied Otto Chriſtian Sahler. Die ſogenannte Crayonmanier ward nur wenig in Deutſchland geübt. Die engliſche punktirende Stechart fand achtbare Vertreter in Heinrich Sinzenich, geb. 1752, in Karl Hermann Pfeiffer, geboren um 1766, und in Friedrich John, um 1770 geboren; die Aquatinta- oder le Prince'ſche Manier aber in Johann Gottlieb Preſtel, geb. 1739, in Maria Katharina Preſtel, des Vorigen Gattin, geb. 1747 und 1786 nach London gehend, wo ſie 1794 ſtarb, in Wilhelm Kobell, 1766 geboren, endlich und vorzüglich in Karl Kunz, geb. 1770, ſämmtlich zugleich Maler.

Wenden wir uns wieder zu jener kunſtvollſten Weiſe, derjenigen des Grabſtichels, ſo ſehen wir, wie im Jahre 1815 ein zeitiger Tod den vielverſprechenden Sohn des wackern Gotth. von Müller, Friedrich, entrückt, ehe er noch, was er bei längerer Lebensdauer gewiß gethan haben würde, entſchieden für die deutſche Kupferſtechkunſt zu wirken vermocht hatte. Doch zeigte ſich in ſeinen, der Formung nachſtrebenden, ſich großartige Muſter vorſetzenden und dieſe in ihrer tiefſten Bedeutung erfaſſenden Leiſtungen am überzeugendſten die Tendenz, welche ſein Vater den neuern Kupferſtechkünſtlern gegeben. Johann Friedrich Leybold, geb. 1760, ebenfalls Schüler Gotthardt von Müller's, ſchreitet auf der bezeichneten Bahn vor, der Kupferſtechkunſt wieder eine neue, kräftige Stütze in ſeinem Sohn Guſtav, geb. 1792, hinterlaſſend. Adam v. Bartſch zu Wien, auch als Schriftſteller um die Kupferſtechkunſt verdient, wird 1821, in demſelben Jahre Gmelin in Rom, 1830 Gotthardt von Müller, 1831 Haldenwang, 1834 Fleiſchmann in München der Kunſt durch den Tod entriſſen. Aufrecht erhalten aber bis auf die neueſten Tage ſieht ſich die Ehre deutſcher Kupferſtechkunſt in all ihren Stechweiſen durch: Guttenberg, Darnſtädt, Veith, Frenzel und Stölzel in Dresden; Schwerdgeburth in Weimar; durch Buchhorn, Berger, Caspar, Meno Haas in Berlin; desgleichen Rahl, Höfel, Agricola, Armann, Beyer, Stöber, Piringer, Gauermann und John in Wien; durch Döbler in Prag; durch Mettenleitner und die Brüder von Kobell in München; durch Schuler und Frommel in Karlsruhe; Seyffer in Stuttgart; durch Klein, Reindel, Ulmer und Geisler in Nürnberg; dann durch Lips, Eßlinger, Duttenhofer, Schlotterbeck, Lutz, Aloys Keßler, Böhm, Jury; ferner durch Marie Ellenrieder; durch Dürner, Wenk, Günther, Reinhardt, C. Reinhard, Ford, Koch, Friedhof u. A. m. Den Charakter der neueſten deutſchen Kupferſtechkunſt, wie derſelbe ſich in den Blättern namentlich eines Ruſcheweyh aus Mecklenburg und des Schweizers Samuel Amsler, ferner eines Krüger und Stölzel in Dresden, nicht minder Barth's aus Hildburghauſen und Steinla's aus Weimar zu erkennen gibt, dürfen wir als denjenigen bezeichnen, welcher ſein Vorbild nicht blos copirt, ſondern den Gegenſtand nach ſeiner geiſtigen Bedeutung und der ihm innewohnenden Seele auffaßt, durch Technik denſelben unter ſchönen Formen, richtigem, leichtem, einfach edlem Stich und Strich darſtellt, und ſtets dazu reine und hochgeniale Muſter ſich vorſetzt. Als das neueſte ausgezeichnete Ergebniß dieſer Kunſtrichtung verdient Peter Lutz's ſchöner Stich der Madonna des heiligen Franciscus von Correggio, eins der ausgezeichnetſten Bilder dieſes Meiſters in der dresdner Galerie, bezeichnet zu werden. Das Blatt wird ſeit dem December 1834 ausgegeben.

(Fortſetzung in Nr. 107.)

Die Addax-Antilope (Antilope Addax).

Schon die Alten ſprachen von dieſer Antilope, als von einem Thiere, das mit den Ziegen und zugleich dem Hirſche Ähnlichkeit habe, deſſen Hörner aber ſo gebogen ſeien, daß man ſie einer Lyra vergleichen könne; ſie nannten das Thier **Strepsiceros**, bemerkten aber, daß die Araber es **Addax** nennten, und in der That heißt es bei dieſen noch jetzt ungefähr ſo: nämlich Akasch, ſonſt aber auch Bakar el vasch, welches eine wilde Kuh bedeutet. Dieſe Antilopenart iſt erſt in der neuern Zeit gleichſam wieder aufgefunden worden. Der Geſtalt nach hält ſie das Mittel zwiſchen Ziege und Kuh. Beide Geſchlechter haben ſtarke Hörner, welche weit auseinander ſpiralförmig gewunden ſind, ſie ſind dabei geringelt und laufen in eine lange grade Spitze aus; die Hufe ſind platt und breit, die Farbe iſt milchweiß, der Hals aber licht, der Kopf dunkler braun und vor dieſem läuft eine weiße Binde unter den Augen. Junge Thiere haben grade Hörner. Dieſe Antilope lebt im nördlichen Afrika in kleinen Heerden beiſammen und

Digitized by Google

nährt ſich von den Blättern einiger Akazienarten und wilder Hirſe. Sie werden, wie die andern Antilopen, mit Pferden gejagt.

Die Addax-Antilope

Guido Reni.

Der berühmte italieniſche Maler Guido Reni wurde 1575 zu Bologna geboren, und von ſeinem Vater, einem der vorzüglichſten Componiſten und Flötenſpieler ſeiner Zeit, zum Tonkünſtler beſtimmt. Der Knabe erhielt vom neunten Jahre an Unterricht in der Muſik; ſehr bald aber bemerkte der Vater, daß Guido weit mehr Talent zum Zeichnen beſaß, und gab ihn deshalb zu Dionyſius Calvaert, einem niederländiſchen Maler, der ſich in Bologna niedergelaſſen, in die Lehre. Hier eignete ſich Guido Reni bald jene Leichtigkeit und Gefälligkeit der Ausführung an, die ſeine Werke auszeichnet. Im zwanzigſten Jahre ward er Schüler der Brüder Carracci, und man ſagt, daß mehre ſeiner Gemälde ſogar die Eiferſucht ſeiner Meiſter erregt hätten. Sein Kunſtſtyl in dieſer Zeit unterſchied ſich von dem der Carracci nur durch eine gewähltere Farbengebung und glücklichere Vertheilung des Lichtes, Vorzüge, welche er dem ſorgfältigen Studium der Werke Paul Veroneſe's verdankte, den er ſtets als den größten Coloriſten, ſowie Rafael als den größten Zeichner bewunderte. Der Drang, ſich zu vervollkommnen, trieb den jungen Künſtler nach Rom. Hier eignete er ſich viel von dem rauhen, aber kräftigen Styl des Michel Angelo Caravaggio an, der damals in hohem Rufe ſtand, und führte mehre Arbeiten, die früher dem Caravaggio aufgetragen worden, zu allgemeiner Bewunderung aus, erregte aber auch dadurch die Eiferſucht und den Haß jenes leidenſchaftlichen Mannes in hohem Grade, und lebte mit demſelben von dieſer Zeit an ſtets in Unfrieden; ja es kam ſogar einſt zwiſchen beiden Künſtlern zum Zweikampf, in welchem Guido Reni verwundet ward. Er ſtand in beſonderer Gunſt bei dem Papſt Paul V., für welchen er die Kapellen von Monte Cavallo und Sta.-Maria-Maggiore ausſchmückte. Von Rom ging Guido nach Bologna zurück, wo er ſich des ausgezeichnetſten Ruhmes erfreute und eine vielbeſuchte Malerſchule hatte. Obgleich ihm hier ſeine Arbeiten theuer bezahlt wurden, ſo befand er ſich doch ſtets in Geldverlegenheit, weil er dem Spiele leidenſchaftlich ergeben war. Dies ſtörte ihn in ſeiner Kunſtvollendung ſehr, da er, um zu erwerben, leichtſinnig und flüchtig zu arbeiten anfing. Er ſtarb im J. 1642. Man unterſcheidet bei den Werken Guido Reni's drei verſchiedene Manieren. Die erſte fällt in die Jugendzeit des Künſtlers und zeichnet ſich durch Kraft und Kühnheit des Pinſels und durch das Streben nach Effecten aus. Die zweite Manier iſt dieſer ganz entgegengeſetzt; ſie iſt weich und gefällig und dieſem Künſtler eigenthümlich. Die dritte Manier fällt in ſeine letzte Lebenszeit, wo er weniger um der Kunſt, als um des Gewinnes willen arbeitete. Man erkennt ſie an dem unnatürlichen, oft ins Graue und Grünliche fallende Farbenton und im Allgemeinen an der nachläſſigen Behandlung.

Guido Reni.

Wir geben hier neben dem Bildniß Guido Reni's eins der berühmteſten Werke dieſes Meiſters, die Aurora, ein Deckengemälde im Palaſt Roſpiglioſi zu Rom, in einer Abbildung. Es iſt eine ſeiner ſchönſten und kräftigſten Arbeiten und gehört in diejenige Periode ſeines Künſtlerlebens, wo er von der Nachahmung der Carracci's in die ihm ganz eigenthümliche Zartheit und Anmuth überging. Der Gedanke, der dieſem ſchönen Bilde zum Grunde liegt, iſt im höchſten Grade dichteriſch aufgefaßt. Es iſt eine Verherrlichung jenes großen und jedes für Naturſchönheit empfängliche Gemüth tief ergreifenden Augenblicks, wo die erſten Purpurſtrahlen der aufgehenden Sonne den Oſten beſäumen. Guido hat dieſen Augenblick im Sinne der griechiſchen Mythologie dargeſtellt. In dem Sonnenwagen, von den flammenhufigen Roſſen gezogen, fährt auf blaurötlichem Gewölk Apollo, der Sonnengott, den die Horen als Göttinnen der Anmuth umkreiſen. Über den Sonnenpferden erblicken wir einen geflügelten Genius mit der Fackel. Dies iſt Phosphorus, der Lichtbringer, nach der griechiſchen Mythologie der Sohn der Aurora. Der Maler iſt hier inſofern von der allgemeinen Vorſtellung abgewichen, daß er den Götterknaben hinter der Mutter fliegen läßt, da er auf allen Bildwerken als Morgenſtern vor ihr herſchwebt. Außerordentlich ſchön iſt die Geſtalt der Aurora ſelbſt, welche glänzende Blumen aus den Wolken herab auf die Erde ſtreut, von flatternden Gewändern leicht umhüllt, in welchen der Morgenwind ſpielt. Über der ganzen Wolkenſcene ſchwebt ein ſanft glänzendes Licht, welches vortrefflich gegen die halbdämmernde Beleuchtung der tiefer liegenden Meerlandſchaft abſticht.

Digitized by Google

Die Aurora, Gemälde von Guido Reni.

Die Witterung des Jahres 1834.

Schon das Jahr 1833 hatte eine ungewöhnliche Witterung. Der Sommer, welcher ſich ſchön anließ, wurde ſehr bald kühl, und überall geſellte ſich ſo viel Regen dazu, daß die Weinleſe und die Getreideernte ſo gut wie nichts gaben. Heftige Stürme folgten einander vom September und wechſelten in manchen Gegenden mit Nordlichtern, mit Meteoren, gleich einer Feuersbrunſt, und Steinregen. *) Beſonders hauſte ein ſchrecklicher Sturm, wie er ſeit 1794 nicht beobachtet worden war, in den Abendſtunden am 18. December 1833. Große Regengüſſe kamen oft im Gefolge ſolcher Stürme und füllten die Flüſſe, daß ſie alle über ihre Ufer traten. Kurz, die Witterung des Jahres 1833 war ſehr ungewöhnlich geweſen, ſodaß Jemand ſogar berechnete, um wie viele Meilen die Erde jährlich von der Sonne ſich entferne, wie das Jahr darum jährlich länger und die Temperatur kühler werde, bis der ganze Planet in 2000 Jahren in einen Eisklumpen verwandelt ſein werde. **) Das Ganze lief jedoch darauf hinaus, daß ſich mehre Eisberge in der Baffinsbai und Davisſtraße losgeriſſen hatten und auf ihrem Wege im atlantiſchen Ocean die Wärme der Atmoſphäre beim Zerſchmelzen an ſich zogen, ihr Gleichgewicht ſtörten, ſie mit Dünſten füllten und ſo Kühle, Sturm und Regengüſſe veranlaßten.

Noch ungewöhnlicher aber geſtaltete ſich die Witterung des Jahres 1834, von welcher wir jetzt einen Bericht ablegen wollen, ſo weit ſich die merkwürdigſten Erſcheinungen derſelben in der Kürze zuſammenfaſſen laſſen. Gleich mit den erſten Stunden trat das Jahr höchſt ſonderbar auf. In der Sylveſternacht tobte ein Sturm, der an Heftigkeit dem vom 18. December nicht viel oder gar nichts nachgab, an Dauer aber ihn beiweitem übertraf; denn er hielt bis früh um 8 Uhr an. Ein ewiges Sauſen und Brauſen füllte die Luft und wurde nur von einzelnen häufigen Stößen unterbrochen. Um 8 Uhr endlich kam eine wahre Sündflut und bald gingen von allen Orten die ſchrecklichſten Nachrichten über die Wuth ein, mit welcher der Sturm an den Küſten und auf der See gehauſt hatte. Die Küſten litten vornehmlich von Sturmfluten. In Oſtfriesland waren weite Strecken zu einem See geworden. Auf der Themſe wurden über 100 Kähne verſchlungen. In Scheveningen riß er einen Theil der Dünen weg. Viele Hunderte hatten das neue Jahr nur begrüßt, um den Tod in den Wellen zu finden. So gingen vor Antwerpen zwei Schiffe mit aller Mannſchaft unter, obgleich ſie das nahe Ufer vor Augen hatten. An der engliſchen Küſte wurden mehr als 40 Schiffe von den Ankern geriſſen und in die hohe See getrieben. Bei Trieſt gingen in drei Stunden 15 Schiffe unter. Es iſt kaum glaublich und doch wahr, daß dieſer Sturm in Breslau ein Mädchen von 13 Jahren mit ihrer Führerin über die Brücke hinabgeſchleudert hat; in einer andern Gegend gerieth eine Frau mit den Haaren in eine Hecke, ſodaß ſie ſich nicht wieder befreien konnte und umkommen mußte. Jenem Sturme und jenen Regen- und Sturmfluten folgte nun ein ungewöhnlich milder Winter oder vielmehr der ſchon im verfloſſenen Jahre begonnene Winter fuhr in der bisherigen Weiſe fort. Im weſtlichen Deutſchland ſah man überall ſchon in der Mitte des Januars die Mandel- und Aprikoſenbäume, den Raps und ſo viele Wieſenblumen blühen, daß zu Krefeld am 12. Januar bereits 70 Arten aufgeſtellt werden konnten. Ebenſo ſah man Störche ankommen und ähnliche Boten des Frühlings einwandern, z. B. einen Maikäfer in Breslau. Heftige Gewitter zogen längs dem Rheine hin, daß er immer wieder aus ſeinen Ufern trat. Selbſt in den kältern Gegenden Deutſchlands trieben manche Geſträuche bis Ende Januars friſches Grün und der Crocus ſteckte zeitig ſeine bunten Köpfchen heraus. Man verglich bereits dieſen gelinden Winter mit dem von 1828, wo im Januar die Baumblüte, im April die Weinblüte, zu Pfingſten die Ernte und zu Jacobi die Weinleſe war. Der hohe Norden machte allein eine Ausnahme; in Petersburg war die Kälte meiſt zwiſchen 14—21 Grad, obſchon noch in Pommern ebenfalls Blumen auf den Wieſen zum Vorſchein kamen. Viele Inſekten lebten fröhlich auf; viele Zugvögel waren nicht nach Süden gezogen oder ſchon im Januar zurückgekehrt; viele Thiere, die den Winter verſchlafen, wie der Igel, der Hamſter, waren ſehr unruhig. Die Lerchen ſangen, ehe noch der Januar zu Ende ging, und ſelbſt hinter dem kalten Rhöngebirge blühten Kirſch- und Birnbäume. Die Kälte war dagegen verhältnißmäßig nach Morgen und Mittag gewandert. Ägypten klagte über kalte, furchtbare Regengüſſe. Auch in Neuorleans fanden ähnliche ganz unbekannte Erſcheinungen ſtatt und Mancher erfror in dieſer oft vor Hitze verſchmachtenden Stadt die Hände auf der Straße. Die Anzeichen von einer frühzeitig zu erwartenden Ernte und Weinleſe nahmen jedoch im Anfange des Februars ein Ende. Dieſer Monat ſo wenig als der März brachte zwar eigentliche Kälte, aber doch ſo friſche Luft und ſo viele Nachtfröſte, daß der Pflanzenwuchs allenthalben ins Stocken gerieth, und da auch der April ſich launiſch zeigte, ſo war im Ganzen für die Obſtblüte ſo wenig gewonnen, daß, mit Ausnahme der Aprikoſen und Pfirſchen und ähnlicher Frühgewächſe, dieſelben im nördlichen Deutſchland wenig früher erſchienen, als es ſonſt der Fall zu ſein pflegt. Ein gleiches Verhältniß fand beim Weinſtocke und auf den Getreidefeldern ſtatt. So ſehr das ſüdliche Deutſchland vorher gejubelt hatte, ſo lang wurde ihm nun die Zeit, beſonders da die Blüte der Mandelbäume und Pfirſchen meiſt abfiel. Jene drei Monate waren ihrem gewöhnlichem Charakter ganz treu geblieben. Erſt der Mai zeigte ſich beſonders heiß. Mit Ausnahme einiger Tage hatte er häufig 20 Grad Wärme, z. B. in Leipzig, und wir dürfen uns daher nicht wundern, daß im ſüdlichen Deutſchlande, namentlich in Stuttgart, Kirſchen und Erdbeeren auf den Markt gebracht werden konnten. Schon in dieſem Monate aber zeigten ſich heftige Gewitter, welche nun den ganzen Sommer hindurch mehr als gewöhnlich herrſchen ſollten, und viele waren von ſchrecklichem Hagel begleitet. Die Weinberge am Rhein bei Forſt und andere wurden vom Hagelwetter am 13. Mai in wenig Minuten vernichtet, ſodaß im Herbſte die Weinberge bei Deidesheim nur 100 Stückfaß Wein, ſtatt wie ſonſt 1500 gaben. Ein ähnliches Schickſal hatten die Saaten am 14. Mai bei Elbing, am 16. Mai in einem großen Theile Frankens. Das noch nicht gelöſte Räthſel des Höherauchs mit ſeinem brandigen Geruch ſtellte ſich ebenfalls ein und hatte an vielen Orten ſehr rauhe Witterung zur nächſten Nachfolgerin, die aber grade nur ſo lange anhielt, um einige Bohnen und Gurken zu verderben. Es begann im Gegentheil vom Juni an eine Hitze und Trockenheit, welche ſeit 1811 nicht beobachtet worden war und nur von Zeit zu Zeit, nur hier und da von furchtbaren Gewit-

*) Am 23. October 1833 in Mähren.

**) Grade umgekehrt bewies der berühmte Euler aus der entgegengeſetzten Erſcheinung des ſehr heißen Sommers 1750, daß die Erde ſich jährlich der Sonne mehr nähere, bis ſie von dieſer ſelbſt angezogen und vernichtet werde.

Digitized by Google

tern unterbrochen wurde, welche oft von ſchrecklichen Wolkenbrüchen begleitet waren. Die Trockenheit und Hitze ſtieg ſchon im Juni ſo hoch, daß in München am 8. Juni um Regen zu erflehen eine Proceſſion gehalten wurde. Am nämlichen Tage wüthete im Harzgebirge ein Gewitter, das Felsſtücke von 100 Centnern fortſchleuderte, während die Felder durch den Regen tief ausgeſpült wurden. Oft geſellten ſich zu ſolchen Gewittern Hagelſchlag, wie z. B. am 16. Juni in der Gegend von Hildburghauſen und in dieſer Stadt ſelbſt, wo in fünf Minuten die Fenſter nach der Wetterſeite hin alle zertrümmert waren; die Vögel in der Luft wurden getödtet und die Feldfrüchte vernichtet. Eben ſolche Klagen hörte man in allen Ländern mehr oder weniger, z. B. in der Gegend von Frankfurt an der Oder, wo man den Schaden, den ein ſolches Gewitter anrichtete, auf 150,000 Thaler ſchätzte. Am 23. Juni wüthete ein Wetter der Art auf dem Bodenſee und trieb große Waſſermaſſen in die Höhe; auf dem Starenbergerſee in Baiern gerieth am 22. Juni der König bei einer Luſtfahrt dadurch in Gefahr. Ein Paar Tage darauf, am 27. Juni, ſah Erfurt ſeine Felder in kurzer Zeit mit einer 4—6 Fuß hohen Waſſerflut bedeckt. Dagegen ſtanden im gebirgigen Theile Badens faſt alle Mühlen und Eiſenwerke aus Mangel an Waſſer ſtill, und bei St.-Martin in Würtemberg konnten die Einwohner dem Tode in den Waſſerfluten, welche ihnen ein Wolkenbruch zuführte, nur durch ſchnelles Herausſteigen aus den Fenſtern entgehen.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 107.)

Die orientaliſche Peſt in Smyrna *).

Von welchem Greuel ſoll ich die Züge leihen, wenn ich von dieſer Krankheit ſpreche, der ich mehr als einmal auf meinen Wegen begegnet bin, ja deren Anhauch, wenn ich ſo ſagen darf, ich auf den erbleichten Wangen fühlte? Woher die Farben nehmen, um den Zügen des Bildes ein der Wahrheit ſich näherndes Leben zu geben? Der Angſtſchrei der Peſt ſchallt durch die Straße, und ſiehe, wie der Sturmwind Blätter peitſcht, ſtürzt alles Volk nach Hauſe, den gläubigen Muſelmann ausgenommen, der die ſtrafende Hand des Himmels, wie die lohnende mit Ergebung und Ruhe aufnimmt. Die Thore, die Fenſter ſchließen ſich; der Markt, der Gottesdienſt ſind zu Ende. Der Tod wird ſeine Ernte halten, das ſpricht ſich aus, und Jedermann weiß es und bebt, in banger Furcht, unter den bezeichneten Opfern zu ſein. Das ärmſte Volk allein, dem es nicht gegeben iſt, zugleich den Tod zu fliehen und das Leben zu lieben, beſorgt allein noch die Geſchäfte des täglichen Bedarfs. Juden, von blaßgelben Weibern ihres Stammes gefolgt, wandern von Haus zu Haus. Es iſt, als wenn ſie einen Vertrag mit der Peſt geſchloſſen hätten bei dem erſten Beſuche, den ſie ihnen machte; denn ſie tragen ihren gräßlichen Stempel. Sie unterſuchen die Kranken, und ſprechen das Wort der Entſcheidung aus, das in dieſem Falle mit Tod oder Leben gleichbedeutend iſt. Kaum iſt das eine geſprochen, ſo beginnen die Augen des Unglücklichen in halbem Lichte zu funkeln, Bläſſe und Röthe entſtellt abwechſelnd die Züge, die ſich zu verzehren nicht verſäumen; der Geiſt geht irre und verſinkt allmälig in gräßlichen Wahnſinn; Beulen treten hervor — das Opfer iſt unter dem Meſſer! Hat es geendet, ſo kommen dieſelben ſcheußlichen Geſtalten und laden den entkleideten, von Allen geflohenen, von Niemand beklagten Leichnam wie ein gefallenes Vieh auf die Tragthiere, und durch alle Straßen der Stadt, und zu allen Stunden des Tages und der Nacht unterbricht nur dieſer Zug, dem die Einbildungskraft nichts Traurigeres an die Seite ſetzen kann, die bange Todesſtille. Ich habe die Peſt in Konſtantinopel geſehen, wo man ſie am gleichgültigſten behandelt; in Kahira, wo ihr Sitz zu ſein ſcheint; in Griechenland endlich, wo ich nahe genug mit ihr zuſammen war. Im Jahre 1828 nämlich, eine Anzahl freigemachter Sklaven zu Modon nach Ägina einſchiffend, hatte ich dem griechiſchen Capitain des Schiffes jeden Verkehr mit dem ägyptiſchen Lager aufs Strengſte unterſagt. Die Sucht nach Gewinn verleitete ihn jedoch, dieſes Verbot zu übertreten; er handelte einen Shawl ein, den er aus Furcht, daß er ihm entwendet werde, während der Überfahrt verbarg. Sein Schiff war mit mehr als 100 der Befreiten beladen; ich ſelbſt nahm einige 60 an Bord des öſtreichiſchen Kriegsſchiffes, mit welchem ich ihn begleitete. Kaum in Hydra angelangt, legte er ſeinem Weibe die für ſie mitgebrachte Gabe vor; in wenigen Tagen waren Weib, Kind und Verwandte ein Opfer der Peſt. Einige von den Befreiten trugen das Übel in ihre Heimat. Am Bord des Schiffes, auf welchem ich mich befand, ſtarben drei Mann mit allen Zeichen dieſer furchtbaren Krankheit. Die Regierung ergriff Maßregeln. Ich ſelbſt befand mich auf Ägina, und erinnere mich noch, nicht ohne Schauder, des Abends, als die erſte Nachricht von den Vorfällen auf Hydra und das Gutachten der Ärzte nach Ägina kamen. Ich befand mich eben bei dem Fürſten Maurokordatos; da überfiel mich Übelbefinden, heftiges Kopfweh, Erbrechen. Ich zweifelte nicht, ging nach Hauſe und legte mich zu Bette, in der feſten Erwartung, nicht wieder aufzuſtehen. Dennoch täuſchten dieſe Zeichen damals, und dies gab mir den Muth, den ich nach meiner Wiedereinſchiffung nöthig hatte, um die Mannſchaft zu ermuthigen.

Das Entſtehen der Peſt, ſowie ihre eigentliche Natur, ſind bis jetzt noch ein Räthſel. Merkwürdig indeſſen iſt es, daß ſelbſt aufgeklärte Ärzte an ihrer Anſteckung zweifeln. In Kahira lernte ich den franzöſiſchen Arzt Duſſap kennen, der ſeit mehr als 30 Jahren dort anſäſſig und ein Mann von gediegenem Charakter iſt. Dieſer behandelt die Peſt wie jedes andere bösartige Fieber, berührt, reinigt, verbindet die Beulen, ohne daß er davon ergriffen würde. Er erzählte mir eine Menge Fälle, wo Gatten ſich nicht ſonderten, obwol der eine Theil die Peſt hatte, wo Mütter bei ihren peſtkranken Kindern ſchliefen, ohne angeſteckt zu werden. Ich ſelbſt habe in Smyrna eine Frau gekannt, welche das Bett ihrer peſtkranken Tochter nicht verließ, und Beide leben noch. Dieſe einzelnen Fälle neben den hunderttauſenden der Anſteckung beweiſen freilich nur, daß eine gewiſſe Verwandtſchaft oder Anlage im Körper vorhanden ſein müſſe, um für die Anſteckung empfänglich zu ſein. Übrigens iſt der Gang dieſer Krankheit ſo launenhaft, als ihre Natur, und ich habe bis jetzt noch nicht zwei Menſchen gefunden, welche mir dieſelbe Schilderung von ihr gemacht hätten. Auch ſcheint überhaupt, Gott ſei Dank, dieſe ſchreckliche Geißel des Himmels im ganzen Oriente an Kraft verloren zu haben. Die Krankheiten haben ihre

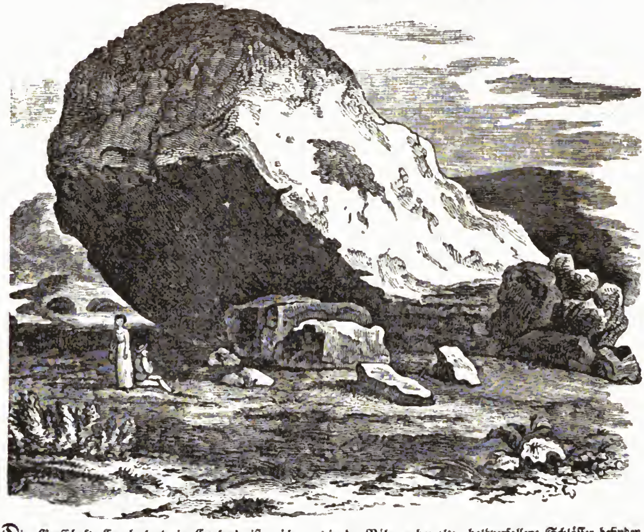
*) Wir verdanken dieſe furchtbar-wahre und intereſſante Schilderung den Reiſeberichten eines um genauere Kunde des Morgenlandes ſehr verdienten k. k. hohen Staatsbeamten, Hrn. von Prokeſch Ritter von Oſten, der, nachdem er zu verſchiedenen Zeiten den Orient beſucht, jetzt als k. k. Geſandter in Griechenland angeſtellt iſt.

Bahnen, wie alles Übrige in der Welt, ihre Kindheit, ihre Jahre der Kraft, ihr Alter und, ich hoffe, ihren Tod. Schlüßlich nur noch die Bemerkung, daß die Peſt aus Konſtantinopel in Smyrna für weit milder gehalten wird, als diejenige, welche aus Ägypten oder Syrien kommt.

Der giftige Honig in Trapezunt.

Der berühmte altgriechiſche Geſchichtſchreiber Xenophon erzählt in ſeiner Geſchichte des Rückzuges der 10,000 Griechen von einem in der Gegend von Trapezunt, in der türkiſchen Provinz Anaboli, gefundenen Honig, nach deſſen Genuß bei dem ganzen Heere eine augenblickliche Tollheit oder Trunkenheit entſtand, welche jedoch ohne weitere Folgen blieb. Indeß hat ein Herr K. E. Abbot aus Trebiſond, dem ſonſtigen Trapezunt, im December 1833 in einem Briefe an die zoologiſche Geſellſchaft in London Nachrichten von dieſem Honig mitgetheilt. Nach dieſem verhalten ſich ſeine Wirkungen ganz ſo, wie ſie Xenophon angab. In kleinen Gaben genoſſen verurſacht er heftiges Kopfweh und Erbrechen und der Zuſtand Deſſen, der davon genoß, gleicht ganz dem eines Trunkenen; nach größern Mengen verliert man die Beſinnung und noch mehre Stunden nachher alle Bewegung. Die Pflanze, aus welcher die Bienen dieſen Honig holen, iſt wahrſcheinlich Azalea pontica, eine auch bei uns in Gärten beliebte Zierpflanze mit ſchönen gelben Blüten, welche in jenen Gegenden in großer Menge wächſt und die Luft mit ihrem Wohlgeruche erfüllt.

Ein Grenzſtein in Cumberland.



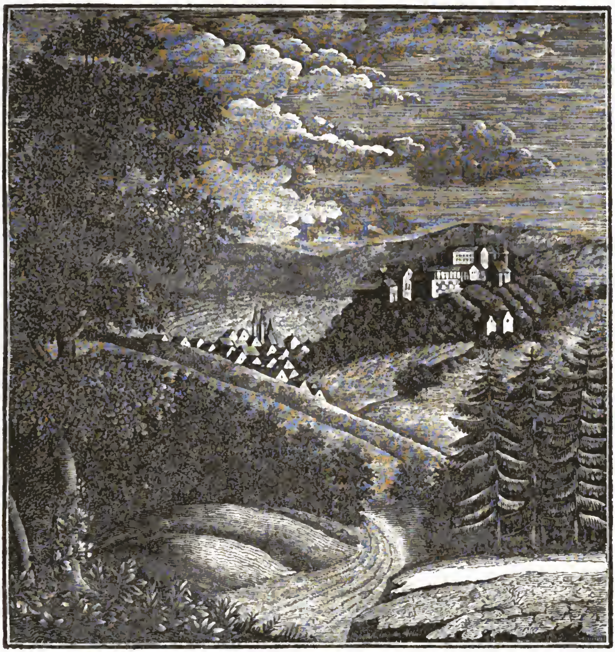
Die Grafſchaft Cumberland in England iſt reich an ſchauerlich-romantiſchen Gebirgsgegenden, wilden Einöden und einſamen Mooren. Eine ſolche Landſchaft ſehen wir auf der beigegebenen Abbildung. Der ungeheuere Felſenblock in der Mitte der Einöde iſt der ſogenannte Grenzſtein. Er hat eine Länge von 62 Fuß, und iſt von der Grundfläche bis zum höchſten Gipfel über 24 Fuß hoch. Die Oberfläche dieſes Felsſtücks bildet eine weichere Lehmerde, die das dürftige Wachsthum einiger niedrigen Bäume und Sträucher begünſtigt. Auf welche Weiſe derſelbe in dieſe Gegend gekommen, darüber ſind die Alterthumsforſcher noch uneinig. Da ſich in der Nähe mehre alte, halbverfallene Schlöſſer befinden, ſo vermuthen Einige, daß der Stein ein herabgewälztes Stück von einem ſolchen ſei, der an dieſe Stelle gebracht worden, um als Grenzſtein zu dienen. Wahrſcheinlicher iſt es, daß auf der Stelle ſelbſt, wo dieſer Markſtein liegt, vor Jahrhunderten ein Gebäude geſtanden habe, deſſen Trümmern bis auf wenige umher verſtreute Bruchſtücke verſchwunden ſind. Vielleicht gehört dieſer Stein zu den ſogenannten erratiſchen Felsblöcken, jenen großen Geſchieben, die man, oft weit von ihrer urſprünglichen Heimat, in mehren Gegenden der Erdoberfläche findet, z. B. auf dem Jura, in Holland, Dänemark und Norddeutſchland.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
der
Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

107.] Erſcheint jeden Sonnabend. [April 18, 1835.

Stadt und Schloß Wernigerode.



Der ältern Hauptlinie der Grafen zu Stolberg, deren Urſprung ſich unter dem Namen der Grafen Stalberg in die älteſten Zeiten der deutſchen Geſchichte verliert, gehört die Grafſchaft Wernigerode am Harz. Sie iſt fünf □Meilen groß und von 14,000 gewerbfleißigen Menſchen bewohnt, welche, außer dem Bergbau auf Eiſen, beſonders Viehzucht und Flachsbau treiben. Das Land erhebt ſich in anſehnlichen bewaldeten Bergen um den Brocken (3489 F.) her, der ihren Mittelpunkt bildet. Die andern höchſten Punkte des Harzes ſind: der Bruchberg 2755 F., der Wormberg 2667 F., die Ackermannshöhe 2605 F., alle granitiſche Urgebirge. Die Grafſchaft ſteht unter preußiſcher Landeshoheit, hat jedoch ihre eigne Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, das Bergwerks- und Münzregal und ihre geſonderte Verwaltung. Man ſchätzt ihre Einkünfte auf 20,000 Thaler. Der Hauptort iſt Wernigerode, deſſen ſchöne Lage und reizende Umgebungen unſere Abbildung darſtellt. Dicht neben der Stadt, auf einer anſehnlichen Berghöhe, liegt das maleriſche Reſidenzſchloß, umgeben von mehren hübſchen Jagd- und Luſtgebäuden, und von einem ſchönen Garten, der in einen Thierpark endet. Hier befindet ſich eine vorzügliche Bibliothek von 40,000 Bänden mit einer reichen Bibel- und Leichenpredigtſammlung. Die Stadt am Fuße des Schloßberges hat ein Gymnaſium und 855 Häuſer; ſie iſt hübſch gebaut, zählt ge-

Digitized by Google

gen 5000 Einwohner und iſt der Sitz ſämmtlicher Behörden. Ausgezeichnet ſind die großen Branntweinbrennereien und viele Öl- und Papiermühlen, ſowie die Eiſenwerke und eine Glashütte in der Nähe der Stadt.

Die Kupferſtechkunſt.

7. Die niederländiſche Schule.

(Fortſetzung aus Nr. 106.)

Der niederländiſche Künſtler, mit noch größerer Neigung als der deutſche zu dem Wirklichen, ſowie mit einem das Kleinſte bis in ſeine unmerklichſte Bedeutung verfolgenden Sinn, läßt dieſes Beides ſichtbar vorherrſchen bei ſeinen Arbeiten, auf welche er die mühevollſte Technik verwendet.

Überzeugend hat dies der Stifter der niederländiſchen Schule, Lukas van Leyden (1494—1533), dargethan. Auch er war, gleich dem deutſchen Dürer, Maler zugleich, und wenn Jener als Erfinder des Radirens und Ätzens zu betrachten iſt, ſo ſieht man Dieſen in ſeinen Blättern mit beharrlichem Fleiße die richtigſte Abſtufung der Töne nach Verhältniß der Entfernungen geben. Ein Künſtler, welcher faſt den Lukas verdunkelte, iſt Dirk van Staren (Dietrich von Stern). Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man nur wenig und ſein Todesjahr wird um 1550 vermuthet. Er iſt der Flamänder, welcher zuerſt den Styl ſeiner Landsleute zu reingedachten Idealen anwandte und der ſelbſt zu dem Erhabenen ſich emporgeſchwungen hat. Doch allzu mächtig war unter den Niederländern der Hang nach dem Wirklichvorhandenen und Gewöhnlichen, ſowie nach deſſen kunſtreicher Ausarbeitung. Als Folge deſſen ging zwar vervollkommnete Technik, doch Dürftigkeit alles Geiſtigen und Zerfallen der Kunſt mit ſich ſelbſt hervor.

Immer mehr macht ſich der Mechanismus an gemeinen Gegenſtänden geltend, als Heinrich Golzius oder Goltz erſcheint (1558—1617). Zwar ſchreitet dieſer Meiſter auf jenem falſchen Wege fort, aber Alles, was im Stich, in den Lagen und in der Schraffirung geleiſtet werden könne, hat er gezeigt, und wo ſeine Schrankenloſigkeit und Kühnheit erſchrecken, beruhigen wieder ſeine Zuverſichtlichkeit und ſein Genie. Am erfolgreichſten geht des Golzius Meiſterſchaft, aber auch ſeine Verirrung auf Jakob Matthan oder Matham, ſeinen Stiefſohn (1571—1631), über, ſowie auf ſeine beiden Schüler Johannes Müller (1589—1625) und Johann Saenredam (geſtorben hochbejahrt 1607). Mit Entſchiedenheit machte ſich jetzt die Kupferſtechkunſt von der Kunſt des Malers los und begann von nun an für ſich ein eignes Künſtlerleben zu verlangen. Streng ſonderte ſich um dieſe Zeit der Kupferſtecher von dem Maler ab, jener ſich die Kunſt des Grabſtichels bewahrend, dieſer zuweilen ſich die des Radirens aneignend. Dies bezeugen die Maler, welche jetzt auftreten und die Radirkunſt bis zu einer ſolchen Vollkommenheit ausbilden, daß dadurch die Wirkung einfarbiger Zeichnungen überraſchend hervortritt. Vor Allen: Paul Rembrand, genannt van Ryn (1606—74), ausgezeichnet durch Genialität und Technik. So iſt er der Erſte, welcher ſich der trockenen oder kalten Nadel mit dem ausgezeichnetſten Erfolge bedient, und dieſe Stechweiſe, als deren Erfinder mit großer Wahrſcheinlichkeit Schiavone, genannt Meldolla, geſt. 1582, angenommen wird, erſt recht in die Kunſt einführt. Rembrand zunächſt, fährt deſſen Zeitgenoſſe Adrian van Oſtade (1610—85) fort, in ſeinen Radirungen zwar nicht geringe techniſche Vollendung, zugleich aber auch eine bedeutende Verderbtheit in der Wahl der Gegenſtände zu beurkunden, indem er dieſe nicht ſelten in eine Unſchönheit kleidet, die die ſimpelſte Natur ſelbſt herabzieht. Dieſem ſchließt ſich an Remigius Nooms, geſt. 1612; man nannte ihn Seemann, weil er nur Seeſtücke radirte. Und weiter üben die Ätzkunſt oder Radirung, zwar techniſch und maleriſch vervollkommnet, in idealer Hinſicht jedoch dürftig und aufſchwunglos, die Maler: Anton Waterloo, um 1618 geboren. Er brachte die Landſchaft zu einer bedeutenden Höhe. Sodann Hermann Swanevelt, genannt d'Italie, auch unter dem Beinamen: der Einſiedler bekannt (1620—90). Auch dieſer Künſtler bildete die Landſchaft aus. Ihm folgt Nicolaus Berghem (1624—83). Die Brüder Johann und Andreas Both, geſt. 1651 und 1650. Paul Potter (1625—54), die Thierſtücke der Niederländer zu einer unübertreffbaren Höhe erhebend. Karl Dujardin, genannt Bocksbart (1635—78). Jakob Ruysdael (1635—81), von Bedeutung in der Landſchaft. Roman de Hooghe (1638—1708), der ſich mit der lebhafteſten, faſt einer ausſchweifenden Phantaſie und einem unendlichen Ideenreichthume dem Myſtiſch-Allegoriſchen, der Satire und ſelbſt der modernen Hiſtorie zuneigt, doch alles dies nicht eben mit künſtleriſcher Tadelloſigkeit. Endlich Cornelius Duſart (1665—1704), der beſte Schüler Oſtade's, jedoch nichts als Quackſalberbühnen, Bauerngeſellſchaften, Kirmeſſen und dergl. darſtellend. Doch überlebte dieſe Künſtlerreihe den eignen Ruhm, und neben dem oft zur Gemeinheit hinabgezogenen Gegenſtand wird bei ihnen zugleich entartete Technik bemerkbar. Hatten doch ſchon die Maler Peter van Laar (Laer) mit dem italieniſchen Beinamen: il Bamboccio, ſeiner misgeſtalteten und phantaſtiſchen Figuren wegen (1613—73 oder 74), und Adrian van der Kabel (1631—95) durch Unachtſamkeit in der techniſchen Ausführung, ſowie durch unedle Wahl und wunderliche Manier, üble Beiſpiele gegeben und zur Nachahmung verführt.

Wie das Leben zu allen Zeiten Männer hervorrief, welche reichbegabt und thatenvoll dem ſie umgebenden Kreiſe vorleuchteten und in ihrem Beginnen und Vollenden demſelben als ein Geſetz galten, ſo begegnet uns in einer Periode, da die niederländiſche Kupferſtecherſchule durch die Überfülle der Technik eines Golzius und ſeiner Schüler zu wanken begann, ein Meiſter, welcher mit kräftigem Sinn eine Stütze darbot und mit Überlegenheit den gänzlichen Umſturz verhinderte. Dieſer Künſtler war kein anderer als Peter Paul Rubens, 1577 in Köln geboren, und nach Antwerpen ſich wendend, hier 1640 geſtorben. Nie hat Rubens es über ſich vermocht, des in ſeiner Hand mächtigen Pinſels ſich zu begeben und die leichtere Radirnadel zu erfaſſen; er arbeitete niemals in Kupfer. Und doch iſt dieſer Maler entſcheidend geworden, wie für die Kupferſtecherei überhaupt, ſo zunächſt für diejenige der flamändiſchen Schule. Unter Verhältniſſen nämlich, welche dem Hange des Niederländers zu dem Gemeinwirklichen die ſchmachvollſte Nahrung boten und das Wohlgefallen deſſelben an techniſcher Kunſtſtückmacherei weideten, ſtellte Rubens Bilder auf, in denen zwar Reales ſich kund gab, jedoch dieſes Reale in der überraſchendſten Neuheit, in der geiſtreichſten Auffaſſung, in dem kräftigſten Umriß.

Jetzt war der Zeitpunkt erſchienen, in welchem die beſſern Künſtler die Alltäglichkeit des Gegenſtandes verachteten, das blos Künſtliche ihnen ſelbſt nicht mehr genügte; und viele geſchickte Stecher boten ſich dar, jenen Reichthum, welchen Rubens zu Tage förderte zu verwenden. Die

Digitized by Google

Kupferſtecher Lukas Vorſterman der Vater, geb. 1580 und um 1630 in ſeiner höchſten Kunſtblüte ſtehend, Paul Pontius oder du Pont, 1603 geboren, Schelde a Bolswert, um 1586 geboren, endlich Peter Soutman, um 1640 blühend, verſammelten ſich um den großen Rubens und ſtachen ſeine Werke, von ihm ſelbſt angeregt und unterſtützt, in einer freien, leichten, heiteren und kraftvollen Weiſe. Ihnen aber zur Seite verdient Erwähnung Cornelius Galle, um 1570 geboren. Er machte Studien in Italien, und nahm, zurückgekehrt, nur reine Ideale zu Muſtern. Und noch copiren mit dem Grabſtichel den Rubens und richten ihr Augenmerk nicht auf gemeinwirkliche, ſondern erhabnere Gegenſtände um 1530 ein Boëthius und ein Heinrich a Bolswert, zwei Brüder des vorhin genannten Schelde; ferner Jonas Suyderhoef, geb. um 1600; endlich der vortreffliche Cornelius Visſcher (1600—70), dieſer geiſtvoll, kunſtreich und maleriſch mit dem Grabſtichel die Radirnadel verbindend.

So hoch nun ſah ſich jetzt die flamändiſche Kupferſtechkunſt geſtellt, ſo eng des Niederländers Hang zu dem Realen ſich mit dem Reingedachten verſchwiſtern, und innig ſich mit correcter Zeichnung vollendete Technik verbinden, als Gerhard Edelinck, geb. 1649, erſchien. Obgleich dieſer in der Folge der franzöſiſchen Schule ſich beigeſellte, ſo hob er dennoch die Kupferſtechkunſt auch der Niederländer auf die höchſte Staffel ihres Ruhms. Wenn nämlich Goltzius die Aufgabe der Kunſt in der Meiſterſchaft des Grabſtichels, deſſen übrige, von Rubens angefeuerte Landsleute hingegen ſie in der treffenden, markigen Behandlung und einer richtigen Zeichnung zu löſen vermeinten, ſo ſind ihre Vorzüge und Verdienſte nur einſeitige Richtungen, in Edelinck aber laufen alle die Radien dergeſtalt zu einem Mittelpunkte zuſammen, daß keine derſelben als einzelne Tugend hervorglänzt, ſondern aus Dem, was Edelinck ſchafft, die vollkommene Vereinbarung aller entgegenſtrahlt.

Blicken wir jetzt auf die andern Stecharten, ſo begegnet uns bei der Weiſe der Goldſchmiedspunze Johannes Lutma, Goldſchmied zu Amſterdam, um 1681 Außerordentliches leiſtend. Die nur erſt erfundene Schabkunſt ergreift Johann Thomas, 1610 geboren, ein Maler; und ihm folgen Wallerant Vaillant, Maler (1623—77); Johannes und Paul van Somer, Kupferſtecher, um 1670; Abraham (nach Andern Anton) Blooteling, Kupferſtecher, 1634 geboren; Gerhard Valk, 1606 geboren, ein Maler; endlich und vorzüglich Johann und Nicolaus Verkolje, Vater (1650—93) und Sohn (1673—1746), beide Maler. Von neuern Namhaften ward die Schabkunſt nicht geübt. Die le Blon'ſche Stechweiſe verbreitet zwiſchen 1737 und 1741 Johannes (nach Andern Jakob) l'Admiral, ward jedoch nur von wenig Bekannten nachgeahmt. In der Crayonmanier begegnet uns als der Namhafteſte unter den Niederländern der talentvolle Dilettant Cornelius Ploos van Amſtel, zwiſchen 1758 und 1770 in ſeiner Künſtlerblüte ſtehend. Die ſogenannte engliſche Punktirſtechart wird um 1760 durch den leydener Maler und Kupferſtecher Jakob Bylaert erfunden; doch erlangte weder in dieſer, noch in der Biſter= oder Aquatinta=Manier, und ebenſo wenig in der Farbentuſchart oder Aquarellmanier irgend ein Niederländer beſondere Berühmtheit.

Faſſen wir wiederum den Grabſtichel ins Auge, welcher, wie wir bereits wiſſen, in eines Edelinck Hand die lichteſten Strahlen warf, ſo ſehen wir, da dieſer Meiſter zeitig nach Frankreich ging und dort auch blieb (er ſtarb 1707 zu Paris), den Glanz des Grabſtichels bald mehr den Franzoſen zu Theil werden. Deshalb glänzten auch in Frankreich häufigere Muſter, und der wackere Stecher Jakob Houbraken (1698—1780) verdankt ſeine Meiſterſchaft nur franzöſiſchem Unterricht.

In der neuern Zeit hat die niederländiſche zeichnende Kunſt wieder ein regeres Leben begonnen. Beſonders vortheilhaft wirkte Antwerpen mit ſeiner trefflichen Akademie. Gent, Haag, Brüſſel blieben nicht zurück. Die Kupferſtechkunſt beſaß gegen die neueſte Zeit an Vinkeles und van Senus, beide aus Amſterdam, ausgezeichnete, jetzt aber durch den Tod entrückte Talente. Claeſſens aber und de Frey arbeiten noch mit dem Grabſtichel, während ein Trooſtwyck, van Os, Overbeck, Janſen, Chalon u. A. den Ruhm der niederländiſchen Radirungen aufrecht erhalten.

(Fortſetzung in Nr. 108.)

Sandſtürme in der Wüſte Sahara.

Die Sahara iſt die größte aller Wüſten; ſie umfaßt, mit Ausnahme von Ägypten, Nubien und der Berberei, das ganze nördliche Afrika, einen Flächenraum von 80,000 □ Meilen, iſt 600 Meilen lang und bis 200 Meilen breit. Sie bildet ein Meer von Sand, aus welchem wie im Ocean hier und da grüne Inſeln (Oaſen) ſich erheben. Die Berberei im Nordweſten von Afrika wird durch die Sahara von dem ſüdlichen Hochlande weit entſchiedener getrennt als durch das mittelländiſche Meer von Europa, denn eine Seereiſe von den gegenüberliegenden Küſten nach der Berberei iſt beiweitem gefahrloſer als der mühſelige, traurige, oft mehre Monate währende Zug einer Karavane durch dieſe furchtbare Einöde. Im Weſten wird die Wüſte unmittelbar von dem atlantiſchen Ocean begrenzt, an einigen Stellen, den ſogenannten Vorgebirgen Bojador, Mirik und andern, ſtreckt ſie ſich noch mehre Stunden weit als Sandbänke unter der Meeresfläche ſelbſt fort. Im Oſten trennt ſie ein ſich nicht ſehr hoch erhebender Felſendamm, das libyſche Gebirge, von dem fruchtbaren Nilthale. In Nordweſten geht ſie in das Steppenland Biledulgerid über, in Nordoſten aber ſcheiden ſie niedrige Felſenzüge vom Mittelmeere, da, wo die Wüſte Barka anfängt. Ihre ſüdliche Grenze iſt eigentlich an der Weſtküſte Afrikas am grünen Vorgebirge; aber im Innern erſtreckt ſie ſich noch einige Tagereiſen weit nach den Flüſſen Senegal und Niger hin. Dieſer ungeheure Flächenraum theilt ſich, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach, in zwei Theile. Der weſtliche führt den Namen Sahel, und iſt bei weitem der ödeſte. Selten ſind hier Quellen und Berge, und noch ſeltener Oaſen, der Boden iſt hier ein dünner Sandſtaub. In dem öſtlichen Theile der Wüſte dagegen iſt der Sand gröber, an vielen Strecken beſteht der Boden aus Thon und Sandſtein und iſt hart und felſig. Die Sandfläche ſelbſt iſt ohne allen Pflanzenwuchs, ſelbſt das dürftigſte Moos gedeiht nicht. Auf den Oaſen dagegen findet man Getreide, Südfrüchte, Palmen, gute Weideplätze, und ſtets friſches Waſſer. Die größten dieſer Oaſen ſind: Feſſan, mit mehren Ortſchaften und 60—70,000 Einwohnern, im nördlichen Theil der Wüſte; die große Oaſe, 13 Meilen lang, reich an Quellen, mit der Stadt el Karghe von 2000 Einwohnern, und die Oaſe Darfur, beide im öſtlichen Theil der Wüſte, und von Karavanen häufig beſucht.

Unſere Abbildung ſtellt eine ſolche Karawane vor, welche die Wüſte durchreiſt, und das Unglück hat,

Digitized by Google

von einem Sandſturme überfallen zu werden und die es verſucht, ſich noch durch eilige Flucht zu retten. Es ereignet ſich nämlich häufig, daß heftige Winde jene ungeheuern Sandmaſſen gleich Meereswogen in Bewe-

Eine Karawane, welche vor einem Sandſturme flieht.

gung ſetzen, wie unſere andere Darſtellung auf der folgenden Seite zeigt, aufwühlen und forttreiben, oder auch als thurmhohe Sandſäulen aufwirbeln. Die Leiden der Reiſenden während eines ſolchen Sandſturms ſind unbeſchreiblich. Die ganze Atmoſphäre iſt gleichſam ein großes Gewölk, welches die Strahlen der Sonne verdunkelt und ſo dicht iſt, daß die Reiſenden kaum zwei Schritte vor ſich ſehen können. Dabei ſteigt die Hitze zu einem erſtaunlich hohen Grade; Menſchen und Thiere werden von brennendem Durſt gequält. Die Pferde laſſen die Zunge weit aus dem Halſe hangen und bäumen ſich ſchnaufend. Nur das Kameel erträgt dieſe Beſchwerden und Mühſeligkeiten noch am leichteſten — mit Recht nennt es darum auch der Araber „das Schiff der Wüſte" — und bewährt auch hier ſeine Geduld und Ausdauer. Da die Sandwirbel mit beiſpielloſer Schnelligkeit ſich fortbewegen, ſo iſt es auch mit dem ſchnellſten Pferde unmöglich, ihnen zu entkommen. Erhebt ſich ein entgegengeſetzter Wind, ſo iſt die Gefahr bald vorüber, wo nicht, ſo müſſen die Reiſenden, wenn die ſchreckliche Naturerſcheinung zu lange anhält, verſchmachten oder erſticken. Im Jahre 1805 fand auf dieſe Weiſe eine Karavane von 2000 Perſonen in der Wüſte Sahara ihren Untergang. Die Reiſenden ſtoßen in dem weſtlichen Theile derſelben häufig auf Gerippe von Menſchen und Thieren, welche als grauſige Denkmäler eines ſolchen Unglücks halb im Sande liegen, wie auch im Vordergrunde unſers Bildes angedeutet iſt.

Der engliſche Reiſende Bruce, der die Wüſte Sahara in ihrer ganzen Länge durchzog, war auf dieſer Reiſe mehrmals Augenzeuge von Sandſtürmen, und beſchreibt ſie als das Furchtbarſte, was einem Reiſenden begegnen kann. Wir entnehmen aus einem ſeiner Reiſeberichte folgende ausführliche Schilderung eines Sandſturms. „Um ein Uhr — erzählt er — ließen wir uns, nachdem wir eine gute Strecke Wegs zurückgelegt, unter einigen Akazienſträuchen zu Wadi el Helbrul nieder. Ein erhabener und furchtbarer Anblick erfüllte uns hier mit Schrecken und Staunen zugleich. In der ungeheuern Ausdehnung der Wüſte von Weſten nach Nordweſten hatten ſich eine Menge rieſengroßer Sandſäulen aufgeſtellt, die in verſchiedenen Entfernungen bald mit großer Geſchwindigkeit vorwärts flogen, bald in erhabener Geſtalt mit feierlichem Schritte ſich langſam fortbewegten. Zuweilen fürchteten wir, ſie würden in wenigen Minuten uns überſchütten, und in der That wurden wir mehr als einmal von feinem Sandſtaub getroffen; bald aber zogen ſie ſich wieder zurück, ſodaß wir ihren Fuß faſt ganz aus dem Geſichte verloren, während ſie mit ihren Gipfeln bis in die Wolken drangen. Oft löſten ſich die Gipfel von den Säulen ab, die dann plötzlich in der Luft verſchwanden, zuweilen aber erſchienen ſie in der Mitte gebrochen, als wären ſie durchbohrt worden. Später, als ein heftiger Nordwind ſich erhob, begannen ſie auf einmal mit bedeutender Schnelligkeit auf uns einzudringen. Elf Sandſäulen ſtellten ſich der Reihe nach uns gegenüber auf, aber noch in einer Entfernung von 1½ Stunden; die größte unter ihnen ſchien mir 10 Fuß im Durchmeſſer zu haben. Sie zogen ſich indeß mit einem friſchen Südoſtwinde ſchnell wieder zurück, nachdem ſie mich theils mit Angſt, theils mit Bewunderung erfüllt hatten." Adamſon, der von der großen Wüſte über den Gambia ſetzte, beobachtete eine Sandſäule auf dem Fluſſe.

Digitized by Google

Sie war 18 — 20 Faden von dem Hintertheil des Schiffes entfernt, und ſchien 10 oder 12 Fuß im Umfange und gegen 250 Fuß Höhe zu haben. Sie verbreitete bis auf eine Entfernung von 100 Fuß eine empfindliche Wärme um ſich her, und ließ einen ſtarken Schwefelgeruch, nachdem ſie zerplatzt war, zurück.

Sandſtürme in der Wüſte Sahara.

Die Witterung des Jahres 1834.

(Beſchluß aus Nr. 106.)

Der Julius blieb hinter ſeinem Vorgänger nicht zurück. Am 6., 7. und 8. gab es in Franken, Heſſen und Brandenburg ſchreckliche Gewitter mit all ihren Begleitern. Bisweilen zeigten ſich dabei ſonderbare Erſcheinungen, z. B. in Kaſſel, wo der Herkules auf der Wilhelmshöhe in den Strahlen der Sonne glänzte, während der Regen auf den Straßen in Strömen herabſtürzte und der Sturmwind Schornſteine, Dächer und Bäume umriß. Bis in die fernſten Gegenden zeigten ſich dieſe auffallenden Naturerſcheinungen. Selbſt aus Amerika kamen uns Nachrichten ſolcher Art zu. So wüthete am 5. Mai in Virginien ein Wirbelwind, der alle Wolken, die ſchwarz vom Himmel herabhingen, in ſeinen umgekehrten Kegel zu verſchlingen ſchien und nun alle ihm im Wege ſtehenden Gegenſtände mit ſich fortriß. Unter allen Gewittertagen war für manche Gegenden beſonders der 26. Jul. furchtbar. Im Ausgange des Murgthals fiel ein Hagel 50 Minuten lang, ſodaß er mehre Fuß hoch das Land bedeckte, und im Rhöngebirge ein Wolkenbruch, welcher in der Breite von einer Stunde Alles mit ſich fortriß. Mühlen, Häuſer und Brücken wurden zerſtört und ungeheure Felſenſtücke wälzte das Waſſer bei Leibach in Baiern fort. Ebenſo ſchreckliches Geſchick erlitt die Stadt Plauen in Sachſen durch das Anſchwellen eines ſonſt kleinen Baches am 22. Jul. *) Am Rhein klagte man über Sonnenglut, die nichts wachſen laſſe; über Hagelwetter, welche Alles vernichteten, über Mäuſe, welche alle Saaten und ſelbſt die Kartoffeln zernagten, und ſogar über Heuſchrecken, die auch in Oſtpreußen zum Vorſchein kamen. Jener Wolkenbruch hob ſelbſt die Verbindung der Poſtſtraße von Leipzig nach Frankfurt auf, und ein Gleiches geſchah einen Monat ſpäter bei Lyon, wo am 26. Aug. ein Wolkenbruch die Eiſenbahn von St.-Etienne beſchädigte und viele ſteinerne Brücken über die Rhone mit hinwegnahm.

Schreckliche Folgen hatte dieſe große anhaltende Wärme beſonders für die Schweiz und die angrenzenden Länder, wo die geſchmolzenen und aufgelockerten Schnee- und Eismaſſen in den Thälern Graubündtens, Veltlins, Altorfs u. ſ. w. am 27. Aug. ſich nach lange ausgebliebenem Regen bei einem Gewitter auflöſten, zu Strömen wurden, den Rhein und die Reuß aus ihren Ufern drängten, die Straße über den Splügen, den Gotthardt durchbrachen und die ganze Landſchaft in einen See verwandelten. Tirol theilte dieſes Geſchick mit der Schweiz. Die prächtige Straße von Mailand über das Wormſerjoch wurde in einer großen Strecke von Grund aus zerſtört; die nach Venedig führende Puſterſtraße hatte ein gleiches Schickſal. Auch die Straße über den Simplon wurde ſehr beſchädigt. Und all dies an einem Tage, von Lyon bis Padua, in der ganzen Schweiz, in ganz Tirol und in der ganzen Lombardei! Der Seſia, der Ticino, der Serio riſſen die feſteſten Brücken und Häuſer hinweg. Dazu geſellte ſich in Padua ein Hagel, wo Stücke von 2—9 Pfund fielen und alle Dächer zertrümmerten. Zugleich ſtieg ein fürchterlicher Schwefelgeruch aus der Erde auf. In Piemont und in Savoyen war es nicht beſſer geweſen. Die Rhone ſtieg höher als je, riß Alles mit ſich fort und der Genferſee ſtieg durch ſie um mehr als 8 Fuß. Die hohen Firnen in Uri wurden gleichſam aufgeweicht und die Geſtalt derſelben verwandelte ſich. Eisfelder öffneten ihre Spalten und gaben die Todten zurück, welche darin einſt ihr Grab gefunden hatten. Auch in den Pyrenäen traten alle Bäche

*) In wenigen Augenblicken wurden 17 Häuſer niedergeriſſen und einige 50 ſehr beſchädigt; 26 Menſchen verloren ihr Leben in dem wüthenden Elemente.

über und richteten großen Schaden an. Gleichzeitig tobte ein Ungewitter bei Potschepp im ruſſiſchen Gouvernement Tſchernigoff, und von der Nordſee bis zum Harz ein ſchrecklicher Sturm. Andere Gegenden dagegen litten an entſetzlicher Dürre, z. B. Schleſien, wo es in 14 Wochen nicht regnete. Es fehlte ſo ſehr an Futter für das Vieh, daß es zum großen Theile geſchlachtet werden mußte. In mehren Gegenden Würtembergs mußte das Waſſer ſtundenweit hergeholt werden. Selbſt in Amerika trieb es der Sommer in ſolcher Art. Zu Anfang des Julius brach in Cuba ein Sturm aus, der eine Menge Plantagen verwüſtete und das Land ward weit und breit unter Waſſer geſetzt. In Neuyork ſtand das Thermometer häufig über 30 Grad; Menſchen und Thiere ſanken todt auf den Straßen nieder, und die Arbeiten der Maurer, der Zimmerleute mußten eingeſtellt werden. Erſt in der zweiten Hälfte des Octobers nahm dieſe oft noch auf 12—15 Grad ſteigende Wärme dadurch ein Ende, daß heftige Stürme aus Weſten eintraten und Gewitter herbeiführten, welche die lechzende Erde mit Regen tränkten. So gab es fünf Gewitter, welche am 24. October von allen Seiten in der Umgegend von Bremen gleichzeitig zuſammengetrieben wurden und an mehren Orten zündeten. In Emden herrſchten 10 Tage nacheinander ſolche Stürme und das Meer überſchwemmte faſt alle Straßen, während ein ſtarker Hagelſchauer fiel. Die erſte Hälfte des Novembers hatte noch viele warme, ja faſt heiße Tage; doch ſtellte ſich auch in vielen Gegenden, z. B. in Schleſien und Oſtpreußen, ſo viel Schnee ein, daß er ſelbſt den Verkehr erſchwerte. Der December zeichnete ſich gleichfalls durch eine milde Temperatur aus, welche es ſelten an einigen Tagen zu einem gelinden Froſte kommen ließ.

Durch die anhaltende Dürre geriethen ganze Wälder in Brand und Feuersbrünſte in Städten konnten nicht gelöſcht werden. Schon im Junius zeigte ſich ein Brand im dachauer Moos, einem langen Moos- und Torfgrunde zwiſchen München und Augsburg. Acht Fuß tief glühte derſelbe und das Feuer ging ſelbſt unter den Waſſergräben fort, die dem Brande Grenzen ſetzen ſollten, der mehre Stunden im Umfange einen ſtinkenden Qualm und Rauch emportrieb. Waldbrände gab es beſonders viel in Oſtpreußen, Lithauen und Liefland. Moskau verlor in zwei Bränden, am 11. Jun. und 25. Aug., an 350 Häuſer, und die durch ihre Gewehrfabrik und Stahlarbeiten bekannte Stadt Tula, von mehr als 30,000 Menſchen bewohnt, brannte am 26. Jul. in wenigen Stunden ſo ſchnell nieder, daß allein an 10 Millionen Thaler an Brillanten und Papieren verloren gingen. Am 17. Sept. brannte auch der Reſt der Stadt, 600 Häuſer, viele Fabriken und öffentliche Gebäude nieder. Eine Menge Vorräthe gingen zu Grunde; ebenſo eine große Sammlung von Urkunden aus den Zeiten der alten Zaren bis zu Peter I. Das bairiſche Städtchen Cham hatte, ſowie die betriebſame Wieneriſch-Neuſtadt am 28. Sept., gleiches Schickſal. *) Nicht minder ſchrecklich war der Brand in der ungariſchen Feſtung Munkacz geweſen, welche in der Nacht vom 27.—28. Jul. gänzlich abbrannte. Ähnliche Unfälle kamen zu Karlsburg in Siebenbürgen, zu Ödenburg in Ungarn, zu Auerbach im ſächſiſchen Voigtlande und an andern Orten vor. In gleicher Art war die Stadt Wenersborg in Schweden vernichtet. Die Stadt Goldapp im Regierungsbezirke Gumbinnen hatte am 15. October und Welau in Oſtpreußen am 16. October, Wunſiedel in Baiern am 22. October, am 20. October das uralte Opatow in Polen, ein ziemlich gleiches Geſchick. Über 10,000 Morgen brannten binnen vier Wochen an Waldung in Lief- und Kurland nieder. Ein ſolcher Waldbrand wüthete auch in den Wäldern der Goggauergebirge in Kärnten 16 Tage lang, bis er ſich andern Waldungen mittheilte, und zwei Thäler, 8 □ Meilen lang, einem Feuermeere glichen, die Sonne verfinſtert ward und hohe Feuerſäulen aus den dunkeln ſchwarzen Wolken ſtiegen. Ein heftiger Regen löſchte endlich das Feuermeer am 23. September.

Nach den karlsruher Beobachtungen von D. Otto Eiſenlohr, welche im Ganzen auch auf Sachſen paſſen, iſt ſeit 1779 das Jahr 1834 am heißeſten und trockenſten geweſen. Es hat die heißeſten und die meiſten heißen Tage gehabt; denn 1781 gab es zwar auch einmal 29 Grad, ebenſo war dies auch einmal 1783 der Fall, wie im verfloſſenen Jahre. Dagegen aber hatten die heißen Jahre 1781, 1811, 1822 nur 74, 55 und 59 heiße, über 20 Grad ſteigende Tage, während der Sommer 1834 deren 83 hatte, und während die genannten Jahre nur 90, 78, 91 Sommertage, d. h. ſolche hatten, wo das Thermometer 15 Grad mindeſtens zeigte, zählte das Jahr deren 103. Ebenſo zeichnete es ſich durch die anhaltende Trockenheit und Wärme aus.

Vulkaniſche Erſcheinungen mögen an dieſer Witterung wichtigen Antheil gehabt haben. So floſſen zu Biel in der Schweiz am 1. Jan. alle Brunnen mit einem gelblich weißen und dicken Brei über. Die Quellen überſtrömten ihr Bett. In derſelben Nacht aber, vom 31. December bis 1. Januar, fiel zu Zeitz ein 11 Pfd. ſchwerer Meteorſtein unter großem Knall zur Erde. Bei Altona verſanken fünf Eichen mit großem Gekrache während eines Sturmes am 25. Jan. in die Erde, ſodaß keine Spur blieb und die Vertiefung einen See bildete. Ein Erdfall fand bei Odeſſa ſtatt, wobei ein Landſtrich an der Küſte verſank. Im Mai hatte man ein Erdbeben im ſchwarzen Meere und eins in Spanien, alſo an beiden Enden Europas. Der Veſuv war unruhig und erhielt fünf neue Öffnungen; zwei mächtige Feuerſtröme ergoſſen ſich fortwährend. Am deutlichſten tritt der Zuſammenhang zwiſchen der vorjährigen Witterung und ihrem vulkaniſchen Urſprunge durch die Ereigniſſe des 27. Auguſts hervor; denn an demſelben Tage wüthete auch der Veſuv wie ſeit Jahren nicht; 10—15 Fuß hoch floß die Lava und begrub außer zwei Dörfern eine unabſehbare Menge Landes. Am 28. Auguſt überſchüttete ein Aſchenregen die Gegend um Neapel ſelbſt. Die Hitze ſtieg in Rom am 27. Aug., während der Veſuv ſo wüthete, auf 32 Grad. Ob ein Erdfall, der am 29. Jul. in Oberhausbergen eine Stunde von Strasburg, ein Wohnhaus verſchlang, auch zu dieſen vulkaniſchen Erſcheinungen zu rechnen ſei, wagen wir nicht zu beſtimmen. Ein heftiger Erdſtoß aber fand zu Wieliczka im October ſtatt, und zwei ſolche machten ſich zu Lemberg am 16. October bemerkbar, ſowie ſolches zu gleicher Stunde auch an vielen andern Gegenden Ungarns und Siebenbürgens geſchah. Es ſprudelte an vielen Orten Waſſer und Sand aus der geborſtenen Erde. Der Sand enthielt Schwefel und Salpeter, ſodaß er verpuffte, wenn man ihn auf Kohlen warf. Die trockenen Wieſengräben füllten ſich plötzlich mit Waſſer und die Brunnen bis zum Rande voll. Die Theiß ſtieg, nebſt andern Flüſſen, über ihre Ufer und ein Berg ſprützte Waſſerſäulen empor. Am 7. September gab es auf Jamaica ein Erdbeben. Die Inſel Ste.-Marie in Weſtindien wurde durch den

*) Siehe über den Brand von Wieneriſch-Neuſtadt das Pfennig-Magazin Nr. 86.

Digitized by Google

Ausbruch eines Vulkans faſt gänzlich zu Grunde gerichtet. Große Erderſchütterungen gab es auch im Julius in Syrien. Zehn Tage lang hielten ſie mehr oder weniger an. Das Kloſter zu Bethlehem begrub Alle, welche hierher geflohen waren, unter ſeinen Trümmern.

Noch im December ſpürte man in der Gegend von Koblenz und Neuwied eine kleine Erderſchütterung. Von den vielen Erdbeben, welche in Südamerika wütheten, ſprechen wir hier nicht, weil ſie dort zu häufig ſind, um auf unſere Atmoſphäre und deren Temperatur einen bemerkbaren Einfluß haben zu können. Dagegen dürfen wir am Schluſſe dieſes Rückblicks auf die vorjährige Witterung nicht unbemerkt laſſen, daß ſie auf den Pflanzenwuchs einen außerordentlichen Einfluß hatte. An vielen Orten ſah man Bäume zweimal blühen und zum Theil zweimal Früchte tragen. Daſſelbe geſchah beim Weinſtocke. Man konnte in mehren Weinbergen die zweite Traubenleſe zu halten hoffen und manche haben wenigſtens genießbare Trauben geliefert. In Brüſſel blühte ein Kirſchbaum ſogar zum dritten Male im Herbſte. Der Wein ſelbſt, welchen man in den Weinländern gewann, kam den beſten Jahrgängen von 1811 und 1822 gleich oder übertraf ſie noch an Menge wie an Güte. Dagegen fiel die Getreide- und Heuernte in vielen Gegenden von Rußland, Öſtreich, Preußen ſehr dürftig aus und ließ in der That Mangel befürchten, inſofern nicht alte Vorräthe oder Zufuhren aus der Ferne demſelben abhelfen konnten, und Alles zuſammengenommen berechtigt zu dem Schluſſe, daß das Jahr 1834 hinſichtlich der Witterungsverhältniſſe zu den merkwürdigſten gehört. Wäre der von Vielen in demſelben erwartete Halley'ſche Komet erſchienen, ſo würde man daraus den Schluß gezogen haben, daß er die anhaltende Trockenheit und Wärme bedingt habe. So aber iſt er noch viele Millionen Meilen und war noch viel hundert Millionen Meilen mehr im vorigen Jahre von uns entfernt. Ungleich wahrſcheinlicher iſt daher die Vermuthung, daß die Erde ſelbſt eine größere Menge Wärme in ihrem Schooße entwickelt und dies durch die genannten vulkaniſchen Erſcheinungen kund gethan hat, ſo wenig wir auch darthun können, wodurch jene Entwickelung befördert wurde.

Miscellen.

Dem engliſchen Arzte Johnſon wurde es während ſeines Aufenthalts in Indien gegen die gewöhnliche Anſicht zweifelhaft, daß Raubvögel das Aas aus weiter Ferne durch den Geruch wittern. Er bemerkte, daß viele Raubvögel von allen Himmelsgegenden auf einen Leichnam herabflogen, der im Ganges ſchwamm, zu einer Zeit, wo der nordöſtliche beſtändige Wind (Mouſſon) wehte, der Monate lang dieſelbe Richtung behält. Er wußte es ſich nicht zu erklären, wie die Ausdünſtungen eines verweſenden Körpers im Waſſer gegen den Wind ſich in die Luft erheben und das Geruchsorgan der Raubvögel reizen könnten. Nächſt dem Geier weiß der Toucan ein Aas aus der weiteſten Entfernung zu unterſcheiden. Man hielt bisher ſeinen ungeheuern Schnabel, der weit größer als der Kopf iſt, für den Sitz verlängerter Geruchsnerven und ſuchte ſich dadurch ſeine Fähigkeit zu erklären, Aas aus der Ferne zu wittern. Neuere Unterſuchungen aber haben gezeigt, daß der Schnabel ſeine eigenthümliche Einrichtung blos zu dem Zwecke hat, ihm größere Stärke zu geben. Das Auge dieſes Vogels aber iſt etwas größer als ſein ganzes Gehirn. Erfahrungen haben gezeigt, daß, wenn man Aas in einen Korb verbarg und verdeckte, ſodaß zwar der Geruch daraus aufſteigen, aber der faulende Gegenſtand ſelbſt nicht geſehen werden konnte, weder Geier noch andere Raubvögel herbeigelockt wurden; ſobald man aber den Korb aufdeckte, kamen von allen Seiten Raubvögel herab, aus welcher Richtung auch der Wind wehen mochte.

Man hat in Amerika die Erfahrung gemacht, daß gefrorene Kartoffeln verfaulen, wenn man ſie in freier Luft aufthauen läßt, aber nicht verderben und ſehr wenig von ihrem natürlichen Geruch und ihren Eigenthümlichkeiten verlieren, wenn ſie an einem dunkeln Orte aufthauen.

Ein franzöſiſcher Landwirth hat gefunden, daß junge Obſtbäume gegen die Zähne der Haſen geſchützt werden, wenn man ſie mit Fett, beſonders mit Speck reibt.

Eine franzöſiſche forſtwiſſenſchaftliche Zeitſchrift gibt folgendes Heilmittel für Ulmen an, die eine riſſige Rinde haben. In jede wunde Stelle wird ein Loch gebohrt und ein Röhrchen geſteckt, das ungefähr einen Zoll tief hineingeht. Geſunde Bäume, die man anbohrt, laſſen keine Flüſſigkeit auslaufen, wol aber kranke, und der Ausfluß nimmt bei hellem Himmel zu, wird aber bei ſtürmiſchem Wetter unterbrochen. Nach 24—48 Stunden hört der Ausfluß auf, und die wunden Stellen heilen.

Rafael's Cartons.

3. Der Tod des Ananias.

Ananias, ein reicher Mann zu Jeruſalem, verkaufte ſeine Güter und legte einen Theil des daraus gelöſten Geldes in die Hände der Apoſtel, indem er vorgab, er bringe aus reiner Liebe zum Evangelium ſeine ganze Habe zum Opfer; er verheimlichte aber den andern Theil, den er für ſich behielt. Petrus erkannte dieſes Benehmen des Ananias und machte ihm bittere Vorwürfe, wobei er ſagte: „Du haſt nicht Menſchen, ſondern Gott belogen!" Dieſe Worte aber machten einen ſolchen Eindruck auf das Gemüth des Ananias, daß er, wie es in der heiligen Schrift heißt, niederfiel und ſeinen Geiſt aufgab. Rafael ſtellte dieſe Begebenheit mit ergreifender Wahrheit dar. Wir ſehen den todten Ananias. Die ganze Lage des Entſeelten, der zurückgebogene Kopf, die unnatürliche Lage des linken Armes zeigen, daß er eines plötzlichen und gewaltſamen Todes geſtorben iſt. Man kann ſich die Darſtellung leicht erklären; Ananias war die Stufen hinaufgeſtiegen, wo Petrus und die übrigen Apoſtel ſtehen. Durch die zürnende Rede des Petrus, durch das Bewußtſein, ſeine Lüge durchſchaut zu ſehen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, war er rückwärts gefallen, und wir bemerken noch an dem Leichname die krampfhaften, aber vergeblichen Anſtrengungen, ſich aufzurichten. Die Begebenheit ereignet ſich ſo unerwartet ſchnell, daß ſie nicht einmal von allen Anweſenden bemerkt wird; denn wir ſehen die im Hintergrunde befindlichen Perſonen noch theilnahmslos beſchäftigt, während die zunächſt Stehenden auf das lebhafteſte ihre Beſtürzung zu erkennen geben. Der Abſcheu vor dieſem Anblicke drückt ſich am entſchiedenſten in der Stellung und Geberde des zur Linken dicht bei dem Leichname befindlichen Mannes aus. In halb knieender Stellung, mit weitoffenem Munde, emporgeſträubtem Haar, die Rechte weit vorgeſtreckt, kann es kein lebendigeres Bild des Entſetzens geben. Die beiden zur Rechten ſtehenden Per-

Digitized by Google

ſonen, welche ſich über den Leichnam hinbeugen, und beſonders die eine derſelben, die mit der Hand nach Petrus zeigt, ſcheinen ſagen zu wollen: „Siehe, dies iſt des Himmels Strafgericht!“

Der Tod des Ananias.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

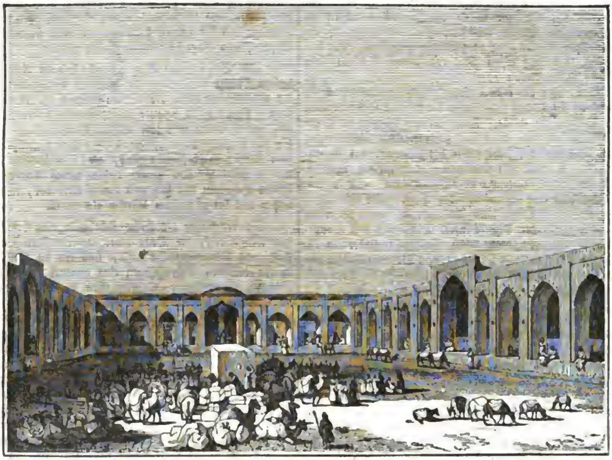
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

108.] Erſcheint jeden Sonnabend. [April 25, 1835.

Das Karavanſerai.



Unter Völkern, die zwar aus dem Zuſtande der Rohheit hervorgegangen ſind, aber noch auf einer niedern Stufe der Geſittung ſtehen und ſelten von Fremden beſucht werden, findet der Gaſt eine freundliche Aufnahme in dem Zelte oder der Hütte eines Häuptlings, und man ſtreitet ſich zuweilen um die Ehre, ihn zu bewirthen. So bei den Beduinen in Arabien, ſo bei den Indianerſtämmen in Amerika, die nicht durch den Verkehr mit den Weißen verderbt oder zur Rache gereizt worden ſind. Schreitet die Geſittung vor und wird der geſellige Verkehr lebendiger, ſo fodert das häusliche Leben ſo manche zarte und ſchonende Rückſichten, daß die Aufnahme eines Fremdlings in dieſem ſtillen Kreiſe unangenehm wird, und es werden beſondere Gebäude eingerichtet, wo man dem Gaſte alle Aufmerkſamkeit erweiſt und ihn reichlich mit allen Bedürfniſſen verſieht. Auf einer noch höhern Stufe des geſelligen Lebens gewährt die Gaſtfreiheit dem Fremden nur, was er ſich ſelber nicht verſchaffen kann, ein Obdach, und auf der höchſten Stufe endlich, wo der Arme ſelten reiſen kann und der Reiche deſto mehr reiſet, überläßt man die Fremden den Leuten, die ein Gewerbe daraus machen, ihn mit allen Bequemlichkeiten zu verſehen. Eine jener Mittelſtufen findet der reiſende Fremdling in den meiſten Ländern Aſiens, wo noch die alte Volksſitte herrſcht, und namentlich in Perſien. Es gibt hier dreierlei zur Aufnahme der Fremden beſtimmte Anſtalten, das Karavanſerai, das Khan und das Menſil. Das Karavanſerai iſt in wüſten Gegenden oder auf Straßen, die von Städten entfernt ſind, erbaut, um Reiſende zu beherbergen; das Khan dient zu demſelben Zwecke in einer Stadt, das Menſil aber iſt ein etwas unbeſtimmter Name für Herbergen, wird jedoch gewöhnlich von den Häuſern Derjenigen gebraucht, die Fremde in Örtern aufnehmen, wo es kein Khan oder kein Karavanſerai gibt. Im gewöhnlichen Leben unterſcheidet man zwar nicht ſo ſcharf zwiſchen dieſen beiden Herbergsanſtalten; man verwechſelt ſie aber nicht ſo ſehr, als man aus den Berichten mancher Reiſenden ſchließen könnte, die uns ſagen, daß die für Fremde beſtimmten öffentlichen Gebäude in der Türkei Khan, in Perſien Karavanſerai heißen. In der Türkei findet man kein eigentliches Karavanſerai, als ein für Reiſende in der Entfernung von Städten errichtetes Gebäude, in Perſien hingegen ſind ſolche Anſtalten ſehr häufig. Hier gibt es kein öffentliches Gebäude, das mit einem Karavanſerai ſich vergleichen ließe, da die Moſcheen ſich nicht durch äußere Schönheit auszeichnen, wogegen in

Digitized by Google

der Türkei die Bethäuſer oft ſehr ſchöne Gebäude ſind, während die Herbergsanſtalten ein elendes Anſehen haben.

Karavanſerai bedeutet wörtlich Karavanenhaus, da es zunächſt zur Aufnahme von Geſellſchaften, welche die Reiſenden ihrer Sicherheit wegen bilden, der Karavanen, beſtimmt iſt. Jedes Karavanſerai iſt in Perſien nach demſelben Plane erbaut, doch ſind dieſe Anſtalten ſehr verſchieden, nicht nur in den Materialien, woraus ſie beſtehen, und in der Bauart, ſondern auch darin, daß man nicht überall die verſchiedenen Anlagen findet, die zu einer vollſtändigen Herberge gehören. Wir beſchreiben zuerſt ein vollſtändiges Karavanſerai. Ein Karavanſerai der erſten Claſſe iſt für den Fremden ein Gegenſtand, der ſeine Blicke feſſelt, mag er es in ſeiner einſamen Pracht erblicken, oder als Gegenſatz der armſeligen Hütten, die es zuweilen umgeben. Ein Europäer, der zum erſten Mal ein ſolches Gebäude ſieht, glaubt einen Palaſt oder eine Feſtung, eine Burg zu erblicken, aber der erſte Eindruck wird immer ſchwächer, wenn er ſieht, daß ſich keines der innern Gebäude über die Ringmauer erhebt. Dieſe Mauer iſt ſehr hoch, gewöhnlich 20 Fuß, und hat zuweilen eine Ausdehnung von 300 Fuß auf jeder Seite des Vierecks, das ſie einſchließt. Sie iſt ſehr ſtark von Ziegeln gebaut, gewöhnlich auf einer Grundlage von Bruchſteinen, und in dem obern Theile mit Maurerarbeit verziert. Die Vorderſeite hat oft ein ſehr ſtattliches Anſehen, beſonders wenn die Einförmigkeit der Mauer nicht nur durch den Haupteingang, ſondern auch durch Niſchen unterbrochen iſt, die ſich ungefähr vier Fuß von dem Boden erheben, wie man es in einigen der vorzüglichſten Herbergen findet. Der Eingang in der Mitte der Mauer iſt ein hoch gewölbter, weiter Thorweg, über welchem ſich zuweilen Gemächer befinden, von einer prächtigen Kuppel bedeckt. Gewöhnlich iſt dieſe Eingangshalle mit Maurerarbeit und Moſaik ſchön verziert. Auf beiden Seiten des Thorweges ſind Gemächer, die in der Regel der Aufſeher der Herberge und ſeine Leute bewohnen, und einige derſelben dienen als Läden, wo diejenigen Waaren verkauft werden, die zu den gewöhnlichen Bedürfniſſen der Reiſenden gehören. Geht der Reiſende durch den Thorweg, ſo erblickt er einen Säulengang, der auf jeder Seite des innern Vierecks läuft, und einen geräumigen Freiplatz in der Mitte offen läßt. Er tritt näher, und ſieht, daß jede der durch Säulen getrennten hochgewölbten Hallen ein Gemach iſt, deſſen Fußboden ſich drei bis vier Fuß über die Grundfläche erhebt, und das von dem angrenzenden Gemach durch eine Mauer geſchieden iſt. Dieſe vorn offenen Gemächer haben einen zierlichen Eſtrich, einige auch einen Feuerplatz. Eine andere Thüre führt in eine kleinere Kammer, die gewöhnlich von länglicher Geſtalt iſt und ein Herdfeuer hat, der Thüre gegenüber, durch welche das Gemach allein Licht erhält. Längs den Mauern, gegen drei Fuß vom Boden, läuft eine Reihe von Wandſchränken, drei Zoll bis ein Fuß tief, die in allen perſiſchen Gemächern ein unumgängliches Bedürfniß ſind. Das hintere Gemach wird ſelten benutzt, ſelbſt nicht zum Nachtlager, außer im Winter oder bei ſchlechtem Wetter, oder von Frauen. Das Vordergemach wird als das Sommerzimmer gebraucht, und ein Morgenländer ſucht nicht Abgeſchiedenheit weder zum Schlafen, noch zum Eſſen oder zu Andachtsübungen. In der Mitte jeder der drei Seiten des Gebäudes, außer der Eingangsſeite, befindet ſich ein geräumigeres und höheres Gemach als die übrigen, das aber größer ſcheint, als es nach ſeiner Baueinrichtung iſt, weil man es nicht wie die andern in zwei Räume getheilt hat. Dieſe großen offenen Gemächer ſcheinen nicht einem beſtimmten Gebrauche gewidmet zu ſein. Sie werden zuweilen von Familien benutzt, zuweilen aber dienen ſie den Gäſten, um darin zu rauchen, ſich durch Geſpräche zu unterhalten oder Märchenerzählern zuzuhören. Die gewölbten Gemächer über dem Thorwege, die man in den älteſten und beſten Herbergen findet, werden als die Ehrenplätze in einem Karavanſerai betrachtet, und gewöhnlich von Vornehmen eingenommen, beſonders wenn ſie Frauen bei ſich haben. Zuweilen aber iſt dieſer Theil des Gebäudes nicht zu Wohnungen beſtimmt, ſondern wird blos zu Andachtsübungen benutzt. Dieſe Gemächer ſind mehr gegen zudringliche Beſuche geſichert, luftiger, heller und reinlicher als die untern Räume, die nicht ſelten durch Schmuz und Ungeziefer unangenehm werden.

Die Ställe eines Karavanſerai ſind in einem bedeckten Gange angebracht, der zwiſchen der Hintermauer der Gaſtzimmer und der äußern Mauer des Gebäudes liegt. Längs dieſer Mauer läuft, innerhalb der Ställe, eine andere Reihe von zellenartigen Behältniſſen, welche für die Maulthiertreiber, die Diener und diejenigen armen Reiſenden beſtimmt ſind, die ihre Thiere ſelber warten müſſen. Die Perſer ziehen jedoch den offenen innern Hofraum für ſich und ihre Thiere vor, und benutzen ihn bei günſtigem Wetter als Stall.

In der Mitte des Hofes ſieht man eine Erhöhung von Mauerwerk, die Decke eines unterirdiſchen Gemaches, das Sira Simuhn heißt, und wo die Reiſenden in den heißeſten Tagesſtunden eine angenehme Kühlung genießen. Zuweilen aber findet man an der Stelle dieſer Erhöhung die runde oder viereckige Einfaſſung eines tiefen Brunnens oder eines Behältniſſes, woraus das Karavanſerai Waſſer erhält, die einzige Bequemlichkeit, welche die Herbergen, außer dem Obdach, den Reiſenden gewähren, und die in Gegenden, wo Waſſer ſelten iſt, zuweilen mit großen Koſten gewonnen werden muß. In den Ecken des Vierecks befinden ſich Treppen, die auf das platte Dach des Gebäudes führen, wohin die Reiſenden ſich in der Abendkühle begeben. Gewöhnlich bringen ſie ihre Betten auf das Dach, um oben zu ſchlafen, wenn ſie nicht unten in den Gemächern Sachen von Werth zu bewachen haben.

Häufig findet man jedoch jene Bequemlichkeiten nicht vollſtändig in einem Karavanſerai. In einigen fehlen die Ställe, in andern laufen die Gaſtzimmer nicht längs allen Seiten des Vierecks. Viele haben keine mit einer Kuppel bedeckten Gemächer, oder überhaupt keine über dem Thorwege; viele kein Sira Simuhn, in einigen fehlen die Bogengänge des Binnenplatzes, und man ſieht blos eine Reihe von einzelnen Gemächern, vor welchen eine Bank von Stein oder Ziegeln fortläuft. Dieſe Herbergen geben, wie wir gehört haben, nichts als die nackten vier Wände, und da es oft unmöglich iſt, um irgend einen Preis Lebensmittel in der Umgegend zu erhalten, ſo müſſen ſich die Reiſenden nicht nur mit Betten und Küchengeſchirr, ſondern auch mit einigen Lebensbedürfniſſen verſehen. Zuweilen muß man ſogar Brennholz auf einer Station einkaufen, wenn man weiß, daß es auf den nächſtfolgenden nicht zu haben iſt. Für die Bequemlichkeiten, die das Karavanſerai gewährt, hat man eigentlich nichts zu bezahlen; und obgleich man von angeſehenen Reiſenden zuweilen eine kleine Erkenntlichkeit zu erwarten ſcheint, ſo wird ſie doch nicht als Vergütung für das Obdach, ſondern nur als Belohnung für die Aufmerkſamkeit und die Dienſtleiſtungen angeſehen, welche man

Digitized by Google

von den Aufſehern des Karavanſerai erhalten hat. In abgelegenen Gegenden, wo keine Mitbewerbung zu fürchten iſt, mögen die Aufſeher der Herbergen aus dem Verkaufe von Lebensbedürfniſſen guten Gewinn ziehen; was jedoch, nach dem Zeugniſſe eines neuern Reiſenden, in den Herbergen, die königliche Stiftungen ſind, keineswegs allgemein der Fall iſt, wie Andere behauptet haben. Er bemerkte nie, daß man die Bewohner eines benachbarten Dorfes abgehalten hätte, Lebensmittel im Karavanſerai zu verkaufen, oder daß ein Reiſender wäre gehindert worden, ſeine Bedürfniſſe einzuhandeln, wo er wollte.

Dieſe Herbergsanſtalten ſind ſehr alten Urſprungs. Nach Xenophon's Erzählung ließ ſchon Cyrus (500 Jahre v. Chr.) beobachten, wie weit ein Pferd in einem Tage gehen könne, und in dieſen Entfernungen Ställe anlegen, über welche er Aufſeher ſetzte. Viele dieſer Herbergen ſind von den perſiſchen Königen erbaut worden, die meiſten aber ſcheinen Stiftungen reicher Leute zu ſein, die entweder ihr Andenken verewigen oder ſich durch dieſe mildthätigen Anſtalten Gott gefällig machen wollten. Sie ſind entweder ſo gebaut, daß ſie wenig Ausbeſſerungen zu bedürfen ſchienen, oder es ſind zu dieſem Zwecke von den Stiftern Ländereien, Kaufmannsläden oder Häuſer angewieſen, oder es iſt dem Gemeingeiſt oder dem Wohlthätigkeitsſinn Anderer überlaſſen worden, die nöthigen Ausbeſſerungen vorzunehmen. Wo aber nicht auf dieſe Weiſe für die Erhaltung der Anſtalten geſorgt iſt, läßt man ſie in Verfall gerathen, weil diejenigen, welche Mittel haben, lieber ihren eignen Namen durch Erbauung eines neuen Karavanſerai verewigen, als den Reiſenden durch die Wiederherſtellung alter nützen wollen. Sind ſie feſt gebaut, ſo dauern ſie lange ohne ſichtbaren Verfall, und behalten unter dem reinen und trockenen Himmel Perſiens Jahrhunderte lang das friſche Anſehen neuer Gebäude.

Wunderbare Lebensrettung.

Unſere Leſer ſind bereits durch die in Nr. 35 und 45 gegebenen Abbildungen und Schilderungen des Veſuvs mit der innern und äußern Beſchaffenheit deſſelben bekannt geworden, ſodaß wir ohne weitere Einleitung folgende Begebenheit mittheilen können, die ſich bei dem letzten Ausbruche deſſelben im Auguſt 1834 ereignete.

Schon ſeit mehren Tagen waren furchtbare Rauch- und Flammenſäulen aus dem Krater emporgeſtiegen. Der aus demſelben hervorragende Hügel war in den glühenden Abgrund geſunken. Der öſtliche Theil des Berges öffnete ſich an mehren Stellen, und aus allen dieſen Spalten ergoſſen ſich Lavaſtröme. Mit lautem Jammergeſchrei flohen die Menſchen aus ihren Wohnungen vor dem Alles zerſtörenden Feuerſtrome, nur mit der geringen Habe beſchwert, welche die ſchnelle Flucht mitzunehmen erlaubte. Eine Viertelmeile breit ergoß ſich die glühende Lava, oft zu einer Höhe von 10—15 Ellen emporſteigend. Schon waren viele der herrlichſten Beſitzungen, der ſchöne Palaſt des Fürſten Ottojano, der fruchtbarſte Theil der Gegend von Nappi, Caprari, Mauro S.-Giovanni und viele andere blühende Ortſchaften verwüſtet. Aus einem Hauſe, von welchem der Lavaſtrom nur noch wenige Schritte entfernt war, ſtürzte mit lautem Jammer eine unglückliche Familie, Vater, Mutter, Kinder, nur das Nothdürftigſte mit ſich nehmend. Schon hat die Lava die Mauern des Hauſes erreicht, die aber ſo feſt ſind, daß der mächtige Strom ſich gabelförmig theilt; aber nun hat er das Haus beinahe umzingelt — da bemerkt die unglückliche Mutter, daß ihre Tochter fehlt. Nur ein kleiner Raum iſt noch zwiſchen den beiden Rieſenarmen des Stromes offen. Da tritt das Kind aus dem Hauſe, begleitet von dem treuen Hofhunde, den es mit Anſtrengung hinter ſich her, dem einzigen ſchmalen Ausgange zuſchleppt. Schon glauben die Ältern ihr Kind gerettet, da ſchließt ſich plötzlich der Lavaſtrom zuſammen und nun bildet das Haus eine Inſel im Feuermeere, auf welcher das Kind mit dem Hunde, von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, ſteht, dem gewiſſen Untergange preisgegeben. Der Hund, heulend und winſelnd, verſucht den rettenden Sprung, aber kaum iſt er gewagt und die glühenden Wellen haben ihn ergriffen und, ſein Gebein aufziſchend, zerſtört. Jeder Verſuch der unglücklichen Ältern, ihr Kind zu retten, iſt vergebens, die Lava ſtrömt breiter und breiter, und in jedem Augenblicke erwartet man, daß die kleine Inſel verſchwinden und von der Lava überflutet wird. Aber nein; auch hier ſollte der Menſch erkennen, daß da, wo alle Menſchenhülfe aufhört und nichts vermag, der Beiſtand Gottes anhebt. Unwiderſtehlich floß noch die Lava mehre Tage und Nächte, und immer gewahrten die Ältern ihr jammerndes Kind. Da, am 29. Auguſt Abends, ſtockte plötzlich der Strom, und alle Anzeichen verkündigten, daß der ſchreckliche Ausbruch für diesmal aufgehört hatte. Nach einigen Stunden hört das Ziſchen des Lavaſtroms auf, eine ſchwarze Kruſte legt ſich darüber hin, und die Hoffnung, das Kind zu retten, erwacht in der Ältern Seelen. Noch immer aber war ein ſolcher Verſuch ein gefährliches Unternehmen; allein der Vater entſchließt ſich dazu. An einer Stelle, wo die Lava nur 10 Fuß breit iſt, wagt er den Übergang, und wirklich, die ſchreckliche Brücke trägt. Mit unbeſchreiblicher Wonne ſchließt er die vor Hunger und Angſt halb ohnmächtige Kleine in ſeine Arme und bringt der nun überglücklichen Mutter ihr ſchon verloren geglaubtes Kind zurück.

Der Argoloſtorch oder Adjutant (Ciconia Marabu).

Manche unſerer Leſerinnen, welcher die herrlichen Marabufedern nicht unbekannt ſind, hat ſich wol auch ein Bild von dem Vogel gemacht, der ſolchen koſtbaren Schmuck trüge, und das Bild entſprach gewiß jener Federpracht, ſie wird daher erſchrecken, wenn ſie die ziemlich häßliche Geſtalt, den dicken Schnabel, kahlen Hals mit ſeinem großen hängenden Kropf, überhaupt den plumpen Körper des hier dargeſtellten Vogels betrachtet, und wir ihr ſagen: von ihm kommen die Marabufedern! Er iſt ein naher Verwandter unſers Storches, hat aber beiweitem deſſen Anſtand nicht; am Bauche iſt er weiß, auf Rücken und Flügeln ſchillernd ſchiefergrau; weiß ſind auch die ſeidenweichen Marabufedern, welche am Hintertheile herum ſitzen, ſeltener findet man ſie graulich oder bräunlich. Die Höhe des ganzen Vogels beträgt fünf bis ſechs Fuß. Der Adjutant iſt in ganz Indien einheimiſch, beſonders aber an den Mündungen der bengaliſchen Flüſſe und auf den Inſeln Java und Sumatra. Dort wird er von den Eingeborenen hoch in Ehren gehalten, und einen zu tödten, wird ſtreng beſtraft. Furchtlos gehen ganze Heerden zur Winterszeit in den Straßen ſelbſt der Städte und auf den Dächern der Häuſer herum, oft den Einwohnern läſtig und gefähr-

Digitized by Google

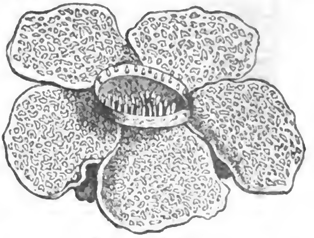
lich, da ſie, wenn man ſie reizt oder ihnen einen Fraß nehmen will, mit ihrem ſtarken Schnabel derbe Hiebe austheilen. Sie ſind ſehr gefräßig, was in jenen Gegenden freilich eine Wohlthat für die Bewohner wird.

Der Argoloſtorch oder Adjutant.

Dieſe Vögel ſorgen nämlich dafür, daß nichts auf den Straßen, kein todtes Vieh und anderer Unrath, liegen bleibt, was in jenen Ländern ſtets ohne Weiteres auf die Straße geworfen wird, für deren Reinigung nur dieſe und andere Thiere Sorge tragen. Auch verſchlingen ſie lebende Schlangen, Eidechſen, kleinere Vögel und dergl., und Stücke Fleiſch von 5—6 Pfund ſind nicht zu große Biſſen. So fand man in dem Kropf eines ſolchen Vogels eine 10 Zoll lange Schildkröte und einen ſchwarzen Kater noch unverdaut. Die Knochen gibt das Thier von Zeit zu Zeit durch Ausſpeien von ſich, gleich den Raubvögeln. Auch iſt ſein Magen ſo muskulös als bei dieſen und reich an Drüſen, daher denn die Verdauung ſchnell vor ſich geht. Die Adjutanten ziehen in der heißen Jahreszeit in höhere, kältere Gegenden; auch täglich gegen Mittag erheben ſie ſich ſchaarenweiſe in die Luft, nach den kühlern Gebirgen ziehend. Sie ruhen, entweder wie eine Gans aufliegend, oder ſtehend, den Schwanz ganz ſenkend, daß er zum Theil die Beine bedeckt, den Kopf aber hochtragend, den Schnabel auf die Bruſt neigend. Sie geben einen brüllenden Ton von ſich. Um die ſchönen und koſtbaren Federn zu gewinnen, ziehen die Landleute dieſe Vögel in großer Anzahl auf, ſie werden dann ſehr zahm, bleiben aber immer gefährlich.

Die Rieſenblume Raffleſia (Rafflesia Arnoldi).

Dieſe merkwürdige Pflanze wurde von dem engliſchen Naturforſcher Arnold auf der Inſel Java entdeckt. „Am Mannafluß", ſchrieb er an einen Freund in Europa, „habe ich eine Blume gefunden, welche ich für das größte Wunder der Pflanzenwelt halte. Die Blume ſtand unter Gebüſch dicht auf dem Boden; ſie entſproß aus einer kleinen, etwa zwei Finger dicken, horizontalen Wurzel. Die ganze Blume iſt von ſehr dicker Subſtanz; die Blumenblätter und das Honiggefäß ſind an einigen Stellen ¼ Zoll, und an manchen ¾ Zoll dick; die Subſtanz iſt ſehr ſaftig. Viele Fliegen ſchwärmten um die Mündung des Honiggefäßes und ſchienen ihre Eier hineinzulegen. Der Geruch iſt wie von verdorbenem Rindfleiſch; der Kelch beſteht aus mehren rundlichen, dunkelbraunen, hohlgebogenen Blättern, ungleich in Größe, und wie es ſcheint, unbeſtimmt in der Zahl. Am Honiggefäß ſtehen fünf Blumenblätter, welche ſtark und mit gelblichweißen Warzen von verſchiedener Größe bedeckt ſind; die Zwiſchenräume ſind ziegelroth. Das Honiggefäß iſt becherförmig und wird enger nach oben. In der Mitte deſſelben erhebt ſich ein großes Piſtill (Griffel), oben darauf ſind etwa 20, ein wenig gebogene und zugeſchärfte Fortſätze, die wie Kuhhörner ausſehen, und es ſind noch ebenſo viel kleinere, ſehr kurze Fortſätze zu ſehen. Etwas tiefer als die Hälfte des Honiggefäßes umgibt eine ganz glatte braune Schnur Das, was vielleicht der Fruchtknoten iſt; und etwas weiter unten iſt eine andere, beinahe roſenkranzfömige Schnur." Das Erſtaunungswürdigſte aber an der Blume iſt ihre Größe. Sie mißt quer drei Fuß; die rundlichen Blumenblätter ſind vom Grunde zur Spitze 12 Zoll lang, und die Entfernung der Anheftung zweier gegenüberſtehenden Blumenblätter beträgt ein Fuß. Das Honiggefäß kann 12 Nößel faſſen, und das Gewicht der ganzen Blume berechnete Arnold auf 15 Pfund.



Die Raffleſia.

Arnold hatte nicht Zeit, die Blume auf der Stelle genauer zu unterſuchen, und ſetzte ſie daher in Branntwein, nebſt zwei großen Blumenknospen, die man an derſelben Wurzel gefunden hatte; jede Knospe war zwei Fauſt groß. An dieſer Pflanze waren weder Blätter noch Äſte; wahrſcheinlich kommen die Stengel, welche Blätter tragen, zu einer andern Jahreszeit hervor. Der Boden, wo dieſe Pflanze wuchs, war ſehr gut und mit Elefantenmiſt bedeckt. Die Bewohner der Gegend ſagten, dieſe Blume ſei ſelten und heiße Krubul.

Warſchau.

Anſicht der Alexanderkirche.

Warſchau, die Hauptſtadt der Woiwodſchaft Maſovien und zugleich des Königreichs Polen, iſt in neuerer Zeit zu einer der ſchönſten Städte Europas geworden. Sie iſt der Sitz des katholiſchen Erzbiſchofs, der ſeit 1818 den Titel eines Primas des Reiches führt, des

Digitized by Google

Statthalters und aller höhern Behörden des mit Rußland vereinigten Königreichs Polen. Mitten in einer weiten, ſandigen Ebene am linken Ufer der Weichſel, und mit ihrer Vorſtadt Praga auf das rechte Ufer hinüberreichend, nimmt ſie einen Umfang von drei Meilen ein, Plätze, Gärten und Felder eingeſchloſſen. Sie zählt 300 Straßen, gegen 5000 Häuſer und hatte 1828 gegen 150,000 Einw., die Beſatzung und 30,500 Juden mitgerechnet. Ihr Wohlſtand, ihre aufblühende Gewerbſamkeit und ihre Bevölkerung ſind durch die letzte polniſche Revolution ſehr geſchmälert worden. Im September 1831, als die Ruſſen die Stadt wieder eroberten, zählte ſie nur 113,000 Einw., im Jahre 1832 jedoch ſchon wieder 121,868, ohne die Beſatzung. Eine der ſchönſten Zierden der Stadt iſt die neue Alexanderkirche, welche unſere Abbildung darſtellt, und die den erſten Rang behauptet nach der Domkirche, die mit dem Schloſſe in Verbindung ſteht, der großen Dominikanerkirche, der doppelten heiligen Kreuzkirche und endlich der ſchönen lutheriſchen Kirche.

Die Alexanderkirche in Warſchau.

Die Neuſtadt und die ehemaligen Vorſtädte von Warſchau mit ihren ſchnurgraden, breiten, gutgepflaſterten Straßen und großen Plätzen bilden eine durchaus ſchöne Stadt. Praga auf dem rechten Weichſelufer iſt mit ihr jetzt durch eine neue, ſtehende Brücke, ſtatt der alten Schiffbrücke verbunden. Dieſer Theil von Warſchau hat anſehnliche Feſtungswerke, indeß die Wälle der Stadt in neueſter Zeit abgetragen wurden, aber durch eine ſtarke Citadelle erſetzt werden. Im Innern der Stadt ſieht man, nach oſteuropäiſcher Art, ſtolze und prachtvolle Paläſte häufig mit den Hütten der Armuth wechſeln, ſowie ſich hier überhaupt Bilder des Luxus, die faſt an Aſien erinnern, mit Gemälden der tiefſten Entblößung verbinden. Vollkommen ſchöne Straßen, wie die Krakowskie, die Miodowa (Honigſtraße), die Dluga (lange Straße), Nowyswiat (neue Welt), die Electorska (Kurfürſtenſtraße), Krolewska (Königſtraße), Leszno (die Marſchallſtraße), die ſchönen Plätze von Marieville, der drei Kreuzplatz, der Sigismundplatz, der altſtädter, der ſächſiſche Platz, das Marsfeld, wechſeln mit ärmlichen, ſchmuzigen und krummen Gaſſen. Prachtvoll erſcheinen die königlichen Paläſte, Zamek Krolski, das ſchöne Luſtſchloß von Lazienki in der Neuen Welt, mit ſeinen reizenden Gärten, ſeinen großen Waſſerkünſten und der Reiterſtatue des Königs Sobieski, der ehemalige Kraſinski'ſche, jetzt der Regierungspalaſt, das vorzüglichſte Prachtgebäude Warſchaus; der ſächſiſche Palaſt mit ſeinen öffentlichen Gärten, das große Rathhaus, der Statthalterpalaſt, das Hôtel des Miniſteriums des Innern, das der Finanzen und die Münze, das königliche Luſtſchloß Belvedere mit einem reizenden engliſchen Garten und als des Großfürſten Konſtantin Reſidenz berühmt; das Gebäude der Akademie der Wiſſenſchaften und viele andere. Man zählt in Warſchau außerdem 150 große Privatpaläſte, unter welchen die von Zamoiski, Chodkiewicz, Pac, Oſtrowski, Potocki, Bielinski und Czartoryiski miteinander um den Vorrang ſtreiten. Außer ihnen ſind auch das Zeughaus, die Caſernen, das Stadthoſpital und das große Militairhoſpital ſehenswerthe Gebäude. Warſchau iſt weitläufig und für ſeine Bevölkerung nach einem zu großen Plan erbaut. Man vermißt daher hier das Gewühl auf den Straßen, welches andere Städte auszeichnet und was in dem Gemälde einer Hauptſtadt einen weſentlichen Zug bildet. Nur zur Zeit ſeiner zwei Meſſen zeigt ſich Warſchau als der Hauptſitz des polniſchen Binnenhandels und des Gewerbfleißes. Man zählt hier 7000 Kaufleute und Gewerbtreibende, fünf Banken und 50

Digitized by Google

große Handelshäuſer. Ebenſo bedeutend iſt die Stadt als Sitz der Wiſſenſchaften, der Gelehrſamkeit und mehrer Bildungsanſtalten. Mit den höhern Wiſſenſchaften beſchäftigen ſich die königliche Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaft, mit einer koſtbaren Sammlung von Kupferſtichen, einem Münz- und Naturaliencabinet und einer Bibliothek; die mediciniſche, die ökonomiſche, die phyſikaliſche Geſellſchaft u. ſ. w. Alles, was Polen Großes und Schönes enthält, ſammelt ſich in und um Warſchau. Hier öffnen ſich der Schauluſt Kunſtausſtellungen und drei Theater, worunter ein franzöſiſches; Bälle und Concerte beleben den Winter, und dieſe und große Schlittenfahrten geben den Reichen des Landes Gelegenheit, ihrer Prachtliebe zu fröhnen. Hier prangen während des Sommers in den Alleen von Ujazdow die ſchönſten Wagen und die Wege nach Bielang bedecken ſich mit Schauſtellungen der Mode, während die Inſel Kepa-Saska mit ihren ſchönen Gärten, Mariemont, mit ökonomiſchen Inſtituten und Schloß Willanow, von Sobieski gegründet, zahlreiche Beſucher anziehen.

Die Kupferſtechkunſt.

8. Die franzöſiſche Schule.

(Fortſetzung aus Nr. 107.)

Wenn wir die Meinung ausſprechen: die Franzoſen beſitzen keinen ausgebildeten, ſelbſtändigen Kunſtcharakter, ſo berechtigt dazu einestheils die Neigung derſelben, jede äußere Anregung gern willkommen zu heißen und ihre Ergebniſſe ſich anzueignen, anderntheils ihr leicht über jede Tiefe dahingleitender Sinn, ſowie ihr mit Unbeſorgtheit um Das, was zwiſchenliegt, einzig nur auf das erſehnte Ziel ſich richtender Blick.

Was die Kupferſtechkunſt betrifft, ſo nahmen auch in Bezug auf ſie die Franzoſen, die eine mühſame Entwickelung aus ſich heraus ſcheuen, willig die Stellung ein, welche ihnen im Lauf des 16. Jahrh. von ausländiſchen Malern angewieſen ward. Die Aufgabe dieſer Maler beſtand in der Ausſchmückung hauptſächlich des königl. Luſtſchloſſes Fontainebleau, das Geſchäft der Kupferſtecher hingegen, oder vielmehr Radirkünſtler — denn Alle radirten — wurde die Verbreitung der Werke jener Coloriſten mittels des Stichs. Da nur die Namen der wenigſten dieſer Kupferſtecher bekannt ſind, ſo begreift man ſie zuſammen unter der Benennung: die Schule von Fontainebleau (l'école de Fontainebleau) und ordnet ihre Blätter nach den Malern, nach welchen ſie arbeiteten. Doch war es in demſelben Jahrhunderte Stephan de Laune (auch Laulne oder Losne geſchrieben), zuweilen blos Karl Stephanus genannt (1518—95), ein Goldſchmied, welcher mit Talent einen Michel Angelo und Rafael copirte, während er ſich durch kleine Arbeiten auch den petits-maitres zugeſellte.

Bei der eben bezeichneten Lage der Dinge nun, und von dem Wunſche beſeelt, hinter andern Nationen nicht zurückzubleiben, ſuchten die Franzoſen in dem Beſondern ihre Vorzüge. So Claudius Melan (1594 oder 1601—88) und Jakob Callot (1593—1635), dieſer mit einer Phantaſie begabt, die jede Schranke zerbrach, und mit einem Vortrage, der nur durch eine beiſpielloſe Keckheit ſeine große Wirkung erreichte. Und wie Callot der erſte namhafte Franzoſe iſt, welcher auf maleriſche Weiſe mit der Radirnadel den Grabſtichel verbindet, ſo folgen ihm nach die Maler Claudius Gelée, genannt Lorrain (1600—82); Johannes Morin, geb. 1612; Nicolaus de la Plate-Montaigne, geſt. 1706, und Johann Alix, ein Zeitgenoſſe des de la Plate-Montaigne.

Eine neue Epoche der franzöſiſchen Kupferſtecherei verkündigen die trefflichen Stecher: Franz de Poilly (1622—93), mit beſonderm Fleiße die Zeichnung ausbildend; Robert Nanteuil (1630—78), zugleich Maler; Peter van Schuppen (1623—1702); Stephan Baudet, Nanteuil's Schüler (1598—1671); Sebaſtian le Clerc (1637—1714); endlich und vorzüglich: Anton Maſſon (1636—1700), berühmt als Derjenige, welcher durch die Abſtufungen ſeiner Striche zwiſchen Hell und Dunkel, Saftig und Matt auf das Glücklichſte die Farbengebung des Gemäldes nachahmte.

Die neue Epoche der franzöſiſchen Kupferſtechkunſt bildet Gerhard Edelinck (1640—1707). Er iſt Derjenige, welcher de Poilly's formende und Maſſon's malende kupferſtecheriſche Richtung in ſich aufnahm und beide, mit eigner Hinzufügung der techniſch ausführenden, wieder zurückgab. Ihn aber unterſtützte der Stecher Gerhard Audran (1640—1703), zugleich als der erſte bedeutende Künſtler jene Stechweiſe handhabend, die das Geätzte mit dem Grabſtichel beendigt. Dieſem ſchließt ſich würdig an Nicolaus Dorigny (1657—1746). Lange Zeit ſtudirte dieſer in Italien, verweilte ſodann in England, und zurückgekehrt nach Frankreich, beſchenkte er die vaterländiſche Schule mit Rafael'ſchen Muſtern und dem ausgebildetſten Grabſtichel. Auch er ätzte und beendigte mit dem Grabſtichel.

Bernhard Picart (1663—1733) verpflanzt die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutſchland erfundene Schabkunſt nach Frankreich; doch haben in dieſer Stechweiſe, ſowie auch in dem engliſchen Punktenſtich, die Franzoſen nur wenige und unbedeutende Meiſter aufzuzeigen. Um 1735 kommt den Franzoſen durch Chriſtoph le Blon, einen Maler (1670—1741), die ſogenannte le Blon'ſche Stechweiſe mit bunten Farben zu. Ausgezeichnet ſind in dieſer Manier noch Johann Fabian Gautier (1717—86), und Eduard Gautier-Dagoty, Sohn des Vorigen (1745—83). Um die Ehre, die Erfindung der Crayon- oder ſogenannten franzöſiſchen Manier gemacht zu haben, ſtritten Magny, ein Feldmeſſer, Desmarteaux, Kupferſtecher, und François, ebenfalls Kupferſtecher, welche Alle dieſelbe 1756 gemacht haben wollten. Jedoch dürfte Johann Karl François (1717—69) als der eigentliche Erfinder anzuſehen ſein, während Ägidius Desmarteaux (1722—76) die neue Weiſe nur vervollkommnete. Noch nennen wir zu dieſer Stechart Bonnet, Baſſet und Bichard. Peter Franz Charpentier erfand 1762 die Farbentuſch- oder Aquarellmanier, und es haben dieſelbe mit Auszeichnung geübt Janinet und Descourtis, ſowie Karl Benazech. Noch erfinden nach 1760 die Franzoſen die Biſter- oder Aquatinta-Manier, auch, nach ihrem muthmaßlichen Erfinder, die le Prince'ſche genannt; wiewol es nicht völlig gewiß iſt, ob dem Johann Baptiſt le Prince (1733—81), eigentlich Maler, oder deſſen Freunde, dem Abbé Saint-Non, einem geſchickten Dilettanten, jene Ehre gebührt. Auch laſſen wir nicht unerwähnt, daß die Franzoſen Kupferſtiche lieferten, welche ohne Pinſel und ohne Farben illuminirt waren, durch einen chemiſchen Proceß bewerkſtelligt wurden und den Namen der Kupferſtiche mit chimäriſchen Farben führten.

Aber mit dem Grabſtichel üben im 18. Jahrhunderte die Kunſt auf löbliche Weiſe Peter Drevet, der Vater (1674—1749), und Peter Drevet, der Sohn (1707—49), ſowie Claudius Drevet, der Vorigen

Digitized by Google

Vetter und Schüler; vorzüglich aber Jakob Philipp le Bas (1708—82), zugleich ausgezeichnet in Führung der Nadel.

Große Platten arbeitete um dieſe Zeit blos mit der trockenen Nadel der geſchickte Dilettant, auch Kunſtſchriftſteller, Claudius Heinrich Watelet (1718—86).

Auch haben wir als achtungswerthe Künſtler mit dem Grabſtichel aufzuführen: Stephan Ficquet (1731—60); Peter Savart, 1750 geboren; endlich Johann Baptiſt Grateloup, einen Dilettanten, geb. 1735.

Im Jahre 1736 kommen den Franzoſen zwei Deutſche zu, Johann Georg Wille und Georg Friedrich Schmidt, deren Erſterer dieſelben mit einer bei aller Vollendung dennoch ſtreng an der Regel haltenden Technik beſchenkt, Letzterer ihnen neben dem Hinarbeiten auf Effect der Malerei, Geiſt und Gemüth für ſeelenvolle Bilder einhaucht. Während Schmidt in ſein Vaterland zurückging, verblieb Wille den Franzoſen; er ſtarb zu Paris 1808. Karl Clemens Bervic, Wille's Schüler, geb. 1756, pflanzt Wille's Lehre, ſowie Schmidt's Geiſt und Gemüth, mit reichem Gewinn unter den Franzoſen fort, und ihn unterſtützen die wackern Stecher Moritz Blot und Peter Audouin, vornehmlich aber der mit höchſt reinem Grabſtichel Antiken nachbildende, jedoch auch den Rafael copirende Urban Maſſard; unter den Radirkünſtlern hingegen Jakob Bouillard und Johann Jakob de Boiſſieux.

Eine kräftige Stütze der franzöſiſchen Kupferſtecherſchule erblicken wir jetzt in Auguſtin Boucher-Desnoyers, einem der vortrefflichſten Grabſtichelführer, geſchickteſten Zeichner und geiſtreichſten Darſteller unſerer Zeit. Desnoyers hat wenn auch kein Atelier eröffnet und durch directe Unterweiſung genützt, dennoch durch die hohe Achtung und Aufmerkſamkeit, welche man Allem zollte, was er that, bei nicht Wenigen eine edle Kunſtrichtung begründet, und ſolchergeſtalt für die Kupferſtechkunſt ſeines Vaterlandes Erhebliches gethan. Achtungswerth eifern ihm nach Künſtler, wie ſie die neuern und neueſten Tage und die vornehmſten der Stechweiſen aufzählen in einem Girodet, Lignon, Dien, Morel, Richomme, Gudin, Mercury, Jazet, de Chatillon und Andere.

(Fortſetzung in Nr. 109.)

Beiträge zur Völkerkunde.

1.

In dem ſüdamerikaniſchen Staate Chile gibt es ſo viele Pferde, daß die niedern Volksclaſſen in ihrer Lebensweiſe ganz den Beduinen in Arabien gleichen. Selbſt der Ärmſte hat ſein Pferd, und ſelten geht Jemand auch nur einen kurzen Weg zu Fuß. Ihre Beine ſind von ſtetem Reiten gekrümmt. Immer zu Pferde, achten die Bewohner eine Reiſe von 40—60 Meilen für nichts. Statt des Sattels haben ſie verſchieden gefärbte Schaffelle, die auf den Rücken des Pferdes übereinander gelegt werden und einen breiten weichen Sitz bilden. Die Steigbügel ſind gewöhnlich von Holz, mit Schnitzwerk verziert, aber ſehr plump. Die Öffnung iſt grade ſo groß, daß nur die Zehe Raum darin hat. Die Reiter halten viel auf große Sporen und das Rädchen hat zuweilen beinahe zwei Zoll im Durchmeſſer. Ebenfalls hat ein jeder eine Schlinge (Laſſo), die aus einem ſchmalen Streif Rindsleder beſteht. Das eine Ende derſelben wird an den Sattel befeſtigt, das andere wird, wenn ſie gebraucht werden ſoll, um die linke Hand gewickelt, während die Rechte die Schlinge hält. Soll ſie geworfen werden, ſo wird ſie zwei- bis dreimal um den Kopf geſchwungen und dann fortgeſchleudert. Sehr ſelten verfehlen ſie ihr Ziel; ſie ſind ſo geſchickt in dem Gebrauche dieſer furchtbaren Waffe, daß ſie damit einem laufenden Thiere die Beine umſchlingen. Wenn die noch unabhängigen Indianer ihre Feinde angreifen und auf Plünderungen ausziehen, werfen ſie ihrem Gegner die Schlinge über, ſprengen dann in vollem Laufe davon und ſchleppen den Unglücklichen über die rauhen Bergpfade, bis er den Geiſt aufgegeben hat. Dieſe Schlingen ſind auch bei andern ſüdamerikaniſchen Völkern gebräuchlich, beſonders bei den Bewohnern der Pampasebenen, welchen ſie zum Einfangen des verwilderten Rindviehes und wilder Pferde dienen.

2.

Der Fluß bei der Stadt Canton in China iſt mit Böten von verſchiedener Größe bedeckt, in welchen die Eigenthümer, die zur ärmern Volksclaſſe gehören, ihre beſtändige Wohnung haben. Tauſende werden in dieſen Böten geboren, und ſterben darin, ohne mit den Landbewohnern andern Verkehr zu haben, als ihre Bedürfniſſe fodern. Der hintere Theil dieſer Fahrzeuge iſt mit Bambusmatten bedeckt, die ſo waſſerdicht ſind, daß ſie den Regen abhalten und lang genug, um die Bewohner des Bootes nicht den Blicken der Uferbewohner auszuſetzen. Dieſe Leute, die auf einen ſo kleinen Raum beſchränkt ſind und gewöhnlich nur kauern, ſind meiſt ſehr linkiſch, wenn ſie ihre Beine gebrauchen. Die Kinder werden im Schwimmen unterrichtet, ſo früh es nur thunlich, bis zu dieſer Zeit aber wird ihnen eine Calebaſſe um den Hals gehängt, damit ſie nicht unterſinken, wenn ſie zufällig in das Waſſer fallen.

3.

Das Schwitzbad (Temiscal) in Kalifornien iſt aus Lehm gebaut, kreisförmig und von 15—20 Fuß im Durchmeſſer. Der Boden iſt vier bis fünf Fuß tiefer als die Oberfläche der Erde. Außer der Eingangsöffnung, die ſehr ſchmal iſt, um die äußere Luft ſo viel als möglich abzuhalten, hat das Bad noch eine andere Öffnung in der Decke, um dem Rauche des in der Mitte brennenden Feuers einen Ausgang zu gewähren. Die Indianer liegen um jenes Feuer, mit den Füßen gegen die Flamme, und in dicke wollene Tücher gewickelt, bis ſie mit Schweiß bedeckt ſind. Dann verlaſſen ſie das Bad und ſtürzen ſich in kaltes Waſſer. Gewöhnlich werden dieſe Bäder in der Nähe eines fließenden Waſſers angelegt.

4.

In China gilt Wohlbeleibtheit für eine Schönheit bei Männern, aber bei Frauen für eine Unzierde. Die Frauen haben gewöhnlich hochgewölbte Augenbrauen, was ebenſo ſehr Wirkung der Kunſt als Gabe der Natur iſt, ſehr ausdrucksloſe Geſichter und unter den vornehmern Claſſen ungemein kleine Füße, weil dieſelben von Kindheit an in enge hölzerne Schuhe gepreßt werden. Nach der Erzählung der chineſiſchen Geſchichtſchreiber verbanden ſich vor mehren Jahrhunderten viele Weiber zu einem Aufſtande und ſuchten die Regierung zu ſtürzen. Seitdem wurde, um ähnliche Ereigniſſe zu verhüten, der Gebrauch hölzerner Schuhe für junge Mädchen eingeführt, die ihre Füße ſo ſehr zuſammenpreſſen, daß ſie nicht ohne heftigen Schmerz gehen kön-

Digitized by Google

nen. Dieſe Sitte iſt jetzt ſo allgemein geworden, daß man einen unnatürlich kleinen Fuß für den größten Reiz einer Chineſin hält.

Mörtel aus Algier.

Seit der Beſetzung Algiers durch die Franzoſen iſt man mit einem Mörtel bekannt geworden, der dort ſeit langer Zeit ſchon allgemein im Gebrauch war und der allen Einflüſſen der rauheſten und ungeſtümſten Witterung noch beſſer als ſelbſt Marmor widerſteht. Dieſer Mörtel beſteht aus zwei Theilen Holzaſche, drei Theilen Thon und einem Theile Sand, nebſt einer Quantität Öl. Bei den Mauren heißt er Fabbi.

Die Verlobung auf dem Lande.

Der franzöſiſche Maler Jean Baptiſte Greuze, von dem wir hier eins ſeiner vorzüglichſten Gemälde mittheilen, war zu Tournus 1726 geboren. Noch ſehr jung ging er nach Paris, wo er mehr durch eigne Anſtrengung als durch Anleitung ſeines Lehrers ſich auszubilden bemühte. Da ſeine Arbeiten bald Aufmerkſamkeit erregten, ſo erhielt er bedeutende Beſtellungen, was ihn 1755 in den Stand ſetzte, nachdem er bereits Mitglied der Akademie geworden, zu ſeiner weitern Ausbildung nach Italien zu gehen. Nach ſeiner Rückkehr lieferte er eine beträchtliche Anzahl von Öl- und Paſtellgemälden, welche größtentheils Familienſcenen und Begebenheiten der franzöſiſchen Geſchichte darſtellen, und ihres gefälligen Charakters wegen ſowol viele Bewunderer als Nachahmer fanden. Greuze arbeitete mit großem Fleiße und gewiſſenhafter Genauigkeit und bewährte durchgängig einen reinen und edeln Styl. Seine Gemälde ſind ſehr anſpruchslos und ſtreng national, faſt in allen herrſcht ein oft ſchwermüthiger Ton. So ſieht man bald einen ſterbenden Hausvater, der ſeine zahlreiche Familie in großer Dürftigkeit verläßt, bald eine liebreiche Mutter mit ihren Kindern, oder einen Kranken, der von ſeinen Söhnen unterſtützt wird, und ähnliche Gegenſtände. Zwei ſeiner berühmteſten Bilder ſind die ſogenannte Pleureuse (Weinende), ein Mädchen vorſtellend, das einen todten Vogel beweint, und das hier mitgetheilte: die Verlobung auf dem Lande. Letzteres kann beſſer als irgend ein anderes von der dieſem Künſtler eigenthümlichen Darſtellungsweiſe eine Vorſtellung geben. Hier iſt der Gegenſtand ſo glücklich gewählt und ausgeführt, daß man auf dem erſten Blick erkennt, was in dem Gemüthe der verſammelten Perſonen vorgeht. Beſonders ausdrucksvoll ſind die Köpfe der jungfräulich ſchüchternen Braut, des abſchiednehmenden Sohnes und des greiſen Vaters, der für die Zukunft ſeiner Kinder den Segen des Himmels erfleht.

Greuze war einer der fruchtbarſten Künſtler und lieferte faſt zahlloſe Arbeiten, von denen viele in Kupfer geſtochen ſind. Er ſtarb 1805, nachdem er eine Reihe von Jahren vor ſeinem Tode noch mit Mangel und Sorgen hatte kämpfen müſſen.

Die Verlobung auf dem Lande

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

109.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Mai 2, 1835.

Anſicht von Edinburg.

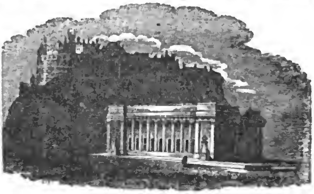
Digitized by Google

Anſicht von Edinburg.

Das Blatt, welches wir hier liefern, gibt eine Anſicht von Edinburg von der Südoſtſeite, und zeigt uns dieſe ſchöne Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung auf ihren drei Hügeln majeſtätiſch ruhend, hier von kahlen, baumloſen Felſen, dort von den glänzenden Gewäſſern des Forth begrenzt, und das ganze Bild von den nahen Hügeln und fernen Bergmaſſen Hochſchottlands eingeſchloſſen. Wir ſehen das Caſtell und das alte Schloß Holyrood die ganze Stadt mit ihren zum Theil neun- und zehnſtöckigen Häuſern überragen, und die Kuppeln ſeiner öffentlichen Gebäude, die Thürme ſeiner Kirchen ſich zu ihm emporheben, während auf dem Meerbuſen Forth ein Segel neben dem andern ſich zeigt. Dieſes ſchöne Bild gibt uns Gelegenheit zu einem Gemälde der Stadt, die es darſtellt.

Edinburg, die Hauptſtadt der Grafſchaft Midlothian und des Königreichs Schottland, liegt am Meerbuſen des Forth. Kahle Felſen bilden die weſtliche und ſüdliche Umgebung dieſer Stadt, nur gegen Nordoſten ſenkt ſich die Umgegend ſanft gegen den Meerbuſen herab, an dem der Hafenort Leith liegt. Auf drei beträchtlichen Hügeln erbaut, wird ſie durch ein tiefes Thal in zwei Hälften getheilt, die Altſtadt und die Neuſtadt. Die Altſtadt iſt unregelmäßig gebaut und ihre Straßen ſind ſchmuzig und finſter. Hier ſind überhaupt die engen Gaſſen und die himmelhohen Häuſer anzutreffen, welche der altſchottiſchen Hauptſtadt eigen ſind. Die Neuſtadt hingegen iſt nach regelmäßigem Plane erbaut, mit reinlichen, breiten und langen Straßen, ſchönen Plätzen, prachtvollen Gebäuden aus Quaderſteinen, eleganten Läden geziert, welche Edinburg einen Rang unter den ſchönſten Städten Europas erworben haben. Die Straßen Princeſtreet, George- und Queenſtreet in der Neuſtadt, und in der Altſtadt ſelbſt Highſtreet ſteht keiner der ſchönſten Straßen Londons nach. An herrlichen Anſichtspunkten für die Stadt ſind nicht blos ihre Höhen, ſondern auch die drei ſchönen Brücken (die Südbrücke, Nordbrücke und Waterloobrücke) reich, welche die verſchiedenen durch das Thal getrennten Stadttheile wieder zu einem Ganzen vereinigen und von denen man ſtaunend auf die tiefer liegenden gewühlvollen Straßen herabſieht. Dieſer charakteriſtiſche Anblick gehört Edinburg ausſchließend an; nur Genua hat etwas Ähnliches aufzuweiſen, wie die 310 Fuß lange und 68 Fuß hohe Nordbrücke, welche ſich auf drei kühnen und maleriſchen Bögen erhebt, oder die Südbrücke, welche über Häuſer und Straßen ſich wegſchwingt. Unter den öffentlichen Gebäuden der Hauptſtadt iſt das Schloß Holyrood *), eine ehemalige, 1128 geſtiftete Abtei, auszuzeichnen. Dieſes Schloß umgibt ein Platz, auf welchem der zahlungsunfähige Schuldner Schutz vor der Einkerkerung genießt. Dies hat die Gründung einer Colonie veranlaßt, die um Holyrood in geringen Häuſern wohnt, ſich nach ihren eignen Geſetzen regiert und von 500 ſolchen Halbgefangenen — denn den Bezirk der Schloßfreiheit dürfen ſie ohne Gefahr eingekerkert zu werden nicht verlaſſen — bewohnt wird. Zu den übrigen ſehenswürdigen Gebäuden gehören: das ehemalige Parlamentshaus, die neue Börſe, das 1827 vollendete neue Univerſitätsgebäude, einer der ſchönſten Prachtbauten Großbritanniens, das Gymnaſium, das Beſſerungshaus, das neue Gefängniß, das zweite College, das Archivgebäude, der Ballſaal, die Ägidiuskirche und die neue Kirche, nach dem Muſter des Parthenons in Athen erbaut, und das Denkmal Nelſon's auf Caltanhill, ein hoher Thurm in chineſiſchem Geſchmack, zu welchem ein ſchöner, mit Sitzen umgebener Parkweg führt, und welches ein koſtbares Panorama der Stadt darbietet. Unfern von dem Denkmal Nelſon's ſteht die Sternwarte. Zwei große und ſchöne Plätze verſchönern die Neuſtadt, die jedoch einſam erſcheint, während das Gewühl in der Altſtadt faſt erdrückend iſt. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten Edinburgs ſteht das große Hoſpital (durch ein Vermächtniß des Goldſchmieds Heriot 1650 geſtiftet) oben an, nach ihm folgen das Watſon- und Gilleſpiehoſpital und endlich das große Waiſenhaus.

Auf einem hohen, nur von der Oſtſeite zugänglichen, aber auf allen Seiten ſehr ſteilen Felſen, 383 Fuß über dem Meere, liegt die Feſtung von Edinburg, das ſogenannte Schloß, wovon wir hier eine Abbildung



Die Feſtung von Edinburg.

geben. Es wird durch eine äußere Reihe von Palliſaden, einen Graben, eine Zugbrücke, ein von zwei Batterien gedecktes Thor und andere Werke geſchützt. Hier findet man eine Kapelle, einen Exercierplatz, mehre ein Viereck bildende Häuſer, die zu Wohnungen für die Offiziere der Beſatzung dienen, ein bombenfeſtes Pulvermagazin und ein großes Zeughaus. Auf der Oſtſeite des Vierecks waren Zimmer für die königliche Familie, und hier wurde Jakob VI. geboren. In dieſem Theile unter einem viereckigen Thurme befindet ſich das ſogenannte Kronzimmer, wo 1707, nach der Vereinigung Schottlands mit England, die ſchottiſchen Krönungsinſignien, Krone, Zepter und Schwert, niedergelegt wurden. Man hatte lange gezweifelt, ob ſich dieſe Alterthümer noch dort befänden, als man ſie 1818 wohlerhalten in einer großen eichenen Kiſte fand. Das Schloß kann eine Beſatzung von 2000 Mann faſſen, aber war es ſchon vor der Erfindung des Geſchützes nicht unüberwindlich, ſo würde es ſich jetzt noch weniger gegen einen feindlichen Angriff halten können.

Edinburg zählt mit dem Hafenort Leith 138,000 Einwohner, unter denen man 2300 Studenten auf der 1581 geſtifteten Hochſchule rechnet. Dieſe beſitzt eine anſehnliche Bibliothek; größer aber noch iſt die Advocatenbibliothek im Parlamentshauſe. Als Vorbereitung zu der Univerſität ſteht die High-School in großem Anſehen. Fünfundzwanzig gelehrte Geſellſchaften verbreiten den Ruhm Edinburgs als Sitz der Wiſſenſchaften. Unter dieſen ſind auszuzeichnen die 1782 geſtiftete königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die Geſellſchaft der Arzneikunde, der nach dem deutſchen Mineralogen Werner genannte Verein von Naturforſchern mit einer trefflichen Naturalienſammlung, und das edinburger Inſtitut, das 1812 eine prächtige Stern-

*) Dieſes an geſchichtlichen Erinnerungen ſo reiche Schloß iſt bereits in Nr. 22 des Pfennig-Magazins ausführlich beſchrieben und daſelbſt auch eine Anſicht der weſtlichen Fronte des Palaſtes, ſowie das Innere der alten Kapelle, geliefert worden.

Digitized by Google

warte erbauen ließ. Zu den übrigen Bildungsanſtalten gehören die Militairakademie, der botaniſche Garten, die Kunſtſchule für Mechanik, das Merchant's Maidenhoſpital, wo die Töchter verunglückter Kaufleute aufgenommen und geſchickte Arbeiterinnen gebildet werden, und das Taubſtummeninſtitut.

Wiewol der vorherrſchende Charakter Edinburgs der einer Gelehrtenſtadt iſt, ſo blühen hier doch mehre Induſtriezweige und ein lebhafter Handel beſchäftigt den Hafenort Leith. Die Bereitung des ſchottiſchen Branntweins (Whisky), Wachskerzenfabriken und Seifenſiedereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien beſchäftigen einen großen Theil der Bewohner. Drei öffentliche und neun Privatbanken und mehre Aſſecuranzgeſellſchaften dienen dieſem Handel, von deſſen Lebendigkeit die Magazine und Schiffswerfte in Leith und ſeine 15,000 Einwohner zeugen. Ein treffliches Waſſerleitungsſyſtem verſorgt die Stadt ſeit 1814 mit gutem Trinkwaſſer, woran es ſonſt mangelte. In der Umgebung aber ziehen den Freund der Natur, unter Merkwürdigkeiten aller Art und hohen Naturreizen, beſonders die ſeltſamen, einzeln ſtehenden, ſteilen, oft 1000 Fuß hohen, baſaltartigen und prismatiſchen Felsmaſſen an, welche eine vulkaniſche Bildung dieſer Landſchaft zu beurkunden ſcheinen. Das Klima von Edinburg, durch die Nähe des Meeres gemäßigt, iſt geſund und weit milder, als man nach ſeiner hohen nördlichen Lage vermuthen ſollte.

Man liebt in Edinburg alterthümliche Sitte und hat ſich hier vor der Nachahmung der franzöſiſchen Geſellſchaft beſſer als in London bewahrt. Darum verſpotten die Londoner die Bewohner Edinburgs gern mit ihren etwas ſteifen altbürgerlichen Sitten; aber dem fremden Beſucher thut es wohl, hier eine faſt deutſche Gemüthlichkeit in der Geſellſchaft zu finden. Angenehm überraſcht es, im Gewühl der Altſtadt jene Balladenſänger mit dem ſchottiſchen Pibroch, jene heimatloſen Zigeunerfamilien und Wahrſager, jene maleriſchen Nationaltrachten anzutreffen, die den ſchlanken und ſtarken Hochſchotten ſo gut ſtehen und welche die Liebe zu alter Sitte und alter Nationalität bei dem Schotten verkünden.

Die uralte Schildkröte.

Zu Peterborough in England wurde eine Schildkröte gehalten, die wenigſtens 220 Jahr alt war. Der Vorgänger des jetzigen Biſchofs hatte ſie ſeit 60 Jahren gekannt und keine Veränderung an ihr bemerkt. Er war der 17., der auf dem biſchöflichen Stuhle ſaß, während der Zeit, wo die Schildkröte unterhalten wurde. Ihr Schild war durchbohrt, um ſie an einen Baum zu binden, und dadurch Verheerungen auf den Erdbeerbeeten zu verhüten. Im Frühjahr aß ſie am liebſten Löwenzahn; beſonders gern auch Endivien, grüne Erbſen, nie aber Spargel und Peterſilie. Vom Ende des Junius an aß ſie nur Obſt gern, beſonders Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Pfirſchen, Birnen, nie aber Kirſchen. Sie kannte den Gärtner im biſchöflichen Garten, der ſie fütterte, ſehr gut, und beobachtete ihn, wenn er Stachelbeeren und dergl. pflückte. Thieriſche Nahrung aß ſie durchaus nicht, ſelbſt nichts flüſſiges, wenigſtens weder Milch noch Waſſer, und wenn ein Blatt feucht war, ſchüttelte ſie es erſt ab. Sie bewegte ſich ziemlich leicht, obgleich von centnerſchwerer Laſt gedrückt; ſie ſelbſt war nur 13½ Pfund ſchwer. Bei trübem Wetter zog ſie ſich in eine Höhlung zurück, gewöhnlich in einer gegen Süden liegenden, wo ſie unthätig und halb erſtarrt ruhte, bis milder Sonnenſchein ſie wieder erweckte. In dieſem Zuſtande hatte ſie die Augen geſchloſſen und Kopf und Hals ein wenig zuſammengezogen, doch nicht unter der Schale. Ihr Geruch war ſo ſcharf, daß ſie aus ihrem Schlummer aufgeſtört wurde, wenn ihr Jemand auf 12 Schritt nahe kam. Gegen Anfang des Octobers zog ſie ſich in ihr Winterlager zurück. Sie hatte dazu ſeit vielen Jahren einen beſondern Winkel des Gartens ausgewählt, wo ſie ſich wie ein Maulwurf eingrub, und zwar in eine Tiefe von 1—2 Fuß, je nachdem der Winter gelinder oder ſtrenger war. Ungefähr vier Wochen vor ihrem Einzuge in das Winterquartier aß ſie durchaus nichts. Zu Ende des Winters kam ſie wieder hervor, aber es dauerte dann wenigſtens 14 Tage, ehe ſie Nahrung zu ſich nahm.

Eduard Jenner.

Auch der größte und glücklichſte Arzt gehört in ſeinem praktiſchen Wirken doch nur ſeiner Zeit und ſeinen nähern Umgebungen an, und wenn die Summe des von dem Einzelnen Vollbrachten ihm die dankbare Anerkennung Vieler erwirbt, ſo beſtand doch alle Hülfe, die von ihm ausging, nur in oft mühſam errungenen Siegen gegen eine Übermacht, welcher alles Lebende unterworfen iſt. Entſchiedene Sicherung gegen einen der vielen Angriffe, womit der Tod aufblühende Geſchlechter hinwegrafft und ganze Erdſtriche verödet, gelang bis jetzt erſt Einem Manne, der deshalb auch der Wohlthäter der ganzen Menſchheit genannt wird, in einem höhern Sinne noch, als manches Edle und Große einen Anſpruch auf dieſen Namen ſich erwirbt. Dieſer Mann war Jenner, der Entdecker der Schutzkraft der Kuhpocken.

Edward Jenner wurde am 17. Mai 1749 zu Berkley in der engliſchen Grafſchaft Glouceſter geboren. Seinen Vater, Pfarrer zu Berkley, verlor er ſchon im fünften Jahre und der älteſte Bruder übernahm die Sorge für ſeine Erziehung. Nach beendigtem Schulunterrichte kam Jenner zu dem Wundarzte Ludlow in Sodbury bei Briſtol, wo er die Anfangsgründe der Chirurgie und Pharmacie erlernte, und ging dann 1770 nach London. Hier unter der beſondern Leitung des berühmten Arztes John Hunter und in deſſen Hauſe wohnend, brachte er zwei Jahre zu, während welcher er ſich nicht nur in der Ausübung der Wundarzneikunſt vervollkommnete, ſondern auch, durch Hunter's anatomiſche und phyſiologiſche Forſchungen angeregt, die in ihm von früher Jugend auf vorherrſchende Neigung für naturgeſchichtliches Sammeln und Beobachten zu wiſſenſchaftlich begründeten Studien ausbildete. Feſt entſchloſſen, in ſeiner Heimat die chirurgiſche Praxis zu betreiben, lehnte er viele vortheilhafte und glänzende Anerbietungen ab, die ihm ſeine bald bemerkten vielſeitigen Talente verſchafften und fand in der treuen, unverdroſſenen Ausübung der beſchwerlichen Pflichten eines Landwundarztes die Zufriedenheit, in ſeinen naturhiſtoriſchen Studien, deren Ergebniſſe er nach und nach bekannt machte, die Erholung, welche ihm ſeinen Beruf und ſeine beſcheidene ſelbſt gewählte Stellung in der Geſellſchaft werth machten. Erſt ſpäter, 1792, als die Ausdehnung ſeines Wirkungskreiſes ihn nöthigte, ſich blos auf die innere Praxis zu beſchränken, erwarb Jenner zu St. Andrews in Schottland die mediciniſche Doctorwürde. Verheirathet hatte er ſich 1788, und ſeine Ehe, aus der er mehre Kinder hatte, war glücklich und langdauernd.

Schon als Lehrling bei dem Wundarzte Ludlow

Digitized by Google

hatte er eine Bauerfrau gelegentlich äußern hören: „ſie werde die Menſchenpocken nicht bekommen, da ſie die Kuhpocken gehabt habe." Dieſe Worte blieben ihm unvergeßlich, und bei ſeiner nachmaligen Praxis in der Umgegend von Berkley hatte er häufig Gelegenheit, unter den dortigen Landbewohnern nicht nur dieſelbe Meinung verbreitet zu finden, ſondern auch von ihrer Richtigkeit durch eigne ſorgfältige Beobachtungen ſich zu überzeugen. Die Milchmädchen nämlich, die von dem Ausſchlage an den Eutern der Kühe an den Händen angeſteckt wurden, blieben dann von den Menſchenpocken frei, auch wenn ſie ſich der Anſteckung noch ſo ſehr ausſetzten. Jenner brachte dieſe Wahrnehmung mehrmals in zwei ärztlichen Vereinen, deren Mitglied er war, zur Sprache. Niemand aber erkannte ihre Wichtigkeit, und weder Zweifel noch entſchiedene Beiſtimmung ermuthigten ihn, ſeine Beobachtungen zu verfolgen. Er aber ließ nicht ab, nicht nur immer mehr Thatſachen zu ſammeln, ſondern auch die Widerſprüche, die ſie anfangs nur zu häufig darboten, zu löſen. So ergab ſich denn, daß nur eine Art von Kuhpocken, und auch dieſe nur in einem beſtimmten Zeitraume, wirklich Schutzkraft beſäßen. Er brachte nun 1788 eine genaue Zeichnung der echten Schutzpocke, wie ſie an den Fingern der Milchmädchen erſchien, nach London und zeigte ſie mehren Ärzten. Seine Entdeckung machte nun einiges Aufſehen, doch faſt nur, um ihre Wichtigkeit zu beſtreiten. Aber Jenner überzeugte ſich nun auch, daß die Kuhpocken ſich nicht nur von den Kühen auf Menſchen, ſondern auch von einem Menſchen auf den andern übertragen ließen, und am 14. Mai 1796 machte er die erſte vollkommen gelungene und wirklich ſchützende Impfung, von welchem Tage die vollendete Entdeckung ſich demnach herſchreibt.

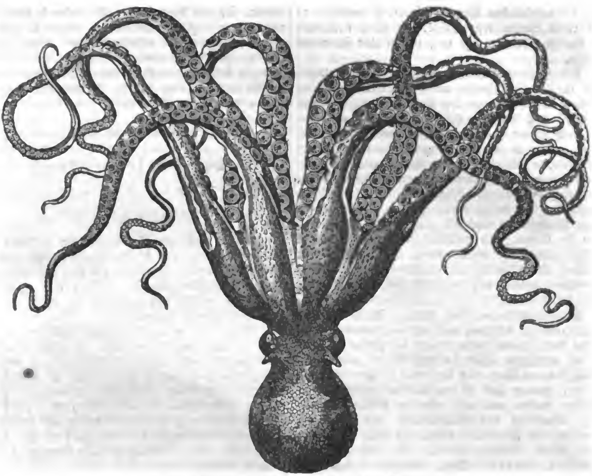
Eduard Jenner.

Um Jenner's Verdienſt vollkommen zu würdigen, müßte man die Verheerungen erwähnen, welche früher die Pocken angerichtet hatten und von denen jetzt auch der Arzt nur noch hiſtoriſche Kenntniß hat. Ebenſo darf man mit der Kuhpockenimpfung die Einimpfung der Menſchenpocken nicht vergleichen, ein ſehr unſicheres und an Gefahr der Krankheit ſelbſt nur wenig nachſtehendes Schutzmittel, deſſen man ſich vor Jenner's Entdeckung bedient hatte. Wahr iſt es endlich, daß man in Deutſchland, beſonders aber in Holſtein, nicht nur die Kuhpocken gekannt, ſondern auch in einem Falle ſogar ihre ſchützende Kraft erprobt hatte; aber einestheils ließ man es dabei bewenden, anderntheils iſt erwieſen, daß Jenner von dieſer nicht die geringſte Kenntniß hatte, ſondern ſeinen Beobachtungen, Verſuchen und Prüfungen allein den Ruhm verdankte, der nun von allen Seiten ihm zu Theil wurde, trotz manchen Anfeindungen, trotz den Schmähungen einiger engliſchen Ärzte, ſich die Entdeckung zuzueignen und den beſcheidenen Jenner in die Vergeſſenheit ſeines ländlichen Aufenthalts zurückzudrängen. Seine erſte 1798 erſchienene Schrift über die Impfung ward ſogleich faſt in ganz Europa durch Überſetzungen bekannt; eine Geſellſchaft, zu deren Beſchützer ſich der König erklärte, trat in London zur Beförderung und Verbreitung der Schutzpockenimpfung zuſammen, bat Jenner um die Übernahme der Präſidentenſtelle und bezeichnete ſie mit ſeinem Namen. Mehr aber noch als dieſe war Jenner ſelbſt durch Verſendung von Impfſtoff und zweckdienliche Belehrung thätig. Eine ausgebreitete Correſpondenz mit den ausgezeichnetſten Ärzten Europas und Amerikas, mit Fürſten und Privatperſonen, die Mitwirkung mehrer begeiſterter Männer, unter Andern des Doctors de Carro, der die Lymphe zu Lande nach Oſtindien ſchickte, da ſie zur See jedesmal verdorben angekommen war, trugen Jenner's Ruf und die Wohlthat ſeiner Entdeckung in alle Welttheile. In England ſelbſt machte die Einführung der Schutzimpfung bei der Marine Epoche, deren Andenken durch eine Denkmünze erhalten wurde. Ähnliche Münzen auf die eingeführte Impfung wurden nach und nach in mehren Ländern geprägt. Das britiſche Parlament endlich bewilligte Jennern 1802 als Belohnung 70,000 Thlr., welche es 1807 auf 140,000 Thlr. erhöhte. Von mehren Monarchen erhielt Jenner ſchmeichelhafte Zuſchriften; faſt alle Gelehrtenvereine hatten ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen. Am Abend ſeines Lebens hatte er die Freude, die große Angelegenheit, welche die Hauptaufgabe ſeines unermüdeten Beſtrebens geworden, durch alle Zweifel, Schwierigkeiten und Anfeindungen bis zu dem Grade von Gewißheit und Theilnahme bei den Zeitgenoſſen geführt zu haben, daß er das von ihm begonnene Werk nun ruhig Andern überlaſſen konnte, obwol er fortfuhr, durch Schriften, die nähern oder entferntern Bezug auf die Impfung hatten, ſie immer mehr aufzuhellen. Auch als er reich und berühmt geworden, blieb er der beſcheidene, einfache Mann, der er früher geweſen. Ein ſehr ſchneller und ſanfter Tod traf ihn endlich in ſeinem 74. Jahre, am 26. Jan. 1823, in dem Orte ſeiner Geburt, ſeiner Berufsthätigkeit und der Heimat eines Beobachter- und Forſchergeiſtes, dem es vorbehalten war, ſich nicht in den Annalen einer einzelnen Wiſſenſchaft, ſondern in der Geſchichte der ganzen Menſchheit ein unvergängliches Denkmal zu errichten.

Der achtarmige Tintenfiſch oder Polyp (Sepia octopodia).

Das auf der folgenden Seite abgebildete Thier, der achtarmige Tintenfiſch, gehört zu der Claſſe der Thiere, die man in der neuern Zeit Mollusken oder Weichthiere genannt hat, und zu welchen namentlich alle Schnecken und Muſcheln gerechnet werden. Von andern Thieren dieſer Claſſe unterſcheidet es ſich ſowol bedeutend durch ſeinen ganzen innern Bau, als namentlich auch durch die äußere Geſtalt.

Digitized by Google

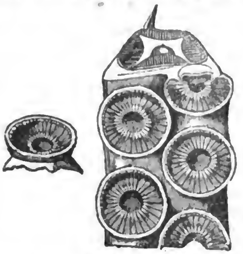


Der achtarmige Tintenfiſch oder Polyp.

Der Körper iſt in eine häutige muskelreiche Hülle, in den ſogenannten Mantel, eingeſchloſſen, die ihn wie ein Sack umgibt, und aus welcher der Kopf hervorragt. Der Mund, mit zwei ſchnabelartigen Kiefern bewaffnet, iſt von acht oder zehn fleiſchigen Fangarmen umgeben, die mit vielen reihenweiſe ſtehenden Saugnäpfen beſetzt ſind. Die großen Augen geben dem Thiere um ſo mehr ein abſchreckendes Anſehen, als ſie, gleichſam menſchenähnlich, einer Misgeburt anzugehören ſcheinen. Auf dem Rücken unter dem Mantel findet ſich bei manchen Arten ein ſchalenartiger Körper, während andere mit einer äußern Schale verſehen ſind oder vielmehr mit dem Körper in dieſer ſtecken. Außerdem haben ſie im Innern einen eignen Sack, den ſogenannten Purpurbeutel, in welchem ſich eine braune oder ſchwärzliche Flüſſigkeit befindet, womit ſie das Waſſer um ſich her trüben, beſonders um ſich den Verfolgungen ihrer Feinde zu entziehen. Jene innere Schale iſt unter dem Namen weißes Fiſchbein bekannt, die braune Flüſſigkeit eingetrocknet liefert die ſchöne braune, unter dem Namen Sepia bekannte Malerfarbe.

Vermöge ſeines eigenthümlichen Baues hat der achtarmige Tintenfiſch auch eine andere Weiſe ſich fortzubewegen, als andere Thiere derſelben Claſſe. Er ſchwimmt nicht ſo ſchnell, als der eigentliche Tintenfiſch, ſondern rudert ziemlich unregelmäßig, den Kopf nach unten gerichtet, mit den Armen. Auf dem feſten Seeboden und ſelbſt auf dem Lande kann er auch recht gut damit kriechen, er ſtreckt dann irgend einen Arm aus, heftet ihn an einen Gegenſtand feſt und zieht ſeinen Körper nach. Der griechiſche Naturforſcher Ariſtoteles, der das Thier ſehr genau beobachtete, behauptet ſogar, daß dieſe Thiere auf ihren acht Armen wie auf Beinen gehen könnten, was aber wenig wahrſcheinlich iſt; ja andere ältere Naturforſcher behaupten, daß dieſes Thier ſogar auf Bäume ſteige, um ſich Früchte zu holen.

Gewöhnlich dienen die langen Arme ihnen dazu, ihre Beute zu erfaſſen und dieſelbe mittels ihrer Saugnäpfe feſtzuhalten. Dieſe Saugnäpfe wirken ganz wie Schröpfköpfe.



Saugnäpfe des Polypen.

Das Thier ſetzt dieſen Theil glatt auf, damit ſich die ganze Fläche dicht an den Körper anlege, wodurch alle Luft weggedrückt und ſo das Feſthalten bewirkt wird. Nach Andern ſoll jedoch das Thier, wenn es den Saugnapf aufgeſetzt hat, die Mitte deſſelben, vermöge der Muskelfaſer, wie man ſie an unſerer Abbildung ſieht, zurückziehen und ſo einen luftleeren Raum bilden. Wie dem auch ſei, das Thier hält ſich mit ſeinen Saugnäpfen außerordentlich feſt, und da es deren eine große Menge hat, ſo kann es ſich ſo feſt anklammern, daß man es faſt nicht anders loszulöſen vermag, als durch Abſchneiden der Arme, die aber ſelbſt dann noch längere Zeit angeheftet bleiben. Wenn ein Polyp ſich an einen

Digitized by Google

Theil des menſchlichen Körpers anſaugt, ſo entſtehen an allen dieſen Stellen rothe Flecke, die jedoch weiter keinen Nachtheil bringen und nach einiger Zeit ſich wieder verlieren.

Die Polypen ſind ſehr gefräßige Thiere, welche meiſt in den Felſenſpalten unter der Meeresoberfläche verborgen bleiben und nur ihre Arme herausragen laſſen, um damit nach Beute zu haſchen. Sie ſollen aber mitunter auch offener zu Werke gehen, wenigſtens erzählt Belon, daß er in dem Hafen von Corcyra den Kampf eines Polypen mit einer großen Krabbe zugeſehen habe. Schon Ariſtoteles erzählt von der eignen Fähigkeit, welche dieſe Thiere beſitzen, ihre Farbe zu verändern, und namentlich hat dies in der neuern Zeit die Aufmerkſamkeit mehrer Naturforſcher auf ſich gezogen, die den Grund davon in kleinen, mit gefärbter Flüſſigkeit angefüllten Gefäßen gefunden, welche durch die verſchiedentlich laufenden Hautmuskeln abwechſelnd zuſammengepreßt und entleert werden und bei nachlaſſendem Druck ſich wieder füllen.

Die Hauptnahrung dieſer Polypen ſcheint in Krebſen aller Art zu beſtehen, und auf verſchiedenen Theilen der franzöſiſchen Küſte klagen die Fiſcher darüber, daß dieſe gefräßigen Thiere der Krebsfiſcherei nicht allein dadurch Schaden thun, daß ſie ſo viel zu ihrer Nahrung bedürfen, ſondern daß ſie den Krebſen gleichſam zum Schrecken werden und dieſe von den Küſten verſcheuchen. Aber auch von Schalthieren, das heißt von Schnecken und Muſcheln, nähren ſie ſich, und man erzählt allerlei Märchen davon. So ſagt man unter Anderm, daß es der Polyp meiſterlich verſtehe, ſich einer Auſter zu bemächtigen, obwol dieſe bei Annäherung einer Gefahr ſchnell ihre ſteinerne Feſtung zu ſchließen pflege. Der Polyp faſſe nämlich ein hinreichend großes Steinchen und ſchiebe es zwiſchen beide Schalen, ſodaß es der Auſter unmöglich werde, ihre Wohnung zu ſchließen und er ſie nun mit Gemächlichkeit herausholen könne. Auch erzählt man, daß der Polyp, von Hunger gequält, ſeine eignen Arme fräße, welche die Eigenſchaft hätten, ſich wieder zu ergänzen. Man findet allerdings Polypen mit kürzern Armen, indeſſen ſind dieſe von Meeralen abgebiſſen.

Laurent, Profeſſor der Anatomie zu Toulon, behauptet, daß es unter den Polypen mehr Männchen als Weibchen gebe, und daß die Fiſcher, um die Polypen zu fangen, ein Weibchen an einen Strick befeſtigen und daſſelbe wieder in das Meer laſſen, hernach aber ſammt dem anhängenden Männchen herausziehen. Dieſer Fang findet an den franzöſiſchen Küſten im Frühjahre ſtatt. Die Zahl der Eier iſt beträchtlich und ſie bilden zuſammen eine Maſſe, einer Weintraube ziemlich ähnlich, welche größer iſt als der Körper, aus welchem ſie hervorkamen, ſodaß man annehmen muß, daß ſie, wie die Eier mehrer anderer Waſſerthiere, nachdem ſie gelegt ſind, noch anſchwellen. Sie werden immer in eine Höhle zwiſchen Felſenritzen gelegt, auch wol in leere Schneckenſchalen. Während des Winters ſcheinen ſich die Polypen zu verbergen, wenigſtens geben franzöſiſche Fiſcher an, daß man um dieſe Zeit keine finde. Übrigens weiß man nicht, welche Größe dieſe Thiere erlangen, obwol man in den Berichten mancher Reiſenden Nachrichten von ſehr großen Thieren dieſer Art findet. Man darf aber wol annehmen, daß Das, was unter Anderm Plinius von einem ſolchen Polypen erzählt, fabelhafte Übertreibung iſt. Nach ihm hatte allein der Kopf dieſes Thieres die Größe eines Gefäßes von 15 Kannen, die Arme maßen 30 Fuß in der Länge und waren ſo dick, daß ſie ein Mann kaum umſpannen konnte. Spätere Naturforſcher aber haben ſo große Thiere nicht wieder geſehen. Die Gefahr, welche die Menſchen von dieſen Thieren zu befürchten haben ſollen, iſt übertrieben, denn da der gemeine Polyp nur zwei Fuß lang wird, ſo kann er wenigſtens keinem Schwimmenden verderblich werden. Hier und da am mittelländiſchen Meer werden dieſe Thiere gegeſſen.

Die Kupferſtechkunſt.

9. Die britiſche Schule.

(Fortſetzung aus Nr. 108.)

Fragt man nach dem Standpunkt der britiſchen zeichnenden Kunſt vor dem 16. Jahrhundert, und ob dieſelbe hochgeſtellt geweſen, ſo müſſen wir dies mit einem Nein beantworten. Des Engländers Sinn hing zu ſehr am Praktiſchen, welches ſich wiederum eng an Staats- und Handelsverhältniſſe knüpfte.

Was nun die Kupferſtechkunſt anlangt, ſo führt man erſt aus dem Jahre 1490 den erſten äußerſt unvollkommenen engliſchen Kupferſtich an, und noch über ein Jahrhundert hatten die Briten in Hinſicht auf dieſe Kunſt in ihrer Unbedeutendheit verharrt, als der Böhme Wenzeslaus Hollar (geb. 1607) in London erſchien, und durch ſeine mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Leiſtungen den Grundſtein zu einer Schule für England legte. Grabſtichel und Radirnadel führte er meiſterhaft.

Durch die Arbeiten Hollar's zur Nacheiferung gereizt, machten ſich jetzt viele Engländer mit der bis hieher nicht beachteten Kupferſtechkunſt bekannt. Selbſt ein Prinz folgt, als Dilettant, dem gegebenen Beiſpiele, nämlich Ruprecht von der Pfalz, Herzog von Cumberland, Großadmiral von England (1620—82). Dieſer iſt es zugleich, welcher auf einer Reiſe in Deutſchland die eben damals erſt durch den von Siegen erfundene Schabkunſt von dieſem ſelbſt erlernt, ſie nach ſeiner Zurückkunft in England bekannt macht, und derſelben durch ſeine geſellſchaftliche Stellung ſowol als auch dadurch, daß er ſelbſt ſie übt, große Ausbreitung verſchafft. Weil nun unter den Engländern ſehr bald die geſchabten Kupferſtiche weit eifriger gearbeitet wurden, als ſelbſt in Deutſchland, ſo heißen ſie faſt allgemein engliſche Kupferſtiche.

Die Folge einer ſolchen Liebhaberei, ſowie der überhand nehmenden Neigung zu radiren, endlich des 1677 zu London erfolgten Todes Hollar's, war, daß die Engländer ſehr bald faſt gänzlich der ſchwierigen Weiſe des Grabſtichels entſagten. Darum hat die britiſche Schule weder in dieſer Zeit noch ſpäter einen bedeutenden Meiſter aufzuweiſen, welcher allein mit dem Grabſtichel gearbeitet hätte; wol aber iſt die Zahl derer groß, welche zugleich mit der Radirnadel den Grabſtichel geführt haben. Auch die Schabkunſt zählt viele achtbare Künſtler unter den Briten, und auf das Ehrenvollſte verdient aus dieſer Zeit genannt zu werden der Schabkünſtler Johannes Smith der Ältere (1654—1721).

Da um dieſe Zeit die engliſchen Maler den Werth ihrer Leiſtungen in einer kecken Führung des Pinſels und ſtark aufgetragenen Farben ſuchten, ſo ſahen ſich dadurch die nach ihnen Stechenden verführt, auffallend ſtarke Striche zu machen, was die meiſten Blätter jener Zeit darthun.

Merkwürdig wird jetzt Wilhelm Hogarth (1698—1764), urſprünglich ein Maler, jedoch weniger wegen

Digitized by Google

kunſtfertiger Technik, ſondern mehr wegen origineller Erfindung, Auffaſſung und Darſtellung. Auszeichnung verdient auch Hogarth's Zeitgenoſſe Thomas Worlidge (1700—66), Maler, die trockene Nadel auf das Geſchickteſte führend. Nicht minder müſſen als wackere Schabkünſtler dieſer Zeit genannt werden: Jakob Mac-Ardell, ein Irländer (1710—65), und Theodor Fry (1710—62).

Dem Franzoſen Franz Vivares (1712—82), in England heimiſch geworden, verdankt die britiſche Schule ihre treffliche Landſchaftſtecherei. Mit Auszeichnung übt denſelben Gegenſtand Wilhelm Woollett (1735—85), dieſer wieder wackere Jünger erziehend in B. J. Pouncy, W. Ellis, J. Brown, J. Emes, J. Vivares, S. Smith. Neben Woollett aber arbeiteten mit Ruhm Robert Strange, ein Schotte, geb. 1725. Frühe nach Frankreich gegangen, waren es Edelinck, Maſſon, de Poilly, Audran, Dorigny, Nanteuil, es war der Genius eines Rafael und Michel Angelo, ſowie die hohe Würde der Antike, was Strange, aus Italien nach England zurückgekehrt, mit Vereinbarung der eignen ſchöpferiſchen Kraft ſeiner vaterländiſchen Schule darbrachte. Gelungen wäre es vielleicht unſerm Künſtler, die Engländer für die reine Stechart des Grabſtichels, die er ſo meiſterhaft verſtand, zu gewinnen, hätte nicht des Florentiners Bartolozzi punktirende Manier, von dieſem mit einer ſolchen Liebe ergriffen, gepflegt und vervollkommnet, daß man ihres holländiſchen Urſprungs vergaß und ſie die engliſche nannte, ſich einen zu großen Anhang verſchafft, und hätten nicht eines Ignazius Spilsbury blos mit der trockenen Nadel gearbeitete, ſowie Valentin Green's und Richard Earlom's geſchabte Blätter die allgemeine Aufmerkſamkeit getheilt. Aber dennoch erregten Strange's Leiſtungen ein nicht geringes Aufſehen, und verſchafften ſeinen Schülern Johann Keyſe Sherwin, ſowie Jakob und Karl Heath eine willkommene Aufnahme. Strange ſtarb 1792 zu London, nachdem er noch die allzu ſehr hervortretenden Schraffirungen des ſonſt recht ehrenwerthen Stechers Wilhelm Sharp, geb. 1746, ſowie Johann Hall's und des eingebürgerten Franzoſen Simon Franz Ravenet nach theatraliſcher Anordnung und Compoſition trachtende Productionen erlebt hatte.

Als wackere Künſtler in der punktirenden Stechart ſind zu nennen Wynne Ryland (1732—83) und Thomas Burke (thätig von 1770—80). Die geſchiedene Preſtel, eine Deutſche ſeit 1786 in London, befreundete die Briten durch eine Anzahl ſchöner Blätter mit der le Prince'ſchen Tuſchart. Wieder einen ſehr braven Landſchaftenſtecher zählen die Engländer im Samuel Middiman, 1748 geboren; und tüchtige Stützen mit dem Grabſtichel erblickt ihre Schule in Jakob Fittler und Johannes Scott. Johann Burnet, zugleich Maler, fördert die britiſche Kupferſtechkunſt in trefflicher Weiſe, und Byrne, Raimbach, Maſon machen ſich genannt.

Im Jahre 1812 ſtirbt Bartolozzi, und den Ehrenplatz in der britiſchen Schule nimmt in den neueſten Jahren Thomas Holloway ein. Dieſer iſt es, welcher in ſeinen Leiſtungen das Nationale des engliſchen Kupferſtechers überzeugend vor Augen rückt, desjenigen Künſtlers, welcher das in Hinſicht auf Gegenſtand und Ausführung erdenkbar Schwierigſte ſich auferlegt, und in dem Techniſchen faſt ſeine höchſte Aufgabe zu ſuchen pflegt. Darum eben wird in der Mechanik unſerer Kunſt keine andere Nation die Engländer übertreffen; hingegen zur hohen Weihe eines allem Materiellen entrückten, in Bild gekleideten Gedankens, d. h. zu dem rein Idealen, wird ſchwerlich ein Brite ſich zu ſtimmen vermögen.

Vielfach unternommene Prachtwerke wecken auf der einen Seite die engliſchen Kupferſtechkünſtler zur Regſamkeit, auf der andern leiten ſie dieſelben zu einer induſtriöſen, zwar complicirten, jedoch, da ihr der gute innere Einklang nur ſelten abgeht, erfreulichen Ausführungsweiſe hin. Es wird nämlich häufig unter ihnen die Einrichtung der Theilung bei der Arbeit getroffen; der Eine ſticht Architektur, der Andere Landſchaft, der Dritte Figuren. Dadurch freilich lernt Jeder, wenn er auch für ſich nur eine einſeitige Kunſtfertigkeit erwirbt, zum Gewinn der Sache den ihm übergebenen Bereich zu einer ungewöhnlichen Vollkommenheit ausbilden. Leider aber ſah man dieſe Vollkommenheit oft bis zu einer zum Übertriebenen geſteigerten Zierlichkeit, die an Geleckheit grenzt, und zu einer faſt in Kunſtſtückmacherei übergehenden Kunſtfertigkeit ausarten.

Wie willkommen übrigens einestheils der Individualität, anderntheils dem Thätigkeitskreiſe des britiſchen Kupferſtechers die von den Engländern im Jahre 1820 gemachte Erfindung der Stahlſtechkunſt gekommen iſt, wie eifrig ſich dieſe von ihm geübt ſieht, davon zeugen die vielen Productionen dieſer neuen Kunſt.*)

Einer fortwährenden, wenn auch mit der Kunſt des Stahlſtichs getheilten Pflege hat ſich gegenwärtig die Kupferſtecherei in England zu erfreuen von den Künſtlern Brandard, Goodall, Dean, T. Landſeer, Quilley, G. S. Lukas, Giller, W. Daniell, Webb, W. R. Smith, Moſes, Biſhop, C. G. Lewis, F. C. Lewis, Hicks, Radcliffe, Higham, Duncan, Phillips, Rove, J. Conny, Allen, Skeldon, Varrall, Bromley, Hernot, J. W. Giles, Wright, Swan, Ralph, Jorden, J. Cochran, Jeavons, Busby, Fiſher, W. J. Cooke, Woolnoth, Thompſon, W. Finden, E. Finden, Doo, Redaway, Couſins, Freeman, Willmore, Miller, Raddon und J. Neele.

Schließlich bemerken wir noch daß die Kunſt, Kupferſtiche auf irdene Gefäße, Fayence, Porzellan und dergl. zu drucken und einzubrennen, von den Engländern erfunden worden iſt.

(Fortſetzung in Nr. 114.)

Die Anbetung der Hirten, von Spagnoletto.

Der Spanier Joſeph Ribeira, genannt Spagnoletto (geb. 1588), war ein Schüler des italieniſchen Malers Caravaggio und hatte ſich den kraftvollen aber auch zuweilen rauhen Styl dieſes Meiſters angeeignet. Er gefiel ſich beſonders in Darſtellungen, die oft das Zartgefühl verletzen, und Gemälde dieſer Gattung gelangen ihm am beſten, wie dies die beiden Bilder, Ixion auf dem Rade und der Märtyrertod des h. Bartholomäus darthun, in welchem das entſetzliche Leiden mit der erſchütterndſten Wahrheit ausgedrückt iſt. Die Genauigkeit in der Ausführung war bei dieſem Meiſter unübertrefflich und er wußte dabei die Farben ſo geſchickt zu behandeln, daß er mit einzelnen Pinſelſtrichen ſogar die Muskeln darzuſtellen vermochte Auch die kleinſten Theile des menſchlichen Körpers wußte er mit ungemeiner Treue wiederzugeben, und die Finger und Nägel an ſeinen Figuren ſind deshalb von jeher bewundert worden.

Dieſe ihm ganz eigne Darſtellungsweiſe hatte Einfluß auch auf diejenigen Gemälde, zu welchen er ſanftere Gegenſtände wählte, und man muß deshalb

*) Indem jedoch hier nur von dem Kupferſtiche die Rede iſt, verweiſen wir in Bezug auf die Kunſt des Stahlſtichs auf ſpätere Nummern des Pfennig-Magazins.

Digitized by Google

auf dem vorliegenden Blatte, das die Anbetung der Hirten vorſtellt, in Geſicht und Geſtalt der Madonna und des Kindes nicht die hohe Anmuth erwarten, womit Rafael und Correggio ihre heiligen Familien ausgeſtattet haben. Der demüthige, gottergebene Sinn, verbunden mit dem erhabenen Gefühl, den Heiland der Welt geboren zu haben, iſt jedoch in Geſicht und Stellung der Maria vortrefflich ausgedrückt, und die Geſtalten der anbetenden Hirten können an charakteriſtiſcher einfacher Wahrheit ſchwerlich übertroffen werden. Die ganze Darſtellung zeichnet ſich durch Natürlichkeit und Kraft aus und die Farbengebung iſt vortrefflich.

Das Original befindet ſich in Spanien im Escurial. Da jedoch der Meiſter ſelbſt mehre Copien davon geliefert hat, deren eine ſich in der Sacriſtei des Auguſtinerkloſters zu Cordova befindet, ſo ſind die Kenner ungewiß, ob das erſtere oder letztere Bild, oder vielleicht gar ein verloren gegangenes das eigentliche zuerſt gemalte Original ſei.

Die Anbetung der Hirten von Spagnoletto.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin
der
Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

110.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Mai 9, 1835.

Maſerpfeifenköpfe.

Die Maſerpfeifenköpfe werden aus den Wurzeln und Stöcken der Erlen, Birken, Eſchen, Rüſtern und anderer Bäume verfertigt. Der Maſer oder das verwimmert gewachſene Holz findet ſich jedoch keineswegs an allen obengenannten Bäumen, ſondern man kann denſelben mehr als ein Naturſpiel betrachten. Man findet auch an manchen Stämmen äußerliche Auswüchſe ſowol nahe an der Wurzel als auch mehre Fuß von der Erde entfernt. Der dichteſte, feinſte und haltbarſte Maſer iſt der Buchsbaummaſer, der an den Wurzeln des Strauchbuchsbaumes, welcher in der franzöſiſchen Schweiz und an dem hochſtämmigen Buchsbaum, der in Italien, dem ſüdlichen Frankreich und Spanien wächſt, gewonnen wird. Dieſe Gattung wird beſonders zu Tabacksdoſen, die mit Horn oder Schildpatt ausgefüttert werden, verbraucht. Die erſtgenannten Sorten aber werden hauptſächlich von den Drechslern zu Tabackspfeifenköpfen verarbeitet, von denen das beſte Fabrikat zu Ulm geliefert wird; wie auch von den Tiſchlern zum Fourniren von Meubles, Chatoullen, Toilettenkäſtchen u. ſ. w. Um die marmorartige Zeichnung an den verfertigten Arbeiten noch mehr zu heben, beizt man das Maſerholz mit beliebigen Farben, ſchleift es nachher ab, und bringt dadurch eine noch ſchönere Zeichnung hervor. Unſere Abbildung zeigt eine Drechslerwerkſtatt, worin ſolche Maſerköpfe verfertigt werden, und wie der rohe Klotz bis zum fertigen Pfeifenkopfe behandelt wird.

Gefängnißweſen und Gefangenenzucht in Nordamerika.

Um dieſelbe Zeit, als der menſchenfreundliche Engländer Howard im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts faſt überall in Europa Anregung zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefängniſſe gab, waren auch die Quäker — die Geſellſchaft der Freunde, wie ſie ſich nennen — zu dieſem wohlthätigen Zwecke in Nordamerika wirkſam. Sie richteten zuerſt ihre Beſtrebungen dahin, einige grauſame und unzweckmäßige Strafen, z. B. Geißelhiebe und Pranger, abzuſchaffen und dafür, wie ſelbſt für die Todesſtrafe, die nach ihrer Anſicht wirkſamere Beſtrafung durch längere oder kürzere Gefangenſchaft einzuführen. Schon 1776 bildete ſich in Philadelphia ein Verein zur Linderung des Elendes der Gefängniſſe. Der Krieg der amerikaniſchen Colonien gegen das Mutterland unterbrach dieſe Bemühungen, die aber bald nach der Gründung der Unabhängigkeit wieder aufgenommen wurden. Es gelang den Quäkern, ihre Mitbürger von der Zweckmäßigkeit einer Umwandlung der frühern Strafarten zu überzeugen. Die Gefäng-

Digitized by Google

nißſtrafe ward anfänglich von den Verbrechern ſehr gefürchtet. Die mit der Strafe verbundene Arbeit erſparte dem Staate einen anſehnlichen Theil der Koſten für die Unterhaltung der Gefängniſſe. Die neue in Philadelphia bewährte Einrichtung fand bald Nachahmung in mehren nordamerikaniſchen Staaten; nach einiger Zeit machte man jedoch die Erfahrung, daß die Verbrecher nicht gebeſſert waren. Die Furcht vor dem Gefängniſſe war verſchwunden. Die Leichtigkeit des Verkehrs unter den Gefangenen war die Urſache, daß ſie ſchlechter aus dem Gefängniſſe kamen, als ſie hineingekommen waren. Den Gefangenen war es erlaubt, für ſich zu arbeiten, wenn ſie das ihnen aufgelegte Tagewerk vollbracht hatten, und auf dieſe Weiſe waren ſie bei dem Ablauf der Strafzeit in Beſitz von Mitteln, die ſie oft zur Ausführung neuer böſer Anſchläge benutzten, oder die bis zum Winter hinreichten, wo ſie ſich dann durch Begehung neuer Verbrechen wieder ein Obdach im Gefängniſſe verſchafften. Es wurden viele Verſuche in Amerika gemacht, das Gefängnißweſen zu verbeſſern. Zur Leitung dieſer Angelegenheit bildete ſich vor zehn Jahren ein Gefängnißverein in Boſton. Die öffentliche Meinung ſchien ſich für die Einführung ſtrenger einſamer Einſperrung zu erklären. Nach dieſem Plane wurde 1816 das Gefängniß zu Auburn im Staate Neuyork angelegt, und ſpäter verordnet, die Verbrecher entweder ganz oder theilweiſe einſam einzuſperren und jedem Gefangenen ſobald als möglich eine abgeſonderte Zelle zu geben. Man fand in Amerika, daß dies ein weſentlicher Schritt zur Verbeſſerung des Gefängnißweſens ſei, und daß einſame Einſperrung zur Nachtzeit und einſame Arbeit oder gemeinſame Arbeit in kleinen Abtheilungen bei Tage unumgänglich nothwendige Bedingungen guter Gefangenenzucht ſeien. Im Jahre 1824 ließ die Staatsbehörde in Neuyork die Gefängniſſe unterſuchen. Dies führte zu mehren neuern Verbeſſerungen der Gefangenenzucht, und ſeitdem iſt beſonders Auburn das Vorbild, welchem andere Staaten gefolgt ſind. Die in Auburn feſtgeſetzte Einrichtung beſteht hauptſächlich in einſamer Einſperrung zur Nachtzeit und während der Eſſenszeit, in gemeinſchaftlicher Arbeit während des Tages und in dem ſtrengſten Stillſchweigen zu allen Zeiten; die Gefangenen dürfen nur mit den Aufſehern ſprechen, nie aber mit ihren Mitgefangenen ſich unterhalten, auch nicht durch Zeichen und Blicke. In Beziehung auf die Beobachtung dieſer Geſetze ſtehen ſie unter der ſtrengſten Aufſicht. Dieſe Abwechſelung von Arbeit und ſtillem Nachdenken hat ſich als ſehr heilſam erwieſen. Ihre Wirkung wird unterſtützt durch die Stimme religiöſer Belehrung, welche auch in das einſame und dunkle Gefängniß dringt. Dieſe Belehrungen zeigen manchem Verbrecher, was vielleicht nie zu ſeinem Bewußtſein gekommen iſt, daß er eine geiſtige Natur hat und nicht das thieriſche Weſen iſt, das ſeine frühern Neigungen anzukündigen ſchienen. Dieſer erſte Schritt auf dem Pfade ſittlicher Beſſerung iſt ungemein wichtig; es erwacht ein neuer Ehrgeiz in dem geſunkenen Menſchen und eine Aufmunterung, deren er vorzüglich bedarf. Es iſt ein Hauptzweck der amerikaniſchen Gefangenenzucht, dieſe Regung zu erwecken. Der geiſtliche Berather und Lehrer der Gefangenen läßt es ſich angelegen ſein, die Sinnesart und die frühern Verhältniſſe jedes Sträflings zu erforſchen; er ſucht ſeine Ermahnungen den Bedürfniſſen jedes Einzelnen anzupaſſen, den Unwiſſenden zu belehren, den Gleichgültigen anzuregen, das Herz des Unbußfertigen zu rühren und den Willigen zu leiten. Die Wirkung der täglichen Morgen- und Abendandachten wird erhöht durch die ausführlichern ſonntägigen Belehrungen und durch den Einfluß der Beſprechungen mit jedem Einzelnen. Die Sonntagsſchule gibt Gelegenheit, nützliche Kenntniſſe mitzutheilen. Jeder nachtheilige Einfluß kann durch all dieſe zu Gebote ſtehenden Mittel entfernt werden. Der Grundſatz, die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften des Menſchen in Anſpruch zu nehmen und den Verbrecher als phyſiſches und geiſtiges Weſen zu behandeln, iſt das eigenthümliche Verdienſt der Gefangenenzucht, die in der neueſten Zeit ſo große Fortſchritte in Amerika gemacht hat. Die Anwendung bloßer Gewalt, die man ſo lange als das einzige Strafmittel betrachtet hat weicht nun immer mehr der Überzeugung von der höhern Wirkſamkeit eines moraliſchen Einfluſſes. In Amerika hat die Erfahrung gezeigt, daß man auch auf den verhärteten Verbrecher anders als durch bloßen körperlichen Schmerz zu wirken vermag, daß dieſer ſelten etwas Anderes als Furcht, Haß, Rachgier oder finſtere Verzweiflung erwecken kann, und daß dagegen ſelbſt auf den verhärtetſten Böſewicht durch ſittliche Mittel gewirkt, ja daß er zum Guten zurückgeführt werden kann. In den ſehr ſchätzbaren Berichten des Gefängnißvereins in Boſton werden Thatſachen mitgetheilt, die dies darthun. Aber ſelbſt die Vorausſetzung, daß der ausgelernte Böſewicht nie gebeſſert, daß die blutige Schuld nie getilgt werden könne, würde noch nicht zu der Folgerung berechtigen, daß man nicht mit Nutzen moraliſche Einflüſſe innerhalb der Mauern des Gefängniſſes anwenden könne. Einer der Männer, welche im Staate Neuyork den Auftrag zur Unterſuchung der Gefängniſſe erhielten, hatte Gelegenheit, einige Beiſpiele gänzlicher Sinnesänderung in dem Gefängniſſe zu Auburn zu beobachten. Man ſah oft Verbrecher während der Vorträge der beredten und eifrigen Prediger in der tiefſten Rührung, und einer der Geiſtlichen verſicherte, er habe ſich nie über empfänglichere Zuhörer gefreut.

Die Beſorgniß, daß die neue Gefängnißeinrichtung koſtbar ſein müſſe, iſt in Amerika nicht gerechtfertigt worden. Die frühere Einrichtung war in Beziehung auf den unmittelbaren Aufwand für die Erhaltung der Gefängniſſe zehnmal theurer. Die Arbeit der Gefangenen, die ein weſentlicher Beſtandtheil der neuen Einrichtung iſt, kann bei gehöriger Leitung ſo einträglich gemacht werden, daß ſich das Gefängniß, mit Einſchluß der Gehalte der Aufſeher, ſelbſt erhält, und in einigen Staaten hat ſich ſogar ein bedeutender Überſchuß ergeben. Mag auch der hohe Preis der Arbeit in Amerika Einfluß auf dieſes günſtige Ergebniß haben, ſo darf man doch gewiß annehmen, daß überall, wo ein arbeitfähiger Menſch ſich außerhalb des Gefängniſſes von ſeiner Arbeit zu ernähren im Stande iſt, er auch innerhalb der Mauern deſſelben davon leben kann. Man hat einen Unterſchied zwiſchen der Ertragbarkeit freiwilliger und unfreiwilliger Arbeit finden wollen; aber es iſt grade eine der Wirkungen der in Auburn eingeführten Gefangenenzucht, die Arbeit freiwillig zu machen, und man darf wol ſagen, daß es unter keinen Umſtänden, ſelbſt wo die Lockung des Gewinns am meiſten wirkt, beſſere Beweiſe eines emſigen und willigen Fleißes gibt als in gut geleiteten amerikaniſchen Gefängniſſen. Der ökonomiſche Vortheil, ſo wichtig er iſt, ſteht übrigens weit hinter dem großen Zwecke, die bürgerliche Geſellſchaft von den Gefahren zu befreien, die dem Leben und dem Eigenthum drohen, und hinter dem noch größern Zwecke, den Irrenden, den Verlorenen, den Ausgeſtoßenen auf einen beſſern Weg zu führen. Dieſe Wirkungen ſind während einer Probezeit

von zehn Jahren aus der neuen Einrichtung hervorgegangen. Sie laſſen ſich nicht nach dem Aufwand der Mittel ſchätzen, durch welche ſie hervorgebracht wurden, und wenn er noch größer wäre als bei andern Einrichtungen, ſo würde dies kein Einwurf gegen Anſtalten ſein, die ſo wohlthätig wirken.

Der glückliche Erfolg war aber vorzüglich von der Tüchtigkeit des Oberaufſehers ſowol als aller übrigen Angeſtellten abhängig. Nicht minder wichtig iſt die Einrichtung der Gefängnißgebäude, welche die vollſtändige Ausführung des Verbeſſerungsplans begünſtigen ſoll. Die Einrichtung des Gefängniſſes zu Auburn iſt in der neueſten Zeit an andern Orten nachgeahmt worden, am beſten zu Wethersfield im Staate Connecticut, wo das für 136 Gefangene eingerichtete Gebäude nach dem Anſchlage 60,000 Thaler koſtet. Dieſe Anſtalten ſind auf die Ausführung des oben angegebenen in Auburn befolgten Grundſatzes der Behandlung der Gefangenen berechnet, demſelben gemäß auch die Gefängniſſe gebaut. Ganz anders aber iſt das Gefängniß in Philadelphia und das ſpäter in Pittsburg angelegte eingerichtet. Hier wird die Trennung der Sträflinge weiter als in Auburn getrieben, indem nicht nur bei Nacht, ſondern auch bei Tage jeder Gefangene einſam in ſeiner Zelle bleiben muß und die Beſchäftigung als ein Belohnungsmittel betrachtet wird; doch hat man in der neueſten Zeit angefangen, die Sträflinge in ihren Zellen arbeiten laſſen. Dadurch ward einem Übel der früheren Einrichtung abgeholfen, aber manche anſtrengende Arbeiten können in der Einſamkeit nicht ausgeführt werden, wodurch ein Vortheil für den Geſundheitszuſtand der Gefangenen verloren geht, weshalb denn auch wol in den letzten Jahren die Sterblichkeit in Philadelphia in einem ungünſtigern Verhältniſſe (faſt 6 Procent) ſich zeigte als in Auburn und Wethersfield, wo ſie nur halb ſo hoch ſtieg.

Wir gehen nun zur Beſchreibung des Gefängniſſes zu Philadelphia über, des nach dem urſpünglichen Plane gegen 700,000 Thlr. koſten wird. Dieſes merkwürdige Gebäude, das im J. 1821 begonnen wurde und noch nicht vollendet iſt, liegt auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt. Es bildet mit ſeinen Höfen und Nebengebäuden ein regelmäßiges Viereck. Die Höhe der Ringmauer, welche das Ganze, ungefähr einen Flächenraum von 12 Morgen, umgibt, beträgt 30 Fuß. In dem Hauptgebäude befinden ſich die Wohnungen der Angeſtellten, die Küchen und Speicher, die Geſchäftszimmer, Krankenzimmer und die Apotheke. Die Gebäude des erſten Hofes enthalten Gemächer zum Reinigen und Einkleiden der Gefangenen; erſt im zweiten Hofe befindet ſich die Gefängnißanſtalt ſelbſt. Sämmtliche ſieben, größtentheils noch unvollendete Gänge, welche zu den einzelnen Gefängniſſen führen, gehen von einem einzigen thurmähnlichen Wachhauſe aus, in welchem die Aufſeher wohnen. Auf beiden Seiten jeden Ganges befinden ſich die ein Stockwerk hohen Zellen, und die Gänge ſelbſt ſind ſo gebaut, daß man das leiſeſte Geräuſch in der Zelle ſogleich von außen vernehmen kann. Unter den Gängen befinden ſich die Waſſerleitungen, von welchen aus in jedes einzelne Gefängniß Röhren geleitet ſind. Die Zellen ſind gedielt, erhalten ihr Licht alle von oben, und werden im Winter durch Dampfröhren geheizt. Die Geräthſchaften jeder Zelle beſtehen in einer eiſernen Bettſtelle mit Pfühl, Matratze und Decke, einem Tiſch, einem Stuhl und einem Nachtgeſchirr, welches durch die unterirdiſchen Röhren gereinigt wird. In der Thüre befindet ſich eine Klappe, durch welche dem Gefangenen das Eſſen gereicht wird. Jede Zelle hat einen kleinen hochummauerten Hof, wo der Sträfling täglich auf kurze Zeit freie Luft genießt. Zu dieſen weitläufigen Gefängnißräumen führt an der Vorderſeite des Hauptgebäudes nur ein einziger Eingang, der durch ein eiſernes Fallgitter und doppelte, mit eiſernen Spitzen verſehene Thorflügel verwahrt wird. Mittels einer künſtlichen Vorrichtung kann der Pförtner dieſe ſchwerfälligen Flügel leicht durch einen einzigen Zug öffnen. Die höchſte Reinlichkeit und Ordnung herrſchen im Innern der Anſtalt. Sobald ein Verbrecher ankommt, wird er aufgezeichnet und erhält außer ſeinem wirklichen Namen noch einen beſondern Hausnamen. Darauf wird er eingekleidet und ihm eine Zelle angewieſen. So lange ſeine Strafzeit dauert, bewohnt er dieſe allein, und ſieht nie einen Mitgefangenen. Selbſt der Aufſeher ſpricht mit ihm während der erſten Zeit ſeines Aufenthalts kein Wort; Bibel und Geſangbuch werden ihm gereicht, wenn er ein aufrichtiges Verlangen danach zeigt. Die Koſt in den Gefängniſſen iſt nahrhaft und gut. Zum Frühſtück erhält der Gefangene Brot und Milch, des Mittags ein halbes Pf. Fleiſch mit Suppe und Gemüſe, des Abends Brot mit Syrup. Bei vorkommenden Widerſpenſtigkeiten ſind Schmälerung der Koſt und Entziehung der Arbeit die einzige Strafe. Körperliche Züchtigungen finden nie ſtatt. Die Arbeiten der Sträflinge beſtehen jetzt nur im Weben und Schuhmacherarbeit; man beabſichtigt jedoch, ſie immer mehr zu vervielfältigen. Wer dieſe Arbeiten nicht verſteht und Verlangen nach Beſchäftigung zeigt, wird in der einen oder der andern unterrichtet. Unkundige erhalten auch Unterricht im Leſen, aber nie im Schreiben.

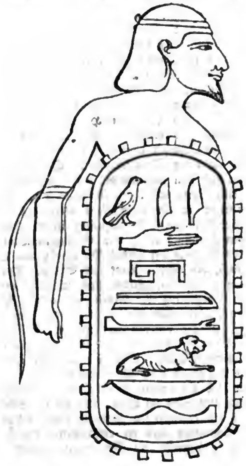
Über die gegenſeitigen Vorzüge dieſer beiden Gefängnißeinrichtungen und die verſchiedenen Gefangenenzucht ſind in Amerika die Meinungen getheilt. Eine längere Erfahrung wird darüber entſcheiden. So viel geht aus den mitgetheilten Angaben hervor, daß der in Philadelphia angenommene Plan koſtbarer iſt als die andere Einrichtung, und nach allen Nachrichten iſt der Arbeitsertrag dort geringer als in Auburn. Auch können in der Anſtalt zu Philadelphia, die, in Übereinſtimmung mit dem Grundſatze ſtrenger Einſperrung, keinen Betſaal hat, keine öffentlichen Andachtsübungen ſtattfinden, welche, wie wir gehört haben, in Auburn für die Beſſerung der Sträflinge ſo wirkſam ſind.

Rehabeam, König von Juda.

Im zweiten Buche der Chronik Cap. 12 leſen wir, daß der König Siſak von Ägypten Jeruſalem unter der Regierung Rehabeam's bekriegte und es zinsbar machte, nachdem er den Tempel geplündert hatte. Bei den Geſchichtſchreibern der Griechen und Römer finden wir davon keine Spur, da ſie einer viel ſpätern Zeit angehören, und ſo fehlte es uns an aller Beſtätigung dieſer Angabe, bis ſie ſich in der neueſten Zeit gefunden zu haben ſcheint. Der franzöſiſche Gelehrte Champollion will in den Trümmern zu Karnak in Ägypten einen Pharao Scheſchonk entdeckt haben, der einen Palaſt baute, auf deſſen Mauern ein großer Triumphzug zu ſehen iſt. Der Pharao führt hier die Fürſten von beinahe 30 beſiegten Völkern dem Götterbilde vor, dem er ſeine Huldigungen bringt, und unter dieſen Geſtalten ſieht man auch eine, welche hier abgebildet iſt. Die Schrift auf der Vorderſeite deutete Champollion: Jondaha Malek, d. h. der König der Juden. Da Rehabeam der einzige jüdiſche König war, welcher von Siſak beſiegt war, ſo dürfte es nicht unwahrſcheinlich ſein, daß wir hier ein Bild-

Digitized by Google

niß von demſelben haben; denn es iſt mindeſtens viel Originalität darin, und die jüdiſche Nationalphyſiognomie zu getreu und originell ausgedrückt, um auch in



Rehabeam, König von Juda.

dieſen Umriſſen verkannt werden zu können. In jedem Falle würde das Bild ſchon aus dem letztern Grunde Werth haben: denn allerdings iſt das Leſen der Hieroglyphen viel zu unſicher, um die gegebene Erklärung für untrüglich zu halten.

Der lindenblätterige Hibiscus (Hibiscus tiliaceus).

Man ſieht es dieſem Gewächſe gleich an, daß es mit den Malven verwandt iſt, welche bekannt genug ſind, ſowie auch eine andere hierher gehörige Pflanze, die unter dem Namen der chineſiſchen Roſen wegen ihrer ſchönen rothen Blüten häufig von Blumenliebhabern gepflegt wird. Alle Gewächſe dieſer Gattung ſind in der alten Welt zu Hauſe, und nur einige ihres Nutzens wegen auch in die neue verpflanzt. Eine Art, welche ſich in unſern Gärten von ſelbſt ausſäet, iſt ausgezeichnet durch ihre blaſenähnlich aufgeblähten Blütenkelche und die ſchöne ganz blaßgelbe, am Grunde dunkelviolette Blume, in deren Mitte der orangengelbe Griffel mit den Staubfäden ſchön abſticht. Die hier abgebildete Art aus Oſtindien hat eine große, ſchöne, außen gelbe, innen rothe Blüte, welche, wie bei andern Arten, nur kurze Zeit dauert und während der Nacht abfällt, dem Stamme aber, der etwa 18 Fuß hoch wird, um ſo mehr zur Zierde gereicht, als ihre Farbe ſchön von den grünen, ſammetartigen, ſechs Zoll langen Blättern abſticht und die Pflanze das ganze Jahr hindurch faſt immer Blüten hat. Vor den Häuſern, ſelbſt in den Städten, wird der Hibiscus wegen ſeines Schattens häufig angepflanzt und zu Lauben gezogen, auch zur Einfriedigung von Gärten und Feldern häufig benutzt, ſowie die

Der lindenblätterige Hibiscus.

Blätter zur Ausſchmückung von Frucht- und Blumenkörben. Auch das Holz, das weiß und leicht iſt, wird vielfach, vorzüglich aber als Arznei, ſowie ebenfalls die Wurzel wegen ihres Schleimgehaltes, gebraucht. Auch der Baſt wird, gleich dem Weidenbaſt, zu Stricken u. ſ. w. verwendet.

Die Korbtrompetenblume (Bignonia aequinoctialis).

Die Trompetenblumen oder Bignonien ſind Gewächſe aus den heißen Erdſtrichen, welche bald Bäume, bald Sträucher bilden, bald auch als Rankengewächſe erſcheinen. Die Blüten ſtehen oft in großen Trauben beiſammen, und ihre meiſt gelbe oder rothe Farbe empfiehlt

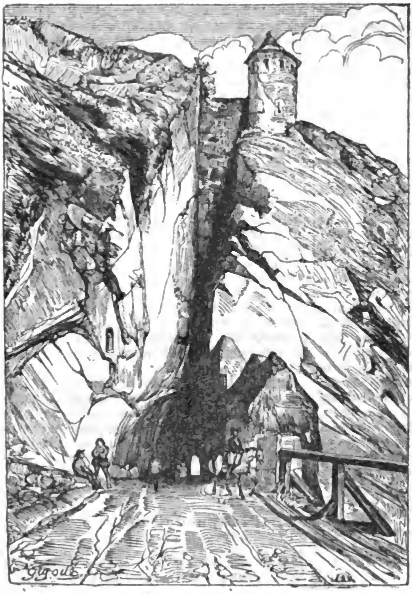
Die Korbtrompetenblume.

Digitized by Google

dieſe Gewächſe als Zierden der Treibhäuſer und Blumengärten um ſo mehr, als manche unter ihnen auch bei uns recht gut im Freien ausdauern. Diejenigen derſelben, welche ſchwache rankende Stengel, auch wol an dieſen noch beſondere Ranken, gleich unſern Reben, haben, mit denen ſie ſich an benachbarte Gegenſtände anheften, bilden einen Theil der von den Reiſenden in heißen Ländern, namentlich in Südamerika, ſo oft erwähnten Schlingpflanzen, welche die dortigen Wälder ſo ungangbar machen, daß man ſich Wege nur durch Aushauen und Abſchneiden der Ranken bilden kann. Auch die auf der umſtehenden Seite abgebildete Art iſt eine ſolche Schlingpflanze. Sie iſt in Weſtindien und Cayenne einheimiſch, findet ſich aber häufig ihrer ſchönen Blüten wegen in unſern Gewächshäuſern. In ihrem Vaterlande benutzt man ihre zähen Stengel häufig zu allerhand Flechtwerk, namentlich zu Körben.

Das Felſenthor bei Beſançon.

An Denkmälern aus den Zeiten der Römer iſt, nächſt Italien und Griechenland, kein Land reicher als Frankreich, das alte Gallien. Hierher brachten 100 Jahre v. Chr. Geb. die ſiegreichen Römer ihre Sprache, Sitte, Geſetze, Religion und Bildung, beherrſchten fünf Jahrhunderte lang das Land und verewigten ihren Ruhm durch unzählige Denkmäler, die ſeit achtzehn Jahrhunderten der Zeit und den Elementen trotzten. Einige der ſchönſten und großartigſten Überreſte jener Zeit findet man in der Umgegend von Beſançon, im heutigen Departement des Doubsfluſſes, und ſchon dieſer Fluß hat geſchichtliches Intereſſe. Ihm verdankte Beſançon den Namen Chryſopolis (Goldſtadt), wie es die Griechen, die Gründer von Maſſilia, dem heutigen Marſeille, nannten. Zur Zeit der Gallier nämlich war der Doubs reich an Goldſand. Zwar fließt er noch in demſelben Bette, auch zeigt der Uferſand noch heute einen ungewöhnlichen Glanz; doch der Goldgehalt mag ſehr gering ſein, da man es nicht der Mühe werth erachtet hat, Wäſchen anzulegen. Mehr aber als den Fluß bewundert man die Überreſte römiſcher Baukunſt, die ſich um Beſançon vorfinden. Nahe vor der Stadt erheben ſich die Trümmer eines Triumphbogens. Sie verkünden, daß hier Cäſar den Arioviſt, den mächtigen König der Deutſchen, ſchlug, weil er es wagen konnte, ſich gegen Roms Oberherrſchaft aufzulehnen. Kaum konnte der Beſiegte, wie die Geſchichte erzählt, Freiheit und Leben retten. Zwei ſeiner Weiber kamen auf der Flucht um, eine ſeiner Töchter fiel in der Schlacht und die andern wurden gefangen in des Siegers Hände überliefert. Das zweite und unſtreitig das großartigſte Denkmal der Römerzeit iſt das Felſenthor, durch welches man von der Schweiz her in das reizende Thal von Beſançon tritt. Der Berg, durch welchen es führt, heißt der Citadellenberg und bildet die äußerſte Schutzmauer für die Stadt von der einen Seite, während der Doubs den größten Theil derſelben halbmondförmig ſo umſpült, daß jeder Zugang ihr verſperrt wird, und man entweder über die Brücke oder durch jenes Felſenthor gehen muß. Zur Römerzeit hatte dieſes Thor eine andere Beſtimmung. Anfangs führte durch daſſelbe eine Waſſerleitung von Acier nach Beſançon. Später erſt, vielleicht lange nach den Römern, hat man das Felſengewölbe erweitert und die Verbindungsſtraße nach der Schweiz, welche früher über den Berg führte, da, wo er nach der Flußſeite hin am wenigſten ſteil ſich erhebt, hierher verlegt. Wahrſcheinlich geſchah dies zu der Zeit, wo Beſançon anfing als Feſtung Bedeutung zu erhalten, und wo ſich das Felſenthor weit leichter vertheidigen ließ, als jener freie Zugang. Bedenkt man aber, daß jenes Thor durch einen Berg gehauen werden mußte, der einen einzigen ungeheuern Felſen bildet, und daß man dieſe Rieſenarbeit durch Inſtrumente vollendete, die, wenn auch noch ſo vollkommen, unſer Pulver beiweitem nicht erſetzen konnten, ſo muß man den gewaltigen Willen der Römer bewundern, dem ſelbſt die Elemente gehorchen mußten. Auch von jener Waſ-



Das Felſenthor bei Beſançon.

ſerleitung ſind noch bedeutende Überreſte vorhanden, die an Feſtigkeit und Regelmäßigkeit ihres Gleichen ſuchen. Von den Feſtungswerken, welche ſchon Cäſar, bewogen durch die vortheilhafte Lage der Stadt, auf dem Citadellenberge anlegte, finden ſich jetzt keine Spuren mehr. Wahrſcheinlich wurden die letzten Reſte vernichtet, als Ludwig XIV. Beſançon durch Vauban zu einer Feſtung erſten Ranges erhob. Der über dem Felſenthore ſtehende Thurm iſt nach Vauban's Angabe erbaut und für eine Beſatzung von 100 Mann eingerichtet, die bei Belagerungen dieſe Felſenpforte vertheidigten.

Japan.

Die Wunder des Morgenlandes ſind noch nicht erſchöpft und die Herrlichkeit deſſelben iſt noch beiweitem nicht in ihrem vollen Umfange uns bekannt geworden, das beweiſt jeder neue Schritt, welchen die fleißige Forſchung vorwärts thut in dem alten Zauberlande, wo die Wiege der Menſchheit ſtand und der Baum der Erkenntniß zuerſt keimte, Wurzel ſchlug und Früchte trug, Beides zum Heil wie zum Verderben; noch immer kommt von Sonnenaufgang Neues und Wunderbares, und die ſpäter geborenen Kinder unſerer alten Muttererde, Amerika und der Archipel der Südſee, dürften leichtlich eher und genauer erkannt und gewürdigt werden, als es gelungen ſein wird, der alten Aſia den Schleier zu entreißen, in welchem ſie ſich ſo lange ſchweigend gehüllt und in den die Sagen und Geſänge gewebt ſind, die uns die älteſte Kunde bringen von der Vermählung des Unendlichen mit dem Endlichen, von der Schöpfung der Welt und von dem erſten Träumen und Lallen der Menſchenkinder. Ja, Aſien iſt und wird noch lange das Land der Wunder, der Räthſel ſein, um ſo mehr und um ſo länger, als die Eiferſucht grade ſeiner intereſſanteſten Völkerſchaften ein weiteres Vordringen der Europäer und ihre nähere Bekanntſchaft mit hartnäckiger Conſequenz und Beharrlichkeit zu vermeiden bemüht iſt. Indeß für den ſtrebenden Menſchengeiſt gibt es ja — Gott ſei Dank! — keine chineſiſchen Mauern, und der rechte und würdige Forſchungstrieb, welcher in die Erweiterung der Wiſſenſchaft ſein hohes, lohnendes Ziel ſetzt, ſpottet aller Drohungen und Gefahren, wenn er einmal erwacht und zu männlicher Reife und Klarheit entwickelt iſt. Zeugen für die Wahrheit dieſer Behauptung ſtellen alle Zeiten uns auf; einer der jüngſten iſt der Ritter von Siebold, ein Deutſcher, aus Würzburg gebürtig, durch eignes Verdienſt, wie durch den wiſſenſchaftlichen Ruhm ſeiner Familie geadelt, aus deſſen in den Jahren 1823—30 unternommenen Reiſe nach dem ſo wenig bekannten Japan oder Nippon wir unſern Leſern nach Maßgabe der Erſcheinung des herrlichen Prachtwerkes, in welchem er die geſammelten Reiſeſchätze niederzulegen gedenkt, von Zeit zu Zeit Einiges mittheilen werden; denn neben dem ſtreng Wiſſenſchaftlichen findet ſich darin auch des allgemein Intereſſanten ſo Vieles, daß wir durch auszügliche Berichte den Dank auch des größern Publicums zu verdienen hoffen.

I. Name, Lage und Größe des japaniſchen Reiches.

Japan wird von ſeinen Einwohnern Nippon oder auch Niffon genannt. Nitſi oder Nitſu bedeutet Sonne, Hon oder Fon iſt Urſprung. Aus beiden bildet ſich durch eine Veränderung, die bei der Zuſammenſetzung auf Regeln der Ausſprache ſich gründet, der Name Nippon, Niffon, deſſen Bedeutung alſo Aufgang der Sonne iſt. In der Mundart der Prieſterſprache wird das Wort Zippon ausgeſprochen, woraus die engliſche Benennung Japan (Tſchápán) entſtanden iſt. In der rein japaniſchen und in der Dichterſprache heißt Japan Hinomodo, welches dieſelbe Bedeutung wie Nippon hat. Die Mythologie, und nach dieſer die Dichter, legt Japan noch vielerlei Namen bei; hier ſei blos die Benennung Jamato, Bergland, berührt, welche noch gegenwärtig im Gebrauche iſt. Der Name Nippon bezeichnet auch insbeſondere die größte der japaniſchen Inſeln, und Jamato jene Landſchaft auf Nippon, in welcher die alte Hauptſtadt der Mikado oder Erbkaiſer ſich befindet. Der ganze Umfang des japaniſchen Reiches heißt bei den Eingeborenen Dainippon, d. i. das große Nippon.

Erſt mit Ende des vorigen und Anfange des laufenden Jahrhunderts wurde uns die geographiſche Lage und die Größe des japaniſchen Landes genauer bekannt, wozu die Japaner ſelbſt wol das Meiſte beigetragen haben. Das eigentliche Japan aber beſteht aus den drei großen Inſeln Nippon, Kiuſiu und Sikok, und aus einer ſehr großen Anzahl größerer und kleinerer Inſeln und Felſen. Rechnet man die Nebenländer dazu, als die Inſel Jeßo mit den ſüdlichen Kurilen, den ſüdlichen Theil der Inſel Krafto und die Gruppe der Munininſeln; fügt man von den Schutzländern die Liukiuinſeln bei, deren nördliche Gruppe größtentheils von Japanern ſelbſt bewohnt iſt, ſo erſtreckt ſich das japaniſche Reich von 123° 23′—150° 50′ öſtl. Länge und von 24° 16′ bis etwa 50° nördl. Breite. Dieſe großen und kleinen Inſeln werden unter ſich von zahlreichen Meerengen und Sunden durchſchnitten und vom feſten Lande, von Aſien, getrennt. Bei all dieſer Zerſtückelung umfaßt das japaniſche Reich mit Einſchluß der erwähnten Neben- und Schutzländer noch einen ſehr anſehnlichen Flächenraum. Dieſer konnte jedoch bis jetzt blos annäherungsweiſe berechnet werden; ſeit einigen Jahrzehnden aber haben die Japaner ſelbſt, mit unſern europäiſchen Wiſſenſchaften vertrauter geworden, richtigere Karten von ihrem Lande zu verfertigen geſucht und nach dieſen läßt ſich der Flächeninhalt der größern Inſeln Japans mit ziemlicher Gewißheit beſtimmen. Auch haben die Japaner von den größern Inſeln den Umfang gemeſſen und mit bewunderungswürdiger Geduld und Pünktlichkeit eine Aufzählung der geſammten Inſeln, groß und klein, der Felſen und ſichtbaren Klippen ihres ſo weit ausgebreiteten Inſelreiches gemacht. Erſteres, ſo unzuverläſſige Reſultate es auch immer bei oft ſo zerriſſenen Küſten liefern kann, verſchafft uns dennoch einen guten, oberflächlichen Überblick der verhältnißmäßigen Größe der Inſeln unter ſich, und Letzteres gibt uns ein recht deutliches Bild der großen Erdrevolutionen, aus welchen dieſes Labyrinth von nicht weniger als 3850 Inſeln und Felſen hervorgegangen iſt. Dieſe faſt unglaubliche, ohne Zweifel aber beſtehende Anzahl einzelner kleinen Theile iſt es grade, welche den wahren Flächeninhalt des ganzen Reiches noch immer nur annäherungsweiſe angeben läßt. Nach den neueſten japaniſchen Karten berechnet beläuft ſich derſelbe auf 5720 □M.

(Fortſetzung folgt in Nr. 111.)

Die Piazza del popolo und die Obelisken in Rom.

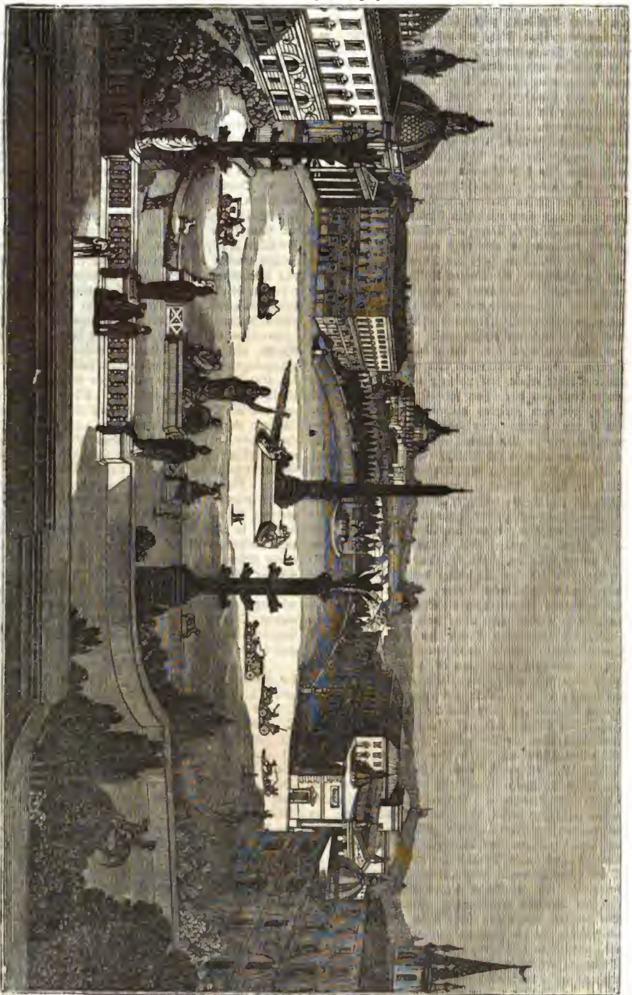
Der Reiſende, der aus dem nördlichen Europa zu der ewigen Stadt kommt, empfängt gleich bei ſeinem Eintritt einen tiefen und unvergeßlichen Eindruck, wenn der große Freiplatz, Piazza del popolo (Volksplatz),

Digitized by Google

den unſere Abbildung zeigt, ſeine Blicke feſſelt. Rom hat andere größere Plätze mit ſchönen Obelisken, mit prächtigen Springbrunnen, herrlichen Kirchen, glänzenden Paläſten und großartigen Überreſten des Alterthums, und alle machen eine um ſo ergreifendere Wirkung, da die meiſten Straßen der Stadt, die dahin führen, eng und krumm ſind; aber weil der Fremde auf der Piazza del popolo den erſten Anblick jener Denkmale verſchiedener Zeitalter genießt, wird hier ſein Gemüth ſo lebhaft bewegt. Auf dem Wege über das alte Marsfeld verſchließen ihm hohe Mauern meiſt die Ausſicht, bis er vor der Porta del popolo (Volksthor) ſteht. Es iſt dies ein Werk des großen Baumeiſters Michael Angelo, macht aber keineswegs einen mächtigen Eindruck. Der Künſtler mußte vier Säulen, Überreſte des Alterthums, zur Verzierung benutzen, die aber nicht groß genug für die in dem Riſſe angegebene Höhe des Thores waren, und er ſah ſich genöthigt, die übrigen Theile des Bauwerkes über das richtige Verhältniß zu erheben, wodurch das Ganze an Großartigkeit verlor, wie es immer geſchieht, wenn die Zeichnung, ſtatt als Vorſchrift zu gelten, ſich nach den Bauſtoffen richten ſoll. Sobald wir durch das Thor gegangen ſind, treten wir auf den großen Freiplatz, einen der belebteſten Stadttheile. Ein ägyptiſcher Obelisk erhebt ſich prächtig in der Mitte. In grader Linie von hier öffnet ſich die große Straße, der Corſo, die vom Freiplatz nach dem Capitol in einer Länge von beinahe einer halben Stunde ſich hinausdehnt und in das Innere der Stadt führt. Auf allen Seiten erheben ſich Paläſte und Kirchen. Rechts wölbt ſich der mächtige Dom der Peterskirche, links liegt der Monte Pincio, der vor dem Freiplatze in Terraſſen ſich erhebt. Unſere Abbildung iſt von dieſer Anhöhe genommen. Jene Terraſſen, die Statuen, die Schiffſchnäbelſäulen, bilden den Vorgrund des Bildes; alles Werke der neuern Zeit. Der Obelisk zieht zuerſt unſern Blick an. Er iſt eine der zwölf Granitmaſſen, die ſeit der Regierung des Kaiſers Auguſtus aus Ägypten nach Rom kamen, in den Zeiten aber, wo barbariſche Kriegerhorden die Stadt überſchwemmten, umgeſtürzt wurden und unter dem Schutte begraben lagen, bis verſchiedene Päpſte zur Verſchönerung der neuern Stadt ſie wieder aufrichten ließen. Der Schaft des Obelisks auf der Piazza del popolo iſt 78 Fuß hoch, aber nicht mehr ganz, ſondern vor der Wiederaufrichtung in drei Stücke zerbrochen. Die Höhe des ganzen Obelisks mit dem Unterbau beträgt gegen 116 Fuß. Die Seiten ſind mit Hieroglyphen bedeckt, die zum Theil durch die Zeit gelitten haben. Dieſer Obelisk wurde 1589 auf Befehl des Papſtes Sixtus V. aufgerichtet, welcher der erſte unter den Päpſten war, der dieſen prächtigen Denkmalen des Alterthums ſeine Aufmerkſamkeit widmete. Vorher hatte er drei andere wieder aufrichten laſſen, einen vor der Peterskirche, den andern vor der Kirche Maria Maggiore, den dritten auf dem Platze vor dem Lateran. Die Errichtung des über 83 Fuß hohen Obelisks vor der Peterskirche, die 1586 vollendet wurde, war mit großen Schwierigkeiten verbunden, da der Schaft unzerbrochen war und keine früheren Verſuche Erfahrungen geliefert hatten. Die Berichte der Zeitgenoſſen über dieſes Unternehmen ſind merkwürdig für die Geſchichte der angewandten Mechanik, und zeigen uns, wie weit die neuere Zeit in der Benutzung der bewegenden Kräfte fortgeſchritten iſt, wenn wir uns an die Leichtigkeit erinnern, mit welcher in unſern Tagen ein Obelisk von Luxor in Ägypten nach Paris geſchafft wurde, oder an die in Nr. 83 des Pfennig-Magazins beſchriebene Aufrichtung der Alexanderſäule in Petersburg. Mehre neuere Schriftſteller haben die großen Zurüſtungen zu jenem Unternehmen mit der Aufrichtung des Obelisks auf der Piazza del popolo verwechſelt, welcher als eine zerbrochene Maſſe weit leichter auf die Unterlage gehoben werden konnte. Als Sixtus V. die Wiederaufrichtung des Obelisks vor der Peterskirche beſchloſſen hatte, vergingen drei Jahre unter den nöthigen Vorbereitungen. Der römiſche Hof erließ Auffoderungen an Gelehrte in ganz Europa, und aus vielen Ländern wurden von Baumeiſtern und Mathematikern Plane eingeſendet. Endlich erhielt der Baumeiſter Domenico Fontana den Auftrag, das Werk zu vollführen. Der Tag der Errichtung wurde mit großer Feierlichkeit angekündigt. Nach dem Gottesdienſte in der Peterskirche empfingen der Baumeiſter und ſeine Gehülfen den päpſtlichen Segen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Maſchinen durch eine große Anzahl von Menſchen und Pferden in Bewegung geſetzt, aber erſt nach 52 erfolgloſen Verſuchen wurde die mächtige Maſſe aufgerichtet und erhob ſich in der Luft. In dieſem Augenblicke erſcholl das Freudengeſchrei der Zuſchauer, das Geſchütz der Engelsburg donnerte und das feſtliche Geläute aller Glocken ertönte. Nach dem gleichzeitigen Berichte über Fontana's Unternehmen wurden 160 Pferde und 800 Menſchen gebraucht, um die Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Oben auf der ungeheuern Maſchine, die das Anſehen einer Burg hatte, ſah man einen Trompeter und eine große Glocke. Auf ein Zeichen des Baumeiſters ſchmetterte die Trompete, worauf Menſchen und Pferde das Hebewerk in Bewegung ſetzten, und wenn ausgeruht werden ſollte, ertönte die Glocke. Nur auf dieſe Weiſe, ſagt der Berichterſtatter, konnte man die Befehle des Baumeiſters verſtändlich machen; hätte die menſchliche Stimme die Arbeit leiten wollen, ſo wäre es nicht möglich geweſen, Unordnung zu vermeiden, denn das Getöſe glich dem Donner oder einem Erdbeben, ſo groß war das Krachen und Dröhnen der Maſchine, die eine ſo ſchwere Maſſe erheben ſollte. Dieſelbe Maſchine, nur verkleinert und mit verminderter Kraftanwendung, benutzte Fontana, die drei andern Obeliske aufzurichten, und die gleichzeitigen Berichterſtatter ſagen ausdrücklich, daß nach dem erſten großen Unternehmen die ſpätere Arbeit leichter geweſen ſei.

Der Obelisk auf der Piazza del popolo iſt nächſt den beiden vor der Peterskirche und dem Lateran der größte der in Rom aufgerichteten. Die Seiten des Schafts ſind von ungleicher Breite; auf der Nord- und Südſeite unten 7 Fuß 10 Zoll, am Gipfel 4 Fuß 10 Zoll, auf den beiden andern Seiten unten 6 Fuß 11 Zoll, oben 4 Fuß 1 Zoll breit. Die nördliche Seite zeigt Spuren einer Beſchädigung durch Feuer. Dieſer Obelisk iſt einer von den beiden, die Auguſtus nach Rom bringen und im Circus aufrichten ließ. Nach der Angabe alter Schriftſteller ward der Schaft um die Zeit, als der griechiſche Philoſoph Pythagoras Ägypten beſuchte, verfertigt und würde daher über 2000 Jahre alt ſein. Das Alter dieſer Obeliske, ihre wundervolle Heimat, die Geſchichte ihrer Fortſchaffung nach Europa durch die römiſchen Welteroberer, ihr Umſturz durch die kriegeriſchen Schwärme, die ſeit dem 5. Jahrhundert Rom überwältigten, ihre Wiederaufrichtung durch die Päpſte, die zahlloſen Schickſalswechſel, die verhängnißvollen Umwandlungen, deren ſtumme Zeugen ſie waren, ſeit ſie zuerſt im Circus, auf dem Marsfelde und andern Plätzen der alten Weltſtadt aufgerichtet wurden — all dies knüpft ergreifende Erinnerungen an dieſe großartigen Denkmale.

Digitized by Google



Die Piazza del Popolo in Rom.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

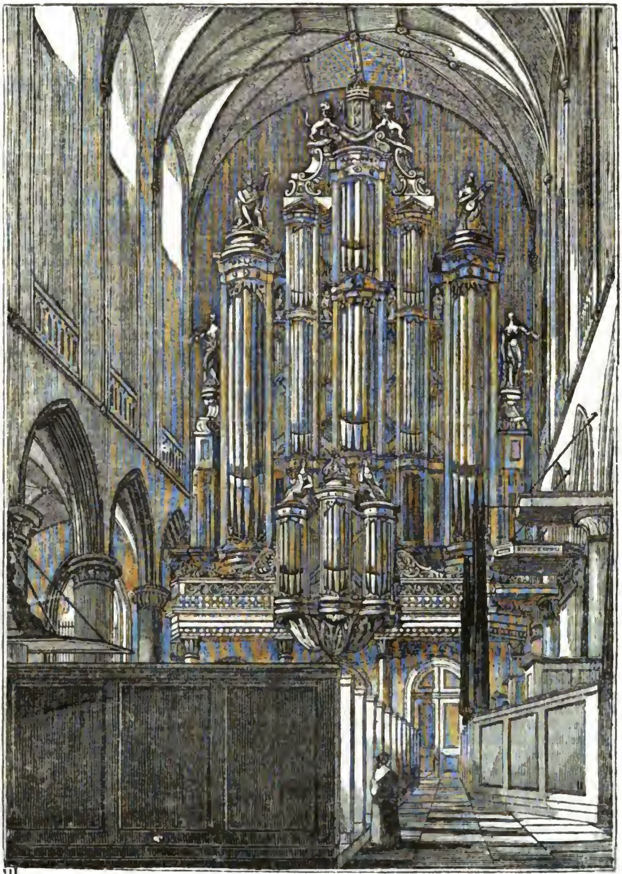
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

111.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Mai 16, **1835.**

Die Orgel zu Harlem.



Digitized by Google

Die Orgel zu Harlem und über die Geſchichte und Erfindung der Orgeln überhaupt.

Die im Jahre 1738 von dem Orgelbauer Müller in Amſterdam erbaute Orgel in der Hauptkirche zu Harlem, deren Anſicht unſere Abbildung zeigt, iſt eines der berühmteſten Werke dieſer Art. Sie hat 8000 Pfeifen und 60 Stimmen oder Regiſter, d. h. Pfeifenreihen. Vorzüglich berühmt iſt das Regiſter, welches man die Menſchenſtimme (vox humana) nennt, das aber bei den meiſten Orgeln unbrauchbar und nur ein mislungener Verſuch iſt. Der engliſche Muſikkenner Burney ſagt in ſeiner Schrift „Über den Zuſtand der Muſik in Deutſchland und den Niederlanden", er habe dies auch in Harlem beſtätigt gefunden, und obgleich die Stimme in ihrer Art ſehr gut und die Orgel überhaupt ein treffliches Werk ſei, ſo könne jenes Regiſter doch ebenſo wenig als jedes andere, das er je gehört habe, auch nur für eine annähernde Nachahmung der menſchlichen Stimme gelten. Übrigens iſt die Orgel in Harlem nicht das größte der bekannten Werke, wie man wol behauptet hat. Dieſer Rang gebührt der Orgel in der Peterskirche zu Rom, die 100 Stimmen hat. Unter den übrigen berühmten Orgeln nennen wir die in der Nicolaikirche zu Hamburg mit 80 Regiſtern, 1586 von Schnittler erbaut; die im Dom zu Halberſtadt und in Rothenburg an der Tauber, auf welcher drei Organiſten gleichzeitig ſpielen können; die im Dom zu Köln (1572 erbaut und 1818 erneut); in der Peter-Paulskirche zu Görlitz (von 1697); in der Garniſonskirche zu Berlin; im Dom zu Magdeburg; in der Stiftskirche zu Stuttgart (urſprünglich 1750 für die ehemalige Benedictinerabtei Weingarten erbaut); in der Michaeliskirche zu Hamburg; in der katholiſchen Hofkirche zu Dresden (Silbermann's ſchönſtes Werk); und unter den neueſten ſind auszuzeichnen die Orgeln in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, von Walch in Ludwigsburg, und die zu Perleberg, 1831 von Fr. Wilke in Neuruppin gebaut. Ein prächtiges Orgelwerk ward in den letzten Jahren zu Birmingham in England erbaut.

Wir wollen dieſe Gelegenheit ergreifen, unſere Leſer über den Urſprung und die Geſchichte des kirchlichen Gebrauches der Orgel zu unterhalten.

Der Name Orgel ſtammt von einem griechiſchen und einem daraus gebildeten lateiniſchen Worte, das früher zur Bezeichnung aller muſikaliſchen Inſtrumente diente, in ſpätern Zeiten aber beſonders von Blasinſtrumenten gebraucht ward, und in der engſten Bedeutung das großartige aus mehren Blasinſtrumenten zuſammengeſetzte Werk bezeichnet, das in unſern Kirchen den Chorgeſang leitet. Der Urſprung der Orgel geht in das entfernteſte Alterthum zurück. Sie entſtand aus der Verbindung mehrer einfachen Pfeifen, die ſchon den griechiſchen Hirten bekannt war. Dieſe aus Rohr gemachten Pfeifen — die Syrinx — waren mit Wachs aneinander gefügt, eine kleiner als die andere, oben von gleicher Höhe, an den untern Enden eine ſchiefe Linie bildend. Später vermehrte man die Zahl der Pfeifen von 7 bis auf 21; an die Stelle der ſchlichten Rohrhalme traten kunſtvollere Pfeifen, die durch Ringe verbunden wurden. Zufällige Umſtände mochten zu der Bemerkung führen, daß man, um die Lunge zu ſchonen, den Pfeifen auf andere Weiſe Töne entlocken könnte, da es wol nicht lange unbekannt geblieben iſt, daß man Luft in ein Behältniß einſchließen und theilweiſe durch größere oder kleinere Öffnungen wieder herauslaſſen und an gewiſſe Orte hinleiten kann. Wendete man dieſe Beobachtung auf die verbundenen Pfeifen an, ſo bediente man ſich anfänglich eines ledernen Schlauches und drückte die darin befindliche Luft mittels des Armes in die Pfeifen. Auf dieſe Weiſe aber würden alle Pfeifen auf einmal getönt haben, und man mußte daher nur entweder eine einzige Pfeife anwenden, oder ein Mittel finden, aus ihr allein ſo viele Töne herauszubringen, als man vorher durch mehre erhalten hatte. Es war ſchon bekannt, daß eine längere Pfeife einen tiefern, eine kürzere einen höhern Ton gibt, und es kam nur darauf an, einer einzelnen Pfeife eine ſolche Einrichtung zu geben, daß man verſchiedene Töne hervorbringen konnte. Dies gelang, indem man Löcher anbrachte, die man mit den Fingern ſchloß oder öffnete, um ebenſo viele Töne auf einer einzigen Pfeife zu erhalten als ſie Löcher hatte. Eine ſolche Pfeife ſteckte man in einen ledernen Schlauch, drückte die Luft in dieſelbe, gebrauchte die Finger zur Öffnung oder Verſchließung der Löcher und ſo war die Sackpfeife oder der Dudelſack erfunden. Ging man weiter auf dem Wege, den dieſe Entdeckung gebahnt hatte, ſo mußte man bald auf die Erfindung eines Inſtruments kommen, das ſeinem Weſen nach eine Orgel war. Man konnte den Schlauch in einen hölzernen Kaſten verwandeln, die Pfeifen mit Löchern wieder aufgeben und zu den urſprünglichen Hirtenpfeifen zurückkehren, jede einzelne Pfeife in ein auf dem obern Theile des Kaſtens angebrachtes Loch ſtecken, unter dieſen Löchern Schieber anbringen, um den Eingang in die Pfeifen zu verſchließen oder zu öffnen und auf verſchiedene Art Luft in die Pfeifen ſtrömen laſſen. Es wurden viele Verſuche gemacht, um das beſte Mittel zu finden, den Wind in die Pfeifen zu treiben, und bei den meiſten war Waſſer die bewegende Kraft, um Wind hervorzubringen; endlich aber blieb man bei den Blaſebälgen, die durch Waſſer oder durch Menſchenkräfte in Bewegung geſetzt wurden. Durch die Anwendung der verſchiedenen Mittel, die Pfeifen mit Luft zu füllen, entſtanden zwei Hauptarten von Orgeln, Waſſerorgeln und Windorgeln, obgleich in der Hauptſache kein Unterſchied obwaltete, da die Pfeifen nur durch Luft zum Tönen gebracht werden konnten.

Bei der Waſſerorgel wurden die Töne durch ein Druckwerk hervorgebracht. Sie hatten auch Pfeifen und wurden, wie ſpäter die Windorgeln, mit der Hand geſpielt, aber die innere Einrichtung des Werkes war verſchieden, und während bei den Windorgeln die Luft durch Blaſebälge in die Pfeifen geleitet wurde, ſo geſchah dies bei den Waſſerorgeln durch das eingeſchloſſene, aufgeblähte oder ſtark bewegte Waſſer, das Wind erregte, der die Pfeifen zum Tönen brachte. Man ſchreibt die Erfindung der Waſſerorgeln einem Künſtler in Alexandrien zu, der 220 Jahre v. Chr. lebte. Sie hatten nur eine geringe Anzahl von Pfeifen, wurden aber ſchon mit einer Claviatur geſpielt. Die Taſten ſchoben, wenn ſie niedergedrückt wurden, ein dünnes Bretchen zwiſchen den Pfeifen und der Windlade hin und her, wie das Holz, das bei unſern Orgeln durch das An- und Abziehen eines Regiſters in der Windlade bewegt wird. Unter Nero's Regierung im 1. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung wurden in Rom die Waſſerorgeln verbeſſert. Nach der Erfindung der Windorgel wurde die Waſſerorgel allmälig verdrängt. Der erſte hauptſächliche Unterſchied zwiſchen beiden Arten mochte darin beſtehen, daß man es verſuchte, die Blaſebälge ohne Hülfe des Waſſers in Bewegung zu ſetzen. Der Name des Erfinders iſt unbekannt. Im Morgenlande waren ſie wenigſtens früher gewöhnlich als im weſtlichen Europa, wiewol ſie auch hier ſchon in frühern Zeiten be-

Digitized by Google

kannt geweſen, aber in den ſtürmiſchen Zeiten, die ſeit dem 5. Jahrh. hereinbrachen, wieder verſchwunden ſein mögen. Im 8. Jahrh. erhielt Pipin, König der Franken, von dem griechiſchen Kaiſer eine Orgel zum Geſchenke, die als eine beſondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde. Später erhielt auch Karl der Große eine Orgel aus Konſtantinopel, wo die Orgeln zunächſt im Theater und an öffentlichen Vergnügungsorten gebraucht wurden. Wahrſcheinlich ließ er dieſe Orgel oder eine nach dieſem Muſter verfertigte in dem Münſter zu Aachen aufſtellen. Auch ließ er Sänger aus Rom kommen, die in den neugeſtifteten Singſchulen zu Aachen und Metz den Geiſtlichen Unterricht ertheilen mußten, um den Kirchengeſang zu verbeſſern. Bald nachher kam ein Geiſtlicher aus Venedig, der mit dem Orgelbau bekannt war, nach Deutſchland, und erhielt von dem Kaiſer Ludwig dem Frommen den Auftrag, für den Palaſt zu Aachen eine Orgel zu bauen. Es iſt nicht klar, ob dieſes Werk eine Wind- oder Waſſerorgel geweſen ſei, aber es iſt bekannt, daß ſelbſt in weit ſpätern Zeiten Waſſerorgeln nicht ganz ungewöhnlich waren, wie denn noch im 12. Jahrh. in England einer Kirchenorgel erwähnt wird, in welcher durch heißes Waſſer die Töne hervorgebracht wurden.

In Deutſchland hatte ſich indeß die Kunſt des Orgelbaus und des Orgelſpiels ſchon gegen Ende des 9. Jahrh. ſo ſehr verbreitet, daß ſelbſt Rom deutſche Künſtler herbeirief. Von Baiern, wo der erſte Sitz dieſer Kunſtfertigkeit geweſen zu ſein ſcheint, verbreitete ſie ſich bis nach Italien. Die Mönche des Kloſters Bobium in den genueſiſchen Alpen beſchäftigten ſich auch mit der Vervollkommnung der Orgel, und beſonders war der gelehrte Abt Gerbert, der ſpäter als Sylveſter II. den päpſtlichen Stuhl beſtieg und 1603 ſtarb, auch in der Kunſt des Orgelbaus ausgezeichnet. Während dieſe Kunſt ſich in Deutſchland und Italien ausbildete, finden wir ſchon in der Mitte des 10. Jahrh. eine Orgel von bedeutendem Umfange in der Benedictinerabtei zu Winchester in England. Nach einer gleichzeitigen Beſchreibung eines Mitgliedes der Kloſtergenoſſenſchaft hatte ſie oben 12 und unten 14 Bälge, die von 70 rüſtigen Männern getreten wurden, und 400 Pfeifen. Bei den ältern Orgeln waren die meiſt drei Zoll breiten und 1½ Zoll dicken Taſten ſo ſchwer beweglich, daß ſie mit den Fäuſten geſchlagen werden mußte, daher man die Orgelſpieler auch ſpäter noch Orgelſchläger nannte. Man ſchlug blos eine Taſte nieder und hielt damit den Hauptton des Liedes aus.

Seit dem 11. und 12. Jahrh. wurden in Frankreich, England, Italien und Deutſchland Domkirchen und Kloſterkirchen mit Orgeln geziert. Die Stadt Nördlingen hatte ſchon im Jahre 1412 mehre beſoldete Organiſten. Die Orgel in Delft ſoll die älteſte in Holland ſein. Im 15. Jahrh. erhielt die Orgel eine wichtige Verbeſſerung, das Pedalclavier, durch den deutſchen Tonkünſtler Bernhard, der um 1480 Hoforganiſt des Dogen zu Venedig war, und dieſe neue Erfindung wurde bald bei allen Orgelwerken eingeführt. Seit dem 16. Jahrh. wurde die Orgel immer mehr vervollkommnet. Früher war der Unterſchied der Regiſter in den Orgeln wenig bekannt. Man konnte den Ton der Orgel nicht ſchwächen und nicht verſtärken, ſondern mußte ſie ſtets auf gleiche Weiſe tönen laſſen. Die Pfeifenwerke wurden nun durch eine Vorrichtung, die man Springlade nennt, in Regiſter geſchieden. Dieſe Erfindung bahnte den Weg zu der Ausmuſterung der Pfeifenwerke und der Einführung der verſchiedenartigen Stimmenveränderung der Orgel. Im 17. Jahrh. erfand Chriſtian Förner aus Wettin die Windwage oder Windprobe, wodurch jedem Regiſter das gehörige Maß von Wind zugetheilt wird. Seitdem wurde die Kunſt des Orgelbaus fortſchreitend vervollkommnet, und daß die Deutſchen ſich darin immer ausgezeichnet haben, beweiſt die große Anzahl vorzüglicher Orgeln, die es in allen Gegenden Deutſchlands gibt.

In der morgenländiſch-griechiſchen Kirche wurde die Orgel nie zu gottesdienſtlichen Zwecken benutzt, ſondern man gebrauchte ſie blos in Concerten und Schauſpielen. Eine Folge dieſer Vernachläſſigung iſt geweſen, daß ſich dort der Kirchengeſang nie ſo vollkommen ausgebildet hat als in der abendländiſchen Kirche. Auch im Abendlande fand die Orgel ſchon in frühern Zeiten eifrige Gegner, wie den ſchottiſchen Abt Ealred im 12. Jahrh., der ſich über den ſtörenden Lärm ärgerte, den die damaligen unvollkommenen Werke machten. Dieſe Abneigung zeigte ſich auch noch in ſpätern Zeiten in Frankreich und Italien, ſelbſt als die Orgel eine höhere Vollkommenheit erreicht hatte. Auf der Kirchenverſammlung zu Trient ſprachen einige Biſchöfe gegen die Orgel und wollten ſie wenigſtens während der Meſſen ſchweigen laſſen. Mehre kunſtſinnige Männer aber erhielten der Kirche den Gebrauch der Orgel, wogegen ſie ihre Zuſtimmung zu einer Verordnung wider den Misbrauch der Kirchenmuſik gaben. Unter den Proteſtanten waren nur die ältern Reformirten gegen den kirchlichen Gebrauch der Orgel, und noch in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. gab es in den Kirchen zu Bern und Biel keine Orgeln. In neuern Zeiten hat dieſe Abneigung ſich faſt ganz verloren, nur in Schottland ſetzte die ſtrenge Partei noch zu Anfange des 19. Jahrh. der Einführung der Orgeln in den Kirchen einen heftigen Widerſtand entgegen.

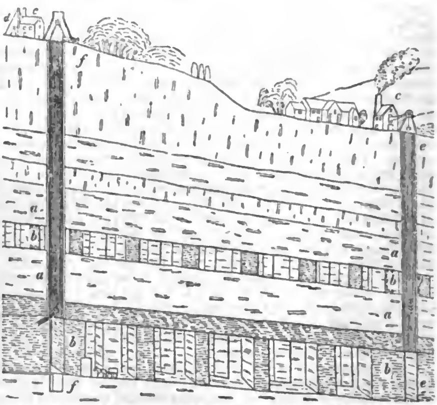
Steinkohlenbergbau.

Unter den verſchiedenen Gewerben nimmt der Bergbau unſtreitig eine der erſten Stellen ein. Die Brauchbarkeit und Unentbehrlichkeit ſeiner Erzeugniſſe, die durch ihn bewirkte Belebung und Bevölkerung von Gegenden, welche ohne denſelben gar nicht oder doch nur ſpärlich bewohnt werden könnten und der große Einfluß, den er auf die Entſtehung und das Gedeihen vieler Zweige der Betriebſamkeit hat, geben ihm eine beſondere Wichtigkeit. Da der lebhafte Betrieb deſſelben wenig von der Modeſucht und Laune der Menſchen abhängt, ſo iſt er dem Wechſel und der Veränderung auch nicht ſo unterworfen, wie andere ins Große betriebene Gewerbe, und es finden die durch ihn beſchäftigten Perſonen wenigſtens einen ſichern, wenn auch nicht immer reichlichen Erwerb, um ſo mehr, da ſich derſelbe nicht willkürlich nach andern Ländern und Gegenden verpflanzen läßt.

Wir werden in dieſen Blättern nach und nach die wichtigſten Gegenſtände nicht allein des Bergbaus, ſondern auch des Hüttenbetriebs kurz und allgemein verſtändlich beſchreiben. Zuvörderſt wenden wir uns zur Betrachtung des Steinkohlenbergbaus, der beſonders in England, in Belgien, in Frankreich, in den preußiſchen Rheinlanden, in Weſtfalen, im Königreich Sachſen und in Schleſien blüht. Die Steinkohlen finden ſich in mehr oder weniger ſtarken Schichten oder Lagen (Flötzen) in den älteſten Sandſteingebirgen, ſind ſtets von Thonſchichten (ſogenanntem Schieferthon) begleitet und dieſe, ſowie die Sandſteinſchichten enthalten viele Abdrücke von Farrnkräutern, Palmblättern, hin und wieder auch ganze Stämme von letztern, die ſämmtlich jetzt untergegangenen Gattungen angehören.

Digitized by Google

Die beiſtehende Abbildung iſt ein ſenkrechter Durchſchnitt von einem Steinkohlengebirge und einer Steinkohlengrube. aa ſind die Kohlenſandſtein- und Schieferthonſchichten, bb die Steinkohlenflötze, von welchen das obere ſchmäler als das untere iſt. Um die Steinkohlen zu gewinnen, verfährt man folgendermaßen. Auf dem tiefſten Punkte des ſtets mehr oder weniger geneigt liegenden Steinkohlenflötzes ſenkt man den Schacht ee ab. Gewöhnlich iſt das Gebirge, durch welches der Schacht getrieben wird, nicht ſo feſt, daß ſeine Wände ohne Unterſtützung ſtehen, ſondern es müſſen dieſelben entweder ausgezimmert oder ausgemauert werden. Der Schacht erhält gewöhnlich zwei voneinander getrennte Abtheilungen, von welchen die eine zur Ausförderung der gewonnenen Steinkohlen, die andere zum Fahren, d. h. zum Hinein- und Herausſteigen der Arbeiter auf Leitern, ſowie auch als Kunſtſchacht, d. h. als Platz für die Pumpen dient, mittels welcher die Grundwaſſer in der Grube gehoben werden. Dieſe letzte Abtheilung des Schachtes iſt mit andern Abtheilungen oder Böden verſehen, die ihn, wie die Böden eines Thurmes, in 20—30 Fuß hohe Etagen theilen. Die Leitern oder Fahrten reichen von einem Boden (Bühne) zum andern und es ſind dieſe mit Öffnungen verſehen, durch welche man auf die Leitern und umgekehrt von dieſen auf die Ruhebühnen gelangt. Hat man mit dem Schacht die Sohle oder die unter dem oberſten Flötz liegende Geſteinſchicht erreicht, ſo treibt man von dem Schachte ab auf dem Streichen oder auf der Längenerſtreckung des Flötzes einen horizontalen Gang oder eine Strecke. Senkrecht auf derſelben oder auf dem Fallen des Flötzes treibt man andere Strecken, die in gewiſſen Entfernungen parallel miteinander laufen und das ganze Flötz in Streifen theilen. Zwiſchen dieſen Streifen werden nun wieder ſehr breite Strecken getrieben, die mit der unterſten horizontalen Strecke parallel laufen und lediglich zum Zweck der Kohlengewinnung angelegt werden. Zwiſchen dieſen ſogenannten Abbauſtrecken läßt man mehr oder weniger ſtarke Maſſen oder Pfeiler von Kohle zur Sicherung der Grube gegen Einſtürzen der Decke ſtehen, wie die Abbildung zeigt. Bei dem Betriebe der Strecken und bei der eigentlichen Kohlengewinnung verfährt man folgendermaßen. Die zu gewinnende Kohlenmaſſe wird auf der Sohle und zu beiden Seiten der Strecke durch einen ſogenannten Schram, d. h. durch einen mit einer Spitzhaue geführten Schlitz, von drei Seiten frei gemacht. Iſt dies geſchehen, ſo werden an der Decke eiſerne Keile in die Kohlenmaſſe getrieben und es wird dieſelbe auf dieſe Weiſe gänzlich losgemacht. Eine Hauptſache bei der Kohlengewinnung iſt es, ſo große Stücke als möglich zu erhalten, da die kleinen oder ſogenannten Staubkohlen nur geringen, ja oft gar keinen Werth haben. Die von dem Schacht ee ausgehende horizontale, ſogenannte Grundſtrecke wird zu beiden Seiten deſſelben getrieben, ſodaß er in der Mitte liegt.



Senkrechter Durchſchnitt eines Steinkohlengebirges und einer Steinkohlengrube.

Hat man ſich mit den geneigten Strecken bedeutend von dem Schachte entfernt, ſo wird parallel mit der Grundſtrecke eine andere Strecke auf dem Streichen des Flötzes getrieben und häufig auch ein zweiter Schacht ff angelegt. Links von demſelben werden die Baue ſo weit fortgetrieben, als es das Flötz erlaubt. Nachdem dies obere Flötz abgebaut worden iſt oder gewöhnlich ſchon während des Abbaus deſſelben ſchreitet man zum Abbau des untern, wobei man ganz auf dieſelbe Weiſe wie bei dem Abbau des obern verfährt. Iſt auf dieſe Weiſe das ganze Flötz oder das einer Grube gehörige Feld abgebaut, ſo werden auch die ſtehengebliebenen Pfeiler von hinten nach vorn zu weggenommen und man läßt die Decke der Grube zuſammenſtürzen.

Wir wenden uns nun zur Förderung oder zur Fortſchaffung der gewonnenen Kohlen aus der Grube. Von den Abbauſtrecken nach dem Schachte erfolgt die Förderung in Käſten von einem gewiſſen Gemäß, die auf Wagen geſetzt werden, welche von Menſchen, oder in großen Gruben von Pferden auf Eiſenbahnen unter die Schächte gezogen werden, und zwar die Kohlen von den Bauen, die links von dem Schachte ff liegen, unter dieſen und die aus den Bauen rechts von dieſem Schachte nach ee. Beide Schächte ſind oben mit einem Gebäude überbaut und neben jedem derſelben ſteht eine Dampfmaſchine c. Dieſe bewegen ſtarke Wellen oder Trommeln, um welche ſich ein Seil auf- und abwickeln kann. Das Spiel der Maſchine iſt ſo, daß ſich die Trommel links und rechts herumdrehen kann. Das eine Ende des Seils iſt auf dem Boden des Schachtes; an dem Haken, womit es verſehen iſt, wird eins von den Fördergefäßen gehängt und die Maſchine wird ſo bewegt, daß ſich das Seil um die Trommel wickelt und das gefüllte Fördergefäß in die Höhe zieht, während das andere Ende des Seils mit einem leeren Gefäße niedergeht. Über der Schachtöffnung hängen Scheiben und über dieſen bewegen ſich die Seile. Iſt das volle Gefäß oben über der Öffnung angelangt, ſo wird es abgehängt und an ſeine Stelle kommt ein leeres. Während derſelben Zeit wird das auf dem Boden des Schachtes angekommene leere Gefäß mit einem gefüllten vertauſcht und das Spiel der Maſchine beginnt von Neuem.

Digitized by Google

Außerhalb der Grube geſchieht die Fortſchaffung der Steinkohlen entweder nach einem Hüttenwerke oder in Magazine, oder nach Ablagen an Kanälen, Flüſſen, dem Meere u. ſ. w. auf Wagen, die entweder von Pferden, gewöhnlich auf Eiſenbahnen, oder von Dampfwagen gezogen werden. Hin und wieder transportirt man, um die ſchädliche Zerkleinerung der Kohlen zu verhindern, dieſelben Gefäße aus der Grube bis zum Orte der Beſtimmung; gewöhnlich werden die Kohlen aber über dem Schachte in andere Gefäße geſtürzt.

Die von der Oberfläche in die Grube dringenden Waſſer ſucht man ſo viel als thunlich abzuhalten. Jedoch iſt dies nicht immer vollkommen möglich und im Innern der Erde iſt außerdem immer mehr oder weniger Waſſer vorhanden. Können dieſe Grundwaſſer nun nicht durch einen Stollen, d. h. durch einen von dem tiefſten Punkte der Grube nach der Erdoberfläche geführten horizontalen Gang abgeleitet werden, ſo muß man ſie an den tiefſten Punkten beider oder nur des einen Schachtes ee ſammeln und von da ab durch Pumpen, die durch Dampfmaſchinen bewegt werden, aus der Grube herausſchaffen. Sowol bei dieſen als auch bei den Förderungsdampfmaſchinen werden die kleinen Steinkohlen als Feuerung gebraucht.

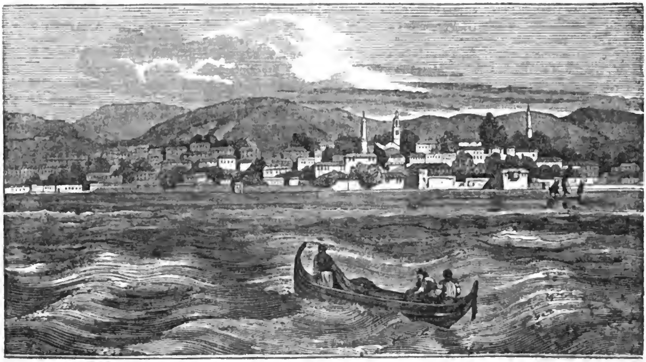
Der Bergmann würde jedoch in den unterirdiſchen Räumen nicht athmen können, wenn nicht überall für einen gehörigen Luftzug oder, wie der Bergmann ſagt, Wetterzug geſorgt würde. In Steinkohlenbergwerken iſt dies um ſo nöthiger, da ſich aus den Klüften der Kohlen eine Gasart entwickelt, die, wenn ſie in einem gewiſſen Verhältniſſe mit der atmoſphäriſchen Luft in Verbindung und mit einem Grubenlichte in Berührung kommt, eine fürchterliche Exploſion veranlaßt, welche oft alle in der Grube befindlichen Arbeiter tödtet und den Einſturz der Grube zur Folge hat. Man nennt dieſe Luftart ſchlagende Wetter. Da, wo ſie vorkommen, muß man ſie durch ſtarken Luftzug wegzuſchaffen ſuchen; jedoch iſt dies nicht überall thunlich und die Punkte der Grube, wo ſie vorhanden ſind, dürfen nicht mit offenen Lichtern, ſondern nur mit ſogenannten Sicherungslampen befahren werden. Bei dieſen iſt die Lichtflamme mit einem auch oben verſchloſſenen Cylinder von ſehr feiner metalliſcher Drahtgaze bedeckt. Wenn ſich nun auch das Gas, welches die Lichtflamme umgibt, entzündet, ſo bleibt doch die Entzündung innerhalb des Cylinders und kann keine Exploſion veranlaſſen.

Bei dem abgebildeten Bergwerke dringt die äußere Luft durch den Schacht e, deſſen Öffnung niedriger liegt, in die Grube, durchſtreicht dieſelbe und zieht durch den Schacht f wieder heraus. Damit ſich aber bei Gewittern das aus dem Schacht f entweichende Gas nicht entzünden könne, iſt bei d ein Blitzableiter angebracht.

Wir haben nun in dem Obigen eine Steinkohlengrube beſchrieben, wie ſie bei dem gewöhnlichſten und regelmäßigſten Vorkommen der Steinkohlen beſchaffen iſt; es gibt aber eine Menge verſchiedener Arten des Vorkommens und folglich auch der Grubenbaue. Zum Schluſſe bemerken wir, daß in England jährlich 100 Millionen preußiſche Tonnen (jede zu 4 preußiſchen Scheffeln) Steinkohlen gewonnen werden, von denen ungefähr 1/10 in London verbraucht wird. Auf den Verbrauch in den Manufacturen rechnet man 128 Millionen Scheffel. Der Werth dieſer ungeheuern Steinkohlenmenge an den Orten, wo ſie verbraucht wird, beträgt faſt 70 Millionen Thaler. Die geſammte Steinkohlenproduction von Preußen beträgt ungefähr 7 Millionen Tonnen, alſo etwa 1/14 der engliſchen, und nicht viel bedeutender iſt die Steinkohlenproduction Frankreichs.

Anſicht von Egribos oder Chalkis.

Die Anſicht von Negroponte, bei den Türken Egribos und jetzt wieder, wie im Alterthume, Chalkis genannt, welche unſere Abbildung darſtellt, gehört zu den reizendſten, die das an herrlichen Gegenden ſo reiche Griechenland aufzuweiſen hat. Das türkiſche Egribos, in ſeiner blühenden Zeit von 16,000 Menſchen bewohnt, war nicht blos die Hauptſtadt der großen Inſel Negroponte, ſondern des ganzen Sandſchaks, welcher außer dieſer



Anſicht von Egribos oder Chalkis.

Digitized by Google

Inſel auch Attika, Böotien und Phocis (Livadien) und die Inſeln Koluri und Ägina umfaßte. Jetzt, wo ſie etwa nur 6000 Einwohner zählt, iſt ſie der Sitz des Erzbiſchofs und des Departements von Euböa, welches die Inſel, die nun wieder, wie in alter Zeit, Euböa heißt, und außer ihr die nördlichen Sporaden Skopalos, Skirathos, Skiros und Chelidromia in ſich ſchließt. Hier hatte ſonſt eine türkiſche Flotille ihre Station, und ein großer Palaſt gehörte dem Kapudan Paſcha, Befehlshaber der türkiſchen Flotte. Die Stadt Chalkis, die noch jetzt ganz das Anſehen einer türkiſchen Stadt hat, liegt an der Stelle, wo der Kanal, der die Inſel vom Feſtlande trennt, am ſchmalſten iſt, und eine Brücke, aus drei kühnen Bogen bis zu einem Thurm in der Meerenge und von hier aus fünf Bogen bis zur Küſte, beſtehend, ein Meiſterſtück alter Baukunſt, führt über den berühmten Kanal Euripus. Der eine der Bogen iſt als Zugbrücke zu öffnen, um die Schiffe im Kanal hindurch zu laſſen. Als eine der Vormauern Griechenlands iſt Chalkis wohl befeſtigt; ihre krummen und engen Gaſſen ſind mit hohen Häuſern unregelmäßig beſetzt. Noch jetzt leben über 100 türkiſche Familien hier; jetzt freilich als Unterthanen ihrer ehemaligen Sklaven.

Die Inſel Negroponte, 76 □M. groß und von 60,000 Menſchen, worunter 45,000 Griechen, bewohnt, war reich und blühend beim Ausbruche des griechiſchen Aufſtandes. Sie hat demſelben dieſen Reichthum und dieſen Wohlſtand zum Opfer gebracht. Schon 1821 erhob ſie das Banner der Unabhängigkeit, auf den Ruf der Modena Maurogani, einer Frau aus der erſten Familie des Landes. Nach dem Tode ihres Vaters flüchtete ſie nach Mykone, rüſtete hier zwei Schiffe aus und befreite die Ortſchaften am Euripus von der türkiſchen Gewalt. Die Bewohner Negropontes erhoben nun die Waffen und belagerten die Türken in Chalkis und Karyſtos. Oft erlagen ſie, und ihre Baumwollfelder und Weingärten wurden dann von den Türken zerſtört. Im März 1822 gab ſich Elias Jatranis, ihr Anführer, in einem Sturm auf Karyſtos heldenmüthig den Tod, um nicht in Feindesgewalt zu gerathen. Euböa iſt jetzt eine Perle in der griechiſchen Krone. Die Inſel erhebt ſich jetzt von Neuem zur Blüte; ihr fruchtbarer Boden, ihre Naturreize ſind ihr geblieben, wie ihr herrliches Klima. Sie zählt vielleicht wieder 60,000 Einwohner, und außer der Hauptſtadt und der kleinen feſten Stadt Karyſtos mit einem Hafen am Südende der Inſel, einem Bergſchloß und 2000 Einw., gegen 60 Dörfer. Am nächſten liegen ihr die Inſeln Skyros, mit 2000 Einw., Skopelos, mit 2400 Einw., und einem gleichnamigen Städtchen, Chelidromia und Skiathos, die nur einigen Fiſchern und Seeräubern zum Aufenthalte dienen. Die herrlichſte Vegetation, die ſich keiner Frucht verſagt, ſchmückt Euböa und dringt, wie unſer Bild zeigt, ſelbſt bis in die Stadt ein.

Japan.

II. Entdeckung von Japan durch die Europäer.

(Fortſetzung aus Nr. 110.)

Japan hatte bereits unter einer faſt ununterbrochenen Regierungsfolge von 106 Regenten während eines Zeitraums von 2202 Jahren zu einem mächtigen Reiche ſich erhoben, als es im Jahre 1543 nach Chr. Geb. von den Portugieſen zufällig entdeckt wurde. Daß bereits Marco Polo, dieſer berühmte Reiſende des 13. Jahrhunderts, Japan unter dem Namen Zipangu gekannt habe, iſt zwar nicht zu bezweifeln; allein die Geſchichte nennt vor Allen einen Antonius Mota, Franciscus Zeimoto und Antonius Peirota als die Entdecker der japaniſchen Inſeln, an welche ſie auf einer Reiſe von Dodra in Siam nach China verſchlagen wurden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind dieſe Entdecker, die man unter dieſen auf vielerlei Weiſe verſtümmelten Namen bisher geehrt hat, Niemand anderes als Fernan Mendez Pinto, Diego Zeimoto und ein dritter ungenannter Portugieſe, die mit einem Fahrzeuge, von dem berüchtigten Seeräuber Samipocheka geführt, durch einen Sturm von den chineſiſchen Küſten an die japaniſche Inſel Tanega-Sima verſchlagen wurden und im Jahre 1543 wirklich Japan entdeckten. Dies bewährt ſich auch aus den japaniſchen Nachrichten über dieſes Ereigniß, welche mit dem Berichte Mendez Pinto's vollkommen übereinſtimmen. Letzterer enthält darüber ungefähr Folgendes: Fernan Mendez Pinto war nach mannichfaltigen Schickſalen auf der Inſel Sancham angekommen, wo er mit ſeinen Reiſegefährten eine Schiffsgelegenheit nach Malakka zu finden hoffte. In dieſer ihrer Hoffnung getäuſcht, entſchloſſen ſie ſich endlich, mit einem Seeräuber, Samipocheka, der mittlerweile hier vor Anker gekommen war, um ſeine Verwundeten zu heilen, auf gut Glück umherzuſchweifen, bis ihnen das Schickſal irgend eine ſichere Gelegenheit, wieder zu ihren Landsleuten zu kommen, zuführen würde. Pinto begab ſich an Bord zu Samipocheka und die fünf übrigen Portugieſen fanden am Bord des Fahrzeuges Aufnahme, welches der Neffe jenes Hauptmannes führte. Mit günſtigem Winde ſegelten ſie längs den Lamaoinſeln hin, als ſie plötzlich von einem andern Seeräuber angegriffen wurden. Das Gefecht war heftig, einige Schiffe des Feindes und das des Neffen von Samipocheka wurden verbrannt, doch Pinto's Fahrzeug entkam glücklich der Gefahr und entdeckte, nachdem es 23 Tage lang mit dem Sturme gekämpft und unter großen Anſtrengungen und Mühſeligkeiten hin und her lavirt hatte, endlich Land. Unſere Abenteurer näherten ſich und ein großes Feuer am ſüdlichen Strande ließ ſie ſchließen, daß es eine bewohnte Inſel ſei. Sie gingen daher nahe bei derſelben vor Anker, worauf ſie ſogleich zwei kleine Fahrzeuge auf ſich zurudern ſahen, die alsbald an der Seite des Schiffes ankamen. Es waren ſechs Männer von der Inſel. Nach landesüblicher Begrüßung gab einer von ihnen die Frage zu erkennen, woher das Schiff komme, und als man ihnen zu verſtehen gegeben, daß es von China gekommen ſei, um hier einigen Handel zu treiben, bedeutete man dagegen, daß der Herr dieſer Inſel, welche Tanega-Sima heiße, dieſes wol zugeſtehen werde, wenn ſie die üblichen Abgaben bezahlen würden. Da man dieſes nicht verweigerte, erhielt Pinto mit ſeinen Gefährten und Landsleuten, Diego Zeimoto und Chriſtoval Borallo, Zutritt auf der Inſel, wo ſie großes Aufſehen erregten. Vor Allen zog Diego Zeimoto, als ein ſehr geübter Schütze mit dem Feuerrohre, die Bewunderung des Volkes und des Herrn dieſer Inſel auf ſich. Dieſer Letztere, erſtaunt über die neue Kunſt zu ſchießen, erwies ihm außerordentliche Ehrenbezeigungen. Der Portugieſe glaubte dieſe nicht beſſer vergelten zu können, als wenn er dem Fürſten ſein Feuerrohr, ſicher ein ſehr willkommenes Geſchenk, geben würde, und überreichte es ihm eines Tags, von der Jagd zurückgekommen, nebſt einer Menge eben erbeuteter Turteltauben und anderer Vögel. Der Fürſt nahm das Feuerrohr als einen Gegenſtand von ſo großem Werthe mit Freuden an und erklärte,

Digitized by Google

daß er es höher als alle Schätze von China achte, und ließ Zeimoto dafür 1000 Ta-el Silbers (etwa 1650 Gulden) zur Belohnung geben, mit der Bitte, ihm auch die Bereitung des Schießpulvers zu lehren, ohne welches für ihn das Feuergewehr nur ein unnützes Stück Eiſen wäre. Zeimoto verſprach es und that es dann auch. Das Gerücht von der Ankunft dieſer ſeltſamen Fremdlinge hatte ſich bald auch nach dem Hofe des Fürſten von Bungo verbreitet und dieſer wünſchte einen von ihnen zu ſehen. Der Fürſt war ſeit Jahren krank und verlangte nach einer Aufheiterung. Glücklich traf daher die Wahl den luſtigen Geſellen Pinto, der nun die Reiſe nach dem Hofe des Fürſten von Bungo antrat. Der Weg, den er mit ſeinem japaniſchen Geleitsmanne dahin eingeſchlagen, läßt ſich genau nachweiſen und iſt derſelbe, den noch jetzt die japaniſchen Fahrzeuge für dieſe Reiſe nehmen. Pinto wurde am Hofe ſehr gut aufgenommen und hatte freien Zutritt. Sein Feuerrohr machte hier nicht weniger Aufſehen, als das des Zeimoto auf Tanega-Sima; doch hatte ein Sohn des Fürſten Unglück damit, indem er durch Zerſprengung des überladenen Rohres ſtark verwundet wurde. Pinto heilte indeß den Prinzen, nachdem er bereits früher mit einem aus China mitgebrachten kräftigen Holze den Fürſten ſelbſt hergeſtellt hatte. Dadurch erwarb er ſich deſſen Gunſt und die Gewogenheit der Großen am Hofe in hohem Grade und kehrte reichlich beſchenkt nach Tanega-Sima zurück, von wo er ſpäter wohlbehalten wieder zu ſeinen Landsleuten nach Liampoo zurückkam.

Dieſe Entdeckungsgeſchichte von Japan, wie ſie Pinto erzählt, kommt, wie ſchon bemerkt, in der Hauptſache mit Dem überein, was uns die Jahrbücher der Japaner davon melden. Der Vorfall iſt und bleibt eine Thatſache; nur möchte in Zweifel zu ziehen ſein, ob Pinto wirklich ſelbſt einer dieſer Abenteurer geweſen, oder ob er dieſe merkwürdige Begebenheit während ſeines Aufenthaltes zu Liampoo von ſeinen Landsleuten oder bei ſeiner ſpätern Reiſe nach Japan (im Jahre 1556) erfahren und blos nacherzählt habe — ein Vergehen, deſſen ſich unſere ältern Reiſebeſchreiber ſo häufig ſchuldig gemacht haben. Herr von Siebold theilt uns in ſeinem Werke nach einer Zeichnung des berühmten japaniſchen Malers Hockſai das Bild des portugieſiſchen Entdeckers Japans mit. Dieſe Zeichnung befindet ſich in einem japaniſchen Buche, Mangwa, den Abbildungen der Feuergewehre und den dazu gehörigen Geräthſchaften beigefügt, zum Beweis der europäiſchen Abkunft derſelben.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 112)

Notiz.

Man hat neuerlich verſchiedene Verſuche gemacht, Kartoffeln unter der Erde zu gewinnen. Wir erwähnen hier nur einer Erfahrung. Eine Miſchung von zwei Theilen Flußſand und einem Theil gewöhnlicher Gartenerde wurde ein Zoll hoch in einer Ecke des Kellers aufgehäuft, und im April legte man 32 Kartoffeln in ihrer Schale auf die Erde. Sie trieben von allen Seiten Ranken, und am Ende des Novembes hatte man über ¼ Scheffel ſehr gute Kartoffeln gewonnen, von welchen der zehnte Theil die Größe gewöhnlicher Äpfel hatte. Die Schale war ſehr dünn, das Innere mehlig, weiß und wohlſchmeckend.

Rafael's Cartons.

4. Das Opfer zu Lyſtra.

Die Apoſtel Paulus und Barnabas, aus Ikonien vertrieben, begaben ſich nach Lyſtra und predigten daſelbſt das Evangelium. Paulus heilte durch ſein bloßes Wort: „Stehe aufrichtig auf deinen Füßen!“ einen lahm geborenen Menſchen. Dieſes Wunder machte auf das Volk einen ſolchen Eindruck, daß es die Apoſtel für himmliſche Weſen hielt. „Die Götter“, ſprachen ſie, „ſind den Menſchen gleich geworden und zu uns hernieder gekommen,“ und nannten den Barnabas Jupiter und den Paulus Mercur. Auch die Prieſter kamen mit Kränzen und Opferthieren und wollten den vermeintlichen Göttern im Tempel opfern.

Dieſen Moment hat Rafael zu ſeiner Darſtellung gewählt. Wir ſehen eine gewaltige Volksmenge zur Pforte des Tempels hereindringen, welche der Opferfeierlichkeit zuſchauen will. Dieſe beginnt ſchon im Vordergrunde. Der Stier liegt bereits gefeſſelt am Boden und der vor ihm Stehende iſt eben im Begriff, ihn zu tödten. Neben dem Opferthiere knieen zwei Prieſter, die wir an den Kränzen um das Haupt erkennen. Zwei andere, in ihre Mäntel gehüllt, ſtehen hinter dem Manne mit dem Beile. Ihre Miene iſt feierlich ernſt und ihr Blick zur Erde geſenkt. Unter der hereinſtrömenden Volksmaſſe erblicken wir ſogleich den Krüppel, an welchem das Wunder der Heilung vollbracht worden iſt, wir erkennen ihn an den beiden Krücken, die er, auf die nun erlangte Geſundheit ſeiner Glieder vertrauend, von ſich geworfen hat. Mit gefalteten und zum Himmel erhobenen Händen, mit dem Ausdruck der Dankbarkeit und Verehrung in ſeinen Zügen, die Augen unverwandt auf Paulus heftend, beeilt er ſich, der Erſte beim Dankopfer zu ſein. Neben ihn ſchreitet ein Greis, mit der Rechten das Gewand des Geheilten lüftend, um ſich von der Wahrheit des Wunders zu überzeugen, während die erhobene Linke ſeine Verwunderung darüber ausdrückt, daß er die vor Kurzem noch gelähmten Glieder nun völlig erſtarkt findet. In der Miene des Paulus, der nebſt Barnabas auf dem Sockel einer Säule ſteht, iſt der Unmuth über die Vergötterung von Seiten des Volkes unverkennbar. Sein Blick auf den erhobenen Arm ſcheint ſich auf den Theil ſeiner Rede zu beziehen, in welchem er ſagt: „Ihr Männer, was macht ihr da? Wir ſind auch ſterbliche Menſchen, gleichwie ihr.“ Um dies zu beweiſen, deutet er auf ſeine Glieder, die aus Fleiſch und Bein beſtehen, wie bei andern Menſchen. Der hinter ihm ſtehende Barnabas, mit gefalteten Händen, ſcheint Gott dafür zu preiſen, daß er an ihm ſeine wunderbare Macht verherrlicht hat. Der lieblichſte Theil des Gemäldes ſind unſtreitig die beiden ſchönen Kinder, die am Opferaltare ſtehen. Das eine ſpielt ein muſikaliſches Inſtrument, wie es bei dem Gottesdienſte der Griechen üblich war, das andere hält in beiden Händen eine Specereibüchſe. In ihrer Unſchuld ſcheinen ſie von Allem, was um ihnen vorgeht, nichts zu ahnen, und bilden ſo in anmuthiger Natürlichkeit einen vortrefflichen Gegenſatz zu den ausdrucksvollen, bewegten Geſichtern der ſie umgebenden Perſonen. Im Hintergrunde ſieht man die Bildſäulen des Mercur und anderer Gottheiten, ſowie einen Theil der Stadt Lyſtra.

Digitized by Google

Das Opfer zu Lystra.

Verantwortliche Herausgeber Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

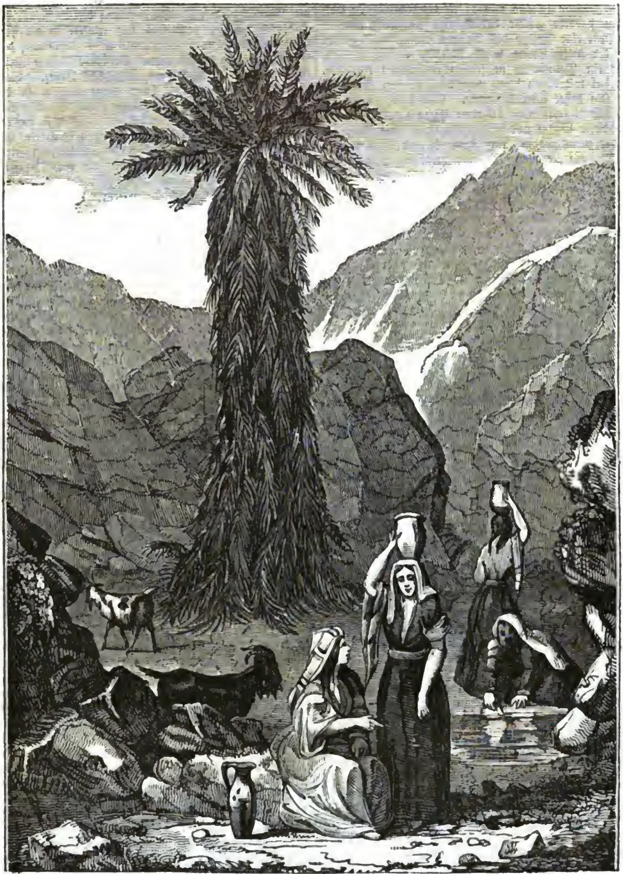
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

112.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Mai 23, **1835**.

Die wilde Dattelpalme.



Digitized by Google

Die wilde Dattelpalme (Phoenix dactylifera).

Die Dattelpalme, welche die bei uns ſo beliebten und für die Bewohner der Gegenden, wo ſie einheimiſch iſt, faſt unentbehrlichen Früchte liefert, iſt unſern Leſern ſchon aus Nr. 11 des Pfennig-Magazins bekannt, und von den Palmen überhaupt werden wir ſpäter zu reden Gelegenheit haben. Hier geben wir die Abbildung der wilden Palme, welche um ſo intereſſanter erſcheinen dürfte, als ſie recht auffallend den Unterſchied zeigt, welchen die Cultur bei dieſem Baume hervorbringt. Unſere Abbildung iſt aus dem Werke des franzöſiſchen Reiſenden Laborde „Über das ſteinige Arabien“ entlehnt und ſtellt eine Gegend des Gebirgs Sinai vor. „Was mir der Auszeichnung werth ſchien“, erzählt Laborde, „war ein Palmbaum in ſeinem natürlichen Zuſtande, umgeben mit einem Wall von abgeſtorbenen Blättern, was ſein hohes Alter bekundete. Wir fanden ihn oberhalb Quadi ſelah nahe bei einer klaren Quelle. Überall wird dieſer Baum mit verjüngtem Ende abgebildet, die Blätter zurückgebogen, eine Krone bildend, von welcher Früchte, wie Korallen glänzend, herabhangen, und wir denken nicht daran, daß all dieſer Schmuck nur ein Ergebniß der Kunſt iſt. Vernachläſſigt von den Arabern der Wüſte, welche jeden Schritt zur Cultur unter ihrer Würde halten, bildet in den von ihnen bewohnten Gegenden der Palmbaum oft faſt undurchdringliche Wälder, häufiger aber findet er ſich einzeln an Quellen. Gleich einem Leuchtthurm zeigt er ſich da dem Wanderer, ihm ſchon von fernher die Stelle andeutend, wo Waſſer ſich findet, ſeinen Durſt zu löſchen, und erquickender Schatten zur Ruhe.“

Japan.

III. Schöpfungsmythen und Urgeſchichte von Japan.

(Fortſetzung aus Nr. 111.)

Was uns Herr v. Siebold über die Mythologie der Japaner mittheilt, iſt ganz geeignet, hohes Intereſſe zu erwecken, weil es neue Beweiſe liefert von dem innigen Zuſammenhange, der nahen Verwandtſchaft und auffallenden Ähnlichkeit der Schöpfungsmythen des ganzen Morgenlandes. Sie gewinnen aber dadurch noch bedeutend an Werth, daß ſie größtentheils japaniſchen Schriften unmittelbar und wörtlich entnommen ſind. Wir theilen Einiges davon unſern Leſern mit.

Vor der Schöpfung der Welt war ein Gemenge der Elemente, Himmel und Erde noch nicht geſchieden, das Trübe und Klare nicht getheilt — eine Maſſe, beſtehend aus Waſſer, Luft, Erde, gleich einem trüben Gewäſſer, nach allen Seiten wogend, wie das Dotter im Ei mit dem Weißen vermengt. In dieſem unbegrenzten Raume des „hohen Himmelsfeldes“ bildete ſich ein Gott, deſſen Name das mitten im Himmel thronende oberſte göttliche Weſen (Ameno-mi-naka-nuſino-kami) bezeichnet. Ihm folgte der hoch erhabene Schöpfungsgott und der geiſtig erhabene Schöpfungsgott. Dieſe drei Stammgötter beſtanden jeder für ſich unenthüllt in ihrer geiſtigen Natur. In der Zeit der Schöpfung ſchied ſich nun das Chaos. Es bildete ſich ein Niederſchlag der trüben und ſchweren Beſtandtheile der Welt und wurde Erde, während das Klare, Durchſichtige und Leichte anfangs zwar nicht befühlbar, doch wol ſichtbar gleich dem Rauche oder einer dichten Wolke nach außen und oben ſchwebte und allmälig als Himmel ſich formte, der ſich dann endlich bis zur Unſichtbarkeit aufheiterte. Die Erde ſelbſt war noch eine junge Maſſe, weich, gleich dem Schlamme, und ſchwebte im Luftraume, wie des Mondes Bild, das in Gewäſſern dahinzieht. Da erhob ſich aus der Maſſe unter dem Himmel ein Stoff, ähnlich einer Knoſpe des Schilfes Aſi (Erianthus Japonicus); der edle Erdengott des ſchönen Schilfkeims trat ins Leben und der Baumeiſter des Himmelsgewölbes begann und vollendete ſeine Schöpfung. Ohne Gemeinſchaft miteinander lebten auch dieſe Götter allein und in ſich verborgen. Mit den drei erſten zuſammen erſcheinen ſie vorzugsweiſe unter dem Namen Amatſu-Kami, die fünf Götter des Himmels. Zwiſchen Himmel und Erde entſtand aus der Entwickelung und Verwandlung der Aſiknoſpe der Schöpfer des feſten Landes und waltete in der noch nicht ausgebildeten Welt während eines Zeitraums, deſſen Dauer dem menſchlichen Verſtande unergründlich iſt, mehr als hunderttauſend Millionen Jahre. Sein Andenken iſt noch heute durch einen Tempel in der Landſchaft Omi verewigt. Nach einem Zeitalter von ſieben Dynaſtien der Götter des Himmels erſt beginnt die Schöpfung des inſelreichen Japan. Hören wir darüber die ſchöne Fabel. Stehend auf der am Himmel ſchwebenden Brücke ſprach einſt der Gott Izanagi zu ſeinem Weibe Izanami: „Wohlan, es muß ein bewohnbares Erdenland vorhanden ſein, laß uns ſuchen, in den hier unter uns wogenden Gewäſſern es aufzufinden.“ Und er tauchte ſeine mit Edelſteinen geſchmückte Pike in die weite See und rührte die Wogen um. Die trüben Waſſertropfen, die von der aus den Gewäſſern genommenen Pike abſtrömten, verdickten ſich und bildeten in einem Augenblicke eine Inſel, Ono-koro-ſima, d. h. die von ſelbſt Zuſammengeſtrömte. Auf dieſe ließ ſich Izanagi mit ſeinem Weibe herab und Beide ſchufen hier durch göttliche Kraft die übrigen Länder dieſes Reichs. Indeß öde noch war das Land und unbewohnbar. Da rief Izanagi acht Millionen Götter ins Leben, die, mit einem Male durchs ganze Inſelland verbreitet, deſſen allſeitige Entwickelung begannen und die Vegetation der Erde erzeugten. Noch erſchuf Izanagi die zehntauſend Dinge, aus denen die unzählbare Menge aller vorhandenen Gegenſtände hervorging. Erſt nachdem dieſes Land der acht Eilande geſchaffen, nachdem die Berge, Quellen, Flüſſe, das Reich der Pflanzen und der Thiere hervorgerufen waren, zeugten dieſe beiden Schöpfungsgötter als höchſte Herren darüber die Göttin der großen Sonne.

Fünf Dynaſtien Erdengötter herrſchten jetzt; der Sohn des letzten iſt Zin-mu-ten-moo, d. h. der göttliche Krieger; der himmliſch erklärte Herrſcher, ein Name, der ihm erſt nach ſeinem Tode und für die Nachwelt gegeben ward, unter dem er jedoch als Stifter der noch jetzt regierenden Herrſcherlinie in der Geſchichte des Reiches bekannt iſt. Über ihn hören wir Folgendes. Waren auch ſeine ältern Brüder verſtändige und tugendhafte Männer und würdig, ihren göttlichen Ältern in der Regierung zu folgen, ſo wichen ſie doch ihm, dem jüngern Bruder, den ſein Vater ſchon in einem Alter von 15 Jahren zu ſeinem Thronerben beſtimmte. Frühzeitig übernahm er die Regierung ſeines Vaters; im 45. Jahre ſeines Alters aber beſchloß er, auf Anrathen ſeines alten Dieners, ſeine Herrſchaft über die im Oſten gelegenen Länder von Japan auszubreiten und begann zu ihrer Eroberung den Krieg. Mit einem Heere, an deſſen Spitze ſeine drei Brüder und ſeine zwei Söhne waren, ſchiffte er ſich ein und ſteuerte mit ſeinem Fahrzeuge dem Oſten zu. Er mußte mit Gefahren und Ungemach kämpfen, denn Niemand unter ſeinem Kriegsvolke hatte Kenntniß von jenem Meere, oder verſtand den Lauf der Fahrzeuge

Digitized by Google

zu lenken. Im zehnten Monate erreichte er an der Küſte der Landſchaft Bungo die Straße Haja-ſuno-kado (der ſchnellen Strömung Pforte), und ſtieß da auf einen Mann, Wuds-hiko (im Strome Geleitsmann), der, treibend in dem Schilde einer Schildkröte, ſich mit Fiſchfang beſchäftigte. Dieſer diente ihnen ſpäter als Lootſe auf ihren fernern Fahrten, und ſie erreichten endlich den Hafen Wuſa, im Lande Tſu-kuſi, dem heutigen Buzen. Die Einwohner daſelbſt unterwarfen ſich, und Zin-mu ſteuerte nach kurzer Raſt von Neuem dem Oſten zu, beſtand ſiegreich mehre Gefechte mit den Küſtenbewohnern, die ſich ſeinem Vordringen widerſetzten, und erreichte endlich den Hafen Jeno-mija, in der Landſchaft Aki, wo er ſein Kriegsvolk ans Land ſetzte, ein großes Haus erbaute und den Winter über verweilte. Im folgenden Jahre verlegte er ſeinen Hof auf die Halbinſel Jaka-ſima, in der Landſchaft Kibi. Hier rüſtete er drei Jahre lang ſich zu weiterm Kriege und baute Fahrzeuge, mit denen er ſein Heer nach Tſuno-kuni (Hafenland), dem heutigen Ooſaka, führte. Unfern des Hafens dieſes Landes geriethen die Fahrzeuge in eine ungewöhnlich ſtarke Strömung, und heftiger Wind warf ſie auf den Strand, wobei jedoch ſeinem Volke kein Nachtheil widerfuhr. Daher bekam das Land den Namen Nami-hajano-kuni (reißender Strömung Land), woraus dann ſpäter Nani-ha wurde. Zin-mu lief mit ſeinen übrigen Fahrzeugen in den Fluß Nani-ha-kawa, der in den Hafen mündet, ein, und ſegelte denſelben aufwärts bis Sira-ka-tano-tſu, in der Landſchaft Kawatſi. Nachdem er alle ſeine Schiffe zurückgelaſſen, führte er ſein Heer nach Tatſuta (Drachenfeld) in der Landſchaft Jamato, wo ein mächtiger Feind ihm die Spitze bot.

Ein Oberhaupt der Eingeborenen von Jamato hatte ſein Volk und ſeinen ganzen Stamm auf einem Berge vereinigt, den von Natur ſteilen Zugang befeſtigt, und erwartete hier den Angriff des Zin-mu. In ſolcher Stellung fand Zin-mu ſeinen Feind und ſtürmte, empfangen von einem heftigen Pfeilregen, auf ſteilen Felſenwegen den Berg hinan, als mitten im hartnäckigen Gefechte ſein älteſter Bruder, während er mit glänzender Tapferkeit ſeinem Volke vorfechtend den Weg bahnte, eine tiefe Pfeilwunde in den rechten Arm erhielt, worauf Zin-mu mit ſeinem Heere ſich zurückzog. Nur dem Umſtande, daß er bei Anbruch des Tages gegen die aufgehende Sonne gekämpft, maß er die Schuld an dem Misgeſchicke ſeines Bruders zu, und änderte ſeinen Kriegsplan. Der Angriff von dieſer Seite wurde aufgegeben, und beſchloſſen, die Gebirgskette ſüdlich zu umgehen, um von Oſten oder Südoſten aus dem Feinde in den Rücken zu fallen. Sein verwundeter Bruder ſtarb auf dem Zuge dahin, und er verlor noch unweit eines Hafens in der Landſchaft Kü, da er mit ſeinen Fahrzeugen eben oſtwärts ſteuerte, ſeine beiden übrigen Brüder, die ſich hier heldenmüthig dem Tode weihten.

Schon von Nani-ha aus mußten ſeine Schiffe mit reißenden Strömungen der beengten See kämpfen; auf einer Höhe erhob ſich ein Sturm und brachte ſie in die augenſcheinliche Gefahr unterzugehen oder zu ſcheitern.

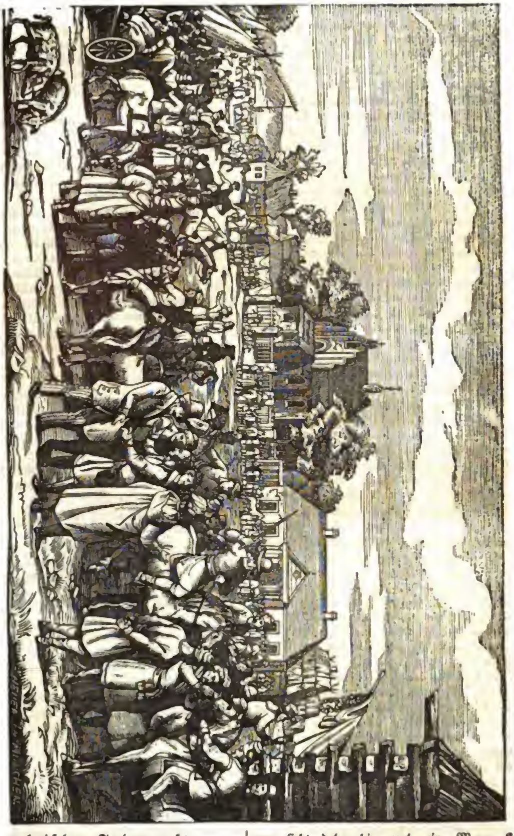
Da wurden Zin-mu's beide Brüder unwillig und ergrimmend über den Gott der See rief der ältere aus: „Warum widerfährt uns, wahrhaften Nachkommen himmliſcher Götter, ſolch unheilvolles Schickſal? Auf dem Lande vermochten wir nicht den Feind zu überwinden und auf der See verfolgt uns ſolch Ungewitter. Gott der Meere, ich will mich dir für meine Brüder, für mein Volk übergeben!" So ſprang er, die Waffen in der Hand, in die tobende See. Doch der Sturm wüthete fort, immer heftiger. Da ſtürzte auch der andere Bruder als Opfer ſich nach. Nun legte ſich der Sturm, und die See ward allmälig ruhig und ſtill. Heiter erſcheint die Sonne am Himmel, und Zin-mu gelangt mit ſeinem Volke in einen Hafen im Südoſten der Landſchaft Kü. Kaum waren ſie ans Land getreten, ſo kam aus dem Walde ein Bär, welcher die Krieger nicht wenig erſchreckte. Doch ſie faßten Muth und ſuchten das Unthier anzugreifen; es ſchnaubte aber einen ſo giftigen Hauch von ſich, daß Alle, und ſelbſt Zin-mu, wie betäubt zu Boden fielen. Das Unthier zog ſich, ohne Jemand ein Leid zuzufügen, in den Wald zurück.

Als Zin-mu wieder zu ſich gekommen, trat ein Mann zu ihm, der ihm ein Schwert überreichte und alſo ſprach: „Ich hatte vor einigen Tagen in der Nacht ein Traumgeſicht, mir erſchien ein Gott, furchtbar von Antlitz, der ſprach zu mir: „Ich bin Take-miko-tſutſino-kami, der kriegeriſche Donnergott. Als die Nachkommen der Götter des Himmels noch auf die Erdenländer herabkamen, und mich zu ihrem Herolde erwählten, habe ich Alle, die ſich mir widerſetzten, mit dem Schwerte in meiner Rechten hier überwunden. Ein Abkömmling aus jenem himmliſchen Stamme wird als Eroberer dieſer Länder gegen Jamato ziehen. Sobald er hier ans Land gekommen, überreiche ihm dieſes Schwert, das ich aus dem Himmel in dein Beihaus ſenden werde." Der Gott ſprach's und verſchwand. Am frühen Morgen fand ich in meinem Beihauſe dieſes Schwert im Boden feſtgeſteckt, das Dach durchbohrt. Ich übergebe es dir, ſowie der Gott im Traume mir befohlen."

Nun ſetzte Zin-mu ſeinen Zug tiefer ins Land hinein fort; aber die Wege waren ganz ungebahnt und ſo beſchwerlich, daß er am erſten Tage vom Abende überfallen wurde, ohne nur merkliche Fortſchritte gemacht zu haben. In tiefſinnigem Nachdenken über das vorgefallene Ereigniß mit dem Schwerte, und vom Wege ermüdet, überließ Zin-mu ſich dem Schlafe; da erſchien ihm in der Nacht, ſchwebend über ſeinem Haupte, die himmelerleuchtende große Göttin, Ama-teraſu-oo-kami, und ſprach zu ihm: „Ich werde einen Raben entſenden, um dir als Wegweiſer zu dienen. Folge ihm, und du wirſt guten Weg finden." Mit Anbruch des Tages ſah Zin-mu einen Raben mit acht Köpfen aus der Höhe niederſchweben, und ſobald er das Lager erreicht, ſeinen Flug ſeitwärts wenden. Zin-mu folgt dieſem Vogel, findet in der That einen guten Weg und erreicht Simo-gata in der Landſchaft Jamato. Hier ſtieß er auf einen Gegner, der ſich ihm ernſtlich widerſetzte, allein er überwand dieſen Feind und vernichtete ihn, wie auch die andern Heerhaufen, die ihm entgegentraten. Dadurch kam die Herrſchaft über Jamato mit den meiſten übrigen Landſchaften des Reichs in die Hände von Zin-mu, der innerhalb ſechs Jahren den Frieden herſtellte, das ganze Land ſeiner Dynaſtie einverleibte und Geſetz und Ordnung in demſelben einführte. Nachdem er all Dies vollbracht, ſtarb er in einem Alter von 127 Jahren, und ward unter Feſten und Todtenopfern in einem Felſen an der nordöſtlichen Seite des Berges Wunebi beigeſetzt; die dankbare Nachwelt aber gab ihm den unſterblichen Namen Zin-mu-ten-moo, der göttliche Krieger. Von ihm ſtammt bis auf unſere Tage, während eines Zeitraums von beinahe dritthalbtauſend Jahren, die Dynaſtie der Mikado, oder erblichen Regenten von Japan, die den Europäern unter dem Namen der geiſtlichen Kaiſer bekannt geworden ſind.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 113.)

Digitized by Google



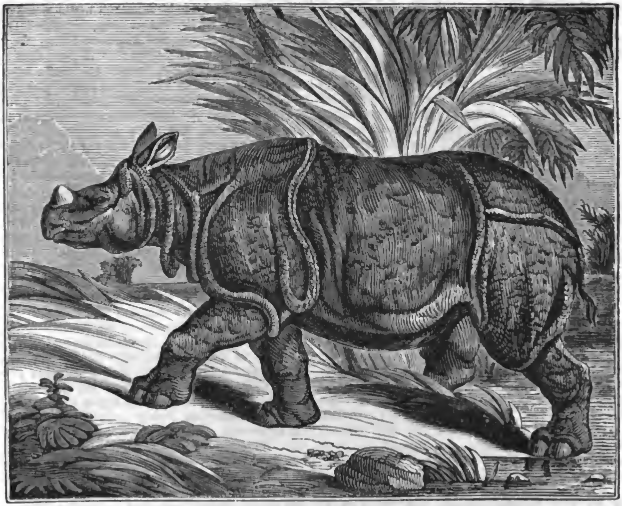
Ein polniſcher Jahrmarkt.

Ein polniſcher Jahrmarkt.

Das Königreich Polen wird von Völkerſchaften ſehr verſchiedener Abſtammung theils bewohnt, theils vielfach beſucht, und außer den eigentlichen Polen findet man daſelbſt viele Deutſche, Juden, Ruſſen, ſelbſt Tataren u. ſ. w. Beſonders verſammelt ein Jahrmarkt dieſe verſchiedenen Stämme, wie man auf dieſem Bilde wahrnimmt, zu einem bunten Gewühl, was durch eigenthümliche Volkstrachten einen beſondern Reiz erhält. Es wird in Polen ſtarke Pferdezucht getrieben, beſonders in dem ehemals damit vereint geweſenen Provinzen Volhynien und der Ukraine. Der Verkauf der Pferde macht daher auf einem ſolchen Jahrmarkte einen Hauptgegenſtand aus und man ſieht daher hier auch eine Menge Käufer oder Verkäufer damit beſchäftigt. Auch die Schweinezucht iſt in Polen ſehr ſtark, ſodaß auf den leipziger Meſſen nur allein viele tauſend Centner polniſcher Schweinsborſten gebracht werden, die nach England, Frankreich und überhaupt dem Süden Europas Abſatz finden. Man darf ſich deshalb nicht wundern, wenn ein Paar der grunzenden Thiere gleich im Vordergrunde ſich auf dem Jahrmarkte geltend machen. Daß die kleinen polniſchen Städte nicht durch ſchöne Bauart ſich auszeichnen, iſt bekannt und geht aus dem mitgetheilten Bilde ebenfalls hervor, wo nur die Kirche und das Rathhaus ſich auszeichnen, alle andern Gebäude aber wenig mehr als Hütten ſind.

Digitized by Google

Das Rhinoceros oder Nashorn.



Das Rhinoceros, wovon es verſchiedene Arten gibt, iſt ein großes, plumpes Thier, dem Elefanten im Äußern ähnlich, nur daß ihm der Rüſſel fehlt. Wie von den Elefanten hat es auch in der Vorwelt mehre Rhinocerosarten gegeben, von welchen wir jetzt freilich nichts weiter kennen, als die hier und da in Gebirgsſchichten gefundenen Knochenüberreſte.

Die Haut des Rhinoceros iſt trocken, runzelig, faſt haarlos und ſehr dick. An dem großen, hinten hoch gewölbten Kopf fallen die ſehr kleinen Augen auf, ſowie die langen, durch ihre Beweglichkeit ausgezeichneten Ohren; die Schnauze iſt kurz abgeſtutzt, die Oberlippe, faſt hakenförmig, hat in ihrer leichten Beweglichkeit und der Hülfe, welche ſie dem Thiere beim Freſſen gewährt, Ähnlichkeit mit dem Haken am Elefantenrüſſel. An den Füßen ſtehen drei kurze zugerundete Klauen.

Alle Rhinocerosarten leben blos von Pflanzen, und wie man überhaupt aus dem Bau der Zähne mit Gewißheit auf die Nahrung des Thieres ſchließen kann, ſo kann man in Bezug auf letztere auch von den Arten der Vorwelt behaupten, daß ſie gleichfalls von Pflanzenkoſt lebten. Im Verhältniß zu der Größe des Thieres iſt die Mundöffnung nur klein. Ein beſonderes Kennzeichen dieſer Thiere, wovon ſie auch ihren ganz bezeichnenden Namen haben, iſt das kegelförmige, mehr oder weniger große, ſchwach nach hinten gebogene Horn, das vorne auf der Naſenkuppe ſitzt und hinter welchem ſich bei manchen Arten noch ein zweites kleineres befindet. Dieſes Horn iſt nicht knochig, wie bei den Hirſchen, und ebenſo wenig hornig und hohl, und nicht auf einem Knochenkern ſitzend, wie bei dem Rindvieh, ſondern ſein Bau iſt faſerig und es beſteht gleichſam nur aus dichten der Länge nach miteinander verbundenen Haaren. Die Größe dieſes Horns iſt bei den einzelnen Arten ſehr verſchieden, und ſteigt bis auf vier Fuß Länge, bei andern bildet es jedoch nur einen Höcker.

Alle Arten dieſer Thiere leben in den heißen Gegenden der alten Welt, an feuchten und ſchattigen Orten, im Moraſt und Sumpf ſich wälzend, ſodaß die Farbe ihrer Haut oft ganz von Schmuz verdeckt wird. Sie ſind dumm, unbändig und überhaupt ſehr wild; ihre Feinde ſind Löwen, Tiger u. ſ. w.; ihr Hauptfeind aber iſt der Menſch, ſo gefährlich auch die Jagd dieſer Rieſenthiere iſt und ſo ſehr ihre dicke Haut ſelbſt gegen Flintenkugeln ſchützt. Zu ihrer Vertheidigung dient ihnen zunächſt das Horn, mit welchem ſie ihren Feind aufzuheben verſuchen, worauf ſie ihn, wenn er niedergeworfen iſt, mit den Füßen zertreten. Ihre Nahrung wiſſen ſie ſehr geſchickt mit Hülfe ihres Naſenhakens abzureißen.

Das ſogenannte einhornige oder indiſche Nashorn, das unſere Abbildung zeigt, iſt das größte von allen, und auf dem aſiatiſchen Feſtlande, beſonders oberhalb des Ganges einheimiſch. Es unterſcheidet ſich von den übrigen theils dadurch, daß es nur ein Horn hat, theils durch die tiefen Falten, welche die graubraune Haut auf den Schultern, an den Lenden und am Halſe bildet. Es wird über fünf Fuß hoch und in der Länge mißt der Kopf allein mehr als zwei Fuß, der Körper über acht Fuß, das Horn erlangt eine Länge von zwei Fuß. Die Haut iſt anderthalb Zoll dick und ebenſo tief ſind die Falten, die ſie bildet. Die wenigen Haare, die ſich hier und da auf derſelben befinden, am ſparſamſten an den Beinen, ſind überall abgenutzt.

Digitized by Google

Das Rhinoceros war ſchon den Alten bekannt. Das erſte, deſſen ſie überhaupt erwähnen, iſt dasjenige, welches bei einem glänzenden Feſte, das Ptolemäus Philadelphus gab, erſchien; das erſte, das nach Europa kam, wurde in den Thierſpielen von Pompejus zu Rom aufgeführt. Auguſtus ließ einſt eins mit einem Nilpferde kämpfen, als er den großen Triumph über Kleopatra, die Königin von Ägypten, feierte. In neuern Zeiten ſcheint das erſte nach Europa gekommene dasjenige geweſen zu ſein, welches 1513 aus Indien nach Portugal geſchickt wurde und von welchem der deutſche Maler Albrecht Dürer eine Abbildung lieferte. Später kamen zu verſchiedenen Zeiten Rhinoceroſſe nach England, Frankreich und auch nach Deutſchland. Dieſe Individuen waren im Allgemeinen ziemlich ruhig und gutmüthig, nur zuweilen zeigten ſie ſich ungeduldig und mitunter wild. Ihr Blick war dumm und ihr Geſichtsſinn ſchien nicht ſcharf zu ſein, dagegen deutete die beſtändige Beweglichkeit ihrer Ohren auf ein feines Gehör. Ihre Stimme war ein Grunzen, das in hohe, ſcharfe Töne überging, wenn die Thiere gereizt wurden.

Im Zuſtande der Freiheit ſoll das Weibchen neun Monate tragen und nur ein Junges auf einmal gebären, das blos eine Spur vom Horn hat, welches erſt ſpäter ſich entwickelt. Das Junge hat bei der Geburt etwa die Größe eines Schweines. In Indien wird das Horn des Rhinoceros beſonders zu Gefäßen benutzt, welchen man die Eigenſchaft beimißt, jedem vergifteten Getränke das Gift zu benehmen, weshalb ſie hoch im Preiſe ſtehen, außerdem aber auch noch wegen der ſchönen Verzierungen, welche man auf ihnen anzubringen pflegt. Auch macht man Degen- und Dolchgriffe, Tabacksdoſen und dergl. daraus.

Das afrikaniſche zweihörnige Rhinoceros war ebenfalls den alten Römern bekannt, doch haben ſie es nicht nach Europa gebracht und erſt in neuern Zeiten hat man nähere Kenntniß von demſelben erhalten. Zur Zeit des Kaiſers Domitian wurden Münzen geſchlagen, auf welchen man das Bild dieſes Thieres ſieht. Dieſe Art, die zwei Hörner hat, weicht außerdem auch durch mindere Größe und wenigere Hautfalten von dem indiſchen Nashorn ab. Auf Sumatra findet ſich ebenfalls ein zweihörniges Rhinoceros, welches nur die Größe eines kleinen Ochſen hat, jedoch mit einem verhältnißmäßig viel größern Kopfe, und dadurch ſich auszeichnet, daß das zweite Horn gleichſam nur in einer Spur vorhanden iſt, auch nur hinter den Schultern eine Hautfalte ſich findet, während am übrigen Körper faſt nirgend eine bemerkt wird.

Auf Java gibt es ein einhörniges Rhinoceros, welches in Geſtalt und Anſehen ganz mit dem indiſchen übereinkommt, auch Hautfalten hat, nur iſt es kleiner und zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß die Haut in viele eckige Schildchen getheilt iſt, in deren Mitte ein kurzes, ſteifes Haar ſteht.*)

Wir fügen dieſer naturgeſchichtlichen Überſicht die Erzählung eines Jagdabenteuers bei, das ein in Bengalen lebender Europäer bei der Jagd eines Rhinoceros beſtand. „Es wurde mir", erzählt er, „angezeigt, daß ſich auf der kleinen Inſel Saugor, nicht weit von dem Flecken Middletonpoint, von Zeit zu Zeit ein ungeheures Rhinoceros ſehen ließe. Um dieſes gefürchtete Thier wo möglich zu erlegen, beſtieg ich in Begleitung eines Freundes eines Abends einen Baum, auf welchem wir ein Gerüſt hatten errichten laſſen, nahe bei einem Teiche, wo das Rhinoceros jeden Abend zu trinken pflegte. Bald darauf vernahmen wir in dem Dickig neben uns ein Getöſe, und erblickten, ungefähr 60 Fuß weit von uns entfernt, das ungeheure Thier. Es näherte ſich langſam und graſend, bis es dicht unter unſerm Baume ſtand. Wir feuerten auf daſſelbe aus unſern Doppelbüchſen. Das Thier ſchien dadurch zwar etwas erſchreckt, blieb jedoch ruhig ſtehen; erſt beim zweiten Schuſſe drehte es ſich ſchnell um, und verließ mit lautem Grunzen den Ort. In einer Entfernung von 15 Schritten hatte Jeder von uns vier Kugeln auf das gewaltige Thier gefeuert, die es jedoch ſo wenig beachtete, als ob es Erbſen geweſen wären. Nicht lange darauf erſchien das Ungeheuer wieder und näherte ſich dem Teiche; wir gaben nun aufs Neue Feuer, wobei uns jedoch das Unglück begegnete, daß das Gewehr meines Freundes zerſprang, ihm ſelbſt zwei Finger zerſchmetterte und mich am Arme verwundete. Nach dieſem Unfall blieb uns nichts übrig, als ſo ſchleunig als möglich nach Hauſe zurückzukehren. Nach Verlauf von anderthalb Monaten, als die Hand meines Freundes geheilt war, verſuchten wir, bei beſſern Vorſichtsmaßregeln, einen neuen Angriff auf das Rhinoceros. Wir nahmen in einer ſchönen Mondnacht unſern alten Poſten an dem Baume wieder ein, hatten aber diesmal zwei Sechspfündner in unſern Verſteck auffahren laſſen. Zwei Nächte nacheinander mußten wir vergebens auf das Thier warten; erſt in der dritten erſchien es wieder. Ich ſtellte mich ſogleich an das Geſchütz, aber der Feind hatte meine Bewegung bemerkt und entfernte ſich. Nach einer Stunde kam das Thier wieder; allein ich hatte kaum die Lunte zum Feuern erhoben, als es auf mich losſtürzte. Meine gute Ladung kam ihm auf halbem Wege entgegen, und ich erkletterte nun eilig meinen Baum, um dem entſetzlichen Horne des Ungeheuers zu entgehen. Es erſchien jedoch nicht. Bald vernahmen wir in einiger Entfernung ein dumpfes Stöhnen und Grunzen, und entdeckten nun, daß das ſchwer verwundete Thier etwa noch 50 Schritte weiter gelaufen und dann niedergeſtürzt war. Die Kugel hatte ihm das linke Auge durchbohrt und war in den Kopf gedrungen. Die Länge des getödteten Thieres betrug, ohne den Schwanz, zwölf Fuß, und ſeine Höhe ſieben Fuß. Bei der Section fanden wir eine der bleiernen Kugeln unſerer Doppelbüchſen in ſeinem Magen. Das Fleiſch deſſelben wurde von der Mannſchaft eines Birmanenſchiffs gegeſſen, obgleich es nicht ſonderlich ſchmackhaft iſt."

*) Vergl. auch Nr. 37 des Pfennig-Magazins, wo ſchon über das indiſche Nashorn geſprochen und eine Abbildung deſſelben mitgetheilt wurde.

Naturhiſtoriſche Unterhaltungen.

Bewundernswürdig iſt die Kunſt, welche die Vögel bei dem Bau ihrer Neſter zeigen. Wir ſind gewohnt, von dem Neſte als der Wohnung des Vogels zu ſprechen; es iſt aber nichts als die Wiege der Jungen. Das Neſt des Kolibris iſt die feinſte Arbeit, die man ſehen kann. Es iſt von Moos gemacht und ſieht aus wie ein davon geſchlungener Knoten. Noch künſtlicher iſt das Neſt des indiſchen Schneidervogels. Um ſeine Jungen gegen ſo viele ihnen drohende Feinde zu ſchützen, heftet er zwei große Baumblätter aneinander, die er an das äußerſte Ende eines Zweiges hängt, wohin weder Affe noch Schlange ſich wagen kann. Er braucht dabei ſeinen Schnabel als Nadel und Faſern ſtatt Zwirn. Zwiſchen den zuſammengehefteten Blättern bringt er ſein Neſt an, das er aus Baumwolle, Federn und Dunen macht. Auf ähnliche Weiſe ſchützt die nordamerikaniſche Oriole ihr Neſt. Sie bindet zwei gabelförmige Zweige am

Digitized by Google

Ende eines Aſtes zuſammen, wozu ſie Pflanzenfaſern nimmt, die ſie von einem Pfropfreis oder einem Fenſter ſtiehlt. Dieſe Zweige bilden gleichſam einen Rahmen, um welchen der Vogel ein Netz von Fäden, Wolle oder Werg macht. In dieſem Sacke befindet ſich das eigentliche Neſt, das ſelbſt bei dem heftigſten Winde ohne Gefahr geſchaukelt wird und durch die Blätter des Baumes Schutz gegen Sonne und Regen erhält. Andere Vögel zeigen bei dem Bau ihrer Neſter weniger ſinnreiche Kunſt, aber mühſamere Arbeit; z. B. der Specht, der in den Stämmen und Äſten der Bäume eine Wohnung nicht nur für ſich ſelber, ſondern auch für den Blauſpecht und andere Vögel anlegt, die ſpäter ſein verlaſſenes Neſt einnehmen. Der Königsfiſcher gräbt ſich, von ſeinem Weibchen unterſtützt, mit Schnabel und Klauen einen Tunnel, der mehre Fuß in der Erde läuft. Der entlegenſte Theil iſt geräumig, der Eingang aber ſo enge, daß nur Einer Platz hat. Er legt ſein Neſt ſo an, daß es für mehre Jahre dient. Die Uferſchwalbe baut ihr Neſt auf ähnliche Weiſe. Die amerikaniſche goldgekrönte Droſſel legt ihr Neſt auf dem Boden an, ſodaß es dem Torflager, worauf es ſich befindet, vollkommen gleicht. Andere Vögel zeigen keine beſondere Sorgfalt, ihr Neſt zu verbergen. Die Seevögel, meiſt abgehärtet gegen äußere Einflüſſe, legen ihre Eier offen in den Sand. Die Eidergans zeigt eine ſo ſorgſame Mutterliebe, daß ſie die Dunen aus ihrer Bruſt rupft, um das Neſt auszufüttern. In den nördlichen Gegenden, wo ſie brütet, plündern die Eingeborenen das Neſt, aber der Vogel rupft neue Federn aus, um ſie ſich abermals geraubt zu ſehen. Die meiſten Vögel bauen ihr Neſt mit unendlichem Fleiße, nur der europäiſche Kukuk folgt nicht dieſem Naturtriebe, ſondern erſpart ſich die Mühe, für die Wohnung und die Erziehung ſeiner Jungen zu ſorgen, indem er dieſe Beſchwerde andern Vögeln auflegt. Der amerikaniſche Vogel dieſes Namens, der gelbſchnabelige Kukuk, zeigt ſich dagegen ſehr mütterlich geſinnt. Man hat zwar ſeine Eier in den Neſtern anderer Vögel gefunden; doch, wie einheimiſche Beobachter glauben, in der Abſicht, ſich zwar eines fremden Neſtes zu bemächtigen, nicht aber ſeine Jungen der Sorge anderer Vögel zu überlaſſen. In Nordamerika kennt man nur eine unnatürliche Mutter, die Amſel, die ihr Ei in fremde Neſter legt, ohne ſonderliche Auswahl. Hat die Eigenthümerin des Neſtes ſelbſt Eier, ſo ſorgt ſie lieber für das fremde, ehe ſie die ihrigen verließe, im entgegengeſetzten Falle aber gibt ſie ihr mühſam vollendetes Werk auf. Zuweilen werfen die Vögel das fremde Ei heraus, zuweilen geben ſie dem Neſte einen neuen Boden, in den meiſten Fällen aber bewegt ſie die Mutterliebe, ſich den Betrug gefallen zu laſſen. Iſt der junge Findling ausgebrütet, ſo iſt die Wohnung zu klein und er erſtickt dann oft die andern Jungen. Sobald er flügge iſt, verläßt er das Neſt, als ob er fühlte, daß er darin kein Heimatrecht habe.

(Wird fortgeſetzt.)

Hogarth's Werke.

4. Fleiß und Faulheit.

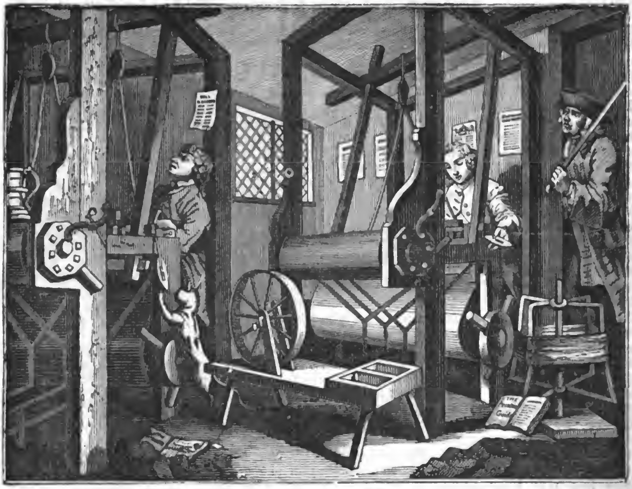
I.

Wenn wir in dem früher gegebenen Blatte: „Die Heirath nach der Mode", in Nr. 104 des Pfennig-Magazins, das vielſeitige Talent Hogarth's ſich den höhern Kreiſen des geſellſchaftlichen Lebens zuwenden ſahen, um dieſen einen Spiegel ihrer Sitten vorzuhalten, ſo zeigen uns dagegen die nach und nach von uns mitzutheilende Reihe der Darſtellungen, „Fleiß und Faulheit" benannt, den Künſtler in dem Kreiſe des Mittelſtandes, dieſem gewiſſermaßen ein Doppelleben, zur Nacheiferung wie zur Warnung, vor die Augen führen. Die Sorgfalt und Vollendung, womit Hogarth dieſe Darſtellungen ausführte, beweiſen, wie hoch er ſeine Aufgabe ſtellte, und für wie wichtig er es anſah, grade denjenigen Stand zu belehren, aufzumuntern und zu warnen, deſſen Gewerbfleiß, Tüchtigkeit oder Müſſiggang ſo unendlich viel zur Blüte eines Volkes beiträgt. Um dieſem Stande aber die Folgen des Fleißes und der Faulheit recht eindringlich zu verſinnlichen, wählte der Künſtler zu ſeinen Sittengemälden das Leben zweier Schulkameraden. Die Geſchichte der beiden Jünglinge beginnt mit ihrem Lehrlingsſtande in einer und derſelben Werkſtatt bei einem Weber in London, allein bald nehmen ihre Wege ganz verſchiedene Richtungen und endigen, wie Lichtenberg ſagt, Beide mit Proceſſionen, die ihnen zur Ehre angeſtellt werden. Der faule Kamerad nämlich wird unter dem Zulauf einer ungeheuern Volksmenge gehenkt; der fleißige dagegen wird erſter Stadtbeamter von London und hält unter dem Jubel des Volkes den prachtvollen Einzug in ſeine Amtswohnung.

Auf dem erſten hier mitgetheilten Bilde ſehen wir nun die beiden Zeuchweber und Nebengeſellen in einer Werkſtatt an ihren Stühlen ſitzen. Dem Fleißigen hat Hogarth den Namen Gutkind gegeben, den andern nennt er Thomas Faulhans. Ein flüchtiger Blick reicht hin, dem Beſchauer zu zeigen, welcher der Faule und welcher der Fleißige iſt; denn die beiden Geſichter verhalten ſich zueinander, wie ein Empfehlungsſchreiben zu einem Steckbriefe. Die Umgebungen des Schläfers ſind ſo beſchaffen, daß ſie gleich ein vollſtändiges Licht auf ſeine Gemüthsart werfen. Vor ihm auf der Drehwalze des Webſtuhls ſteht der zinnerne Bierkrug, fürs erſte ſehr ſicher, denn es ſcheint nicht als ob die Hand des Schlummernden den Stuhl ſobald wieder in Bewegung ſetzen würde. Außerdem hat er vor ſeinem Einſchlafen, an welchem unſtreitig der Inhalt des Kruges mit Schuld war, die Vorſicht gebraucht, die Walze noch mit einem Haken zu ſperren, und dieſer Mechanismus wird durch Faulhanſens Lieblingspfeife unterſtützt, die ihm nächſt dem Bierkruge wol das unentbehrlichſte Bedürfniß ſein mag. Mit dem Weberſchiffchen, welches ungebraucht an ſeinem Stuhle herabhängt, ſehen wir die Katze ſpielen. Unweit der ſpielenden Katze aber liegt auf dem Boden ein Buch: „Der Wegweiſer für Lehrburſchen", das ungefähr ebenſo ausſieht wie ſein Beſitzer. Zerriſſen iſt es, aber wahrſcheinlich hat es der Eigenthümer nicht zerleſen, es wird wol das Werk derſelben Katze ſein. Dagegen iſt Gutkind's Buch rein und ganz wie ſein Kleid, und dennoch gewiß weislich genützt. An der Wand hinter Gutkind's Stuhl ſind verſchiedene Blätter angenagelt, vermuthlich Haustafeln, Neujahr- oder Pathenwünſche. Zunächſt an der Thüre hängt indeß ein Blatt mit der Überſchrift: „Whittington, Lordmayor", und ſoll das Gegenſtück zu der über dem Haupte des faulen Schläfers aufgehängten unſittlichen Ballade bilden. Die Geſchichte von Whittington und ſeiner Katze iſt in England eine allbekannte Volksſage. *) Hier iſt die Anſpielung auf

*) Die Geſchichte von Whittington und ſeiner Katze, die wol mit Recht nicht viel mehr als ein Märchen heißen mag, aber in England zur Volksſage geworden iſt, verhält ſich nach allverbreiteter Erzählung ſo: Richard Whittington war ein armer Knabe, der ſeine Ältern früh verloren und nach allerlei Ungemach endlich als Küchenjunge in das Haus eines londoner

Digitized by Google



dieſe Geſchichte gleichſam als Prophezeihung des Looſes, das auf den Fleißigen wartet, angebracht. Noch iſt auf unſerm Bilde zu bemerken, die Geſtalt des Lehrherrn an der Thüre, der einen drohenden Blick auf den ſchlafenden Faulen wirft und deſſen aufgehobener Stock zu ſagen ſcheint, daß er es bei dieſem Blicke nicht bewenden laſſen wird.

Wie ganz beſonders Hogarth dieſe Blätter für das Volk beſtimmte, zeigt ſich auch darin, daß unter einem jeden ein Spruch aus der Bibel geſetzt iſt. Unter obigen Blatte ſteht: „Läſſige Hand macht arm, aber des Fleißigen Hand macht reich"; und: „Die Säufer und Schlemmer verarmen, und ein Schläfer muß zerriſſene Kleider tragen."

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 113.)

Kaufmanns kam, wo er den Tag über viel von der rauhen Behandlung des Kochs, des Nachts auf ſeinem engen Dachkämmerchen noch mehr von den Ratten und Mäuſen zu leiden hatte, die dort ihr Weſen trieben. Um dieſe Plagegeiſter zu bannen, kaufte ſich Richard für die wenige Baarſchaft, die er ſich nach und nach erſpart hatte, eine Katze. Es begab ſich nun, daß um dieſelbe Zeit Richard's Herr ein Schiff in See gehen ließ und jedem ſeiner Dienſtboten die Erlaubniß gab, irgend einen Handelsartikel mit auf das Fahrzeug zu geben, um ſolche in den fremden Ländern zu verkaufen. Nur der arme Richard hatte nichts, was er mitgeben konnte, aber aufgefodert von ſeinem Herrn, holte er ſeine Katze mit weinenden Augen aus ſeiner Schlafkammer, und übergab ſie dem Schiffscapitain, während die ganze verſammelte Dienerſchaft über dieſen ſeltſamen Artikel lachte. Das Schiff ſegelte ab und landete an der Küſte der Berberei. Der Capitain meldete ſich bei dem König des Landes, ſchickte ihm Proben ſeiner Schiffsladung, und ward freundlich von ihm aufgenommen und zur Tafel geladen. Wie ſtaunte aber der Engländer, als in dem Augenblicke, wo man ſich eben zu Tiſch geſetzt, ein Heer von Ratten und Mäuſen von allen Seiten auf die Tafel ſprang, und ſich ſämmtlicher Speiſen bemächtigte, noch ehe die Gäſte zulangen konnten. Bei dieſem Treiben, über welches der ſchwarze König in laute Klagen ausbrach, erinnerte ſich der Capitain ſogleich an Whittington's Katze, ließ ſie augenblicklich aus dem Schiffe holen, und ſiehe da, in Kurzem war das Ungeziefer verſchwunden und der Speiſeſaal gereinigt. Darüber erſtaunte und erfreute ſich der König in gleichem Maße, und beſchwor den Capitain, ihm die Katze als Eigenthum zu überlaſſen, der ſie ihm auch für eine große Menge Goldes verkaufte. Während dies mit ſeiner Katze in fernen Landen ſich zutrug, ging es dem armen Whittington ſelbſt in London noch weit ſchlechter als ſonſt. Er hatte, nachdem er nun ſein einziges Eigenthum von ſich gegeben, ſelbſt vor den Ratten und Mäuſen keine Ruhe mehr, und auch bei ſeinem Tagewerk fand er nur üble Behandlung. Er faßte deshalb den Entſchluß, in die weite Welt zu gehen, verließ eines Tags am frühen Morgen das Haus ſeines Herrn heimlich und wanderte aus der Stadt. Kaum aber hatte er eine halbe Stunde im freien Felde zurückgelegt, als die Glocken der Stadt zu läuten anfingen, und in dieſem harmoniſchen Geläute glaubte der Knabe deutlich die Worte zu vernehmen:

Kehre um, Whittington,
Dreimal Mayor von London!

Dieſen Zuruf nahm er für eine Vorbedeutung, und kehrte in das Haus ſeines Herrn zurück, wo man ihn noch nicht vermißt hatte. Bald darauf kehrte das Schiff zurück, und Whittington, der arme Knabe, ſah ſich plötzlich im Beſitz eines außerordentlichen Vermögens. Er lernte nunmehr das Geſchäft ſeines Herrn, wurde ſpäter deſſen Theilnehmer, heirathete dann deſſen einzige Tochter und ward endlich wirklich dreimal zum Lordmayor von London erwählt.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

113.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Mai 30, **1835**.

Die Stadt Canterbury.

Die Stadt Canterbury, Hauptort der engliſchen Grafſchaft Kent, gehört zwar nur zu den kleinern Städten Englands, iſt aber durch ihre anmuthige Lage am Stour, in einer weiten, durch fruchtbare Hügel unterbrochenen Ebene, durch ihr Alter, ihre prachtvolle Domkirche, ein ſchönes gothiſches Bauwerk und eines der großartigſten in ganz Europa, ſowie endlich als Sitz des Oberhaupts der anglicaniſchen Kirche merkwürdig. Unſere Anſicht ſtellt die Stadt, welche etwa 1600 Häuſer und 13,400 Einwohner zählt, in ihrer ganzen Ausdehnung von Weſten nach Oſten und von der Südſeite dar. Im Vordergrunde erhebt ſich die Domkirche, welche ſich gegen die ſchönen Hügel von Surrey maleriſch hebt. Südwärts auf der Straße nach Dover eilt auf der Eiſenbahn ein Dampfwagentransport hin, die Straße nach London liegt links vom Beſchauer. Canterbury, zu den älteſten Städten des Reichs gehörend, hat mehre römiſche Alterthümer aufzuweiſen. Das Innere der Stadt weicht von dem der jüngern Städte Englands ab und erinnert an die deutſche Bauart. Außer einigen Wollen- und Seidenfabriken hat ſie wenig Gewerbthätigkeit. Der Waarentransport nach Dover iſt der Haupterwerbsquell ihrer Einwohner.

Japan.

IV. Einige Nachrichten über Korea und ſeine Bewohner.

(Beſchluß aus Nr. 112.)

Die Japaner nennen die weſtlich von ihrem Reiche gelegene Halbinſel zwiſchen dem 34—43° NB., welche unſere Geographen unter dem Namen Korea beſchreiben, Koorai; der alte eigentliche Name des Reiches war Tſio-ſien, d. i. Heiterkeit des Morgens, wie die Eingeborenen auch jetzt noch ihr Land nennen. Es iſt daſſelbe großentheils rauh und nicht ſo fruchtbar als die meiſten der japaniſchen Inſeln, und ſelbſt die Theeſtaude wird nicht überall gebaut. Die Eingeborenen ſind von größerer Geſtalt als die Japaner, jedoch nur ſelten

Digitized by Google

5½ Fuß, von ſtarkem kräftigen Körperbau, mit Ebenmaß der Glieder, rüſtig und behende. Ihre Geſichtsbildung trägt im Allgemeinen das Gepräge der mongoliſchen Raſſe; das breite, grobe Geſicht, die hervorſtehenden Backenknochen, die ſtarken Kinnladen, die eingedrückte Naſenwurzel und breiten Naſenflügel, der ziemlich große Mund mit breiten Lippen, die eigenthümliche, ſcheinbar ſchiefe Augenbildung, das ſtraffe, dichte, ſchwärzliche Kopfhaar, ſtarke Augenbrauen, dünner Bart bei röthlichgelber Geſichtsfarbe laſſen ihn beim erſten Anblick als einen Bewohner des nordöſtlichen Aſiens erkennen. Das Benehmen des Kooraïers iſt ernſt, gelaſſen, nach Umſtänden munter, freimüthig, ſein Gang ſicher, behende, und er verräth überhaupt mehr Selbſtändigkeit und Freiheit der äußern Haltung als der Japaner, dem er jedoch in Bildung des Geiſtes und Verfeinerung der Sitten weit nachſteht. Er ſoll ehrlich, treu und gutmüthig ſein; weniger kann man ſeine Sauberkeit und Nettigkeit loben. Die Kleidung der Kooraïer iſt höchſt einfach und bei beiden Geſchlechtern meiſtens weiß, ſelten blau von Farbe, bei gemeinen Leuten von baumwollenem Zeuche, bei vornehmern von Seide. Der Mann trägt eine etwas über die Hüften hinabgehende Jacke und eine weite Hoſe, beide oft mit Watte gefüttert. Als Schuhe dienen eine Art Sandalen von Stroh, bei Frauen und Kindern mit gefärbten Baumwollenzeuchen zierlich durchflochten. Die Vornehmen tragen Schuhe wie die Chineſen. Das Kopfhaar iſt bei den Männern in einen knopfartigen Zopf zuſammengedreht und wird im Sommer ganz weggeſchoren. Bei Jünglingen, und im Allgemeinen bei Unverheiratheten, iſt das Haar auf dem Scheitel der Länge nach getheilt und nach hinten zu in einen langen, über den Nacken hangenden Zopf geflochten. Häufig tragen die Männer auch ein netzartiges Stirnband (Man-gong) von Pferdehaaren, mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit geflochten; faſt jeder Kooraïer trägt ein ſolches, ſelbſt unter dem großen Sonnen- und Regenhute. Dieſer iſt eine Art auffallend großer, breitrandriger Hüte, von Stroh oder Bambus verfertigt und mit gefirnißtem Kattun überzogen, bald weiß, bald ſchwarz. Die Männer tragen dieſen Hut gegen Sonnenſchein und Regen, und vertauſchen ihn im Winter mit einer Mütze, die über den Nacken hängt, durch einen Ausſchnitt nach vorne das Geſicht offen läßt und mit Pelzwerk gefüttert iſt. Die Frauen ſind ebenſo einfach gekleidet und unterſcheiden ſich in ihrem Anzuge von den Männern namentlich durch einen um die Lenden befeſtigten faltigen, kurzen Rock, wobei die weiten, unter dem Rocke hervorragenden Hoſen ihnen ein drolliges Anſehen geben. Häufig tragen ſie auch ein ſchwarzes Tuch um den Kopf; der Sonnenſchirme und Fächer bedient man ſich auch hier allgemein.

Faſt jährlich werden kooraïſche Fiſcher- und Küſtenfahrzeuge durch die im Frühjahre herrſchenden nordweſtlichen Stürme an die japaniſchen Küſten verſchlagen. Hier hatte der Ritter v. Siebold daher oft Gelegenheit, die Mannſchaft derſelben Monate lang zu beobachten. Sie wußten ſich gut in ihr Schickſal zu finden, und bei der Hoffnung, ihr Vaterland bald wiederzuſehen, beſtanden ſie gewöhnlich gutes Muthes ihr Abenteuer. Mit Anbruch des Tages verrichteten ſie unter Schlagen einer Trommel ihr Gebet. Jedes Familienglied fand dann für den laufenden Tag und die bevorſtehende Rückreiſe Beſchäftigung, und Geſang und Spiel — beſonders Damen- und Schachſpiel — und das beliebte Tabackrauchen füllten die müßigen Stunden aus. Über einen beſonders intereſſanten Beſuch dieſer Art theilt unſer Reiſender Folgendes mit: „So oft ſchiffbrüchige Reiſende nach Nagaſaki kamen, ſuchte ich Gelegenheit, ſie zu beſuchen, um ſie näher zu beobachten und einige Nachrichten über ihr uns Europäern ſo wenig bekannt gewordenes Land zu erhalten. Solche Beſuche waren übrigens mit großen Schwierigkeiten verbunden; ich mußte Erlaubniß vom Statthalter von Nagaſaki haben, ohne deſſen Vorwiſſen mich der japaniſche Aufſeher der Kooraïer weder in ſeinem Hauſe empfangen, noch bei jenen zulaſſen durfte. Meine japaniſchen Freunde wußten jedoch ſtets unter dem einen oder andern Vorwande dieſe Erlaubniß auszuwirken und mir den Zutritt zu verſchaffen. Die Kooraïer begegneten mir jedesmal ſehr leutſelig; aber namentlich war es bei Gelegenheit eines Beſuches am 17. März 1828, wo mich ihr Benehmen ſehr einnahm und wobei ich Gelegenheit hatte, einige wichtige Beobachtungen über ihre phyſiſche Beſchaffenheit, ihre Sitten, Sprache, Schrift u. dgl. zu machen. Eine Geſellſchaft von 36 Kooraïern nämlich, theils Fiſcher, theils Schiffer, einige Kaufleute und Reiſende, welche mit drei Fahrzeugen von der Weſtküſte von Koorai nach Japan verſchlagen worden, befand ſich eben zu Nagaſaki im Handelshauſe des Fürſten von Tſu-ſima. Bereits früher hatte ich die Bekanntſchaft eines Aufſehers, einiger Beamten und Offiziere dieſes Fürſten gemacht, und einige willkommene Geſchenke kündigten, nach japaniſcher Sitte, mich als einen bald erſcheinenden Gaſt an. Die Gaſtfreundſchaft der Japaner, die nicht genug geprieſen werden kann, that ſich auch hier wieder ausnehmend hervor. Im Empfangſaale des Aufſehers war Alles bereitet, um einen Fremden von einer ſo geſchätzten Nation, als es auf Japan die holländiſche iſt, ſeinem Stande gemäß zu empfangen und den andern Fremden, einem benachbarten aſiatiſchen, gegen Europäer ungaſtfreundlichen Volke angehörend, zu zeigen, welche Achtung man einer Handelsnation ſchuldig ſei im Verkehre, mit welcher man bereits einen 200jährigen Frieden genieße. Aus der erwähnten Geſellſchaft der ſchiffbrüchigen Kooraïer hatte mein japaniſcher Gaſtfreund eine Auswahl der angeſehenſten und gebildetſten Männer getroffen, ihrer vier an der Zahl, und der Verſchiedenheit der Coſtume wegen auch noch einen Matroſen und Schiffsjungen herbeikommen laſſen. In ihren beſten Anzug gekleidet, traten dieſe Leute ernſten Ganges in den Empfangſaal und ſetzten ſich der Reihe nach theils auf japaniſche Weiſe, theils nach ihrer Sitte mit gekreuzten Beinen auf die Matte nieder. Sie ſchienen ihre ganze, aus dem Schiffbruche gerettete Habe an Kleidungsſtücken angezogen zu haben; Einige waren mit mehren Röcken dick, faſt unbehülflich aufgeputzt, und Haarputz und Kopfbedeckung dergeſtalt unter ihnen vertheilt, daß man ihre gute Abſicht, mir ein Bild ihrer verſchiedenen Trachten zu geben, deutlich errathen konnte. Einige trugen einen langen weißen Überrock von Baumwollenzeuch über der oben beſchriebenen Jacke; einer hatte eine Jacke von hellblauer Seide, wattirt und in Streifen durchnäht und ähnliche ſeidene Hoſen an. Die Kopfbedeckung war verſchieden; einige trugen das Haarnetz, einer eine ſpitzige Mütze, ebenfalls aus Pferdehaaren geflochten, ein anderer eine mit Pelz gefütterte Wintermütze, und einer hatte über dem Netze einen großen Hut auf. Außerdem führten die andern noch große Hüte bei ſich, woraus ich ſchloß, daß dieſe zur feſtlichen Kleidung gehören."

„So muſterte ich die Kooraïer, welche ſich eben in einem Halbkreiſe vor uns niedergelaſſen. Jetzt begrüßte ich ſie und ließ ihnen durch einen Dolmetſcher die Abſicht meines Beſuches eröffnen und einige Ge-

Digitized by Google

ſchenke vorlegen. Der Erſte in der Reihe erwiderte in einem Tone, der einige Gewandtheit im Sprechen verrieth und ſelbſt einer Art Declamation glich, meine Anrede, und bezeigte nur ſein Leidweſen, daß ſie als arme Schiffbrüchige außer Stand ſeien, unſere Geſchenke zu vergelten. Hierauf nahm auch der Zweite das Wort und bezeigte ſeinen Dank, den er mehr in Zeichen als in redneriſchen Formen auszudrücken ſtrebte. Während einer hierauf eintretenden Pauſe fiel mir auf, daß keiner von ihnen ruhig ſitzen blieb, ſondern, mit dem Oberleibe ſich anhaltend, hin und her bewegte. Es waren zwei Kaufleute, ein Lehrmeiſter in der chineſiſchen und kooraïſchen Sprache und in der Sittenlehre des Confucius, ein reiſender Gewerbsmann und der Schiffer, mit welchen ich mich unterhielt. Dieſe wackern Leute hatten ein ausnehmend gutes Zuvorkommen, und der anfangs etwas verlegene Blick ſchien ſich allmälig aufzuheitern. Ich brachte in dieſer ſeltſamen Geſellſchaft einen ſehr merkwürdigen und lehrreichen Tag zu. Der eine Kaufmann war jedoch äußerſt niedergeſchlagen, ich möchte ſagen ſeelenkrank; er hatte all ſein Gut verloren, bei dem Schiffbruche ſelbſt körperlich gelitten und beſchäftigte ſich, wie man mir ſagte, beſtändig mit der traurigen Erinnerung an die Seinigen. Der andere, der ſich Ho=ſa=tſiëm nannte, war ein aufgeräumter, doch ernſter Mann, der am heutigen Tage ſein Unglück ganz vergeſſen zu haben ſchien und es ſich wirklich angelegen ſein ließ, dem europäiſchen Fremdlinge zu zeigen, daß er kein gemeiner Mann war. Unſer Gelehrte hatte wol ein pfiffiges, aber eben kein ſehr gelehrtes Ausſehen; es lag etwas Gemeines in ſeinen Zügen, und als ich unſern Ho=ſa=tſiëm fragte, wer von ihnen die ſo recht bezeichnenden Geſichtszüge der gemeinen Volksclaſſe habe, wußte er nicht ohne Witz auf Kum=tſium, ſo hieß der Gelehrte, zu deuten, und benutzte die Gelegenheit, ſeiner Eigenliebe zu huldigen und ſich als ein Muſter der vornehmen Claſſe anzupreiſen. Der Schiffer hatte den Blick, der im Auge der Seeleute bei den meiſten Völkern ſich zeigt, das ſtarre, ernſte Wegſehen unter den heruntergezogenen Augenbrauen, welche gleichſam das Auge vor dem Glanze des Himmels und Waſſerſpiegels zu beſchützen ſcheinen. Der Matroſe gab ein gutes Muſter des groben Knochenbaues der gemeinen Claſſe, und der Schiffsjunge zeigte das glatte runde Geſicht, welches der Jugend der mongoliſchen Raſſe ſo eigenthümlich iſt. Die Männer trugen Schnurrbärte und einen Bart ums Kinn; der Bart, ſowie das Kopfhaar iſt kohlſchwarz im Grunde, doch ſchimmert es ins Braunrothe. Das Geſchenk, welches ich den Kooraïern machte, beſtand in einigen Ellen farbigen Tuchs, Zitz und einigen Flaſchen Arak und Genever, und fand bei ihnen eine äußerſt gute Aufnahme. Sie ſchienen ſich zu berathen, was ſie mir zum Gegengeſchenk geben ſollten, und der Erſte in der Reihe, welcher auch ſchon früher das Wort geführt hatte, entſchuldigte ſich nun in Verlegenheit mit ihrer Armuth und bat mich, einige der Geräthe, die ſie noch gerettet hätten, anzunehmen. Es waren einige Handſchriften, Gemälderollen, ein Tiſchchen, einige Krüge und Schüſſeln, wozu Jeder noch ein entbehrliches Kleid oder Kleinod legte. Der Sprecher hatte einen ſehr geläufigen Vortrag; es hatte indeſſen nicht das Anſehen, als wenn er etwas aus dem Stegreife vorbringe, ſondern ſeine Sprechart war, wie wenn Jemand etwas, ohne den Sinn zu verſtehen, aufſagt: — eine Eigenſchaft des Vortrags, die auch dem der Japaner eigen iſt. Man hatte mittlerweile Papier und Schreibgeräth herbeigebracht, und Einige beſchäftigten ſich, etwas zu Papier zu bringen. Von Dreien erhielt ich Aufſätze, in chineſiſcher und kooraïſcher Sprache niedergeſchrieben.“

Es ſind jene Aufſätze zu intereſſant, als daß wir ſie nicht zum Schluſſe dieſer Mittheilungen beifügen ſollten.

1) Kooraïſches Liedchen. Es gibt auf der Welt nichts Abſcheulicheres als die Spinne, welche aus ihrem Hintern Fäden zieht und ein breites Netz ausſpannt, um den Schmetterling zu umgarnen, der fröhlich die Blumen ſucht.

2) Zwiſchen Himmel und Erde breitet ſich das Meer aus, und die allenthalben daraus hervorkommenden Länder, wer kann ſie kennen? In meinem ganzen Leben habe ich nie etwas von Holländern gehört; heute kam ich mit dieſer Nation zuſammen und unſere Trauer fand Theilnahme. Auf der Tafel ſteht Wein und hohe Männer ſind gegenwärtig. Durch Stürme verfallen, weilen wir hier und denken des fernen Vaterlandes. Wir werden nun wieder zu Schiffe gehen; ſeit geſtern liegt es bereit, und jubeln werden wir und tanzen, wenn der Tag der Heimfahrt kommt.

3) Drei Nationen ſind in dieſem Zimmer zuſammengekommen, und der längſt verſtorbene Han=wu ſieht auf den Saft der Trauben herab. Wir erhielten bei dem heutigen Beſuche gaſtfreundliche Bewirthung, man ſchied unter Händedruck, doch wir werden der genoſſenen Freundſchaft nie vergeſſen. — Aus Dankbarkeit für die gaſtfreundliche Bewirthung bei unſerm erſten Beſuche ſendet dieſes Ho=ſa=tſiëm von Kang=tſin im Kreiſe Dſiën=la auf Tſio=ſien.

Naturhiſtoriſche Unterhaltungen.

Es iſt ungemein anziehend, zu beobachten, mit welcher Sorgfalt ſich die Vögel ihre Bedürfniſſe verſchaffen, und wie ſicher der Inſtinct ſie immer dabei leitet. Der Specht umfaßt den Baumſtamm mit ſeinen Klauen und auf den Schwanz ſich ſtützend, zieht er Inſekten aus den Spalten der Rinde. Der Blauſpecht öffnet Nüſſe und andere ſteinichte Fruchtkerne durch wiederholte Stöße ſeines harten hornigen Schnabels. Der Fleiſchervogel, der von Inſekten und kleinern Vögeln lebt, ſoll ſeine Beute durch Nachahmung ihrer Stimme anlocken, und diejenigen Inſekten, die er nicht gleich verzehren will, auf Dornen ſtecken. Einige haben geglaubt, dies ſei eine Falle für andere Vögel, was aber unwahrſcheinlich iſt, weil es unnöthig wäre. Die Bachſtelze ſitzt auf dem Zaune oder auf der Schwelle einer Thüre und ſingt traurig und klagend, aber wehe der Motte, die ihr nahe kommt; der Vogel haſcht ſie, ohne ſeinen Geſang zu unterbrechen. Der Rabe und die Möve, die gern Schalthiere freſſen, aber nicht im Stande ſind, ſie zu öffnen, fliegen mit ihrer Beute empor und laſſen ſie aus der Höhe auf eine Klippe fallen. Der Adler ſitzt ſtolz und ruhig auf einem Felſen und beobachtet die Arbeit der fiſchfangenden Vögel in der Tiefe, indem er die mächtigen Flügel halb erhoben hat. Bald ſieht er den Fiſchreiher in das Meer ſich tauchen und mit freudigem Schrei wieder emporſteigen mit ſeinem Raube. Dann wird des Adlers Blick feurig, ſeine Flügel breiten ſich aus, und er jagt den Reiher, bis er ihn nöthigt, ſeine Beute fallen zu laſſen; aber ſie geht nicht verloren; in einem weiten Kreiſe ſchwebt der Adler zu dem Meere nieder, und faßt ſie, ehe ſie das Waſſer erreicht.

(Wird fortgeſetzt.)

Digitized by Google

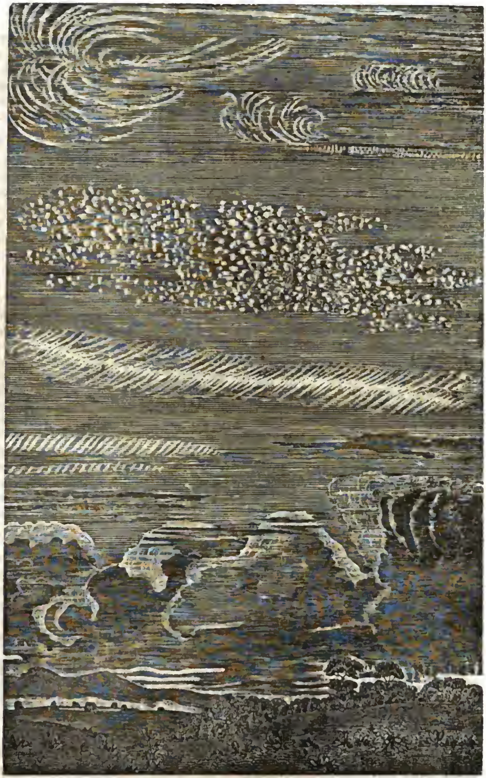
Die Pyramide von Cholula.

Man findet in mehren Gegenden von Mexico künſtliche Hügel in der Geſtalt von Pyramiden, die von den Bewohnern des Landes vor ihrer Unterwerfung durch die Spanier errichtet wurden und zu gottesdienſtlichen Zwecken, zu Begräbnißplätzen der Könige und Oberprieſter beſtimmt waren. Das größte, älteſte und berühmteſte dieſer Denkmale iſt die Pyramide unweit Cholula, die wir auf unſerer Abbildung ſehen. Sie heißt Teocalli, das Haus der Götter. Die Stadt Cholula liegt in der großen Ebene von Puebla, welche eine Reihe vulkaniſcher Berge von dem Thale von Mexico ſcheidet. Die Pyramide erhebt ſich auf der Oſtſeite der Stadt. Im Vordergrunde unſers Bildes ſehen wir einige Aloe- und Gummibäume, in der Ferne zeigt ſich der Gipfel des ſchneebedeckten Vulkans Orizaba. Die Morgenſeite der Pyramide iſt noch ziemlich gut erhalten und von hier iſt unſere Abbildung aufgenommen. Sie beſteht aus vier Terraſſen von gleicher Höhe, und hat eine ausgedehntere Grundfläche als andere ähnliche Denkmale in der alten Welt. Nach den Meſſungen, die Alexander von Humboldt anſtellte, iſt die Grundfläche auf jeder Seite 1400 Fuß lang, alſo noch einmal ſo lang als bei der Pyramide des Cheops in Ägypten. Die Pyramide beſteht aus Ziegeln, die durch Mörtel verbunden ſind. Nach der Verſicherung der Indianer iſt das Innere derſelben ausgehöhlt, und durch einen Zufall hat man die Entdeckung gemacht, daß dieſe Angabe nicht ganz ungegründet iſt. Als man vor mehren Jahren der Straße von Puebla nach Mexico, die früher nördlich von der Pyramide lag, eine andere Richtung gab und die erſte Terraſſe der Pyramide durchbrach, ſtießen die Arbeiter auf ein viereckiges ausgemauertes und durch Cypreſſenpfeiler geſtütztes Gemach, worin man zwei Leichname, Götterbilder von Baſalt und viele ſchön bemalte Vaſen fand. Leider war man nicht bedacht, dieſen Fund aufzubewahren, aber man verſichert, jenes Gemach habe weder Eingang noch Ausgang gehabt. Auf dem Gipfel der Pyramide ſtand in frühern Zeiten ein dem Gott der Luft geweihter Altar. Nach der Volksſage war das Land vor der großen Flut, die es 4000 Jahre nach der Schöpfung überſchwemmte, von Rieſen bewohnt, und alle, die nicht umkamen, wurden in Fiſche verwandelt. Nur ſieben fanden Rettung und verbargen ſich in Berghöhlen. Als die Waſſer ſich verlaufen hatten, kam einer der geretteten Rieſen nach Cholula und baute einen künſtlichen Hügel, zum Andenken des Berges, wo er Zuflucht gefunden. Er ließ die Ziegel zu dem Bau in weiter Entfernung brennen, und um ſie nach Cholula zu bringen, ward eine Reihe von Menſchen aufgeſtellt, die ſie ſich von Hand zu Hand zureichten. Die Götter aber ſahen mit Unwillen dieſen Bau und ſchleuderten Feuer gegen die Pyramide, wodurch die Arbeiter umkamen. Das Werk blieb unvollendet und ward endlich dem Gott der Luft geweiht.

Über Entſtehung, Elektricität, Höhe und Formen der Wolken.

Die Wolken, die ſchon die Einbildungskraft des Kindes mit unwiderſtehlichem Zauber anziehen und ihm durch die Mannichfaltigkeit ihrer Formenbildung die erſte geiſtige Nahrung geben, verdienen es als tägliche Gefährten unſerer Erde, daß wir ihre phyſiſche Natur kennen lernen. Es iſt bekannt, daß die Wolke eine Anſammlung wäſſeriger Dünſte, und wahrſcheinlich kleiner Waſſerbläschen iſt, welche ſich durch ihr geringeres Gewicht als das der Luft in dieſer ſchwebend erhalten, bis eine größere Verdichtung der Feuchtigkeit die Waſſerbläschen in Regentropfen verwandelt, die in dem Augenblicke, wo ihr Gewicht das der Luft übertrifft, niederfallen. Eine andere Frage iſt es aber, wie und auf welche Weiſe eine ſolche Anſammlung entſtehe. Je tiefer man in die Naturwiſſenſchaft eingedrungen, um ſo mehr erkannte man die Schwierigkeit dieſer

Frage. Schon Beccaria, ein berühmter Naturforſcher des vorigen Jahrhunderts, ſchreibt der Elektricität bei der Wolkenbildung einen wichtigen Einfluß zu, nur hat er die Art und Weiſe ihrer Wirkſamkeit nicht befriedigend bezeichnet. Daß die Elektricität bei der Entſtehung des Regens, Schnees, Hagels bedeutend mitwirkt, iſt außer allem Zweifel, auch ſo viel iſt ermittelt, daß, wenn die Zeit eintritt, wo die Luft am ſtärkſten mit Elektricität angefüllt iſt, zugleich der höchſte Feuchtigkeitsgrad ſtattfindet; ungewiß iſt man jedoch darüber, ob die Feuchtigkeit die Elektricität, oder dieſe jene erzeuge. So entſchieden es nun nach ſorgfältigen Unterſuchungen iſt, daß die Wolken ſtets mit Elektricität angefüllt ſind, ſo würde es doch voreilig ſein, die Wolken blos als ein Erzeugniß derſelben anzunehmen. Das merkwürdigſte Beiſpiel einer mit Elektricität geladenen Wolke bietet uns die von Brydone auf ſeiner Reiſe nach Malta beobachtete Erſcheinung dar. „Am 29. October 1757, kurz nach Mitternacht, ſah man in Melita von Südweſten eine ſchwarze Wolke heraufziehen, welche mit ihrer Annäherung die Farbe veränderte, bis ſie endlich einer mit Rauch vermiſchten Feuerflamme glich. Zuerſt vernahm man ein dumpfes Getöſe, welches mit ihrer Annäherung an Furchtbarkeit zunahm, und endlich die Stadt aufſchreckte. Der erſte Gegenſtand, über welchen ſie ſtreifte, war ein engliſches Schiff, deſſen Maſten und Takelwerk durch ihre Berührung ſogleich in Stücke zerſprengt und eine bedeutende Strecke weit weggeſchleudert wurden. Eine Schildwache, welche ſich ins Schilderhaus zurückgezogen hatte, wurde ſammt letzterm von der Wolke fortgeriſſen und ins Meer geworfen. Mehre freiſtehende Häuſer der Stadt wurden zerſtört, die Thurmſpitzen mit den Glocken fortgeſchleudert, die Dächer der Kirchen abgedeckt, bis die Scene mit der Zerſtörung des Leuchthurmes endete. Hierauf erhob ſich die elektriſche Wolke wieder und nahm die Richtung nach Sicilien. Zweihundert Todte und Verwundete waren ein Opfer dieſer merkwürdigen und ſeltenen Naturerſcheinung.“ Von Wolken ähnlicher Art waren einmal der Naturforſcher Sauſſure und ſein Begleiter auf den Alpen umringt. Ihre Elektricität war ſo ſtark, daß aus ihren Fingern fortwährend Funken, denen der Elektriſirmaſchine ähnlich, ſchoſſen.



Höhe und Formen der Wolken.

Befriedigender iſt ein anderer Verſuch, die Bildung der Wolken zu erklären. Erkältete Luft ſcheidet ihre Feuchtigkeit aus. Dies iſt eine unleugbare, durch tägliche Erfahrung bewährte Thatſache. Wie kann aber die Luft anders erkältet werden, als durch einen kältern Luftſtrom? Derjenige Theil der Luft, welcher erkältet worden iſt, gibt ſeine Wärme an den erkältenden ab. Nun aber ſtehen die Maſſen der Feuchtigkeit welche die Luft tragen kann, nicht im graden Verhältniſſe mit den verſchiedenen Temperaturen derſelben.

Die Feuchtigkeit, von welcher wir hier ſprechen, iſt gleichmäßig vertheilt. Geſetzt nun, zwei dem körperlichen Raume nach gleiche Luftmaſſen ſind bei den verſchiedenen Temperaturen von 15° und 45° des hundertheiligen Thermometers mit Feuchtigkeit geſättigt, und vermiſchen ſich gegenſeitig, ſo entſteht eine Mitteltemperatur von 30°. Da nun aber die erſtere Luftmaſſe 200 Theile Feuchtigkeit und die letztere 800 Theile bei ihrer Sättigung in ſich halten kann, ſo kommen nach der Miſchung auf beide körperliche Räume 1000 Theile Feuchtigkeit und auf jeden einzeln genommen 500 Theile; allein die Mitteltemperatur von 30° verträgt nur 400 Theile und iſt dann geſättigt, folglich müſſen 100 Theile niedergeſchlagen werden. Dieſe 100 Theile Niederſchlag betragen den $^{1}/_{200}$ Theil des Gewichts von dem körperlichen Luftraume, aus welchem ſie niedergeſchlagen ſind. In dieſem Beiſpiele haben wir zwei ſehr bedeutende Unterſchiede von Temperaturen angenommen, die in der Wirklichkeit ſelten in Berührung kommen; ein anderes Beiſpiel von geringern Unterſchieden wird uns zeigen, daß auch dann ſchon eine bedeutende Waſſermenge erzeugt wird. Geſetzt, es habe ein Luftſtrom 31° Réaumur, ein anderer 22°, ſo ſind die Verhältniſſe der Feuchtigkeit 334 zu 200; die Summe davon 534 Theile Feuchtigkeit, daher kommt auf jeden Raum $267^{1}/_{2}$ Theile Feuchtigkeit; da nun aber die Mitteltemperatur von 31° und 22° nur etwa 258 Theile halten kann, ſo iſt ber Unterſchied $9^{1}/_{2}$, welches $^{1}/_{2300}$ des Gewichtes der Luft, womit die Feuchtigkeit vermiſcht iſt, ausmacht. Angenommen nun, es habe eine ſolche Miſchung auf einer ſechs bis ſieben deutſche Meilen langen und einer Stunde breiten Fläche ſtattgefunden, ſo gibt dies ſchon eine Zollhöhe wäſſerigen Niederſchlags. Dieſe Berechnungen ſtimmen genau mit der Erfahrung überein. Je höher die Temperatur der verſchiedenen Luftſtröme iſt, deſto ſtärker ſind die Niederſchläge; denn während die Miſchungen der Temperaturen von 18° und $26^{2}/_{3}$° einen Niederſchlag von $6^{3}/_{5}$, die oben angeführten einen von $9^{1}/_{2}$ geden, ſo geben die Temperaturen von 35° und 44° Réaumur ſchon einen von beinahe 19 Theilen.

Die Höhe, bis zu welcher ſich die Wolken erheben, iſt äußerſt ungleich. Man will ſie ſchon in der Höhe von 5—600 Fuß über der Erde beobachtet haben, dagegen hat der Naturforſcher Bougier Wolken geſehen, welche noch 4800 Fuß über der Spitze des Chimboraſſo ſtanden. Ein anderer franzöſiſcher Gelehrter, Gay Luſſac, ſah bei einer Luftreiſe, als er eine Höhe von 21,600 Fuß erreicht hatte, noch Wolken ſehr hoch über ſich. Die Bewegung der Wolke hängt nicht immer von der Richtung des herrſchenden Windes oder Luftſtromes ab. Wenn wir zuweilen bemerken, daß verſchiedene Wolkenſchichten entgegengeſetzte Richtungen nehmen, ſo rührt dies nicht immer von entgegengeſetzten Winden her. So fanden die Luftſchiffer Charles und Roberts, als ſie bei einem Gewitter ſich 4000 Fuß über die Erdoberfläche erhoben hatten, bei entgegengeſetzten Wolkenzügen keine verſchiedenen Luftſtrömungen.

Was die Geſtalten der Wolken betrifft, ſo hat der engliſche Naturforſcher Forſter, auf vieljährige Beobachtungen geſtützt, den Verſuch gemacht, ſie auf einzelne Hauptformen zurückzuführen. Solcher Grundgeſtalten nimmt er drei an: 1) Der Cirrus oder das Haarbüſchelgewölk, beſtehend aus Parallelkrümmungen, die nach allen Seiten gerichtet ſind, die als die höchſten Wolkenſchichten anzuſehen ſind, und deren Höhe man auf 25,000 Fuß ſchätzen kann. Gewöhnlich erſcheint er bei heiterm Himmel und reiner Luft und hat die geringſte Dichtigkeit der Feuchtigkeitstheilchen. Oft kommt dieſe Wolkengeſtalt auch in den niedern Lufträumen vor; dann ſind aber die Streifen gedrängter. Unter dieſen Umſtänden iſt der Cirrus ein Vorbote des Sturms oder heftigen Windes, welcher ſich dann gewöhnlich in einer der Entfaltung der Büſchel entgegengeſetzten Richtung einſtellt. 2) Der Cumulus hat die dichteſte Structur, ſchwebt in der mittlern Luftregion und geht mit dem auf der Erde herrſchenden Luftſtrome. Oft kann man ſeine Entſtehung und Ausdehnung verfolgen; es erſcheint anfänglich ein Pünktchen, gleichſam als Kern, und wächſt mit merklicher Geſchwindigkeit. Er verſchwindet nach Sonnenuntergang. 3) Der Stratus beſteht aus weit ausgedehnten, zuſammenhangenden, wagerechten Schichten.

Von dieſen drei Hauptgeſtalten gibt es nun wieder Mittelgeſtalten: 1) Der Cirrocumulus oder die ſogenannten Schäfchenswolken, ſeines gleichſam wolligen Gewebes wegen ſo genannt; er erreicht eine Höhe von 14—20,000 Fuß. 2) Der Cirroſtratus beſteht aus horizontalen oder ſchrägen Wolkenſtreifen, erſcheint gewöhnlich in Gruppen, bald geſchloſſener, bald getrennter; erzeugt ſich nur bei warmem und trockenem Wetter, verkündigt Sturm und Regen und bildet ſich häufig, wenn lang anhaltende Stürme eine Pauſe machen. Auch ſoll der Cirroſtratus die Entſtehung der Mondhöfe, ſowie die der Nebenmonde und Nebenſonnen veranlaſſen, und daher als Vorbote ſchlechten Wetters anzuſehen ſein. 3) Cumuloſtratus iſt eine Miſchung des Cumulus und Stratus, mehr oder minder in einander verfließend, und iſt Vorbote des Regens. 4) Cumulo-Cirro-Stratus oder Nimbus iſt die eigentliche Regenwolke.

Miscellen.

Ein Vogelſammler in Mancheſter entdeckte unlängſt durch einen glücklichen Zufall, daß gedrückte und beſchädigte Federn ſich vollkommen wiederherſtellen laſſen, wenn man ſie in heißes Waſſer taucht. Er hatte eine Kiſte mit ſeltenen Vögeln aus Amerika erhalten, worunter ein Exemplar war, deſſen Schwanz durch das Packen gelitten hatte. Während er den Vogel betrachtete, ließ er ihn in eine Taſſe Kaffee fallen, und hielt ihn nun für gänzlich verloren, fand aber mit angenehmer Überraſchung, daß das Gefieder, als er den Vogel am Feuer getrocknet hatte, wieder grade und glatt geworden war.

Das Dorf Fredonia im Staate Neuyork, nahe am Erieſee, wird von einem kleinen aber ſchnellen Fluſſe durchſtrömt, der mehre Mühlen treibt und ſich dann in den See ergießt. Als man im Jahre 1827 eine dieſer Mühlen abbrach, die im Dorfe zum Theil über den Fluß gebaut geweſen, bemerkte man, daß oft Blaſen im Waſſer aufſtiegen, und bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß die darin entwickelte Luft brennbares Gas war. Es bildete ſich ein Verein, und als man ein Loch von $1^{1}/_{2}$ Zoll im Durchmeſſer durch den Felſen, einen ſtinkenden Kalkſtein, gebohrt hatte, verließ das Gas ſeinen natürlichen Weg und ſtieg durch dieſe Öffnung empor. Man baute einen Gaſometer darüber, legte Röhren und leitete ſo das Gas in alle Häuſer des Dorfs. Es werden dadurch gegen 100 Gasflammen genährt, und jede koſtet jährlich im Durchſchnitt nur ungefähr drei Gulden. Die Flamme iſt groß, hat aber nicht ſo viel Lichtſtärke und Helligkeit als Steinkohlengas. Man glaubte, daß das Gas aus Lagern von

Digitized by Google

erdpechhaltiger Kohle herrührt; wiewol die Gebirgsart, die hier und in der ganzen Umgegend zu Tage ausgeht, nur aus ſtinkendem Kalkſtein beſteht.

Das Muſeum der Naturgeſchichte zu Nantes iſt neuerlich durch ein ſehr ſeltenes und merkwürdiges Stück bereichert worden, nämlich einen Schwamm von ſeltener Größe, der den Namen Neptunsbecher führt. Die Höhe dieſes Schwammes beträgt 22 Zoll, ſein oberer Theil oder Hut, der die Geſtalt eines Bechers hat, mißt 3 Fuß 10 Zoll im Durchmeſſer, die Tiefe ſeiner Schale beträgt 15 Zoll 6 Linien, der innere Durchmeſſer 1 Fuß 6 Linien, ſein Strunk hat 1 Fuß 6 Linien im Umfange. Das Vaterland dieſes gigantiſchen Gewächſes iſt Indien, wo es der Schiffscapitain Auger fand, der es dem Muſeum zum Geſchenk machte.

Hogarth's Werke.

4. Fleiß und Faulheit.

(Fortſetzung aus Nr. 112.)

II.

Wir fahren in dem in Nr. 112 des Pfennig-Magazins begonnenen Lebenslaufe des Fleißigen und Faulen fort. Dieſes zweite Blatt hat als Spruch: „Wie habe ich dein Geſetz ſo lieb, täglich rede ich davon".

Unſer Bild zeigt das Innere einer Kirche, welche Hogarth auf alle Weiſe ausgeſchmückt hat, und der er auch den größten Schmuck gegeben, den eine Kirche haben kann, nämlich eine zahlreiche, andächtige Gemeinde. Aber der überſprudelnde Humor unſers Künſtlers hat ſich auch hier nicht verleugnet.

Im Vordergrunde zur Rechten ſehen wir in einem Kirchſtuhle unſern Helden, den fleißigen Gutkind, wie er mit der Tochter ſeines Principals aus einem und demſelben Buche ſingt. Die Geſtalten der jungen Leute ſind ſehr ausdrucksvoll und zart ausgeführt. Schon ſehen wir aus der Innigkeit und Einigkeit, womit das junge Paar hier gemeinſchaftlich ſeine Andacht verrichtet, den Zug einer gegenſeitigen Neigung unverkennbar hervorſcheinen, und ſo im Voraus angedeutet, was auch am Ende geſchieht, daß dieſe Beiden einſt Mann und Frau werden. Außer dieſen Hauptperſonen iſt in der andächtigen Verſammlung noch beſonders zu bemerken die alte Frau zur Linken, welche nächſt Gutkind und ſeiner Geliebten vielleicht die einzige wahrhaft andächtige Perſon in der ganzen Kirche iſt, da ſie, der übrigen Gemeinde den Rücken zukehrend, jeden Schein von Frömmigkeit verſchmäht, und ſich nur um ſich ſelbſt und ihr Gebet zu bekümmern ſcheint. Nächſt dieſer guten Alten, welche vielleicht eine lange und ſchmerzliche Lebenserfahrung ſo geſtimmt hat, befindet ſich im Rücken des jungen Paars eine ſehr dicke Frau, mit einem ungeheuern Fächer, welche weniger Beſcheidenheit zu beſitzen ſcheint als die Alte. Dieſer gegenüber ein weit weniger wohlbeleibter Herr mit einer gewaltigen Brille, dem das Singen große Anſtrengung zu koſten ſcheint, und dicht unter dieſem ein ehrbarer londoner Bürger, gleichfalls von ſtattlichem Umfange, der ebenſo feſt, aber noch weit ruhiger ſchlummert als der faule Lehrling auf dem erſten Blatte.

Das dritte Blatt zeigt uns von der eben beſchriebenen Andachtsübung im Innern des Gotteshauſes das entſchiedenſte Gegenſtück vor der Thüre deſſelben. Der Schauplatz iſt der Kirchhof. Die Hauptgruppe ſtellt ebenfalls eine gewählte Geſellſchaft vor, die auf eine ganz eigne Weiſe den Sonntag feiert. Der lange Kerl mit dem keineswegs empfehlenden Geſichte, der über den Grabſtein ausgeſtreckt liegt, iſt Niemand anders als der faule Kamerad des andächtigen Gutkind. Er iſt von ſeinem Principal auch zur Kirche geſchickt worden, iſt aber zu ſeinem Unglück unterwegs einigen gleichgeſchaffenen Seelen begegnet, welche, wie er, keine Luſt haben, in der Kirche, wie ſie ſagen, Grillen zu fangen. Sie ziehen es alſo vor, ſich einſtweilen mit der Außenſeite des Gotteshauſes zu begnügen, und ihren böſen Gelüſten folgend, machen ſie eine kleine Spielpartie auf einem Grabſteine neben einem offenen Grabe. Der faule Thomas übernimmt hierbei die Hauptrolle, und die Art und Weiſe, wie er ſich dabei benimmt, zeigt, daß er in dieſem Geſchäfte nicht ſo ganz unerfahren iſt. Wenigſtens ſcheint der breite Klapphut vor ihm nicht vergebens neben den Geldſtücken zu liegen, vielmehr eine Art von Hausmittelchen zu ſein, womit er durch Liſt erſetzt, was ihm das Glück verweigert. Auch wäre es, wenn man dieſe Geſichter betrachtet, wol zu gewagt, bei ihnen auf ehrliches Spiel zu ſchließen.

Unter dem einen Beine unſers Thomas erblickt man die Worte der Grabſchrift: Here lies the body etc. (Hier liegt der Leib u. ſ. w.). Unter den vier, bei dem ruchloſen Spiele im Angeſicht der Todtengebeine und der offenen Gruft betheiligten Perſonen iſt nur unſer Fauler, wo nicht der moraliſch Beſte, doch unſtreitig der Reinlichſte. Wenigſtens trägt er doch ein ganzes Kleid, während an den Kleidern, beſonders des Einen, immer ein Lumpen dem andern Lebewohl ſagt. Dieſer (ſeines Zeichens ein Schuhputzer, wie aus dem umgeſtürzten Schemel und dem Korbe mit Bürſten zu ſeinen Füßen hervorgeht) iſt wirklich ein wahres Scheuſal, deſſen Perſönlichkeit näher zu beſchreiben überflüſſig iſt, ein Geſicht, welchem gegenüber die Todtenſchädel noch Schönheiten ſind. Weniger ekelhaft, aber vielleicht ebenſo gefährlich iſt der Kniende zu ſeiner Rechten, mit der geſtreiften Schlafmütze und dem Pflaſter auf dem linken Auge. Hogarth hat ihn in der Reihe dieſer Gemälde noch mehrmals angebracht und in die Lebensgeſchichte Faulhanſens verwebt. Die dritte hinter ihm ſtehende Perſon ſcheint durch Faulhanſens Kunſtgriffe ſchon bei dem Spiele überflüſſig geworden zu ſein. Er ſieht ſehnſüchtig auf die ausgebreiteten Geldſtücke, als wollte er ſie gern wiederhaben und kratzt ſich mit kläglicher Miene in den Haaren. Daß dieſes Geſindel auf dem Todtenacker ſpielt, iſt kein Wunder. Sie ſehen das Grab vor dem Galgen nicht, der ihnen näher ſteht.

Eine anweſende Perſon wenigſtens iſt mit dem Treiben dieſes Gelichters ſehr unzufrieden, nämlich der Bettelvogt, der eben, von den eifrigen Spielern nicht bemerkt, im Begriff ſteht, der Hauptperſon einen ganz unzweideutigen Beweis ſeines Misfallens zu geben. Die ganze Figur des Bettelvogts iſt bei der Ausübung ſeines Amts beſchäftigt; das Ballen der linken Hand, das Zucken der Mundwinkel und das Blinzeln der Augen zeigen, daß es ihm damit kein Spaß iſt. Nur noch ein Augenblick, und der niederfallende Stock wird gleich dem Poſaunentone des jüngſten Gerichts eine ſchleunige Auferſtehung der Gruppe bewirken. Dieſes Blatt hat als Denkſpruch die Unterſchrift: „Den Spöttern ſind Strafen bereitet, und Schläge auf der Narren Rücken".

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 115.)

Digitized by Google

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. E. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

114.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juni 6, 1835.

Die beiden Wucherer,

nach einem Gemälde von Quintin Meſſis.

Digitized by Google

Die beiden Wucherer,

nach einem Gemälde von Quintin Meſſis.

Der niederländiſche Maler Quintin Meſſis war zu Antwerpen um das Jahr 1440 geboren. Sein Vater, ein Grobſchmied, beſtimmte den Sohn ebenfalls für dieſes Handwerk, und Quintin ward bald ein tüchtiger Schmiedegeſell und lieferte ſpäter Arbeiten, welche Zeugniß davon ablegen. In mehren niederländiſchen Städten finden ſich noch beſonders Balcongeländer und Gitterwerke von ſeiner Arbeit; ſo namentlich iſt in Antwerpen der Brunnen unweit des Doms, den der Leſer auf der in Nr. 16 des Pfennig-Magazins mitgetheilten Abbildung dieſer Kathedrale zur linken Seite des Eingangs bemerken wird, von ihm verfertigt.

Quintin Meſſis war 20 Jahre alt, als er von einer langwierigen Krankheit befallen wurde, die ihn außer Stand ſetzte, ſein Gewerbe zu treiben. Er fing deshalb an, um nicht müßig zu ſein, ſich im Holzſchneiden zu verſuchen. Aber der Hand, welche bisher nur gewohnt geweſen, den Schmiedehammer zu führen, fielen freilich die erſten Verſuche in einer ſo ganz verſchiedenen Beſchäftigung ſehr ſchwer und gelangen anfangs nicht beſonders; allein Meſſis gehörte zu den Menſchen, die durch Schwierigkeiten vom einmal unternommenen Werke nicht abgeſchreckt werden, und mit dieſer Beharrlichkeit brachte er es nun auch bald zu einer nicht gewöhnlichen Fertigkeit im Holzſchneiden, und als er von ſeiner Krankheit völlig hergeſtellt war, fanden ſeine Holzſchnitte ſchon Liebhaber und Anerkennung der Kunſtverſtändigen. Deſſenungeachtet kehrte er zu ſeinem Handwerk zurück und arbeitete noch mehre Jahre als tüchtiger Schmied, und wäre dies auch vielleicht Zeit ſeines Lebens geblieben, wenn ihn nicht eine beſondere Veranlaſſung plötzlich auf eine ganz andere Laufbahn gebracht hätte. Er verliebte ſich nämlich in die ſchöne Tochter eines Malers in ſeiner Vaterſtadt, und hielt, da er ſelbſt ein ſtattlicher Jüngling war, der ſein Brot reichlich verdiente, freimüthig bei dem Vater um die Geliebte an. Allein dieſer ſchlug ihm ſeine Bitte rund ab, indem er ihm erklärte, daß nur ein tüchtiger Maler ſein Eidam werden ſolle. Ein weniger kräftiges Gemüth würde dieſe Erklärung niedergeſchlagen haben; allein für Quintin wurde ſie vielmehr ein Sporn zu einem neuen Lebenslaufe, denn er beſchloß von Stunde an, das Schmiedehandwerk aufzugeben und Maler zu werden. Nachdem er bei einem geſchickten Meiſter die damals üblichen Lehrjahre ausgehalten, ging er auf Reiſen, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen. Er beſuchte die ausgezeichneten Städte ſeines Vaterlandes, hielt ſich in Holland, Deutſchland und England mehre Jahre auf und ſoll auf dieſen Reiſen, aus Anhänglichkeit an ſein voriges Handwerk, zuweilen den Pinſel wieder mit Hammer und Feile vertauſcht haben, wenigſtens nennt man das eiſerne Gitterwerk am Grabmal König Eduard IV. von England im Schloſſe zu Windſor als eine Arbeit des Quintin Meſſis. In England ſchätzte man übrigens ſeine Gemälde ſehr, und der berühmte Thomas Morus, ſein Zeitgenoſſe, gedenkt ſeiner mit großem Lobe in einem ſeiner Gedichte.

Nachdem Quintin Meſſis ſich auf dieſen Reiſen in ſeiner Kunſt ausgebildet, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, wohin ihm ſein Ruf ſchon vorausgegangen war. Als Fremder trat er in die Arbeitsſtube des Vaters ſeiner Geliebten. Bei Quintin's Ankunft war der Maler nicht zugegen. Jener benutzte dieſe Abweſenheit, um auf ein Gemälde, das ſich eben auf der Staffelei befand, eine Fliege auf dem Hintertheile eines Pferdes ſo täuſchend hinzumalen, daß der zurückkehrende Meiſter ſie mehrmals wegzuſcheuchen verſuchte. Als er nun, über ſolche Geſchicklichkeit verwundert, den jungen Meſſis mit großen Augen anblickte, gab ſich ihm dieſer zu erkennen, und bat ihn nochmals um ſeiner Tochter Hand, die ihm nunmehr auch nicht verweigert wurde. Quintin Meſſis, öfters auch „der Schmied von Antwerpen“ genannt, ſtarb 1519. Er arbeitete viel, aber dennoch mit der größten Genauigkeit, und ſeine Gemälde ſind ſehr geſucht und äußerſt ſelten. Zu ſeinen berühmteſten Stücken gehört das hier im Holzſchnitt mitgetheilte, in dem königlichen Schloſſe zu Windſor befindliche Gemälde, welches unter dem Namen „Die beiden Wucherer“ bekannt iſt. Es wurde von ihm ſelbſt, aber ſtets mit kleinen Abänderungen, öfters wiederholt. Der Ausdruck in den Geſichtszügen dieſer beiden Wucherer, wenn nicht die zweite Figur ein Weib ſein ſoll, die eben beſchäftigt ſind, ihren Gewinn zu berechnen, während dieſer in Beuteln und Goldhaufen vor ihnen liegt, iſt ſo charakteriſtiſch und ſprechend, daß es überflüſſig wäre, den Sinn des Malers durch Erläuterungen ergänzen zu wollen.*) Als Seitenſtück zu dieſem Gemälde kann ein anderes deſſelben Meiſters, gegenwärtig in der Galerie des Louvre zu Paris befindlich, angeſehen werden, welches einen Juwelier vorſtellt, der Goldſtücke abwiegt. Ihm zur Seite ſitzt ſeine Frau und blättert in einem Bilderbuche. Ein anderes berühmtes Gemälde von Quintin Meſſis iſt die Kreuzabnahme, die er für die Tiſchlerzunft in Antwerpen malte, und welche von Kennern wegen der ausdrucksvollen Schönheit der Figuren, beſonders des Chriſtuskopfes und der beiden Marien, ſehr geſchätzt wird. Die Klappen, welche dieſes vorzügliche Bild ſchließen, ſind ebenfalls von Meſſis gemalt, und ſtellen die eine den Märtyrertod Johannis des Täufers, die andere Herodes und Herodias mit dem Kopfe des Johannes vor. Philipp II., König von Spanien, ſchätzte dieſes Gemälde ganz vorzüglich, und bot dafür vergebens beträchtliche Summen. Endlich ward es von dem Gewerbe aus Geldmangel dennoch für 1500 Gulden verkauft.

Wir fügen zuletzt noch eine Abbildung des Denkmals des Quintin Meſſis bei, das ſich in der äußern Mauer der Domkirche von Antwerpen, dem oben erwähnten Brunnen gegenüber, befindet. Unter des Meiſters Büſte ſind auf dem Felde zur Rechten die Embleme der Malerkunſt, Pinſel, Palette u. ſ. w., auf dem Felde zur Linken Schmiedehandwerkszeuge, als Hammer, Zange und Ambos, angebracht. Die Doppelinſchrift in lateiniſcher Sprache lautet: „Quintin Meſſis, dem trefflichen Maler, widmet zum Zeichen ihrer Bewunderung dieſes Denkmal die dankbare Nachwelt“ und: „Die Liebe machte aus dem Schmied einen Apelles“.

---

*) Auf einem der Abbildung ganz ähnlichen Bilde Quintin Meſſis', bis auf den nicht darauf befindlichen Papagei, das ſich in Leipzig befindet, ſtehen auf dem auch auf der Abbildung vorhandenen Zettel, der an der Wand hinter dem Manne angeheftet iſt: Hier ontvangt men den excys (ſoviel wie Acciseinnahme) und darunter die Jahrzahl 1441, vielleicht ſein wahres Geburtsjahr. Auch könnte danach der Geizhals ſich in einen Accisbeamten verwandeln, der von der andern durch die noch halboffene Thüre eingetretenen Perſon die Abgabe empfängt, was der Ranzen und die eigne Kopfbedeckung derſelben nicht widerlegt. Der Beamte, der auf die empfangene und aufgezählte Summe wieder etwas herauszugeben hat, zählt dies auf, während er in dem Buche den Betrag einſchreibt und dabei nachrechnet

Digitized by Google

Quintin Meſſis' Denkmal.

Heilſamkeit des Zuckers.

Nicht blos der Menſch, ſondern faſt jedes Thier liebt Süßigkeiten und meidet das Gegentheil, und in der That iſt Zuckerſtoff ein Hauptbeſtandtheil jedes Pflanzenkörpers, der in größerm oder geringerm Verhältniſſe nährende Stoffe enthält. „Ein wenig Zucker" — ſagt der Engländer Martin in ſeiner „Geſchichte der britiſchen Colonien" — „ſetzt uns beſſer als irgend ein anderes Nahrungsmittel in Stand, körperliche und ſelbſt geiſtige Beſchwerden zu ertragen. Oft bin ich mit dem Araber durch die brennende Wüſte gereiſt, und wenn wir in den Mittagsſtunden, von Müdigkeit erſchöpft, uns niederließen, vertheilte ich an meine Gefährten einige von Zucker und Gewürz, mit Mehl zu einem Teige zuſammengeknetete kleine Kügelchen. Zwei oder drei von dieſen und ein Trunk Waſſer waren für mich immer das beſte Erfriſchungsmittel, ja ſelbſt ein Reizmittel zu neuen Anſtrengungen." Während der Zuckerernte in Weſtindien werden die Neger, trotz ihrer ſchweren Arbeit, geſund und munter, und Pferde, Maulthiere, Kühe und dergl., welche das ausgepreßte Zuckerrohr und die Abfälle als Futter erhalten, werden rund und ſtark. In Cochin-China wird den Soldaten der königlichen Leibwache ſowie andere Lebensmittel auch täglich Zuckerrohr gereicht, was ſie eſſen müſſen, um ein wohlgenährtes Anſehen zu erhalten. Reis und Zucker ſind in jenem Lande das gewöhnliche Frühſtück aller Volksclaſſen. Es werden dort nicht nur alle Früchte, ſondern ſelbſt viele Küchengewächſe, Gurken, Radieschen, Artiſchocken und die fleiſchigen Blätter der Aloe in Zucker eingemacht. Auch Pferde, Büffel und Elefanten werden hier mit Zucker gefüttert. „Ich habe in Indien", ſagt Martin ferner, „Hammelfleiſch gegeſſen, das in London vor ſechs Monaten geſchlachtet und darauf nebſt Zucker in einer Kiſte aufbewahrt, noch ſo friſch war, als ob es eben geſchlachtet worden wäre." Die Eingeborenen Ceylons bewahren ihr Wildpret in irdenen Töpfen mit Honig auf, und nach zwei bis drei Jahren hat es noch ſeinen ganzen Wohlgeſchmack. Der friſche Saft des Zuckerrohrs iſt ein wirkſames Mittel gegen mancherlei Krankheiten und heilt leicht Geſchwüre und alte Schäden. Nach der Behauptung eines engliſchen Arztes hat die Peſt nie an einem Orte geherrſcht, wo die Einwohner viel Zucker genießen. Benjamin Franklin fand bei ſeinen Steinſchmerzen große Erleichterung, wenn er vor dem Schlafengehen ein halbes Nößel Syrup genoß, das beruhigender wirkte als eine Gabe Opium. Die auf Seereiſen ſo furchtbare Krankheit, der Skorbut, ward oft in kurzer Zeit geheilt, wenn man die Kranken viel Zucker eſſen ließ. Die Wurmkrankheiten, welchen Kinder ſo ſehr ausgeſetzt ſind, werden durch den Genuß des Zuckers verhütet, den Kinder aus einem Naturtrieb ſo gern eſſen. Die Behauptung, daß der Zucker den Zähnen nachtheilig ſei, erklärt Martin für ungegründet; man beſuche die Zuckerpflanzungen und ſehe, wie ſchön und weiß die Zähne der Neger und die ihrer Kinder ſind, die doch täglich Zucker kauen. „Ich habe", ſetzt er hinzu, „die wildeſten Pferde durch Zucker gebändigt und geſehen, wie man die grimmigſten Thiere damit zu zähmen im Stande war."

Wie aus den von Martin angeführten Beiſpielen hervorgeht, iſt hier nur von Rohzucker die Rede, raffinirter Zucker möchte aber nicht ſo allgemein zu empfehlen ſein und bei häufigem Genuſſe manche Nachtheile haben.

Die Ruinen von Stonehenge.

Zu den merkwürdigſten alten Denkmalen Englands gehören die Trümmer von Stonehenge in der Nähe der Stadt Amesbury. Kaum gibt es irgendwo Überreſte des Alterthums, die ſich mit ihnen an koloſſaler Größe meſſen können. Die Bewunderung, die ſie dem Beſchauer abnöthigen, ſteigt, wenn er bedenkt, welche Kräfte erforderlich waren, dieſe Maſſen aufzurichten und aufeinander zu thürmen. Die hier dargeſtellten Trümmer liegen auf einem Hügel in der Ebene von Salisbury, und die Landſtraße von Amesbury nach Shrewton führt an ihnen vorbei. Ein Pfad, auf beiden Seiten von den Spuren eines kreisrunden Grabens begrenzt, bildet den Zugang zu den 1107 Fuß im Umkreiſe haltenden Trümmermaſſen. An einigen Stellen iſt auch durch und über dieſen Graben ein Weg, aber wol erſt in ſpäterer Zeit dadurch entſtanden, daß man Steine zu Bauten wegführte. Mitten in dieſem Kreiſe ſteht das dargeſtellte rieſenhafte Werk ſelbſt. Ungeheure Steinblöcke erheben ſich und quer auf denſelben liegen andere, ſodaß ſie gewiſſermaßen Portale bilden. Es ſind von den letztern noch 17 aufrechtſtehende vorhanden; liegende und ſtehende zählt man überhaupt 30; alle bilden einen noch leicht zu bemerkenden Kreis. Die zwei aufrechtſtehenden Säulen, welche den Eingang bilden, haben 13 Fuß Höhe und ſechs

Digitized by Google

Die Ruinen von Stonehenge.

bis ſieben Fuß Breite. Der Raum zwiſchen ihnen beträgt fünf Fuß und iſt größer als zwiſchen den übrigen aufrechtſtehenden Säulen. Nach innen zu iſt die Breite aller Öffnungen bedeutender als nach außen. Die oben querüberliegenden Steine ſind mittels Zapfen befeſtigt, in welche der aufrechtſtehende Stein ſich endigt und der in zwei Zapfenlöcher des liegenden eingefugt iſt. Dies mußte nothwendig die meiſte Mühe verurſacht haben. Dieſe Zapfen gehen jedoch nach oben etwas verjüngt zu und ſind nicht eben ſauber gearbeitet.

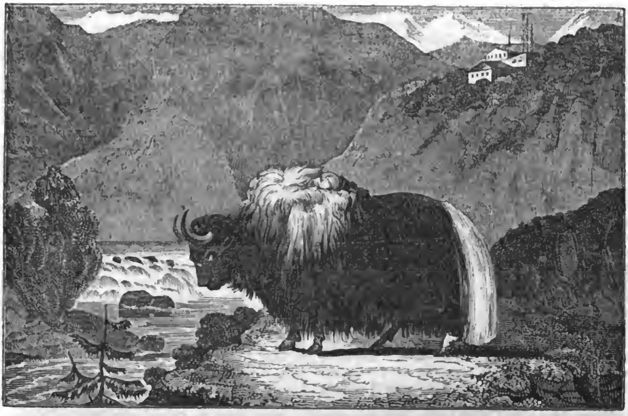
Innerhalb des großen Kreiſes ſieht man einen kleinern und roher gearbeiteten, welcher urſprünglich aus 40 Säulen beſtanden haben mag, von denen aber nur noch 20 vorhanden ſind. Dieſe ſtehen alle aufrecht; von quer darübergelegenen Blöcken iſt hier keine Spur. Der Durchſchnitt dieſes Kreiſes beträgt 48 Fuß und der Raum zwiſchen ihm und dem äußern acht Fuß. Zehn Steine endlich bilden den innerſten dritten Kreis, ſie ſind höher, als die des äußern und in fünf Paare geordnet, ſodaß ſie eine Hufeiſenform darſtellen. Die beiden äußerſten Paare dieſes Ovals ſtehen gegen 40 Fuß voneinander und haben eine Höhe von etwas mehr als 16 Fuß. Die ihnen zunächſt ſtehenden Paare haben über 17 und das letzte, fünfte Paar 21½ Fuß. Auf allen ruht, wie im äußern Kreiſe, ein Querſtein, deren einer 16 Fuß und drei Zoll lang iſt. Mit Ausnahme des fünften Querſteins ſind die übrigen zwar hier und da beſchädigt, aber doch meiſt wohl erhalten. Noch ſcheinen 19 Steine wieder in dieſem Kreiſe ein für ſich beſtehendes Oval gebildet, aber nur aus aufrechtſtehenden Säulen beſtanden zu haben.

Das Wort Stonehenge ſelbſt iſt angelſächſiſch und bedeutet ſchwebende oder hangende Steine. Der Name thut aber nicht etwa kund, daß die Angelſachſen das Gebäude aufgeführt hätten. Wahrſcheinlich iſt dies früher von den Druiden errichtet worden, allein alle Forſchungen haben die Zeit der Entſtehung ſo wenig wie den Zweck deſſelben aufzuhellen vermocht. Die Steine ſelbſt ſind in dem äußern Kreiſe und dem mittlern denen in der Umgegend vorkommenden ähnlich, von ganz anderer Art ſind dagegen die der zwei andern Kreiſe. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß dieſe ſpäter hinzugefügt worden ſind. Auch in Deutſchland befindet ſich ein mit jenen räthſelhaften Trümmern zu vergleichendes Rieſenwerk, die Exterſteine in Weſtfalen, und ebenfalls in Frankreich ſieht man ſolche Trümmer, den oben beſchriebenen ganz ähnlich, in der Nähe von Cherbourg.

Der pferdeſchweifige Ochſe (Bos grunniens).

Der noch wenig bei uns gekannte und hier dargeſtellte pferdeſchweifige Ochſe, auch Yak genannt, iſt in Tibet einheimiſch, wo er, jedoch nur ſelten, in einigen Gegenden auch wild angetroffen wird; ſonſt wird er als Hausthier wie unſer Rindvieh benutzt. Dieſes Thier iſt über fünf Fuß hoch und hat faſt die Geſtalt unſers Ochſen. Aber die vorzüglichſte Verſchiedenheit zwiſchen dem Yak und jeder andern Art dieſer Thiergattung beſteht darin, daß der Körper, mit Ausnahme des Kopfes und der Füße, mit langem glänzenden Haar bedeckt iſt, das bis auf die Füße herabfällt und oft ſelbſt den Boden berührt, weshalb die Beine ſehr kurz erſcheinen, und dem Thiere das Anſehen gibt als wenn es kröche. Sein Kopf iſt ſo lang als der eines Ochſen, die Ohren ſind kleiner, die Hörner

Digitized by Google



Der pferdeſchweifige Ochſe.

aber länger und werden vom Schädel nach der Spitze zu dünner, bilden einen horizontalen Bogen und neigen ſich nicht weit vom Ende gegeneinander, biegen ſich aber dann wieder auswärts. Der Vorderkopf ſcheint bedeutend vorzuragen, was aber von dem dicken Buſch gekräuſelter Haare herrührt, welche ſich über denſelben hinziehen, zum Theil die Augen beſchatten und dem Thiere dadurch ein ſchwermüthiges Anſehen geben. Die Augen ſind übrigens groß und treten kühn aus ihren Höhlen hervor. Die Naſenlöcher ſind klein, die Naſe dünn und fein gebildet. Der Nacken iſt kurz, aber gebogen und zwiſchen den Schultern mit einem hohen Höcker verſehen, der mit kurzen, krauſen Haaren bewachſen iſt, welche ſehr weich und von ganz anderer Beſchaffenheit als die auf den andern Theilen des Körpers ſind. Des Thieres weicher Pelz — denn ſo kann man in Wahrheit ſagen — geht von den Schultern aus und zieht ſich, doch weniger weich, über den Rücken bis an die Wurzel des Schwanzes hin, welcher aus einem dichten Buſch langer Haare beſteht, die bis auf den Boden reichen und dem Thiere ein beſonderes, aber ſchönes Anſehen geben. Dieſer Schwanz iſt voller als der eines geſunden Pferdes. Bei manchen iſt dieſes Haar ganz weiß, indeſſen die übrigen Haare, nur mit Ausnahme des weichen Haares des Rückenhöckers, ſchwarz ſind, und umgekehrt, der Höcker und der Schwanz ſchwarz, das übrige Haar weiß.

Dieſes Thier wird wie das Rindvieh überhaupt genutzt und zu dieſem Zwecke von den nomadiſirenden Tataren in großen Heerden gehalten. Es iſt aber auch ſo kräftig und hat einen ſo ſichern Gang, daß es vielfach als Laſtthier gebraucht wird.

Die Hirten benutzen die Felle zu Mänteln, die ihnen am Tage als Bekleidung, des Nachts als Decke dienen. Aus der feinen Wolle und dem Haar werden ſowol feine Zeuche aller Art, ſowie ſehr haltbare Stricke und dergl. verfertigt. Der Schweif gilt als ein Zierath bei den Vornehmen, und man weiß dieſes Putzſtück ſehr täuſchend nachzumachen. Auch werden Fliegenwedel daraus verfertigt und zu hohen Preiſen verkauft.

Im Allgemeinen iſt dieſes Thier nicht wild, nur wenn ihm fremde Perſonen nahen, wird es unruhig, doch zeigt es auch keine beſondere Anhänglichkeit an ſeine Wärter. Wird es aber gereizt, ſo iſt es ſchwer wieder zu beſänftigen.

Die Kupferſtechkunſt.

10. Der Kupferſtecher nach ſeiner Anlage und ſeiner Bildung.

(Fortſetzung aus Nr. 109.)

Man gibt den Namen Kupferſtecher im ſtrengſten Sinne nur demjenigen Künſtler, welcher hauptſächlich mit dem Grabſtichel arbeitet. Gewöhnlich aber begreift man unter dieſer Benennung Alle, welche auf Kupfer arbeiten, ſei es nun mit dem Grabſtichel, der Radirnadel, der Punze, dem Schabeiſen u. ſ. w.

Das Erſte, was zu einem Kupferſtecher erfodert wird, iſt ein kräftiger Körper und ein geſundes Auge. Dann ſei es eine glückliche Auffaſſungsgabe, die von einer lebendigen Einbildungskraft unterſtützt wird, ein feines, richtiges Gefühl, ein geläuterter Geſchmack, ein heller Verſtand. Hierzu geſelle ſich eine gründliche Schulbildung, Kenntniß der Phyſik und Chemie — denn viele Verrichtungen der Kupferſtechkunſt beruhen auf Geſetzen derſelben — ſodann der Mathematik und Optik. Der Kupferſtecher ſoll ein ebenſo guter Zeichner ſein als der Maler. Nicht blos deswegen, damit er im Stande ſei, den Gegenſtand, welchen er ſtechen will, vorher zu zeichnen, ſondern hauptſächlich, damit er in der Ausführung der Zeichnung frei verfahren könne. Beſonders iſt ihm derjenige Theil

der Zeichnenkunſt nöthig, welcher Haltung, Licht und Schatten, Farbenandeutung und Ausdruck des Charakters des darzuſtellenden Gegenſtandes betrifft. Da es aber einen Haupttheil der ausübenden Kupferſtechkunſt ausmacht, nach Gemälden zu arbeiten und die ausgezeichneten Werke des Pinſels nachzuahmen, ſo muß der ſich bildende Kupferſtecher fleißig ſich im Zeichnen nach Gemälden üben. Mit der Praxis im Zeichnen verſäume er nicht, die Theorie immer gleichen Schritt halten zu laſſen. Hierher zählen wir zuerſt die Lehre von den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers nach deſſen verſchiedenem Geſchlecht und Alter. Zunächſt gehört noch hierher das Studium der Anatomie des Menſchen und theilweis auch derjenigen der Thiere. Doch während der Zeit ſchon, daß der künftige Stecher ſich im Zeichnen oder ſelbſt auch im Malen übt, mag er auch die erſten Anfänge mit dem Grabſtichel machen, um ſich eine feſte Hand und einen freien Strich anzueignen.

Denn die Kupferſtechkunſt auf der Stufe, wohin ſie durch Die, welche ſie übten und ausbildeten, geſtellt worden iſt, macht an ihren Meiſter keine geringe Anfoderung; nämlich daß derſelbe nicht blos die mechaniſchen Mittel ſeiner Kunſt völlig in der Gewalt habe und in die Geheimniſſe der Zeichnenkunſt eingeweiht ſei; daß er ferner nicht allein den auf einer Fläche darzuſtellenden Gegenſtand in ſeinen feinſten Theilen verſtehe: ſondern daß er eine Darſtellung liefere, in welcher der eigenthümliche Charakter des Gegenſtandes frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand deſſelben wiedergegeben, ja ſogar die ihm zugehörende Farbe angedeutet ſich befindet.

Punkte nur und Striche ſind es, womit der Kupferſtecher ſeine Aufgabe zu löſen hat, und nur wirkliches Talent vermag mit dieſem Wenigen Großes auszurichten. Denen aber, welche allen aufgezählten Anfoderungen entſprachen, ja in echter Genialität noch zu neuen berechtigten, ward auch Ruhm und Anerkennung der Zeitgenoſſen wie der Nachwelt zu Theil.

11. Die Kupferplatte.

Das Kupfer, deſſen der Kupferſtecher bedarf, muß weder zu hart noch zu weich, in ſich feſt und wohl verbunden, ſowie ohne Beimiſchung ſein. Je ſchöner roth und je weniger gelb oder braun es ausfällt, deſto reiner iſt es. Das engliſche Kupfer iſt das beſte; nächſt ihm das ungariſche Cementkupfer; dann das ruſſiſche Kopekenkupfer; das ſchwediſche Altbergſchlag=, ſowie das ſchwediſche Roſettenkupfer; und endlich das gute goslarer Kupfer.

Das Kupfer darf nicht auf dem Kupferhammer zu Blech geſchlagen, ſondern es muß zur Platte gewalzt worden ſein. Dieſe wird vom Kupferſchmiede kalt, aber ſtark gehämmert, um dadurch das Kupfer dichter und feſter zu machen. Alsdann wird die Platte geſchliffen und polirt, und zwar zuerſt mit grobem Sandſtein ſo lange, bis keine Spur des Hammers mehr vorhanden iſt; dann mit Bimsſtein und hierauf auch mit einem Schleifſtein von beſonderer Weiche und Feinheit; nach dieſem mit Kohle, am liebſten von Linden= oder Weidenholz; endlich mit dem ſogenannten großen Kerbſtahle und mit dem Handpolirſtahle, um der Platte die größte Glätte und den Glanz eines Spiegels zu geben. Während des Schleifens wird die Platte mit Waſſer begoſſen, bei dem Kerb= und Polirſtahle aber nur durch Öltropfen benetzt. Nach vollſtändig geſchehener Polirung der Platte wird letztere mit feinen Lappen und geſchlemmter Kreide rein abgeputzt, und endlich gleicht, rundet und ebnet man die Ecken und Ränder derſelben mittels feiner Feilen und dem Polirſtahle aus.*)

Etwas abweichend von der hier angegebenen Verfahrungsweiſe iſt die der engliſchen Kupferplattenarbeiter, und wir wollen hier die des berühmteſten derſelben, Namens Harris, anführen. Man wählt eine möglichſt reine Kupferplatte, etwas dicker als man ſie eigentlich braucht, und glättet mit einem ſtarken und in einem ſo langen Hefte ſteckenden Schaber, daß man erſteres unter den Arm nehmen und ſo eine größere Kraft anwenden kann, alle Ungleichheiten, Splitter und Schlacken aus. Dann wird die Platte derb und mit gleichmäßigen Schlägen auf einem ziemlich gewölbten Amboſe gehämmert, um ſie zu härten, hernach aber auf einem breiten Amboſe geſtreckt und eben gemacht. Hierauf kommt ſie unter den Stein, d. h. ſie wird mit einem nicht allzu groben Sandſteine unter fortwährendem Abſpühlen mit Waſſer dergeſtalt abgeſchliffen, daß alle Spuren des Schabers und Hammers verſchwinden. Dann wird das Schleifen mit einem zweiten feinern, und zuletzt mit einem dritten noch feinern Steine fortgeſetzt, und endlich folgt das Abſchleifen mit der Kohle. Hierzu wird zuerſt Birken= oder Erlenkohle mit Waſſer, dann Weidenkohle mit Öl genommen. Nur zuweilen wird nunmehr noch die Platte mit dem Polirſtahle übergangen.

Was endlich die Stärke der Kupferplatten betrifft, ſo muß jene mit der Größe dieſer letztern im Verhältniſſe ſtehen, ſowie man zu den Stechweiſen, welche einen an ſich ſchwierigen Druck veranlaſſen, die Platten immer dicker zu wählen hat. Im Allgemeinen muß eine Platte, die im Viereck 18—20 Zoll mißt, zumal für den Grabſtichel, von der Dicke einer Linie ſein. Kleinere Platten, ſowie auch die für Radirung, mögen ſchwächer genommen werden.

12. Die Stechweiſen; die Stichgattungen; die Grundirung — Kalkirung — Zeichnung.

Die Stechweiſen oder Stecharten ſind die verſchiedenen Arten des Kupferſtechens, unter welchen der Künſtler die Wahl hat.

Solcher Stechweiſen gibt es gegenwärtig eilf; ſie ſind 1) das Arbeiten mit dem Grabſtichel; 2) das Radiren und Ätzen; 3) die Stechweiſe der trockenen oder kalten Nadel; 4) die Stechart, welche ätzt und mit dem Grabſtichel beendigt; 5) die Stechweiſe mit der Goldſchmiedspunze; 6) die Schab= oder Schwarzkunſt, auch Mezzotintomanier; 7) le Blon's Stechart mit bunten Farben; 8) die Farbentuſchart oder Aquarellmanier; 9) die franzöſiſche Crayonmanier; 10) die engliſche Punktirſtechweiſe; 11) die Biſter= oder Tuſchweiſe, auch Aquatintamanier.

Ehe nun, wie es in jeder der Stechweiſen, nur die 6., 7. und 11. ausgenommen, geſchieht, die Zeichnung auf die Kupferplatte getragen wird, pflegt man letztere erſt mit einem Firniß, dem ſogenannten Grundfir=

---

*) Wenn die Kupferplatte ſehr ſtark und beſonders wenn ſie nicht groß iſt, darf man ſich nicht mit Abebnung des Randes begnügen, ſondern man muß ſie etwa zwei Linien breit von der blanken Seite nach dem Rande zu abſchärfen. Geſchieht dies nicht, ſo drückt die Stärke der Platte, namentlich bei ſcharf angeſpannter Preſſe, zu ſtark in das Papier und preßt ſich dann um den Rand herum durch. Doch wird dies von dem geſchickten Kupferdrucker vor dem Abdruck der Platte berückſichtigt werden.

Digitized by Google

niß oder Ätzgrunde, zu überziehen — ſie zu grundiren — und dann dieſen Firniß zu färben, zu kalkiren.

Es gibt ſehr verſchiedene Arten von Grundfirniß; aber ſie ſind weſentlich nur wenig voneinander verſchieden. Jetzt bedient man ſich meiſt nur des ſogenannten weichen Ätzgrundes, der auf folgende Art zuſammengeſetzt iſt: zwei Loth Aſphalt ſtößt man zu Pulver in einem ganz kalten Mörſer und läßt dieſes in einem neuen, thönenen, glaſirten Tiegel bei gelinder Wärme ſchmelzen. Hierauf thut man zwei Loth ebenfalls pulveriſirten Maſtix dazu und rührt Alles wohl durcheinander. Nun ſetzt man noch zwei Loth des feinſten weißen Wachſes hinzu, das man unter ſtetem Umrühren zergehen läßt. Wenn ſich Alles gehörig vereinigt hat, gießt man die Miſchung in eine Schüſſel lauwarmen Waſſers, läßt jedoch den Bodenſatz ſorgfältig zurück. Iſt erſtere nun einigermaßen kalt geworden, ſo macht man aus der Maſſe Kugeln, die man mit Taffet oder feiner Leinwand überzieht. Auf dieſelbe Weiſe wird ein anderer Grundfirniß bereitet, wozu man nimmt: zwei Loth Aſphalt, Colophonium oder ſchwarzes Pech ein Loth, Maſtix oder burgunder Pech ein Loth, ſogenanntes weißes Jungfernwachs vier Loth. Da mancher Grundfirniß bei der Wärme des Sommers ſich zu weich zeigt, im Winter dagegen zu hart iſt und dann zu leicht ſpringt, iſt es nicht unzweckmäßig, für jede Jahreszeit eine beſondere Miſchung vorräthig zu haben.

Das gewöhnliche Verfahren beim Grundiren beſteht in Folgendem: die Platte wird auf eine Glutpfanne gelegt, bis ſie durchwärmt iſt; dann fährt man mit der Firnißkugel ſo lange darüber, bis der Firniß den Taffet durchdringt, ſich über die Platte verbreitet und dieſelbe bedeckt. Die feine und gleiche Verbreitung befördern die Tupfballen von verſchiedenen Größen. Dieſelben ſind von Taffet mit Baumwolle gefüllt.

Iſt nun die Platte wieder kühl und der Firniß erhärtet, ſo wird derſelbe weiß oder ſchwarz gefärbt. Die weiße Färbung geſchieht mit Kremſerkreide, die in Gummiwaſſer fein abgerieben und mittels eines Pinſels aufgetragen wird. Die ſchwarze hingegen bewirkt man durch den Rauch von gelben Wachskerzen, welche unter der gefirnißten Platte ſo gehalten werden, daß der Qualm ſich mit dem Firniß verbinden kann.

Die Zeichnung nun, welche auf die ſo zubereitete Platte getragen werden ſoll, beſteht aus Umriſſen. Dieſe werden auf Papier mit Rothſtift gezeichnet, daſſelbe aber, damit es ſich nicht verſchiebe, mittels Pich- oder Klebwachſes an die Ecken der Platte befeſtigt. Das Pichwachs ſei entweder von ſtarkem, friſchem, gelbem Wachsſtocke, oder es beſtehe in zwei Unzen gelben Zugpflaſters, einer Unze gelben Wachſes und zwei Quentchen Schöpſentalgs. Streicht man hierauf behutſam über das Blatt, ſo drückt ſich die Zeichnung dem gefärbten Firniſſe mit Deutlichkeit auf. Dieſe Art nun, die Zeichnung zu kalkiren (denn auch hiervon braucht man das Wort), iſt auf dem weißen ſowol als ſchwarzen Grunde gebräuchlich.

(Fortſetzung in Nr. 115.)

Technologiſches Allerlei.

Gelbfärben mit dem haarigen Blätterſchwamm. Der haarige Blätterſchwamm (*Boletus hirsutus*), der nicht ſelten auf Nuß- und Apfelbäumen wächſt, enthält einen vorzüglichen Färbeſtoff. Man zerſtößt, um damit zu färben, die Schwämme in einem Mörſer und kocht den Brei eine Viertelſtunde lang mit Waſſer. Eine Unze Schwammaſſe reicht hin, um ſechs Pfund Waſſer gehörig zu färben. Die Zeuche werden dann in dem Farbebade durchgenommen und eine Viertelſtunde lang gekocht. Alle Zeuche nehmen die Farbe an; auf Seide iſt ſie jedoch ſchöner und glänzender als auf Baumwolle und Leinen. Die Farbe kann durch verſchiedene Beizen mannichfaltig verändert werden. Seide, die nach dem angegebenen Verfahren gefärbt iſt, wird, wenn man ſie mit ſchwarzer Seife behandelt, herrlich goldgelb. Der gelbe Färbeſtoff, der ſich aus dieſem Schwamme ziehen läßt, kann auch zum Malen mit Waſſer- und Ölfarben gebraucht werden; auch gibt er mit Alaun einen ſchönen Lack.

Die Schrauben an den Violinen, Guitarren und ähnlichen Inſtrumenten haben häufig den Fehler, daß ſie ſich nicht leicht genug drehen laſſen, oder daß ſie ihre Stellung nicht behalten. Man hat verſchiedene Compoſitionen, dieſen Zweck zu erreichen, unter denen jedoch folgende den Vorzug verdient. Man ſoll die Zapfen der Schrauben nämlich zuerſt leicht mit einem Stücke vollkommen trockener Seife abreiben, und ſie dann mit einer Miſchung überpulvern, welche aus zwei Theilen Meudonerweiß (geſchlemmte Kreide) und einem Theile Colophonium beſteht.

(Wird fortgeſetzt.)

Der gemeine Lorberbaum (Laurus nobilis).

Unter der Gattung des Lorbers, wozu auch der Zimmtbaum, der Kampherbaum, der Benzoëbaum gehören, iſt der gemeine Lorberbaum die einzige aller Arten, welche mit einem weniger heißen Klima zufrieden iſt, und die einzige, die auch im ſüdlichen Europa gedeiht. Er findet ſich wildwachſend in allen Küſtenländern des mittelländiſchen Meeres und auf den griechiſchen Inſeln; auf den canariſchen Inſeln bildet er ſogar große Wälder und erreicht hier eine Höhe von 30 Fuß. Überall iſt der Lorberbaum mit ſeinem ſchlanken Wuchs, ſeinem immer grünen, glänzenden Laube eine Zierde der Gegend und erfreut auch durch den balſamiſchen Duft, welchen er verbreitet. Die kleinen, weißlich gelben Blüten ſind in vier bis fünf Abſchnitte getheilt und ſtehen in Dolden vereinigt in den Blattwinkeln. Die Frucht nennt man mit Unrecht eine Beere, da ſie eigentlich eine Steinfrucht von der Größe einer kleinen Kirſche iſt, außen fleiſchig, innen mit einem länglich runden Kerne. Die getrockneten Blätter des Lorberbaums werden vielfältig in der Küche benutzt, aber auch als Arzneimittel, doch dazu noch mehr die Früchte, wie auch ein aus ihnen bereitetes Öl, das ſogenannte Loröl, welches auch im Sommer die Fliegen von den damit beſtrichenen Meubeln abhalten ſoll. Der Lorberbaum ward bei den Alten beſonders hoch in Ehren gehalten und galt als dem Apollo heilig, der ſich auch, ſowie ſein Sohn Äſkulap, mit Lorberzweigen bekränzte. Da Apollo der Gott der Dichtkunſt und überhaupt der Wiſſenſchaften war, ſo wurden die Dichter mit Lorberkränzen geſchmückt, und Diejenigen, welche die Orakel befragten, ſetzten Lorberkränze auf. Überhaupt brauchte man Lorberblätter, um durch das Kauen derſelben eine Sehergabe zu

Digitized by Google

gewinnen; auch weiſſagte man aus dem Kniſtern brennender Lorberzweige. Den Feldherren, welche aus einem Kriege ſiegreich zurückkehrten, ward eine Lorberkrone aufgeſetzt. Die Sitte, Dichter und Gelehrte überhaupt mit Lorber zu kränzen, erſtreckte ſich ſpäter auch auf jüngere Gelehrte, daher der Name Baccalaureus, d. h. bacca laureatus, Belorberter, und noch jetzt wird der Lorberkranz dem Helden, wie dem Dichter und Künſtler, als ein Symbol des Ruhms gewährt. Als geheiligter Baum ward der Lorber von den alten Römern um Tempel, um die Paläſte der Kaiſer und die Wohnungen der Prieſter gepflanzt, da er auch noch überdies gegen Einſchlagen des Blitzes ſchützen ſollte. Unſere Abbildung ſtellt ihn neben Ruinen aus jenen Zeiten vor.

Der gemeine Lorberbaum.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

115.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juni 13, 1835.

Anſicht von Oxford.

Oxford.

Auf einer ſanften Anhöhe in einem Thale, in welchem die kleinen Flüſſe Iſis und Cherwell ſich vereinigen, liegt die Stadt Oxford, der Hauptort der gleichnamigen Grafſchaft, berühmt als der Sitz einer der älteſten und reichſten europäiſchen Univerſitäten, der ſie ihr Aufkommen meiſt verdankt. Längs den beiden Flüſſen, welche, ehe ſie ſich vereinigen, die freundliche Landſchaft in mannichfaltigen Windungen durchſtrömen und zwiſchen ihnen und der Stadt grünen üppige Wieſen, hinter welchen ein Halbkreis von Hügeln die Ausſicht ſchließt, die nur gegen Mitternacht offen iſt, wo ein wohl angebautes Gelände ſich ausbreitet. Der Urſprung der Stadt, den die Sage in das höchſte Alterthum hinaufgerückt hat, verliert ſich wenigſtens in die früheſte Zeit des Mittelalters, die ſich jedoch bei dem Mangel zuverläſſiger geſchichtlicher Quellen nicht genau beſtimmen läßt. Die erſte ſichere Thatſache, die aus dem Dunkel hervortritt, iſt die Nachricht, daß es zur Zeit des großen angelſächſiſchen Königs Alfred, der 872 den Thron beſtieg, und einige Zeit mit ſeinen Söhnen in Oxford ſich aufhielt, hier ein in der erſten Hälfte des 8. Jahrhunderts geſtiftetes Kloſter gab, unter deſſen Schutze wahrſcheinlich die erſten Anbauer ſich angeſiedelt hatten. Seitdem kommt Oxford häufig in der Geſchichte Englands vor. Die Stadt hatte während der Verheerungen, welche die Landungen der Dänen über England brachten, viele Drangſale zu erleiden und wurde bis zu Anfange des 11. Jahrhunderts zweimal ein Raub der Flammen. In ſpätern Zeiten war ſie der Sitz der angelſächſiſchen und däniſchen Beherrſcher des Landes. Wilhelm der Eroberer nahm die Stadt 1067 mit Sturm und ſchenkte ſie einem ſeiner Kriegsanführer, der hier eine Veſte anlegte, von welcher noch jetzt ein als Gefängniß dienender Thurm übrig iſt, und eine Kloſterſchule gründete. Später kam die Stadt wieder an die Krone. König Heinrich II., der von 1154—89 regierte, hatte hier ſeinen Wohnſitz in einem von ſeinem Großvater Heinrich I. erbauten Palaſte, in welchem ſein Sohn, der tapfere Richard Löwenherz, geboren wurde. Seit dem 12. Jahrhundert kam die Stadt durch die allmälige Ausbildung der Univerſität immer mehr in Aufnahme. Heinrich VIII., der 1547 ſtarb, machte ſie zum Sitz eines Bisthums, und ſeine Tochter, die Königin Eliſabeth, war oft in Oxford, um die ihr angenehmen Huldigungen und Schmeicheleien der Gelehrten zu empfangen. Jakob I. (geſt. 1625) ſuchte hier Zuflucht vor der Seuche, die London verheerte, aber ſie folgte ihm bald, und wüthete ſo furchtbar, daß die Studenten die Hochſchule verließen, die Bürger ihre Läden ſchloſſen und, wie ein Zeitgenoſſe erzählt, ſelbſt auf dem Marktplatze Gras wuchs.

Oxford hat eine ſehr maleriſche Lage, wenn man ſich der Stadt von den öſtlichen und ſüdweſtlichen Höhen nähert. Ihre Thürme, ihre Kuppeln, ihre hohen Kirchen, mit dunkeln Laubmaſſen untermiſcht, erheben ſich über den Wieſenkranz, der ſie umſchließt, und der Eindruck wird nicht gemindert, aber mannichfaltiger, wenn man die Stadt betritt und ihre zahlreichen und großartigen öffentlichen Gebäude in der Nähe erblickt. Sie war früher mit Baſteien umgeben, von welchen nur noch wenige Spuren übrig ſind. Von Oſten, Süden und Weſten führt der Weg zur Stadt über Brücken, unter welchen beſonders die 1779 erbaute, 526 Fuß lange, über den Cherwell führende weſtliche Brücke ſich durch ſchöne Bauart auszeichnet. Sie führt in die größte und prächtigſte Straße der Stadt, die Hochſtraße, eine der ſchönſten in Europa, wo mehre Kirchen, alterthümliche Bauwerke und einige der bedeutendſten Univerſitätsgebäude liegen, welche bei der ſanften Krümmung der Straße einen höchſt ergreifenden Anblick gewähren. Die innern Straßen ſind zwar ziemlich enge und die Häuſer oft dicht zuſammengedrängt, übrigens ſind die jetzt zahlreichen neuern Gebäude feſter und bequemer gebaut als die unregelmäßigen ältern. Die Stadt iſt in 13 Kirchſpiele getheilt, deren jedes ſeine eigne Kirche hat, unter welchen die Peterskirche die älteſte iſt, in ihren urſprünglichen Überreſten eines der herrlichſten Denkmale der angelſächſiſchen Baukunſt in England. Die Domkirche, die bei ihrer erſten Gründung zu einem angeblich im 8. Jahrhundert geſtifteten Nonnenkloſter gehörte, wurde von Heinrich I. (geſt. 1135) erbaut und zeigt die Verſchiedenheit der Bauart, die von jener Zeit bis zum 16. Jahrhunderte in England herrſchte. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden iſt das um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf Koſten eines Bürgers erbaute Stadthaus vorzüglich auszuzeichnen. Ein Theater gibt es nicht in Oxford, da die Aufführung von Schauſpielen wegen der Verhältniſſe der Univerſität nicht erlaubt iſt. Die Zahl der Häuſer beträgt über 3900, und die Einwohnerzahl, mit Einſchluß der Univerſitätsangehörigen, gegen 23,000. Die Stadt iſt in einem blühenden Zuſtande, und ein bedeutender Durchfuhrhandel belebt den Verkehr, der durch den Themſe- und Oxfordkanal befördert wird.

Die Zeit der eigentlichen Stiftung der Univerſität Oxford iſt ein Gegenſtand vieler Streitigkeiten geweſen. Vor dem 12. Jahrhunderte gab es in Europa keine Lehranſtalten, die mit unſern Univerſitäten verglichen werden könnten, welche beſtimmt ſind, alle Hauptwiſſenſchaften und die wichtigſten Hülfswiſſenſchaften zu lehren. Die Streitfrage würde ſich in die Frage auflöſen, wann Oxford zuerſt Schulen erhalten habe. Es iſt wahrſcheinlich, daß König Alfred, der ſo thätig für die Beförderung der geiſtigen Bildung des Volkes ſorgte, auch in Oxford Schulen anlegte und, wie es auch in andern europäiſchen Ländern geſchah, mit Klöſtern verband. So mochte er zu dem Ruhme kommen, den ihm die alte Überlieferung als Stifter der Univerſität beilegt. Seine Nachfolger begünſtigten dieſe Lehranſtalten, die nach der Eroberung Englands durch die Normänner (1066) ſich immer mehr erweiterten. Heinrich I., wegen ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften „der Gelehrte" genannt, erhielt ſeine Bildung in Oxford, wo unter Heinrich II. ſchon ein Lehrſtuhl für das bürgerliche Recht errichtet wurde. Die Zahl der Schüler wuchs ſo ſehr, daß die Klöſter nicht alle aufnehmen konnten und viele wurden in Herbergen gelegt, deren 200 geweſen ſein ſollen. Wahrſcheinlich wohnten ſie in dieſen Häuſern unter der Obhut von Aufſehern, die über die Erhaltung der Ordnung wachen und die Beſchäftigungen der Zöglinge leiten mußten. Das Gedeihen dieſer Anſtalten wurde bedeutend geſtört, als 1220 ein Streit zwiſchen den Studenten und den Bürgern entſtand, der ſo heftig wurde, daß die jungen Leute die Stadt verließen. Geſchreckt durch eine Drohung des Papſtes, der ſich der Studenten annahm, gaben die Bürger nach und bewilligten den zurückkehrenden Studenten die günſtigſten Bedingungen. Später gab es jedoch noch mehre ähnliche Zwiſtigkeiten. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bildete ſich die Lehranſtalt, die viele wichtige Vorrechte erhielt, immer mehr zu ihrer ſpätern Geſtalt aus. Wie in andern europäiſchen Ländern, beſonders in Deutſchland, milde Geber eigne Anſtalten, ſogenannte Burſen, errichteten, wo

Digitized by Google

Studirende für geringe Miethe Wohnung erhielten, ſo wurden auch in Oxford ſeit 1260 ähnliche reich begabte Stiftungen zur Unterſtützung der Studenten angelegt. Als dieſe Anſtalten ſich immer mehr erweiterten, zogen ſich die Studirenden von der Verbindung mit den Bürgern zurück, die ſo viele Zwiſte herbeigeführt hatte. Im 13. und 14. Jahrhunderte ſtieg die Zahl dieſer Stiftungen auf ſieben, außer welchen es auch noch zahlreiche Herbergen für Studirende gab. Während der Fehden zwiſchen den um die Krone ſtreitenden Familien York und Lancaſter kam auch die Univerſität in Verfall, erhob ſich aber wieder unter der Regierung Heinrich VII. (1485 — 1509) und beſonders unter Heinrich VIII., wo der Cardinal Wolſey, des Königs allgewaltiger Miniſter, ihr freigebiger Gönner war, der ſieben Lehrſtühle errichtete und mit ausgezeichneten Männern beſetzte. Wie er eine neue Stiftung für junge Gelehrte gründete, ſo machten ſich ſpäter auch andere Freunde der Gelehrſamkeit durch ähnliche Anſtalten um Oxford verdient, bis nach und nach 19 gegründet waren, von welchen die jüngſte 1714 geſtiftet wurde. Dieſe noch jetzt in ihrer alten Verfaſſung beſtehenden ſogenannten Collegien ſind eine Eigenthümlichkeit der beiden engliſchen Univerſitäten Oxford und Cambridge. Jedes dieſer Collegien hat ein beſonderes Gebäude mit Gärten und liegenden Gründen, wo die Mitglieder unter einem Vorſteher beiſammen wohnen. Alle haben eine eigne Kapelle, einen großen Verſammlungsſaal, Halle genannt, und eine Bibliothek. Der Vorſteher einer ſolchen Stiftung bildet mit den übrigen Beamten, den Lehrern, Mitgliedern und Studirenden derſelben einen geſchloſſenen Verein, der von den übrigen Collegien und der allgemeinen Univerſität unabhängig iſt. Die Vorſteher werden auf Lebzeit erwählt und haben wirkſame Gewalt in der Verwaltung der Anſtalt. Es iſt ihnen geſtattet zu heirathen. Eigentliche Mitglieder der Collegien ſind Diejenigen, die an allen Vortheilen der Stiftung vollen Antheil haben, aus den Einkünften derſelben ganz oder zum Theil erhalten werden und ihre Pfründe in der Regel zeitlebens behalten, bis ſie heirathen oder liegende Gründe erben, oder Ämter erlangen, die mehr eintragen. Nur in einem Collegium müſſen die Mitglieder ihre Pfründe nach achtzehnjährigem Genuſſe abgeben. Selbſt wenn ein Mitglied eines Collegiums mehre Jahre auf Reiſen iſt, bleibt die ihm angewieſene Wohnung zu ſeiner Verfügung. Dieſe Pfründen, deren Einkünfte ſehr verſchieden ſind und von 200 bis über 1000 Thaler ſteigen, bieten ein Mittel dar, verdienſtvollen Gelehrten Unterſtützung und ungeſtörte Muße zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu geben; aber freilich ſind nur die Anhänger der herrſchenden biſchöflichen Kirche zum Genuſſe dieſer Stiftungen berechtigt und nicht nur Katholiken, ſondern ſelbſt Proteſtanten, die von den Lehrmeinungen der engliſchen Kirche abweichen, davon ausgeſchloſſen. Die zu jedem Collegium gehörenden eigentlichen Studenten empfangen gleichfalls eine gewiſſe jährliche Summe, aber nur für eine beſtimmte Zeit, gewöhnlich vier Jahre. Nach den Verfügungen mehrer Stifter können nur die Eingeborenen beſonderer Grafſchaften, ja beſonderer Kirchſpiele, oder die Zöglinge beſonderer Schulen Mitglieder des Collegiums werden, und ſo geſchieht es oft, daß nicht die Verdienſtvollſten unter allen Studenten, ſondern nur die Ausgezeichneten unter einer beſchränkten Anzahl eine Aufmunterung erhalten. Aus den Mitgliedern der Collegien werden gewöhnlich die Privatlehrer der zu den Stiftungen gehörenden Studenten genommen, die einer ſehr ſtrengen Zucht unterworfen ſind. Außer den abhängigen Studenten haben viele Collegien noch unabhängige Mitglieder, die für ihr Geld leben, jedoch den meiſten Schulgeſetzen gleichfalls gehorchen müſſen. Die Mitglieder und die Studenten der Collegien haben eine beſondere Tracht, die in einem weiten Obergewande und einer ſchwarzen Mütze mit viereckigem Deckel beſteht. Auf unſern beiden Abbildungen ſehen wir ſie angedeutet. Die Feſttracht der Beamten der Univerſität und der Collegien iſt alterthümlich, aber glänzend.

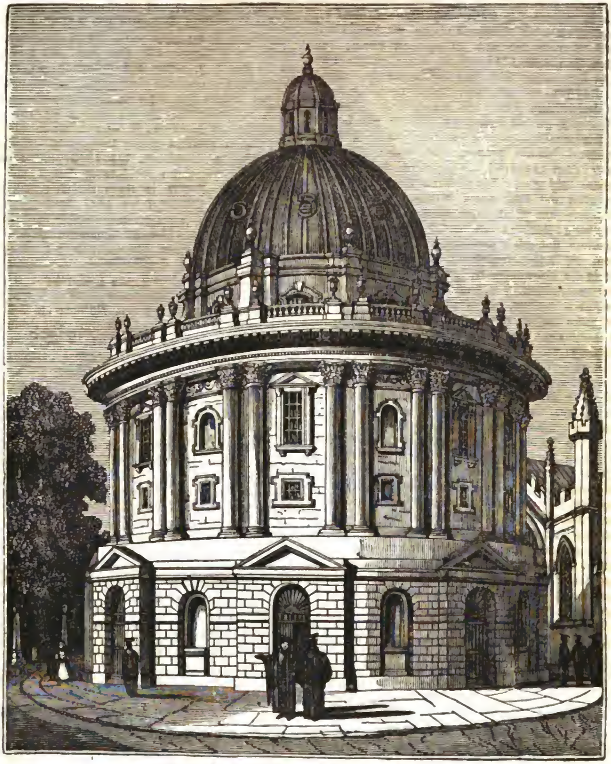
Die Gebäude mehrer Collegien ſind umfaſſend und großartig. Das größte und prächtigſte iſt das bereits erwähnte vom Cardinal Wolſey geſtiftete Collegium der Kirche Chriſti. Wolſey erhielt 1524 von dem Papſte die Erlaubniß, 22 Mönchs- und Nonnenklöſter aufzuheben, um mit den Einkünften derſelben dieſes Collegium auszuſtatten. Die dazu gehörende Kapelle wurde ſpäter zur Stiftskirche des Biſthums Oxford erhoben und hat daher einen Dechanten und acht Stiftsherren. Sehenswerth iſt der große Saal (die Halle), einer der ſchönſten in England, 115 Fuß lang, 40 Fuß breit und 50 Fuß hoch. Die Decke beſteht aus Eichenholz, mit ſorgfältig gearbeitetem Schnitzwerke verziert, und die getäfelten Wände ſind mit einer zahlreichen Sammlung von Bildniſſen bedeckt. In der älteſten der 19 Stiftungen, Merton-Collegium, iſt die gothiſche Kapelle mit einem ſchönen gemalten Fenſter merkwürdig. Die Kapelle des neuen Collegiums, das 1373 geſtiftet ward, iſt eines der prächtigſten Gebäude in Oxford und hat trefflich gemalte Fenſter in einem vierfach verſchiedenen Kunſtſtyl. Die Bibliothek des 1437 geſtifteten Aller-Seelen-Collegiums iſt der größte Bücherſaal in England, 198 Fuß lang und über 32 Fuß breit. Sie wurde 1716 — 56 von einem Vermächtniſſe des Ahnherrn des tapfern Admirals Codrington gebaut. Außer den Collegien gibt es in Oxford noch fünf ſogenannte Hallen, Gebäude zur Aufnahme von Studenten, den Herbergen ähnlich, welche vor der Stiftung der Collegien ausſchließend zu jenem Zwecke dienten. Sie ſtehen unter der Obhut eines Aufſehers, der die Erziehung der Zöglinge leitet, ſind aber in Allem, was Vorrechte und Schulzucht betrifft, ganz den Collegien gleichgeſtellt. Sie haben jedoch nicht, wie dieſe, liegende Gründe, ſondern ihre Einkünfte fließen blos aus den für den Unterricht bezahlten Jahrgeldern und aus der Miethe der Wohnungen. Im Jahre 1834 zählte man in ſämmtlichen Collegien und Hallen 5290 Mitglieder und Zöglinge. Die eigentliche Univerſität, als beſondere Körperſchaft von den Collegien verſchieden, ſteht unter einem Kanzler, wozu in der Regel ein einflußreicher Mann gewählt wird (jetzt der Herzog von Wellington), einem Vicekanzler, der ſein Amt gewöhnlich vier Jahre verwaltet und andern Oberbeamten. Sie zählt viele theils aus öffentlichen Mitteln beſoldete, meiſt aber durch Privatſtiftungen unterhaltene Lehrer, die aber nicht ſo regelmäßige und umfaſſende Vorträge über ihre Wiſſenſchaften halten, als es auf deutſchen Univerſitäten üblich iſt.

Die Hauptgegenſtände des Unterrichts in Oxford wie in Cambridge ſind die griechiſche und lateiniſche Sprache und Literatur und die Mathematik. Eigentliche Geſammtſchulen der Wiſſenſchaften, wie die deutſchen Univerſitäten und ſelbſt die Hochſchule zu Edinburg, ſind ſie nicht, doch hat in neuern Zeiten die veraltete einſeitige Beſchränkung der Unterrichtsgegenſtände abgenommen, und es ſind mehre neue Lehrſtühle, beſonders für die Naturwiſſenſchaften, geſtiftet worden, wodurch ein regeres wiſſenſchaftliches Leben geweckt wor-

Digitized by Google

den iſt. Doch können hier, bei den noch immer beſtehenden mangelhaften alten Einrichtungen, nicht wie auf den deutſchen und ſchottiſchen Univerſitäten, Rechtsgelehrte und Ärzte eine umfaſſende Berufsbildung erhalten, ſondern müſſen in andern Anſtalten ſuchen, was ſie in Oxford und Cambridge nicht finden. Dies hat in der neueſten Zeit Veranlaſſung gegeben, in London zwei Lehranſtalten, die londoner Univerſität und King's-College, zu gründen, welche jenen Mängeln abhelfen ſollen.

Unter den mit der Univerſität verbundenen Anſtalten ſind mehre einer beſondern Erwähnung werth. Wir nennen zuerſt die von Thomas Bodley zu Ende des 17. Jahrhunderts geſtiftete Bibliothek, die ſpäter durch andere Geber bedeutenden Zuwachs erhalten hat, und an gedruckten Werken und Handſchriften eine der reichſten in Europa iſt. Die Radcliffe-Bibliothek, die unſere Abbildung zeigt, iſt in einem der prächtigſten Gebäude der Stadt aufgeſtellt, welches von 1737—49 gebaut wurde. Die ſchöne Kuppel gewährt in jeder Entfernung von der Stadt eine überraſchende Anſicht. Ihr Stifter war Radcliffe, ein ausgezeichneter Arzt zu Anfange des 18. Jahrhunderts. Nicht ſo reich als Bodley's Bibliothek, beſchränkt ſie ihre Mittel hauptſächlich auf die Sammlung naturwiſſenſchaftlicher und ärztlicher Werke. Radcliffe ſtiftete auch im Magdalenen-Collegium zwei Reiſeſtipendien für ſtudirende Ärzte, jedes jährlich zu 2100 Thalern auf zehn Jahre, wovon die erſten fünf im Auslande zugebracht werden müſſen. Eine der bedeutendſten Anſtalten iſt Aſhmole's-Muſeum, eine Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten, die ihr Gründer, Elias Aſhmole, der Univerſität ſchenkte. Das ſogenannte Theater, von dem großen 1723 ge-



Die Radcliffe-Bibliothek.

Digitized by Google

ſtorbenen Baumeiſter Chriſtoph Wren errichtet, iſt zu den öffentlichen Feierlichkeiten der Univerſität beſtimmt. Die Sternwarte, welche ebenfalls von einem Vermächtniſſe des freigebigen Radcliffe erbaut und 1786 vollendet wurde, liegt am Ende der nördlichen Vorſtadt, und endigt in dem dritten Stockwerke mit einem achteckigen Thurme, einer Nachbildung des Tempels der Winde zu Athen. Auf der Spitze ſieht man einen koloſſalen Globus, den Hercules und Atlas tragen. Die Univerſitätsbuchdruckerei heißt Clarendon's-Druckerei, weil das dazu beſtimmte Gebäude 1711 von dem Ertrage des Verkaufes der von dem Grafen von Clarendon herausgegebenen Geſchichte der engliſchen Rebellion gegründet wurde. Vor einigen Jahren hat die Univerſität eine neue Druckerei erbaut, ein ſchönes Gebäude, in deſſen Erdgeſchoß der Saal für die Druckerpreſſen ſich befindet, der 200 Fuß lang und 18 Fuß breit iſt.

Der Yurumi oder Ameiſenfreſſer.

Der Ameiſenfreſſer auch Ameiſenbär, lebt im ſüdlichen Amerika, er wird vier Fuß, ſein Schwanz aber drei Fuß lang. Sein borſtiges Haar iſt grau, über den Rücken läuft eine weiße, ſchwarz eingefaßte Binde. Der Kopf iſt in die Länge gezogen und die Mundöffnung ſehr klein, die Zunge, nur drei bis vier Linien dick, iſt ſo dehnbar, daß das Thier ſie beinahe anderthalb Fuß weit aus dem Munde herausſtrecken kann, Zähne hat es nicht, die Klauen aber ſind lang und wie Adlerkrallen gekrümmt. Der Yurumi iſt ein ſchwerfälliges, einſam lebendes Thier. Das Weibchen wirft nur ein Junges und trägt daſſelbe dann noch eine Zeit lang mit ſich auf dem Rücken herum. Es iſt ein friedliches Thier, das nur wenn es lange gereizt wird, ſich zur Wehre ſtellt, und läßt ſich ſogar zähmen. Seine Nahrung beſteht einzig und allein aus verſchiedenen Arten Ameiſen und ihren Larven. Seine Krallen dienen ihm vortrefflich die Ameiſenhaufen und Termitenhügel aufzuſcharren, iſt dies geſchehen, dann ſtreckt er ſeine lange Zunge unter die, von allen Seiten gegen ſolche Störungen herbeieilenden Inſekten, die ſich ſofort des Feindes zu bemächtigen ſuchen und die Zunge dicht beſetzen, welche indeß der Yurumi gemächlich in den Mund zurückzieht, was dann ſo oft wiederholt wird, bis er geſättigt iſt. Das Fleiſch dieſes Thieres wird nur von den Eingeborenen gegeſſen, welche auch das Fell benutzen; außer den Verfolgungen der Menſchen ſind es nur die größern Katzenarten, welche mitunter einen Yurumi tödten, namentlich der Jaguar.

Die Kupferſtechkunſt.

13. Die verſchiedenen Stechweiſen.

A. Das Arbeiten mit dem Grabſtichel.

(Fortſetzung aus Nr. 114.)

Iſt die Zeichnung auf die Platte kalkirt, wie Nr. 114 erwähnt, ſo überfährt jetzt der Künſtler dieſelbe mit einer ſcharfen Radirnadel, d. i. einem gut geſtählten, ſpitzigen, mit einem Hefte verſehenen Eiſendrahtſtifte, um die Zeichnung leicht in das Kupfer zu ritzen. Hierauf wird die Platte über Kohlen wieder vom Firniß gereinigt. Das Werkzeug, deſſen hierauf ſich der Künſtler bedient, iſt der Grabſtichel. Dieſer beſteht aus einem in einem Hefte befeſtigten, mehre Zoll langen, viereckigen Stahlſtifte, welcher auf einer Ecke ſchneidig und an dem Ende ſchief zu einer Spitze angeſchliffen iſt.

Man unterſcheidet an dem Grabſtichel: die Bahn oder Schneide, d. i. diejenige Kante, welche beim Stechen in der geſtochenen Linie läuft und dieſe bildet. Sie entſteht durch die Vereinigung der zwei untern Seiten des Stichels in einen Winkel, und je nachdem dieſe Bahn eine rechtwinklige oder eine mehr oder minder ſpitzwinklige iſt, wird der Grabſtichel ein niedriger oder ein hoher, hochkantiger, rautenförmiger, oder nur ein halbhoher genannt. Letzterer, der gebräuchlichſte, hat einen Winkel von 70°. Dann iſt zu bemerken die Kappe, d. i. der ſchiefe Anſchliff gegen die Spitze. Je nach ihrer Richtung zur Bahn in einem ſpitzigern oder ſtumpfern Winkel, heißt die Kappe eine hohe oder niedrige. Die höchſte bildet einen Winkel von 30°, die niedrigſte einen von 55°. Die Länge der Grabſtichel unterſcheidet ſich ebenfalls; ſammt dem Hefte, das 1½ bis 2 Zoll hat, meſſen die kürzeſten drei, die längſten ſechs Zoll. Auch die Stärke iſt verſchieden, je nachdem die Bahnſeite 1 bis 1½ Linie hält. Wie die Beſtimmung der Bahn Sache der Willkür, aber auch von der zu liefernden Arbeit abhängig iſt, ſo wählt der Künſtler auch Kappe, Länge und Stärke nach Bedarf. Mit dieſem Inſtrumente nun werden die Striche gegraben, indem man, den Grabſtichel faſt parallel auf die Platte auflegend, ins Kupfer nach der Zeichnung Furchen einzieht. Des niedern Grabſtichels bedient man ſich, um mit ihm die Striche anzulegen, des hohen, um damit dieſelben zu vertiefen. Fortwährend iſt der Grabſtichel auf dem Schleifſteine mit Öl zu wetzen, denn Spitze und Schneide müſſen ſtets vollkommen ſcharf ſein. Die Spitze muß kleben, d. h. der leiſe auf den Daumennagel geſetzte Stichel muß ſogleich eingreifen. Nebenbei wendet der Künſtler den Schaber (ein ſtählernes, auch mit einem Hefte verſehenes Inſtrument, welches drei-

ſchneidig iſt und in eine Spitze ausläuft) an, um ſeinen Strichen den Bart oder Grat (das rauhe Kupfer, welches der Stichel oder die Radirnadel der Furche zur Seite herausdrückt) zu nehmen. Eben den Schaber gebraucht er auch, um mislungene Striche wieder aus der Platte zu bringen. Waren jene Striche ſo tief gegangen, daß nach ihrer Beſeitigung eine Vertiefung entſteht, ſo werden dieſelben herausgetrieben, d. h. die Platte mit einem kleinen Hämmerchen auf der Rückſeite an den vertieften Stellen geſchlagen, bis dieſe ausgeglichen ſind, der Polirſtahl aber (ein ovalſpitziges, in Heft gefaßtes Stück Stahl, welches rings herum polirt iſt), ſowie der Schleifſtein thun dann noch das Nöthige.

Die Weiſe des Grabſtichels iſt die kunſtvollſte ſowol als auch die ſchwerſte. Keine iſt, wie ſie, geeignet, alle Gegenſtände ſo genau und rein darzuſtellen; keine bietet dem ausübenden Künſtler ſo viel Gelegenheit, ſein Talent und eine geübte Hand zu zeigen. Nur bei der Landſchaft, wo Bäume und Erdreich beſondere Freiheit der Behandlung erfodern, iſt der Grabſtichel minder gut anzuwenden.

B. Das Radiren und Ätzen.

Zum Radiren und Ätzen hat man ſonſt auch wol Eiſen-, Meſſingblech und auch Zinnplatten genommen; jetzt jedoch nimmt man nur Kupferplatten. Zum Radiren dienen verſchiedene Nadeln, deren es ſtumpfe oder ſpitzig angeſchliffene von ſechſerlei Graden gibt. Ältere Künſtler gebrauchten außer den Nadeln auch noch die Echoppe, ein Inſtrument, das, faſt wie ein Grabſtichel, gekrümmt in eine Spitze ausläuft. Mit der Radirnadel nun wird die auf die Platte kalkirte Zeichnung weiter ausgeführt, wobei man jedoch nicht ſtärker niederhält, als eben nöthig iſt, um die hernach zu ätzenden Striche rein aus dem Grundfirniß hervortreten zu laſſen. Nachdem die Platte ſo radirt worden, wird ſie geätzt. Hierzu nimmt man das Ätzwaſſer oder Ätzmittel. Dieſes wird verſchieden bereitet; doch iſt es gewöhnlich Doppelſcheidewaſſer mit deſtillirtem Regenwaſſer, und zwar dergeſtalt vermiſcht, daß man zu den feinſten Partien zu einem Theil Säure vier oder fünf Theile Waſſer hinzuſetzt, zu weniger zarten Stellen aber die Säure vermehrt. Die gewöhnlichſte Art nun, das Ätzwaſſer zu gebrauchen — zu Kupfer zu bringen — iſt folgende. Es wird rings um die Platte ein etwa 1 Zoll hoher Rand aus gelbem Wachſe befeſtigt. Um aber dieſen Rand gegen das Ätzwaſſer undurchdringlich zu machen, wird er innerhalb noch mit dem Deckfirniß beſtrichen, aus Unſchlitt, gelbem Wachſe, einigen Tropfen Baumöl und, nachdem dieſes durchkocht iſt, einigem Kienruß beſtehend. Eines ähnlichen Deckfirniſſes bedient man ſich auch, die etwaigen Fehler der Radirung zu bedecken, ehe das Ätzen beginnt. Dieſer Firniß iſt eine Auflöſung von Colophonium in Terpenthinöl, welche man mit Lampenruß oder mit Zinnober vermiſcht, dies jedoch nicht eher, bis man den Firniß brauchen will. Bei Darſtellungen endlich, wo dunkle und dunklere Maſſen auf lichtere folgen, als bei Landſchaften, wo es mehrer Gründe bedarf, wird der Deckfirniß vorzüglich gebraucht. Man gießt nämlich das Ätzwaſſer von der Platte herunter, trocknet dieſelbe mit weichem Papier und beſtreicht die Stellen, welche im Ton lichter ausfallen ſollen. Dann gießt man das Ätzwaſſer wieder auf die Platte, damit es auf die offen gelaſſenen Stellen fortwirke. Auf dieſe Weiſe werden die verſchiedenen Töne hervorgebracht.

Wie lange das Ätzwaſſer auf der Platte zu ſtehen habe, läßt ſich nicht beſtimmen. Die Wirkung deſſelben richtet ſich nach dem Wetter und Beſchaffenheit der Arbeit. Zuweilen iſt die Ätzung in einer halben Stunde vollendet, oft werden zwölf, auch noch mehre Stunden erfodert.

Hat das Scheidewaſſer hinlänglich gewirkt, ſo gießt man es ab, entfernt den Wachsrand, reinigt die Platte vom Firniß über glühenden Kohlen, und nun erſcheinen die Striche, als wären ſie in die Platte eingegraben worden.

Die Ätzkunſt hat manche Vortheile; ſie iſt leichter zu erlernen, geht geſchwinder, und es kann mit ihr Alles, wo viel Rauhes, Matteres und Abgebrochenes vorkommt, z. B. Landſchaften und Thierſtücke, wo unbeſtimmte Umriſſe mit beſtändig abwechſelnden Krümmungen nöthig ſind, vorzüglich gearbeitet werden. Sie verſchafft den Malern ein leichtes Mittel, ihre Zeichnungen ſelbſt in Kupfer zu ſtechen und ſo zu vervielfältigen, und unbeſtreitbar laſſen uns dieſe Radirungen mehr vom eigenthümlichen Geiſte des ſchaffenden Meiſters erkennen, als die durch fremde Hand gefertigten Arbeiten. Andererſeits iſt aber auch zu berückſichtigen, daß, während die ſehr zarten Töne der allerdings immer einige Rauhheit erzeugenden Ätzung nicht wohl zu überlaſſen ſind, es auch das Scheidewaſſer ebenſo wenig vermag, die ſtark beſchatteten Theile gehörig zu kräftigen.

C. Die kalte Nadel.

Kalt oder trocken heißt die Nadel, weil ſie, ſowie der Grabſtichel, nur auf das blanke, vom Grundfirniß und der Kalkirung wieder gereinigte Kupfer angewandt wird. Darum verlangt auch die trockene Nadel große Geſchicklichkeit und Übung. Nur kleine Sachen ſind ihr Bereich, und um größere Blätter in ihr auszuführen, bedarf es fürwahr des Talents eines Rembrandt. Grade Striche laſſen ſich in dieſer Stechart zwar ziemlich leicht machen, deſto ſchwerer aber gekrümmte, geſchwungene Striche, weil, um dieſe in das Kupfer zu bringen, die Nadel Gewalt brauchen muß, ſtarkes Niederhalten aber die Freiheit der Behandlung gar ſehr erſchwert; eine zu leichte Hand hingegen ritzt nur das Kupfer und bewirkt keine kräftigen, dunkeln Schatten. Zwar gibt es Künſtler, welche, um in dieſer Stechweiſe dunkle Töne zu erreichen, den von der Nadel erzeugten Grat auf der Platte dulden und ſo, mittels der an dieſen ſich anhängenden Farbe, die dunkelſte Sammetſchwärze hervorzubringen vermögen. Allein die Wirkung dauert nur kurze Zeit, da der Grat durch das Wiſchen des Kupferdruckers bald ſich abſchleift, wodurch dann die ſpätern Abdrücke des Tons und Einklangs ermangeln. Zu kleinen Sachen iſt dieſe Stechart, wie geſagt, wol zu gebrauchen, und die Carnation, d. i. die Nachbildung der menſchlichen Fleiſchoberfläche, vermag ſie ungemein weich zu geben.

D. Ätzen und mit dem Grabſtichel beendigen.

Die Stechart, welche ätzt und mit dem Grabſtichel beendigt, iſt eigentlich nur eine Verbindung der drei erſtern Stechweiſen. Der Künſtler radirt förmlich das Bild in allen ſeinen Theilen, jedoch ſo, daß die Carnation, beſonders in den mittlern Tinten (unter Tinte verſteht man das herausgehobene Licht, das die Farbe andeutet), nur durch Punkte, die Schatten und alles Übrige durch einfache Striche, ſelten durch Kreuzſchattirungen (Schattirungen ſind die nebeneinander geſetzten, ſich auch bisweilen durchkreuzenden Striche, wodurch die Schatten ausgedrückt werden: daher einfache und doppelte Schattirungen) gegeben ſind, das Ganze aber von der größten Zartheit erſcheint. Wo die Ätzung nicht hinreicht, die gehörige Tiefe der Striche zu bewirken, kann dieſe Mängel der Grabſtichel heben; wo weniger der Grabſtichel paßt, wo Leichtigkeit und Freiheit vorwalten ſollen, kann die Ätzung aushelfen; wo endlich

Digitized by Google

bei ſehr zarten Partien Ätzung und Grabſtichel nicht anwendbar ſind, mag die trockene Nadel das Ihrige leiſten. Aus dem zuletzt Geſagten aber und der Verbindung jener drei erſtern Stechweiſen folgt, daß dieſe vierte Stechart inſofern von namhaftem Nutzen iſt, als ſie zu allem und jedem Darzuſtellenden mit faſt gleich gutem Erfolge gebraucht werden kann.

E. Der Punzenſtich.

Der Punzenſtich führt auch den Namen der gehämmerten Arbeit oder der Arbeit des Spitzhammers.

Nachdem die Zeichnung auf die Platte kalkirt und geritzt, dieſe ſodann gereiniget worden, wendet man die Punze aufs bloße Kupfer an. Die Punze (Goldſchmiedspunze) iſt ein gehärtetes Stahlſtängelchen, drei oder vier Zoll lang, etwa einen Achtelzoll dick, an dem für den Gebrauch beſtimmten Ende rund oder oval zugeſpitzt, und platt abgeſchnitten. Dieſe untere Kante hat entweder kleine, dichtſtehende Zacken, oder auch nur eine ſchärfere oder ſtumpfere Spitze.

Hiernächſt braucht der Künſtler ein Hämmerchen, Spitzhammer genannt, die Punze damit ins Kupfer zu treiben und ſo ſeine Aufgabe zu löſen.

Dieſe Stechart vermag die mehrfachen Schatten aufs ſanfteſte verſchwimmen zu laſſen und den Rothſtein, die ſchwarze Kreide und den Bleiſtift täuſchend nachzuahmen.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 116.)

Hogarth's Werke.

4. Fleiß und Faulheit.

(Fortſetzung aus Nr. 113.)

III.

Wir verließen in Nr. 113 des Pfennig-Magazins die beiden Helden unſerer Geſchichte in ſehr verſchiedener Beſchäftigung, den Fleißigen in der Kirche, den Faulen vor derſelben mit Würfelſpiel noch beſchäftigt, was aber eben gewaltſam unterbrochen zu werden bedroht ward. Das vierte Blatt ſteht an Erheblichkeit den vorigen nach; es ſtellt nur auf ganz einfache Weiſe den fleißigen Gehülfen vor, wie er in den Beſitz des vollen Vertrauens ſeines Principals gelangt iſt. Das Geſicht und die Haltung des Herrn hat etwas ſehr Edles und Wohlmeinendes. Sein linker Arm lehnt ſich ſanft auf die Schulter des Gehülfen, zum Zeichen, daß zwiſchen ihnen nicht allein Vertrauen, ſondern auch Vertraulichkeit ſtattfindet. Mit der Rechten zeigt er nach den in vollem Gange befindlichen Webſtühlen hin, als wolle er ſagen, dieſe hätten ihn zum begüterten Manne gemacht, der nun die Mittel beſitze, treue Dienſte zu belohnen. Gutkind hat, wie man ſieht, den Beutel, die Schlüſſel und die Bücher. Auf der herabgeſchlagenen Klappe des Schreibpults liegen ein Paar rechte Handſchuhe, die ſich ſo anfaſſen, als ob es Hände wären. Dies iſt noch eine Anſpielung auf die Freundſchaft, welche zwiſchen dem Principal und dem Gehülfen beſteht, und bezieht ſich zunächſt auf ein engliſches Sprüchwort, welches ſagt: „Sie ſind Hand und Handſchuh". Zur Linken ſehen wir einen Packträger mit mehren Ballen Zeuch hereintreten. Das Schild auf ſeiner Bruſt zeigt, daß er königlich privilegirt iſt. Er hat einen Hund bei ſich, der bereits mit der Cyperkatze des Weſt'ſchen Hauſes einen kleinen Krieg angefangen hat, welches beweiſt, daß, wenn auch Alles ſich einträchtig und brüderlich die Hand reicht, Hund und Katze doch niemals Hand und Handſchuh werden können. Dieſes Blatt hat als Unterſchrift die Worte: „Du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Weniges getreu geweſen, ich will dich über Vieles ſetzen".

Welche von dieſer wieder ganz verſchiedene Scene ſtellt ſich uns auf dem folgenden Blatte dar, was als Spruch die Worte hatte: „Ein thörichter Sohn iſt ſeiner Mutter Grämen". Es zeigt uns den faulen und unverbeſſerlichen Lehrkameraden Gutkind's, wie er von ſeinem Herrn weggejagt und nun als Matroſe zur See geſchickt wird. Weder deſſen Ermahnungen noch die gewiß bei ähnlichen Gelegenheiten öfters wiederholten nachdrücklichen Zurechtweiſungen, wovon wir ihm eine Probe auf dem Kirchhofe durch den Bettelvogt in Empfang nehmen ſahen, haben den Taugenichts zu beſſern vermocht. Nur die Hoffnung blieb noch, daß er vielleicht in einem andern Lande unter andern Umgebungen ein neues Leben beginnen würde, und darum leiſtete ihm ſein ehemaliger Principal noch den Dienſt, ihn auf ein Schiff als Matroſe zu verdingen, um ihn ſo während der Reiſe unter der ſtrengen Seemannsdisciplin zu wiſſen und ihn dann in der neuen Welt ein neues Leben beginnen zu laſſen.

So wird ihm noch einmal die Hand zur Rettung geboten. Das Boot, auf dem er ſich befindet, ſoll ihn an Bord des Schiffes bringen, das über dieſen Zuwachs an Mannſchaft eben nicht glücklich zu preiſen iſt. Wir bemerken auf dem Boote fünf Perſonen, nämlich drei Seeleute, den Taugenichts ſelbſt und deſſen unglückliche Mutter. Ein Blick reicht hin, um den nichtsnutzigen Thomas herauszufinden, denn eine vollkommenere Galgenphyſiognomie kann nicht leicht gedacht werden. Die Geberde, die er mit den Fingern der linken Hand über ſeinem Kopfe macht, erklärt Lichtenberg als einen tölpelhaften Witz, den ſich der Taugenichts gegen den ihm gegenüberſitzenden Matroſen erlaubt, der ihn, gewiß nicht ohne Fug und Grund, durch die ſo eben kund gegebene Geſinnung, indem er den Vertrag zerriß, der für ihn mit dem Schiffsherrn abgeſchloſſen wurde, und der noch auf den Wellen ſchwimmt, auf einen am Ufer ſtehenden Galgen aufmerkſam macht. Der hinter dem Thomas ſitzende Seemann ſcheint die Anſicht ſeines Collegen über jenen vollkommen zu theilen, und redet zu ihm, nicht blos von ſeinem zukünftigen Schickſal, das ihm in Geſtalt des Galgens gewiß iſt, wenn er ſich nicht bald beſſert, ſondern auch vom gegenwärtigen, von Strafen nämlich, die ihm nicht langſam nachſchleichen, ſondern ihn ſchon in dieſem Augenblick ſo ſchnell wie der Blitz treffen können. Er klopft ihn nämlich mit der Linken auf die Schulter und zeigt ihm mit der Rechten ein Beſſerungsinſtrument, das in der Schiffsſprache die Katze mit neun Schwänzen (the cat o'nine tails) heißt. Dies iſt nämlich eine Geißel, von zähen Riemen gedreht, womit der Rücken Derjenigen gezüchtigt wird, die ſich auf einem Schiffe grobe Vergehen zu Schulden kommen laſſen. Die Kiſte, welche neben dem bedrohten Sünder ſteht, birgt wahrſcheinlich die Habſeligkeiten, welche ihm die Armuth ſeiner Mutter noch auf die lange Reiſe mitgegeben.

Die von Gram und Dürftigkeit niedergebeugte Geſtalt der Mutter, in Witwentracht, welche dem ruchloſen Betragen des nichtswürdigen Sohnes nur Ermahnungen und Thränen entgegenzuſetzen vermag, iſt ſehr ausdrucksvoll. Ebenſo gelungen iſt die Figur des am Vordertheil des Fahrzeuges ſitzenden Bootsmanns, der ſich, mit der theilnahmloſeſten Gelaſſenheit auf dem Geſichte, um nichts bekümmert, als das Boot weiter zu bringen.

Die Windmühlen am Ufer ſind eine Anſpielung auf den am Galgen Hängenden und auf den Helden ſelbſt, dem das Schickſal, im Winde zu baumeln, noch bevorſteht.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 116.)

Digitized by Google

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

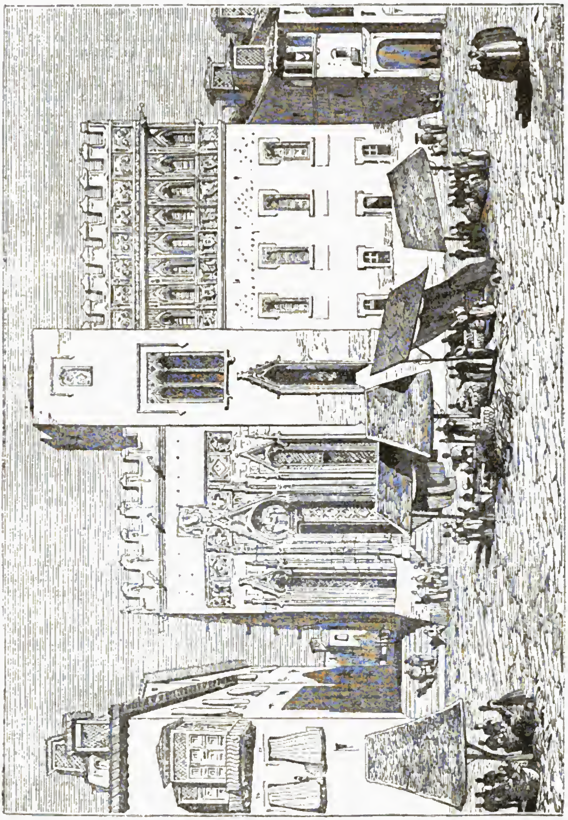
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

116.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juni 20, **1835.**

Die Börſe zu Valencia.



Der Anblick von Valencia, der Hauptſtadt des gleichnamigen Königreichs, und noch jetzt einer der bevölkertſten und gewerbreichſten Städte Spaniens, erfüllt den Reiſenden nichts deſto weniger mit traurigen Gefühlen,

wenn er ſich ihres ehemaligen Glanzes, ihrer hunderttauſende von Bewohnern, der Pracht ihrer Bazare, ihrer Feſte, wo das Gold und die Geſchmeide der Sonne gleich ſtrahlten und ihres alten Ruhms unter den mauriſchen und chriſtlichen Beherrſchern Spaniens erinnert. Hier errichteten nacheinander Römer, Gothen, Mauren und Aragonier die prachtvollſten Denkmale; ſie ſind verſchwunden, aber noch entfaltet die Natur hier die Pracht eines ewig heitern und lachenden Himmels und einen üppigen Pflanzenwuchs, und ein vom Fleiße wohlbebauter Boden, ein ſeltener Waſſerreichthum macht noch heute die Umgegend von Valencia zu dem Garten von Spanien. Ja, man behauptet, dieſe üppige Triebkraft der Natur ſei hier ſo groß, daß Pflanzen und Sträucher ſich in Blüten erſchöpfen und ſo der Frucht entbehren müſſen.

Unter der Herrſchaft der Mauren gelangte Valencia zur höchſten Blüte. Die Siege, welche ſie der chriſtlichen Herrſchaft unterwarfen, waren für ſie nicht gewinnbringend. Doch Jakob I. von Aragon, gleich groß als Feldherr und Geſetzgeber, erkannte die Wichtigkeit der auch für den Handel ſo günſtig gelegenen Stadt; er bevölkerte ihre verödeten Mauern von neuem, er ordnete die Zünfte, ſetzte Gerichtshöfe ein und baute der Kaufmannſchaft einen Palaſt, wo ſie unter dem Schutze eines Handelsgerichts ihre Geſchäfte verfolgen und ſich zu gemeinſamen Unternehmungen vereinigen konnte. Dieſer Palaſt war die Börſe. Drei Jahrhunderte nach ihm, um 1482, fiel dieſes Gebäude in Trümmer, aber Ferdinand der Katholiſche ließ es wieder aufrichten und erhielt ihm ſeine alte Einrichtung. Dies iſt das Gebäude, von deſſen gegenwärtiger Anſicht wir vorſtehend eine Abbildung liefern.

Dieſer gewaltige, aber unregelmäßige Palaſt verbindet die Spuren hohen Alterthums mit der Originalität ſeiner Formen und der Eleganz des gothiſchen Styls, und gilt mit Recht für eines der lehrreichſten und eigenthümlichſten Bauwerke des gothiſch-ſarazeniſchen Styls. Seine Hauptfronte theilt ſich in zwei ganz verſchiedene Hälften, die ein maſſiver viereckiger Thurm wiederum vereinigt. Die linke Seite iſt ſchmucklos bis zu zwei Drittheilen ihrer Höhe, hier aber beginnt eine lange Galerie von höchſt maleriſcher Wirkung. Die Spitzfenſter, mit Zahnungen von feinſter Arbeit verziert, ſchließen zierliche Säulchen ein, welche Büſten und Wappen aragoniſcher und caſtiliſcher Könige tragen, und andere oberhalb in andern Zahnungen. Die rechte Seite des Thurms dagegen iſt in ihrem obern Theile ſchmucklos, in ihrer untern Hälfte aber mit einer Fülle von architektoniſchen Zierrathen bedeckt, die durch Zeichnung und Arbeit gleich hohen Werth erhalten. Das Ganze ſchließen Zinnen in Geſtalt von Königskronen, die nicht wenig zu dem eigenthümlichen Eindrucke beitragen, den dieſes ſchöne und ſeltſame Gebäude auf den Beſchauer macht.

Eine prachtvolle Treppe führt in das Innere eines Saales von 150 Fuß Länge und 80 Fuß Breite. Dies iſt die eigentliche Börſe oder der Verſammlungsſaal der Kaufmannſchaft von Valencia. Eine Reihe von gewundenen Säulen, mauriſchen Styls, umgibt ihn, und kühn ſchwingen ſich dieſe leichten Säulen zu der hohen Gewölbdecke empor. Auf dieſen Saal folgt das Sitzungszimmer des Handelsgerichts, dann eine Kapelle, reich an ſchönen Gemälden, und endlich ein geräumiger, ſchattiger Garten voll Orangenbäume.

Die Börſe liegt an dem belebteſten Marktplatze Valencias, der mit einer Fontaine geſchmückt iſt und ſchön zu nennen ſein würde, wenn man ihn von einigen verfallenen Hütten befreite, denn hier ſieht man außer der Börſe die ſchöne Kirche von St.-Juan del Mercado, mit gothiſchen Sculpturen reich verziert, und das große ſchöne Kloſter von Santa-Magdalena.

Die Kupferſtechkunſt.

13. Die verſchiedenen Stechweiſen.

F. Die Mezzo-Tintomanier.

(Fortſetzung aus Nr. 115.)

Die Mezzo-Tintomanier, auch Schab- oder Schwarzkunſt genannt, beſteht in Folgendem. Nachdem die Platte gehörig vorgerichtet, wird ſie mit dem Granirſtahle bearbeitet. Der Granirſtahl, auch die Wiege genannt wegen ſeiner ſchaukelnden Bewegung während der Arbeit, hat die Geſtalt eines Stemmeiſens, das auf ſeiner mehr oder weniger zirkelförmigen Kante dicht mit vollkommen gleichen Zähnen verſehen iſt. Mit dieſem Inſtrumente nun übergeht der Künſtler die Platte nach Länge, Breite und übereck, er granirt dieſelbe. Je nachdem die Zähne des Stahls ſtumpf oder ſcharf, weit oder dicht waren, heißt die Granirung eine gröbere oder feinere. Erſtere hält zwar mehre Abdrücke aus und gibt in den dunklern Schatten eine ſaftige Schwärze, aber leicht werden auch in den lichten Tönen die Punkte des Granirſtahls ſichtbar und bringen dann eine unangenehme Wirkung hervor.

Wie aber bei dem Stechen und Radiren Alles zuerſt in Licht erſcheint, und hierauf die Schatten und dunkeln Stellen gearbeitet werden, ſo iſt bei der Schabkunſt Alles ſchon Schatten und die Lichter werden erſt ſpäter hervorgehoben. Hierzu braucht der Schabkünſtler die Schabeiſen. Dieſe haben die Dicke einer Meſſerklinge, vier bis fünf Zoll Länge, ½ Zoll Breite und ſind an dem zum Gebrauch beſtimmten Ende auf beiden Seiten ſchief und auf das ſchärfſte geſchliffen. Es werden ihrer mehre gebraucht, ſie ſind jedoch blos durch den Winkel ihres Anſchliffs verſchieden. Mit dieſem Eiſen ſchabt nun der Künſtler an den Stellen, wo er der Lichter bedarf, das Rauhe der Granirung ſo lange hinweg, bis der beabſichtigte Ton erreicht iſt.

Weil es bei dieſer Stechart weder Striche noch Schraffirungen gibt, ſo erſcheint ein geſchabtes Blatt auf das vollendetſte verſchmolzen und ſo, als wäre es mit dem Pinſel gearbeitet. Das Weiche und Milde, wie Nacktes, Haar und feines Gewand, wird durch dieſe Behandlung aufs ſchönſte dargeſtellt. Die Mangelhaftigkeit der Schabkunſt hingegen liegt in der Behandlung der kleinen Details.

G. Die Stechweiſe le Blon's.

Le Blon's Stechweiſe iſt mit der Schabkunſt in der Hauptſache gleich. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß jene nur einer Platte bedarf, zu dieſer aber mehre gehören, um ein Ganzes darzuſtellen, wovon jede Platte mit einer beſondern Farbe gedruckt wird.

Zu jedem Blatte nämlich, das man in le Blon's Stechart liefern will, werden mindeſtens drei Platten erfodert, von denen die eine zur rothen, die zweite zur blauen, die dritte zur gelben Farbe — als zu den Primitivfarben — beſtimmt iſt. Zuweilen ſetzt man auch eine vierte, der ſchwarzen Farbe beſtimmte Platte, hinzu.

Durch Vermiſchung dieſer drei Hauptfarben kann man verſchiedene andere hervorbringen und ſo werden damit alle andern nöthigen Farben erzeugt.

Digitized by Google

Die lichtern oder dunklern Töne in den Farben entſtehen aus der tiefern oder ſeichtern Granirung der Platten, wie oben erwähnt, und ſind mithin dem Kupferſtecher anheimgeſtellt. Hieraus geht aber hervor, daß jede dieſer Platten vom Kupferſtecher anders zu bearbeiten iſt. Auf der zur blauen Farbe beſtimmten Platte z. B. werden diejenigen Stellen ganz rauh gelaſſen, welche völlig blau ausfallen ſollen; minder geſchabt jene, wo das Blaue mit der Farbe einer andern Platte ſich mengen ſoll, und rein auspolirt endlich diejenigen, auf denen blau gar nicht erſcheinen darf.

Als eine Abart dieſer Stechweiſe bezeichnen wir die Methode, auf ähnliche Weiſe eine geätzte Platte zuzurichten, die verſchiedenen Farben aufzutragen und ſo das Ganze abzudrucken. Doch ward dies von dem Verfahren le Blon's bald verdrängt. Nicht minder machen wir darauf aufmerkſam, daß man ſeit etwa 16 Jahren geſchabte Kupferſtiche mit bunten Farben liefert, die, obgleich ſie, wie die vorhergehenden, nur mit einer Platte verfertigt ſind, dennoch mit le Blon's Blättern viele Ähnlichkeit haben. Im Allgemeinen aber fallen die Abdrücke einer mit Farben bemalten Platte im Vergleich mit den echten le Blon'ſchen immer ungenügend aus.

Betrachtet man den Vorzug der le Blon'ſchen Manier, ſo iſt ſie es, welche die Werke der Maler in allen ihren Theilen am deutlichſten nachzuahmen vermag, indem ſie ſelbſt das Colorit uns vors Auge führt.

H. Die Aquarellmanier.

Zur Farbentuſchart oder Aquarellmanier wird dieſelbe Anzahl von Platten erfodert, wie zur le Blon'ſchen.

Die Bearbeitung der Platte geſchieht durch die Roulette; dieſe beſteht aus einem kleinen, mit feinen und enger oder weiter voneinander ſtehenden Stacheln verſehenen Cylinder, der ſich in einer, an einem hölzernen Hefte befeſtigten Achſe dreht. Manche Künſtler gebrauchen auch noch ein Inſtrument, das an dem Ende ein bewegliches Stachelrädchen hat; ſie führen ſolches mit beiden Händen: die rechte hält es in faſt ſenkrechter Richtung, der Mittelfinger der linken aber dreht das Rädchen. Alle Arbeit geſchieht aufs blanke Kupfer, und Ätzung wendet man nur inſofern an, als ſie die Umriſſe der Zeichnung hervorheben ſoll.

Mittels dieſer Stechweiſe vermag man aufs Feinſte ausgearbeitete, mit bunten Saftfarben lavirte Blätter herzuſtellen.

I. Die Crayonmanier.

Die Crayonmanier iſt lediglich dazu beſtimmt, Zeichnungen, mit ſchwarzer Kreide oder Rothſtift gefertigt, ganz ähnlich durch Kupferſtich darzuſtellen.

Das Verfahren iſt folgendes. Wenn die Kupferplatte grundirt und die Zeichnung kalkirt worden, ſo gebraucht, die Schraffirungen ins Kupfer hinein zu arbeiten, der Kupferſtecher abwechſelnd folgende Inſtrumente: eine Radirnadel, um die zur Ätzung beſtimmten Linien zu ritzen; ſodann eine Doppelnadel, welche zwei, und eine dreifache, welche drei Punkte zugleich ſticht; den Mattoir, d. i. eine Art von Punze, wovon das Ende die Geſtalt eines Würfels hat und mit kleinen, abgeſtumpften, unregelmäßig angebrachten Zähnen beſetzt iſt, um damit die Schraffirungen zu verſchummern; einen zweiten, dem erſtern ähnlichen, doch heftloſen Mattoir, ihn in die ſchon geätzte Platte mit dem Hammer zu treiben; dann die Roulette und endlich den Grabſtichel. Dieſe Inſtrumente nun heben die Grundirung hinweg und alle Striche, Schraffirungen und Schummerungen erſcheinen in Punkten und ſo, wie der Rothſtift eine Zeichnung auf dem Papier liefert. Hierauf wird die Platte mit Scheidewaſſer geätzt. Nach der Ätzung wird die Platte retouchirt, d. h. die zu offen gerathenen Schummerungen werden ausgefüllt, die kräftigen Striche und dunkeln Töne übergangen und vertieft, und jene ſanfte Schummerung, welche man dem Ätzwaſſer nicht überlaſſen durfte, auf dem trockenen Kupfer hinzugefügt. Zum rothen Druck bedient man ſich des gebrannten Sartinobers, mit Mohnöl abgerieben.

Bald nach Erfindung dieſer Stechart erweiterte ihre Brauchbarkeit und vervollkommnete ſie noch L. Bonnet, indem er ſie zur Nachahmung von Paſtellgemälden anwandte. Er ging dabei nach le Blon's Grundſätzen zu Werke, nahm mehre Farben, beſtimmte aber zu jeder derſelben eine beſondere Platte.

K. Der Punktenſtich.

Die Punktirſtechweiſe beſitzt vor der nahe verwandten, vorhergehenden Stechart, deren Verfeinerung ſie eigentlich nur iſt, den Vorzug, daß ihre Blätter ſelbſt den vollendetſten Kreidezeichnungen in keiner Hinſicht nachſtehen, vielmehr das Anſehen haben, als wären ſie mit dem Pinſel fein punktirt.

Das Verfahren iſt folgendes. Es werden mit der gewöhnlichen Radirnadel und in den breitern Schattenmaſſen mit der Doppelnadel Punkte geſtochen. Einige Künſtler ſetzen in den ſtärkſten Schattenpartien einfache Linienſchraffirungen hinzu, die ſie mittels der gewöhnlichen Nadel über die Punktirung hinwegziehen. Nun folgt die Ätzung. Wo aber die Ätzung nicht ausreichte, den nöthigen Farbenton hervorzurufen, werden die Punkte hier und da noch mit dem Grabſtichel verbunden, vertieft und mit neuhinzugefügten dicht ausgefüllt. Mit ähnlichen Punkten, wozu man in den lichtern Tönen ſich auch der Nadel bedient, wird ſelbſt die Ätzungsanlage überſchummert und ausgefüllt. Die Carnation aber und Alles, was ſehr zarter Behandlung bedarf, muß bei der Ätzung aufgeſpart und erſt ſpäter mit der trockenen Nadel und dem Burin in das Kupfer gearbeitet werden. Um vollkommen fein die Schatten zu verſchummern, wenden Manche zuletzt noch ſowol den Mattoir als auch die Roulette an.

Auch bei dieſer Stechart liefert man, nach Anleitung der le Blon'ſchen, buntfarbige Abdrücke. Die Platte wird gleichſam colorirt und man gewinnt, zumal im Kleinen, Blätter durch dieſes Verfahren, die kaum den vollendetſten Miniaturgemälden nachſtehen.

L. Die Aquatintamanier.

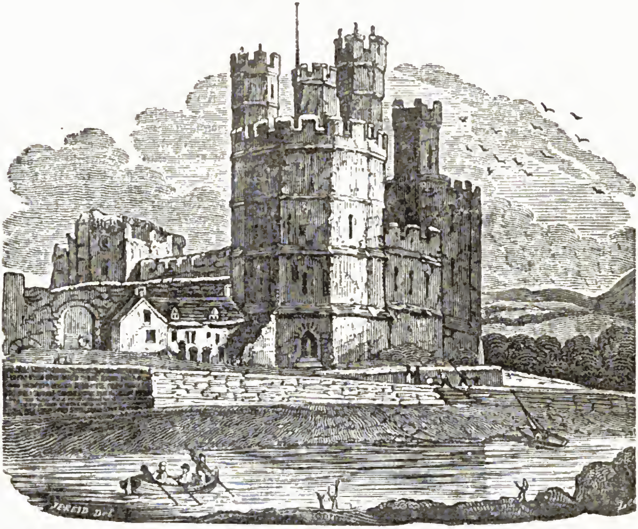
Bei der Aquatintamanier, auch Biſter- oder Tuſchart genannt, wird, wenn die Umriſſe auf die grundirte Platte kalkirt, radirt und geätzt worden ſind, dieſe gereinigt und neuerdings, jedoch nur dünn, mit Firniß überzogen. Sobald dieſer erhärtet iſt, wird er an den Stellen, wo Schattirung erſcheinen ſoll, von der Platte wieder rein losgelöſt und zwar mittels einer Miſchung aus Terpenthingeiſt und Baumöl, mit fein zerriebenem Kienruße vermengt. Dieſe, auf die Schattenſtellen mit einem Pinſel getragen, hebt von der Platte den Ätzgrund ganz los. Hierauf wird die ganze Platte mit feinpulveriſirtem weißen Pech, oder Gummi Sandarach, oder Aſphalt und feinem durchſichtigen Pech in gleichen Theilen durch ein enges Haarſieb beſtreut. Damit aber dieſes Pulver ſich anhängen möge wird es vorher mit

einer Miſchung aus Seife, Zucker und Waſſer benetzt. Wenn nun das Überflüſſige des Pechſtaubes von der Platte abgeſchwenkt worden, wird ſolche ſo lange über ein Kohlenfeuer gehalten, bis jene Stäubchen — das Korn genannt —, aufgelöſt durch die Wirkung der Glut, ſich dem Kupfer angeheftet haben. Dies iſt geſchehen, wenn diejenigen Stellen, auf denen der Ätzgrund geblieben und die vom aufgeſtreuten Staube weißlich erſchienen, ſich braun färben und auch die Umriſſe aus dem Pulver hervortreten. Sobald dieſes ſich zeigt, wird die Platte von der Kohlenpfanne genommen und abgekühlt und dann mit Ätzwaſſer übergoſſen. Dies darf aber nicht ſehr ſtark ſein, damit es nicht die ebenſo ſchwach befeſtigten als ungemein zarten Körnchen vom Kupfer trenne und ſo die Arbeit verderbe. Hat man den erſten der Schattentöne erhalten, ſo reinigt man die Platte, überzieht ſie von Neuem mit dem Radirfirniß und arbeitet den zweiten Ton hinein, und ſo wird fortgefahren, bis ſämmtliche Tinten hervorgebracht ſind. Dabei ſteht es zugleich in der Willkür des Künſtlers, entweder mit den ſtärkſten Schatten zu beginnen und nach und nach die ſchwächern hervorzubringen, oder die ſchwachen Tinten zuerſt zu ätzen und mit den dunkelſten zu endigen. Die erſtere Methode iſt jedoch die gewöhnliche.

Trefflich eignet ſich, zumal wenn der Pechſtaub ſehr fein genommen worden, dieſe Stechart, getuſchte, lavirte Zeichnungen zu copiren, und keck hingeſetzte, abgeſchnittene Schatten ſind ihr Gebiet.

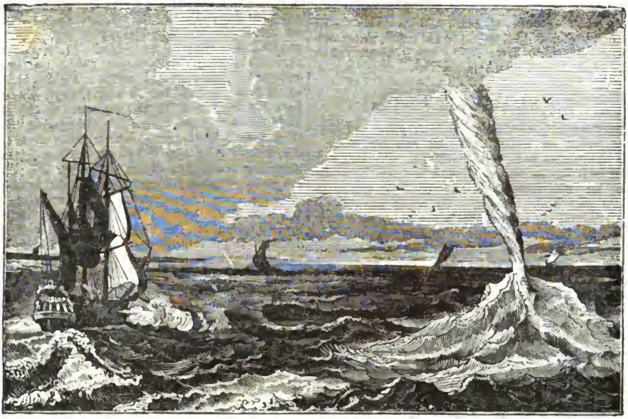
(Der Beſchluß folgt in Nr. 117.)

Das Schloß Caernarvon.



Dieſes alterthümliche Gebäude wurde im Jahre 1283 vom König Eduard I. von England erbaut, der um dieſelbe Zeit noch mehre Schlöſſer errichtete, um ſich ſeine Eroberungen in dem Gebirgslande zu ſichern. Das Schloß bildet die Citadelle der Stadt gleiches Namens, welche am Kanal Menay, der Inſel Angleſea gegenüber, liegt, und ungefähr 1200 Einwohner hat. Das Schloß iſt ungeachtet ſeines hohen Alters noch gut erhalten. Die daſſelbe umgebenden acht bis zehn Fuß dicken Wälle ſind mit vielen runden Thürmen und einer Galerie mit Schießſcharten verſehen. Der Eingang zum Schloſſe iſt unter einem breiten Thurme, auf deſſen Gipfel die Bildſäule des Erbauers in kriegeriſcher Rüſtung mit einem Dolche in der Hand ſteht. Der merkwürdigſte Theil des Schloſſes iſt der ſogenannte Adlerthurm, in welchem der Sohn Eduard I., der erſte Prinz von Wales, ſeitdem der Titel des Kronprinzen von England, geboren wurde, der als Eduard II. nach einer kurzen und unruhigen Regierung 1307 ſtarb.

Die Waſſerhoſe.



Die Waſſerhoſe iſt eine der großartigſten und furchtbarſten Naturerſcheinungen, vorzüglich auf dem Meere, und zeigt ſich beſonders häufig auf der Weſtküſte von Afrika. Die noch nicht bekannte Entſtehung dieſes außerordentlichen Phänomens ſchreibt man verſchiedenen Urſachen zu. Einige Phyſiker erklären ſie für die Wirkung heftiger Wirbelwinde, was jedoch durch die ſtets bei dieſer Erſcheinung ſtattfindende Windſtille widerlegt wird. Ebenſo wenig kann man die Angabe anderer Naturforſcher gelten laſſen, welche behaupten, die Waſſerhoſe ſei nichts als ein hohler Waſſercylinder und beſtehe nur aus Schaum des Meeres, der von den Wirbelwinden zuſammengetrieben werde; denn auf dieſe Weiſe läßt ſich nicht erklären, woher die ungeheure Menge Waſſer komme, die oft bei ihrer Auflöſung ins Meer ſtürzt. Noch Andere ſehen die durch ein Übermaß von Sonnenhitze entſtehende Verdünnung der Luft als die Urſache der Waſſerhoſe an, was aber ebenfalls nicht wahrſcheinlich iſt. Die richtigſte Anſicht von der Sache iſt unſtreitig die, welche den Entſtehungsgrund der Waſſerhoſe in einem elektriſchen Zuſtande der Atmoſphäre findet, was auch aus dem Umſtande hervorgeht, daß ſie nur bei warmer Witterung ſich zeigt, in der Regel von ſtarken Blitzen begleitet iſt, und daß in dem Waſſercylinder ſelbſt ein elektriſcher Lichtſchein oft wahrgenommen wird.

Die Waſſerhoſe bildet ſich nicht immer auf gleiche Weiſe, doch iſt der Vorbote derſelben gewöhnlich eine vollkommene Windſtille; dichtes Gewölk ſteigt am Himmel auf, und es bildet ſich allmälig auf der Oberfläche des Meeres ein weißlicher Fleck, aus welchem endlich eine Waſſermaſſe, bald als trichterförmige Röhre, bald in Geſtalt eines Kegels aufſteigt, zu welcher ſich eine andere Waſſermaſſe, ebenfalls in Röhren- oder Kegelform, aus den Wolken herabſenkt. Nachdem die Erſcheinung eine Weile ſtillgeſtanden, fängt ſie an ſich unter heftigem Brauſen des Meeres fortzubewegen, bis endlich die ganze Waſſermaſſe unter fürchterlichem Getöſe ins Meer ſtürzt. Zuweilen kündigt ſich die Waſſerhoſe auch auf ganz entgegengeſetzte, nämlich durch eine ſtürmiſche Bewegung der Gewäſſer an, wobei das Waſſer gleichſam zu ſieden ſcheint. Oft vereinigen ſich beide Waſſermaſſen, die aus der Wolke und die aus dem Meere, zu einer großen Säule, welche dann eine Höhe von 50—60 Fuß erreicht, und auf welche ſich die darüber hangende Wolke ſo tief herabſenkt, daß Himmel und Meer eins zu ſein ſcheinen. Da während der Dauer der Erſcheinung völlige Windſtille herrſcht, ſo wird es den in ihrer Nähe befindlichen Schiffen ſehr ſchwer, ihr auszuweichen, beſonders wenn ſie im Fortſchreiten begriffen iſt. Man verſucht alsdann die Waſſermaſſe durch heftige Lufterſchütterung zu zerplatzen, indem Kanonen auf dieſelbe abgefeuert werden, und oft gelingt es, daß die flüſſige Säule dadurch das Gleichgewicht verliert. Wenn jedoch die Maſſe des in derſelben angehäuften Waſſers zu groß iſt, ſo fruchtet die Erſchütterung nichts, und es bleibt dann der Schiffsmannſchaft nur übrig, ſich unter dem Verdeck zu verbergen, und alle Luken und Öffnungen auf das ſorgfältigſte zu verſchließen. Denn kleinere Fahrzeuge werden von dem hinausdrängenden Waſſer zuweilen ergriffen und beſonders wenn die Segel aufgeſpannt blieben, eine ziemliche Strecke in die Höhe hinaufgezogen und wieder herabgeſchleudert.

Ähnliche Erſcheinungen, wie die Waſſerhoſe, gibt es auch auf dem Lande. So ſah man vor einigen Jahren an einem heißen Juniusnachmittage in der Gegend von Trier eine höchſt auffallende Erſcheinung. Es hatte vorher ſtark geregnet und der Himmel war noch ganz umzogen, als plötzlich aus einer dicken herabhangenden Wolke eine leuchtende Maſſe, gleich einem feurigen Rauche in Geſtalt eines Spitzkegels, ſich bis auf den Boden herabſenkte, die ſich mit großer Schnelligkeit fortbewegte, auf ihrem Wege gewaltige Verhee-

Digitized by Google

rungen anrichtete und ſich endlich mit einem lauten, praſſelnden Geräuſch in die Moſel ſtürzte, wo ſie das Waſſer bis zu einer beträchtlichen Höhe aufwühlte. Von da aus zog ſie mit außerordentlicher Schnelligkeit noch eine Strecke von mehren tauſend Fuß weiter, verwüſtete auf dieſem Wege Alles, und zerplatzte endlich mit bedeutendem Geräuſch in der Luft.

Die Afghanen in Perſien.

In Kandahar, nördlich von Indien, öſtlich von Perſien, wohnt ein Völkerſtamm, der bald den Mongolen unterworfen war, bald den Perſern gehorchte, noch öfter aber unabhängig war, und wol gar Alles um ſich her niederzuwerfen drohte, denn ſo hatten ſie 1720 ganz Perſien erobert. Er beſteht aus Nomaden, die meiſt unter Zelten und Hütten leben, wo Sklave, Herr und Vieh in brüderlicher Eintracht vereint ſind. Klein, aber kräftig, übel gebildet, geſchickt im Bogenſchießen, ſonſt unwiſſend, aber im höchſten Grade tapfer, wiſſen die Afghanen ihre Pferde trefflich zu behandeln und ſuchen nichts als Krieg, den ſie auf eigne Art zu führen wiſſen. Ihr Heer beſteht meiſtentheils aus zwei Theilen; einem erleſenen Corps, das, ohne eine regelmäßige Reiterei zu bilden, den Vortrab ausmacht und in die feindlichen Scharen einzubrechen und den ihm folgenden Abtheilungen Gelegenheit zu geben ſucht, mitten hineinzudringen. Iſt dies gelungen, ſo ziehen ſich dieſe Scharen hinter ihre Streiter zurück. Ihr Hauptwerk iſt gethan. Das andere iſt das leichteſte, Acht zu haben, daß Niemand aus dem Kampfe feig entfliehe. Wehe dem Feigen, der dies wagte! Ihr Säbel ſpaltete ihm ſicherer den Kopf als der feindliche. „Wo willſt du hin?“ fragte ein ſolcher Tapferer einen verwundeten Streiter, der zurückkam. „Mich verbinden laſſen“, erwiderte dieſer. „Nicht doch“, ſagte der Erſtere, ihn wieder in die Schlacht treibend. „Streite mit der linken Hand, wenn du die rechte verloren haſt, und wird auch ſie dir verwundet, dann zerfleiſche deinen Feind mit den Zähnen.“

Der grüne Schweizerkäſe.

Glarus iſt der einzige Canton der Schweiz, wo der ſo beliebte grüne Schweizer- oder Kräuterkäſe in größerer Menge verfertigt wird. Der weiche, weiße, noch triefende magere Käſe, der aus vorher abgerahmter Milch bereitet wird, der ſogenannte Zieger, wird von den Sennhütten der Alpen, in Säcke gepackt, auf Saumroſſen in die Dörfer gebracht, und hier in großen Haufen aufgeſchüttet. Sobald die Molken abgelaufen ſind, vermiſcht man ihn mit feingeſiebtem Steinklee. Die Vermiſchung geſchieht auf eignen dazu eingerichteten Mühlen. Auf einem horizontal liegenden, mit einem Rande verſehenen Mühlſteine läuft ein anderer herum, und reibt den Klee mit dem Käſe zu einer Maſſe, die man alsdann in die dazu hutförmig geſtalteten Formen drückt, wo man ihn ſo lange trocknet, bis er gehörige Feſtigkeit hat. Zum Verkauf wird er in Fäſſer von 40 Stück, oder ungefähr vier Centner, gepackt. Es gehört viel Erfahrung dazu, um den gehörigen Grad von Trockenheit zu kennen, und wenn er auf die Mühle kommt, das richtige Maß der Zerreibung zu beſtimmen. Die Verſendung dieſes Käſes in ganz Europa, ja ſelbſt nach Amerika, gewährt dem kleinen Glarus einen jährlichen Gewinn von mehr als 300,000 Gulden.

Unverbrennliche Stoffe.

Der franzöſiſche Chemiker Pitay macht ein ſehr einfaches und nicht koſtſpieliges Mittel bekannt, welches alle Arten von Zeuche unverbrennbar machen ſoll. Dies ſei nämlich das phosphor- und ſalzſaure Ammonium, ein mineraliſches Salz, welches man auflöſt und worein alsdann die Zeuche getaucht werden. Sobald dieſelben an der Luft getrocknet, ſind ſie unverbrennlich und man kann den Stoff dreiſt in eine brennende Flamme halten, ohne daß etwas Anderes als Schwärzung erfolgt. Nach Pitay's Behauptung haben mehr oder weniger alle mineraliſchen Salze dieſe Eigenſchaft, das oben genannte jedoch im vorzüglichen Grade. Ungefähr $2\frac{1}{2}$ Pfund von dieſem Salze würden etwa 1 Thlr. 12 Gr. koſten und 80 Ellen Stoff unverbrennbar machen. Es würde alſo auf jeden Fall, beſonders für ſolche Leute, die mit Feuer umgehen oder an Orten ſich aufhalten müſſen, wo leicht Feuer entſtehen kann, ſehr zweckmäßig ſein, wenigſtens Hemden von ſolchem unverbrennlichen Zeuche zu tragen. Auch gibt Pitay auf Veranlaſſung des letzten ſchrecklichen Brandes im Theater Gaîté zu Paris, der durch einen brennenden Vorhang entſtand, allen Theaterdirectionen den Rath, ihre Behänge, beſonders die in der Nähe der Lampen befindlichen, aus dem erwähnten Stoffe machen zu laſſen.

Hogarth's Werke.

4. Fleiß und Faulheit.

(Fortſetzung aus Nr. 115.)

IV.

Auf dem nun folgenden Blatte, wovon wir keine Abbildung geben, iſt der faule Thomas, der ſich nicht lange in der neuen Welt gefallen, nach London zurückgekehrt und dargeſtellt, wie er in einer elenden Dachſtube, an der Seite eines Weſens, welches zu ſeinem ſittlichen Untergang Vieles beigetragen haben mag, im Bette liegt, wie er eben durch ein Geräuſch aus ſeinem ängſtlichen Schlafe aufgeſchreckt wird, das von einer Katze herrührt, die den Schornſtein herabgeſtürzt kommt. In Thomas' Geſicht, der ſich erſchrocken im Bett aufrichtet, zeigt ſich das Erbeben eines Böſewichts, und, wie Lichtenberg ſagt, „Der Wiederhall eines ſchweren Donnerſchlags des Gewiſſens“. Auf der Bettdecke liegen mehre werthvolle Sachen, als Uhren, Juwelen, Ketten und Ohrgehänge umher, die der Unglückliche in dieſer Nacht auf der Heerſtraße geraubt hat. Der Sinnſpruch dieſes ausdrucksvollen Bildes iſt ſehr bezeichnend: „Das Rauſchen eines Blattes ſoll die Böſen verjagen“. Das weibliche Weſen zeigt dagegen ſich gar nicht erſchreckt; es iſt in ihr ſchon alles Gewiſſen ertödtet; ſie betrachtet mit begierigem Blick die geraubten Gegenſtände, und ſieht ſich ſchon damit geſchmückt. Die übrige Ausſtattung des elenden Gemachs ſtimmt mit demſelben gut überein. Gewehre auf dem Boden, halbzerbrochenes, armſeliges Geſchirr, Weinflaſchen, Gläſer, Töpfe, Schüſſeln und Hausgeräth, das Alles eigentlich nur aus Trümmern beſteht.

Das auf dieſes Schaudergemälde folgende Blatt, wovon wir gleichfalls keine Abbildung geben, ſtellt den Schmaus nach der Wahl des braven Gutkind zum Sheriff von London vor. Man ſieht hier nichts als Eſſer oder beim Eſſen beſchäftigte Perſonen, von denen jeder auf ſeine beſondere Weiſe genießt. Hier ſitzen Leute, welchen man es anſieht, daß ſie ihr Leben

lang nicht viel Anderes gethan haben, als eſſen, und wieder Andere, die wenig eſſen, aber viel trinken, und endlich Solche, die viel eſſen und viel trinken. Auch ſind unter dieſen Speiſenden die Hungrigen, deren in London ſehr viele herumlaufen, nicht vergeſſen. Sie ſtehen hinter den Schranken mit beneidenden Blicken als Zuſchauer und bitten ſich demüthig die Brocken des vorhandenen Überfluſſes aus. Die vom Künſtler dieſem Blatte gegebene Unterſchrift paßt mehr auf Den, welchem zu Ehren hier geſpeiſt wird, als auf die Speiſenden ſelbſt, und heißt: „Der Weisheit Anfang iſt, wenn man ſie gern hört und die Klugheit lieber hat als alle Güter. Achte ſie hoch, ſo wird ſie dich erhöhen, und wird dich zu Ehren machen, wo du ſie herzeſt.“ Ein Spruch, der gewiß von den meiſten Anweſenden überſehen wird.

Nachdem wir ſo den fleißigen Gutkind zu Ehren, den faulen Thomas aber ſchon an den Rand des Verderbens gelangen ſahen, ſo führen uns nun die folgenden zwei Blätter (das achte und neunte der ganzen Reihe) das Leben der Beiden weiter vor.

Vor dem Hauſe des Herrn Veſt, Gutkind's ehemaligen Lehrherrn, ſehen wir hier Muſikanten verſammelt, die eine Ehrenmuſik gebracht haben, und zwar galt dieſe einem neuvermählten Paare, und dies iſt Gutkind, der fleißige Gehülfe und die Tochter des Herrn Veſt, mit welcher wir ihn ſchon ſo andächtig im Kirchſtuhle ſingen ſahen. Gutkind iſt aber nicht blos der Schwiegerſohn, ſondern auch der Handelscompagnon des Herrn Veſt geworden, und als ſolcher zeigt er ſich noch im Morgenanzuge am Fenſter, dem Trommelſchläger ſein Geſchenk reichend. Hinter ihm ſteht in beſcheidener Zurückgezogenheit die junge Frau und ſchlürft ihren Morgentrank.

Was die vor dem Hauſe verſammelten Muſikanten betrifft, ſo ſcheint es, als hätten die Neuverehelichten mehr Urſache, mit ihrem guten Willen vorlieb zu nehmen, als ſich an ihrer Kunſtfertigkeit zu erfreuen, denn ſie ſcheinen die Muſik nicht grade als ihren eigentlichen Beruf zu treiben. Die Geſellſchaft beſteht wahrſcheinlich aus Arbeitern, die in Lohn und Brot der Herren Veſt und Gutkind ſtehen, und denen mehr daran liegt, ſich des jungen Herrn Gunſt zu erhalten, als ihm, ihr Ständchen anzuhören. Darauf deutet der tiefe Bückling, ſo tief es die Trommel nur erlaubt, mit welchem der abgeordnete Tambour ſeinen Dank für die empfangene Gabe begleitet. Auf dem linken Flügel des Muſikcorps ſehen wir einen Paukenſchläger und einen Violoncelliſten in einem Streite, der leicht dem Inſtrument des Letztern gefährlich werden kann, und welcher vielleicht daher rührt, daß Beide über Tonart und Takt nicht einig ſind. Vielleicht würden ſie ihn friedlicher ſchlichten, wenn ſie mehr von der Sache verſtänden. In der geöffneten Hausthüre ſehen wir einen Bedienten in Staatslivrée, der von den Reſten des Hochzeitmahls einer armen Frau mittheilt, deren Dank über die unverhoffte Reichlichkeit der Gabe auf ihrem Geſichte zu leſen iſt.

Die merkwürdigſte Figur auf dem Blatte iſt der Arme, welcher der Hausthüre grade gegenüber in einer Art von Mulde auf dem Boden ſitzt. Dieſer Unglückliche ohne Beine war zu Hogarth's Zeit in London eine hiſtoriſche Perſon, die Alt und Jung unter dem Namen: Philipp in der Mulde, kannte. Er war ein herumrutſchender Bänkelſänger, welcher mit Liedern, Balladen, Leichencarmen, Neujahrwünſchen und Hochzeitgedichten durch ganz London in ſeiner Mulde herumzog, ſich vor den Thüren lagerte und beſcheiden wartete, bis die Perſonen, welchen er zu gratuliren oder zu condoliren gekommen, ihm ſeine Gedichte abnahmen und dafür ihm eine Gabe in die Hand drückten. Sein ſteter Begleiter war ſein treuer Hund, der auch hier mit geſenktem Kopfe und mit Ergebung in den Willen ſeines Herrn vor ihm ſitzt, und, obgleich vielleicht ſo hungrig als dieſer, der reichlichen Spende nicht achtet, womit die arme Frau erfreut wird.

Als Unterſchrift hat dieſes Blatt: „Ein fleißig Weib iſt eine Krone ihres Mannes, aber ein unfleißiges iſt ein Eiter in ſeinem Gebein.“

Das andere Blatt ſtellt im eigentlichſten Sinne des Worts eine Räuberhöhle und Mördergrube dar. Da Gleich und Gleich ſich immer wieder findet, ſo hatte Thomas ſich aufs Neue mit ſeinen alten Spießgeſellen wieder zuſammengefunden, und aus den Gaunern auf dem Kirchhofe ſind nun abgefeimte Spitzbuben und Straßenräuber geworden. Unſere Abbildung ſtellt einen londoner Keller vor, und zwar einen der berüchtigtſten der damaligen Zeit, der ſich im Blutnapfgäßchen (Blood-bowl) befand. Thomas iſt hier mit ſeinem Genoſſen, dem Einäugigen mit der baumwollenen Schlafmütze, den wir ſchon vor der Kirche ſahen, beſchäftigt, ſich in die Habſeligkeiten eines Mannes zu theilen, den ſie hier gemordet, während ein Dritter den Unglücklichen in ein mit einer Fallthüre verſehenes Loch wirft, das für dergleichen Fälle gleich in der Wirthsſtube angelegt iſt. Das Frauenzimmer hinter den beiden Miſſethätern iſt Thomas' Geliebte aus der Dachſtube, welche aber ihren Buhlen nicht etwa aus Reue, ſondern für einige Schillinge an den eintretenden Policeibeamten verräth, deſſen Gefolge ſie ſchon näher zu kennen und anzugehören ſcheint. Die von dem auflodernden Kaminfeuer und den Laternen der Gerichtsdiener ſchwach beleuchtete Scene iſt fürchterlich, und gewährt uns einen tiefen Blick in die Ruchloſigkeit und Verwilderung des Abſchaums der Menſchheit. Auf des Thomas Geſicht malen ſich ſchon die Vorboten der Todes- und Gewiſſensangſt, die er nun bald bis zu ſeinem Ende empfinden wird, obwol die Begier nach den Schätzen ihn noch nichts von den Eintretenden bemerken läßt, welche in Kurzem ſich ſeiner und ſeines Raubgenoſſen bemächtigen werden. Dagegen iſt das Ausſehen dieſes Menſchen ganz das eines verhärteten Böſewichts. Mit einer Ruhe, als ob er einen redlich verdienten Gewinn einſtreiche, theilt er die ſo ruchlos erlangte Beute, und auch nicht ein ſcheuer Blick von ihm fällt auf den Ermordeten. Das Piſtol in der Taſche des Thomas Faulhans bezeichnet ihn als einen Straßenräuber. Im Hintergrunde des Mordgemachs findet eine Prügelei mit Knüppeln, Stühlen, Feuerſchaufeln und dergleichen Waffen ſtatt, und bei dieſem wüthenden Getöſe ſchlummert ein Kerl dennoch ganz ſanft. Um jedoch anzudeuten, von welchem Gelichter der hier Schlummernde iſt, hängt von der Decke ein Strick auf ihn herab, der ihm ſein Ende prophezeit. Ein Anderer ſitzt neben ihn, ruhig ſeine Pfeife ſchmauchend, und blickt gedanken- und gewiſſenlos in die Flamme des Kamins. Auf der entgegengeſetzten Seite ſteht ein baumlanger Grenadier und malt Figuren an die Wand. Ihn brachte wol Hogarth in dieſe Geſellſchaft, um dadurch auf die ſchlechten Sitten der damaligen engliſchen Soldaten anzuſpielen. Dieſe drei ruhigen Perſonen, von dem Schläfer unter dem Strick bis zu dem malenden Grenadier, ſagt Lichtenberg, ſind eher ein Vorſpiel des ewigen Todes, als des ewigen Friedens zu nennen. So ſehen Leute aus, deren Seelen der Fürſt der Finſterniß ſchon gewiß hat. Was nach dem Dichter über der Thüre der Hölle ſteht, das ſagen auch dieſe Geſichter: Hier iſt ſogar die Hoffnung verloren!

(Der Beſchluß folgt in Nr. 117.)

Digitized by Google

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

117.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juni 27, **1835**.

Die Talipot- oder Schirmpalme (Corypha umbraculifera).

Digitized by Google

Die Talipot- oder Schirmpalme (Corypha umbraculifera).

Die Talipot- oder Schirmpalme führt in ihrem Vaterlande verſchiedene Namen. Ihre Heimat ſind die gebirgigen Gegenden Oſtindiens, namentlich Malabar und Ceylon, wo ſie den Bewohnern vielfachen Nutzen gewährt. Ihr prächtiges Ausſehen und ihre bedeutende Größe haben ihr ſtets die Aufmerkſamkeit der Reiſenden zugezogen. Man ſtelle ſich einen glatten, runden und ebenſo graden, unveräſteten Stamm vor, welcher eine Höhe von 140 — 160 Fuß erreicht, und oben mit einem Büſchel ſchöner, großer Blätter gekrönt iſt, die von ſo bedeutender Größe ſind, daß der Durchmeſſer dieſes Blätterſchirms, welcher ſich traubenförmig verlängert, oft an 40 Fuß beträgt. Die einzelnen Blätter beſtehen wieder aus Blättchen, deren mehre dergeſtalt an einem Hauptſtiele zuſammengewachſen ſind, daß ſie faſt handförmig erſcheinen, obgleich ſie eigentlich federförmig zuſammenſtehen. Am Mittelpunkte dieſes großen Blätterbüſchels erhebt ſich, wenn der Baum ein Alter von 35 — 40 Jahren erreicht hat, der Blütenſtiel, in Geſtalt einer kegelförmigen, langen, mit Schuppen bedeckten Scheide, welche gleichfalls ſchuppige Seitenzweige hat und eine Höhe von faſt 30 Fuß erreicht. Die Blüten erſcheinen an ihm, zwiſchen den Schuppen vorkommend, in Geſtalt von hangenden cylindriſchen Ähren, weiß, in größern äſtigen Riſpen vereinigt. Die kugeligen Früchte ſind grünlich, faſt den grauen Reinetten gleich. Sie haben ein ſaftiges, etwas bitteres Fleiſch und einen weißen ziemlich dicken Kern, in welchem ſich eine feſte Mandel befindet. Man ſagt, daß ein einziger Baum an 20,000 ſolcher Früchte trägt, welche 14 Monate zu ihrer Reife brauchen. Eine ſo außerordentliche Fruchtbarkeit muß aber den Baum erſchöpfen, der daher auch nach und nach abſtirbt. Ein einzelnes Blatt iſt ſo groß, daß 15—20 Menſchen darunter gegen Regen und Sonne geſchützt ſind, und man benutzt die Blätter, um auf Reiſen Zelte daraus zu machen und die Wohnhäuſer damit zu bedecken. Überdies gebraucht man ſie auch als Papier, um mittels eines eiſernen Griffels darauf zu ſchreiben, und dieſe Blätter werden, wenigſtens in Malabar, zu allen wichtigen Werken gebraucht, indem man unbedeutendere Werke auf die Blätter der Fächerpalme ſchreibt. Man beſchreibt ſie auf beiden Seiten, und ſie ſollen ſehr dauerhaft ſein. Übrigens werden auch noch die Kerne der Frucht zu Zierathen benutzt und dieſe ſelbſt dienen häufig als Nahrungsmittel. Unſere Abbildung ſtellt eine Landſchaft am Calampfluſſe auf Ceylon dar. Man ſieht auf dem Fluſſe Böte und ein Floß, das mit einem Talipotblatte bedeckt iſt.

Die Kupferſtechkunſt.

14. Hülfsmaterialien und Hülfswerkzeuge.

(Beſchluß aus Nr 116.)

Zu den Hülfsmaterialien und Hülfswerkzeugen des Kupferſtechers gehören: 1) Die Kalkirpapiere, um mittels derſelben die Umriſſe des Originals auf die Platte überzutragen. Veraltet iſt das Öl- und das Naphthapapier, gewöhnlicher aber das ſogenannte Copir- oder Firnißpapier, das Gelatine- und das Eispapier, das ſogenannte Pflanzen- oder Pappelpapier, und auch zuweilen das Bauspapier. 2) Das Copirpult (vorzüglich eingerichtet das von Altham), das Abzeichnen des Originals zu erleichtern. Vieles dabei wird durch das ſinnreich aufgefangene Tageslicht erreicht. 3) Sömmerring's Copirmaſchine oder Camera lucida, den zu copirenden Gegenſtand verkleinert oder vergrößert, nicht minder auch in gleichem Maßſtabe, darzuſtellen. 4) Der Storchſchnabel oder Pentograph, um verkleinernd, aber aufs Genaueſte, zu copiren. 5) Die Feilkloben, zum Feſthalten der Kupferplatten, namentlich beim Grundiren. 6) Die Lineale, nämlich ein gewöhnliches, ein Parallellineal, ein Triangel und ein gebogenes Lineal. 7) Ein Handzirkel mit einer Stellſchraube. 8) Das Stechpolſter, auf welchem ſich Manche, indem ſie auf daſſelbe die Platte legen und letztere drehen, die Ausführung gekrümmter Striche erleichtern. 9) Longhi's Drehpult, um bei großen und ſchweren Platten die Handhabung derſelben zu erleichtern. 10) Der Spiegel, welchem Manche das Original ſo gegenüberſtellen, daß ſie es aus dieſem verkehrt ſehen und auf das Kupfer bringen können. 11) Die Staubmaſchine, das ſogenannte Korn bei der Aquatintamanier in größter Gleichheit auf die Platte zu bringen. 12) Der Amboß. 13) Der Staubpinſel, um die Platte abzuſtäuben. 14) Der Ätzkaſten, für Künſtler, welche die Platte beim Ätzen nicht gern mit einem Wachsrande umgeben. 15) Der Ätzpinſel oder die Ätzfedern, um die beim Aufgießen des Ätzwaſſers ſich entwickelnden Luftblaſen, welche das Eindringen des letztern in die radirten Linien verhindern, zu beſeitigen. 16) Der Blaſebalg, um, zumal bei wiederholtem Ätzen verſchiedener Töne, die Platte ſchnell ins Trocknen zu bringen. Endlich 17) der Filz- oder Tuchballen, um die Platte einzuſchwärzen, damit der Künſtler von Zeit zu Zeit die Arbeit beurtheilen könne. Auch gehören hierher noch die Kupferſtechmaſchinen, um das Stechen großer Platten zu erleichtern. Die berühmteſte dieſer Maſchinen iſt die Conté'ſche; neben dieſer muß die von Nicholſon erwähnt werden, ſowie die Elliptographen von Farrey und Cubitt, und das Inſtrument von Clement, womit Kreiſe, Ellipſen, Spiral-, Schraubenlinien u. ſ. w. geſtochen werden können.

Als untergeordnete Fächer der Kupferſtechkunſt ſind zu betrachten der Schriftſtich — der Notenſtich — der Landkartenſtich. Den Schriftſtich anlangend, ſo ſind die Studien des Schriftſtechers: das Abzeichnen einer ſchönen Schrift nach den beſten Schreibevorſchriften und Buchdruckerlettern; dann das Verkehrtſchreiben, wie nämlich die Schrift auf die Kupferplatte zu arbeiten iſt, die geſchmackvolle und ſymmetriſche Eintheilung und Vertheilung der Worte und Buchſtaben, und die Anwendung der Inſtrumente auf das Metall. An eigenthümlichen Werkzeugen ſind nöthig: Parallellinienzieher von Stahl mit zwei oder mehren Spitzen, um ſofort die ſämmtlichen Linien, welche das Maß der verſchiedenen Buchſtaben und ihrer Theile angeben, auf dem Metalle zu ziehen. Nachdem man aber die Stelle, welche jedes Wort bekommen ſoll, mit dem Zirkel, dem Parallellineal und dem Linienzieher bezeichnet, und hierauf jeden Buchſtaben mit einer ſehr feinen, nicht zu ſtark einſchneidenden Nadel umriſſen hat, nimmt man das Kupfer zwiſchen dieſen Umriſſen mit dem Schoppenſtichel hinweg, welcher dieſe Arbeit beſſer fördert, als es der gewöhnliche ſcharfkantige Grabſtichel thun würde. Daneben bedient man ſich des gewöhnlichen Grabſtichels, um diejenigen Züge anzulegen, welche die ſtärkern Theile der Buchſtaben

Digitized by Google

untereinander und dieſe letztern zu Worten verbinden; die weitere Vertiefung dieſer Züge, ſowie überhaupt die fernere Ausarbeitung der Schrift, bleibt dem rautenförmigen Stichel überlaſſen.

Nur Muſiknoten von beſonderer Feinheit werden jetzt noch in Kupfer geſtochen, und das Verfahren dabei iſt demjenigen mit dem Grabſtichel gleich, nur daß auch noch Punzen mit angewendet werden. Die Arbeit fängt damit an, daß mit dem Lineal und einer Radirnadel das Viereck bezeichnet wird, welches den Rahmen ausmacht. Hierauf beſtimmt man mit dem Zirkel die Zwiſchenräume der Linien. Dann folgt das Ziehen der Linien ſelbſt mittels eines Linienziehers von Stahl. Nun erfolgt eine gleichmäßige und geſchmackvolle Anordnung ſämmtlicher Zeichen und Noten; doch wird Alles nur erſt angedeutet. Iſt ſo die Eintheilung der Platte beendigt, ſo geht es an das Einſchlagen. Man legt zu dem Ende die Platte auf eine Marmortafel, ſetzt die ſtählerne Punze, auf welcher die Noten und ſonſtigen Zeichen erhaben gearbeitet ſind, ſenkrecht leicht auf, und bewirkt mit einem kurzen kräftigen Schlage den Eindruck. Iſt das Einſchlagen vollendet, ſo legt man die Platte mit der Druckſeite behutſam auf den Ambos, um die Erhöhungen, welche die Punzen auf der Kehrſeite gemacht haben, mit ſchwachen Hammerſchlägen auszugleichen. Hierauf ſchwänzt man die Noten mit dem Grabſtichel aus, und ſticht die Theilungsſtriche der Takte und die Taktſtriche mit der Schoppe. Endlich beſſert man die Linien des Notenſyſtems mit einem meſſerförmigen Stichel, die Schoppenarbeit aber mit der Schoppe, aus, nimmt den Grat überall mit dem Schaber weg, glättet die Platte mit dem Polirſtahle, und übergeht ſie zuletzt noch einmal mit Schoppe und Grabſtichel. Zu dem gewöhnlichen Stich der Muſiknoten werden jetzt meiſt Zinnplatten genommen.

Was nun den Landkartenſtich betrifft, ſo ſind darunter auch die Seekarten und topographiſchen Aufriſſe, ſowie Plane aller Art zu verſtehen.

Die erſten hierher gehörigen waren 26 Landkarten für die im Jahre 1478 zu Rom erſchienene Geographie des Ptolemäus. Dann kam im Jahre 1488 zu Lyon ein Buch über Jeruſalem und das gelobte Land heraus, das mit Land- und Seekarten verziert war. Um 1575 verbreitete der Kupferſtecher Melchior Tavernier, in Paris als Kunſthändler anſäſſig, eine bedeutende Anzahl geſtochener Landkarten. Bis in die neue Zeit jedoch boten dergleichen Blätter, wie überhaupt, ſo auch in ihrem Kupferſtich, ein nur wenig befriedigendes Bild dar. Erſt ſeit Karl Jäck in dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, ſowie ſeit Homann, hat ſich die geographiſche Kupferſtechkunſt zu einem höhern Standpunkte erhoben. Gerſtenbergk durch ſeine militairiſch-topographiſche Zeichnungslehre, Lehmann durch ſeine Theorie der Situationszeichnung, Bach durch ſeine meiſterhafte Darſtellung, die Schropp'ſche Handlung zu Berlin durch ihre Aufmunterungen, endlich von Odeleben's Bemühungen, ſowie des Generalmajors von Müffling neue Zeichnungsart förderten die Theorie und Praxis des Landkartenſtichs weſentlich. In der neueſten Zeit ward in Betreff dieſes Gegenſtandes Vieles geleiſtet, und ihre Meiſterſchaft in dieſem Theile der Kunſt haben innerhalb der letzten Jahre unter den Deutſchen bethätigt W. Jäck, Jättnig der Vater und der Sohn, Schmidt der Vater und der Sohn, Kliewer, Bimbé, Bürk, Kindermann, Güſſefeld, Reichard, Mollo, Sotzmann, Broſe, Bach, Mare, Leutemann, Kolbe, Franz, Richter, Stein, Müller, Seitz, Schleich, Streit, Knittel, Felſing und Andere. Bei den Franzoſen verdienen als vorzügliche Landkartenſtecher der neuen Zeit und beſſern Manier ausgezeichnet zu werden: Danville, Deliſle, Tardieu, Piquet, Barbier, Aubert, Pellicier; bei den Engländern ganz beſonders Arrowſmith (ſtarb 1823) und Jeffery; bei andern Ausländern: Rizzi Zannoni, Bugge, Lapie und Akrel; und in Rußland namentlich das Corps geographiſcher Kupferſtecher.

Was nun die geo- und hydrographiſche Kupferſtechkunſt, nämlich ſowol ihre Studien als auch ihre Praxis, betrifft, ſo ſteht das Geſchäft des Landkartenſtechers in ſo enger Verbindung mit der Arbeit des Landkartenzeichners, daß die Hauptfoderungen, welche an Letztern zu machen ſind, hier angeführt werden müſſen. Es hängt jedoch die ſorgfältige Ausführung dieſer Anfoderungen größtentheils von dem bei jeder Karte überhaupt anzuwendenden Maßſtabe ab. Sie ſind genaue Angabe des Steigens und Fallens des Terrains, charakteriſtiſche Bezeichnung des Waſſerſyſtems eines Landes, ſich unterſcheidende Angabe der Landes-, Provinz- und Diſtrictsgrenzen, Auftragung nach ſcheitelrechter Projection der Wälder, Berge, Straßen, der Städte und Feſtungen ꝛc.; Darſtellung nach der ſogenannten Vogelperſpective der Brücken, Gebäude und dergl.; endlich die wohlberechnete Raumgebung zu einer nach gewiſſen Abſtufungen geordneten Schrift. Die Fehler des Zeichners pflegen, da der Kupferſtecher hier an ſtrenge Nachahmung gebunden iſt, gewöhnlich auch zu Mängeln des Landkartenſtichs zu werden, und darum iſt es Obliegenheit eines tüchtigen geographiſchen Stechers, die Studien des Zeichners, deren wir oben gedachten, zu theilen, und ſelbſt mit der Natur der verſchiedenen Länder wohlbekannt zu ſein, damit er bei der praktiſchen Ausführung die Zeichnung, welche er auf das Kupfer übertragen ſoll, ernſtlich prüfen und die etwa in derſelben vorkommenden Fehler gehörig verbeſſern könne.

Die Technik des geographiſchen Stichs anlangend, ſo geſchieht das Übertragen der Zeichnung auf die, wie gewöhnlich grundirte Kupferplatte. Hierauf folgt die Arbeit mit der Radirnadel; dann wird geätzt, und trockene Nadel und Grabſtichel vollenden das Ganze. Bei der ganzen Ausführung muß vorzüglich Freiheit herrſchen, alle Manier, aller Zwang verbannt ſein. Mit der Radirnadel bearbeitet man gewöhnlich die Biegungen der Ufer, Gewäſſer, ſumpfige Gegenden, Wälder, Gebirge und Alles, was mit einer gewiſſen Leichtigkeit dargeſtellt werden ſoll. Der Grabſtichel wird vorzugsweiſe angewandt zur Bezeichnung der Straßen, Kanäle, der Bauwerke jeder Art und alles Desjenigen, was durch grade, ſcharfe Linien ausgedrückt werden muß. Iſt nun der Entwurf eines Blatts durch den Landkartenſtecher vollendet, ſo kommt daſſelbe nicht ſelten erſt in die Hände des Schriftſtechers, und iſt die Schrift vollendet, ſo nimmt es von Neuem der Landkartenſtecher in Arbeit, und zwar um einestheils die Einzelnheiten nachzuholen, anderntheils das Ganze in innern Einklang zu bringen.

Die Stadt York.

York war urſprünglich ein Wohnſitz der Urbewohner Englands und ward unter den Römern einer der Hauptſitze der römiſchen Macht im nördlichen Britannien. Der Name der Stadt entſprang wahrſcheinlich aus dem alten Namen des Fluſſes, an dem ſie liegt, jetzt Ouſe genannt. Bei ihrer Lage am öſtlichen Ufer dieſes Fluſſes, da wo er mit dem kleinern Fors zuſammenfließt, können Schiffe bis zur Laſt von 90 Tonnen die Stadt erreichen; in ältern Zei-

Digitized by Google

Anſicht von York.

ten aber galt ſie für einen Haupt-, Handels- und Hafenplatz, der jedoch ſeit der Gründung von Hull durch Eduard I. ſeine Bedeutung verlor. Dennoch hat die Stadt ihren Rang als die zweite unter den Handelsſtädten Englands behauptet und ihr Vorſtand, der Mayor, führt mit dem von London allein den Titel Lord. Hier nahmen die römiſchen Kaiſer, wenn ſie Britannien beſuchten, am liebſten ihren Sitz; hier ſtarb Severus 211. Nach der Gründung der angelſächſiſchen Herrſchaft wurde York die Hauptſtadt von Northumberland. Ein mächtiger Bund angelſächſiſcher Edlen kämpfte hier gegen die Normannen, bis Wilhelm der Eroberer die Stadt einnahm und eine Burg anlegte, die dem jetzigen Kaſtell ſeinen Urſprung gab. Unfern davon ſteht der alte Cliffordthurm, der Sitz der erſten normänniſchen Statthalter, der Cliffords. Später wurden hier die erſten Parlamente verſammelt und 1299 verlegte Eduard I. ſelbſt die Gerichtshöfe von London hierher.

York liegt in der Mitte der größten Ebene Englands. Die Schönheit ſeiner von Eduard I. erbauten Mauern (1280) fällt uns zuerſt in die Augen. Dieſe Mauer wurde von den Beſchädigungen der 1644 erlittenen Belagerung wiederhergeſtellt und bietet jetzt einen reizenden Spaziergang dar. Die Stadt hat noch 23 zum Theil ſehr prächtige Kirchen und weit über alle dieſe ragt die Kathedralkirche hervor. Dieſer gothiſche Prachtbau, vor einigen Jahren vom Feuer ſtark beſchädigt, aber jetzt wiederhergeſtellt, wurde bereits in Nr. 56 des Pfennig-Magazins näher beſchrieben und eine Abbildung davon mitgetheilt. Ihm gegenüber, im entgegengeſetzten Stadttheile, erhebt ſich das Kaſtell, jetzt ein Gefängniß. Unter den andern öffentlichen Gebäuden ſind auszuzeichnen das Stadthaus, 1725 erbaut; die Guildhall aus dem 15. Jahrhunderte mit einem ſchönen gothiſchen Saale, 96 Fuß lang, 43 Fuß breit und 30 Fuß hoch; die Rathskammer, 1819 erbaut; das Theater, 1769 gegründet; das Verſorgungshaus für Geiſteskranke u. A. Der Erzbiſchof hat keinen Palaſt in der Stadt, er wohnt in Biſhopsthorpe, drei engliſche Meilen entfernt, am weſtlichen Ufer der Ouſe. Der Umfang der Ringmauer von York beträgt 3/4 deutſche Meilen, und auf dieſem engen Raume wohnen gegen 26,000 Menſchen. Die Gaſſen ſind enge und obgleich in neuern Zeiten viel für Erweiterung der Straßen geſchehen iſt, ſo hat die Stadt doch noch immer ein finſteres Anſehen. Am meiſten hat ſich das Anſehen der Ufer verändert. Der Fors iſt aus einem ſumpfigen Graben ein klarer Fluß geworden. Neue Brücken, über den Fors von einem kühnen Bogen, über die Ouſe von drei elliptiſchen Bogen, haben die alten engen Flußbrücken verdrängt. Vier alte Thore aus dem 13. Jahrh. ſind durch ihre ſchöne Bauart redende Zeugen des frühen Glanzes der Stadt.

Die natürlichen Brücken des Icononzothales.

Auf dem Wege von Santa-Fé de Bogota nach Tuſagaſuga, Popayan und Quito durch die Cordilleren Südamerikas, trifft man im Thale von Icononzo auf das ſeltene Schauſpiel zweier von der Natur gebildeten Brücken, welche die beiden Ufer der Schlucht, durch die der Icononzo ſich Bahn bricht, miteinander verbinden. Von dieſer Naturſeltenheit hat Humboldt, welcher dieſe Brücken im September 1801 ſah, in ſeinen „Anſichten der Cordilleren" eine Abbildung geliefert, von welcher die unſerige eine treue Copie iſt. Das Thal von Icononzo, auch Pandi- und Mercadillothal genannt, liegt in der Mitte eines Gebirgkeſſels, deſſen niedrigſte Punkte ſich zu der Höhe unſrer Alpenſpitzen erheben. Der Grund des Thales zieht ſich tief in die Berge hinab, und die Brücken, die es überbauen, erheben ſich ungefähr 3000 Fuß hoch über den Meeresſpiegel. Unter ihnen, 305 Fuß tiefer, bricht der kleine Bergſtrom Rio de la Summa Paz durch die Schlucht, über welche

Digitized by Google

Die natürlichen Brücken des Icononzothales.

ſich die zwei Brücken wölben, die den Gegenſtand unſeres Bildes ausmachen. Die obere derſelben wird von einer rieſigen Felsmaſſe aus einem Stück Sandſtein, wie die benachbarten Ufer, gebildet. Sie mißt 47½ Fuß in der Länge, und die Stärke der Maſſe, die den Bogen bildet, beträgt etwa 8 Fuß, in der Breite hält ſie 41½ Fuß. Die Eingeborenen haben ihren Rand mit einem Geländer von ſtarkem Rohre geſichert, auf welches man ſich ohne Gefahr ſtützen kann, um in die Schlucht hinabzuſehen.

Die zweite Brücke, etwa 20 Ellen tiefer, wird von drei mächtigen Felsblöcken gebildet, von welchen der mittlere, wie ein kunſtreich eingefugter Schlußſtein in unſern Gewölben wirkt, und die andern beiden trägt. Dieſes Werk der Natur hat die Bewohner dieſer Gegend frühzeitig auf die Geſetze des Gewölbes hinweiſen können. Wahrſcheinlich hat der gleichzeitige Sturz dreier Felsſtücke, die der Zufall ſo fügte, dieſes ſeltſame Werk geſchaffen.

In der Mitte der tiefern Brücke findet ſich ein

Digitized by Google

Loch etwa 90 □Fuß haltend, durch welches man in den Grund der Schlucht hinabſehen kann, um den Waldſtrom wie in einer Höhle, welche nie den Tag erblickt, ſchäumend und toſend dahinrauſchen zu ſehen. Die Bewohner dieſer ſchauerlichen Höhle ſind zahlloſe Nachtvögel, welche, von einer hinabgeworfenen Fackel aufgeſtört, zu Tauſenden über die ſchäumenden Waſſer hervorkommen. Man beſchreibt dieſe noch unbekannten Vögel, welche die Indianer Cacas nennen, als eine Art Eulen, von der Größe eines Huhns, braungrau von Gefieder und mit gekrümmtem Schnabel; Humboldt hält ſie für eine eigne Species des Ziegenmelkers (Caprimulgus), der in dieſer Gegend einheimiſch iſt. An den Tag kommen ſie nie.

Unſere Anſicht dieſer merkwürdigen Naturbrücken iſt von der Nordſeite des Thales genommen, wo ſie ſich in ihrer vollen Frontanſicht darſtellen; der kleine Waldſtrom verliert ſich weſtwärts in andre Waldwaſſer, die in derſelben Richtung von Oſt nach Weſt dem Meere zuſtrömen.

Die Alpenkrähe (Pyrrhocorax Alpinus).

Die Alpenkrähe bewohnt die höchſten Gegenden der Alpen und niſtet in den ſteilſten Felſen. Nur in den ſtrengſten Wintern kommt ſie in die Thäler herab. In ihrer Lebensart ähnelt ſie in vielen Stücken den Krähen, liebt die Geſelligkeit, wie dieſe, und kreiſt oft und gern in den höchſten Luftregionen. Wenn dieſe Vögel einen Gegenſtand gewahren, der ihnen auffällt, ſo fangen ſie alle im Chor an zu ſchreien. Auch in der Nahrung ſind ſie unſern Krähen ähnlich, denn ſie freſſen Alles, Obſt, Geſäme, Inſekten, Eier, junge Vögel und kleine Säugethiere, von letztern jedoch gewöhnlich nur das Hirn.

Die Alpenkrähe gehört zu den Vögeln, welche ſich leichter als die meiſten andern zähmen laſſen und ſie beweiſt die größte Anhänglichkeit an Diejenigen, die ſie liebgewonnen hat. Iſt dieſer Vogel einmal zahm gemacht, ſo braucht man ihn nicht mehr eingeſchloſſen zu halten, noch ſeine Flügel zu binden oder zu beſchneiden, da er, ſelbſt ganz frei herumfliegend, zuverläſſig wieder nach Hauſe zurückkehrt. Ein ſorgfältiger Beobachter, der italieniſche Naturforſcher Savi, gibt uns über denſelben folgende intereſſante Nachricht. „Zur Zeit des Frühſtücks und des Mittagseſſens ſtellt ſich meine Alpenkrähe regelmäßig ein, nimmt Platz auf einer Ecke des Tiſches und muſtert nun, aufmerkſam wie ein Feinſchmecker, die Schüſſeln, die ankommen, und wenn ſie eine nach ihrem Geſchmacke ſieht, langt ſie gewöhnlich ohne große Umſtände zu. Dabei trinkt ſie bald Wein, bald Waſſer, ſcheint jedoch zu Zeiten den erſtern vorzuziehen. Milch liebt ſie vorzüglich; von Speiſen ſind beſonders rohes und gekochtes Fleiſch, Obſt, namentlich Trauben, Feigen und Kirſchen, ferner das Gelbe vom Ei, trockener Käſe und ſchwarzes Brot die Gerichte, die ſie am meiſten liebt, und von denen ſie ſich in der Regel nährt. Beim Freſſen bedient ſie ſich ganz nach der Weiſe der Raben ihrer Klauen, um Dasjenige feſtzuhalten, was ſie kleinmachen will; auch verſteckt ſie, wie dieſe, den Vorrath ihres Futters, wenn ihr Zeit oder Appetit zum Freſſen fehlt. Es iſt wahrhaft ergötzlich, zu ſehen, mit welcher Sorge und Aengſtlichkeit dieſer Vogel einen Ort ſucht, ſeine Schätze zu verbergen, wie er dieſe verſteckt, indem er ſie mit Papierſtückchen, Holzſpänen, Lumpen und dergleichen bedeckt, wie aufmerkſam er von allen Seiten herumfliegt oder geht, bald den Kopf reckend, bald ihn beugend, um zu ſehen, ob ſich das Verſteckte von keiner Seite erſpähen laſſe. Wenn er dann auf ſolche Weiſe ſein Magazin angelegt und geſichert hat, ſetzt er ſich gewöhnlich in einiger Entfernung davon und hält unbeweglich Wache, und wer ſich dann etwa in deſſen Nähe wagt, ſei es Menſch oder Thier, dem fliegt er auf den Rücken und ſucht ihn mit geſträubtem Gefieder, ausgebreiteten Flügeln und unſanften Schnabelhieben zu entfernen. Er hat eine merkwürdige Liebe zum Feuer: ſo holt er z. B. ſehr oft die brennenden Kerzen und Dochte aus den Laternen und verſchluckt ſie; ja im Winter ſah ich ihn ſehr oft und zu meiner großen Verwunderung, ohne alle nachtheiligen Folgen für ihn, kleine glühende Kohlen aus dem Kamine holen und mit wahrer Begierde verſchlucken. Nicht weniger Freude ſcheint ihm der Rauch des Feuers zu machen, und ſo oft er ein Geſchirr mit Feuer oder Kohlen findet, läuft er in poſſirlicher Emſigkeit herum, ſucht Stückchen Papier, Holz oder anderes brennbares Material, wirft es hinein und zieht ſich dann zurück, um mit der größten Aufmerkſamkeit den Rauch zu ſehen, der von den hineingeworfenen Dingen aufſteigt. — Seine Stimme iſt verſchiedenlautig: wenn er einen Gegenſtand gewahr wird, der ihm nicht bekannt iſt oder vor dem er ſich fürchtet, wie z. B. eine Schlange, ein Krebs u. dgl., ſo ſtößt er, während er mit ſeinen Flügeln ſchlägt und den Schwanz ſchnell auf- und abbewegt, ein Geſchrei aus, das dem Krächzen der Raben ſehr ähnlich iſt. Wenn er auf einem Fenſter oder über der Hausthüre ſitzt, ſo ſchreit er die vorübergehenden, und noch mehr die ins Haus tretenden Fremden mit wahrhaft betäubendem Geſchrei an; wenn ihn aber dann ein Glied der Familie, und namentlich einer von Denen, die ſich ſeiner beſondern Gunſt erfreuen, ruft und anredet, ſo antwortet er mit einem kurzen, abgebrochenen, faſt zärtlichen Krächzen, welches faſt wie Kwe-kwe klingt. Außer dieſen Tönen, welche eine gewiſſe Bedeutung für ihn zu haben ſcheinen, hat er auch noch einen Geſang, den er hören läßt, wenn er ruhig ſitzt oder wenn er Mitleid erregen will; dies iſt beſonders dann der Fall, wenn er nicht in das Zimmer kommen kann, in welchem die Familie verſammelt iſt, was ihm das Allerunangenehmſte zu ſein ſcheint. Dieſer Geſang hat zwei Modulationen: die eine iſt gleichſam ein melodiſches Krächzen, ſchwächer und ſanfter als dasjenige, das er bei einer Anwandlung von Furcht hören läßt; die zweite iſt ein voll und angenehm tönendes Pfeifen, dem der Schwarzdroſſel ſehr ähnlich. Mit dieſem Tone hat er einen kleinen Marſch pfeifen gelernt, und zwar mit der größten Leichtigkeit. Höchſt bemerkenswerth iſt die zärtliche Liebe, die er für alle meine Angehörigen an den Tag legt; wenn einer derſelben ſich auf längere Zeit als gewöhnlich entfernt hat, ſo darf er bei ſeiner Rückkehr verſichert ſein, von meinem gefiederten Hausgenoſſen mit der Freude und Zärtlichkeit empfangen zu werden, die man nur von einem fühlenden Weſen erwarten ſollte: er läuft ihm mit halbausgebreiteten Flügeln entgegen, begrüßt ihn jubelnd mit zärtlichem Geſchrei und iſt nicht eher zufrieden, bis er ihm ſo nahe als möglich iſt. — Am frühen Morgen, mit Sonnenaufgang, verläßt er ſeine Ruheſtätte, und wenn er nicht alle Zugänge verſchloſſen findet, eilt er in das Zimmer einer ſeiner beſondern Lieblinge und ruft ihn zwei- oder dreimal; wenn aber dann jener nicht antwortet, ſo wird er ſtill und erwartet, unbeweglich auf dem Kopfkiſſen oder auf dem Stuhle

Digitized by Google

nahe bei dem Bette ſitzend, das Erwachen ſeines Herrn und Freundes. Sobald dieſer aber die Augen öffnet, iſt der zärtliche Vogel nicht mehr zu halten; er ſchreit, ſo laut er kann, und zeigt in ſeinen Bewegungen die Freude, die er über das Erwachen und die Geſellſchaft ſeines Wohlthäters empfindet. Von dieſer Zärtlichkeit des Vogels, welche ich eine Veredlung ſeines natürlichen Weſens nennen möchte, könnte ich die auffallendſten und zahlreichſten Beweiſe anführen. Übrigens behauptet die Alpenkrähe auch noch gegen Diejenigen, denen ſie ihre beſondere Zuneigung geſchenkt hat, eine gewiſſe Freiheit und läßt ſich nie ganz zum Sklaven machen; vielmehr ſträubt ſie ſich hartnäckig, wenn man ſie nöthigen oder gar zwingen will, etwas gegen ihre Neigung und Luſt zu thun. Auch iſt ſie nicht gegen Alle, noch zu jeder Zeit gleich befreundet und gefällig; ja einige Perſonen ſcheinen ihr dergeſtalt zuwider zu ſein, daß ſie dieſelben nicht ſehen kann, ohne ſich zu ſträuben und auf ſie loszuhacken, während ſie ſich von Andern ohne Widerſtand fangen und in den Händen halten läßt."

Wunder der Vegetation *).

Das Jahr 1834 war reich an merkwürdigen Erſcheinungen im Bereich der Pflanzenwelt, wovon wir einige hier mittheilen wollen. In dem Garten von Manderſtone, einem Landgute des Generallieutenants Sir W. Maitland, befindet ſich ein in voller Kraft ſtehender, rieſenhafter Aprikoſenbaum, der 61 Fuß 9 Zoll hoch, 14 Fuß 7 Zoll dick, und an dem Spalier, woran er gezogen iſt, einen Raum von 893 Quadratfuß bedeckt. Er trug im vergangenen Sommer gegen 14,000 Stück reife Aprikoſen, welche nach und nach abgenommen wurden. Der Baum iſt 46 Jahr alt und von ſchönem kräftigen Wuchs.

Der Gärtner Dutemple zu Valenciennes hat im vorigen Jahre von ſeinen Weinſtöcken zwei vollſtändige Leſen gehalten, die erſte im Juli, die zweite im October. Bei der erſten waren die Trauben außerordentlich ſchön und ſüß, bei der zweiten hatten ſie etwas durch Froſt gelitten. Dieſer Umſtand iſt um ſo merkwürdiger, da in gewöhnlichen Jahren die Trauben dort ſelten ganz reif werden.

Zu Dünkirchen aß man von einem Birnbaume erſter Ernte im Juli, zweiter Ernte im September reife Früchte. Die letzte Birne der erſten Ernte war am 26. Juli abgenommen, während man die erſte der zweiten Ernte ſchon am 1. September pflückte.

Auch in mehren Gegenden blühten einfache Blumen zum zweiten Male und dann gefüllt. Selbſt an den Ufern des Sees auf dem St.-Bernhardsberge, 40 Fuß unter dem Hoſpiz und 7640 Fuß über der Meeresfläche, fand man noch im Herbſt gefüllte Veilchen, von denen einige aus den Kelchen der einfachen hervorgewachſen waren.

In der ruſſiſchen Provinz Beſſarabien, am ſchwarzen Meere, empfing ein Gutsbeſitzer im Mai einige Weinſchößlinge, die im März aus Frankreich abgeſandt waren. Von dieſen Steckreiſern trugen einige im folgenden September bereits ſchöne Muskatellertrauben. Das Erſtaunenswürdigſte bei dieſer Fruchtbarkeit iſt, daß der kräftigſte unter dieſen neuen Weinſtöcken neun Reben getrieben hat, aus denen man im November ebenſo viele Abſenker machen konnte.

*) Man vergleiche hierbei den Aufſatz in Nr. 106 und 107 des Pfennig-Magazins: „Die Witterung des Jahrs 1834."

Hogarth's Werke.

4. Fleiß und Faulheit.

(Beſchluß aus Nr. 116.)

V.

Was uns nach dieſer Mord- und Schreckensſcene das folgende Blatt (das zehnte der ganzen Reihe) zeigt, iſt nicht minder ergreifend, obgleich beruhigender, denn wir ſehen hier das Ende der Miſſethat und die ſtrafende Hand der Gerechtigkeit. Während Thomas, der anfänglich freilich nur ein fauler Lehrburſche war, immer tiefer, von Verbrechen zu Verbrechen und von Elend zu Elend herabgeſunken iſt, verbeſſerte Gutkind, der fleißige Lehrburſche, ſein Loos von Tage zu Tage. Er erhob ſich vom Gehülfen ſeines Herrn zu deſſen Compagnon und Schwiegerſohn, erwarb ſich Vertrauen bei ſeinen Mitbürgern, ward zum Sheriff von London und zuletzt zum Alderman ernannt. Da ſitzt er nun eines Tages in ſeinem Amtszimmer, um Recht zu ſprechen und ein Angeklagter wird ihm vorgeführt, und dieſer Schuldbeladene iſt — Thomas Faulhans, einſt ſein Lehrgenoſſe. Mit tiefer Wehmuth wendet der Richter bei dieſer Wiedererkennung ſein Angeſicht von dem Verbrecher ab; er bedeckt mit der Linken die Augen, während die Rechte, gleichſam erſchlafft, niedergleitet. Aus der Geſtalt und Haltung Gutkind's ſpricht ein fühlendes Herz, das den Richter mehr adelt, als die goldene Kette, die an ſeiner Bruſt herabhängt.

Vor den Schranken ſehen wir die ganze Bande, die wir ſchon auf dem vorigen Blatte kennen lernten. Zunächſt dem Richter ſteht Thomas, mit dem Ausdrucke der fürchterlichſten Zerknirſchung in Stellung und Geberde. Das Geſtändniß jenes Mords, deſſen er angeklagt iſt, ſcheint ihm auf den Lippen zu ſchweben. Neben ihm ſteht wieder jener Einäugige. Hier tritt dieſer, um ſich ſelbſt noch für diesmal vom Galgen zu retten, als Zeuge gegen ſeinen Mordgeſellen auf, aber um doch ſein Heuchlergewiſſen nicht zu beflecken, ſchwört er mit der linken Hand auf die vorgehaltene Bibel, welches Der, der ihm den Eid abnimmt, nicht bemerkt, weil deſſen eigne Rechte beſchäftigt iſt, eine kleine Beſtechung in Empfang zu nehmen, die ihm das hinter ihm ſtehende Weib zuſteckt. Im Hintergrunde ſteht die weinende, unglückliche Mutter des Verbrechers, die den vor ihr ſtehenden Gerichtsdiener vergebens um Mitleid und um Verwendung anfleht. Das Geſicht dieſes Mannes iſt im höchſten Grade humoriſtiſch. Er verweiſt, um Lichtenberg's Worte zu gebrauchen, die jammernde Mutter ex officio zur Ruhe. Ein wichtigeres Geſicht kann nicht leicht Einer machen, der weiter kein Anſehen in der Welt hat, als was er ſich nebenbei ſelbſt macht. Dieſes Blatt führt zwei Unterſchriften: Zur Linken ſteht: „Die Heiden ſind verſunken in der Grube, die ſie zugerichtet hatten", und zur Rechten: „Ihr ſollt nicht Unrecht handeln im Gericht".

Mit dieſem Blatte beſchließen wir nun dieſe Reihe von Darſtellungen, denn was ſich nun noch mit den beiden ehemaligen Kameraden begibt, iſt ſchon in der Einleitung zu dieſem Doppelleben angeführt worden. Das elfte Blatt ſtellt dar, wie über Thomas, nachdem er ſelbſt von dem mildeſten aber doch gerechten Richter der Strenge der Geſetze nicht hat entzogen werden können, das Schuldig ausgeſprochen worden iſt. Auf einem Karren ſitzend, mit dem Rücken an ſeinen Sarg gelehnt, befindet er ſich nun auf dem Wege zum Galgen, auf welchem alſo jener Schiffer, der ihn nach einem andern Welttheil beförderte, nicht mit Unrecht hin-

Digitized by Google

gedeutet hat. Dem Verbrecher gegenüber ſitzt ein Geiſtlicher, den Zeigefinger ermahnend und drohend gegen ihn aufhebend. Die Todesangſt auf dem Geſichte des Verbrechers iſt meiſterhaft ausgedrückt, und könnte wol Manchem, der auf ähnlichen Wegen wie Thomas wandelt, zum abſchreckenden Beiſpiel dienen. Außerdem fehlt es auf dieſem Bilde nicht an ernſten, eindringlichen, aber auch ſatiriſchen Zügen, welche zur Schilderung jenes Auswurfs der Menſchheit dienen, der ſich kein Gewiſſen daraus macht, ſelbſt noch im Angeſicht des Galgens Verbrechen zu begehen. Auch die unglückliche Mutter des Verurtheilten erſcheint nochmals auf dieſem Bilde mit einem Karren, auf welchem ſie nach engliſcher Sitte den Leichnam des Hingerichteten wegführen will, als den einzigen Liebesdienſt, den ſie ihm noch erzeigen kann, da, wenn ſie dies nicht thut, er der Anatomie verfällt, was noch jetzt, aber ehemals beſonders, dem engliſchen Volke als das Schrecklichſte erſchien. Sehr charakteriſtiſch ſind die dieſes Blatt umgebenden Randverzierungen, Todtengerippe und der Spruch: „Wenn über Euch kommt wie ein Sturm, das ihr fürchtet, und euer Unfall als ein Wetter, wenn über Euch Angſt und Noth kommt, dann werden ſie mich rufen und ich werde nicht antworten, ſie werden mich frühe ſuchen und nicht finden."

Wenn wir uns nun von dieſem ſchauerlichen Ende des Thomas, das leider vorauszuſehen war, mit Abſcheu und Mitleid abwenden, ſo verweilen wir dagegen um ſo lieber bei dem letzten Begegniß Gutkind's, das uns Hogarth als Schlußſtein des Ganzen vorführt. Gutkind iſt Lordmayor von London geworden, und das zwölfte Blatt ſtellt den pomphaften Aufzug vor, der ihm zu Ehren gehalten wird. Gutkind ſitzt, ſeiner neuen Würde gemäß gekleidet, im Staatswagen und fährt durch die Straßen von London, nach ſeiner Amtswohnung. Jubel, Bewunderung, Anerkennung des Verdienſtes, Freude über den Mann, der es durch ſeine Tugend und Thätigkeit ſo weit gebracht, drücken ſich auf den Geſichtern der Zuſchauer aus. Dafür hat ſich aber auch Hogarth bei dieſer Gelegenheit manchen Scherz erlaubt, und iſt ein wenig über die gute Stadtmiliz von London hergefallen. Er ſchildert nämlich in den Soldaten, welche den Staatswagen des Lordmayors begleiten, eine wahre Invalidenlegion. Sie können ſich ſämmtlich kaum auf den Beinen halten, und der Wunſch: „Ich wollte es wäre Schlafenszeit, und Alles wär' aus" ſcheint jedem auf der Lippe zu ſchweben. Der Eine taumelt vor Alterſchwäche unter dem Gewehr, dem Andern geht die Büchſe gar aus Verſehen los, und jagt ihm ſelbſt den größten Schrecken ein; ein Dritter hat ſich im Wirthshauſe verſpätet und iſt im Begriff, ſich der Heldenſchar in einem Zuſtande anzuſchließen, wo es beſſer wäre, wenn er ſich zu Bett legte. Dieſem Schlußgemälde iſt ein paſſender Spruch beigegeben: „Langes Leben iſt zu der Guten rechten Hand, und Ehre und Reichthum zu ihrer Linken." Dieſe Worte bezeichnen das mit Ruhm, Glück und Zufriedenheit gekrönte Verdienſt einfach und wahr, und enthalten zugleich für den Beſchauer dieſer ſo inhaltreichen und in moraliſcher Hinſicht ſo nachdrücklich zum Herzen und Verſtande redenden Gemäldereihe eine verheißende Ermahnung, dem wackern Gutkind in Leben und Wirken ähnlich zu werden.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

118.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juli 4, 1835.

Die alte Frau nach Waldmüller von Höfel.

In vorſtehender Darſtellung geben wir unſern Leſern einen Holzſchnitt, der wol ſchwerlich von irgend einem deutſchen oder engliſchen Holzſchnitte in irgend einer Art übertroffen wird. Dieſes ausgezeichnete Blatt iſt nach einem Originalgemälde des Malers Waldmüller vom Profeſſor Blaſius Höfel in Wiener-Neuſtadt gearbeitet. Wir werden in einem Aufſatze über die Holzſchneidekunſt auf dieſes Blatt wieder zurückkommen.

Digitized by Google

Gemälde von London.

Die Hauptſtadt der Handelswelt, das unermeßliche London mit ſeinen ungeheuern Hülfsquellen und Mitteln, der Mittelpunkt der europäiſchen Induſtrie und aller Verbindung zwiſchen den verſchiedenen und entlegenſten Theilen der Erde; dieſe Stadt, mit deren Reichthümern verglichen Babylon, Tyrus und Bagdad nur ärmliche Prachtſitze waren und die größer iſt als Rom zur Zeit ſeiner Weltherrſchaft, die an Einwohnerzahl einige europäiſche Königreiche übertrifft; dieſer Sitz unermeßlicher Reichthümer und der tiefſten Armuth, der üppigſten Schwelgerei und des grellſten menſchlichen Elends, welches von Verworfenheit lebt; dieſe Welt im Kleinen mit einem Wort, wo Alles angetroffen wird, was die Welt überhaupt nur darbietet, verdient in unſern Blättern wol eine überſichtliche und doch umfaſſende Darſtellung. Wir wollen die Stadt London — ihre Inſtitute — ihre Sitte und Geſellſchaft — kurz darſtellen.

* * *

Der Urſprung und das Alter Londons iſt in Dunkel gehüllt. Cäſar gedenkt der Stadt bereits als eines alten Sitzes der Briten. Dem Namen London gibt man einen doppelten Urſprung, indem man ihn von dem celtiſchen Llong-din (Schiffſtadt) oder beſſer noch Llyn-din (Stadt am See) ableitet, da der breite Waſſerſpiegel der Themſe wol als ein See bezeichnet werden möchte. Zuerſt erwähnt der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus ihrer als Londinium bei Gelegenheit des Abfalls der Königin Boadicea im J. 61, und ihr Umfang unter den Römern ſcheint ſich etwa eine Viertelſtunde längs dem nördlichen Ufer der Themſe ausgedehnt zu haben. Konſtantin oder Theodoſius umgab ſie mit Mauern, 22 Fuß hoch, und mit 15 Thürmen, von denen noch Reſte zu ſehen ſind. Unter dem angelſächſiſchen Könige Egbert war London ſo emporgewachſen, daß im Jahre 833 hier eine Volksverſammlung gehalten ward; 884 begründete König Alfred die Gemeindeverfaſſung der Stadt; 1066 beſetzte ſie Wilhelm der Eroberer, und ſeitdem erſt kann London als die Hauptſtadt Englands angeſehen werden. Im J. 1258 ſtarben ſchon in London 20,000 Menſchen Hungers, 1348 aber 30,000 an der Peſt; 1542 begann man die Straßen zu pflaſtern, aber noch unter der Königin Eliſabeth beſchränkte ſich jedoch ihr Umfang auf die Altſtadt (City) und dieſe beſtand zum Theil noch aus Gärten. Im Kriege mit Spanien ſtellte London ein Heer von 20,000 Mann und 38 Kriegsſchiffe. Während des Bürgerkriegs im 17. Jahrhundert umgab man die Stadt mit Feſtungswerken, die ſeitdem aber gänzlich verſchwunden ſind. Der große Brand von 1666 verheerte 400 Straßen mit 13,200 Häuſern der City, die ſeit dieſer Zeit geſünder und regelmäßiger wieder aufgebaut wurde; zugleich verſchwand die Peſt auf immer, welcher noch ein Jahr vorher 68,000 Menſchen als Opfer gefallen waren. Seit dieſer Zeit wuchs London nach allen Richtungen hin. Zu Ende des 17. Jahrhunderts zählte London kaum die Hälfte der jetzigen Einwohnerzahl und nahm etwa den dritten Theil ſeines heutigen Umfangs ein; 1801 hatte es 900,000, 1812 aber 1,050,000 Einwohner und gegenwärtig 1,500,000, worunter ſtets an 50,000 Fremde. Die ſchönſten Anſichtspunkte für die Stadt gewähren an den wenigen ganz heitern Tagen, welche London zählt, die Hampſtead-Haide im Weſten, Greenwich und Puttney im Oſten, vor allen aber der Primroſe-Hügel im Norden der Stadt. Von hier aus geſehen, ſteigen die Thurmſpitzen der 500 Kirchen und des Tower, vermiſcht mit den Maſten von mehr als 1000 Seeſchiffen, welche in ihren Häfen und Docks liegen, maleriſch über die Nebelflut empor, welche die Häuſermaſſen faſt immer bedeckt und die das Auge ſelbſt am heiterſten Sonnentage nie ganz durchdringt, und der ungeheure Park, welcher London ſüdwärts und weſtwärts umſchließt, begrenzt das Bild mit ſeinen dichten grünen Schatten. Nicht minder großartig erſcheint London von dem Mittelpunkte ſeiner Brücken betrachtet. Zwar fehlen hier die gewühlvollen Quais, welche die Flußanſichten von Paris ſo reizend machen; aber das Bild erſetzt durch Größe, was ihm in Vergleichung mit der Anſicht vom Pont des arts in Paris an Reiz und Abwechſelung fehlen mag, und die kühne Überwölbung eines Flußſpiegels von 1250 Fuß Breite durch ſechs Brücken ſchließt ſelbſt jede Vergleichung dieſer verſchiedenen Gemälde unter ſich aus.

London liegt etwa 14 M. von der Seeküſte an der Themſe, welche noch weiter hinauf Ebbe und Flut hat, auf einer ſanften Anhöhe an der Nordſeite des Fluſſes und mit dem kleinern Theile an deſſen Südſeite, auf einem lehmigen Sandboden, der, überall an Ziegelerde reich, den ſchnellen Anwuchs der Stadt ſehr begünſtigt hat. Das Klima iſt mild und geſund. Die Themſe, im Durchſchnitt 1250 Fuß breit und etwa 12 Fuß tief, gewährt der Stadt nicht nur alle Hülfsmittel einer Seeſtadt, da ſie die größten Seeſchiffe zu ihr hinaufführt, ſondern ſie hat im Ganzen genommen auch ihre Geſtalt und ihre Bauart beſtimmt. Am nördlichen Ufer (Middleſex) folgen die Straßen der Stadt der Biegung des Fluſſes amphitheatraliſch von Oſten nach Weſten. Das ſüdliche Ufer (Surrey), urſprünglich ein Sumpf, iſt flach und ſtellt eine Häuſermaſſe von etwa $1\frac{1}{2}$ M. in der Länge, von Deptford bis Vauxhall, dar. Da London weder Mauern noch Thore, noch irgend ein anderes Begrenzungszeichen hat und nur nach Kirchſpielen ſich eintheilt, ſo iſt es ſchwer, ſeine Ausdehnung und ſeine Bevölkerung genau anzugeben. Die drei Städte, welche London bilden, und die Vorſtädte, ſonſt Dörfer, die man jetzt dazu rechnet, nehmen jedoch von Knightsbridge bis Poplar eine Ausdehnung von mehr als anderthalb Meilen in der Länge und von Newington-butts bis Islington eine Breite von einer Meile ein; der Umfang nach dieſen Durchſchnittslinien beträgt faſt ſieben Meilen. Streng genommen beſteht London aus einer Stadt (London), einem Marktflecken, Weſtminſter, einem Burgflecken, Southwark, und 45 Dörfern, die nach und nach darin aufgingen.

Unabhängig von dieſer politiſchen Eintheilung zerfällt London in ſittlicher und geſellſchaftlicher Beziehung gleichſam in fünf verſchiedene Städte. Das Weſtende der Stadt, aus den ſchönſten Plätzen und Straßen beſtehend, iſt die Reſidenz des Hofes, des Adels, der Sitz der geſellſchaftlichen Verfeinerung, der Pracht, des Reichthums, der eleganteſten Läden, kurz die Hauptſtadt der Mode und des Glanzes. Die City (eigentliche Stadt London) iſt der Mittelpunkt der Handelswelt, der Geſchäfte aller Art, der Geldmarkt, die Reſidenz der großen Kaufherren, der ſtädtiſchen Behörden und der Magazine. Das Oſtende der Stadt und ſeine Bewohner widmen ihr Leben dem Handel. Hier ſind die Schiffswerfte, die ungeheuern Docks und Waarenlager jeder Art; hier iſt die Reſidenz der Matroſen und der Gauner, das Nachtlager der Sünde

Digitized by Google

in unerleuchteten Gaſſen. Southwark, am Süduſer der Themſe, gleicht einigermaßen dem öſtlichen Stadttheile, vorzüglich aber iſt es der Sitz der Manufacturen und Fabriken. Auch minder zarten Nerven ſind der üble Geruch, der Rauch und das Getöſe dieſes Stadttheils nichts weniger als angenehm. In Weſtminſter ſind die Sitze der geſetzgebenden Behörden, die hohen Gerichtshöfe, die Wohnungen der Hofleute, der Gelehrten und Beamten. Zu dieſen tritt in neueſter Zeit eine ſechſte Stadt, im Norden von Holborn und im Süden von Summerstown, hinzu, die Viertel von Paddington und Mary=le=Bone, eine Stadt, faſt ganz aus Paläſten beſtehend, auf Speculation erbaut und zum Theil noch unbewohnt, nebſt Sommerſitzen reicherer Bürger, die in der ſchönen Jahreszeit die Stadt verlaſſen. Staunenswerth iſt das ſchnelle Anwachſen der Stadt ſeit dem Frieden von 1815, und noch jetzt erinnern ſich Viele der glänzenden Stadttheile von Vincent=Square, Ruſſel= und Brunswick=Square als eines Sumpfes oder als Kornfelder. Der heutige Mittelpunkt der Stadt, Charing=Croſſ, war vor hundert Jahren ein Dorf, Charing.

London zählt jetzt 8191 Straßen, zum Theil von ſehr bedeutender Länge, 75 große Plätze (Squares), 34 Märkte, 500 Kirchen (deren unter Georg I. 50 auf einmal gebaut wurden), 95 Armenhäuſer, 24 Hoſpitäler, 4100 Erziehungsanſtalten, 1000 Buch= und Muſikhandlungen, 180 Druckereien, 9000 Kaffee= und Gaſthäuſer, 5210 Bierbrauereien und gegen 250,000 Häuſer. Auf der Nordſeite theilt ſich dieſe Häuſermaſſe in drei große Gruppen. Die erſte derſelben ſchließt, von St.=James' Palaſt an, Pallmall, den Strand, Fleetſtreet, St.=Paul, Watting, Cannonſtreet, Eaſtcheap und den Tower ein. Alle Querſtraßen, die von dieſer langen Häuſerreihe zum Fluſſe hinabführen, ſind kurz. Nördlich von dieſer Linie bildet die große Oxfordſtraße, Holborn, Skinnerſtreet, Newgate, Cheapſide, Cornhill, Leadenhall und Whitechapel eine zweite äußere Linie, faſt ſchnurgrade, anderthalb Meilen lang und in keinem Theile von der innern Linie weit entlegen, da alle Querſtraßen zwiſchen beiden auch nur kurz ſind. Über dieſen beiden Parallellinien dehnen ſich gegen Norden längere Querſtraßen ins Freie hin aus. Weniger regelmäßig zeigen ſich die Surreyſeite und das Oſtende. Die längſte Straße Londons iſt Commercial Road, 5280 Ellen lang. Dann folgt die ſchöne und ſchnurgrade, mit Trottoirs eingefaßte Oxfordſtraße von 2304 Ellen. Eine der ſchönſten iſt Regent'sſtreet. Das Pflaſter Londons, zum größten Theil aus Quadern beſtehend und faſt durchgängig mit erhöhten Fußſteigen von ſchottiſchem Granit, iſt ungemein ſchön. Dieſe Sonderung der Pfade für Fußgänger von den Fahrwegen erſcheint als ein dringendes Bedürfniß in den Stadtvierteln, welche, wie der Strand, Bondſtreet und die City, einem ſtets gewühlvollen Markte gleichen und wo die Fußgänger ohne Zwiſchenraum ſich Fuß an Fuß folgen, ſodaß man von einem Fremden erzählt, der einen ganzen Tag an der Ecke von Bondſtreet ſtillſtand, um das Ende des Auflaufs abzuwarten. Faſt alle Straßen ſind jetzt mit Gas erleuchtet, und zwar in ſehr freigebigem Maße. Bei allen dieſen Vorzügen jedoch wird der an die ſtille Pracht der ſchönen Städte Italiens, Florenz, Piſa, Rom, Venedig, gewöhnte Geiſt ſich ſchwer entſchließen, London eine ſchöne Stadt zu nennen. Die vorherrſchende Einförmigkeit unabſehbarer Reihen von Häuſern, aus Ziegeln erbaut, nach *einem* Plan angelegt, ohne Abputz und Verzierung, und jedes dem andern ziemlich gleich, kann den Eindruck der Schönheit nicht geben. Die Mehrzahl dieſer Häuſer, dreiſtöckig, unten in Läden ſich öffnend, ſchmal, nur drei, höchſtens vier Fenſter breit, mit verſtecktem Dach, zuweilen mit einem ſchmalen Balcon, zur Gewinnung eines hier ſtets kargen Lichtes faſt ganz aus Fenſterſcheiben beſtehend, wie ſie die City, der Strand und die Themſeſtraßen darſtellen, hat keinen Anſpruch auf Schönheit oder Dauer; ja ſie ſcheint wie abſichtlich nur für ein Menſchenalter gebaut. Nicht das Ganze, ſondern nur das Einzelne unter den Gebäuden Londons kann daher ſchön ſein, und ſolche einzelne, anziehende, von Quadern und im großen Styl erbaute Paläſte, Kirchen u. ſ. w. finden ſich allerdings viele in London. Bequemlichkeit iſt überhaupt, nicht eben Schönheit, der Zielpunkt der engliſchen Bauherren und Baumeiſter, und bequemer als in einem römiſchen Palaſte, oder ſelbſt in einem franzöſiſchen Staatsgebäude, wohnt es ſich allerdings in einem londoner Bürgerhauſe. An äußerm Glanze ſind die Läden Londons unvergleichlich und die von Paris dagegen nur ärmlich und klein. Am glänzendſten zeigt ſich London dem erſtaunten Auge Abends, wenn alle Läden glänzend, faſt feenhaft erleuchtet ſind, prachtvolle Wagen ihre Beſitzer zu den eröffneten Geſellſchaftsſälen bringen, mehre hundert öffentliche Wagen aller Art aus den innern Theilen der Stadt nach geſchloſſenen Geſchäften, meiſt mit vier ſchönen Roſſen beſpannt, dahinjagen und auf den Trottoirs des Strandes die ſchöne Welt auf= und abwogt. Eine unabſehbare Kette ſchwebender Feuer erleuchtet dann die langen und gewühlvollen Straßen; hier ſtellen von Licht ſtrahlende Kaufläden ihre Pracht aus; dort ſpiegelt der in große Flaſchen gefüllte, purpurfarbig, violett und blau gefärbte Spiritus vor den Fenſtern der Apothekerläden ſeinen Wiederſchein weithin auf dem Pflaſter ab, und in der Luft erheben ſich gleich, ebenſo vielen Leuchtthürmen, die erleuchteten Kuppeln und Zifferblätter der Kirchen. Das Gewühl, das Rufen, der Lärm der Volksmenge, das Geräuſch ſo vieler Kutſchen und Caroſſen, die gellende Stimme der Ausrufer, der Balladenſänger, der Ton ihrer Inſtrumente, ein nie endendes Glockengeläute dazwiſchen und dieſe wogende Bewegung durch dieſe nächtliche Pracht: all dies betäubt und entzückt uns wie eine Erſcheinung aus der Märchenwelt. Verlaſſen wir London plötzlich mit dieſem Eindruck in der Seele, ſo erſcheint uns Alles, wohin wir auch verſetzt würden, klein, ärmlich und gering. Stellen wir dieſem glanzvollen Bilde jedoch ſogleich ſeine Kehrſeite gegenüber.

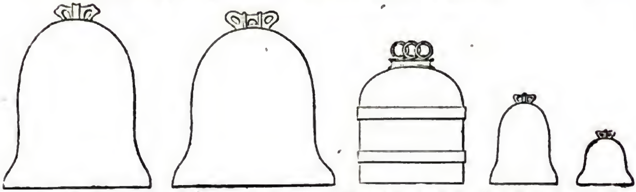
(Fortſetzung folgt in Nr. 119.)

Die Glocken.

Den Urſprung der Glocken muß man im hohen Alterthume ſuchen, denn von kleinen Glocken oder Schellen lieſt man ſchon im Alten Teſtamente. So trug z. B. der jüdiſche Hoheprieſter an Feſttagen ein mit goldenen Glöckchen geſchmücktes Gewand; die kleinen Glocken gaben das Muſter zu größern und Glocken von nicht unbedeutender Größe hatten auch ſchon die alten Römer; aber von Glocken, beſtimmt zu gottesdienſtlichem Gebrauche, findet man damals noch keine Spur. Noch im 5. und 6. Jahrhunderte wurden die chriſtlichen Gemeinden, nach alter jüdiſcher Weiſe, durch Trompeten oder durch Schlagen an Breter zum Tempel gerufen, und in Klöſtern ging, beſonders zur Nachtzeit,

Digitized by Google

Die große Glocke auf dem Iwan Weliki zu Moskau.



Der Bolſhoi. Der Kolokol. Große Glocke in Peking. Die Suſanna zu Erfurt. Der Tom zu Oxford.

ein Mönch oder eine Nonne umher und verkündigte die Betſtunden durch Anſchlagen an die Zellen mittels eines hölzernen Hammers. Kirchenglocken in unſerm Sinne finden wir zuerſt im 7. Jahrhunderte in Italien, und in der campaniſchen Stadt Nola goß man die erſten großen ſchön klingenden Glocken. Von Italien aus erhielt auch im Jahre 872 der griechiſche Kaiſer Michael zwölf große Glocken, die er im Thurme der Sophienkirche zu Konſtantinopel aufhängen ließ, als aber die Türken 1453 dieſe Stadt eroberten, entfernten ſie ſolche wieder; denn die Türken bedienen ſich der Glocken nicht, ſondern verſammeln die Gläubigen zum Gebet durch Anſchlagen an Breter und durch den Ruf von hohen Thürmen. In der abendländiſchen Kirche findet man die erſten Glocken in den Klöſtern, doch ahmten dieſen Gebrauch bald auch andere Kirchen nach, denn es wird z. B. erzählt, daß, als König Chlotar von Frankreich 659 Orleans belagern wollte und der dortige Biſchof die Glocken der St.-Stephanskirche läuten ließ, des Königs Kriegsvolk über das unbekannte Getöſe ſo erſchrocken ſei, daß es eilig die Flucht ergriffen habe. Als man mit der Zeit in allen chriſtlichen Kirchen Glocken einführte, waren metallene für arme Kirchen oft zu koſtſpielig, und man gebrauchte hier und da gebrannte Thonglocken. Dagegen findet man noch jetzt in manchen Kathedralkirchen ſilberne, oder doch ſolche, deren Metall viel Silber enthält, in China eherne, in Abyſſinien ſteinerne, in Pegu meſſingene, und in einigen katholiſchen Kirchen läutete man in der Marterwoche mit hölzernen Glocken. In neuern Zeiten hat man hier und da ſtatt der eigentlichen Glocken große Triangel eingeführt, die durch Anſchlagen einen weithin ſchallenden Ton geben. Auch der Zweck der Glocken blieb nicht immer blos das Zuſammenrufen der Gemeinden zum Gottesdienſte, ſondern es gab Ehren- und Schand-, Wetter- und Sturm-, Feierabend- und Betglocken. Mit der Ehrenglocke wurde z. B. in Klöſtern der Abt bewillkommt; mit der Schandglocke läutete man Friedensſtörer und excommunicirte Verbrecher aus dem Lande, und beſondere Wetter- und Sturmglocken findet man

Digitized by Google

häufig, und eine der größten iſt der 11,000 Pfund ſchwere Roland zu Gent, mit der Umſchrift:

Roland, Roland! als ich klappe denn is Brand!
Als ich lüe, denn is Orlog (Krieg) in Flanderland!

Reiche Kirchen haben von jeher in der Größe der Glocken miteinander gewetteifert und es überſteigt faſt allen Glauben, welche ungeheure Metallmaſſen man mitunter auf Thürme gehangen hat. Das gegenſeitige Verhältniß der größten Glocken in Europa in Hinſicht auf Umfang, Höhe und Durchmeſſer enthält in genauen Umriſſen unſere Abbildung. Die größte Glocke Deutſchlands auf der St.-Stephanskirche zu Wien wiegt 354 und mit Klöppel, Helm und Eiſenwerk 514 Centner. Berühmt ihrer Größe und ihres Alters wegen iſt auch die in dem Dome zu Erfurt; ſie wiegt 276 Centner und wurde 1497 gegoſſen, nachdem ihre Vorgängerin, die bedeutend ſchwerere Suſanna, bei einem Brande 1472 geſchmolzen war. Auch außer Deutſchland findet man Glocken von ungeheurem Gewichte, beſonders in Frankreich, der Schweiz und in Italien, weniger in England; denn der berühmte große Thomas zu Orford, eine der größten Glocken Englands, wiegt nur 150 Centner. Die größten Glocken aber gibt es in Rußland. In Moskau zählte man vor dem Brande von 1812 nicht weniger als 1706 Glocken. Viele derſelben gingen damals zu Grunde, zerſprangen oder ſchmolzen, die meiſten aber prangen ſeitdem wieder auf den Thürmen der alten Hauptſtadt, und die größte von ihnen, 1819 gegoſſen, hängt auf dem Iwan Weliki, dem höchſten Thurme Moskaus; ſie wiegt 1000 Centner und wird vorzugsweiſe Bolſhoi, d. i. die Große, genannt. Unmöglich wäre es, eine ſolche Laſt in Schwung zu bringen, allein die Ruſſen läuten überhaupt nicht mit Bewegung der ganzen Glocke, ſondern blos durch Anſchlagen des Klöppels, wie die Abbildung zeigt, aber deſſenungeachtet erſchallt, wenn dieſe Glocke ertönt, über ganz Moskau ein dumpfes Getöſe, gleich dem fernen Rollen des Donners. Eine noch weit größere und überhaupt wol die größte Glocke der Erde, liegt am Fuße jenes Thurmes, von welchem wir in Nr. 61 des Pfennig-Magazins ſchon ausführlich geſprochen haben.

Auch in China gibt es Glocken von anſehnlicher Größe und von hohem Alter, ſo zu Peking eine eiſerne, 125,000 Pfund ſchwer und 14½ Fuß hoch, welche der Kaiſer Yong-lo gießen ließ, als er 1403 ſeine Reſidenz von Nanking hierher verlegte. Sie iſt, wie die Abbildung zeigt, anders geſtaltet als unſere Glocken. Dieſelbe Form haben überhaupt alle chineſiſchen Glocken, dabei nur hölzerne Klöppel und ſind oben durchbohrt, was, wie die Chineſen glauben, den Schall verſtärken ſoll.

Der Gebrauch, die Glocken zu taufen, ſchreibt ſich aus dem 9. Jahrhunderte her, wurde aber ſchon von Karl dem Großen ſtreng verboten. In der dabei üblichen feierlichen Taufe wuſch man die Glocke mit Weihwaſſer, ſalbte ſie mit geweihtem Öle, ſprach den Exorcismus über ſie aus, lud zur Weihe oft an 300 Taufzeugen ein, gab ihr einen Namen, räucherte und ſegnete ſie ein, ſchmückte ſie mit Tüchern, Binden und Blumen und zog ſie ſo auf den Thurm hinauf.

Der Brocken.

Das Brockenhaus.

Der Brocken, auch wol Blocksberg genannt, von deſſen Gipfel und dem Wirthshauſe wir hier eine Abbildung mittheilen, bildet den höchſten Punkt des Harzgebirges und überhaupt des nordweſtlichen Deutſchlands. Der Harz iſt ein freiſtehendes Maſſengebirge, welches durch das Eichsfeld mit dem Thüringerwalde verbunden iſt und von Nordweſt nach Südoſt in einer Länge von 13 Meilen ſich zieht. Es beſteht im Allgemeinen aus Grauwacke und Thonſchiefer, iſt von einigen tiefen Thälern durchſchnitten, aus welchen ſich die Granitpar-

Digitized by Google

ken des Brockengebirges und des Ramberges erheben. Der nordweſtliche Theil des Gebirges heißt der Oberharz, und iſt der höchſte, der ſüdliche Theil, der größere, wird der Unterharz genannt. Der Ramberg bildet den höchſten Punkt im öſtlichen Harz, liegt über 1900 Fuß über der Meeresfläche, hat einen hohen hölzernen Thurm auf ſeinem ſanft abgerundeten Gipfel und gewährt einen der ſchönſten Ausſichtspunkte des Harzes. Er liegt ganz in der Nähe des Alexisbades.

Das Brockengebirge hat eine auf der Längenerſtreckung des Harzes faſt ſenkrecht ſtehende Richtung und beſteht im Allgemeinen aus Granit. Der höchſte Punkt iſt der Brocken; er liegt gegen 3500 Fuß über der Meeresfläche. Seine höchſten Nachbarn ſind die Heinrichshöhe, der Königsberg, der Wormberg und die Achtermannshöhe, welche beide letztere kegelförmige Gipfel haben und durch ihre Form an Vulkane erinnern. Alle dieſe Berge ſind nicht unter 2600 Fuß hoch. Die nächſten Umgebungen des Brockens zeigen einen ſehr öden und wilden Charakter. Auf dem ſteilen, meiſt mit ſteifen Gräſern, Binſen und Moos bedeckten Boden liegen große Granitblöcke zerſtreut; weiter niederwärts liegen Torfmoore mit einzelnen niedrigen und verkrüppelten Fichten; der eigentliche Baumwuchs beginnt erſt weit tiefer.

Auf dem Gipfel des Brockens liegt das Wirthshaus, wahrſcheinlich in Deutſchland der höchſte auch im Winter bewohnte Punkt. Es wurde, wie es jetzt iſt, im Jahre 1800 von dem Grafen von Wernigerode, dem Grundherrn des Brockens, mit nicht unbedeutenden Koſten erbaut. Seine Vorderſeite iſt grade nach Morgen gekehrt. Es iſt aus Stein erbaut, hat fünf Fuß dicke Mauern und enthält außer der Wohnung des Wirths einen Saal, ein allgemeines Gaſtzimmer und acht Wohnzimmer; in dem hölzernen Nebengebäude im Vordergrunde des Bildes ſind auch noch drei Wohnzimmer befindlich. Der Thurm in der Mitte des Gebäudes iſt, da er ſehr baufällig war und einzuſtürzen drohte, im Herbſte 1834 abgetragen worden, und es wird nicht weit vom Hauſe ein ähnlicher im Laufe dieſes Sommers erbaut werden. Der Thurm war oben offen und gewährte eine ungehinderte Fernſicht. Man findet in dem Hauſe ein bequemes und billiges Unterkommen; darf aber natürlich weder Leckerbiſſen noch Prunkgemächer erwarten. Jährlich wird daſſelbe von 12—1500 Reiſenden beſucht, die meiſt alle darin übernachten.

Die Umſicht vom Brocken iſt großartig und ausgebreitet, ja für das Auge unermeßlich, da aber der Brocken auf allen Seiten von Vorbergen umgeben iſt, ſo erblickt man keine maleriſchen Landſchaften von demſelben, indem die anmuthigen Gegenden des Harzes alle zu entfernt von dem Beobachter ſind und zu klein erſcheinen. Aber über Alles um ſich her erhaben ſtehend, ringsum durch nichts im Sehen gehindert, überblickt man eine ungeheure Fläche Land und bedeutende Maſſen von Gebirgen, die gleich einer Landkarte ausgebreitet liegen, ein ſehr großartiges Panorama bildend, und der Reiſende wird für die Mühe des Erſteigens hinlänglich belohnt. Nur muß der Beſuchende durch gutes Wetter begünſtigt werden, welches freilich nicht immer der Fall iſt, denn bei der Unbeſtändigkeit des Gebirgsklimas geſchieht es häufig, daß man oben, ſtatt einen heitern Himmel zu finden, in ein Wolkenmeer gelangt und wenig oder gar nichts ſieht. Ein ungetrübter Sonnenaufgang und Sonnenuntergang gehört zu den ſeltenern Genüſſen; ein Gewitter, gewöhnlich unter dem Beobachter, oder eine klare Vollmondsnacht zu den noch ſeltenern.

Der Botaniker findet auf dem Brocken manche ſeltene Pflanzen, beſonders Kryptogamen und Alpenpflanzen; den Geologen werden die vielen einzelnen, zum Theil bedeutend großen Granitblöcke intereſſiren, die auf dem Berge zerſtreut liegen, hin und wieder groteske Felspartien bilden und an einigen Punkten des nördlichen Abhanges ſo übereinander gehäuft ſind, daß man gar kein feſt anſtehendes Geſtein findet. Von dieſen Bruchſtücken oder Brocken einer wahrſcheinlich früher größern und im Verlaufe von Jahrtauſenden zerſtörten Gebirgsmaſſe, iſt der Name des Berges entlehnt. An dem Berge, ſelbſt ſchon 18—20 Fuß unterhalb des Hauſes, ſind zahlreiche Quellen, die mehren Gebirgsſtrömen ihren Urſprung geben.

Unter den mancherlei Wegen, die zur Brockenſpitze führen, ſind beſonders drei bemerkenswerth: 1) Der von Elbingerode über Elend und Schierke führende kann bis zu dem letztern Orte ſehr bequem befahren werden; von Schierke bis zum Brockenhauſe, zwei Stunden weit, muß man aber gehen; 2) von Wernigerode über Pleſſenburg, der bequemſte Weg zum Fahren; 3) von Ilſenburg über den Ilſenſtein, längs dem Ilſeflüßchen, durch das Schneeloch. Dieſer Weg, der intereſſanteſte von allen, kann theilweiſe auch befahren werden, allein um alle Naturſchönheiten zu genießen, um die von der Ilſe gebildeten Waſſerfälle um die wilde Gegend des Schneeloches zu ſehen, muß man den fünf Stunden langen Weg zu Fuß machen.

Die über ganz Deutſchland verbreitete Volksſage, daß es in der Nacht des 1. Mai auf dem Brocken ſpuke und alle Hexen ſich hier verſammelten und auf Miſtgabeln, Beſen und dergl. hergeritten kämen, um auf dem Blocksberge zu tanzen, rührt wol daher, daß zur Heidenzeit ein Götzenbild auf der Höhe des Berges ſtand, welchem in der Mainacht Opfer gebracht wurden, wobei mit Feuerbränden in der Hand um das Bild herumgeſprungen wurde. Mehre der oben erwähnten Granitblöcke führen daher auch noch die Namen Teufelskanzel, Hexentanzplatz u. ſ. w., da nach Einführung des Chriſtenthums jener Götzendienſt als dem Teufel zu Ehren gefeiert angeſehen wurde.

Der Goldfiſch.

China iſt das Vaterland des Goldfiſches (Cyprinus auratus), der zum Karpfengeſchlechte gehört. Er wird dort häufig in den Flüſſen gefunden. Die chineſiſchen Frauen finden eine angenehme Unterhaltung darin, Goldfiſche in gläſernen oder porzellanenen Gefäßen aufzubewahren. So zart ſie auch ſind und ſchwer zu transportiren, ſo hat man ſie doch ſchon lange in Europa eingeführt, z. B. in England gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Man kann ſie aber bei uns nur in Teichen und kleinen Waſſerbehältern halten, in Flüſſen findet man ſie in Europa nicht. Selbſt die geringſte Strömung in einem ſtehenden Waſſer iſt ihnen nachtheilig. Sie laichen ſelten vor dem Mai, nie ſpäter als im Julius, und unter günſtigen Umſtänden auch wol mehr als einmal im Jahre. Während der Laichzeit halten ſie ſich tief im Waſſer, ſonſt ſchwimmen ſie immer an der Oberfläche. Die männlichen Fiſche unterſcheiden ſich von den weiblichen nicht durch die Farbe, ſondern nur durch die Länge der

Digitized by Google

Rückenfinne, die bei den weiblichen bis an den Schwanz hinabreicht und ſich fächerartig ausbreitet. In der erſten Zeit, nach der Verſetzung in einen Teich, vermehren ſie ſich anſehnlich, nach einiger Zeit aber iſt kein Zuwachs merklich, wenn man nicht die junge Brut wegnimmt. Dies kommt, wie man vorausſetzen darf, daher, daß die Brut den Laich verzehrt, ehe er belebt iſt. In den Flüſſen Chinas wird der Laich ſorgfältig geſammelt, um ihn zu verkaufen. Wenn die jungen Fiſche aus dem Laich hervorkommen, ſind ſie von ſehr dunkler Farbe, viele beinahe ſchwarz, andere von dunkler Schieferfarbe. Aus jenen werden die Goldfiſche, aus dieſen die Silberfiſche. Die Veränderung der Farbe tritt bei einigen ſchon zu Ende des erſten Jahres ein, bei andern erſt im zweiten oder dritten. Den Goldfiſchen ſchadet die Winterkälte in Europa nicht. Hitze wird ihnen nachtheilig, und wahrſcheinlich iſt dies der Grund, daß ſie, in Gläſer eingeſchloſſen, ſelten lange leben. Will man ſie lange erhalten, ſo muß man das Waſſer ſehr oft erneuern. Es iſt auch gut, ſie während der Nacht in eine Tonne mit Waſſer zu ſetzen und ſie erſt am Morgen in ein engeres Behältniß einzuſchließen. Die beſte Zeit, ſie aus dem Teiche zu nehmen, iſt im April, ehe ſie laichen, denn im Zuſtande der Gefangenſchaft überleben ſie ſelten die Laichzeit. In durchſichtigen Gefäßen laichen ſie nie. Ihre Farbe wechſelt zu verſchiedenen Jahreszeiten, aber immer iſt ſie in der Laichzeit am lebhafteſten. In Teichen gehalten, werden ſie ſehr zahm, wenn man ſie zuweilen mit Brot füttert, und ſie verſammeln ſich gewöhnlich auf den Ruf der Stimme.

Lange Enthaltſamkeit.

Im Jahre 1786 lebte in England ein junger Mann von ſchwermüthiger, überſpannter Stimmung, der die Unterleibsbeſchwerden, woran er litt, durch Enthaltſamkeit zu heilen verſuchen wollte. Er zog ſich plötzlich von ſeinen Geſchäften und ſeinen Freunden zurück, miethete ſich eine Wohnung in einer abgelegenen Straße Londons, verſagte ſich alle feſte Nahrung und befeuchtete nur von Zeit zu Zeit den Mund mit Waſſer, in welches er etwas Pomeranzenſaft tröpfelte. Nach dreitägiger Enthaltſamkeit hörte das Hungergefühl auf und er konnte ſich ohne Unbequemlichkeit ſeinen Studien widmen. Er machte ſich keine Bewegung, ſchlief nur wenig und brachte den größten Theil der Nacht mit Leſen zu. Täglich brauchte er höchſtens eine halbe Kanne Waſſer und der Saft von zwei Pomeranzen reichte für acht Tage hin. So lebte er 60 Tage. In den letzten zehn Tagen aber nahmen ſeine Kräfte ſchnell ab; er war nicht mehr im Stande, aus dem Bette aufzuſtehen und ward beſorgt. Seine Erhaltung war ihm ſeither, bei ſeiner ſchwärmeriſchen Stimmung, wunderbar erſchienen, und ſeine Einbildungskraft hatte ihm mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß dieſer ungewöhnlichen Enthaltſamkeit irgend ein großes Ereigniß folgen werde. Seine Täuſchung ſchwand und er ſah ſich am Rande des Grabes. Um dieſe Zeit entdeckten ſeine Freunde ſeinen Aufenthalt. Sie bewogen ihn, den Beſuch eines würdigen Geiſtlichen anzunehmen, der ihm das Thörichte ſeiner Einbildungen zeigte und ihn vermochte, ſich der zu ſeiner Wiederherſtellung nöthigen ärztlichen Behandlung zu unterwerfen. Der Arzt beſuchte ihn am 22. März, am 61. Tage ſeiner Enthaltſamkeit. Der Kranke war wie ein Skelett abgezehrt, die Augen hatten aber ihren Glanz noch nicht verloren, die Stimme war klar und geſund, aber eine große Geiſtesſchwäche ſichtbar. Er hatte während ſeines Faſtens angefangen, die Bibel in Schnellſchrift abzuſchreiben und war damit bis zum zweiten Buche der Könige gekommen. Vom 23. bis 28. März hatte er ſich ſo weit erholt, daß er wieder im Zimmer umhergehen konnte, aber am 29. verlor er das Bewußtſein und ſtarb ganz erſchöpft am 9. April. Der Arzt, Dr. Willan, der dieſen Fall erzählt, hält ihn für die längſte Enthaltſamkeit, die man kennt, und glaubt wol mit Recht, der junge Mann würde ſie ohne ſeine ſchwärmeriſche Überſpannung nicht haben aushalten können, da es bekannt iſt, daß Geiſteskranke ſehr lange ähnliche Entbehrungen zu ertragen vermögen.

Der Nelkenpfefferbaum (Myrtus pimenta).

Der hier dargeſtellte Nelkenpfefferbaum gehört zu den Myrten und gleich dieſen hat er ſchöne glänzende dunkelgrüne, faſt fünf Zoll lange Blätter. Er treibt einen gegen 30 Fuß hohen Stamm, der aber nur 8—10 Zoll dick wird. Die Blüten ſind weiß, klein und ſtehen büſchelweiſe beiſammen, ſie erſcheinen im Julius und haben einen angenehmen Geruch. Die Frucht iſt eine erbſengroße, runde, ſchwarze Beere, in welcher ſich meiſt zwei, ſeltener nur ein Samenkorn befindet. Dieſe Früchte geben getrocknet das unter den Namen Nelkenpfeffer, Jamaicapfeffer, Piment oder neue Würze bekannte Gewürz.

Dieſer Baum iſt in mehren Ländern Südamerikas einheimiſch, beſonders aber in Weſtindien, Jamaica und Barbados, wo er überall wegen ſeines Nutzens ſorgfältig angebaut wird. Man pflegt dazu eine Strecke Wald in der Nähe wildwachſender Nelkenpfefferbäume zu wählen. Es wird nun alles andere Holz und Geſträuch abgeſchlagen und in einem, längſtens zwei Jahren kommen dann überall junge Nelkenpfefferbäumchen aus Samenkörnern hervor, die durch Vögel, welche jene verzehrten, dahin gebracht worden ſind. Schon mit dem dritten Jahre tragen die Bäumchen Früchte, aber erſt im ſiebenten Jahre ſind ſie völlig ausgewachſen. In dieſem Alter bringt ein einziger Stamm wol 150 Pfund friſche Beeren, die bei der Zubereitung ein Drittheil am Gewicht verlieren. Etwa im September, bald nach dem Abfallen der Blüten, werden die Beeren eingeſammelt. Sie ſind dann zwar noch nicht völlig reif, haben jedoch ſchon ihre volle Größe erlangt. Sie werden beim Einſammeln mit der Hand abgeſtreift. Wenn die Beeren ſorgfältig von den Blättern, kleinen Äſten und ihren eignen Riſpen gereinigt ſind, breitet man ſie auf Tüchern aus und wendet ſie am erſten und zweiten Tage oft um, damit ſie deſto gleichmäßiger an die Sonne kommen, wenn ſie aber anfangen zu trocknen, werden ſie geſchwungen und bleiben fortwährend auf den Tüchern liegen, um ſie ſo beſſer gegen Regen und Thau verwahren zu können, bis ſie vollkommen trocken ſind. Durch dieſes Trocknen, welches gewöhnlich zwölf Tage währt, verändert ſich ihre grüne Farbe in ein tiefes Röthlichbraun, woran man, wie an dem Klappern der Samenkörner in den Beeren, erkennt, daß ſie gehörig trocken ſind; ſie werden dann in Säcken oder Fäſſern in den Han-

Digitized by Google

bel gebracht. Läßt man die Beeren völlig reifen, ſo werden ſie purpurroth und haben ein ſüßes Fleiſch, ſind aber weniger gewürzreich als jene.

In Europa werden die Beeren theils als Arznei, theils als Gewürz häufig gebraucht. Man deſtillirt aus demſelben auch ein ſchweres, ätheriſches Öl, welches unter dem Namen Nelkenöl verkauft wird. Man thut nicht gut, den Piment geſtoßen zu kaufen, indem er nicht ſelten mit den der Geſundheit nachtheiligen Kokelskörnern verfälſcht wird.

Der Nelkenpfefferbaum.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

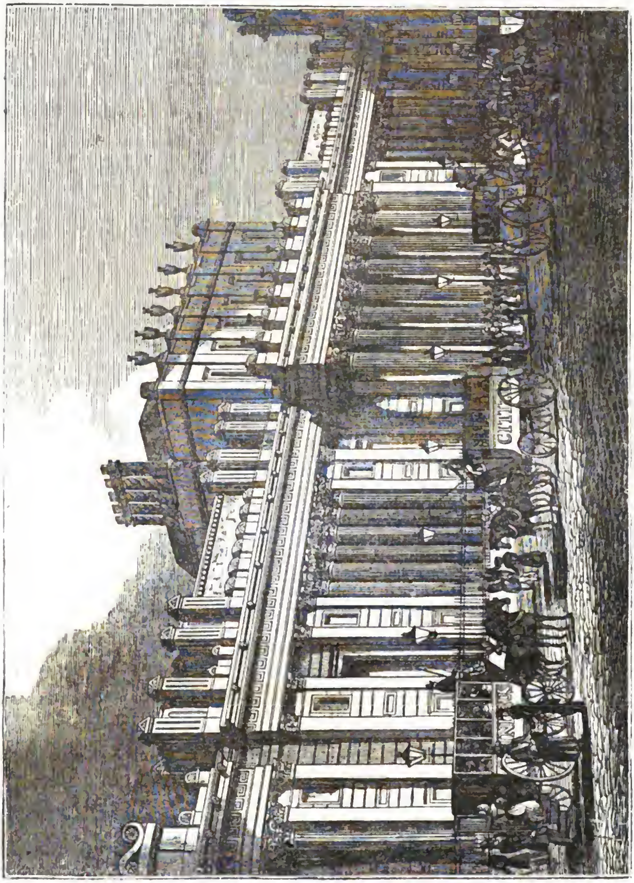
Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

119.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juli 11, **1835.**



Die Bank von England.

Digitized by Google

Gemälde von London.

(Fortſetzung aus Nr. 118.)

Bei aller dieſer Größe Londons, bei allen unermeßlichen Fortſchritten ſeiner Induſtrie, bei einer Zahl von faſt 5000 Schiffen, die ihm angehören, bei allem Reichthum ſeiner Erzeugniſſe und der Unermeßlichkeit des darauf gegründeten Handels vertheilt ſich der Gewinn daraus doch zu ungleich und in zu wenige Hände, als daß neben dem Bilde des Glanzes, das es darſtellt, nicht auch das eines Elendes ohne Gleichen zum Vorſchein kommen ſollte. Ein großer Theil ſeiner Bewohner, zu unausgeſetzter und mühevoller Arbeit verdammt, wie ſie der Südeuropäer gar nicht kennt, gewinnt dennoch nicht genug, um ſich vor Mangel zu ſchützen. Die unabläſſigſte Anſtrengung gewährt ihm nicht genug, um nothdürftig das Leben zu friſten und ſeinen Bedürfniſſen zu begegnen. Die von der Furcht angeregte Mildthätigkeit hat ſich umſonſt zu großen Opfern entſchloſſen und koſtſpielige Anſtalten aller Art erſchaffen; ſie haben dem Übel nur wenig Abhülfe gebracht. Jahr aus Jahr ein müſſen in London etwa 117,000 Perſonen durch die Armenſteuer, welche jetzt faſt 4 Mill. Thaler einträgt, unterhalten werden, und dennoch ſind die Summen unermeßlich, welche mehr als 15,000 Bettler täglich von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden erpreſſen. Ein ſolcher Zuſtand der Dinge enthält mehr Grund zur Verzweiflung als zur Bewunderung. Dicht neben dieſen Straßen, welche von Gold, Silber und Edelſteinen, von Allem, was die Welt an Luxus und Üppigkeit kennt, erglänzen, erblickt man mit ſchmerzlicher Überraſchung in den kleinen Durchgängen und Gaſſen, in den finſtern Gängen, wohin das Tageslicht kaum jemals dringt, Scenen der gräßlichſten und empörendſten Entblößung von Allem, was dem Menſchen nothwendig iſt. Man kann ſich nichts Zurückſchreckenderes denken, als dieſe Familien von Männern, Weibern und Kindern, welche faſt nackt in demſelben Winkel zuſammengekauert, die Schutt- und Kehrichthaufen nach einem Knochen, einer Brotrinde durchwühlen, und wenn ſie nichts finden, zum Stehlen, zur Sünde genöthigt ſind.

Das Herz zieht ſich uns zuſammen, wenn wir jene Diebeshöhlen, jene Clubs von Leichendieben, Bettlern und Gaunern ſehen, die von der Verworfenheit leben; oder in Southwark jene Scharen bleicher, verkrüppelter Kinder, die in den Manufacturen ein elendes Leben kaum friſten; oder im Oſtende jene Bevölkerung von Boxern, Matroſen, Diebshehlern, Seelenverkäufern und Spitzbuben, die ein lebendiges Panomara menſchlicher Verdorbenheit und menſchlichen Elends darſtellen. Im J. 1831 rechnete man, daß in London 4000 Individuen vom Diebs- und Gaunerhandwerk und Leichendiebſtahl und 6800 Erwachſene und 7400 Kinder vom Betteln lebten. Die Aſylgeſellſchaft machte bekannt, daß im Winter 1829—30 jeden Abend 8000 Perſonen in ihren Sälen aufgenommen werden mußten, weil ſie außer Stande waren, ſich ein Nachtlager zu verſchaffen. Und über dieſem äußerſten Grade des Elends, wie viel halbes Elend möchte da ſchweben! Freilich ſtehen ſich manche unter dieſen Bettlern nicht ſo übel als es ſcheint. Man weiß, daß ein Bettlerclub beſteht, wo geſchmauſt und gezecht wird und wo oft 2—300 Mitglieder die Nacht hindurch ſich vergnügen; man weiß, daß Bettler Capitalien von mehr als 10,000 Thalern geſammelt haben; man weiß, daß mancher von einem Hunde geführte Blinde ſehend genug iſt, um täglich 12 Thlr. zu verdienen und daß der Tag ein ſchlechter heißt, der nicht über 2 Thlr. einbrachte; man kennt alle die unglaublichen Kniffe und Ränke, durch welche das Mitleid erregt werden ſoll, die mehrfachen Verkleidungen, die künſtlichen Verkrüppelungen; aber dennoch bleibt genug übrig, um uns neben dem Glanze Londons ſein entſetzliches Elend erkennen zu laſſen.

Und dennoch, welchen ſtaunenerregenden Überblick gewährt die Andeutung ſeiner Macht, ſeines Handelsreichthums, ſeines Geldumſatzes? Schon vor einem Jahrzehend beſchäftigte der Handel von London eine Anzahl von Schiffen, deren Tonnengehalt den der geſammten Handelsmarine von Frankreich übertraf, und noch jetzt tritt bei einem Überblick der Handelsmacht der britiſchen Hauptſtadt in Vergleichung ſowol mit Frankreich als andern Staaten ein günſtiges Verhältniß hervor. Fürwahr, wir ſchwindeln bei der Vorſtellung, daß, die Flüſſe und Frachtfahrt hinzugerechnet, ſich die Ausfuhr Londons ſchon vor 10 Jahren auf die Summe von 840 Mill. Thlr. belief und daß ſeit dieſer Berechnung London noch um ein Fünftel ſeiner Bevölkerung zugenommen hat! Auch wollen wir als eine Probe von den Geldkräften Londons noch anführen, daß die einzige Einkommenſteuer im Jahre 1815 in London die Summe von etwa 35 Mill. Thlr. eintrug, alſo etwa ebenſo viel, als die geſammte Staatseinnahme Spaniens, und mehr als die Hälfte aller Staatseinkünfte von Deutſchland, mit Ausſchluß von Preußen und Öſtreich.

Der Reichthum und das rege Leben, das dieſem unermeßlichen Handelsverkehr entſtrömt, beſchränken ſich nicht blos auf London. Sie ſind es vielmehr, welche die Dörfer umher zu blühenden Städten machen und ſie nacheinander zu ſich heranziehen. Unter der Königin Eliſabeth wurde der Strand gepflaſtert, um als Landſtraße nach Weſtminſter zu dienen. Jetzt können wir London, von welcher Seite wir wollen, meilenweit verlaſſen, ohne wahrzunehmen, daß wir es verlaſſen haben. Breite, reinliche, regelmäßig bebaute Straßen verbinden zahlloſe Dörfer auf unmerkliche Art mit der Stadt. Hier raſſeln die Wagen ſo gut, wie in London, und zierliche Häuſer, Terraſſen und Gärten begrenzen die Straßen.

Noch ein Wort, bevor wir nach dieſem allgemeinen Überblicke die Einzelnheiten Londons näher anſehen, über ſein Erleuchtungs- und Waſſerſyſtem und ſeine Verbindungen mit andern Städten des Reichs. Ganz London wird jetzt durch 9 Gaserleuchtungsgeſellſchaften mit Gas erhellt. Die Leitröhren derſelben durchlaufen nicht weniger als 75 deutſche Meilen, der jährliche Verbrauch von Steinkohlen iſt 43,000 Chaldrons (zu 2000 Pfund), welche 70,400 Privatgasreſervoirs und 7800 öffentliche Reſervoirs füllen. Dieſe Erleuchtung hat ſich nun auch auf die Thurmuhren, die Brücken und die Landſtraßen um London ausgedehnt. Ebenſo bewundernswerth iſt das Waſſerverſorgungsſyſtem; die 75 Meilen umfaſſenden Vertheilungsröhren von 8 Geſellſchaften bringen das Trinkwaſſer in jede Wohnung, ja in jedes Stockwerk, zum täglichen Betrage von 4½ Mill. Cubikfuß Waſſer, mittels 12 Dampfmaſchinen zu 100 Pferdekraft. Der Zufluß iſt ſo ſtark, daß man auf dieſem Wege in jedem Augenblicke mittels eines Luftloches jede Straße Londons in einen See verwandeln kann, wo bei Feuersgefahr die Spritzen eine unerſchöpfliche Nahrung finden. Was Londons Verbindungen betrifft, ſo muß es hier genügen, anzuführen, daß etwa 1000 Fahrgelegenheiten täglich, ja zum Theil ſtündlich, meiſt mit prächtigen Wagen und ſchönen Roßgeſpannen nach allen Richtungen des Reichs aus der Stadt abgehen, und daß auf der Themſe nicht weniger als 170 Dampfſchiffe auf- und abfahren.

Bei der Beſchreibung der einzelnen Merkwürdig-

Digitized by Google

keiten Londons kommt es uns zu ſtatten, daß das Pfennig-Magazin ſchon über eine Reihe ſolcher Gegenſtände ausführliche Nachrichten und von vielen derſelben Abbildungen geliefert hat. Solche Merkwürdigkeiten ſind z. B. die ſchönen Brücken Londons, welche Nr. 14 unſers Magazins, der Tunnel, den Nr. 28, das Poſtamt, das Nr. 31 ſchildert; ferner das Oberhaus, in Nr. 35, das Unterhaus, in Nr. 37, das Poſtweſen Londons in Nr. 43, und unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten das Königs-Collegium (King's College) in Nr. 61, die Univerſität in Nr. 63; ferner die Weſtminſter-Abtei, in Nro. 78, der Tower, in Nr. 82, und endlich das große londoner Hoſpital, in Nr. 91 geſchildert. Von einer Reihe anderer Gegenſtände werden in künftigen Nummern Abbildungen geliefert werden, und wir werden uns hinſichtlich ihrer Beſchreibung auf den gegenwärtigen Artikel beziehen können.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche uns zu beſchreiben noch übrig bleiben, nehmen, um mit dem Oſtende anzufangen, der Hafen und die Docks von London den erſten Rang ein. Die Handelseinrichtungen, welchen London ſeine Größe verdankt, werden wir ſpäter kennen lernen, hier haben wir es mit der Anſicht ſeines Hafens zu thun. Etwa 14,000 engliſche und fremde Schiffe beſuchen denſelben jedes Jahr, und da er etwa 1000 Schiffe aufnehmen kann, ſo zeigt er ſich auch dem bloßen Raume nach als einer der größten Häfen der Welt. In der That erſtreckt er ſich von der londoner Brücke bis Deptford in drei Abtheilungen, d. h. etwa 1 deutſche Meile lang und 500 Ellen breit. Hierzu kommen die verſchiedenen naſſen und trockenen Docks, zuerſt die London-Docks bei Wapping, welche auf Koſten des londoner Handelsſtandes im Jahr 1795 gebaut wurden, und zu welchen 5½ Mill. Thlr. in wenigen Stunden unterzeichnet wurden. Dann die Weſtindia-Docks, in welchen alle Schiffe aus Weſtindien ausladen müſſen, und die aus zwei Abtheilungen beſtehen, in den Jahren 1800 und 1802 angelegt. Ungeheure Waarenmagazine erfüllen ihren Raum zwiſchen Blackwall und Limehouſe. Die oſtindiſchen Docks wurden 1805—6 mit unermeßlichen Koſten erbaut und ſind die ſchönſte Anlage dieſer Art in der Welt. Das Baſſin zur Ausbeſſerung der Schiffe und die Waarenhäuſer nebſt allen andern Anſtalten des Schiffbaus, Seilereien, Segel-, Maſten- und Ankerfabriken werden nirgend in dieſer Größe angetroffen. Eine ſchöne lange Straße, die 7 Mill. Thlr. koſtete, führt von der Börſe bis zum Thor der oſtindiſchen Docks, und um ſie grade zu legen, mußten allein für 840,000 Thlr. Häuſer angekauft und abgetragen werden.

Die Bank von England, von deſſen Hauptfronte wir vorſtehend eine Abbildung gegeben, zieht nächſtdem unſern Blick auf ſich. Dieſes große Inſtitut, das unabhängig von den 72 Privatbanken Londons beſteht, erhielt ſeine Gründung im Jahr 1694. Aus einem kleinen Anfange, einem Darlehn von 8,400,000 Thlr., das die Kaufmannſchaft der City der Regierung vorgeſchoſſen hatte, erhob ſich dieſe Anſtalt allmälig zu dem größten Geldmarkt der Erde. Die Corporation der Bank, welcher ein Gouverneur und 24 Directoren vorſtehen, befaßt ſich mit keiner Art von Handelsgeſchäft, das *Geld* iſt hier die einzige Waare. Ihre Verhältniſſe zu der Regierung, deren Agent in Finanzgeſchäften die Bank iſt, ihre Verfaſſung und die Geſchäftsführung bei ihr ſind ſo verwickelter Art, aber auch ſo intereſſant, daß wir ihrer beſonders erwähnen müſſen. Das Bankgebäude gehört zu den prächtigſten Bauwerken der City. Die Südſeite, der älteſte Theil, wurde 1733 erbaut, die Seitenflügel 1786, das Übrige 1788. Das Ganze bildet ein längliches Viereck, 410 Fuß lang und 245 Fuß breit, mit 8 offenen Höfen. Die Hauptfronte zieren zwei Reihen ioniſcher Säulen, die Seitenanſichten von korinthiſcher Ordnung ſind noch zierlicher. Ausgezeichnet iſt beſonders die ungeheure Rotunde, vor Gründung der Stockbörſe der Sitz der Hauptgeſchäfte. Säle und Räume für den Dienſt umgeben die einzelnen Höfe; höchſt ſinnreich aber iſt die Uhr der Bank, welche auf 16 Zifferblättern in verſchiedenen Theilen des Gebäudes die Zeit anzeigt und durch eine Glocke verkündet.

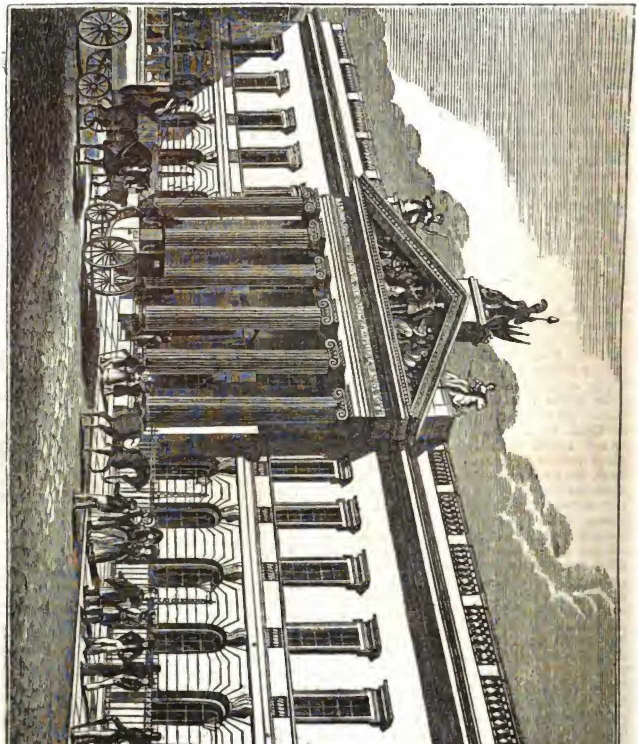
Die Börſe wurde 1668 von einem Schüler des Baumeiſters Chriſtoph Wren erbaut. Ihre Hauptfronte zieren korinthiſche Halbſäulen, mit Statuen von Karl I. und II. in den Niſchen, und ein ſchöner Thurm. Die Börſe iſt von 8—½4 Uhr offen. Etwa 200,000 Perſonen beſuchen täglich dieſen Ort, den Mittelpunkt der Handelswelt, und vertheilen ſich in die 200 Logen der Galerien. Das größte Gewühl herrſcht gegen 2 Uhr, und in der That gibt der Gedanke, welche unermeßliche Geſchäfte hier verabredet werden, dem Orte eine Art von Größe, zu welcher nur die Buden nicht paſſen, die ihn umringen und verunzieren. Der Börſe gegenüber liegt das berühmte Lloyd's Kaffeehaus, der Sammelplatz der Schiffsverſicherer und Rheder.

Die bedeutendſten Handelsgeſellſchaften, welche London bereichert haben, ſind vorzüglich die oſtindiſche Compagnie, welcher die Königin Eliſabeth 1600 einen Freibrief ertheilte. Ihr erſtes Capital betrug über 2½ Mill. Thlr., 1676 beſaß ſie gegen 8 Mill. Thlr., 1702 hatte ſie der Regierung ſchon gegen 22 Mill. Thlr. vorgeſchoſſen, 1730 und 1814 wurde ihr Freibrief, zuletzt auf 20 Jahre, verlängert, 1833 aber ihr Alleinhandel zum Vortheil des allgemeinen Verkehrs der Nation aufgehoben. Jetzt iſt die Geſellſchaft die Regiererin eines Reichs von faſt 70 Millionen Einwohnern in Indien. Sie wird von den Directoren geleitet, die unter einer Regierungsbehörde ſtehen, aber die neueſten Anordnungen haben ihre Befugniſſe, hinſichtlich der Verwaltung des Landes, vielfach beſchränkt. Auf dem Wege durch Leadenhall treffen wir auf den prachtvollen hier dargeſtellten Palaſt, welcher der Geſellſchaft zum Sitz ihrer Behörden dient, 1726 gegründet und 1798 erweitert, 200 Fuß lang, groß, einfach, mit einer Vorhalle von ſechs ioniſchen Säulen geziert und ein Muſeum und eine Bibliothek mit vielen chineſiſchen und indiſchen Handſchriften enthaltend.

Die Südſee-Compagnie iſt die zweite im Range, ſie ſteht unter einem Obervorſteher und 21 Directoren. Ihr Palaſt iſt ein ſchönes doriſches Gebäude. Die levantiſche Compagnie, 1579 gegründet, wird, der Südſee-Compagnie gleich, von 18 Beamten unter einem Vorſteher verwaltet. Unter den übrigen Handelsgeſellſchaften ſind zu nennen: die ruſſiſche Compagnie, 1555 gegründet und 1614 erweitert; die Hudſonbay-Compagnie; die Eaſtland-Compagnie für das baltiſche Meer, 1579 gegründet.

Indem wir unſern Weg gegen den Tower nehmen, ſtoßen wir auf ein Denkmal, das vorzugsweiſe das „Monument" (ſ. Abbildung) genannt wird. Auf einem engen Platz erhebt ſich eine cannelirte doriſche Säule von 202 Fuß Höhe und 15 Fuß im Durchmeſſer, auf einem 40 Fuß hohen Piedeſtal. Zur Spitze dieſer ſchönen Säule, welche Chriſtoph Wren von 1671—77 ausführte, und die gewiß zu den ſchönſten Denkmälern der britiſchen Hauptſtadt gehört, führt eine Treppe von 345 Stufen empor. Oben iſt eine Gale-

Digitized by Google



Das Haus der oſtindiſchen Compagnie

rie mit eiſerner Brüſtung, von der herab ſich ein ſchönes Panorama Londons eröffnet. Die Säule, aus 28,196 Werkſchuhen des ſchönſten Portlandſteines, einer Kalkſteinart, erbaut, am Sockel mit lateiniſchen Inſchriften geziert, wurde zum Andenken an die große Feuersbrunſt errichtet, welche vom 2. bis 5. September 1666 faſt ganz London zerſtörte. Sie ſteht an der Stelle, wo das Feuer um die Mitternacht des 2. September bei einem Bäcker ausbrach.

Wir nähern uns nun auf dem Wege zum Strande dem größten Prachtbau Londons, der Paulskirche, der Peterskirche in Rom an Größe nur wenig nachſtehend. Die Kirche liegt in einer Erweiterung der Ludgatehillſtraße, viel zu dicht von Privathäuſern umringt, um den Eindruck zu machen, den ein großer freier Raum umher gewähren würde. Auf dem Grunde der durch den Brand zerſtörten gothiſchen Kathedrale St. Paul, ward dieſer größte Tempel der proteſtantiſchen Chriſtenheit den 21. Juni 1676 von Chriſtoph Wren begonnen und 1710 beendet. Er iſt ganz aus Portlandſtein erbaut, mißt von Oſt nach Weſt 500 Fuß, im Umfang 2292 Fuß, in der Breite des Chors 100 Fuß, im Kreuzgewölbe 285, in der Höhe 110, bis zur Spitze des Thurms 404 Fuß, und ward mit ei-

Das Monument.

nem Koſtenaufwande von etwa 10 Mill. Thlr. erbaut. Auf der Weſtfronte gegen Ludgateſtreet iſt der Haupteingang, aus 12 korinthiſchen Säulen beſtehend, die von 8 kleinern überragt werden, und mit einem prächtigen Giebel ſchließend; 22 Stufen von ſchwarzem Marmor führen zu dem Portico empor. Zwei Glockenthürme von großer Schönheit zieren überdies noch dieſe Fronte. Die urſprüngliche Farbe des Gebäudes war ein glänzendes Weiß, aber ein beſtändiger Kohlenrauch hat dieſe Grundfarbe ſtellenweiſe geſchwärzt und läßt daſſelbe graugefleckt erſcheinen, ohne es dadurch zu verunzieren. Der nördliche Eingang iſt mit einem halbrunden Porticus geziert, ebenſo der ſüdliche mit der Überſchrift: Resurgam, und der öſtliche. Die Außenſeiten zieren zwei Reihen korinthiſcher Pilaſter; die Kuppel ſchließt in einer Laterne und einem Knopf, aus dem ein Kreuz hervorragt. Das Innere iſt faſt ſchmucklos, nur einige Monumente und Trophäen ſind die ganze Verzierung des unermeßlichen Raumes. Unter dieſen Denkmälern iſt das Nelſon's von Flaxman das berühmteſte, das des Admiral Howe das ſchönſte.

(Fortſetzung in Nr. 120.)

Digitized by Google

Winterleben der Thiere.

Es ſind in dem Leben der Pflanzen und Thiere verſchiedene Umläufe und von Zeitverhältniſſen abhängige Abwechſelungen zu bemerken, wodurch dieſes Leben gleichſam in einen frühern Zuſtand ſeiner Bildung zurückkehrt, ohne daß es aufhörte, in ſeiner Bahn fortzuſchreiten. Dieſe Wechſel gehen zwar von einem einzelnen Organ aus, verbreiten ſich aber über das geſammte Leben und erſcheinen entweder in einem beſtimmten Zeitraume, der mit Abwechſelungen in dem Stande unſers Erdkörpers zuſammentrifft, oder in unbeſtimmten Zwiſchenräumen, und werden vorzüglich in einer Veränderung der Beziehungen zur äußern Welt ſichtbar. Die Abwechſelungen in den Richtungen des Lebens zeigen ſich bald als freiere Äußerung der Kräfte, als regerer Verkehr mit der Außenwelt, bald aber iſt das Leben von der Außenwelt gleichſam geſchieden, um in das Innere zurückzugehen. Es iſt ein Wechſel von Thätigkeit und Ruhe. Auch der flüchtigen Beobachtung zeigen ſich dieſe Abwechſelungen in ihrer genauen Übereinſtimmung mit den regelmäßigen Veränderungen der Erde. Auffallend iſt ſie in dem Leben der Pflanzen und im Thierreiche überall, wo der Verkehr mit dem Luftkreiſe beſonders thätig iſt, bei den Inſekten, bei den Vögeln, deren Schlafen, Singen, Freſſen, Begatten, Mauſern und Wandern an beſtimmte Zeiten gebunden erſcheint. Die Veränderungen des Erdkörpers, die ihren Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Thiere äußern, ſind der tägliche Umlauf der Erde, der ſich in dem Gegenſatze von Tag und Nacht und im Gegenſatze der Tageszeiten zeigt, und die jährliche Bewegung um die Sonne, deren Ergebniß der Wechſel der Jahreszeiten iſt. Den Erſcheinungen, in welchen der tägliche Umlauf der Erde ſich offenbart, entſprechen bei den Pflanzen und Thieren das Hervortreten des Lebens nach außen oder die Rückkehr des Lebens in das Innere, Wachen und Schlafen; aber nicht immer fallen dieſe Wechſel mit den ähnlichen Abwechſelungen in den Verhältniſſen des Erdkörpers in der Zeit zuſammen, da z. B. manche Pflanzen um Mittag, andere am Abend, andere in der Nacht erwachen, und manche Thiere am Tage ſich zurückziehen und nur in der Nacht die regeſte Lebensthätigkeit offenbaren. Ebenſo tritt der Einfluß der von den Tageszeiten abhängigen Erſcheinungen des Lichts und der Wärme und der regelmäßigen Veränderungen im Waſſer- und Luftmeere, bei den Pflanzen in abwechſelnden Zuſtänden der Blüten und Blätter, bei dem Menſchen in Veränderungen des Blutlaufes, der Wärmeerzeugung, der regelmäßigen wie der krankhaften Abſonderungen, der Athmungsbewegung und der geſammten Sinnenthätigkeit hervor. Mannichfaltiger und durch eigenthümliche Wirkungen ausgezeichnet iſt der Einfluß des jährlichen Umlaufs der Erde und des Wechſels der Jahreszeiten auf das geſammte Leben der Pflanzen und Thiere und auf einzelne Lebensverrichtungen. Betrachten wir das Pflanzenleben, ſo zeigt es ſich überhaupt als ein jähriges Leben, da es bei einigen Gewächſen auf ein Jahr beſchränkt iſt, bei andern jährlich neue lebendige Theile entſtehen. Hier iſt im Sommer der über die Erde hervorragende Theil in voller Lebensthätigkeit im Gegenſatz zu der in der Erde lebenden Wurzel, wogegen im Winter, wenn der Stamm ganz oder zum Theil abſtirbt, in der Wurzel allein das Leben ſich regt und in ihr neue Bildungen vorbereitet werden. Es iſt eine Rückkehr zu der urſprünglichen in der Wurzel beginnenden Lebensentwickelung, die vollſtändig bei denjenigen Pflanzen hervortritt, die ihren Stamm im Herbſte verlieren und im Frühlinge einen neuen aus der Wurzel hervortreiben; theilweiſe hingegen iſt der Wechſel, wenn der Stamm zwar fortdauert, aber ſeine Lebensthätigkeit abnimmt, ſeine Blätter abſterben und früher oder ſpäter abfallen. Nur bei den immergrünen Gewächſen dauert das Leben der Blätter mehre Jahre lang, und wenn die ältern endlich abſterben, werden ſie nicht vermißt, weil ſie durch das friſche Leben der jüngern erſetzt werden; eine Erſcheinung, die in dem feſtern Gewebe dieſer Blätter, ihren zähern Säften, ihren harzigen Beſtandtheilen oder auch in dem geringen Umfange ihrer Oberfläche gegründet ſein mag. Bei der Rückkehr der warmen Jahreszeit wird dann die von der Wurzel aufgenommene Nahrung zerſetzt, um den Stamm neu zu beleben. Wir müſſen hier die Bemerkung machen, daß jener Wechſel im Pflanzenleben zwar mit veränderten Zuſtänden des Erdkörpers zuſammentrifft, aber nicht in ihnen ſeinen Grund hat, ſondern die Wirkung einer innern Bildung iſt, welche ſich auffallend in den von dem Vorgebirge der guten Hoffnung in europäiſche Gewächshäuſer verpflanzten Gewächſen zeigt, die im Winter, der Sommerzeit ihrer Heimat, Blüten treiben.

Dieſe Bemerkung bahnt uns den Übergang zu dem Gegenſtande, deſſen Betrachtung uns beſchäftigen ſoll, zu einigen merkwürdigen Erſcheinungen in dem thieriſchen Leben, die mit dem Wechſel der Jahreszeiten zuſammenfallen, und auf welche jene Bemerkung gleichfalls angewendet werden kann und in der Folge von uns angewendet werden ſoll, wie denn überhaupt nach den neueſten Beobachtungen über die Natur der innern Pflanzenbildung die Ähnlichkeit zwiſchen dem Leben der Pflanzen und der Thiere immer mehr hervortritt. Die Veränderungen, die mit der Abwechſelung der warmen und kalten Jahreszeit in Verbindung ſtehen, ſind mehr oder minder allgemein unter verſchiedenen Thierclaſſen und beziehen ſich auf die Veränderung der Hautbedeckung und deren Farbe, auf die aus Vorgefühl hervorgehende Sorge für ihre Nahrung, auf eine Veränderung des Wohnorts und endlich auf eine mehr oder minder vollſtändige Unterbrechung der Lebensthätigkeit während des Winters. Wir betrachten zuerſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in dem thieriſchen Leben, den *Winterſchlaf*, der eine der geheimnißvollſten erhaltenden Vorkehrungen der Natur iſt. Er hat die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher vielfach beſchäftigt, doch möchten nicht alle Beobachtungen rein und zuverläſſig ſein, da manche Naturforſcher die Erſcheinungen der durch einen hohen Grad von natürlicher oder künſtlicher Kälte hervorgebrachten Erſtarrung auf den Winterſchlaf übertragen haben, der ein Entwickelungszuſtand des Lebens iſt, während jene zum Tode führt. Die Erſtarrung, als unmittelbare Folge heftiger Kälte, kann ſelbſt ſchlafenden Thieren verderblich werden, und der wahre Winterſchlaf wird, wie wir hören werden, nicht durch ſtrenge Kälte, ſondern durch eine gemäßigt niedrige Temperatur hervorgebracht. Es gibt nämlich mehre Thiere, welche, außer der täglichen Ruhezeit, einer jährlich einige Monate dauernden Unthätigkeit bedürfen, um in der übrigen Zeit des Jahres die Beſchwerden des Lebens ertragen zu können. Betrachten wir zuerſt die Erſcheinungen, welche in dieſem Zuſtande hervortreten und nach den Thierclaſſen verſchieden ſind. Bei den Pflanzen iſt der Winterſchlaf Regel, bei den Thieren aber erſcheint er nicht ſo allgemein und beſteht darin, daß ſie die Winterzeit in der Verborgenheit und mit Unterbrechung der Sinnenthätigkeit, der willkürlichen Bewegung und der Ernährung zubringen. Im ſchärfſten Gegen-

ſatze zeigen ſich in dieſer Beziehung die Vögel und die Amphibien, da bei jenen der Winterſchlaf in der Regel gar nicht erſcheint, bei dieſen aber allgemein iſt. In den übrigen Thierclaſſen iſt nur einzelnen Gattungen dieſer Zuſtand eigen. Unter den Weichthieren (Mollusken) ſchlafen z. B. die Schnecken, während andere auch unter dem Eiſe wachen; unter den Inſekten erſtarren die meiſten Käfer, andere aber durchleben den Winter im Freien oder in ihren Neſtern, wie die Bienen, in deren Stöcken eine gleichförmige Wärme von 24° R. ſich erhält. Mehre Süßwaſſer- und Seefiſche erſtarren im Winter. Unter den Säugethieren ſind dem Winterſchlafe mehre nächtliche Thiere bei den Handflüglern unterworfen, z. B. die Fledermäuſe, einige Inſektenfreſſer; beſonders aber mehre Nagethiere, z. B. der Hamſter, das Eichhörnchen, die Haſelmaus. Der Winterſchlaf beſteht theils in einem tiefen, den ganzen Winter fortdauernden Schlafe, wie bei den in der Erde lebenden Inſekten und dem Murmelthiere, theils in einem von Zeit zu Zeit unterbrochenen Schlafe, wie bei mehren in der Luft lebenden Inſekten, die bei mildem Wetter erwachen und herumfliegen, oder bei den Igeln, den Haſelmäuſen und Fledermäuſen, die bei jedem Thauwetter erwachen und wieder zur Ruhe gehen, theils aber iſt es nur ein Vorherrſchen des Schlafes, indem das Thier in ſeinem Lager den größten Theil des Winters ſchlafend zubringt, und gar keine oder nur wenig Nahrung genießt, z. B. der Dachs, der Bär, der Biber, das Eichhörnchen. Die Nahrung der Winterſchläfer iſt ſehr verſchieden nach den Claſſen, zu welchen dieſe Thiere gehören; ſo lebt die Fledermaus von Inſekten, der Igel von Würmern und Schnecken, der Hamſter und das Murmelthier von Pflanzentheilen. Der Winterſchlaf beginnt bei mehren Inſekten mit dem erſten Froſte, bei andern früher; gewöhnlich ſuchen die Winterſchläfer ihren Ruheplatz, wenn das Thermometer um den Eispunkt ſteht, im Allgemeinen zu der Zeit, wo es ihnen ſchwierig wird, ſich Nahrung zu verſchaffen. Bei den Inſekten und bei dem Hamſter währt der Winterſchlaf vier bis fünf Monate, bei mehren Schnecken und Landſchildkröten, bei dem Murmelthiere und der Haſelmaus länger. Die Zeit des Erwachens fällt meiſt in den März oder April, wo die Nahrung wieder häufiger wird. Das Winterlager iſt nach den Gewohnheiten der Thiere verſchieden. Luftinſekten leben unter Laub, Wurzeln oder Steinen, in hohlen Bäumen und Mauerſpalten, Waſſerkäfer im Schlamme, Waſſerſchnecken in der Tiefe des Waſſers oder im Schlamme, Laubſchnecken unter Moos und Laub, andere in Erdlöchern, mit der Öffnung ihres Gehäuſes nach oben; die Fiſche im Schlamm, Seefiſche in der Nähe der Küſte, Landſchildkröten in Erdgruben. Das Murmelthier gräbt an der ſüdlichen oder weſtlichen Seite des Gebirges ſechs Fuß tiefe, wie ein Backofen gewölbte Erdhöhlen, zu deren engem, mit Erde, Sand, Laub und Steinen verſtopftem Eingange ein langer Gang führt. Das Zieſel hat eine länglich runde, mit Heu ausgefüllte Höhle, deren Eingang es verſchüttet, während es einen andern Gang bis dicht an die Oberfläche anlegt, wo es ſich nach dem Erwachen vollends durchgräbt. Alle Winterſchläfer ſuchen einen Ruheplatz, wo ſie, entfernt von ihren Feinden und gegen Abwechſelung von Kälte und Wärme geſchützt, ungeſtört ſchlafen können. Die meiſten Inſekten liegen einſam in ihrem Winterſchlafe, andere ruhen geſellig und aneinander geſchmiegt, und zwar nicht blos ſolche, die im Sommer geſellig leben. Die meiſten Amphibien leben einſam im Winterlager, wiewol viele Schlangen ſich haufenweiſe beiſammen legen, und ebenſo hat bei manchen Säugethieren, z. B. den Zieſeln, jedes ſeine eigne Höhle, während gewöhnlich fünf bis ſechs Murmelthiere in einer Höhle liegen. Wenn die Winterſchläfer ſich in ihren Ruheort zurückziehen, nehmen ſie gewöhnlich eine beſondere Lage und verſehen ſich auch wol vorher mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln. Mehre Inſekten liegen wie im Puppenzuſtande, und ziehen Füße und Fühlhörner an den Leib; einige Käfer rollen ſich wie Schlangen zuſammen; Schalſchnecken verſchließen die Öffnung des Gehäuſes mit einer Schleimſchicht, die zu einem dünnen hornartigen Deckel verhärtet; die Fledermaus wickelt ſich in ihre Flughaut und hängt ſich mit ihren Klauen an die Decke ihrer Höhle oder an die Mauern alter Gebäude, eine Lage, die ſie auch bei ihrem gewöhnlichen Schlafe annimmt; viele Säugethiere rollen ſich wie ein Ball zuſammen und ziehen die äußern Gliedmaßen unter den hohlen Leib, wie das Murmelthier, das die Schnauze gegen den After drückt und Mund und Augen verſchließt.

(Fortſetzung in Nr. 120.)

Adrian von Oſtade.

Der ausgezeichnete Maler Adrian von Oſtade, den man gewöhnlich zur niederländiſchen Schule rechnet,

Adrian von Oſtade.

war 1610 zu Lübeck geboren. Man nennt ihn gewöhnlich zum Unterſchiede von ſeinem jüngern Bruder Iſaak, der ein minder ausgezeichneter Künſtler und Adrian's Schüler war, den guten Oſtade. Sein Lehrer war Franz Halß, aber er erhielt auch von Rembrandt Unterricht und Rubens hatte viel Einfluß auf Oſtade's Bildung, indem er ihn häufig ermahnte, ſelbſtändig in ſeiner Kunſt zu ſein, und ihn abhielt, die Manier des ſo originellen Teniers nachzuahmen. Er folgte dieſem Rathe, inſofern er zwar dieſelben Gegenſtände, wie Teniers*), aber doch in einer ihm eigenthümlichen

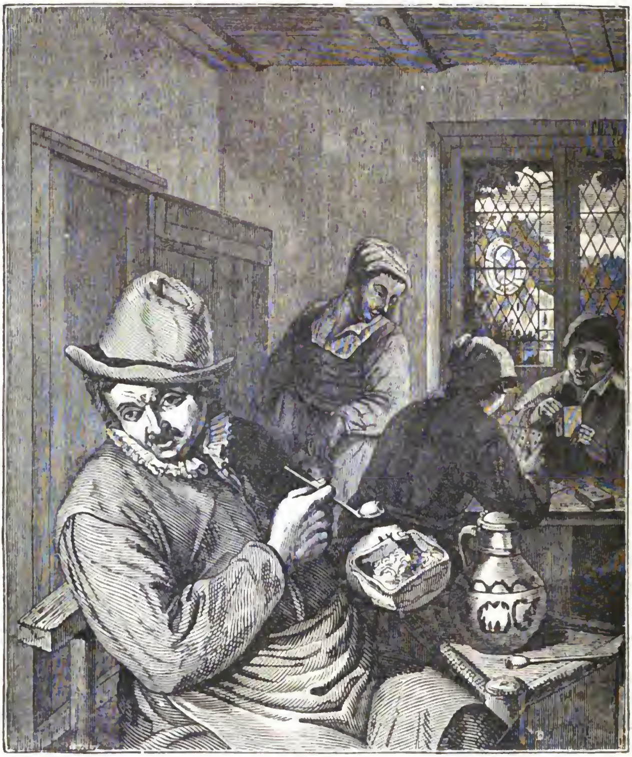
*) Siehe über dieſen Meiſter das Pfennig-Magazin Nr 94

Digitized by Google

Manier behandelte. Oſtade lebte anfangs in Harlem, vertauſchte jedoch nach einiger Zeit den Aufenthalt in dieſer Stadt mit dem in Amſterdam, wo er auch, nachdem er ſich Ruhm und Vermögen erworben, im J. 1685 ſtarb. Ein herrliches Bild von ihm in der pariſer Gemäldeſammlung zeigt den Künſtler an der Hand ſeiner Gattin und umringt von acht Kindern.

Oſtade gefällt ſich beſonders in Darſtellung humoriſtiſcher Scenen von Bauern und gemeinen Leuten, in der burlesken Behandlung ihrer Geſtalten und Beſchäftigungen. Den Tadel, zu welchem man bei ſeinen Bildern hinſichtlich der Wahl ſeiner Figuren könnte veranlaßt werden, vergißt man bei der Wahrheit und Meiſterſchaft, womit er ſie darſtellt, und bei dem kräftigen Effecte, die ſie hervorbringen. Wegen dieſes beſondern Talents ward er von den Künſtlern ſeiner Zeit ſo hoch geſchätzt, daß ſelbſt die ausgezeichnetſten derſelben die Figuren in ihren Landſchaften von ihm malen ließen.

Wir geben hier nächſt dem Bildniſſe des Künſtlers eins der vorzüglichſten Gemälde Oſtade's, der Schmaucher, wovon das Original ſich ebenfalls im pariſer Muſeum befindet. Es iſt in dem bei Oſtade gewöhnlichen grünlich-violetten Farbenton gehalten; das Colorit iſt etwas eintönig, allein die Behandlung des Lichteffects höchſt kunſtvoll. Der Kopf des Schmauchers iſt voll Leben und Charakter, wie der Leſer auch aus dem ſehr gelungenen Holzſchnitte abnehmen kann.



Der Schmaucher.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

120.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juli 18, **1835.**

Papſt Leo X., nach einem Gemälde von Rafael.

Leo X. ſtammte aus dem berühmten Geſchlecht Medici und war zu Florenz im Jahre 1475 geboren. Vor ſeiner Erwählung zum Papſte hieß er Giovanni de' Medici und war der zweite Sohn Lorenzo's, der wegen ſeiner fürſtlichen Großmuth und des thätigen Eifers für Künſte und Wiſſenſchaften den Beinamen des Prächtigen führte. Giovanni wurde von ſeinem Vater frühzeitig für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und ſchon in ſeinem ſiebenten Jahre ſoll er die Tonſur erhalten haben, im dreizehnten aber gelangte er

durch den damaligen Papſt Innocenz VIII. zur Cardinalswürde. Er nahm im Jahre 1492 als Mitglied des heiligen Collegiums ſeinen Wohnſitz in Rom, begab ſich aber einige Jahre ſpäter, als Alexander VI. auf den päpſtlichen Stuhl gelangte, gegen deſſen Wahl er geſtimmt hatte, wieder nach Florenz. Bald darauf wurde die Familie Medici aus Florenz vertrieben, und Giovanni mußte nach Bologna flüchten. Er unternahm von hier aus mehre Reiſen nach Venedig, Genua, Deutſchland und Frankreich, und kehrte hierauf nach Rom zurück, wo er den Wiſſenſchaften und Künſten ſich widmete. Im Jahre 1505 fing er an, ſich den Staatsgeſchäften zu widmen; er wurde vom damaligen Papſte Julius II. zum Statthalter von Perugia ernannt, und 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpſtlichen Heeres geſtellt, das zu dem ſogenannten heiligen Bunde gehörte, den Kaiſer Maximilian I., König Ferdinand von Spanien und der Papſt gegen Ludwig XII. von Frankreich geſchloſſen hatten, um dieſen zu Abtretung ſeiner Beſitzungen in Italien zu nöthigen. Giovanni hatte das Unglück, in der Schlacht von Ravenna von den Franzoſen gefangen zu werden, machte ſich aber bald wieder frei und ging nach Bologna, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Er wirkte von hier aus ſehr thätig für die Wiederherſtellung der Herrſchaft ſeiner Familie in Florenz, und kehrte, als die Florentiner für ihr altes Fürſtenhaus wieder gewonnen waren, dorthin zurück, bis er, erſt 38 Jahre alt, nach dem Tode Julius II. (1513) zu deſſen Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhl erwählt wurde. In den erſten Jahren ſeiner Regierung war er in unaufhörliche Zwiſtigkeiten mit Frankreich verwickelt, fand dabei aber doch Muße, für die Vervollkommnung des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Lebens Sorge zu tragen, was von ſeinen Vorgängern vernachläſſigt worden war. Er ſtellte die Univerſität zu Rom wieder her, verlieh ihr anſehnliche Güter und Vorrechte, und berief die ausgezeichnetſten Gelehrten zu Lehrern an derſelben. Durch eine übermäßige Prachtliebe erſchöpfte er aber ſeine Finanzen, und dies gab Anlaß zu manchem Misbrauche, der als nächſte Urſache der durch Luther bewirkten Reformation angegeben wird. Leo legte anfänglich auf die Lehren des Reformators kein großes Gewicht, lud aber endlich, auf Anregung des Kaiſers, Luther vor ſich nach Rom, was deſſen Erſcheinen zu Augsburg vor dem Cardinal Cajetan zur Folge hatte, wodurch jedoch nichts entſchieden wurde. Im Jahre 1528 erließ Leo die Bulle, worin er die päpſtliche Gewalt, Ablaß zu ertheilen, behauptete und die Verbreiter entgegengeſetzter Lehren mit dem Kirchenbann bedrohte, worauf Luther an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirte. Im Ganzen ließ ſich jedoch Leo die Fortſchritte der Reformation in Deutſchland wenig anfechten. Er ſtarb am 1. December 1521 während der glänzenden Feſte, welche er zu Ehren der Wiedereinſetzung der Familie Sforza in Mailand feierte.

Unſere Abbildung iſt eine Copie des berühmten Gemäldes von Rafael, welches ſich im Vatican zu Rom befindet. Dieſes Bild, eins der vorzüglichſten Werke Rafael's, iſt auf Holz gemalt, und ſoll, nach der Verſicherung älterer Schriftſteller, ein vollkommen ähnliches Bildniß des Papſtes ſein. Er iſt an ſeinen Arbeitstiſche ſitzend dargeſtellt, ihm zur Rechten ſteht der Cardinal Giulio de' Medici, ſein Vetter (nachmaliger Papſt Clemens VII.), und hinter ſeinem Stuhle der Cardinal Roſſi.

Winterleben der Thiere.

(Fortſetzung aus Nr. 119.)

Wenn die Winterſchläfer in dieſen Schlaf verfallen, vermindert ſich allmälig die Thätigkeit des thieriſchen Lebens. So wird der Igel ſchon im November träge und ſchläft 24 Stunden nacheinander, dann Wochen lang, bis er gegen Weihnachten in ununterbrochenen Schlaf fällt. Bei vollkommenem Winterſchlafe verliert ſich die Sinnenthätigkeit; ſo bei dem Murmelthiere, deſſen Auge für das Licht unempfindlich iſt, ſo bei den Fledermäuſen, die oft ſelbſt durch einen Flintenſchuß nicht geweckt werden konnten. Das Gemeingefühl iſt ſtumpf geworden, daher bemerkt man an Inſekten bei bedeutenden Verletzungen nur ein leiſes Zucken, bei höherer Kälte gänzliche Gefühlloſigkeit, und das Murmelthier kann wie eine Kugel auf der Erde gerollt und drei Fuß hoch herabgeworfen werden, ohne zu erwachen, ja es iſt ſelbſt gegen tiefe Wunden wenig empfindlich, und bei elektriſchen Schlägen ſtreckt es ſich, öffnet die Augen, erwacht aber nicht; nur durch fortgeſetztes Galvaniſiren wird es bald völlig geweckt. Die Glieder der Inſekten werden ſo ſtarr, daß ſie eher brechen als ſich biegen laſſen. Bei den Säugethieren ſind die Muskeln ſtark zuſammengezogen, und ein mit Gewalt auseinandergerolltes Murmelthier kugelt ſich von ſelbſt wieder zuſammen. Die Berührung der entblößten Muskeln mit Säuren oder mit dem Meſſer konnte bei dem Igel nur wenige, bei Haſelmäuſen und Fledermäuſen aber lebhaftere Bewegungen hervorbringen. Der italieniſche Naturforſcher Mangili fand, daß bei wachenden Murmelthieren, wenn er ihnen den Kopf abſchnitt, der Herzſchlag 50 Minuten, bei ſchlafenden drei Stunden dauerte. Während des Winterſchlafs hört das Nahrungsbedürfniß auf, die Verdauung ſteht ſtill, und erſt bei dem Erwachen erfolgt eine Darmausleerung. Man fand bei ſchlafenden Murmelthieren Magen und Därme verengt, den Maſtdarm mit einem dem ſogenannten Kindspech ähnlichen Kothe angefüllt und in der Gallenblaſe eine braungrüne, wenig bittere Maſſe. Diejenigen Thiere, welche ſich Vorräthe einſammeln, zehren davon vor und nach dem Winterſchlafe, andere aber, z. B. die Haſelmaus und der Igel, werden, wie es ſcheint, von Zeit zu Zeit durch Hunger geweckt, und zehren dann von ihren Vorräthen. Bei dem Erwachen ſind die Thiere halb betäubt. Inſekten, die an warmen Wintertagen aufleben, zeigen ſich ſtumpfſinnig. Der erwachende Hamſter ſtreckt ſich, öffnet den Mund, ſtößt knurrende Töne aus, öffnet endlich blinzelnd die Augen und verſucht es, ſich auf die Beine zu ſtellen, aber ſeine Bewegungen ſind unſicher und er taumelt, bis er nach wiederholten Anſtrengungen den Gebrauch ſeiner Glieder wieder erlangt. Dieſe Veränderungen mögen unmerklich vorgehen, wenn das Thier in ſeiner Höhle bleibt, wo es die Unannehmlichkeiten nicht fühlt, die mit einer gewaltſamen Erweckung unter den Händen beobachtender Naturforſcher verbunden ſind.

In den Lebensthätigkeiten der Winterſchläfer zeigen ſich merkwürdige Veränderungen, die beſonders die Erzeugung der innern Wärme, das Athmen und den Blutumlauf treffen. Der Herzſchlag vermindert ſich, und ſinkt, z. B. bei der Fledermaus auf 1/4, bei dem Murmelthiere auf 1/5 gegen den wachenden Zuſtand. Bei dem Hamſter iſt der Blutumlauf ſo langſam, daß das Herz in einer Minute nur 15 mal ſchlägt, während man bei dem wachenden Thiere 150 Schläge zählt. Noch langſamer wird der Blutumlauf der Haſelmaus, bei welcher man im wachenden Zuſtande die Pulsſchläge kaum zählen kann, wogegen ſie im Winterſchlafe end-

Digitized by Google

lich auf 16 in einer Minute herabgehen. Im tiefſten Winterſchlafe iſt kaum Athmen zu bemerken, und erſt unter dem Einfluſſe von 15° Wärme trat es bei einem ſchlafenden Murmelthiere ein. Zuweilen erfolgt die Athmungsbewegung unmerklich, wenn man das Thier an die freie Luft bringt. Bei dem Igel erfolgen 30 — 35 Athemzüge nach vierſtündigen Pauſen. Aber auch das Bedürfniß des Athmens iſt während des Winterſchlafes geringer. Beobachtungen haben gezeigt, daß ſchlafende Inſekten nicht leicht erſticken, und Fledermäuſe ſelbſt dann nicht, wenn ſie einige Minuten lang unter Waſſer gehalten werden. Die Lungen ſchlafender Murmelthiere ſind zuſammengefallen und enthalten wenig Luft, während in den Gefäßen derſelben viel Blut iſt. Bei den Inſekten iſt der Nahrungsſaft, der die Organe umgibt, während des Winterſchlafs dicker und nimmt ſpäter ab. Bei den ſchlafenden Säugethieren enthielt das Blut viel wäſſerige Theile (Blutwaſſer) und wenig feſte Stoffe. Die Wärmeerzeugung vermindert ſich, doch iſt dieſe Verminderung nicht bei allen vierfüßigen Thieren gleich. Gewöhnlich ſinkt die Lebenswärme ſehr tief. Aus Vergleichungen des Zuſtandes dieſer Thiere im Wachen und im Winterſchlafe ergab ſich, daß die Wärme in der Bruſthöhle und in der Bauchhöhle bei dem Murmelthiere von 30 auf 4, bei der Haſelmaus von 29½ auf 3½ Grad ſank. Nach andern Beobachtungen war die innere Lebenswärme im Winterſchlafe niedriger als die Luft innerhalb der Höhlen, wo die Thiere ruhten, doch war dieſe um einige Grade höher als die äußere Luft. Die Winterſchläfer nehmen an Gewicht ab. Ein Murmelthier verlor, nach Mangili's Beobachtungen, binnen zwei Monaten zwei Unzen an Gewicht; eine Fledermaus nach einem andern Beobachter in drei Wochen 1/12 ihres Gewichtes.

Aus dieſen Erſcheinungen ergibt ſich, daß bei dem Winterſchlafe hauptſächlich der Zuſtand der Sinnenthätigkeit Veränderungen erleidet. Der Schlaf beginnt mit Empfindungen, die das Thier veranlaſſen, ſich in die Verborgenheit zurückzuziehen. Das thieriſche Leben tritt von der Oberfläche zurück. Zuerſt nimmt das Athmen ab, und dadurch vermindern ſich der Blutumlauf und die Wärmeerzeugung. Das Thier läßt ſich durch Eindrücke wecken, die auf das Gemeingefühl wirken, wie durch einen hohen Grad von Wärme oder Kälte oder durch andere Reize. Beim Erwachen treten Athmen, Blutumlauf und Wärmeerzeugung nur allmälig in den regelmäßigen Zuſtand zurück, und zwar um ſo ſpäter, je tiefer der Schlaf war. Der Winterſchlaf iſt ein wirklicher Schlaf, und hat mit dieſem, beſonders im Anfange, alle Erſcheinungen gemein. Das Murmelthier läßt ſich in den erſten Tagen ſchon durch ein ſchwaches Geräuſch erwecken. Der Schlaf iſt eine Abſonderung von der Außenwelt, wobei die organiſchen oder bildenden Lebensthätigkeiten zwar beſchränkt werden, aber zur Selbſterhaltung hinreichend fortdauern. Wie wir früher ſchon angedeutet haben, tritt hier deutlich eine Rückkehr in den urſprünglichen Zuſtand, in das Fruchtleben ein. Die Lage des ſchlafenden Thieres, die Unthätigkeit der Sinneswerkzeuge und der Bewegungsorgane, die Fortdauer des Lebens ohne Nahrung, die eignen im Darmkanale ſich bildenden Abſonderungen, die Beſchaffenheit des Bluts und der innern Lebenswärme, Alles zeigt dieſe auffallende Ähnlichkeit mit dem Fruchtleben. Der Winterſchlaf iſt nicht zunächſt von äußern Einflüſſen, dem Wechſel der Kälte und Wärme, abhängig, ſondern geht aus Veränderungen in der innern Organiſation hervor. Wird er durch äußere Reize geſtört, ſo tritt er nach der Entfernung derſelben bald wieder ein. Die gewaltſame Unterbrechung des Schlafes wird oft tödtlich; ſo z. B. ſtarb ein oft geweckter und gefütterter Igel, und das Fleiſch, das er gefreſſen hatte, fand ſich unverdaut im Darmkanale. Das Futter, das man Eidechſen vor ihrer Erſtarrung beibrachte, fand man gleichfalls unverdaut in den Eingeweiden, und bei denjenigen, die man nicht tödtete, erfolgte erſt im Frühling die Ausleerung. Selbſt wenn man ein Murmelthier während des Winters in einem warmen Zimmer aufbewahrt, macht es ſich ein Neſt und hält ſeinen Winterſchlaf, wie kurz oder unterbrochen er auch ſein möge.

Die bedingenden Urſachen dieſer Erſcheinung liegen zunächſt in dem Umſtande, daß die äußere Welt in einer beſtimmten Zeit die zur Erhaltung des thieriſchen Lebens nöthigen Mittel verſagt. Das Thier wird dann in einen Zuſtand verſetzt, in welchem es, ungeachtet jenes Mangels, ſein Leben zu erhalten vermag. Der Winterſchlaf ſoll gegen die ungünſtige Luftbeſchaffenheit der Jahreszeit ſchützen. Die Winterſchläfer ſind ſehr empfindlich gegen Kälte; der Igel und das Murmelthier erſtarren und ſterben, wenn man ſie einer Winterkälte oder im Sommer einer künſtlichen Kälte von 8° ausſetzt, weil ſie ihre Temperatur nicht zu behaupten im Stande ſind. Ebenſo wenig können die Winterſchläfer, wie es ſcheint, viel Hitze vertragen; während des Sommers gehen ſie, beſonders der Igel, nur in der Nacht aus, und athmen dann mehr als am Tage, während bei andern Thieren das Gegentheil ſtattfindet. Ihr Leben hat hinſichtlich der Wärmeerzeugung weniger Selbſtändigkeit, und es zeigt ſich daher bei ihnen der jährliche Schlaf feſter als der tägliche. Aus dieſem Umſtande iſt es zu erklären, warum der Winterſchlaf hier in der kälteſten, dort in der heißeſten Jahreszeit eintritt. So ſchläft der Alligator im nördlichen Amerika während des Winters, wie ſein Verwandter, das Krokodil in Ägypten, in den heißen Gegenden Amerikas aber in der trocknen und warmen Jahreszeit. Winterſchlaf iſt daher genau genommen nicht die richtige Bezeichnung jenes Zuſtandes, inſofern wir uns den Winter als eine kalte Jahreszeit denken. Auch aus andern Umſtänden geht hervor, daß die Kälte nicht die nächſte bedingende Urſache des Winterſchlafs iſt. Dieſer Zuſtand wird durch ein Vorgefühl beſtimmt und iſt weniger auf die Gegenwart als auf die Zukunft berechnet, da er vor dem Eintritt der Kälte anhebt und zu einer Zeit aufhört, wo die Frühlingswärme erſt bevorſteht. Beim Erwachen der Murmelthiere iſt es faſt immer kälter als bei dem Eintritte des Winterſchlafs, da auf den Bergen ihrer Heimat der Schnee oft nicht vor Ende des Mai ſchmilzt. Wie in heißen Ländern die Amphibien ſich in Sümpfen gegen die Hitze ſchützen, ſo ſuchen die europäiſchen Winterſchläfer Ruheorte, wo die Kälte geringer iſt, und verſchließen ſie gegen das Eindringen der kalten Luft. Sie ſichern ſich auf verſchiedene Weiſe nach den Verhältniſſen des Klimas ihrer Heimat. In Savoyen gräbt ſich das Murmelthier ſechs Fuß, in Sibirien 20 Fuß tief in die Erde ein. Wir haben bereits erwähnt, daß Kälte den Winterſchlaf ſtört, wie denn ein Hamſter, in einem offenen Kaſten der Kälte ausgeſetzt, wach bleibt, aber alsbald einſchläft, wenn man ihn vier bis fünf Fuß tief in die Erde gräbt. Murmelthiere erwachen, wenn man den Eingang ihres Baues öffnet und der kalten Luft Zutritt gibt. Wärme erweckt die Schläfer nicht ſo leicht als Kälte. Ein Igel, der durch Wärme erweckt wurde, blieb träge, nahm wenig Nahrung zu ſich und verdaute ſie nicht, und Fledermäuſe erwachten in einem Zimmer erſt bei mehr als 13° Wärme. Eine andere

Digitized by Google

bedingende Urſache des Winterſchlafs iſt der Mangel an Nahrung. Die europäiſchen Winterſchläfer leben von Nahrungsſtoffen, die im Winter fehlen, die Nagethiere von Pflanzen, die Fledermäuſe und Igel von Inſekten. Thiere, die im Winter Nahrung finden oder in der wärmern Jahreszeit Vorräthe aufhäufen, bleiben wach; diejenigen aber, die ununterbrochen ſchlafen, werden vor dem Rückzuge in das Winterlager ſehr fett und erhalten dadurch einen Vorrath von innerem Nahrungsſtoffe. Während des Schlafs wird die Thätigkeit des Lebens nach außen vermindert, folglich auch der Verbrauch der Kräfte herabgeſetzt und das Bedürfniß der Nahrung aufgehoben.

Wie wirken nun dieſe Umſtände, die Erſcheinungen des Winterſchlafs herbeizuführen? Die Triebe des Thieres ſind erloſchen, und es zieht ſich zurück, weil die Außenwelt ihm nichts mehr darbietet; es ſehnt ſich nach Ruhe, weil es nach halbjähriger Fütterung geſättigt iſt. Das Fett, als Überſchuß an bildender Thätigkeit, kündigt die Befriedigung des Nahrungstriebes an. Bei vielen Winterſchläfern hat es ſich ſo reichlich abgelagert, daß es die Eingeweide der Bauchhöhle ganz einhüllt, und die Bruſthöhle ausfüllt. Es veranlaßt die Schläfrigkeit des geſättigten und befriedigten Thieres und trägt mit andern Umſtänden, z. B. der gekrümmten Lage, dazu bei, den Raum für die Lungen zu beſchränken, wodurch das Athmen vermindert wird. Das Blut bleibt größtentheils in den Aderſtämmen, und es findet nicht mehr ein vollſtändiger Kreislauf ſtatt. Während indeß in dieſem Zuſtande die bildenden Lebensthätigkeiten fortdauern, entwickelt ſich in der Ruhe allmälig eine neue Empfänglichkeit für Eindrücke. Die Trägheit weicht, Muskeln und Nerven wirken lebhafter aufeinander, nach der Zerſetzung des Fettes wird die Lungenthätigkeit freier und durch das vermehrte Athmen mehr rothes Blut gebildet, welches das Gehirn zu erregen vermag. Zugleich treten Umſtände ein, die das Gemeingefühl beleben. Das Bedürfniß der Nahrung erwacht, und ſo erhebt ſich das Thier zu neuer Thätigkeit grade in der Zeit, wo die Außenwelt die Befriedigung ſeiner Triebe begünſtigt.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 121.)

Die Nauſkopie.

Schon im Jahre 1785 machte ein Franzoſe, Namens Bottineau, eine von ihm ausgehende neue Erfindung bekannt, die ihn in Stand ſetzen ſollte, die Annäherung eines Schiffes wahrzunehmen und vorauszuſagen, lange bevor daſſelbe vom Lande aus mit Fernröhren geſehen werden könnte. Er hatte ſeine Entdeckung zuerſt auf Isle de France gemacht, und begab ſich nun, mit Empfehlungsſchreiben vom Gouverneur und von mehren Offizieren, welche unverwerfliche Zeugniſſe ſeiner Kunſt enthielten, nach Paris, wo man dieſelbe jedoch nur kalt aufnahm und in Vergeſſenheit gerathen ließ, ſodaß ſie bis auf die neueſte Zeit ganz unbekannt geblieben iſt und mit ihrem Erfinder unbeachtet zu Grabe ging. Seinen Wahrnehmungen zufolge, ſagte Bottineau, ſei jedes Fahrzeug auf dem Meere gleichſam von einem Nebeltrabanten begleitet, der ihm oft mehre Tage vorausgehe. Die Nauſkopie — Schiffſchau — lehre nicht blos dieſes Nebelbild des Schiffes erkennen, ſondern man würde bei größerer Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt dahin gelangen, die Entfernungen und die Anzahl der heranſegelnden Schiffe genau zu beſtimmen. Es ſei ihm, behauptete er, durch lange Beobachtungen und durch Berechnung gelungen, dies wirklich feſtzuſetzen, und er habe ſich eine Scala entworfen, nach welcher er in Gegenwart des Gouverneurs von Isle de France und vieler Seemänner ankommende Schiffe mit der größten Zuverläſſigkeit vorhergeſagt habe. Aus der größern Dunſtmaſſe des Nebeltrabanten erkenne man, daß mehre Schiffe im Heranſegeln begriffen ſeien; die Nauſkopie beſchränke ſich jedoch nicht blos darauf, von der Küſte aus die Annäherung von Schiffen wahrzunehmen, ſondern auch auf dem Meere ſelbſt könne von einem Schiffe ein anderes in der Entfernung von 100 — 500 Seemeilen wahrgenommen werden, ſowie man auch die Nähe des Landes durch ein eigenthümliches Luftbild vom Meere aus in weiter Entfernung entdecken könne. Bottineau legte auf ſeine Entdeckung einen großen Werth, da er überzeugt war, daß mit ihrer Hülfe die Schiffahrt weſentlich vervollkommnet werden könne; auch hielt er ſie keineswegs für die beſondere Eigenſchaft eines Begabten, ſondern er nahm an, daß man ſie den künftigen Seemännern als einen Theil des Seedienſtes lernen könne. Laut ſeinen Zeugniſſen kündigte Bottineau während ſeines Aufenthalts auf Isle de France von 1778 — 82, wo er beim Ingenieurdepartement angeſtellt war, 575 Schiffe an, und zwar einige ſelbſt vier Tage zuvor, ehe ſie vom Ufer aus ſichtbar wurden. Beſondere Beachtung hierbei verdient der Umſtand, daß er mit unbewaffnetem Auge in ſeiner Kunſt mehr leiſtete als mittels der Fernröhre.

Neuerdings nun, nachdem Bottineau mit ſeiner Entdeckung längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt, gibt der franzöſiſche Capitain Dumont d'Urville, der auf dem Schiffe Aſtrolabe die Welt umſegelte, von dieſer Wiſſenſchaft wiederum Nachricht. Er lernte nämlich auf Isle de France den Signaldirector Feillefé kennen, einen Mann, fern von aller Aufſchneiderei und in ſeinem Dienſt, ſowie als Bürger und Familienvater allgemein geachtet. Dieſer behauptete ebenfalls im Beſitze der Wiſſenſchaft der Nauſkopie zu ſein. Er ſprach von derſelben mit eben dem Ernſte und der hohen Meinung wie Bottineau, und erzählte dem Capitain d'Urville, daß es früher auf Isle de France mehre ſichere Nauſkopen gegeben habe, er aber gegenwärtig der Einzige ſei, bei dem ſich dieſe Kunſt zu einer wirklichen Wiſſenſchaft ausgebildet habe. Feillefé beſitzt dieſe Eigenſchaft ſchon ſeit 30 Jahren und bemerkt ankommende Schiffe in einer Entfernung von 500 Meilen, wiewol dieſe Fälle, nach ſeiner eignen Angabe, nur ſelten ſind.

„Das Bild der heranſegelnden Schiffe", ſagt er, „ſpiegelt ſich am Firmament unter der Form einer braunen, dunkeln Wolke mit ſchwachen Umriſſen, und in einer dem Horizonte parallelen Richtung. Es nimmt einen Raum von zwei, drei und mehren Graden ein, je nachdem das Schiff näher oder entfernter iſt, und man kann ſogar an gewiſſen Zeichen die Claſſe, wozu es gehört, ſein Segelwerk und ſeine Richtung erkennen. Bei 45° iſt das Bild am klarſten, und nimmt an Beſtimmtheit ab, je nachdem es ſteigt oder fällt, d. h. je nachdem es ſich nähert oder entfernt. Sobald das Schiff vom Lande aus ſichtbar iſt, verſchwindet das Bild ganz."

Außer Feillefé befanden ſich auf der Inſel noch zwei weibliche Nauſkopen, Frau Dufailly, eine Schülerin Bottineau's, und Fräulein Aibourdin; Beide aber beſaßen die Kunſt nicht in der Vollendung wie Feillefé. Unſtreitig iſt, nach den angeführten Merkmalen, die Nauſkopie mit der Fata Morgana (ſ. Pf.-Mag. Nr. 67) nahe verwandt, und verdiente wol eine ernſtlichere Erwägung, beſonders wenn es ſich beſtätigen ſollte, daß dieſe Kunſt einer wiſſenſchaftlichen Vervollkommnung fähig iſt.

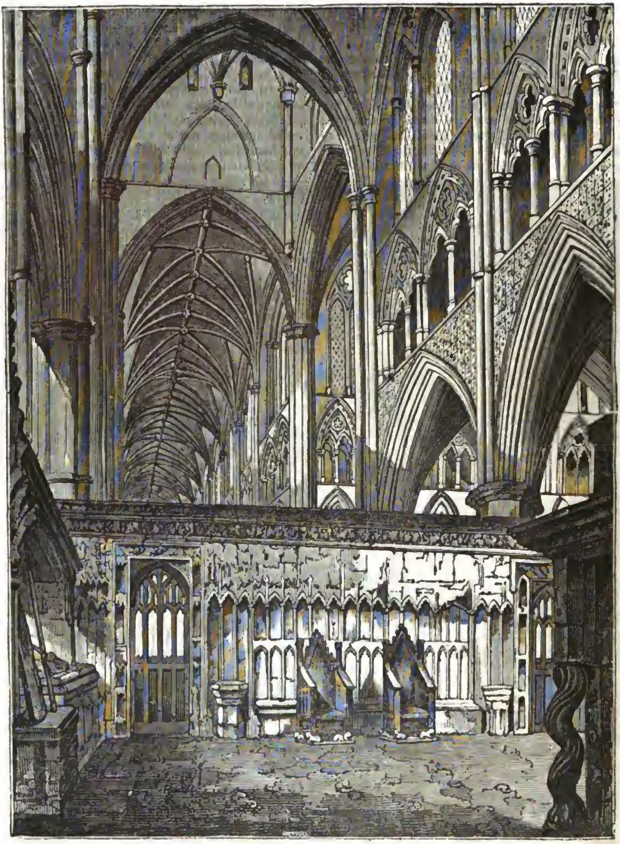
Digitized by Google

Gemälde von London.

(Fortſetzung aus Nr. 119.)

Unter den übrigen Kirchen Londons nimmt die Weſtminſterabtei den Rang nächſt der Paulskirche ein; wir verweiſen wegen dieſes engliſchen Pantheons auf die Nr. 78 des Pfennig-Magazins und geben hier eine Anſicht des auch dort erwähnten Poetenwinkels und des Schiffes der Kirche. Nächſt ihm wird St.-Stephan in Walbrook als Ch. Wren's Meiſterwerk angeſehen, und zeichnet ſich durch ſeine ſchönen Verhältniſſe aus. Ein großer Theil der Kirchen Londons iſt in engen Gaſſen verſteckt; Mary-le-Bone, St.-Giles und St.-Saviour hübſche, gothiſche Tempel; St.-Giles in the Fields und St.-Sepulchre, St.-Andrews in Holborn gehören nebſt der neuen St.-Pancraskirche und der Kapelle am Waterlooplatz zu den eleganteſten kirchlichen Gebäuden Londons. Außer den biſchöflichen Kirchen zählt London 16 katholiſche, ſieben deutſche lutheriſche und proteſtantiſche, zwei holländiſche, ſechs franzöſiſche, eine ſchwediſche, eine ſchweizeriſche, eine griechiſche und eine armeniſche Kirche oder Kapelle, ferner

Der Poetenwinkel.

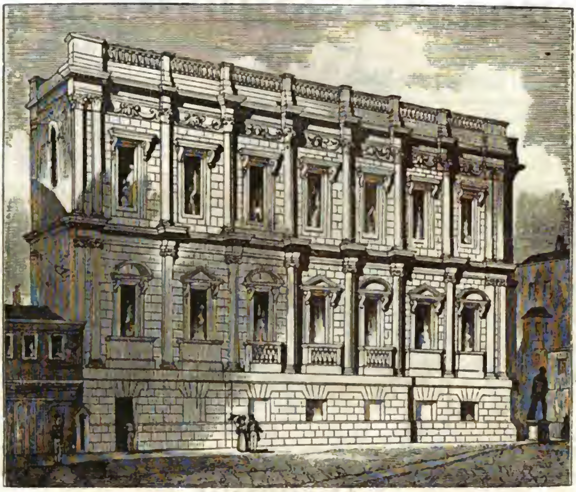


Das Innere der Weſtminſterabtei.

ſechs Synagogen und über 100 Bethäuſer der mehr oder weniger von der biſchöflichen Kirche abweichenden proteſtantiſchen Parteien.

Unter den Paläſten Londons, die dem Könige gehören, iſt keiner des Fürſten eines ſolchen Reiches würdig. Vor Jakob I. bewohnten die Könige Englands theils den Tower, theils Weſtminſterhall. Der alte St.-Jamespalaſt, im Norden des gleichnamigen Parks von Jakob I. erbaut und ſeit 1695 die Reſidenz der Könige von England, war nie weder großartig noch ſchön. Auf der Frontſeite von St. Jamesſtreet führt ein tiefer Thorweg in einen engen Hof, mit niedrigen, unanſehnlichen Gebäuden umgeben. Zwei andere Höfe ſind nicht beſſer; die prachtvollen Staatszimmer liegen nach dem Park heraus, der allerdings eine reizende Umgebung bildet. Nichts an dem Gebäude iſt königlich, Alles hat, obgleich erſt 1821 durchaus erneut, ein ödes und verfallenes Anſehen. Carltonhouſe, ſonſt Burlingtonhouſe, ein Privatpalaſt Georg II., war ein kleines zierliches Gebäude, iſt aber abgetragen worden, und ſeitdem ein neuer Palaſt im St.-Jamespark erbaut, an dem wenigſtens die Gartenfaçade groß und be-

Digitized by Google



Whitehall.

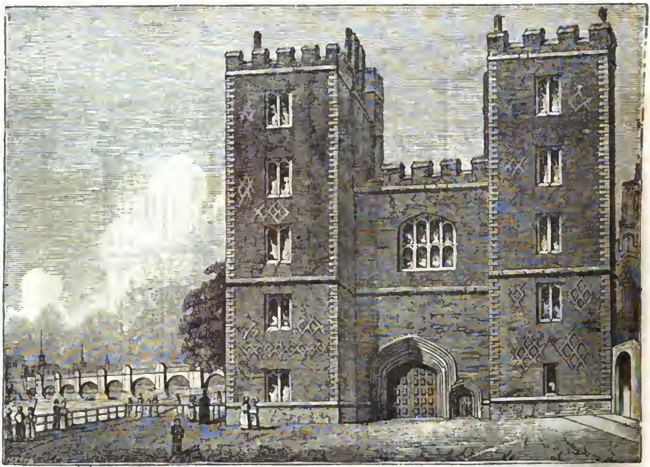
friedigend iſt. Das Dach und die Säulen daran ſind von Gußeiſen, das Ganze iſt leicht, einfach und in einzelnen Theilen ſelbſt prachtvoll. Noch iſt hier der Palaſt von Whitehall zu nennen, den Heinrich VIII. vom Cardinal Wolſey kaufte, und welcher die königliche Wohnung bis 1697 blieb, wo eine Feuersbrunſt ihn zerſtörte. Der jetzige Whitehallpalaſt, von dem wir eine Abbildung der Hauptanſicht geben, iſt ein ſchönes Gebäude von Quadern, in gutem Styl gebaut, aber er iſt nur ein Pavillon des alten großen Palaſtes, der bis zum St.-Jamespark reichte. Der Hauptſaal darin iſt von Rubens gemalt. Hier ward Karl I. auf einem Gerüſte vor der nördlichen Front, am 30. Jan. 1649, enthauptet. In dem Garten von Whitehall, nach der Themſe zu, ſteht eine ſchöne Bronzeſtatue Jakob II. Dieſe Statue iſt ein Werk des Bildhauers Gibbons, der während der Regierung Karl II. in London lebte und von dieſem beſonders ausgezeichnet wurde. Sie ſteht auf einem einfachen Piedeſtal und ſtellt den König als römiſchen Imperator, mit dem Lorberkranze auf dem Haupte, dar. Seine Rechte hielt früher einen Commandoſtab. Das Geſicht des Königs hat den Ausdruck eines finſtern, faſt melancholiſchen Ernſtes.

In Betreff des Tower beziehen wir uns auf Nr. 82 des Pfennig-Magazins. Prachtvoll iſt Somerſethouſe, der Sitz mehrer Regierungsbehörden und der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Hier wohnte oft die Königin Eliſabeth. Der ganze Palaſt nimmt eine Länge von 800 Fuß auf 500 Fuß Breite ein. Seit 1775 von Chambers neu gebaut und mit einer Terraſſe längs der Themſe geziert, gehört dieſer Palaſt zu den vorzüglichſten Bauwerken Londons. Das neue Poſthaus (vgl. Pf.-Mag. Nr. 31), das prachtvolle Zollhaus an der Themſe mit einem der größten Säle in Europa, die neuhergeſtellte Schatzkammer, das alterthümliche Manſionhouſe, die Amtswohnung des oberſten Stadtbeamten der Altſtadt London (Lord-Mayors), das britiſche Muſeum, die Univerſität (vgl. Pf.-Mag. Nr. 63), das King'scollege (vgl. Pf.-Mag. Nr. 61), das mediciniſche Collegium, die großen, vortrefflich eingerichteten Hoſpitäler von Bethlem in Lambeth, ſeit 1814 gänzlich umgebaut, Bartholomewſpital in Smithfield, von Gibbs 1729 neu erbaut und für 11,000 Kranke Raum bietend, das Findlings- und das Guyhoſpital (vgl. Pf.-Mag. Nr. 91), die ungeheuren Gefängniſſe von Coldbathfield, wo die Gefangenen claſſenweiſe wohnen, Unterricht erhalten und zum Erwerbe angeleitet werden: alle dieſe und andere Prachtgebäude ziehen das Auge des Fremden durch ihre Schönheit auf ſich, nachdem ſie durch ihre Größe ihn zuerſt überraſcht haben.

Unter den Privatpaläſten ſind die ausgezeichnetſten der des Herzogs von Wellington, neben welchem die Frauen von London einen koloſſalen Achilles mit des Herzogs Geſichtszügen errichten ließen; Northumberlandhouſe in Charing, 1821 prachtvoll erneut. Der Lambethpalaſt, von dem wir eine Abbildung geben, Reſidenz des Erzbiſchofs von Canterbury, aus dem 13. Jahrhundert, iſt vielleicht das älteſte Gebäude Londons, einſt der Sitz des Ketzergerichts, mit den Ketzergefängniſſen im Lollardsthurm, der ſeinen Namen von den Lollarden, den grauſam verfolgten Anhängern Wicleff's im 14. Jahrh., erhalten hat. Der Palaſt von Marlborough in Pallmall, Spencerhouſe am St.-Jamesſquare, in ſchönem griechiſchen Style, Bedfordhouſe, alles Wohnungen der reichſten Familien des Landes. Schwer zugänglich, verſchließen dieſe ſchönen Schlöſſer reiche Sammlungen, Schätze des Alterthums und Meiſterſtücke der Kunſt vor den Augen des Fremden.

Unter den 13 Theatern Londons gehört zu den bedeutendſten die italieniſche Oper mit einem Raum für 2400 Perſonen. Von außen ziert eine Colonnade

Digitized by Google



Der Lambethpalaſt.

von eiſernen Säulen das Gebäude, der Saal gleicht dem Scalatheater zu Mailand. Das Theater Drury-lane beſteht ſchon ſeit 1662. Zweimal, 1771 und 1809, brannte es ab, erſtand aber jedesmal ſchöner wieder; es faßt 3000 Zuſchauer, und von hier ging der Ruhm des engliſchen Schauſpiels aus. Coventgardentheater iſt nach dem Minervatempel in Athen 1808 neu erbaut, und gehört zu den ſchönſten Theatern Europas; es hat ebenfalls für 3000 Perſonen Raum. Das Theater von Haymarket iſt zierlich und klein; dieſes und die engliſche Oper am Strand ſind die einzigen Sommertheater Londons. In Aſtley's Amphitheater werden meiſt blos Reiterkünſte und dergl. dargeſtellt. Die übrigen Theater, Royalcircus, Sadler's Wells und andere, ſind Volksbühnen.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 121.)

Dampfſchiffahrt durch Eis.

In Nordamerika hat man auf eine neue Art die Dampfſchiffahrt in Anwendung gebracht. Zu Baltimore iſt nämlich ein Dampfſchiff erbaut worden, welches dazu beſtimmt iſt, andern Fahrzeugen das Aus- und Einlaufen möglich zu machen, wenn die Häfen vom Eiſe geſperrt ſind. Dieſes Dampfſchiff führt den Namen Secours (Hülfe) und iſt bereits ſeit dem Anfange dieſes Jahres in Thätigkeit. Da die mit demſelben vorgenommenen Verſuche über alle Erwartung günſtig ausfielen, ſo wird künftig die Handelsmarine der Vereinigten Staaten den großen Vortheil genießen, daß ihre Thätigkeit auch in dem kälteſten Winter nicht unterbrochen wird. Beim erſten Verſuch lief der Secours mit einer Brigg, die er ins Schlepptau genommen hatte, aus dem Hafen von Baltimore und bahnte ſich mit Leichtigkeit einen Weg durch die faſt anderthalb Fuß dicken Eisſchollen. Nachdem das Dampfſchiff die Brigg glücklich bis zu einer Stelle geführt, von wo ſie die hohe See ohne weitere Gefahr erreichen konnte, ging es nach dem Hafen von Annapolis, der ebenfalls vom Eiſe geſperrt war. Am folgenden Tage lief es von da einem Dampfſchiffe entgegen, das glücklich noch an demſelben Tage nach Baltimore geführt wurde. Den glänzendſten Beweis ſeiner Tüchtigkeit gab der Secours jedoch am vierten Tage, wo er vier anſehnliche Schiffe zugleich ins Schlepptau nahm und ſie ohne Unfall durch das Eis zog. Das Äußere des Secours weicht von andern Dampfſchiffen ab; ſein Vordertheil iſt ſehr abgeplattet und aufwärts gerichtet, und der im Waſſer gehende Theil des Rumpfes hat die Geſtalt eines Spatels, ſodaß er nicht an das Eis ſtößt, ſondern darauf ſteigt. Seine Schaufelräder, jedes über 100 Ctr. ſchwer, ſind von Holz und Eiſen und haben eine ſo gewaltige Kraft, daß ſie das Eis zermalmen. Dieſes weicht dem Drucke des Schiffes, ſowie es darauf gleitet, und wird nach hinten unter die Räder getrieben. Man hat bereits als Verbeſſerung vorgeſchlagen, anſtatt dieſer das Eis zermalmenden Räder ſolche anzubringen, die es zerſägen, und die mithin von weit leichterm Gewicht ſein könnten. Alsdann würde eine Maſchine von geringerer Kraft Daſſelbe leiſten und eine bedeutende Erſparniß an Brennmaterial eintreten.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

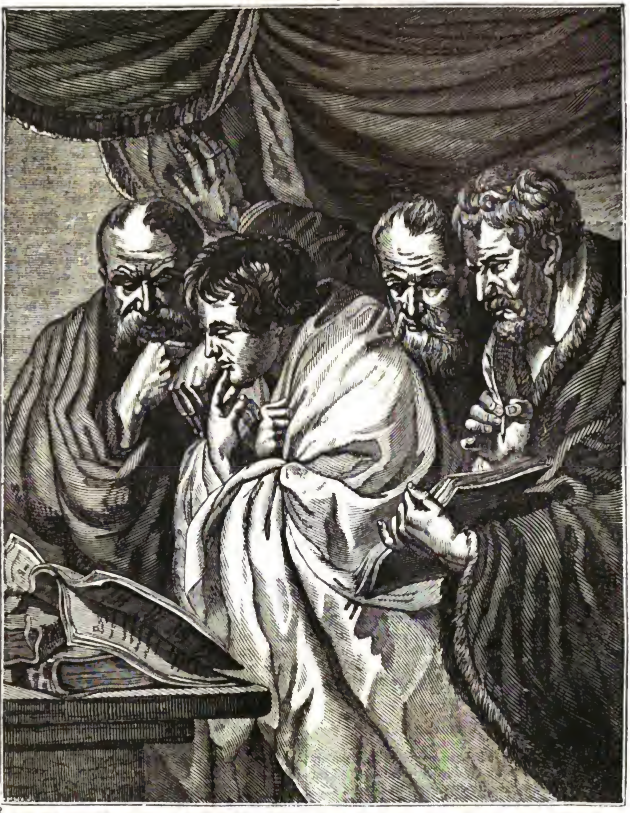
der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

121.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Juli 25, **1835**.

Die vier Evangeliſten.

Gemälde von Jordaens.



Jakob Jordaens, einer der vorzüglichſten Meiſter der flamändiſchen Malerſchule, war zu Antwerpen 1594 geboren. Er erlernte die Elemente der Zeichnenkunſt bei Adam van Oort, mit deſſen Tochter er ſich faſt noch im Jünglingsalter verheirathete. Schon als Schüler war Jordaens ſehr fleißig, und obgleich er nie Gelegen=

Digitized by Google

heit hatte, Italien zu beſuchen, ſo ſtudirte er doch um ſo eifriger die Werke italieniſcher Meiſter in ſeinem Vaterlande. Ein beſonderes Studium verwendete er auf die Werke Caravaggio's, Tizian's und Paul Veroneſe's. Das außerordentliche Anſehen, worin Rubens in ſeinem Vaterlande ſtand, erregte die Bewunderung des jungen Jordaens und es gelang ihm, ſich die Freundſchaft deſſelben in hohem Grade zu erwerben. Dem Umgange und der Belehrung dieſes Meiſters verdankt Jordaens jenes brennende Colorit und die große Vollkommenheit im Helldunkel, welche ſeine Gemälde auszeichnen. Da er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit arbeitete, ſo erzählt man, daß er eines ſeiner größten Gemälde: Pan und Syrinx, welches eine ausgedehnte Landſchaft, mit vielen lebensgroßen Figuren ſtaffirt, vorſtellt, in ſechs Tagen vollendet habe. Der Ruf dieſes Künſtlers verbreitete ſich auch außerhalb ſeines Vaterlandes, ſodaß er von allen Seiten bedeutende Aufträge erhielt. So trug ihm der König von Schweden, Karl Guſtav, eine Reihe von zwölf Gemälden auf, welche die Paſſion vorſtellen, und für die Prinzeſſin Emilie von Solms, Witwe des Fürſten Friedrich Heinrich von Naſſau, malte er eine Todtenfeier dieſes Fürſten, ein allegoriſches Gemälde von ungeheuerm Umfange, welches den Gemahl der Fürſtin auf einem Siegeswagen, von vier weißen Roſſen gezogen, vorſtellte, umgeben von Trophäen aller Art und ſinnreichen allegoriſchen Gruppen. Auch Rubens, der das Talent ſeines Freundes wohl zu würdigen verſtand, beſchäftigte ihn auf mannichfache Weiſe und trug ihm unter Anderm die Fertigung der Cartons zu den Tapeten im Schloſſe zu Madrid auf, welche Philipp IV., König von Spanien, beſtellt hatte. Auch hatte er ſich der Ehre zu erfreuen, daß man längere Zeit mehre ſeiner Werke für Rubens' Arbeiten hielt, unter Anderm das große Altarblatt der Kirche St.-Walburg, welches Chriſtum im Tempel unter den Schriftgelehrten vorſtellt.

Jordaens führte ein langes und wahrhaft heiteres Künſtlerleben, da er ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit ein anſehnliches Vermögen erwarb und ſeine frohe Laune und glückliche Gemüthsſtimmung ihn für Lebensgenuß aller Art empfänglich machte. Unter ſeinen vornehmſten Arbeiten nennt man die Anbetung der Hirten, eine Kreuzigung, das Familienconcert, die Austreibung der Wucherer aus dem Tempel, das unter dem Namen Le roi boit (der König trinkt) bekannte vortreffliche Gemälde, welches eine niederländiſche Feier des heiligen Dreikönigsfeſtes vorſtellt, und das in unſerer Abbildung mitgetheilte: die vier Evangeliſten. Die Harmonie der Farben, die kunſtvolle Vertheilung von Licht und Schatten und die ausdrucksvollen Köpfe der Evangeliſten geben dieſem Gemälde einen hohen Rang.

Jordaens war auch als Kupferſtecher durch Keckheit und Fertigkeit in der Ausführung ausgezeichnet und es gibt von ſeiner Hand nach eignen Gemälden ſehr ſchätzenswerthe Arbeiten in dieſer Gattung. Er ſtarb 1678 in ſeiner Vaterſtadt, die er nur ſelten verlaſſen hatte.

Perſiſcher Gewerbfleiß.

Die Perſer zeichneten ſich ſchon vor vielen Jahrhunderten, und beſonders unter der Herrſchaft der abbaſſidiſchen Khalifen, durch ihre Induſtrie aus. Koſtbare Tapeten wurden damals aus Seide und Wolle gewebt und mit Gold reich durchſtickt, welche als Wandverzierung dienten und nach der Türkei und dem ganzen Oriente verhandelt wurden. Noch jetzt iſt das Manufacturweſen in Perſien nicht unbedeutend, und der größte Theil jener koſtbaren Teppiche, welche wir unter dem Namen der türkiſchen kennen, wird dort aus Schafwolle gefertigt. Ferner liefert der perſiſche Kunſtfleiß koſtbare Stickereien und Brocate in Gold, Silber, Seide und Halbſeide, Waffen, beſonders vortreffliche Säbel, welche mit Gold und Silber ausgelegt und oft ſelbſt mit Edelſteinen beſetzt ſind, irdene Gefäße, die an Feinheit und Sauberkeit faſt dem chineſiſchen Porzellan gleichkommen, Leder-, Papier- und Juwelierarbeiten. Auch ein großer Theil der ſchönen, aber auch ebenſo koſtbaren orientaliſchen Shawls wird in Perſien verfertigt.

Winterleben der Thiere.

(Fortſetzung aus Nr. 120.)

Wir gehen nun zu den jährlich wiederkehrenden Erſcheinungen über, die ſich nur in einzelnen Seiten des thieriſchen Lebens zeigen, und in Übereinſtimmung mit dem Wechſel der Jahreszeiten theils in Veränderungen der Hautbedeckung, theils in den Äußerungen der Triebe der Selbſterhaltung und der Fortpflanzung hervortreten. Hat die Natur den Menſchen auch dadurch von der übrigen Thierwelt abgeſondert, daß ſie ihm keine eigenthümliche Hautdecke gab, und es ihm überließ, nach dem Klima, nach den Jahreszeiten und nach ſeinen Beſchäftigungen ſich eine Bedeckung zu wählen, ſo verlieh ſie dagegen den Thieren eine Bekleidung, die für ihre Zuſtände und Gewohnheiten paßt. Diejenigen Thiere, welche in warmen Erdgegenden leben, haben daher eine ſehr dünne Hautbedeckung, während die Bewohner der nördlichen Polarländer in dicke Pelze gehüllt ſind. In Spanien und Syrien haben Hunde und Schafe ein feines, büſchelartiges und ſeidenes Haar, der ſibiriſche Hund und der isländiſche Widder ein langes und ſtarres. In noch wärmern Gegenden wird die Hautbekleidung noch dünner und die Thiere ſind faſt nackt, wie die Hunde in Guinea, die Schafe in Afrika und Indien. Die Hautbedeckung der Thiere, die in kalten Erdgegenden wohnen, unterſcheidet ſich aber auch in anderer Beziehung weſentlich von der Hautdecke der Bewohner warmer Länder. Die Schweine in warmen Gegenden haben blos Borſten, die der ganzen Familie eigen ſind, aber in kalten Ländern iſt die Haut zunächſt mit einer feinen gekräuſelten Wolle bedeckt, über welche die langen Borſten hervorſtehen. Das Vließ der Schafe in Spanien, England, Deutſchland und andern Ländern unter gleichem Himmelsſtriche beſteht blos aus Wolle; in Island und andern nördlichen Gegenden iſt die Wolle mit langen Haaren vermiſcht, die dem Vließ auf dem erſten Blick ein grobes Anſehen geben. Die jetzt lebende Art des Nashorns und der Elefant der ſüdlichen Länder haben faſt gar keine Haardecke, wogegen diejenigen Thiere dieſer Gattungen, die früher im mittlern und nördlichen Europa lebten, und deren Überreſte jetzt in verſchiedenen Schichten der Erdrinde gefunden werden, langes Haar und eine dicke kurze gekräuſelte Wolle hatten. Das Klima übt einen mächtigen Einfluß auf die Abſonderung in den Gefäßen des Körpers jener Thiere, worin eben die Urſache der Zunahme oder der Verminderung ihrer Hautbedeckung zu ſuchen ſein mag. Dieſen Einfluß des Klimas auf die Hautbedeckung der Thiere bemerkt man auch bei dem Wechſel der Jahreszeiten in allen gemäßigten und kalten Erdgegenden. Im Winter wird die Bedeckung dichter und verändert oft auch ihre Farbe.

Beobachten wir unſere Hausthiere vor dem Ein-

Digitized by Google

tritte des Winters, ſo können wir die Veränderung in ihrer Bedeckung leicht bemerken. Die Hautbekleidung wird nicht nur erneut, ſondern auch dichter und länger. Dies zeigt ſich auffallend bei denjenigen vierfüßigen Thieren, die während des Winters außer dem Hauſe leben und allen Abwechſelungen der Witterung ausgeſetzt ſind; aber ſelbſt bei denjenigen, die im Winter im Hauſe wohnen, wird der Pelz länger und dicker, je nachdem die Wohnung mehr oder weniger warm iſt. Das Rindvieh an den Seeküſten hat ein kürzeres und dünneres Haar, als dasjenige, das in höhern Gegenden lebt. Je länger der Winter in einem Lande dauert, deſto länger dauert auch das Winterhaar; ſo erſcheint es bei dem Biſamochſen an der Hudſonsbai in Nordamerika unmittelbar nach dem Ausfallen des vorjährigen, und bei dem Berghaſen dauert es in der Schweiz ſechs bis ſieben Monate, in Norwegen und in Lappland zehn Monate, in Grönland das ganze Jahr. Nach der Verſchiedenheit des Klimas iſt auch die Hautbedeckung der Thiere verſchieden; in warmen Ländern iſt das neue Haar von gleicher Beſchaffenheit mit dem alten, und in den kälteſten Ländern der Unterſchied bedeutender als in gemäßigten, wie denn z. B. das Winterhaar der Pferde in Deutſchland von dem Sommerhaare nur etwas verſchieden, in Norwegen aber ſehr lang und zottig iſt. Wenn aber die winterliche Hautbedeckung der Thiere in gemäßigten Erdgegenden im Sommer ſich nicht veränderte, ſo würde ſie in der wärmern Jahreszeit unbequem werden; daher wird bei der Annäherung des Sommers der dichte Pelz nach und nach abgeworfen. Dieſes **Hären** der Thiere findet zu verſchiedenen Jahreszeiten ſtatt, nach der körperlichen Beſchaffenheit derſelben und nach dem Grade der Wärme. Bei dem Maulwurf iſt es gegen Ende des Mais vorüber. Die Wolle der Schafe, wenn man ſie abfallen läßt, wird ſelten vor Ende des Juni abgeworfen. In den nördlichen ſchottiſchen Inſeln, wo die Schafe nie geſchoren werden, warten die Bewohner die Zeit ab, wo die Wolle ausfallen will, und ziehen ſie dann heraus. Wenn der Anfang des Winters ſehr milde iſt, ſo bemerkt man, daß der Pelz langſamer zunimmt, weil das Thier keine dichtere Hautbedeckung braucht; ſobald aber die Kälte ſteigt, werden die Haare ſtärker und länger. Dies geſchieht zuweilen außerordentlich ſchnell bei Haſen und Kaninchen, deren Hautbedeckung ſelten eher dicht wird, als vor dem erſten Schnee oder Froſtwetter. Unter den Vögeln ſorgt die Natur auf ähnliche Weiſe für das Schneehuhn, das vor dem Eintritt des Winters eine warme, bis zu den Zehen reichende Bedeckung der Füße erhält. Ungeachtet der Übereinſtimmung dieſer Veränderungen mit Abwechſelungen in dem Zuſtande der Erde, ſind jedoch jene nicht die Wirkungen von dieſen, ſondern die bildende Kraft des innern Lebens, durch ein Vorgefühl der Ereigniſſe beſtimmt, wirkt auch hier, um dem Thiere Schutz zu geben.

Das Mauſern der Vögel iſt gleichfalls eine Vorbereitung für den Winter, dem Hären der vierfüßigen Thiere ähnlich. Während des Sommers iſt das Gefieder der Vögel vielen Zufällen ausgeſetzt, ja bei manchen Vögeln werden die Federn ſogar ausgerupft, um ihre Neſter auszufüttern. Vor Eintritt des Winters, wenn die Jungen flügge geworden ſind, fallen die alten Federn aus, und werden durch neue erſetzt. Die Vögel ſcheinen während des Mauſerns ſehr ſchwach zu ſein, und waren ſie früher nicht geſund, ſo ſterben ſie leicht während dieſer Veränderung. Sie bedürfen einer wärmern Temperatur und gegen das Ende der Mauſerzeit einer reichlichern Nahrung. Einige, die ſchnell mauſern, z. B. die wilden Gänſe, bringen dieſe Zeit in Schlupfwinkeln zu, da ſie mehr von dieſer Veränderung angegriffen werden und eine Zeit lang nicht fliegen können, während diejenigen, die langſam und jährlich zweimal mauſern, weniger Beſchwerden fühlen. Dieſe gänzliche Erneuerung des Gefieders gibt den Vögeln eine vollkommene Winterbedeckung, und ſetzt ſie in Stand, der rauhen Jahrszeit zu widerſtehen.

Die Verſchiedenheit der Farbe der Hautbedeckung im Sommer und Winter zeigt ſich auffallend bei vierfüßigen Thieren und Vögeln. Der Alpenhaſe oder Berghaſe (Lepus variabilis), den man z. B. im ſchottiſchen Hochgebirge findet, hat im Sommer eine bräunlichgraue Farbe, die ſich aber vom September an allmälig in Schneeweiß umwandelt. So bleibt ſie während des Winters und wird im April oder Mai wieder dunkler. Eine ähnliche Veränderung findet man bei dem Hermelin. Im Sommer hat ſein Pelz eine röthlich braune Farbe, im Herbſt wird er gelblich, und in Schottland im November ſchneeweiß. Die Winterbekleidung liefert das koſtbare Hermelinpelzwerk. In den erſten Frühlingsmonaten wird die weiße Hautbedeckung mit Braun gefleckt, bis ſie im Mai wieder die Sommerfarbe annimmt. Bei einigen Thieren werden die hellern Farben im Winter nur bleicher, wie bei den Rennthieren und Rehen; die ſchwarzbraune wird hellbraun mit Grau gemiſcht bei dem Elenn, die röthlichbraune wird graubraun bei dem Hirſche. Unter den Vögeln ſind ſolche Veränderungen der Farbe des Gefieders ſehr häufig, und haben die Naturforſcher nicht ſelten verleitet, Vögel einer Gattung für verſchiedene Arten zu halten. Das Schneehuhn (Tetrao lagopus) hat im ſchottiſchen Hochgebirge im Sommer ein aſchgraues Gefieder mit kleinen dunkeln Flecken und Streifen. Im Winter verſchwindet die dunkle Farbe, und das Gefieder wird ganz weiß. Iſt der Winter ſehr gelinde, ſo iſt dieſe Veränderung zuweilen nur unvollkommen, und es bleiben einige dunkle Flecke zurück. Im Frühling wird das Wintergewand wieder gefleckt, und der Vogel verliert viel von ſeiner Schönheit. Auch das erſte Gefieder der Jungen iſt wie bei den Alten, und wird bei Annäherung des Winters weiß. Bei den Waſſervögeln hat man ähnliche Veränderungen der Farbe des Gefieders bemerkt. So hat das ſchwarze Taucherhuhn an den ſchottiſchen Küſten im Sommer eine rußigſchwarze Farbe mit einem weißen Fleck auf den Flügeln, im Winter aber verſchwindet die ſchwarze Farbe, und das Gefieder erhält aſchgraue Flecke auf weißem Grunde. In nördlichern Gegenden, z. B. in Grönland, wird dieſer Vogel im Winter ganz weiß. Bei manchen Vögeln bemerkt man eine ſolche Veränderung nur in einem kleinen Theil des Gefieders. So hat der Alk (Alca) während des Sommers ſchwarze Flecke am Kopf und Halſe, im Winter aber werden dieſe Theile ſchmuzigweiß. Auch gibt es mehre Vögel, bei welchen eine Verſchiedenheit in der Farbe des Gefieders im Sommer und Winter ſtattfindet, wiewol ſie nicht ſo auffallend iſt, als in den angeführten Beiſpielen. Die Sommerfarbe iſt glänzend und lebhaft, die Winterfarbe dunkel. So hat der Hüllweiher (Tringa alpina) im Sommer ein ſehr ſchwarzes und röthliches Gefieder, das im Winter matt und aſchfarbig wird.

Dieſe Umſtände müſſen zu der Frage führen, woher dieſe Veränderungen der Farbe in der Hautbedeckung entſtehen. Einige Naturforſcher haben geglaubt, daß diejenigen vierfüßigen Thiere, welche wie der Berghaſe und das Hermelin im Winter weiß werden, ihr

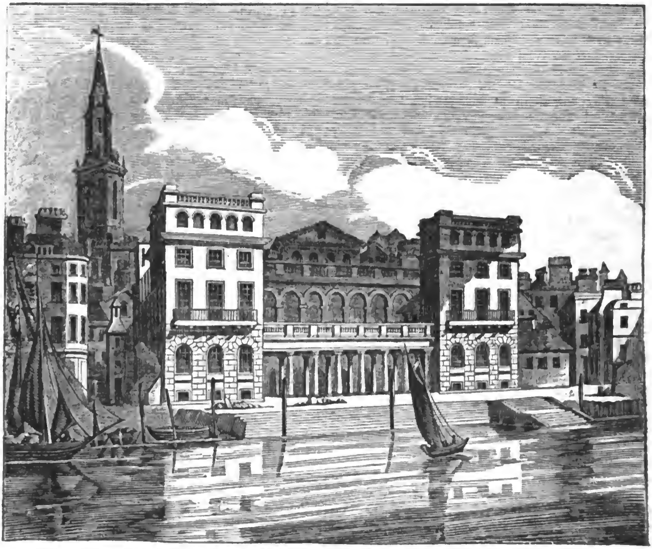
Digitized by Google

Haar zweimal im Jahre abwerfen; im Herbſt, um den Sommerpelz und im Frühling, um den Winterpelz abzulegen. Dieſe Meinung ſcheint jedoch keineswegs durch wirkliche Beobachtungen unterſtützt zu werden, und ebenſo wenig kann man einen Grund dafür in ähnlichen Erſcheinungen im thieriſchen Leben finden. Beobachten wir, wie das menſchliche Haupthaar bei Annäherung des Alters grau wird, ſo bemerken wir leicht, daß die Veränderung nicht durch das Wachſen eines neuen Haars von weißer Farbe, ſondern durch eine Veränderung der Farbe des alten Haars entſteht. Daher findet man, daß einige Haare in der Mitte blaß, an den Spitzen weiß, unten aber dunkel ſind. Das menſchliche Haupthaar iſt darin dem Haare niederer Thierclaſſen ungleich, daß es immer unten dunkel iſt, und während des Übergangs in die graue Farbe ſo bleibt. Aus dieſen Umſtänden können wir die Folgerung ziehen, daß die Umwandlung der Farbe bei den Haaren der Thiere im Winter aus einer Veränderung der Farbe derjenigen Abſonderungen in den Haarzwiebeln, welche das Haar nähren, oder vielleicht dadurch entſteht, daß die Abſonderung eines färbenden Stoffes vermindert wird, oder ganz aufhört. Entſtände die Veränderung der Farbe durch das Wachſen neuer Haare, ſo müßte bei denjenigen Thieren, welche in ihren Haaren verſchiedene Übergänge von Farben zeigen, wie z. B. das Hermelin, nach dem Eintritte des Winters von Weiß durch Gelb in Braun, ihr Haar mehrmal im Jahre abgeworfen werden. Aber wie entſteht die Veränderung bei den Vögeln? Wir haben gehört, daß das junge Schneehuhn anfänglich ein geflecktes Gefieder hat, wie das alte. Es wird weiß im Winter und wieder gefleckt im Frühling; es müßte daher, wenn die Veränderung der Farbe durch Mauſern entſtände, dreimal binnen zehn Monaten neue Federn erhalten. Dies wäre ein Aufwand von Lebenskraft, den ſchwerlich ein Vogel aushalten könnte. Ausgewachſene Vögel müßten unter jener Vorausſetzung zweimal mauſern. Man darf daher annehmen, daß die Veränderung der Farbe in den alten Federn vor ſich geht, da ſie von dem gewöhnlichen jährlichen Mauſern der Vögel unabhängig iſt. Überdies bemerken wir auch, daß die Farbe anderer Theile der Vögel, z. B. der Füße und des Schnabels, ſich nach den Jahreszeiten verändert. Sowie bei dieſen Theilen eine Veränderung in den färbenden Abſonderungen ſtattfindet, kann es auch bei den Federn ſein. Dieſe Meinung wird auch durch Beobachtungen unterſtützt. Ein britiſcher Naturforſcher unterſuchte vor mehren Jahren einen zu Ende des Februars geſchoſſenen Alk, der am untern Theile des Kopfes noch das weiße Wintergefieder hatte, während die Federn am Halſe ſchon dunkler geworden waren, unten und in der Mitte eine ſchwärzlichgraue Farbe, an den Spitzen aber noch immer die weiße hatten und der Übergang von der ſchwarzen zur weißen durch die graue Farbe ging.

(Fortſetzung folgt in Nr. 122.)

Gemälde von London.

(Fortſetzung aus Nr. 120.)



Hungerford-Market.

Von den prachtvollen Brücken Londons hat Nr. 14 des Pfennig-Magazins Nachricht gegeben. Allein einer ausgezeichneten und ganz eigenthümlichen Schönheit Londons müſſen wir noch hier gedenken, nämlich ſeiner Squares, freier, mit Gartenanlagen verſehenen, von zierlichen Gittern umgebener Plätze. Zwar ſind dieſe Plätze nicht eigentlich öffentlich, ſondern vielmehr nur den anwohnenden Hauseigenthümern zur

Statue Wilhelm III.

Benutzung überlaſſen, welche zu den Eingängen ihre Schlüſſel haben; doch erfreut ſich das Auge des Vorübergehenden an den ſchönen, grünen Lauben und Blumenbeeten inmitten der mit Staub und Kohlendampf erfüllten Stadt. In der engen, übervölkerten City iſt für ſolche Räume wenig Platz geweſen, allein Weſt-

Digitized by Google

minſter und beſonders Weſtend enthält deren viele und ſehr reizende. Unter ihnen ſind die ſchönſten: Grosvenorsſquare, den man mit ſeinen üppigen Roſen- und Lilalauben, welche eine Reiterſtatue Georg II. verbergen, für den ſchönſten hält; Cavendiſhsſquare mit einer Statue des Herzogs Wilhelm von Cumberland; Bloomsburysſquare mit einer koloſſalen Bildſäule von James Fox geziert; Leiceſter- und Queensſquare, beide mit ſchönen Bildſäulen; Belgraves- und Eatonsſquare, vom Grafen Grosvenor angelegt; Hanoverſquare; Portmansſquare, der dem Grosvenorſquare den Rang ſtreitig macht; Soho- und Mancheſterſquare, der erſtere berühmt durch ſeinen ſchönen Bazar; Lincolns-Jnn-Fields mit ſchönen Gebäuden geziert, z. B. dem Royal Surgeoncollege, der größte Platz Londons; Ruſſellsſquare mit der Statue des Herzogs von Bedford; Jamesſquare mit einer hier dargeſtellten Statue Wilhelm III.; Princesſquare mit der ſchönen ſchwediſchen Kirche, und mehre andere.*) Hier auch müſſen wir die Märkte Londons nennen, unter allen Smithfield, den großen Viehmarkt Londons, und den größten der Welt, auf welchen jährlich 1,240,000 Hammel, 163,000 Ochſen und Kälber, 200,000 Schweine, und 60,000 Spanferkel für die Bevölkerung Londons zum Verkauf gebracht werden, der aber in neueſter Zeit durch den Markt von Lowerroad-Jslington und die damit verbundenen Schlachthäuſer erſetzt wird; den großen Markt von Leadenhall, für Geflügel und Wildpret; den von Newgate für den Bedarf von 40 Mill. Scheffel Steinkohlen, welche London jährlich verbraucht; den ſchönen Markt von Coventgarden, und den kürzlich erſt beendeten Fiſchmarkt Hungerford-Market, eine großartige und prachtvolle Anlage, wovon wir hier eine Anſicht mittheilen (vgl. S. 236 dieſer Nr.), zwiſchen dem Strand und der Themſe. Wollen wir London in ſeiner ganzen architektoniſchen Pracht ſehen, ſo müſſen wir die Königin ſeiner Straßen, Regentsſtreet, durchwandern, welche an Schönheit und Größe wol ſchwerlich ihres Gleichen hat. Breit und luftig beginnt ſie am Waterlooplatz, zieht ſich nach Piccadilly hin, bildet hier einen prachtvollen Halbkreis von Paläſten, und endet an Portlandplace. Alle Häuſer ſind hier mit Stuck bekleidet und ganze Reihen derſelben gleichen großen Paläſten. Bondſtreet iſt der Sammelplatz der ſchönen Welt, ſeiner glänzenden Putzläden wegen; von hier führt der Weg nach dem Soho-Bazar, dem größten unter den Bazars Londons. Schön iſt auch Haymarket, nach ſeinem jüngſten Umbau; High-Holborn und der Strand ſind durch die Pracht ihrer Läden reizend, und Tottenham-Count-Road, St.-Jamesſtreet, Piccadilly, Portlandplace durch die Schönheit ihrer Paläſte, die der Sitz des hohen Adels ſind; hier walten Üppigkeit und Luxus.

Etwa dreißig öffentliche Gärten zieren die Hauptſtadt, unter welchen der Greenpark mit ſeinem herrlichen neuen Eingang von Burton der beſuchteſte, der Jamespark der ſchönſte, der Hydepark der ländlichſte, und der Regentpark der zierlichſte iſt. Alle ſind beſucht und beliebt. Nichts aber überbietet die Pracht, die Eleganz, die Mannichfaltigkeit der Anlagen, und Monumente des Regentpark, in deſſen Mitte der Garten der zoologiſchen Geſellſchaft ſich befindet.

Im Innern der Stadt bieten die Squares, die Bazars, der Tower, die Terraſſen an der Themſe, und die Brücken reizende Spaziergänge dar. An Unterhaltung überhaupt fehlt es hier nie, wo ein ganzes Volk in einer ewigen Wanderung begriffen zu ſein ſcheint. Wieviel davon gewähren ſchon die öffentlichen Gerichtsſitzungen, die Sitzungen des Parlaments, die öffentlichen Ausſtellungen in Somerſethouſe und zahlloſe wiſſenſchaftliche Hörſäle, obwol dieſe, minder freigebig als die zu Paris, nicht Jedem geöffnet ſind. Der zahlloſen Kaffeehäuſer und Clubs, von denen Union- und Travellersclub wol das Glänzendſte darſtellen, was die Welt in dieſer Art beſitzt, dürfen wir hier ſo wenig gedenken, als der vielen Hallen (Spielhäuſer). Zu den Almacksbällen in Willis-Rooms verſammelt ſich im Winter die feine Geſellſchaft Londons. Zu dieſen oder zu den Bällen in Argyle-Rooms und den minder glänzenden in den New-Rooms geladen zu werden, iſt das Ziel der Wünſche aller Stutzer Londons.

Für die Mittelſtände, deren Foderungen an Genuß einfacher ſind, öffnen ſich das Pantheon und eine Menge von Panoramen, Dioramen und Kunſtſchauſtellungen, und das Coloſſeum in Regentpark, eine der Zierden Londons, das viele Beſucher an ſich zieht. Hier iſt der Promenadenſaal, die Schweizerhütte, eine zauberiſche Anlage mit drei Waſſerfällen, zum Theil 60 Fuß hoch, und das rieſenhafte Panorama von London, das größte Bild der Art, das je gemalt wurde, da es 40,000 □Fuß Malerei enthält. Um 7 Uhr Abends im Sommer öffnen ſich hierauf die Gärten von Vauxhall und Ranelagh. Der erſte in der Nähe von Lambeth, bietet Alles dar, was der vergnügungsſüchtigſte Geiſt nur zu wünſchen vermag. Orcheſter, mit 100 Virtuoſen beſetzt, Colonnaden zum Schutz bei üblem Wetter, Theater verſchiedenſter Art, Feuerwerke, Equilibriſten und was nur dahin gehört, Luftfahrer, Boxer u. ſ. w., bieten ſich hier zur Unterhaltung dar, und wenn die Sonne ſinkt, entzückt uns eine flammende Erleuchtung der Gärten und zahlloſen Säle mit ihren reich beſetzten Buffets. Ähnlicher Art ſind die Gärten von Ranelagh. Außer dieſen öffnen ſich nun noch viele tauſende von Bierhäuſern, Auſterbuden u. ſ. w.

Keine Stadt der Welt iſt reicher als London an Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt. An der Spitze derſelben ſteht das britiſche Muſeum, die reichſte Sammlung wiſſenſchaftlicher und Kunſtſchätze im britiſchen Reich, und eine der größten und merkwürdigſten auf der Erde. Die Bibliothek, welche hier aufgeſtellt iſt, nimmt ſieben große Säle ein. Merkwürdig iſt auch die Sammlung von Meteorſteinen, das reiche Münz- und Medaillencabinet, eine große Sammlung von ethnographiſchen Seltenheiten, eine ſchöne Gemäldegalerie, und endlich eine der vorzüglichſten Sammlungen von Alterthümern. Unter den mehr als 1000 Nummern, welche hier zum Studium der bildenden Kunſt auffodern, zeichnen ſich beſonders aus die berühmten, von Lord Elgin geſammelten Denkmäler, aus 300 Stücken vom Parthenon in Athen beſtehend, welche die Regierung an ſich gekauft. Alles dies füllt 15 ſchöne Säle. Das Gebäude des Muſeums ſelbſt bildet ein Viereck, 216 Fuß lang, iſt aber, trotz einer ſchönen ioniſchen Vorhalle, niedrig, verſteckt und unanſehnlich. An dieſe große Sammlung ſchließen ſich die Bibliotheken im mediciniſchen Collegium, die Sammlungen in Lambethpalaſt, und die der oſtindiſchen Compagnie, reich an aſiatiſchen Handſchriften, an. Hier ſind ferner die anatomiſchen Wachspräparate und die koſtbaren naturgeſchichtlichen Sammlungen im chirur-

*) S. Nr. 79 des Pfennig-Magazin.

Digitized by Google

giſchen Collegium, die Menagerie und das zoologiſche Muſeum der zoologiſchen Geſellſchaft, das phelloplaſtiſche Muſeum, eine Sammlung von Korknachbildungen der berühmteſten antiken Bauwerke, die Nationalgalerie und die des britiſchen Inſtituts, das Schiff- und Landmuſeum, die mineralogiſche Sammlung Greville's, die Gemäldegalerie Stafford und die des Lords Grosvenor, das Herbarium von Lambert, 36,000 Species enthaltend, zu nennen; aber auch in vielen andern Paläſten befinden ſich Schätze der Malerei, der Kupferſtechkunſt, der Bildhauerkunſt und der Typographie, die jedoch nur unter günſtigen Umſtänden zugänglich ſind. Ebenſo flüchtig können wir hier auch nur der großen Anzahl von wiſſenſchaftlichen Inſtituten und Geſellſchaften erwähnen, die London enthält. Für den Elementarunterricht zählt London, außer den Parochial-, Lancaſter-, National- und Sonntagsſchulen, 4000 Privatlehranſtalten. In England muß der Geiſt der Aſſociation und der Induſtrie auch für dieſen Zweig Alles thun. In London hat er reichlich vorgeſorgt. Die Nationalſocietät allein hat 40 große Schulanſtalten, für 200—1000 Kinder jede, gegründet; gegen 300 Lancaſterſchulen für Knaben und 100 für Mädchen, mit 150—500 Schülern jede, verbreiten den Elementarunterricht, und hierzu kommen die Sonntagsſchulen mit 50,000 Zöglingen und 4—5000 Lehrern. Auf einer höhern Stufe folgen gegen 4000 Privatlehranſtalten und über dieſen die Gymnaſien und die großen Inſtitute der londoner Univerſität und des Kingscollege (vgl. Pf.-Mag. Nr. 61 und 63). Das Sioncollege iſt für Geiſtliche beſtimmt; die Mediciner beſuchen das St.-Bartholomew-, das Guy-, St.-Thomas-, Middleſex- und Londonhoſpital, und die Anſtalten in George-Windmill, Blenheim, Wabb, Maze, und Bondſtreet, ſowie die Thierarzneiſchule und das Taubſtummeninſtitut. Mit unſern Gymnaſien vergleichbar ſind die Weſtminſter-, die berühmte St.-Paulsſchule und andere Anſtalten, denen beſonders die Verbreitung einer claſſiſchen Bildung in den Mittelſtänden Londons zu danken iſt. Vorleſungen über Phyſik und Chemie werden im britiſchen Inſtitut, und andere im londoner Inſtitut gehalten. Für den Handwerker ſind die Kunſt- und Gewerbeſchule des Chriſthoſpital u. ſ. w. beſtimmt; für das Militair die Akademie von Blackwater.

Die Zahl der wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften Londons iſt in der That, wie Alles in dieſer Stadt, kaum zu überſehen. Wir nennen daher nur einige der vorzüglichſten und wichtigſten. Neben der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine der älteſten und größten Akademien Europas, und der königlichen Akademie der Künſte, ſteht die mathematiſche Geſellſchaft, die der Alterthumsforſcher; die Linné'ſche Geſellſchaft, mit prachtvollen Localen und Sammlungen; die phrenologiſche und mineralogiſche Geſellſchaft; das britiſche Inſtitut, mit herrlichen Sammlungen für die Mechanik, Phyſik und Chemie; die entomologiſche Geſellſchaft; die zur Aufmunterung der Künſte, Manufacturen und des Handels, mit 5000 Mitgliedern, die Prämien vertheilt und eine reiche Modellſammlung beſitzt; die mediciniſch-botaniſche; die der Medicin und Chirurgie; mehre arzneiwiſſenſchaftliche; die königliche Geſellſchaft der Muſik; das harmoniſche, das philharmoniſche Inſtitut, die Geſellſchaft der engliſchen Künſtler; die der Baukunſt, der Schiffbaukunſt, der Pharmacie; die afrikaniſche Geſellſchaft, welche zur Entdeckung Afrikas Reiſende ausſendet; die Bibelgeſellſchaft, eine Verbindung, die ihre Filiale in der ganzen Welt hat und Bibelüberſetzungen in mehr als 140 Sprachen verbreitet; die Geſellſchaft für Gartenbau, welcher wir die Einführung einer Menge von exotiſchen Gewächſen verdanken; die zoologiſche, die aſtronomiſche Geſellſchaft; das große aſiatiſche Inſtitut, 1823 für die Philologie Aſiens gegründet; die geographiſche Geſellſchaft, 1830 gegründet; und endlich die große Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, eine Stiftung des Lords Brougham, welchem auch die erſte Idee zu den Pfennig-Magazinen zu danken iſt. Wir ſchließen dieſe Überſicht mit dem großen Athenäum, aus 1000 Mitgliedern beſtehend, zu denen die königlichen Prinzen und der hohe Adel und viele Gelehrte gehören, für Entdeckungen in allen Zweigen des Wiſſens, die, ſo wie die London-Aſſociation, die Leitung der zuſammenwirkenden Induſtrie in allen Theilen des Reichs zum Zweck hat.

Ebenſo großartig als dieſe wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ſind die Wohlthätigkeitsanſtalten Londons. Hier ſteht das Findlinghoſpital oben an, ein ſchönes Gebäude, wo 200 Knaben und Mädchen Aufnahme finden, und das 180 Penſionaire unterhält; das Taubſtummeninſtitut, das Magdalenenhoſpital für gefallene Mädchen, das Lambeth-Aſylum für Waiſen, das Guyhoſpital (vgl. Pf.-Mag. Nr. 91), das große Newbethlehemhoſpital, das Bridewellhoſpital, ein Beſſerungshaus, das Londonhoſpital, das Pockenhoſpital für Vaccination, mehre Entbindungshäuſer, das Bedlamhoſpital und St.-Lucashoſpital, für Irre das St.-Georgehoſpital, zahlloſe Beſchäftigungsanſtalten für Arme, Gefängnißgeſellſchaften und viele andere Anſtalten dieſer Art.

Colonnade über den Katakomben von Kenſall-Green.

Nicht weniger großartig ſind auch die letzten Ruheſtätten dieſes geräuſchvollen Lebens, die Kirchhöfe Londons. Wir geben hier die Anſicht eines ſolchen,

Digitized by Google

des Kirchhofs von Kenſall-Green. Dieſer nimmt 48 Acker Landes ein und iſt erſt ſeit 1833 eröffnet, mit einer Kapelle und Colonnaden geziert und mit Katacomben und Grabgewölben umgeben. Das kleinere Bild ſtellt die Colonnade über den Katakomben dar. Ein Parlamentsact hat ſeit 1832 die Gründung dieſes und anderer Kirchhöfe für London außerhalb der Stadt genehmigt und eine Geſellſchaft zur Anlegung derſelben ermächtigt.

(Fortſetzung folgt in Nr. 122.)

Anſicht des Kirchhofs Kenſall-Green.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

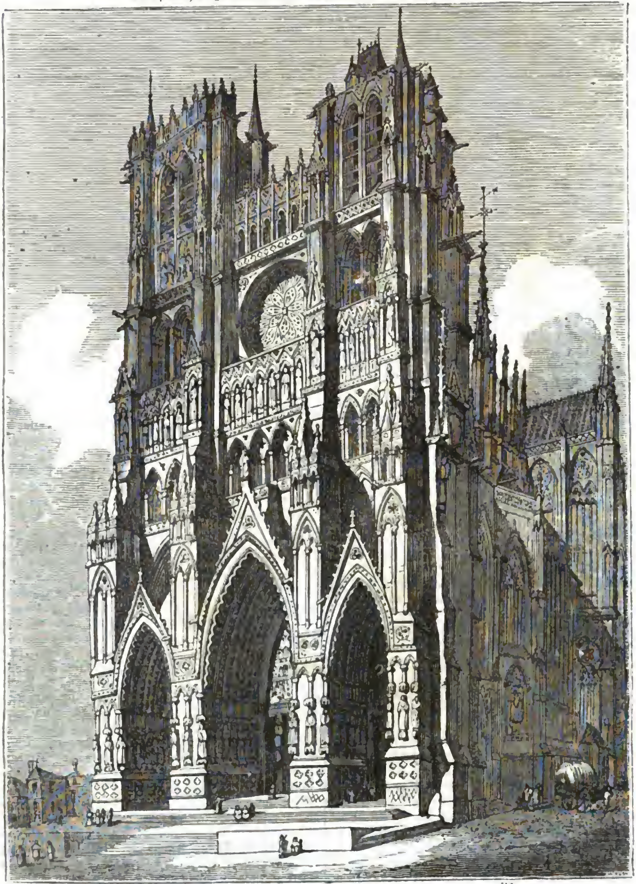
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

122.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Auguſt 1, 1835.

Weſtliche Fronte der Kathedrale zu Amiens.



Digitized by Google

Weſtliche Fronte der Kathedrale zu Amiens.

Die Kathedrale zu Amiens, einer Stadt in Frankreich, wird mit Recht zu den bewunderungswürdigſten Bauwerken des gothiſchen Styls gezählt. Ihr Urſprung fällt in die erſte Zeit des 13. Jahrhunderts. Zwei Kirchen, die früher auf dieſer Stelle ſtanden, wurden 1019 und 1218 durch Feuer zerſtört, und nach dem letzten Brande ward ein Tempel erbaut, der an Pracht nicht ſeines Gleichen hatte. Der Bau ward im Jahre 1220 begonnen; zahlreiche fromme Beiſteuern erlaubten die ununterbrochene Fortſetzung des großen Werkes und im Jahre 1269 war ſie vollendet. Die Ausſchmückung und der Bau der beiden Thürme an der Weſtſeite ſcheinen jedoch noch mehr als 20 Jahre erfodert zu haben, und vielleicht wurden die letztern ſelbſt erſt im Anfang des 14. Jahrhunderts beendet.

Die im gothiſchen Styl gewöhnliche Kreuzesform wurde auch bei der Kathedrale von Amiens zum Grunde gelegt; Schiff und Chor in der einen und ein Kreuzgang in der Durchſchnittsrichtung. Beide haben jedoch ihre Seitenflügel und das Chor hat deren ſelbſt zwei auf jeder Seite. Die Länge des Schiffes beträgt 415 Fuß, die des Kreuzgangs 182 Fuß, die Breite des erſtern mit ſeinen Seitenflügeln 78 Fuß 9 Zoll, die des letztern 42 Fuß 9 Zoll. Kühnheit und Leichtigkeit ſind die charakteriſtiſchen Züge des Gebäudes und ſie haben beſonders bei ſeiner äußern Verzierung vorgewaltet. Die Fenſter, zwei Drittel der ganzen Höhe einnehmend, ſind ſo hoch und breit, daß faſt kein Mauerwerk zu ſehen iſt. Die ſchmalen Stützpfeiler des Architravs treten als kleine Thürmchen hervor, die ſich oben zuſpitzen und bis über den Anfang des Daches mit ihren zierlichen Spitzen hinausreichen.

Die hier dargeſtellte Hauptfronte der Kathedrale, gegen Weſten, iſt außerordentlich reich und prachtvoll. Der Beſchauer unſers Bildes erblickt hier zunächſt die drei prächtigen Eingangspforten, von denen die mittlere beſonders von koloſſalen Verhältniſſen iſt. Die Breite der Façade beträgt 160 Fuß; ein wahres Statuencabinet von Heiligen, Märtyrern und Engeln ſchmückt ſie, dieſe reihen ſich in den Eingangspforten aneinander, drängen ſich an den Mauern und ſchweben um ihre Pfeiler her, und nichts kann fürwahr reicher gedacht werden, als dieſe Façade mit ihrer Fülle von Figuren und Sinnbildern. Die Mauer iſt ſo tief, daß in jedem der Thore acht Reihen von Statuen nebeneinander Platz gefunden haben, an den Gewölben auf- und niederſteigend. Die Sauberkeit der Arbeit an dieſen Figuren zeugt von reinem Geſchmack wie von vollendeter Kunſtfertigkeit und voller Herrſchaft über die Mittel.

Über der Mittelpforte iſt eine edle und prachtvolle Fenſterroſe, ähnliche ſchmücken die beiden Endpunkte des Kreuzgewölbes. Die beiden Thürme an den Enden der Hauptfaçade meſſen 210 Fuß in der Höhe. Ein dritter Thurm von Holzwerk erhebt ſich über dem Durchſchnitte des Schiffes und des Kreuzganges. Die innere Anſicht der Kirche iſt ergreifend und von edler Pracht. Der ganze innere Raum entwickelt ſich beim Eintritt auf einmal und ohne Unterbrechung bis zu einer Höhe von 145 Fuß vom Pflaſter bis zum Schluß des Gewölbes. Majeſtätiſch erheben ſich die Pfeiler des Schiffes in luftigen Säulenbündeln; auf jeder Seite begrenzen zwei Reihen reicher Kapellen das Schiff; doch die Krone des Ganzen iſt die halbrunde Säulenreihe, welche in lanzenförmigen Pfeilern das Chor ſchließt und auf einmal ins Auge fällt. Dieſes Chor iſt überaus reich verziert; ſein Pflaſter iſt der feinſte Marmor; vorſtrebende Engel, aus jedem Pfeiler wie herausſchwebend, tragen die Candelaber, und in der Tiefe bringt ein trübes Gewölk, von goldenen Strahlen durchbrochen, eine hohe Wirkung hervor. Die Länge des Chors beträgt 130 Fuß, und ein Raum von 18 Fuß ſondert es von dem Hauptſchiffe. Grabdenkmale ſchmücken das Innere des Chors. Man bewundert darunter beſonders ein weinendes Kind. Daneben ſind die Grabmale des Biſchofs Everard und Abbeville's mit bronzenen Figuren dieſer Stifter und Erbauer der Kathedrale. In der Revolution hatte auch dieſe Kathedrale manche Verſtümmelung zu dulden, indeß rettete doch der Muth des Maire und einiger Bürger, die ſich zu ihrem Schutze bewaffneten, wenigſtens das Gebäude ſelbſt vor Zerſtörung.

Winterleben der Thiere.

(Fortſetzung aus Nr. 121.)

Der Umſtand, daß jene Farbenveränderung denjenigen Thieren eigen iſt, welche kalte Erdgegenden bewohnen, muß uns zu dem Schluſſe führen, daß der Wärmegrad einen Einfluß darauf ausübt. Der langſame Fortſchritt dieſer Veränderung in einem milden Herbſt und die unvollkommene Umwandlung in einem gelinden Winter beſtätigen jene Vorausſetzung. Überdies wird die Veränderung bei manchen Thieren, wie bei dem Taucherhuhn, in gemäßigten Erdgegenden nie, ſondern nur im äußerſten Norden vollſtändig. Die Vertheilung der Farbe in dem Thierreiche ſcheint im Allgemeinen einem und demſelben Geſetze zu folgen. Tiefe und glänzende Farben ſind vorherrſchend in warmen Gegenden, während ſie unter kältern Himmelsſtrichen blaß und matt werden. Die Kälte ſcheint die Thätigkeit der Gefäße zu vermindern, welche den färbenden Stoff abſondern, und wenn ſie heftig wird, dieſe Thätigkeit gänzlich zu hemmen. Bei der Farbenveränderung des Gefieders der Vögel mag noch eine andere Urſache mitwirken. Die Federn werden bei allen Vögeln lebhafter im Frühling und es zeigen ſich Flecke auf dem Gefieder, die zu andern Jahreszeiten nicht ſichtbar ſind, und da dieſer Farbenglanz nur während der Begattungszeit dauert, ſo darf man annehmen, daß der Fortpflanzungstrieb auf die färbenden Abſonderungen einwirke. Über die Abſicht der Natur bei jenen Farbenveränderungen nach dem Wechſel der Jahreszeiten hat man manche Vermuthungen aufgeſtellt. Die oft ausgeſprochene Meinung, daß die Farbenveränderung die Thiere im Winter gegen ihre Feinde ſchützen ſolle, könnte zwar den Berghaſen und das Schneehuhn für ſich anführen, die ſich auf dem ſchneebedeckten Boden vor den Raubvögeln verbergen würden, aber dem kühnen und behenden Hermelin müßten ſie dann deſto leichter zur Beute werden, und den im Winter gefleckten Vögeln kann die Farbenveränderung keinen Schutz geben. Der eigentliche Zweck dieſer Natureinrichtung ſcheint darin zu liegen, daß die weiße Winterbedeckung jener Thiere beſſer geeignet iſt, die in dem Körper entwickelte Wärme zuſammenzuhalten als eine dunkel gefärbte Bekleidung, die mehr Wärme entſtrahlt und daher die Lebenswärme vermindert. Die Veränderung in der Dichtigkeit und Farbe der Hautbedeckung der Thiere ſoll ihre innere Wärme in den verſchiedenen Jahreszeiten gleichförmig machen.

Digitized by Google

Die Veränderungen in dem winterlichen thieriſchen Leben, welche wir bis jetzt beſprochen haben, ſind weit häufiger als das Vorkommen ſolcher Thiere, die bei der Annäherung des Winters den Überfluß des Herbſtes einſammeln, um ſich für den Winter hinlängliche Nahrung zu ſichern. Alle Thiere, die dieſe Gewohnheit haben, leben von Pflanzen und gehören ohne Ausnahme zu den Nagethieren, obgleich nicht alle Thiere dieſer Familie Vorräthe ſammeln. Außer dem Biber, der alle Thiere dieſer Art an Betriebſamkeit und Sorgfalt im Einſammeln und Aufbewahren übertrifft, gehört vorzüglich das Eichhörnchen hierher, das ſein Winterlager unter den größern Äſten alter Bäume wählt, ſich eine Vorrathskammer in dem morſchen Holze ausnagt, ſie mit Eicheln, Nüſſen und andern Früchten anfüllt und ſorgfältig verbirgt. Dieſe Vorräthe werden nicht eher berührt, bis die rauhere Jahreszeit das Thier abhält, ſeine Nahrung weit zu ſuchen. Alle zur Familie der Mäuſe gehörenden Thiere ſcheinen Vorräthe einzuſammeln, ſelbſt die Hausmaus und die Ratte, vorzüglich aber die Feldmaus. Wenn die Eicheln abfallen, graben ſie kleine Löcher in die Erde, die ſie damit füllen. Unter den Vögeln, Amphibien und Fiſchen, ſowie unter den niedern Thierclaſſen, findet man keine Beiſpiele dieſer Fürſorge für den Winter, unter den Inſekten aber iſt vorzüglich die Biene zu nennen. Wir müſſen die weiſe Einrichtung der Natur bewundern, welche jene Neigung den Thieren einpflanzte, die ſonſt im Winter umkommen müßten. Überdies wird dadurch der Same vieler Pflanzen von den Örtern, wo ſie wachſen, weit verbreitet.

Ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit ſind die Wanderungen mehrer Thierarten geweſen, doch verdienen in dieſer Hinſicht hauptſächlich die Vögel Beachtung. Wir kennen nur wenige Umſtände in Beziehung auf die Wanderungen vierfüßiger Thiere. Einige Arten haben dieſe Gewohnheit. In Italien zieht die dort häufige gemeine Fledermaus bei dem Eintritt des Winters ſüdwärts und findet ſich nirgend in Höhlen im Zuſtande der Erſtarrung. Die Nachtfledermaus hingegen kommt jährlich im Winter dort an und bringt den Sommer in nördlichen Gegenden zu. Mehre wiederkäuende Thiere verändern ihren Aufenthalt nach den Jahreszeiten, wie der Hirſch und das Reh bei der Annäherung des Winters die Alpen verlaſſen und Schutz in ebenen Gegenden ſuchen. So gehen auch Rennthiere und Gemſen vor dem Winter in die Thäler hinab, um im Sommer wieder nach dem Hochgebirge zu ziehen, und der Steinbock wendet ſich nach der Südſeite der Gebirge, während er ſich im Sommer an der Nordſeite aufhält. Ausgedehntere Wanderungen machen beſonders die Robben. Sie verändern ihren Aufenthalt, um ſichere Plätze für ihre Brut zu ſuchen; der gemeine Seehund aber macht regelmäßige Wanderungen, um Nahrung zu finden. Die grönländiſchen Robben ſcheinen im Winter gemäßigtere Gegenden aufzuſuchen, und kommen jährlich im December nach Island, wo ſie bis zum Mai bleiben.

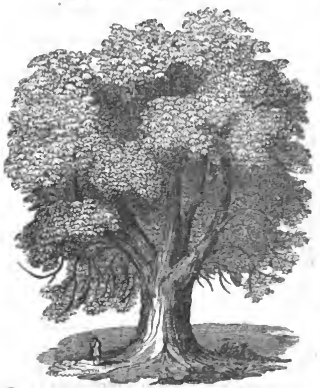
Die Wanderungen der Vögel ſind ſeit den älteſten Zeiten ein Gegenſtand allgemeiner Beobachtungen geweſen, aber obgleich wir viele wichtige Thatſachen kennen, und einige allgemeine Grundſätze aufgeſtellt ſind, ſo iſt doch das Feld der Beobachtung noch keineswegs erſchöpft, und dieſe merkwürdige Erſcheinung den Naturforſchern im Allgemeinen nur noch unvollkommen bekannt. Man hat gangbaren Irrthümern Zutritt in das Gebiet der Wiſſenſchaft gegeben und beglaubigte Thatſachen ſind nicht gehörig verbunden und geordnet worden. Ohne in die Einzelheiten der Naturgeſchichte der Zugvögel einzugehen, beſchränken wir uns auf allgemeine Bemerkungen, und wollen verſuchen, die Geſetze der Wanderung und die Umſtände, unter welchen ſie ſtatt findet, auszumitteln.

Die Zugvögel zerfallen in zwei Claſſen nach den Jahreszeiten, in welchen ſie ankommen oder wegziehen. Zu der erſten Claſſe gehören diejenigen Vögel, welche im Frühlinge in den gemäßigten Gegenden ankommen und im Herbſte ſie verlaſſen, die Sommerzugvögel; zu der zweiten die im Herbſte ankommenden und im Frühling wegziehenden, die Winterzugvögel. Die erſte Claſſe begreift nicht blos Vögel einer Familie, oder ſolche, die überhaupt gleiche Gewohnheiten haben; einige gehören zu den Waſſervögeln, z. B. die Möve, andere zu den Landvögeln, wie die Schwalbe und die Wachtel. Auch ſind dieſe Zugvögel hinſichtlich ihrer Nahrung verſchieden; ſo iſt der Lerchenfalke fleiſchfreſſend, die Möve lebt von Fiſchen, die Schwalbe von Inſekten, die Turteltaube von Pflanzentheilen. Die Sommerzugvögel ſind zwar in manchen Beziehungen auffallend verſchieden, in einer Beziehung aber gleichen ſie ſich. Alle bringen in den gemäßigten Gegenden die Zeit der Paarung, des Brütens und der Erziehung ihrer Jungen zu. Die winterlichen Zugvögel haben mehr Ähnlichkeit untereinander. Sie gehören faſt ausſchließend zu den Waſſervögeln; keine unter ihnen nähren ſich von Inſekten und nur ſehr wenige von Pflanzentheilen. Sie leben gewöhnlich in geſchützten Seearmen oder in Binnenſeen, oder finden ihre Nahrung in Sumpfgegenden oder an Quellen. Wenn die Winterzeit vorüber iſt und andere Vögel ſich zum Brüten vorbereiten, verlaſſen ſie ihren Winteraufenthalt. Die Zeit der Ankunft und des Wegziehens iſt nicht dieſelbe bei den verſchiedenen Arten von Zugvögeln. Das Weißkehlchen kommt vor der Hausſchwalbe, dieſe vor der Mauerſchwalbe, dieſe eher als der Wachtelkönig. Unter den winterlichen Zugvögeln ſind gleichfalls Verſchiedenheiten zu bemerken. Die Schnepfe kommt vor der Droſſel und dieſe vor der Rothdroſſel. Die Zeit des Wegziehens hat man weniger genau beobachtet, wahrſcheinlich aber iſt jede Art darin, wie in der Ankunft, an eine beſtimmte Zeit gebunden. Die Ankunft und die Abreiſe tritt aber ſogar bei derſelben Gattung nicht immer genau zu derſelben Zeit ein. Zuweilen beträgt der Unterſchied in einem Jahre gegen das andere 8 — 30 Tage, und es iſt klar, daß dies von Umſtänden abhängt, die ſich ſelbſt der gewöhnlichen Beobachtung darlegen. Kälte verzögert die Ankunft der Frühlingsboten und die frühe Ankunft der winterlichen Zugvögel deutet auf einem frühzeitigen Winter. Auch die Wanderung der Vögel geht mehr aus einem Vorgefühl der künftigen, als aus einem Gefühle der gegenwärtigen Temperatur hervor. Dieſelben Umſtände, welche die Ankunft der Sommergäſte verzögern, hemmen auch den Fortſchritt des Pflanzenwuchſes, und wahrſcheinlich könnten wir daher die Ankunft jener Vögel vorausſagen, wenn wir auf die Zeit achteten, wo gewiſſe Pflanzen Blätter treiben oder zur Blüte kommen. Das Pflanzenwachsthum hängt von dem Wärmegrad ab, das Leben der Inſekten von dem Zuſtande des Pflanzenwuchſes, und wir dürfen daher ſchließen, daß die Bewegungen derjenigen Vögel, welche von Pflanzen und Inſekten leben, durch dieſe Umſtände bedingt ſind.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 125.)

Digitized by Google

Der Roßkaſtanienbaum
(Aesculus Hippocastanum).



Der überall bekannte, häufig angepflanzte Roßkaſtanienbaum ſtammt eigentlich aus dem Orient. Seine großen, handförmigen, ſiebentheiligen Blätter, ſeine ſchönen, weißen, mit rothen Flecken gezierten, in aufrechtſtehende ſpannenlange Trauben vereinigten Blüten haben ihn immer als Zierbaum empfohlen. Man hat zum Anbau dieſes Baumes ermuntert, aber auch dagegen geſprochen, weil er kaum zu mehr tauge, als mittelmäßig gutes Brennholz zu liefern. Dem iſt jedoch nicht ganz ſo. Zwar iſt das Holz zart und etwas ſchwammig, kann aber ebenſo gut als andere weiche Hölzer gebraucht werden, dauert, gegen Feuchtigkeit geſchützt, länger als dieſe und wird nur ſelten von Würmern angegriffen. Es iſt ferner ein gutes Nutzholz für Bildſchnitzer, Drechsler und Tiſchler, da es ſich leicht verarbeiten läßt und gern Beizen und Firniß annimmt. Auch empfiehlt es ſich durch ſeine Leichtigkeit z. B. zu Zugjochen für das Hornvieh und zu Holzſchuhen, wo es ſogar dem Erlen- und Birkenholze vorzuziehen iſt.

Die Aſche des Holzes iſt reicher an Laugengehalt, als von andern Bäumen und die friſchen Blätter wendet man in Frankreich zum Zurichten der Hüte an, indem ſie beim Sieden eine ſchleimige und klebrige Subſtanz geben. Vom Vieh, mit Ausnahme der Ziegen, werden die Blätter nicht gefreſſen, getrocknet aber können ſie wenigſtens als Streu gebraucht werden. Die Früchte dienen roh Hirſchen, Rehen und Schweinen als Nahrung, auch das Hornvieh frißt ſie gern ſowie auch die Ziegen, und jenes ſoll davon nicht allein ein wohlſchmeckendes Fleiſch, ſondern auch feſtes und reichliches Fett bekommen, bei den Kühen aber die Milch vermehren. Man muß jedoch die Früchte vorher mehre Tage im Waſſer weichen laſſen, damit ſie ihre Bitterkeit verlieren, und dann ſie zerkleinern. Das von getrockneten Kaſtanien gewonnene Mehl hat man unter Buchbinderkleiſter zu thun empfohlen, um die Bücher gegen Würmer zu ſichern, aber ſchon nach einem halben Jahre verliert ſich die Bitterkeit. Ebenſowenig taugen nach angeſtellten Verſuchen dieſe Früchte zur Bereitung von Branntwein und Eſſig und als Waſchmittel, wozu man ſie empfohlen hat, wol aber geben 50 Pfund Aſche derſelben 35—36 Pfund der beſten Potaſche. Ein Zuſatz von ſolchen Früchten beim Sieden des Hammeltalgs zu Lichtern reinigte zwar denſelben und machte ihn feſter, verminderte aber deſſen Menge. Endlich hat man verſchiedene, aber immer ſehr mühſame Verſuche gemacht, aus dieſen Früchten ein brauchbares Mehl zu gewinnen und außer daß dieſes Mehl dann wie Kartoffelmehl benutzt werden kann, gibt es auch eine ſehr gute Weberſchlichte. Man vermengt zu dieſem Zwecke ein halbes Pfund davon mit vier Loth Weizenmehl und zwei Loth arabiſchem Gummi, rührt dieſe Miſchung mit einer hinreichenden Menge von dem vierten Auswaſchwaſſer an und läßt ſie mit gehöriger Vorſicht kochen. Dieſe Schlichte iſt fettig, kann leicht auf den Zeuchen ausgebreitet werden, läßt beim Trocknen keine Rauheit zurück, behält ſelbſt an einem gut gelüfteten Orte lange die gehörige Geſchmeidigkeit und wird ſpäter beim Bleichen nicht nachtheilig, wie dies die aus Canarienſamen bereitete thut.

Auch in der Lithographie kann man Anwendung von dem Roßkaſtanienſatzmehle zur Verfertigung des ſogenannten Überdruckpapiers machen, indem man den dazu erfoderlichen Leim hauptſächlich aus dieſem Mehle und ſeinem Auswaſchwaſſer bereitet. Die Blätterknospen des Roßkaſtanienbaums mit heißem Weingeiſt ausgezogen, geben eine grünlichgelbe, harzige Subſtanz, die ſich zu nicht ſpringenden Firniſſen gut eignet.

Der wilde Eber.

Der wilde Eber, den man ehemals in den meiſten deutſchen Waldungen fand, iſt der Stammvater des zahmen Schweines und unterſcheidet ſich von dieſem nur durch die eigenthümliche ſchwarze oder ſchwarzbraune Farbe; gefleckte kommen ſelten vor. Auch wird er weit größer und älter als das Schwein und lebt gewöhnlich 20—30 Jahre. Sein Rüſſel läuft etwas ſpitziger zu und iſt mit großen hervorſtehenden Zähnen an beiden Seiten bewaffnet, welche namentlich bei dreijährigen männlichen Ebern oder Keilern ungewöhnlich ſcharfe und gegen Jäger und Hunde gefährliche Waffen bilden. Die Sau (Bache) hat an deren Stelle kurze kolbige Haken. Dicke und ſumpfige Wälder ſind ihr Lieblingsaufenthalt, hier ſtreifen ſie in zahlreichen Rudeln umher, jede Geſellſchaft wühlt ſich einen großen runden Keſſel, Alle legen ſich, die Köpfe nach der Mitte kehrend, hinein, ſchlafen oder vertreiben ſich die Zeit unter behaglichem Grunzen. In ſtrengen Wintern verkriechen ſie ſich gern in Streu- und Laubhaufen, da ihr Kopf gegen die Kälte beſonders empfindlich iſt, obgleich ſie am übrigen Körper ein ſo hartes Fell haben, daß davon oft eine Flintenkugel abprallt. Die Bache wirft jährlich auf einmal oft zwölf Junge (Friſchlinge), welche der Mutter in Kurzem folgen, anfangs weiß oder gelblich ſind, nach ungefähr drei Monaten ſich aber ebenfalls ſchwarz färben, und Alt und Jung ſuchen ſich verträglich nebeneinander Waldfrüchte, Eicheln, Buchnüſſe, Kaſtanien, Nüſſe ꝛc., umwühlen Wald, Wieſe und Acker nach Würmern, freſſen wol auch zur Nachtzeit das halbreife Getreide vom Felde. Da ſie für ſolchen Schaden aber nichts als ihr Fleiſch, ihre Borſten und das Vergnügen der Jagd bieten können, ſo wird ihnen jetzt, wenigſtens in Deutſchland, überall eifrig nachgeſtellt. Sonſt wurden ſie faſt überall förmlich gehegt; man vermied ſorgfältig, einen nicht jagd-

Digitized by Google

Anſicht einer Eberjagd.

baren Eber zu tödten, damit es bei Saujagden an tauglichem Wild nicht fehlen möchte. In neueſter Zeit aber gehören Keiler von 5 — 600 Pfund an Gewicht, die man früher häufig antreffen konnte, zu den Seltenheiten. Ungereizt ſind die Eber friedliche Thiere, und ſo lange man ihre Zahl beſchränkt, ſodaß zu ihrer Sättigung die Waldfütterung hinreicht, iſt der Landmann vor Einbrüchen in ſeine Fluren geſichert.

Die Eberjagd bildet einen intereſſanten Theil des Jagdvergnügens. Hirſche, Rehe, Haſen, Füchſe ꝛc., fliehen ſcheu vor ihren Verfolgern, ſo lange ſie nicht ermattet oder verwundet niederſtürzen und von Hunden gepackt werden. Der gereizte Eber aber läßt Beleidigungen nie ungerächt, und deshalb iſt der Kampf mit ihm, wenn auch gefahrvoll, doch höchſt intereſſant. Er heißt darum auch der Ritter des Waldes und macht dieſem Titel in Wahrheit Ehre. Wir übergehen die mancherlei künſtlichen Vorrichtungen, die zu großen Eberjagden getroffen werden, wie die verſchiedenen Jagdarten ſelbſt, und beſchränken uns auf die intereſſanteſten Momente dabei, wo der Eber ſeinen Feinden gegenüber kämpfend auftritt. Aufgeſchreckt vom Lager durch die ſpürenden Hunde, flieht er anfangs ſcheu, dreht ſich aber, ſobald ihm dieſe zu nahe auf dem Nacken ſitzen, um, ſtellt ſich ihnen mit offenem Rachen entgegen und wehe dann den Hunden, die ſich ihm von vorn nähern. Wüthend ſchlägt er mit ſeinen Hauern um ſich, reißt ſeinem Gegner oft mit einem einzigen Hiebe den Leib auf und hat er den Rücken frei, ſo kommt auch nicht ein Hund, ſo viele ihrer auch gegen einen Eber gehetzt werden, mit dem Leben davon, wenn nicht der Jäger zu Hülfe eilt. Für dieſen iſt es ein Glück, wenn er gut zielt, denn fehlt der Schuß, oder bringt er dem Eber nur eine leichte Wunde bei, dann wird ſeine Lage oft höchſt gefährlich. Das gereizte Thier ſtürzt blitzſchnell auf ihn los und nur Muth, Beſonnenheit und Liſt können ihn retten. Der beſonnene Jäger läßt in ſolchen Fällen den Eber ſo nahe als möglich kommen, ſpringt dann ſchnell auf die Seite, der Eber ſchießt vorbei, immer grade aus, kehrt ſelten um, und geſchieht dies ja, ſo gewinnt jener doch, ehe ſich das Thier umwendet, ſo viel Zeit, daß er einen Baum erklettern, hier ſeine Büchſe von Neuem laden und den gefährlichen Gegner von oben herab erlegen kann. Ein gewandter Jäger aber würde dieſes Verfahren für ſchimpflich halten, dem heranſtürzenden Eber dagegen kühn entgegentreten, den Hirſchfänger auf das rechte etwas gebogene Knie anſetzen, ſich mit dem übrigen Körper auf den linken Fuß ſtützen, die Spitze des Hirſchfängers ſo richten, daß ſie zwiſchen Hals und Blatt des Ebers hineinfahren muß, und fährt dann dieſer auf den Jäger los, ſo wird er ſich unfehlbar das mörderiſche Eiſen in den Leib ſtoßen. Der Jäger nennt dies den Eber an- oder auflaufen laſſen. Zu dieſem Wagſtück aber gehört Kraft und vor allem Gewandtheit. Der Eber wird den Jäger ſonſt über den Haufen werfen, und er kann dann von Glück ſagen, wenn ſein Vorwitz nicht blos mit einigen Biſſen und Hieben bezahlt wird. Es ſind Fälle vorgekommen, wo der ſtärkſte Mann, weil er im Augenblicke des Anprallens dem Eiſen nicht die gehörige Richtung gab, oder keine feſte Stellung genommen hatte, von einem einjährigen Eber umgeworfen wurde. Selbſt der Jäger zu Pferde iſt vor den Angriffen des gereizten Ebers nicht ſicher. So kam z. B. der letzt verſtorbene Herzog von Deſſau bei einer Streifhatze in die größte Lebensgefahr. Er war zu Pferde, wurde, entfernt von ſeinen Jägern, von einem gehetzten Eber angegriffen, und um ſich vor den Hieben deſſelben ſicher zu ſtellen, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als ſeine Füße auf den Hals des Pferdes zu legen. Machte die-

Digitized by Google

ſes jetzt nur die geringſte Bewegung, ſo mußte der Herzog herabſtürzen und um ſein Leben war es vielleicht geſchehen. Aber das treue Roß ſtand, trotzdem daß es mehre bedeutende Wunden in den Unterleib erhielt, bis der wüthende Eber durch die herbeieilenden Jäger erlegt war. Nichts überſteigt aber den Muth, mit welchem eine Bache ihre Jungen vertheidigt. Auf den erſten Klagelaut eines derſelben eilt ſie blitzſchnell heran, geht blindlings auf den ſtärkſten Feind los und rächt ſich durch gefährliche Biſſe an ihrem Gegner.

In Deutſchland bediente man ſich in der Vorzeit zur Eberjagd beſonderer Spieße, deren Spitze von Eiſen, zweiſchneidig, 12 — 14 Zoll lang und an einem hölzernen, mit Zwecken beſchlagenen Stiele befeſtigt war. Hatte ſich der aufgejagte Eber vor den Hunden geſtellt, ſo eilte der Jäger hinzu und ſtieß ihm den Speer in den Leib oder in den Rachen. Am Ende des Eiſens (man ſehe die Abbildung) waren Widerhaken angebracht, damit daſſelbe nur bis dahin in den Eber eindringen konnte. Ebenſo gehörte es zu den ritterlichen Übungen, die Eber auf ſolche Spieße anlaufen zu laſſen. Den Schaft des Spießes drückte der Jäger dabei feſt an den Körper, gab mit der linken Hand dem Eiſen die Richtung, ſtützte den Körper auf den rechten Fuß, ſtellte den linken etwas gebogen vorwärts, rief dem Eber, um ihn noch mehr zu reizen, das Wort Huſſah oder Huß = Sau entgegen, und wüthend ſtürzte das Thier in den Mordſtahl.

In Indien, wo die Eberjagd von den Eingeborenen leidenſchaftlich geliebt wird, erlegt man den Eber mittels langer Speere, die man ihm in den Rachen ſtößt, oder ſchleudert nach ihm oft aus einer Entfernung von 30 — 40 Schritten mit großer Gewandtheit ſchwere Wurfſpieße. Indeß iſt hier dieſe Jagd weit weniger gefährlich, da der indiſche Eber zwar größer aber minder bösartig iſt als der europäiſche.

Gemälde von London.

(Fortſetzung aus Nr. 121.)

Das Bild Londons würde ſich für uns nicht vollenden, wenn wir nicht auch ſeiner Verfaſſung, ſeiner Verwaltung, ſeiner Rechtspflege kurz gedächten und eine kurze Charakteriſtik ſeiner Bewohner, in den verſchiedenen Claſſen und einiger hervorſtechenden Züge ſeiner Geſellſchaft hinzufügten. Die Verfaſſung Londons iſt ſehr alten Urſprungs. Sie gründet ſich auf die verſchiedenen Freibriefe, welche von Wilhelm I., König Johann, Heinrich I. und andern Königen der Stadt ertheilt wurden. An der Spitze der Verwaltung der Altſtadt ſtand in älteſter Zeit der Hafengraf, dann ein Prevoſt, der nach der normänniſchen Eroberung den Titel Maire (Mayor) annahm, und den Rang und Titel eines Lords von Eduard III. erhielt. Unter ihm ſtehen die 1) Rathsherren (Aldermen), welche auf Lebenszeit von und für die 26 Stadttheile (Wards) unter dem Vorſitz des Mayors erwählt werden und die Friedensrichter ihres Bezirks ſind; 2) der Gemeinderath, gleichfalls ſehr alten Urſprungs, und bis zur Anzahl von 236 Mitgliedern gewählt; 3) der Rechtsverwalter (Recorder) mit ſeinen Juſtizbedienten. Als Vertreter des Königs ſtehen dieſen die beiden Sheriffs von London zur Seite. Dieſen Sheriffs gebührt die ausübende Gewalt, die Hinrichtungen, die Vollſtreckung der Rechtsſprüche. Der Recorder wird von dem Lord=Mayor vorgeſchlagen und von der Bürgerſchaft beſtätigt, der Lord = Mayor ſelbſt aber wird nur für ein Jahr aus den Aldermen erwählt. Die Wahl, welche jährlich am 29. September ſtattfindet, gibt zu einem der charakteriſtiſchſten Feſte Londons Anlaß. Die Bürgerſchaft, aus den Hausvätern der 91 Gewerke beſtehend, wählt im Stadthauſe (Guildhall) zwei rechtskundige Aldermen, von denen der Aldermenhof mit dem abgehenden Mayor einen zum Lord=Mayor erklärt. Am 9. November, wo er ſein Amt antritt, findet der feierliche Aufzug ſtatt. Ein unermeßlicher Zug von Kutſchen ſammelt ſich vor Guildhall, der abgehende, ſowie der neue Mayor, in ihren koſtbaren, alterthümlichen Scharlachkleidern, reich mit Pelzwerk beſetzt, mit breitem Hut und goldener Kette, der Letztere ſeine Keulen = und Schwertträger vor ſich, die Aldermen in ihrer Amtstracht, die Sheriffs, der Recorder u. ſ. w., beſteigen um 9 Uhr die Staatsbarke, mit Fahnen und Flaggen geſchmückt, in der ſie im feſtlichen Zuge nach Weſtminſter fahren, wo das neuerwählte Stadthaupt die vorgeſchriebenen Eide vor den Lords der Schatzkammer leiſtet. Von hier bewegt ſich der Zug nach den hohen Gerichtshöfen, wo der Mayor die Richter zu Tiſche ladet; dann kehrt Alles zu Waſſer nach der Blackfriarsbrücke zurück. Hier erwartet den Gefeierten die ſtädtiſche Artilleriecompagnie und das Gewerk, dem er ſelbſt als Meiſter (denn ein ſolcher muß er ſein) angehört; mit Fahnen und Muſik folgen die übrigen Gewerke. Ganz geharniſcht prangen die Anführer zu Roſſe voran. Dieſem folgt die Dienerſchaft des Mayors, er ſelbſt in ſeiner Staatskutſche, die Schwert = und die Keulenträger an den Schlägen derſelben, die Kutſchen der Aldermen, Sheriffs, Common = Sergeants, Chamberlain, Townclerk, die Marſchälle und hundert andere Beamte der Stadt. Ein glänzendes Mahl, von 1000 Perſonen etwa, deſſen geringſter Koſtenanſchlag 20,000 Thaler beträgt, und ein Ball nach dieſem ſchließt den feſtlichen Tag in Guildhall, ein Feſt, der rieſenhaften Puddings, Kuchen, Braten und Punſchbowlen wegen berühmt, die dabei oft erſchienen ſind.

Die Rechte und Befugniſſe des Lord = Mayors von London ſind ſehr ausgedehnt. Nach dem Tode des Königs erhält er, bis zur Ausrufung des neuen, Sitz und Stimme im Geheimrath. Er iſt der Stellvertreter des Königs in der Verwaltung der Stadt; ohne Anzeige und ertheilten Befehl von ihm, das Thor von Tempelbar zu öffnen, darf der König die City nicht betreten; dies gilt jedoch nur von feierlichen Beſuchen des Königs. Er iſt der Oberrichter der Stadt und des Fleckens Southwark u. ſ. w., ohne ihn iſt kein Gemeindebeſchluß gültig und er ſteht allen Wahlverſammlungen vor.

Unabhängig von ihm iſt die Verwaltung Weſtminſters, das als ungefreite Stadt früher unter dem Abt und ſeinem Capitel ſtand, ſeit Eliſabeth zwar unter einer bürgerlichen Verwaltung ſteht, die jedoch von dem Capitel ernannt wird. Dies erinnert daran, daß Weſtminſter ſeit der Verlegung des Biſchofsſitzes nach Norwich keine City mehr iſt. Southwark ſteht, wie gedacht, unter dem Lord = Mayor von London ſeit 1327. Die City von London hat Gerichts = und Militairfreiheit (eignes Gericht und eigne Miliz, drei Regimenter ſtark), und ſendet vier Mitglieder ins Parlament, die in Guildhall oder Manſionhouſe von der Bürgerſchaft gewählt werden, und zwar, wenn keine Abſtimmung gefodert wird, durch Handerhebung. Wird die Abſtimmung gefodert, ſo muß dieſe ſieben Tage offen ſein. Weſtminſter hat dieſe Freiheiten nicht, ſie kann keine Freemen machen, hat nur die kleinen Gerichte, keine Gewerke, und ſendet zwei Mitglieder ins Parlament. Southwark ſchickt ebenfalls zwei Mitglieder. Die übrigen 45 Kirchſpiele erwählen deren noch acht. Die Policeiverfaſſung Londons iſt neuen Urſprungs. Sonſt war die ganze Policei der Stadt dem

Digitized by Google

Lord-Mayor und ſeinem Gerichtshofe allein überlaſſen. Seit der neuen Einrichtung aber iſt London in fünf Policeidiviſionen getheilt, jede Diviſion in acht Sectionen, und jede Section in acht Unterabtheilungen. In jeder Diviſion befindet ſich ein Wachhaus, von welchem die den Policeidienſt betreffenden Anordnungen ausgehen. Die Policeimacht beſteht aus ebenſo vielen Compagnien als es Diviſionen gibt.

Die Gerichtsverfaſſung von London iſt ein wunderliches Gemiſch veralteter Gebräuche mit vielen trefflichen Elementen, jetzt zu den ſeltſamſten Misbräuchen geworden, und ſo wollen wir hiervon einen flüchtigen Überblick geben.

Des oberſten und höchſten Gerichtshofes des Reichs, des Parlaments, haben unſere Nrn. 35 und 37 des Pfennig-Magazins gedacht. Alle Gerichtsſitzungen, die großen wie die kleinen, ſind öffentlich, alle Richter werden vom König aus geprüften Rechtsgelehrten ernannt, und ſind unabſetzlich, wiewol der Tod des Königs eigentlich alle Beſtallungen endet. Der Gehorſam gegen das Geſetz aber iſt ein Charakterzug des Engländers, und täglich kann man ſehen, wie der Stab eines geſchworenen Conſtables (ſonſt ein gewöhnlicher Bürger) ganze Haufen leidenſchaftlicher und unruhiger Menſchen auseinandertreibt. Im Angeſicht des Geſetzes verſtummt hier ſogleich jede Leidenſchaft, das Gegentheil iſt unerhört. Der höchſte Gerichtshof nach dem Parlament iſt der Gerichtshof des Lordkanzlers, wo dieſer oder ſein Vicekanzler als alleiniger Richter ſitzt. Alle Parlamentswahlen, Patente für Sheriffs, Bankrottproceſſe, Blödſinnigkeitserklärungen, Proceſſe wegen Empörungen u. ſ. w. werden hier beſtätigt oder entſchieden. Unter ihm ſtehen alle Mündelſachen, Eheſcheidungen u. ſ. w.

Der höchſte Gerichtshof nach ſtrengem Recht iſt die Kingsbench, vor welcher alle größere Schuldſachen und Criminalfälle gehören. Dieſer Gerichtshof iſt mit der Perſon des Königs ſo verbunden, daß er ihm, nach der urſprünglichen Einrichtung, auf ſeinen Reiſen folgen mußte, wie er denn früher wirklich in York, Exeter und Roxburgh geſeſſen hat. Sein Anſehen erſtreckt ſich über ganz England in allen Fällen von Friedensbruch, Misbrauch der Gewalt, Irrthum der Richter, in Kronſachen, perſönlichen und gemiſchten Vergehungen u. ſ. w. Seine Sitzungen ſind in Guildhall.

Der Gerichtshof in Weſtminſterhall hat dieſelbe Autorität wie die Kingsbench, nur die Kronſachen gehören nicht vor ihn. Er beſteht aus vier Richtern unter einem Oberrichter und zahlreichen Unterbeamten. Das Schatzkammergericht iſt ein Appellationsgericht, aus dem Kanzler und allen königlichen Richtern beſtehend. Hier kommen nur wichtige Sachen zum Spruch, welche die Gerichtshöfe ſelbſt dahin verweiſen; Irrthümer der Gerichte, Gewaltmisbrauch u. dgl.

Das Stadtgericht in London befaßt ſich mit kleinen Civil- und Policeiſachen und beſteht aus Beiſitzern, die der Lord-Mayor monatlich aus den Aldermen dazu ernennt. Es zerfällt in ſieben verſchiedene Gerichte, denen gewöhnlich achtbare Bürger vorſtehen. Hier iſt die Rechtspflege ſchnell und wohlfeil. Der Gerichtshof der Admiralität richtet über Seeſachen, Verbrechen ausgenommen. Für dieſe verbindet er ſich in Oldbailey mit einem königlichen Richter und der Jury. Das Gericht von Doctor's Common's ſpricht in Kirchenſachen, Eheſachen, Blasphemie u. ſ. w., und iſt zugleich eine Rechtsſchule für angehende Advocaten; es ſteht unter dem Erzbiſchof. Das Marſhallgericht zieht alle Civilklagen in Weſtminſter und 12 Meilen innerhalb der Reſidenz, die City ausgenommen, vor ſich. Oldbailey endlich bildet das Criminalgrafſchaftsgericht von Middleſex, unter dem Lord-Mayor und den Aldermen, die Mayors geweſen ſind, und dem Recorder, mit einem oder mehren königlichen Richtern.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 123.)

Verſchiedene Arten der Trauer.

In Europa trauert man allgemein ſchwarz, weil dieſe Farbe die der Finſterniß iſt, welcher der Tod, als eine Beraubung des Lebens, gleicht. In China bedient man ſich der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, iſt. In Ägypten iſt es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Abſterben dieſe Farbe annehmen. In Äthiopien iſt die braune Farbe üblich, weil ſie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entſtanden ſind und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei iſt blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels iſt, wohin die Abgeſchiedenen kommen; in andern dagegen purpur und violet, weil beide eine Miſchung von ſchwarz und blau ſind, und erſteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet. Man ſieht alſo, daß alle Farben, der Reihe nach, für traurig gelten können.

Rafael's Carton.

5. Petrus, der den Krüppel heilt.

Als Petrus und Johannes in den Tempel zu Jeruſalem getreten waren, rief ſie ein Krüppel an, der von Geburt an gelähmt war, und flehte um eine Gabe. Da ſprach Petrus: „Silber und Gold habe ich nicht, aber was ich habe, das will ich dir geben; im Namen Jeſu von Nazareth, ſtehe auf und wandle!“ Und er rührte ihn mit der Rechten an und richtete ihn auf; da kehrte ſogleich die Kraft und Gelenkigkeit ſeiner Glieder zurück, er ſtand auf und ging mit ihnen in den Tempel und pries die Gnade Gottes.

Wir erblicken hier auf unſerm Bilde das ſogenannte „ſchöne Thor“, einen der berühmteſten Tempel der alten Welt. Vier Reihen herrlicher Säulen, mit Basreliefs geſchmückt, und im Hintergrunde der Eingang zum Tempel ſelbſt, erhellt von dem Lichte ſchwebender Lampen. In der mittelſten Säulenabtheilung ſtehen in vollſter Beleuchtung Petrus und Johannes, und vor ihnen liegt flehend und erwartend der Krüppel. Die Haltung des Petrus iſt einfach und würdevoll. Man ſieht ihm an, daß wahres Mitleid mit dem Unglücklichen und das Bewußtſein, daß die Gnade Gottes in ihm wirke, ihn zu dieſer Handlung der Barmherzigkeit veranlaſſen. Der danebenſtehende Johannes betrachtet den Krüppel mit einem theilnehmenden und wohlwollenden Blicke. Den verſchiedenartigſten Ausdruck hat Rafael in die Geſichter der umſtehenden Perſonen gelegt: Neugier, Glaube und Zweifel. Der auf den Knien liegende Alte, mit beiden Händen auf einen Knotenſtab gelehnt, ſcheint dieſer Offenbarung der göttlichen Macht den vollſten Glauben zu ſchenken und im Stillen die Hülfe des Apoſtels auch für ſich ſelbſt anzuflehen, deren er gewiß nicht minder bedarf. Der zur äußerſten Rechten ſtehende Krieger ſcheint dieſes Vertrauen zu theilen, während die weiter hinten im Schatten ſtehende Figur, mit dem auf den Mund gelegten Finger, eher Mistrauen und Unmuth verräth. Einen herrlichen Gegenſatz zu den beiden knienden Unglücklichen bildet die Mutter mit dem Säugling auf ihren Armen, welche das um ſie her Vorgehende wenig beachtet. Zur Linken ſehen wir einige Geſtalten, die in das Intereſſe der mittlern Gruppe nicht verflochten ſcheinen. Das junge Weib

mit dem Korbe auf dem Haupte, und ihr zur Seite der kleine nackte Knabe, welcher Tauben trägt, die wahrſcheinlich geopfert werden ſollen, ſind von großer Schönheit und mit Zartheit und Anmuth ausgeführt. Durch die Zwiſchenräume der Säulen der Vorhalle ſehen wir an dem hindurchblickenden Himmel, daß es Tag iſt, und dieſer Lichtſchein verſchmilzt ſich vortrefflich mit dem dunklern Lampenſchimmer der Tempelhalle.

Petrus, der den Krüppel heilt.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

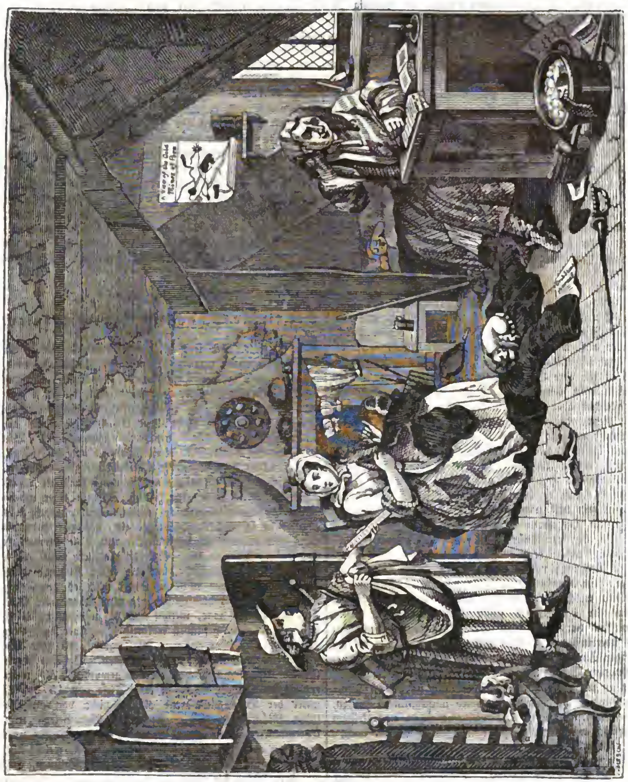
Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

123.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Auguſt 8, 1835



Der Dichter in der Noth.

Hogarth's Werke.

5. Der Dichter in der Noth.

Auf dieſem Blatte, ein Seitenſtück zu dem in Nr. 95 des Pfennig-Magazins mitgetheilten erzürnten Muſikus, führt uns Hogarth in die Wohnung eines londoner Dichters, der allem Anſchein nach beſſer gethan hätte, wenn er ſich einem andern Berufe gewidmet hätte, denn ein Blick auf das Hausweſen dieſes Familienvaters reicht hin, ſich zu überzeugen, daß es mit ſeinen Finanzen nicht zum beſten beſtellt iſt. Bei einem

Digitized by Google

Stümpfchen Licht, welches von ſeinen nächtlichen Studien übrig geblieben iſt, ſehen wir im Schlafrocke, der einige Defecte zeigt, den Dichter mit der Feder in der Hand ſitzen, vor ſich ein angefangenes Gedicht, das er, wie das daneben liegende Buch glauben macht, wol nicht ganz aus ſeinem Kopfe componirt. Obgleich er wol noch nicht lange verheirathet iſt, denn der kleine Schreihals dort in der Wiege, den wir eben beſchäftigt ſehen, ſeinen Papa mit einem Morgenliede zu erfreuen, ſcheint der Erſtling dieſer Ehe zu ſein, mag er doch ſchon manche Urſache gefunden haben, die voreilig geſchloſſene Ehe zu bereuen. Denn wenn man einmal in einem armſeligen Dachſtübchen, unter ſolchen Verhältniſſen, Sorgen und Beſchwerden zu hauſen genöthigt iſt, ſo iſt es doch wenigſtens vorzuziehen, allein da zu hauſen.

Die Frau unſers Poeten ſcheint auch wirklich nicht grade die vortrefflichſte ihres Geſchlechts zu ſein. Ein großer Theil der hier ſtattfindenden Armſeligkeit kommt gewiß auf ihre Rechnung, und die Unordnung hat ſie auf alle Fälle ganz allein zu verantworten. Es liegt hier Alles durcheinander wie Kraut und Rüben, wofür die frühe Morgenſtunde keine hinreichende Entſchuldigung iſt. Daß die friſchgewaſchene Wäſche — es ſind im Ganzen nur drei Stücke — auf der Leine am Kamin hängt, und dem dichtenden Gemahl einen Duft bereitet, der ſeiner poetiſchen Begeiſterung nicht allzu günſtig iſt, möchte noch zu entſchuldigen ſein, da Leute in ſolchen Verhältniſſen oft ſehr eilig ihr Linnenzeug waſchen und trocknen müſſen; aber daß Schuhbürſten und Kehrbeſen, Zeitungen und Scheuerlappen, Blaſebalg und Paradedegen (gewiß noch eine Reliquie aus den beſſern Jünglingstagen des Dichters) ſo genial durcheinander auf den Boden liegen, eine Unordnung, die ſich wahrſcheinlich noch vom geſtrigen Tage herſchreibt, dies iſt für eine Hausfrau, und wenn ſie auch nur ein Dachſtübchen bewohnt, doch unverzeihlich. Noch unverzeihlicher aber iſt, daß der Überrock des Gemahls dazu dient, der Katze, welche ebenfalls mit Nachkommenſchaft geſegnet iſt, ein bequemes Lager zu gewähren. Wenn dieſer ſo übel behandelte Rock, ſowie die Beinkleider, welche eben ausgebeſſert werden, die ganze Garderobe des Hausherrn ausmachen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er bald gänzlich auf ſein Dachſtübchen gebannt ſein und nicht einmal mehr bei einem Spaziergange ſein Hauskreuz vergeſſen wird. Die dritte Perſon, die eben zur Thür hereingetreten iſt, iſt das Milchmädchen, welche dem jungen Ehepaare die noch unbezahlte Rechnung vorzeigt. Dieſe iſt, nach altengliſcher Sitte, ein Kerbholz, und die bedeutende Anzahl von Kerben, welche ſich darauf befinden, bezeugt, daß der Kleine in der Wiege ſchon weit mehr auf Conto getrunken hat, als mit den Einkünften ſeines Vaters übereinſtimmt. Das Milchmädchen ſcheint bei geläufiger Zunge zu ſein, und ihre Suade ſetzt den beſchäftigten Schriftſteller in nicht geringe Verlegenheit, denn er weiß recht gut, daß er auch an dieſem Morgen ſeiner Schuldigkeit nicht wird nachkommen können, und das arme Kind, das vielleicht ſchon nach ſeinem Frühſtück wimmert, ſonach ohne Imbiß bleiben wird.

Unter den in dem Zimmerchen befindlichen Effecten müſſen wir dreien eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken. Erſtens der Landkarte, die grade über dem Haupte des Poeten an der Wand hängt. Sie ſtellt eine Anſicht der Goldminen von Peru vor, bei deren Anblick unſerm Schriftſteller ungefähr ebenſo zu Muthe ſein mag, wie einem Hungrigen, den man mit Brot und Waſſer bewirthet und während der Mahlzeit von Paſteten, Auſtern und Champagner erzählt. Der zweite Gegenſtand, der uns feſſelt, und den man leicht für ganz unbedeutend halten könnte, iſt der Porterkrug dort auf dem Stuhle am Kamin. Was wollte Hogarth wol damit ſagen, daß er dieſen ſo fern ab vom Hausherrn hinſtellte? Wol nur, daß er leer iſt; denn wenn er voll wäre, würde er wahrſcheinlich vor dem Dichter ſtehen, und dieſem bei ſeinen nächtlichen Arbeiten zur Erquickung gedient haben. Armer Poet, der ſich nicht einmal einen Trunk Bier erzeugen kann! Der dritte Gegenſtand endlich, der uns auffallen muß, iſt ein Blatt Papier, das neben dem gemisbrauchten Überrocke auf der Diele liegt, und auf welchem zu leſen iſt: „Grubstreet Journal", das heißt wörtlich: Zeitung aus dem Zwerggäßchen. Grubſtreet iſt nämlich dasjenige Winkelgäßchen von London, in welchem die meiſten Flugblätter und Gaſſenlieder gedruckt werden. Hogarth wollte alſo mit dieſem Papiere andeuten, daß unſer Schriftſteller vielleicht gar Mitarbeiter der Zeitung war, deren Titelblatt wir hier erblicken.

Unbemerkt von allen Anweſenden ſehen wir noch an der Stubenthür einen Hund beſchäftigt, das Stück Fleiſch von der Schüſſel zu langen, welches die Hausfrau, vielleicht ebenfalls auf Conto, zu ihrem Bedarf entnommen, und dem ſie keinen beſſern Platz anzuweiſen gewußt hat. Es wird alſo hier das Sprüchwort wahr, daß nie ein Unglück allein kommt, denn hier geht in einem und demſelben Augenblicke Frühſtück und Mittageſſen zugleich verloren.

Der tiefſte Schacht in Großbritannien.

Der Schacht, der jetzt in dem Steinkohlengebirge bei Monkwearmouth unweit Sunderland abgeteuft wird, hat eine weit größere Tiefe erreicht, als irgend ein anderer in Großbritannien, oder wenn man die Tiefe von dem Meeresſpiegel an rechnet, irgend ein bekannter Schacht. Dieſer Schacht liegt 1500 Fuß unter der Meeresfläche und 1600 unter der Bodenfläche. Bis jetzt war der tiefſte Schacht in Cornwall von 1470 Fuß, wovon 1150 Fuß unter der Meeresfläche ſich befanden. Der Schacht bei Monkwearmouth ward im Mai 1826 begonnen. Als man eine gewiſſe Tiefe in einer mächtigen Sandſteinſchieferſchicht erreicht hatte, brach das Waſſer in ſo ungeheurer Menge ein, daß zur Gewältigung eine doppelte Dampfmaſchine von 200 Pferdekraft angelegt werden mußte. Erſt 1831 ſtieß man, 544 Fuß unter der Oberfläche, auf die erſten Kohlen; doch war das Flötz gar nicht mächtig, und es zeigte ſich keine bedeutende Kohlenſchicht, als man ſchon über 600 Fuß tief gelangt war, mithin über die gewöhnliche Tiefe, in welcher Kohlen gefunden werden. In einer Tiefe von 1000 Fuß ſtieß man auf neue Waſſeradern, die neue Anſtalten zur Gewältigung nöthig machten. Die Ausſichten für das Unternehmen waren trübe geworden, als man endlich im October 1834 in einer Tiefe von 1578 Fuß unter der Bodenfläche eine Kohlenſchicht von anſehnlicher Mächtigkeit fand. Man hat Barometer- und Thermometerbeobachtungen in dem Schacht und den von demſelben ausgehenden vier Stollen angeſtellt, welche mit der bisher angenommenen Meinung übereinſtimmen, daß die Temperatur der Erde zunimmt, je tiefer man unter die Oberfläche derſelben bringt; man muß dabei jedoch nicht überſehen, daß ſich in Kohlengruben Urſachen für die höhere Temperatur angeben laſſen, die mit der angenommenen Wärme im Innern der Erde nicht in Verbindung ſtehen. In Kohlengruben bringen die auslie-

Digitized by Google

genden Schichten einen ungeheuern Druck hervor, der jene Spalten und Riſſe in den Wänden und Wölbungen, jene Hebungen des Bodens erzeugt, wodurch Luft und Waſſer Zutritt erhalten, und man nimmt an, daß dieſe Umſtände theils durch den mechaniſchen Druck, theils durch chemiſche Zerſetzung auf die Temperatur einwirken.

Pomeranzen auf den Azoren.

Die Pomeranzenpflanzungen auf der azoriſchen Inſel San-Miguel ſind von großer Ausdehnung, immer von einer 15—20 Fuß hohen Mauer umſchloſſen, und innerhalb umgibt ſie ein Kranz von Cedern und andern Bäumen, um die Pomeranzenbäume gegen die Seewinde zu ſchützen. Die Bäume werden durch Ableger fortgepflanzt, welche in den Boden gelegt, und wenn ſie Wurzeln geſchlagen haben, vom Mutterſtamme getrennt werden. Alsdann werden die jungen Pflanzen in drei Fuß tiefe, mit Lavaſtücken ausgelegte Gruben geſetzt, und am Rande mit Lorbeerbäumen und andern Sträuchern umpflanzt, bis die Pomeranzenſtämmchen ſtark genug ſind, worauf dann die ſie umgebenden Pflanzungen weggeſchafft werden. Von Zeit zu Zeit wird der Stamm der jungen Bäume mit Theer beſtrichen, um ſchädliche Inſekten abzuhalten. Im Laufe von ſieben Jahren iſt eine Pomeranzenpflanzung tragbar. Jeder ausgewachſene Baum gibt jährlich im Durchſchnitt 12—1600 Pomeranzen. Die Früchte werden, ehe ſie die völlige Reife erlangt haben, von den Kaufleuten eingekauft, welche ſich zur Abſchätzung des Ertrags einer Pflanzung erfahrener Männer bedienen, die von dieſem Geſchäfte leben und durch Übung einen ſo ſichern Blick erlangt haben, daß ſie beim Durchgehen einer Pflanzung mit überraſchender Genauigkeit den Ertrag angeben. Der Einkauf iſt jedoch immer eine gewagte Sache, da die Pomeranzen von der Zeit der Abſchätzung bis zur Einſammlung vielen Zufällen ausgeſetzt ſind. So wirft zuweilen ein anhaltender Nordwind oder Nordoſtwind ſie von den Bäumen, und ein heftiger Sturm ſchüttelt in einer Nacht ſie ab. Nichts läßt ſich mit dem üppigen Anblick während der eigentlichen Fruchtzeit, vom November bis zum März, vergleichen, wo die hellgrünen unreifen und die goldenen reifen Früchte aus dem dichten dunklen Laube hervorblicken, während die glänzende Blüte weit umher ihren köſtlichen Duft verbreitet. Die Inſel führt jährlich gegen 120,000 Kiſten aus, und man ſieht zuweilen 70—80 Schiffe auf der Rhede warten, um ſie nach Europa zu führen. Außer Pomeranzen werden auch viele ſüße Citronen für den einheimiſchen Bedarf angebaut, die man durch Pfropfen ſaurer Citronen auf Pomeranzenbäume gewinnt. Dieſe Frucht ſchmeckt nicht angenehm, doch iſt ſie beliebt auf der Inſel. Die Bewohner der Azoren, beſonders die Vornehmen, eſſen nur die Seite der Pomeranzen, die der Sonne am meiſten ausgeſetzt geweſen iſt, und ſich an der friſchen Frucht leicht durch die Farbe unterſcheiden läßt.

Gemälde von London.

(Beſchluß aus Nr. 122.)

Indem wir ſchließlich verſuchen, ein Charakterbild der Bewohner von London zu entwerfen, beziehen wir uns auf Dasjenige, was ſchon im Vorhergehenden über die ſcharfe Sonderung der verſchiedenen Stadttheile, über die Rivalität der Mode und die grellen Gegenſätze von Armuth und Reichthum, Roheit und Überfeinerung geſagt worden iſt.

Was dem Engländer in London allgemein angehört, iſt ſein entſchiedener Nationalſtolz, und hierin findet er den Grund, alles Fremde gering zu achten. Er erkennt den Ausländer ſofort an Sprache, Kleidung, Haltung und Gang. Zeichnet er ſich durch etwas aus, ſo iſt er geneigt, ihn zu verſpotten. Nur des Engländers ſtrenges Rechtsgefühl kann ſeinen ſtets bereiten Witz zurückhalten, wo er das Eindringen eines Fremden wahrnimmt. Ein zweiter allgemeiner Zug iſt der Geldſtolz des Londoners. Reich zu ſein gilt ihm für das höchſte Verdienſt. Jeder ſtrebt danach, für etwas mehr werth, d. h. vermögend, zu gelten, als er in der That iſt, und hieraus entſpringt nun einerſeits das beſtändige Streben nach hohen und vornehmen Verbindungen, andererſeits aber die kalte Zurückhaltung gegen Unbekannte. Sonderbar, in dem Lande, das geſetzlich nur einen perſönlichen Adel, ſonſt aber keine Standesunterſchiede kennt, und wo die jüngern Söhne des Adels beſtändig in die Mittelſtände wieder übergehen, in dieſem Lande macht der ſtrengſte und feinſchattirteſte Standesunterſchied ſich geltend.

Doch dieſes Ringen nach Gönnerſchaft abgerechnet, iſt der londoner Mittelſtand bieder, hülfreich, ohne Complimente, gefällig und ſelbſt zutraulich. Der Bürger iſt ein guter Hausvater, nicht eben zärtlich, aber ſeinen Pflichten treu. Er iſt ſparſam, und liebt nur ſeine Bequemlichkeit, ſeine Zeitungen und endlich ſeine Familie. Er iſt Patriot, ſoweit ſein Egoismus ſich damit verträgt, ſehr unterrichtet in Dem, was England angeht, ſehr unwiſſend in Allem, was ſich auf das Ausland bezieht. Das engliſche Volk iſt ein Miſchlingsvolk und ſeine Sprache eine Miſchlingsſprache, aber durch alle Stände hin tritt jenes lebendige Gerechtigkeitsgefühl hervor, das an die deutſche Abſtammung erinnert, und dieſes Gefühl bricht bei allen Anläſſen öffentlich hervor.

In den höhern Ständen haben ſich, wie überall, die charakteriſtiſchen Züge durch die Nacheiferung gemildert und verwiſcht. Die Geſellſchaft, jene Mutter ſo vieler Tugenden und ſo vieler Laſter, übt hier eine große Gewalt. In dieſen Ständen hat man aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag gemacht. Man ißt um 7 Uhr zu Mittag, kommt um 11 Uhr in den Geſellſchaftsſälen zuſammen, trennt ſich um 3 Uhr Morgens und ſchläft bis Mittag. Der Bürger ißt dagegen um 4 Uhr, nach beendeter Börſe. Man wohnt in London viel enger als in Paris, Wien oder noch ſüdlichern Hauptſtädten. Die meiſt ſchmalen Häuſer beherbergen gewöhnlich nur eine Familie, und eine Wohnung, aus einem Zimmer im Erdgeſchoß, drei kleinen Zimmern im erſten Stock und den Schlafzimmern in dem zweiten Stockwerk, nebſt einer Küche im Souterrain beſtehend, iſt dem Londoner groß und geräumig genug, um darin 200 Perſonen zu einer Geſellſchaft zuſammenzubitten. Bei dieſen Gelegenheiten verweilt dann freilich die Hälfte der Geſellſchaft auf den mit Teppichen ſauber belegten Treppenfluren, und Viele müſſen ſich entfernen, ohne die Hausfrau, welche im hinterſten Zimmer vor dem Theetiſch Platz genommen hat, auch nur geſehen zu haben. Solide Zierlichkeit und häusliche Bequemlichkeit iſt im Übrigen der Charakter der londoner Hauswirthſchaft.

Beide Geſchlechter ſind in London wohlgebildet, die Frauen ſind durch die Schönheit ihrer Hautfarbe, durch die Zierlichkeit ihres Wuchſes ausgezeichnet. Die Männer ſind meiſt ſtark gebaut und trotz der Verweichlichung in den höhern Ständen, geſund und ſtark.

Digitized by Google

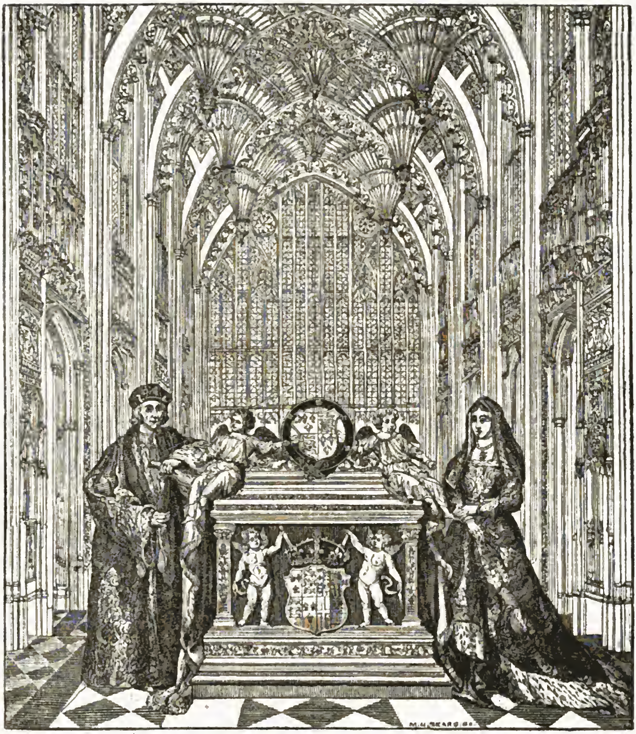
Statue Jakob II.

Unter den Volksfeſten Londons war ſonſt das Feſt der Kaminfeger am 1. Mai, von Lady Montague geſtiftet, eins der vorzüglichſten. Die ganze Schar dieſer Burſchen nahm daran Theil, bekleidete ſich mit grünem Laube und durchzog mit lärmender Freude die Straßen ſeiner Kundſchaft, worauf ein Feſtmahl folgte. Die Luſt dieſes Feſtes hat jetzt ſehr abgenommen, und Londons heutige Volksfeſte ſind faſt alle politiſcher Art. London iſt, was man ein theures Pflaſter nennt; doch trifft die Theurung mehr die Luxusartikel als die erſten Bedürfniſſe.

* * *

Wir geben hier noch die in Nr. 120 des Pfennig-Magazins erwähnte, im Garten von Whitehall ſtehende Statue Jakob II., ſowie das in Nr. 78 angeführte Grabmal Heinrich VII. in der Weſtminſterabtei.

Digitized by Google



Das Grabmal Heinrich VII. in der Weſtminſterabtei.

Winterleben der Thiere.

(Beſchluß aus Nr. 122.)

Woher aber kommen die Zugvögel und wohin kehren ſie zurück? Die Beantwortung dieſer Frage wird erleichtert, wenn man diejenigen Vögel beobachtet, die in demſelben Lande nur von einer Gegend zur andern ziehen. Im Innern Schottlands erſcheint der Kibitz zu Ende des Februars und wenn die Brütezeit vorüber iſt, eilt er nach der Seeküſte, wo er den Winter zubringt und ſich von den kleinen Schalthieren nährt, die das Meer auswirft. Selten aber bleibt dieſer Vogel während des ganzen Winters an den ſchottiſchen Küſten, obgleich man ihn in dieſer Jahreszeit immer an den ſüdlichen Küſten Englands findet. Der Auſterfreſſer brütet in Schottland, kehrt aber im Winter immer an die engliſchen Küſten zurück. Die ſchwarzköpfige Möve brütet in England und Schottland, aber ſie zieht ſich aus Schottland zurück, während ſie fortdauernd in England lebt. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß diejenigen Vögel, deren Wanderungen ſich auf die britiſchen Küſten beſchränken, nach geendigter Brütezeit in einem niedrigern Lande und in wärmern Gegenden Schutz ſuchen. Einige der ſchottiſchen Sommergäſte kommen aus England, während einige der winterlichen Zugvögel Englands aus Schottland gezogen ſind. Man darf wol annehmen, daß diejenigen Vögel, die ausgedehntere Wanderungen machen, in ihren Bewegungen denſelben Geſetzen folgen, welche wir in den angeführten Fällen in einem beſchränktern Raum finden. Die Beobachtungen ſind zwar noch nicht ſo vollſtändig und genügend, daß wir mit Sicherheit die Winterzuflucht derjenigen Vögel angeben könnten, die uns im Sommer beſuchen, aber wir wiſſen ſo viel, daß wir die Geſetze beſtimmen können, von welchen dieſe Wanderungen abhangen. Die Schwalbe, von deren Wan-

derungen ſo viele Märchen verbreitet ſind, verläßt die gemäßigten Erdgegenden in Europa vom Ende des Septembers bis um die Mitte des Octobers. Der Engländer Adanſon ſah ſie im October an den Küſten von Afrika. Die Nachtigall verläßt das nördliche Europa zu Anfange des Octobers, und während des Winters findet man ſie häufig in Unter=Ägypten. Sie brütet dort nicht und iſt blos ein winterlicher Zugvogel, der im Frühling wieder wegzieht, und um dieſe Zeit häufig im griechiſchen Inſelmeer vorkommt. Auch die Wachteln hat man auf ihren Zügen bis nach Afrika verfolgt; wiewol einzelne zuweilen während des Winters in England bleiben, und in Portugal, wie es ſcheint, ſich immer aufhalten. Während dieſe Vögel weite Wanderungen unternehmen, machen andere nur kürzere Reiſen. So beſucht der arktiſche Papageitaucher nur die Küſte von Andaluſien und kommt im Frühling nach England zurück. Aus dieſen Umſtänden geht hervor, daß die ſommerlichen Zugvögel aus ſüdlichen Gegenden zu uns kommen und nach der Brütezeit wieder in mildere Länder zurückkehren. Einige Sommergäſte des nördlichen Europas mögen in Spanien oder Portugal überwintern, die meiſten aber wandern nach Afrika. Wir kennen zwar die Wanderungen vieler kleinen Vögel noch nicht genau, dürfen aber annehmen, daß auch ihre Bewegungen den angeführten Geſetzen folgen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Sommerzugvögel die ſüdlichern Gegenden eines Landes einige Tage und ſelbſt einige Wochen früher beſuchen, als die nördlichen. Man kann die Wanderung der Vögel nach Süden mit dem Winterſchlafe vergleichen, inſofern ſie eine Sicherung gegen die kalte Jahreszeit iſt. Dieſe Vergleichung wird auch dadurch gerechtfertigt, daß die Vögel die einzige Thierclaſſe ſind, bei welchen der Winterſchlaf nicht als regelmäßiger, aus einem Naturtriebe hervorgehender Zuſtand vorkommt, und daß einzelne Schwalben, die durch Zufälle gehindert wurden, mit den übrigen wegzuziehen, in einen wirklichen Winſchlaf zu verfallen ſcheinen, aus welchem ſie bei einer wärmern Temperatur wieder erwachen, wie aus einigen, auch in neuern Zeiten, namentlich in Schottland gemachten Beobachtungen hervorgeht.

Fragen wir nun nach dem Sommeraufenthalt der Wintergäſte, ſo müſſen wir denſelben in den nördlichen Gegenden ſuchen, und hier werden wir durch vielfältige Beobachtungen unterſtützt. Die Schneeammer (emberiza nivalis), ein winterlicher Zugvogel in England, zieht im Sommer nach Spitzbergen, Grönland und Lappland, wo ſie in Felſenſpalten niſtet. Dort iſt ſie ein Sommergaſt, der im Herbſt wieder ſüdwärts zieht. Die Waldſchnepfe überwintert in Schottland und England und geht im Frühling nach Schweden, Norwegen und Lappland. Ebenſo die Droſſel und die Rothdroſſel. Die Bewegungen dieſer Vögel folgen offenbar demſelben Geſetze, welches die nach Afrika ziehenden Sommergäſte des nördlichen Europa leitet. Auf ihrem Zuge nach dem Süden erſcheinen die winterlichen Zugvögel zuerſt in den nördlichen und öſtlichen Gegenden Großbritanniens und ziehen allmälig nach Süden und Weſten. So erſcheint z. B. die Schnepfe, die über das deutſche Meer kommt, zuerſt an der öſtlichen Küſte.

Ehe die Zugvögel wegziehen, pflegen ſie ſich zu verſammeln. Man bemerkt dies bei den Schwalben, beſonders aber auch bei den Schnepfen, die in England zu derſelben Zeit in großen Zügen ankommen. Der Entſchluß, die Heimat zu verlaſſen, ſcheint den Zugvögeln einen Kampf zu koſten; ſie ſind in großer Unruhe, einige, z. B. die Meiſen, ſitzen lange wie unſchlüſſig, und einzelne, die den Flug verſucht haben, kehren zurück, wenn die andern ihnen nicht nachfolgen. Die Störche fliegen mehrmals eine kurze Strecke und kommen wieder zurück, bis ſie endlich ganz wegbleiben. Intereſſant iſt es, die Ordnung zu beobachten, mit welcher ſich einige Vögel beim Wegziehen ſammeln. Die wilden Gänſe z. B. bilden zwei Reihen, die ſich vorn in einem ſpitzigen Winkel vereinigen, wo der Führer des Zuges die Luft durchſchneidet und wenn er müde iſt, dem Nächſten in der Reihe ſeinen Platz überläßt. Können ſie mit günſtigem Winde ziehen, ſo iſt dies ein Vortheil, wo nicht, ſo laviren ſie, ſo gut ſie können, den Widerſtand zu überwinden. Es gibt einige Zugvögel, welche, ſo weit unſere Beobachtungen reichen, nie in Geſellſchaft wegziehen. Dahin gehört z. B. der Kukuk, den man ſelten bei ſeinem Weibchen ſieht, und der wahrſcheinlich auch allein wandert. Es iſt merkwürdig, daß bei vielen Zugvögeln die Männchen einige Tage vor den Weibchen erſcheinen; dies iſt beſonders bei der Nachtigall und dem Weißkehlchen (motacilla oenanthe) zu bemerken. Die meiſten Vögel ziehen am Tage, unter andern auch Raubvögel; die Lerchen nur in den Morgenſtunden und zuweilen auch am Abend noch eine Strecke. Viele aber ziehen vorzüglich in der Nacht, z. B. Wachteln, Fiſchreiher, Kraniche, wilde Enten, mehre von Inſekten lebende Vögel, beſonders in hellen Nächten von der Abenddämmerung bis zur Morgendämmerung. Überhaupt mögen diejenigen Vögel, die bei Nacht freſſen, auch während dieſer Zeit auf ihren Wanderungen fliegen, während andere, die nur bei Tage ſich nähren, während der Nacht ausruhen. Die Heerſchnepfe z. B. erſcheint an den engliſchen Küſten während der Nacht, daher die Wildſchützen häufig Feuer an den Küſten anzünden, das die Schnepfen anlockt. Alles iſt dem großen Bedürfniſſe des Wanderns untergeordnet; die Schwalbe fängt Inſekten, der Königsreiher Fiſche, ohne den Flug zu unterbrechen. In den Stunden, wo die Zugvögel ausruhen, gehen ſie blos der Nahrung nach, und wenn ſie bei ſchlechter Witterung und ungünſtigem Winde ſtill liegen, werden ſie oft ſehr fett. Über unfruchtbare Gegenden eilen ſie weg, und jemehr Nahrung eine Gegend darbietet, deſto länger verweilen ſie. Zuweilen aber ſind ſie eiliger und nehmen ſich weniger Zeit, ihre Nahrung zu ſuchen, was beſonders bei den nach Norden ziehenden Vögeln der Fall iſt, die der Zeugungstrieb zur Wanderung anregt. Man hat oft gefragt, wie die Zugvögel auf ihren Reiſen ſo lange fliegen können, ohne hinlängliche Nahrung zu finden, und Manche haben daher dieſe Wanderungen ſelbſt in Zweifel gezogen. Die Schwierigkeit aber hebt ſich, wenn man an die außerordentliche Schnelligkeit des Flugs der Vögel denkt. Der Habicht und viele andere Vögel legen in einer Stunde wahrſcheinlich über 20 Meilen zurück. Ein Naturforſcher fand durch wiederholte Beobachtungen an der Küſte von Labrador, daß eine Eidergans in einer Stunde ſo weit flog. Es iſt bekannt, daß ein Falke Heinrich IV. aus Fontainebleau wegflog und 24 Stunden ſpäter in Malta ankam, eine Entfernung von mehr als 300 Meilen. Manche Zugvögel machen ihre Wanderungen, wie wir bereits bemerkt haben, mit Ruhezeiten, und wäre es der Fall, daß andere ununterbrochen flögen, ſo können ſie in ſehr kurzer Zeit, beſonders bei günſtigem Winde, eine weite Strecke zurücklegen. Überdies iſt es bekannt, daß viele Vögel ſehr lange ohne Nahrung leben können; aber es iſt nicht nöthig, eine ſolche Enthaltſamkeit vorauszuſetzen, da die Vögel auf ihren Wanderungen nach Süden mit

Digitized by Google

jedem Tage wärmere Gegenden und mehr Nahrung finden. Die Zugvögel werden auf ihren Wanderungen zuweilen von Sturmwinden ergriffen und von dem Wege abgeführt, den ſie ſonſt mit bewunderungswürdigem Inſtinct verfolgen. Sie werden dann zuweilen weit verſchlagen, oder ganz erſchöpft auf dem Meere gefunden, wo ſie ſich an das Takelwerk der Schiffe hängen. Solche Unfälle ſind jedoch ſelten, und dieſe Vögel kommen Jahr für Jahr in demſelben Lande an und kehren ſogar zu den alten Brüteplätzen zurück.

Die Urſachen dieſer Wanderungen können nur in einem mächtigen Triebe liegen, der die Vögel zwingt, die Felſen, wo ſie ausgebrütet wurden, die Wälder, wo ſie aufwuchſen, zu verlaſſen und eine gefährliche Reiſe in entferntere Gegenden zu unternehmen. Das Verlangen, ſich hinlängliche Nahrung, gleichmäßige Wärme und ſichere Brüteplätze zu verſchaffen, iſt ohne Zweifel die nächſte Urſache dieſer Erſcheinung. Mehre Sommerzugvögel im nördlichen Europa können nur während der Monate, wo ſie dort bleiben, Nahrung finden. Meiſt von Inſekten lebend, müſſen ſie ihren Wohnplatz verändern und am Ende des Sommers wärmere Gegenden ſuchen, um ihr Leben zu friſten. Häufig mangelt dieſe Nahrung, da ſich die Bewegungen der Inſekten nach der Luftwärme und der Witterung richten, und darin liegt die Urſache, daß manche Zugvögel nach ihrer Ankunft wieder verſchwinden und Gegenden ſuchen, wo ſie Inſekten finden. So hat man in England beobachtet, daß die Rauchſchwalben, die bei milder Witterung gewöhnlich zu Anfange des Aprils erſcheinen, nach einem ſcharfen Oſtwinde, der den Inſekten verderblich geworden war, plötzlich ſich verloren, und in einem geſchützten Thale an der Küſte Zuflucht geſucht hatten, wo ſie an einem Pfuhl Fliegen fanden. Ebenſo mächtig als das Verlangen nach Nahrung wirkt bei den Zugvögeln das Bedürfniß, den zu ihren Lebensbedingungen gehörigen Grad von Luftwärme zu finden. Man hat es in England vergebens verſucht, die Schneeammer, die von Körnern ſich nährt, während des Sommers zu erhalten, und in Amerika gelang es nur, wenn man ſie in einem kalten Zimmer aufbewahrte, wo ſie bis zur Mitte des Sommers lebte. Ebenſo kann man die Schwalbe im nördlichen Europa während des Winters nur am Leben erhalten, wenn man dafür ſorgt, daß ſie nicht durch Kälte erſtarrt. In ähnlichen körperlichen Umſtänden mag die Urſache liegen, daß in Schweden die Weibchen der Buchfinken im Winter wandern, während die Männchen dort bleiben. Das Bedürfniß, einen ſichern Brüteplatz zu finden, hat ebenſo mächtigen Einfluß auf den Wanderungstrieb vieler Vögel. Es gibt in Großbritannien ſehr viele Waſſervögel, aber nur wenige brüten dort, weil das Land zu bevölkert für ſo ſcheue und furchtſame Vögel iſt. Der weiße Reiher, den man jetzt ſelten dort ſieht, und der Kranich, der gänzlich verſchwunden iſt, brüteten in frühern Zeiten häufig in den Sumpfgegenden, bis der zunehmende Anbau des Landes ſie verſcheuchte. In dem Bedürfniſſe ruhiger Brütezeit iſt der Umſtand gegründet, daß Vögel derſelben Gattung in einer Gegend bleibende Bewohner, in einer andern Zugvögel ſind, wie der Kibitz auf den Hebriden an der Weſtküſte von Schottland Jahr aus Jahr ein lebt, während er im ſchottiſchen Hochgebirge ein Zugvogel iſt.

Steigen wir zu den niedern Thierclaſſen hinab, ſo finden wir den Wandertrieb immer ſeltener, da dieſe Thiere zu wenig Bewegungskraft haben, ihre Wohnplätze zu wechſeln, und wenn das Bedürfniß eintritt, ſich gegen Winterkälte zu ſchützen, ſo verſetzt ſie die Natur in den Zuſtand der Erſtarrung, wie es bei den Amphibien der Fall iſt. Man hat vielfältig darüber geſtritten, ob Fiſche wandern, aber die Beobachtungen, die man dafür angeführt hat, ſcheinen nicht ganz zuverläſſig zu ſein. Die Bewegungen der Fiſche ſind wenigſtens nicht ſo regelmäßig als die Wanderungen der Vögel. So beſuchen z. B. die Schellfiſche mehre Jahre lang einen beſtimmten Theil der Küſte und verlieren ſich wieder ohne eine ſichtbare Urſache. Regelmäßiger ſind die Bewegungen der Fiſche, welche die Küſten des nördlichen Europa beſuchen, um ihren Laich abzuſetzen; aber dieſe Wanderungen ſtehen nicht, wie bei den Vögeln, mit dem Wechſel der Jahreszeiten in Verbindung, da der Laich faſt zu allen Jahreszeiten in den Flüſſen abgeſetzt wird. Unter den Weichthieren gibt es keine Beiſpiele von Wanderungen, ein merkwürdiges aber unter den Schalthieren iſt eine in Südamerika lebende Landkrabbe, die Uca, die jährlich im April oder Mai in zahlreichen Scharen aus ihrem gewöhnlichen Aufenthalt in den Gebirgen nach der Seeküſte zieht, wo ihre Eier ausgebrütet werden.

Wandernde Muſikanten in Indien.

Nachſtehende Abbildung zeigt uns eine Geſellſchaft wandernder indiſcher Muſikanten, und zwar eine nicht ſehr gewöhnliche Vereinigung von Hindus und Mohammedanern. Sie verrathen dies durch ihre Kleidung; jene befeſtigen nämlich ſtets ihr Oberkleid auf der linken, dieſe auf der rechten Seite. In den vordern Geſtalten erkennen wir daher Hindus. Eine ſolche Vereinigung von Mohammed's und Brahma's Anhängern aber kann nur da ſtattfinden, wo die Vorurtheile der Kaſten keinen Einfluß mehr haben, was jetzt nicht ſelten unter der geringſten der vier bürgerlichen Abtheilungen der Bewohner Hinduſtans der Fall iſt. Die Geſellſchaft ſitzt auf einem groben Teppich in einer offenen Vorhalle, wo ſie ihre Geſchicklichkeit zur Unterhaltung des Hausherrn und ſeiner Gäſte zeigt. Der Mann zur Linken iſt der Vorſtand des Orcheſters und der Vorſänger. Er ſchlägt den Takt mit den Fingern der rechten Hand in die linke, während er das Spiel ſeiner drei Gefährten mit ſeiner Stimme begleitet. Der Virtuos zur Linken ſpielt eine Art von dreiſeitiger Guitarre, die ein unter den Hindus nicht ſehr gewöhnliches Inſtrument zu ſein ſcheint, und ſingt dazu. Von den hinten ſitzenden Muſikanten ſpielt einer die gewöhnliche indiſche Geige, die Sarinda, der andere hat zwei Trommeln, wovon er die eine mit den Fingern der linken Hand ſchlägt, während er die andere mit der rechten reibt, ungefähr wie man bei uns zuweilen das Tamburin ſpielt.

Die Leiſtungen ſolcher wandernden Muſikanten ſind gewöhnlich nichts weniger als kunſtreich. Aber der Hindu liebt die Muſik ungemein; überall in Indien, ſei es in der Nähe eines Dorfes oder in einer einzelnen Hütte, wird man ſtets durch das Geräuſch von Cymbeln, Trompeten, Trommeln und vielen andern Inſtrumenten betäubt. Der größte Reiz der Muſik ſcheint für den Hindu in der Menge, nicht in der Harmonie der Töne zu liegen. Mit Überraſchung bemerkt man bei dem gewöhnlich phlegmatiſchen Hindu die außerordentliche Aufregung, welche durch den Lärm der rauhen Töne ſeiner Muſikanten hervorgebracht wird. Man würde ſich aber irren, wenn man glaubte, daß die Hindus nichts Beſſeres hätten, als was man bei ihren Feſten, ihren Proceſſionen, ihren Dorfgelagen hört. Ein Reiſender zählt in einem Werke über Hinduſtan über 40 verſchiedene muſikaliſche

Digitized by Google

Inſtrumente auf, die dem Lande eigen ſind. Dieſe Inſtrumente aber ſind nicht nur alle nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen gefertigt, ſondern mehre auch ſehr künſtlich gebaut; die meiſten können mit Vortheil im Orcheſter gebraucht werden. Die Muſik wurde, wie es ſcheint, ſehr früh unter den Hindus als Kunſt geübt und auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht. Es gibt unter den Werken des indiſchen Alterthums mehre Schriften, worin die Muſik mit einer unter den einheimiſchen Künſtlern jetzt ungewöhnlichen Einſicht behandelt wird, und es iſt die herrſchende Anſicht der eingeborenen Gelehrten, daß die Neuern in muſikaliſcher Kenntniß weit hinter ihren Vorfahren ſtehen. Die Kunſt wird jedoch jetzt auch keineswegs blos von der gemeinen Claſſe ausgeübt, die wir auf unſerer Abbildung ſehen, ſondern die beſten Tonkünſtler findet man unter den Reichen und Gelehrten, welche die Muſik oft wiſſenſchaftlich ſtudiren und es zuweilen zu bedeutender Kunſtfertigkeit bringen.

Wandernde Muſikanten in Indien.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

124.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Auguſt 15, **1835**.

Fiſchfang mit Cormorans in China.

Digitized by Google

Fiſchfang mit Cormorans in China.

Der Cormoran (aus dem lateiniſchen Corvus marinus, Seerabe, zuſammengeſetzt) gehört zu den Waſſervögeln und war ſchon den alten Naturforſchern unter dem Namen Waſſerrabe bekannt. Er fliegt beſſer als die meiſten andern Vögel dieſer Gattung, iſt zugleich ein guter Schwimmer und Taucher, und ſonach vortrefflich ausgeſtattet, um ſeinen Heißhunger — denn er iſt vielleicht von allen Vögeln der gefräßigſte — hinlänglich befriedigen zu können. Sobald der Cormoran ſeine Beute von fern erblickt, ſtößt er mit außerordentlicher Schnelligkeit auf ſie los, und hält ſie auch, ehe man ſich's verſieht, ſchon mit der Mittelzehe des einen Fußes feſt, mit Hülfe des andern aber bringt er den Fiſch über das Waſſer, und weiß ihn dann geſchickt beim Kopfe zu faſſen, ſodaß er nicht von den Floßfedern, die der Fiſch in die Höhe ſträubt, verwundet wird, ſchleudert ihn empor und fängt ihn mit dem Schnabel wieder auf. Der Schlund der Cormorans iſt einer außerordentlichen Ausdehnung fähig, und es fällt ihm nicht ſchwer, mehre Fiſche auf einmal zu verſchlingen. Man ſieht ſie gewöhnlich in zahlreichen Haufen beiſammen, und oft in Geſellſchaft anderer Waſſervögel, die ſich dann aber auch gefallen laſſen müſſen, daß ihnen die gefräßigen und ſchnellen Cormorans ihre ſchon gemachte Beute noch wegſchnappen.

Zum Fiſchfang gebraucht man die Cormorans auf folgende Weiſe. Man bringt ſie, indem man ihnen Hauben aufſetzt, an den Fluß, bindet ihnen einen Riemen um den untern Theil des Halſes, damit ſie die Fiſche, die ſie fangen, nur verſchlucken, nicht aber verzehren können, nimmt ihnen ſodann die Hauben ab, und läßt ſie ins Waſſer. Sie tauchen nun ſogleich unter, und verfolgen die Fiſche mit großer Schnelligkeit unter dem Waſſer, bis ſie einen erhaſcht haben; dann kommen ſie wieder in die Höhe, verfahren mit ihrer Beute, wie oben erzählt, und verſchlucken ſie. Dies wird ſo lange fortgeſetzt, bis der Vogel fünf oder ſechs Fiſche in ſeinem Kropfe hat. Hierauf gibt der Jäger dem Cormoran ein Zeichen, nimmt ihn auf ſeine Hand und läßt ihn alle Fiſche wieder von ſich geben. Nach Beendigung des Fanges wird den Vögeln auch ihr Antheil gegeben.

Dieſer ehemals beſonders auch in England ſehr übliche Fiſchfang iſt in neuern Zeiten dort gänzlich abgekommen; allein in China wird er noch mit dem beſten Erfolg ausgeübt. Ein Fiſcher nimmt hier 10—12 dieſer Vögel auf ſein Boot und läßt ſie auf ein gegebenes Zeichen ihr Taucherwerk beginnen. Es gewährt einen beluſtigenden Anblick, oft hunderte dieſer gierigen Vögel auf dem Waſſer ſchwärmen, flattern, untertauchen und wieder emporkommen zu ſehen und zu bemerken, mit welcher Begierde, mit welcher Blitzesſchnelle ſie ſich ihres Raubes bemächtigen. Oft iſt der Fiſch, den einer gepackt hat, zu groß und zu ſtark, dann kommen ihm einer oder zwei ſeiner Cameraden zu Hülfe und bringen den ſich gewaltſam ſträubenden Fiſch mit vereinten Kräften aufs Trockene, wobei ihnen der Fiſcher durch Entgegenhalten ſeines Ruders behülflich iſt. Hierauf ſtürzen ſie mit neuem Eifer in das Waſſer und ſind ſo in ihrem Geſchäft unermüdlich.

Die chineſiſchen Cormorans unterſcheiden ſich von denen in Europa nur durch die Farbe. Sie ſind am Oberleibe ſchwarzbraun, am Unterleibe lichtbraun geſprenkelt, und am Halſe ſchneeweiß.

Die Frauenbäder im Orient.

Im Orient gehen die Frauen ins Bad, wie bei uns auf den Ball; die Einladungen zu dieſen Vergnügungen werden dort oft 14 Tage vorher gemacht. So erhielten die Gattin und die Tochter Lamartine's, der von 1832—34 den Orient bereiſte, von der Frau und Tochter eines arabiſchen Häuptlings in Syrien eine ſolche Einladung, und er gibt nach der Erzählung ſeiner Gattin in ſeiner Reiſebeſchreibung folgende Schilderung.

„Die Badeſäle ſind öffentlich; aber ſtets wird den Männern der Zutritt bis zu einer beſtimmten Stunde unterſagt, und ſelbſt ganze Tage lang iſt er ihnen nicht geſtattet, wenn ein Bad für eine Braut bereitet wird, gleich demjenigen, dem meine Frau und meine Tochter beiwohnten. Die Säle werden von oben durch kleine Fenſter mit gemaltem Glaſe ſchwach erleuchtet. Sie ſind mit bunten Marmortafeln, die ſehr künſtlich gearbeitet ſind, ausgelegt. Die Wände ſind ebenfalls mit Marmor moſaikartig oder mit mauriſcher Arbeit bekleidet. Die Gemächer unterſcheiden ſich nach den verſchiedenen Graden der Wärme; die erſten haben die Temperatur der äußern Luft, dann werden ſie wärmer und immer heißer, bis im letzten der Dampf des faſt kochenden Waſſers aus Baſſins hervorſtrömt und die Luft mit erſtickender Hitze erfüllt. Im Allgemeinen befindet ſich in den Sälen kein Baſſin, ſondern nur aus Röhren fällt immerwährend das Waſſer auf den marmornen Fußboden; da aber daſſelbe ſtets durch Rinnen wieder abläuft, ſo iſt es fortwährend friſch.

„An jenem Tage waren 200 Frauen aus der Stadt (Beirut) und Umgegend zum Bade eingeladen, und es befanden ſich darunter auch mehre Europäerinnen. Alle waren bei ihrer Ankunft in ein großes Stück weißer Leinwand gehüllt, welches das ſchöne Koſtüm der Frauen ganz bedeckt, ſo oft ſie ausgehen. Sie waren alle von ihren ſchwarzen Sklaven oder ihren freien Dienerinnen begleitet; je nachdem ſie ankamen, vereinigten ſie ſich in Gruppen und ließen ſich auf Strohmatten oder Kiſſen in der Vorhalle nieder. Ihre Dienerinnen nahmen ihnen darauf das weiße Tuch ab und nun erſchienen ſie in all der reichen und maleriſchen Pracht ihrer Gewänder und Edelſteine.

„Nachdem alle Frauen vereinigt waren, ließ ſich eine rauhe Muſik vernehmen; Frauen, in ein einfach rothes Gewand gekleidet, ſtießen ſchneidende Kehltöne aus, und blieſen auf Pfeifen oder ſpielten das Tamburin, und dieſe Muſik dauerte den ganzen Tag hindurch und gab der Scene feſtlicher Heiterkeit den Charakter wilden Tumults und einer Art von Wahnſinn.

„Als die Braut erſchien, von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen begleitet, und mit einem ſo prächtigen Koſtüme geſchmückt, daß Haare, Hals, Nacken und Arme unter einem wogenden Schleier von Guirlanden, Goldmünzen und Perlen ganz verſchwanden, bemächtigten ſich ihrer die Badedienerinnen und beraubten ſie Stück für Stück ihrer Kleider, während auch die andern Frauen durch ihre Sklaven entkleidet wurden. Nun begannen die verſchiedenen Ceremonien des Bades. Unter den Tönen der nämlichen Muſik und mit denſelben Feierlichkeiten und noch auffallendern Worten begab man ſich aus einem Saale in den andern; man ſchritt zu den Dampfbädern und Abwaſchungen, dann ließ man wohlriechende Waſſer reichen und endlich begannen die Spiele, und nun thaten Alle mit ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Bewegungen und Tönen das Nämliche, was etwa ein Haufen Kinder thun, die man in einen Fluß führt, um zu baden, ſie beſpritzten ſich nämlich oder tauchten den Kopf ins Waſſer, und jedesmal ertönte die Muſik lauter und ſtärker, ſo oft dieſe kindiſchen Scherze von Neuem begannen, die das Gelächter der arabiſchen Mädchen erregten. Endlich wurden die Badezimmer verlaſſen; die Sklavinnen flochten von Neuem die feuchten Haare ihrer Gebieterinnen, bekleideten ſie und ſchmückten ſie wieder mit Hals- und Armbändern, breiteten dann Polſter auf den Fußboden und brachten in Körben und ſeidenen Beuteln Backwerk und Confituren aller Art, ſowie Sorbet und Eis, deren ſich die Orientalen zu allen Tageszeiten zur Erquickung bedienen. Auch Pfeifen wurden für die ältern Frauen herbeigebracht, und ein wohlriechender Rauch erfüllte bald den Saal; der Kaffee, der in kleinen Taſſen gereicht wurde, welche in kleinen, durchſichtigen, mit Gold und Silber gezierten Gefäßen ſtanden, hörte nicht auf die Runde zu machen; die Unterhaltung belebte ſich nun immer mehr, und ſpäter kamen Tänzerinnen, die ägyptiſche und arabiſche Tänze aufführten. Auf dieſe Weiſe wurde der ganze Tag hingebracht, und erſt mit dem Beginn der Nacht begleiteten die Frauen die junge Braut zu ihrer Mutter zurück. Eine ſolche Badefeierlichkeit zu Ehren einer Braut pflegt gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit ſtattzufinden.“

Federmanufactur in England.

Merkwürdig iſt die Zunahme der Manufactur von Gänſekielen und Stahlfedern in England während des letzten Jahrzehends. Nach genauen Berechnungen wurden von 1828—34 nach London 18 bis 23 Millionen Gänſekiele eingeführt. Die Fabrikation der Stahlfedern hat außerordentlich zugenommen, ſeit man ſich der von Morden angegebenen Preſſen und Vorrichtungen dazu bedient. In einer Fabrik in Birmingham ſind ſtets 300 Menſchen mit der Verfertigung von Stahlfedern beſchäftigt und es werden jährlich 40 Tonnen Stahl dazu verbraucht. Eine Tonne gibt 1,935,360 Federn. Man rechnet, daß in England überhaupt jährlich 220,000,000 Stahlfedern verfertigt werden. Schon vor 30 Jahren wurden von der noch beſtehenden Fabrik Wyſe in London Stahlfedern gemacht, aber erſt in den letzten zehn Jahren wurde dieſes Fabrikat ein bedeutender Handelsartikel, und obgleich der Handel mit Gänſekielen in England dadurch gelitten hat, ſo iſt er doch nicht bedeutend vermindert worden und hat ſich in der neueſten Zeit wieder gehoben. Die Urſachen des vermehrten Verbrauchs liegen theils in dem geſtiegenen Verkehr überhaupt, theils insbeſondere in dem Umſtande, daß ſich durch die Verbreitung der Bildung die Zahl der Perſonen, welche ſchreiben können, vermehrt hat und ſich gegen frühere Zeiten wie 4 zu 1 verhält, und darin, daß bei der Wohlfeilheit der Federn mehr als früher verwüſtet werden, wie man berechnet, 1/3 der geſammten jährlichen Zufuhr.

Tippo Saheb, Sultan von Myſore.

Dieſer kühne Krieger, ehemaliger Beherrſcher des Reichs Myſore in Oſtindien, welches jetzt als eine Provinz der Präſidentſchaft Madras unter der Oberhoheit der Engländer ſteht, war der Sohn Hyder Ali's, welcher den alten Stamm der Radſchah's im Jahre 1755 vertrieben und ſich auf den Thron von Myſore geſetzt hatte. Tippo Saheb war im Jahre 1751 geboren und folgte ſeinem Vater am 10. December 1782 in der Herrſchaft nach. Er hatte einen unauslöſchlichen Haß gegen die britiſche Nation und ſetzte deshalb den von ſeinem Vater begonnenen Krieg gegen dieſelbe bis 1784 fort, nachdem ein Jahr früher der Friede zwiſchen England und Frankreich war geſchloſſen worden, wodurch Tippo Saheb ſich genöthigt ſah, die Waffen niederzulegen. Dieſer Friedensſchluß ſetzte ihn wieder in den Beſitz der verlorenen Plätze; er mußte aber dagegen Kalkutta, das ſchon ſein Vater erobert hatte, an die Engländer zurückgeben, und ſeinen Anſprüchen auf die Provinz Karnatik entſagen. Sein unvertilgbarer Haß gegen die Engländer aber ließ ihn indeſſen bald auf neue Mittel ſinnen, ſich von ihrer furchtbaren Nachbarſchaft zu befreien. In dieſer Abſicht ſandte er 1787 eine Geſandtſchaft an Ludwig XVI., um dieſen wieder zum Kriege gegen England zu bewegen, hatte aber weiter keinen Erfolg, als daß das alte Freundſchaftsverhältniß erneuert wurde. Der eroberungsſüchtige Tippo Saheb griff jedoch aufs Neue zu den Waffen und bekriegte den Radſchah von Travankore, einen unabhängigen Fürſten auf der Küſte Malabar. Die Engländer wurden dadurch veranlaßt, mit den Maratten und dem Herrſcher von Dekan ein Bündniß gegen Tippo Saheb zu ſchließen, drangen 1790 in Myſore ein und bemächtigten ſich mehrer feſter Plätze; ein Jahr ſpäter rückten die beiden engliſchen Heerführer, Lord Cornwallis und Abercrombie, bis nach der Hauptſtadt Seringapatam vor, belagerten den Sultan in dieſer und nöthigten ihn zum Abſchluß eines Friedens, der am 24. Februar 1792 zu Stande kam, kraft deſſen Tippo Saheb die kleinere Hälfte ſeiner Staaten und ſeine ſämmtlichen Grenzfeſtungen an die Sieger abtreten mußte.

Der ſtets gleich feindſelige Tippo Saheb ruhte indeſſen nicht; er ſuchte von allen Seiten den Engländern Feinde zu erwecken, und trat in Unterhandlungen mit dem König von Kabul, die jedoch erfolglos blieben. Er verſuchte nun ein Bündniß mit der franzöſiſchen Republik zu ſchließen, und ſchickte deshalb Abgeordnete nach Iſle de France, um die Überſchiffung eines franzöſiſchen Hülfsheeres in ſeine Staaten zu bewirken. Die Zurüſtungen, welche zu dieſem Zwecke von dem Gouverneur von Iſle de France geſchahen, verriethen jedoch den Engländern das Geheimniß, und da dieſe zu derſelben Zeit einen Emiſſär des damals in Ägypten ſich befindenden Generals Bonaparte aufgegriffen hatten, welcher beſtimmt war, einen Vertrag mit Tippo Saheb abzuſchließen, ſo beſchloſſen ſie, einem Angriffe ihres Feindes zuvorzukommen, und erklärten ihm am 22. Februar 1799, in Verbindung mit dem Subah von Dekan und den Maratten, den Krieg. Demnach ließ der Generalgouverneur von Indien, Lord Welleſley, zwei Heere, das eine unter dem Befehl des Generals Harris, das andere unter dem des Generals Stuart, in Tippo Saheb's Staaten einrücken, der eine Armee von 60,000 Mann den Engländern entgegenſtellte. Die erſten Gefechte waren jedoch für den Sultan ſchon unglücklich, und er ſah ſich endlich genöthigt, in ſeine Hauptſtadt zu flüchten. Dieſe gut befeſtigte Stadt, vor welcher ſich nun beide britiſche Heere vereinigten, wurde nach einer vierzehntägigen Belagerung am 4. Mai 1799 mit Sturm genommen.

Digitized by Google

Tippo Saheb, Sultan von Myſore.

Der Sultan, an der Spitze des Reſtes ſeiner Truppen, kämpfte auf den Wällen mit Löwentapferkeit, und fiel endlich mit dem Degen in der Fauſt. Die Beute, welche die Sieger machten, war unermeßlich, es befanden ſich darunter z. B. auch zwei goldene Tiger mit Augen von Diamanten, von denen der eine, ſowie Tippo Saheb's Bibliothek, ſich in dem Hauſe der oſtindiſchen Geſellſchaft in London befindet. Von dem Reiche Tippo Saheb's fiel ein Theil an die Maratten; ein anderer an den Beherrſcher von Dekan; ein dritter an die Engländer und an den jungen Radſchah Kiſna, den letzten Sprößling des rechtmäßigen Radſchahſtammes. Der nachgelaſſenen Familie Tippo Saheb's wurde die Feſtung Vallore zum Wohnort angewieſen und eine jährliche Penſion von 720,000 Rupien ausgeſetzt.

Tippo Saheb war, ungeachtet ſeiner großen Fehler, worunter auch ein Hang zur Grauſamkeit gehörte, ein ausgezeichneter und in der Geſchichte des Orients ſeltener Charakter. Er war von Natur mit einem ſcharfen und durchdringenden Geiſte begabt, kühn in ſeinen Unternehmungen, klug und liſtig in der Ausführung derſelben. Nicht leicht ließ er ſich durch Unglück niederbeugen oder durch Glück zum Übermuth verleiten, und er würde unter andern Umſtänden ſeine ſeltenen Geiſteskräfte gewiß ſegensreicher entwickelt haben.

Das hier mitgetheilte, ſehr ausdrucksvolle Portrait Tippo Saheb's iſt nach einem dem Herzoge von Wellington gehörigen Originalgemälde gefertigt.

Die Inſel Malta.

Auf der kleinen merkwürdigen Inſel Malta grenzen Europa und Afrika zuſammen. Die Natur und ihre Erzeugniſſe ſind afrikaniſch, die Bevölkerung der Städte iſt europäiſch, das Landvolk aber iſt ein Gemiſch von Afrikanern, Aſiaten und Europäern. Bei ihrer Lage im mittelländiſchen Meere zwiſchen Afrika und Europa hatten ſich ſchon in den älteſten Zeiten Anſiedler auf dieſer Felſeninſel eingefunden. Phöniziſche Coloniſten trieben hier bald nach der Gründung Karthagos, 800 v. Chr., einen anſehnlichen Handel. Später ließen ſich auch ioniſche Colonien hier nieder und nannten dieſe Inſel Melita (Ogygia). Um 400 v. Chr. fiel Melita an Karthago, 170 Jahre ſpäter an Rom. Gothen und endlich um 818 der chriſtlichen Zeitrechnung die Araber beſetzten ſie hierauf; 1090 vertrieben die Normannen dieſe Eroberer und 1530 belehnte Kaiſer Karl V. den von Rhodus vertriebenen Johanniterritterorden, der von nun an Malteſerorden hieß, mit dieſer Inſel. Bonaparte eroberte ſie 1798; 1800 aber überwältigten ſie die Engländer, die ſeitdem im Beſitz dieſes wichtigen und beinahe uneinnehmbaren Punktes im Mittelmeere blieben.

Die ganze Gruppe, die drei Inſeln: Malta, Gozzo und Comino, nebſt einigen Klippen, beſteht aus urſprünglich dürren und flachen Kalkfelſen, die ſich in grotesken Formen meiſt ſteil ins Meer herabſenken und außer den zehn ſichern Häfen an ihren ſteilen Wänden keine Landung geſtatten. Die Sage berichtet, daß der jetzt ſo ungemein fruchtbare Boden Maltas durch ein Geſetz, welches jedes Schiff nöthigte, eine Ladung Erde mitzubringen, erſt geſchaffen worden ſei. Die tragbare Erdſchicht iſt, außer etwa in Privatgärten, nirgend tiefer als etwa 8—9 Zoll. Das Klima iſt ausnehmend geſund, der Winter völlig unbekannt; die Seewinde kühlen die Temperatur im Sommer meiſt bis zu 26° R.

Digitized by Google

Anſicht der Inſel Malta.

ab; faſt immer lacht ein heiterer Himmel, nie ſieht man Schnee, nie Nebel, und ſelten fällt Regen. Hagelſchauer ſind die einzigen Boten, die der Winter bisweilen hierher ſendet.

Malta verdankt ſeine ungemeine Blüte dem Malteſerorden, der es faſt 300 J. lang beherrſchte und der ſeine Reichthümer über die Inſel verbreitete. Dieſem geiſtlichen Ritterorden, deſſen Gelübde Kampf gegen die Ungläubigen, Armuth und Keuſchheit in ſich ſchloß, im J. 1048 zu Jeruſalem geſtiftet und während der Kreuzzüge ausgebildet, berühmt durch ſeine heldenmüthigen Großmeiſter d'Aubuſſon, Lavalette und Andere, durch ſeine Vertheidigung von Rhodus und Malta, beſtand aus eigentlichen Rittern, etwa 3000 an der Zahl, aus Kapellanen (Geiſtlichen), Waffenträgern und Krankenpflegern. Das Haupt des Ordens, der fürſtlichen Rang einnahm, hieß der Großmeiſter des heiligen Hoſpitals zu St.-Johann von Jeruſalem und Guardian der Armen Jeſu Chriſti, ein Hoſpital urſprünglich von Kaufleuten aus Amalfi geſtiftet. Der Schutz des heiligen Grabes und drei Kreuz- oder Kriegszüge gegen die Ungläubigen waren jedes Ritters Pflicht.

Der Orden, mit Gütern in ganz Europa begabt, theilte ſich in acht Zungen, die deutſche, die provenzaliſche, die engliſche, die caſtiliſche, die franzöſiſche, die aragoniſche, die italieniſche und die der Auvergne. In Malta, als dem Mittelpunkt der Ordensregierung, war das mächtige Capitel deſſelben, aus 8 Baillifs (Conventuali) beſtehend, welche die Obergewalt, die der Großmeiſter ſonſt unbeſchränkt ausübte, beſchränkte. Strengſter Gehorſam aber blieb jedes Mitgliedes Pflicht.

Die Verhältniſſe der neuern Zeit beraubten den Orden einer Zunge nach der andern; die drei franzöſiſchen gingen durch die Revolution, die ſpaniſchen durch den Frieden von Amiens, die deutſche durch die Säculariſation der Ballei von Heitersheim ein. Nur die engliſche beſteht eigentlich noch fort und der König von England ſtiftete 1829 als Großmeiſter und Souverain von Malta den St.-Georgs- und St.-Michaelsorden, ſowie der König von Preußen 1811, bei Aufhebung ſeines Heermeiſterthums, den Orden in einen preußiſchen Verdienſtorden verwandelte. So iſt der Glanz des Ordens verſchwunden, wiewol der Friedensſchluß von Amiens 1802 noch die Rückgabe von Malta an den Orden feſtſetzte und die Ritter ſpäter auf eine entſprechende Entſchädigung für ihre Verluſte Anſpruch gemacht haben. Jetzt gehört, wie ſchon erwähnt, Malta den Engländern; ſie haben einen Gouverneur, einen Untergouverneur und eine Beſatzung von vier Regimentern daſelbſt, ernennen die Richter und laſſen die Bevölkerung ſich übrigens ſelbſt regieren.

Malta iſt einer der bevölkertſten und blühendſten Punkte der Erde. Der Flächenraum der ganzen Inſelgruppe beträgt 8¼ geographiſche □Meilen, wovon ſechs auf Malta, zwei auf Gozzo und ¼ □M. auf Comino kommen. Der ungemeinen Induſtrie ihrer Bewohner iſt es zuzuſchreiben, daß auf dieſem engen Raume gegen 100,000 Menſchen gemächlich leben. Man zählte 1826 drei Städte, ſechs Flecken und 40 Dörfer, ohne die Höfe (casali), mit 13,146 Wohnungen. Der Anblick dieſer ſtrotzenden Bevölkerung von 12,000 Menſchen auf der □Meile würde überaus reizend ſein, wenn es Malta nicht durchaus an Bäumen und Schatten fehlte. Der verbrannte Fels, die weißen Einfaſſungsmauern der Felder, der feine Kalkſtaub im Sommer, der ſich in den Wintermonaten zu weißem Schlamm verwandelt, die ſchattenloſen Felder, welche nirgend ein Baum ſchmückt, machen den Anblick von Malta unerfreulich und troſtlos. Bewundernswerth aber iſt der ausdauernde Fleiß, mit dem dieſer urſprünglich ſo undankbare Boden dennoch in einen reichen Fruchtgarten umgeſchaffen worden iſt. Der Waſſerarmuth abzuhelfen, ſind überall Ciſternen und Ka-

näle angelegt; aber außer dem Waſſer fehlt es auch fortwährend an Erde, und dieſe wird aus geſtampftem Tuffſtein und Dünger bereitet oder von Sicilien herübergeholt, auf Terraſſen und Unterbauen mit aller Vorſicht aufgeſchüttet, gepflegt und vermehrt, und mit unendlicher Sorgfalt beſtellt. So mußte dieſer öde Fels, dem die erſten Bedingungen der Fruchtbarkeit mangelten, Erde und Waſſer, wunderbarerweiſe zu dem fruchtbarſten Fleck der Erde werden, gleichſam zur Probe, wie der menſchliche Fleiß die Kargheit der Natur zu beſiegen vermöge.

Die Bevölkerung Maltas beſteht aus ihrem Urſtamm, phönizischer Abkunft, mit einer eignen Sprache, welche ſonſt wol auf der ganzen libyſchen Küſte verbreitet war und in der wir mit Recht die Sprache der Karthager alter Zeit wieder erkennen, wie ſich denn die Malteſer mit den Mauren ſemitiſcher Abkunft ohne Mühe verſtändigen. Der Anblick des Malteſers drückt Kraft, Ausdauer und Gewandtheit aus. Es iſt ein hochgewachſener ſtarker Menſchenſchlag, mit feurigen Augen, etwas Wildes in den Mienen, krauſem Haar, dicken Lippen und ſo an afrikaniſche Bildung erinnernd. Die Frauen ſind klein, mit kleinen Händen und Füßen und einer ſehr weißen Hautfarbe; die ſchwarze Faldella, der Schleiermantel, ſteht ihnen ſehr gut; die Männer tragen eine Art Turban oder rothe Mützen; eine kurze farbige Jacke mit rothem Gürtel, den ein Meſſer ziert; die Füße ſind unbedeckt. Die Männer verrichten hier allein alle harten Arbeiten. Es gibt keinen größern Contraſt als zwiſchen dem nahen Sicilien und Malta und zwiſchen dem ſtets trägen Sicilier und dem ſtets rüſtigen Malteſer. Dort hat die Natur Alles, der Menſch nichts gethan; hier umgekehrt die Natur nichts, der Menſch Alles. Jeder Zollbreit Landes wird benutzt, ausgebeutet, jeder Monat hat ſeine Mühe und ſeine Frucht, in jeder Hütte iſt Behaglichkeit und Reinlichkeit anzutreffen; in Sicilien von allen dieſem das Gegentheil. Der Malteſer iſt äußerſt mäßig im Eſſen und Trinken; bei ſtetem Fleiß genügen ihm ein Paar Zwiebeln, ein getrockneter Fiſch für den ganzen Tag; Fleiſch ziert nur ſelten ſeine Feſttafel. Er gilt für verſchlagen in Geſchäften, aber ehrlich und zuverläſſig; ſeine Unwiſſenheit und ſein Aberglaube ſind nicht ſeine Schuld, aber fanatiſch iſt er nicht und liebt ſein Vaterland über Alles. Die gewerbliche Induſtrie iſt nicht ſein Fach, aber in Beſtellung des Bodens kommt ihm kein anderes Volk gleich. Zu dieſer urſprünglichen Bevölkerung haben ſich Griechen, Araber und Europäer gemiſcht, welche die Claſſe der Kaufleute und Gewerbtreibenden bilden. Die Engländer, mit Einſchluß der Garniſon, mögen unter ihnen 10,000 Seelen ausmachen. Die Einkünfte von Malta betragen etwa 800,000 Thlr., aber England muß für dies Beſitzthum jährlich etwa noch 350,000 Thlr. zuſchießen.

Ein Netz trefflicher Straßen breitet ſich jetzt über die Inſel aus, und dieſen Straßen verdankt die Inſel viel von ihrem Wohlſtand. Das Haupterzeugniß iſt die Baumwolle, deren Pflanze ſechs Jahre ausdauert; der Anblick dieſer Anpflanzungen mit ihrem dunkeln Laube und hellgelben Blumen iſt aber mehr auffallend als ſchön. Die Pflanze wird bis zwei Fuß hoch, und in Zwiſchenräumen von zwei bis drei Fuß im April gepflanzt; im September platzt die viertheilige Hülſe auf und muß dann vor Sonnenaufgang abgeſchnitten werden, da die Sonnenhitze die Wolle gelb macht. Die Samenkörner dienen als Viehfutter. Verderblich iſt den Baumwollenfeldern der Südoſtwind (Sirocco), der oft in wenigen Stunden die Pflanzungen zerſtört. Das Korn gibt 30—60fältig aus und wird im Mai geerntet, jedoch wird der geſammte Bedarf nicht auf der Inſel gewonnen. Mais und Tommon (ägyptiſcher Weizen), Melonen, Zuckerrohr (auf Gozzo), Soda, Farbekräuter und die koſtbarſten Gemüſe ſind die übrigen Pflanzenerzeugniſſe Maltas. Vor allen aber ſind die herrlichen Pflanzungen von Orangen und Pomeranzen ertragreich. Hier gedeihen die Granate, die Aprikoſe, die Feige, der Anis, die Orange in vorzüglicher Schönheit, ſelbſt der Piſang an einigen heißen Stellen. Die köſtlichen Trauben werden ſelten gekeltert, ſondern zu Roſinen getrocknet. Die Roſen Maltas genießen eines alten Ruhms. Pferde gibt es wenig; dagegen aber viele Eſel, der hier ſeine volle Schönheit, Größe und Kraft erlangt. Man ſieht hier auch wol einzelne Gazellen, ſowie Scorpione und Mosquitos; aber keine giftigen Schlangen. Honig, Alabaſter, Seeſalz und endlich die Erzeugniſſe der Induſtrie, baumwollene Decken, Strümpfe und Filigranarbeiten, Uhren und Kupferwaaren gehen von Malta ins Ausland. Das Haupterzeugniß Maltas, die Baumwolle, geht im Betrage von einer Million Thaler meiſtens nach England, die Südfrüchte nach Genua und Venedig.

Unſere Abbildung zeigt die ſchöne Hauptſtadt Maltas, Lavaletta oder Valetta. An der Südoſtküſte von Malta auf einem rauhen und hohen Felſen ſich erhebend, der ſich mit einer klippigen Erdzunge in das Meer erſtreckt, bildet die Stadt, eigentlich aus fünf Städten beſtehend, von der Seeſeite von furchtbaren Caſtellen, landwärts von in Fels gehauenen Werken geſchützt, eine der ſtärkſten Feſtungen der Welt. Das eigentliche Valetta oder Citta nuova, 1566 von dem Großmeiſter Lavalette gegründet, breitet ſich an der Nordweſtſeite des von der Erdzunge gebildeten Hafens aus und zeigt ſeine Front ſeewärts, im Hintergrunde unſeres Bildes. Am nördlichen Endpunkte dieſes Felsrückens droht das aus vier Baſtionen gebildete Fort St. Elmo; ſüdöſtlich das Fort Riccazoli an der Gunta Sottile, beide die Eingangshüter des geräumigen Hafens. Im Rücken wird die Stadt von den beiden Caſtellen Tigne und Manuel beſchützt, von denen das letzte mittels einer Brücke mit der Lazarethinſel zuſammenhängt. Auf der Landſeite iſt Citta nuova mit einem breiten in den Fels gehauenen Graben umgeben. Die Porta Reale, ein in Fels gehauener Bogengang, führt zu der tiefern Vorſtadt Floriana, auch Vilhena genannt. Citta nuova ſelbſt zeigt zuerſt dem Blick des Fremden eine Reihe nach der Schnur angelegter Paläſte, aus Quaderſteinen erbaut; das Pflaſter beſteht aus eben ſolchen Steinen. Eine breite mit Trottoirs eingefaßte Treppe, ſanft abhängend, bildet die Straße, welche von der Marine und dem Hafen und nach dem Platz der Kathedrale führt. Die Strada reale und Mercanti bilden die lebhafteſten und vornehmſten Theile der Stadt, und beſtehen aus zweiſtöckigen zierlichen Häuſern mit flachen Dächern. Ein ſchöner Säulengang führt nach dem St. Georgsplatz, deſſen ganze Südſeite der ehemalige Palaſt des Großmeiſters, jetzt des Gouverneurs, einnimmt, ein edles, einfaches Gebäude, durch eine ſchöne Treppe geziert. Das Zeughaus, das Univerſitätsgebäude, das Rathhaus und das große Hospital zeichnen ſich außerdem aus. Citta nuova zählt 26 Kirchen, unter denen der Dom von St. Johann, ein prachtvoller Tempel, mit Marmor, Porphyr und Lapis lazuli bekleidet und mit Frescobildern von il Preti (Calabreſe) geziert, der merkwürdigſte iſt. In der Johanneskapelle iſt die Enthauptung Johannis, ein berühmtes Bild von Caravaggio. Der älteſte Stadttheil iſt die zum Caſtell St. Angelo ſich hinziehende Citta Vittorioſa oder der Borgo, ſchon im 9. Jahrhundert von den Sara-

Digitized by Google

zenen angelegt. Hier zwiſchen unregelmäßigen Gaſſen liegt das große Arſenal. Später entſtanden die Stadttheile Burmola, Cottonera und Senglea, die jede für ſich eine eigne und doch wieder verbundene Feſtung bilden. Um alle dieſe Feſtungswerke gehörig zu beſetzen, ſind 600 Kanonen und eine Beſatzung von 30,000 Mann nöthig. Alle fünf Stadttheile zuſammen enthalten 3500 Häuſer (Citta nuova zählt deren 1500) mit 34,500 Einwohnern, die Fremden mit gerechnet. Die Stadt hat eine Bank, eine Börſe, ein Theater. Während des ſogenannten Winters fehlt es nicht an Concerten und Maskenbällen; allein im Sommer, wo alle angeſehene Einwohner dem Gouverneur aufs Land folgen, bietet Lavaletta, in Staub gehüllt und glühend heiß, wenig Vergnügungen dar.

Den herrlichſten Anblick gewährt die Stadt von der Seeſeite her, mit ihren impoſanten Citadellen, den Prachtbauten im Hintergrunde ihres Hafens, der felsumkrönt und von bunten Barken belebt, mit zahlloſen Maſten erfüllt und mit einem gewühlvollen Molo ſich vor uns ausbreitet. Der Hafen ſelbſt, der ſicherſte und ſchönſte im ganzen Mittelmeere, zerfällt wieder in ſieben verſchiedene Häfen: der große Hafen zwiſchen Citta nuova, Vittorioſa und Senglea, der franzöſiſche zwiſchen dieſem und dem Fels Corradino, der Hafen Reneile zwiſchen St. Salvadore und Caſtel Riccazoli, der engliſche, der kleine am Cabo Carlin, und der Winterhafen an der Lazarethinſel. An dieſen Häfen liegen die Docken, Magazine, Hoſpitäler, und die ſie umgebenden Quais ſind ſämmtlich mit ſchönen Gebäuden geziert. Weſtlich von der Stadt liegen die Contumazgebäude. Lavaletta, von den Engländern zum Freihafen erklärt, iſt jetzt der Hauptmarkt für die Nordküſte von Afrika, der Sitz des Gouverneurs und eines Seedepartements, der ſüdlichſten Univerſität Europas, mit einer guten Bibliothek, botaniſchen Gärten, Muſeen, Sternwarte und den Behörden. Eine ſchöne Waſſerleitung, vom Großmeiſter Vignacourt angelegt, verſorgt die Stadt mit Waſſer. Zwei Stunden davon liegt St.-Antonio, das reizende Luſtſchloß des Gouverneurs, in einem ſchönen Park.

Die alte Hauptſtadt von Malta, Citta Vecchia, mit 4000 Einw., erhebt ſich auf einem Hügel, faſt in der Mitte der Inſel. Sie iſt befeſtigt, aber ſehr in Verfall. Hier reſidirt ein Biſchof. Die Kathedrale iſt ſehenswerth, von ihrer Kuppel herab ſtellt ſich in einem reizenden Panorama die ganze Inſel dar. Die großen Katakomben, dann aber der Park von Boſchetto, der ſchönſte Punkt der Inſel, eine Stunde entfernt, ziehen viele Beſucher an. Hier erfreuen das geblendete Auge die einzigen Baumgruppen der Inſel, Oelbäume, Steineichen und in einer Thalſchlucht (die Faſanerie) rieſenhafte Orangenbäume; die ganze Pracht des üppigſten Pflanzenwuchſes zeigt ſich hier und der erquickendſte Schatten umfängt uns.

Citta nuova hieß bei den Alten, wie die Inſel ſelbſt, Melita und war ihrer Pracht wegen berühmt, Cicero rühmt den herrlichen Junotempel und die Bildſäulen der Siegesgöttin von Elfenbein, welche Verres raubte. Die Katakomben und eine Menge hier gefundener Bronzeſtatuen, Münzen und Gefäße zeugen noch von dieſer vergangenen Pracht. Außer dieſen Städten hat Malta ſechs Flecken, Zebug mit 4000, Pinto mit 3000, Naſciaro mit 2500, Zorrica mit 3500, Roban mit 1500 Einwohnern, ſämmtlich gut gebaut, von großen Baumwollenfeldern umgeben und wohlhabend. An der Küſte ſind noch die Forts Roſſo, St.-Luciano und Balbani.

Das Gemälde von Malta zu vollenden, gedenken wir noch der Inſel Gozzo, Gaulos bei den Alten, zwei Stunden lang und eine breit, aus demſelben Fels, wie Malta beſtehend, und von 14,000 Menſchen in 2185 Feuerſtellen bewohnt. Hier hat ein Untergouverneur ſeinen Sitz. Hauptort der Inſel iſt der Flecken Rabatto mit 3000 Einwohnern und einem rieſenhaften, feſten Thurm. Das Dorf Chambra, mit einem ſchönen Park an der Oſtküſte der Inſel, iſt der Sommerſitz des Gouverneurs. Gozzo iſt ebenſo ſorgfältig angebaut als Malta und hat mehre gute Häfen. Seine Erzeugniſſe ſind Zuckerrohr, Baumwolle und Südfrüchte. Man findet hier Spuren von Gold- und Silberlagern, und auf der Klippe Hagira tal General wird der ſogenannte Malteſerſchwamm (Gynomorium coccineum L.), ein ſchwammähnliches Gewächs, das in Blutflüſſen ſehr wirkſam iſt, gefunden. Zu dieſer Klippe ſetzt man in einem Korbe über, der an einem Seile herübergezogen wird. Die Frauen tragen ſich hier noch jetzt ganz türkiſch. Fiſcherei, Ackerbau und Baumwollenweberei nähren die fleißigen Bewohner der Stadt und der ſechs Dörfer, die Gozzo zählt.

Das kleine Felſeneiland Comino, blos durch die Rhede von Malta getrennt, iſt ein kahler Fels, der ſeinen Namen von dem äthiopiſchen Kümmel (Cuminum Cym.) erhielt, der hier ſchon in früheſter Zeit gebaut wurde. Dieſer Fels ernährt dennoch über 1000 Menſchen und beherrſcht mit ſeinem kleinen Fort di Comino die Rhede von Malta. Dies iſt zugleich die einzige Ortſchaft des kaum $\frac{1}{4}$ □Meile großen Eilands. Im Norden von ihr ragt Sicilien, im Süden Afrika über den Wogen empor, und von Oſten her winkt das zauberiſche Griechenland.

Rafael's Carton.

6. Die Erblindung des Elymas.

Die Scene auf dieſem Bilde iſt ein römiſcher Gerichtsſaal. Der Proconſul Sergius Paulus, umgeben von ſeinen Beamten, ſitzt in der Mitte der Halle. Vor ihm ſtehen im Vordergrund Paulus und Elymas einander gegenüber. Elymas, einer der ſogenannten falſchen Propheten, deren es in den erſten Zeiten des Chriſtenthums nicht wenige gab, um die weitere Ausbreitung deſſelben zu hindern, ſucht den Proconſul, welcher den Paulus vor ſich beſchieden hatte, um ſeine Lehre anzuhören, zu überreden, daß dieſer ein Schwärmer und Betrüger ſei. Paulus aber, von der Nothwendigkeit überzeugt, daß hier zu ſeiner und ſeiner Lehre Rechtfertigung etwas Außerordentliches geſchehen müſſe, ſpricht zu Elymas: „Die Hand des Herrn komme über dich! Du ſollſt von Stund' an erblinden!“

Wir ſehen auf unſerm Bilde, wie ſchnell dieſe Drohung in Erfüllung ging. Paulus hat eben erſt ausgeredet, ſeine ausgeſtreckte Rechte bezeichnet noch die Geberde, womit er ſeine Worte begleitet hatte, und ſchon iſt das Licht der Augen von dem verleumderiſchen Ankläger gewichen. Ein Bild des Schreckens ſteht er da, mit weit ausgeſtreckten Händen vor ſich hintappend. Sein noch halb geöffneter Mund iſt verſtummt, ſein Angeſicht gleicht an Starrheit dem eines Leichnams. Die hinter ihm befindliche Gruppe gibt ihre Theilnahme und Beſtürzung auf verſchiedene Weiſe zu erkennen. Einer der Männer zeigt auf den geſtraften Verbrecher, als wollte er ſagen: Dir iſt recht geſchehen! Ein Anderer

Digitized by Google

deutet gen Himmel und bezeichnet ſo die Begebenheit als ein göttliches Strafgericht, während die in der Mitte ſtehende Frau, wahrſcheinlich das Weib des Elymas, mit Geſichtszügen, in welchen ſich Schrecken und Bosheit miſchen, auf den Apoſtel zeigt und ihn laut als Urheber des Unglücks anklagt. Der zur Linken des Proconſuls ſtehende Beamte ſcheint, zu dem Weibe gewendet, ihr zu ſagen: „Wie wagſt du es, noch zweideutige Reden auszuſtoßen? Spricht nicht die wundervolle Begebenheit ſelbſt am deutlichſten gegen deinen ſchuldigen Gatten?“ In keinem Bilde Rafael's iſt der Sieg der göttlichen Macht über die Ränke der irdiſchen Bosheit ergreifender dargeſtellt als auf dieſem. Ruhig und würdevoll erſcheint Paulus in feſter, aufgerichteter Stellung; mit offnem Auge ſchaut er dem Verräther ins Angeſicht, und ſein ganz leidenſchaftloſes Weſen gibt deutlich zu erkennen, daß er hier als Stellvertreter und Werkzeug Gottes handelt. Elymas dagegen, erbleicht, niedergedrückt, wankend, von Finſterniß umfangen, im Bewußtſein, die göttliche Strafe verdient zu haben, beſitzt nicht einmal die phyſiſche Kraft mehr, ſeine Schuld zu bemänteln.

Die Erblindung des Elymas.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

125.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Auguſt 22, 1835

Die Bildſäule der Diana.

Digitized by Google

Die Bildſäule der Diana.

Diana, eine der gefeiertſten Gottheiten des Alterthums, war nach der Mythologie der Griechen und Römer die Tochter des Jupiter und der Latona und die Zwillingsſchweſter des Apollo. Sie war nicht blos die Göttin der Wälder und die Beſchützerin der Jagden, ſondern leuchtete auch als Luna (Mond) am nächtlichen Himmel und war in Folge deſſen, weil der Volksglaube immer das Nächtliche mit dem Unterirdiſchen verknüpfte, auch als Hekate die Göttin der Unterwelt. Auf den alten Bildwerken wird ſie indeß größtentheils als ewigjungfräuliche Göttin der Waldung und der Jagd vorgeſtellt. Als ſolche erſcheint ſie gewöhnlich mit einem Halbmond auf der Stirne, mit Bogen, Köcher und Pfeilen und im leichten, kurzgeſchürzten Jagdkleide, zuweilen auch in einem mit Hirſchen beſpannten Wagen oder hatte wenigſtens, wie auf unſrer Abbildung, einen Hirſch bei ſich. In der Regel hat ſie auch ihre Begleiterinnen und einige Hunde in ihrem Gefolge.

Auf unſrer Abbildung erſcheint ſie in einer Tunica, über welche eine Art von kurzem Mantel gelegt iſt, der von der linken Schulter herabgeht und in der Mitte ihres ſchlanken Wuchſes wie in einem Gürtel ſich zuſammenſchließt. Die linke Hand faßt eine neben ihr her ſpringende Hindin bei dem Geweih, während die rechte im Begriff iſt, einen Pfeil aus dem Köcher zu nehmen. Arme und Beine ſind unbekleidet, aber die Füße mit zierlichen Sandalen verſehen. Ohne Zweifel bezieht ſich ihre Stellung auf ein in der alten Mythologie erzähltes Ereigniß. Diana beſaß nämlich eine ausgezeichnet ſchöne Hindin mit goldenem Geweih, die ihr einſt von einer Nymphe geweiht worden war und welche ſie ſehr werth hielt; dieſe ſchöne Hirſchkuh war ihr entlaufen und Hercules, der damals am Hofe des Euriſtheus in harter Dienſtbarkeit lebte, erhielt von dieſem den Auftrag, ſie einzufangen und lebendig nach Mycenä zu bringen. Die Hindin war aber außerordentlich ſchnell und Hercules verfolgte ſie ein ganzes Jahr hindurch unermüdet, bis er ſie endlich erreichte und mit einem Pfeile lähmte. Diana aber, welche die Gefahr geſehen, die ihrem Liebling drohte, beſchützte das Thier vor den weitern Nachſtellungen des Hercules, indem ſie ihn ſelbſt mit ihrem Pfeil bedrohte.

Das Kunſtwerk, das unſere Abbildung darſtellt, iſt unſtreitig die ſchönſte unter allen Statuen der Diana, welche uns aus den Zeiten des Alterthums aufbewahrt ſind. Sie iſt aus pariſchem Marmor gearbeitet und vollkommen gut erhalten. Sie befindet ſich ſeit Heinrich IV. Zeiten in Frankreich, man weiß jedoch nicht, wann und auf welche Weiſe ſie dorthin gelangte. Unſer Holzſchnitt iſt nach einem Kupferſtiche Baquoys gefertigt.

Das Wichtigſte über den Taubſtummenunterricht.

I. Im Allgemeinen.

Wie ſchwierig die Erziehung der mit allen Sinnen begabten Kinder iſt, wie ſchwer es oft hält, ihnen die unentbehrlichſten Kenntniſſe beizubringen, welche ſchwierige Aufgabe die zweckmäßige Organiſation irgend einer Erziehungsanſtalt für Hörende iſt, und wie die Verſchiedenartigkeit der Charaktere, der Anlagen und der Verhältniſſe es faſt wünſchbar macht, daß jeder Einzelne ſich einer nach eignen Bedürfniſſen ihm beſonders angepaßten Erziehung erfreuen könnte, weiß Jedermann, und Jedermann ſieht ein, daß die Erziehung von Kindern, die weder hören noch ſprechen, eine unendlich ſchwierigere und zuſammengeſetztere Aufgabe ſein muß.

Dieſen Schwierigkeiten gemäß muß bei dem Unterricht und der Erziehung der Taubſtummen wie der Blinden, mancher andere Weg, als die gewöhnlichen, eingeſchlagen werden, weil bei ihnen der Gebrauch des einen oder des andern der Hauptorgane fehlt, durch welche der Seele Ideen und Kenntniſſe zugeführt werden. Von dieſen beiden Zweigen der Erziehungskunde iſt jedoch der uns jetzt vorliegende am ſchwierigſten und erfodert von Seiten des Lehrers, welcher bei den Taubſtummen immer zugleich Erzieher ſein muß, eine unermüdliche Geduld und Ausdauer, Kenntniß der Sprache und Gewandtheit in der Entwickelung der Begriffe.

Die Wahrheit des oben Geſagten wird ſich am leichteſten darthun laſſen, wenn man das Weſen der Taubſtummheit und die Eigenthümlichkeiten dieſer Unglücklichen einer nähern Betrachtung unterwirft.

Die Taubſtummheit iſt nämlich dasjenige Gebrechen, vermöge welcher ein Menſch deswegen, weil er mehr oder weniger taub iſt, ohne beſondern Unterricht auch nicht ſprechen lernen kann. Um nun das eigenthümliche Verhältniß des Taubſtummen zu andern Menſchen einſehen zu können, wollen wir uns zwei Kinder vorſtellen und annehmen, das eine von ihnen beſitze das Gehör, das andere hingegen ſei taub. Dieſe wollen wir nun, von einem ſolchen Standpunkte ausgehend, von frühеſter Jugend auf beobachten und mit dem Alter von einigen Monaten den Anfang machen.

Jetzt kann man noch gar nicht bemerken, daß eines derſelben des Gehörs beraubt ſei. Beide ſind ſich einander vollkommen gleich. Blicke, Freude, Töne des Schmerzes bedingen keine Verſchiedenheit in ihren Äußerungen. Sie rücken noch um einige Monate vor, ſie werden halbjährig: Beide erkennen ſchon die pflegende Mutter und den freundlichen Vater; laute Töne von beiden in Lachen und Weinen. Nun ſind ſie ein Jahr alt, und noch finden wir keine Verſchiedenheit. Beider Weinen ſtillt der drohende Blick und Wink der Ältern; auf beider Lippen bringt der Mutter Koſen oder des Vaters Scherz ein ſanftes Lächeln; ſie erkennen bereits ihre Geſchwiſter, ſie verlangen durch Geberden Speiſe und Trank. — Nun ſind ſie ins zweite Lebensjahr eingeſchritten. Eins fängt an, „Papa, Mama" herauszuſtammeln, das andere gibt blos einzelne, unbeſtimmte Laute von ſich.

Die Ältern ahnen nichts Ungewöhnliches, ſie glauben, daß eins dieſer Kinder blos mehr Anlage zum Reden habe als das andere, und harren von Tage zu Tage ſehnſuchtsvoll, ihre Namen aus dem Munde des andern Kindes zu hören. — Und immer noch iſt ihr Warten und Hoffen unerfüllt geblieben, indeſſen das eine Kind bereits mehre Worte ausſpricht. Schon iſt das dritte Lebensjahr zur Hälfte voll und immer noch redet das Kind nicht; auch müſſen ſich die Ältern überzeugen, daß daſſelbe nicht verſtehe, was ſie ihm vorreden. Deſto mehr weiß es ſich aber nach den Mienen und Geberden der Ältern zu richten; es verſteht ihre Blicke und Winke, und durch Mienen und Bewegungen drückt es ſein Verlangen und ſeinen Willen aus. Wir können nun ohne Zweifel behaupten, dieſes Kind ſei taub. Noch begreifen die unerfahrenen Ältern nicht, wie groß das Unglück der Taubheit iſt, und erwarten ſtets, daß doch endlich das Kind, welches ſonſt helle Töne von ſich gibt, zu reden anfangen werde. Es ſchwinden wieder einige Jahre, und während das eine Kind bereits durch den Umgang mit Menſchen eine ziemliche Sprachfertig-

Digitized by Google

keit ſich erworben hat, ſpricht das andere auch nicht ein Wort.

Traurige Zweifel entſtehen bei den Ältern, ob wol das Kind auch reden lernen werde. Ihr guten Ältern! Eure bangen Zweifel müſſen zur ſchmerzlichen Gewißheit werden; euer Kind lernt nicht reden; vergebens werdet ihr noch Jahre lang ſeinem Worte entgegenharren. — Wie ſo? der Knabe iſt doch nicht ſtumm; er lacht, er weint, er ruft o, a, u. Eigentlich ſtumm iſt er freilich nicht; aber unſere Sprache wird er nicht reden. Warum aber? Hat er vielleicht mangelhafte Sprachorgane? Nein; betrachten wir ſeine Zunge, ſeine Lippen, ſeine Zähne, ſeinen Gaumen und ſeinen Kehlkopf: Alles iſt wie bei uns, beweglich und gut geformt. Woher denn aber ſein fortwährendes Stillſchweigen? Einzig und allein daher, daß er uns nicht reden hören kann. Wie, dieſes ſollte ſolchen Einfluß haben? Ja, immer führt der Mangel des Gehörs den Mangel der Sprache herbei.

Die ungebildeten Taubſtummen können daher mitten in einem civiliſirten Staate mit ihres Gleichen keinen Umgang haben und bleiben Weſen, welche, wie die Thiere, zwar Stimme, aber keine Sprache haben, weil dieſe ein Product der Nachahmung iſt und in der Regel nur mittels des Gehörs unter redenden Menſchen erlernt werden kann. Dieſe Beklagenswerthen führen dann ein trauriges Leben in öder, ununterbrochener Stille; die menſchliche Stimme dringt nicht an ihr Herz, ſie verhallt ohne Nutzen für ſie, die erhebenden Töne der belebten Natur rühren ſie nicht; ſie erkennen im Rauſchen des Windes, im Murmeln des Baches, im Zwitſchern der belebten Geſchöpfe die leiſe Stimme des ſie umfaſſenden Geiſtes des Allmächtigen nicht; die erhebende Harmonie der Muſik, der zum Schöpfer emporſteigende Geſang ergreift ihre Seele nie; ſtumm für die eigne Klage, unempfänglich für die Freude Anderer verſinken ſie in ſich ſelbſt. Die Einen von ihnen, in ungünſtigen Verhältniſſen lebend, und vielleicht mit wenigen geiſtigen Anlagen begabt, werden allmälig von ihren Umgebungen hintangeſetzt und fallen, weil ſie in Hinſicht ihres Geiſtes ganz vernachläſſigt werden, tief herab in Stumpfſinnigkeit und Blödſinn. Sie nähern ſich dann gradezu einem höchſt kläglichen Zuſtande, welcher demjenigen der unvernünftigen Thiere ähnlich iſt, in welchem ihnen nicht ſelten in der That thieriſche Pflege und Behandlung zu Theil wird und in dem ſie, grauſam genug, Gegenſtand des Spottes und der Verfolgung werden. Die andern hingegen, durch geiſtige Anlagen und äußere Verhältniſſe mehr begünſtigt, ſinken zwar nicht ſo tief herab, aber ſie können, mitten unter den Menſchen, ihren Umgang und ihre Ideen nicht theilen; ſie ſind für das Abſtracte ganz unfähig, ſie können gehabte Vorſtellungen nicht leicht aufbewahren und ordnen; ſie können ſich von tauſend und aber tauſend Dingen keine Vorſtellung machen; ſie unterſcheiden nur unvollſtändig, was recht, was gut iſt; ihr Geiſt, ihr Sinn, ihre Anlagen, ihre Kenntniſſe können ſich nur höchſt langſam und blos bis auf eine ſehr niedrige Stufe entwickeln. Dagegen aber entſteht und wächſt in ihnen ſehr ſchnell der Trieb zur Mittheilung; ſie ſchaffen ſich die Geberdenſprache, die ihnen aber nicht hinreicht und ſie oft nur deſto unglücklicher macht, je mehr das Bedürfniß nach Belehrung und Mittheilung in ihnen wach wird. Viele unter ihnen bilden ſich durch Anſchauung und eigne Erfahrung ſo weit aus, daß ſie, ohne der menſchlichen Geſellſchaft nützlich ſein zu können, im Stande ſind, ihre unglückliche Beſtimmung zu erkennen und die traurigen Folgen derſelben im höchſten Grade zu empfinden. Beklagenswerth ſind aber dieſe, oft durch ihre Gutmüthigkeit, Erkenntlichkeit, Freundſchaft und Zärtlichkeit liebenswürdigen Geſchöpfe um ſo mehr, als ihnen ebenfalls der Religionsunterricht und das Bewußtſein abgehen, daß dieſer ihr beſchränkter Zuſtand zeitlich, dagegen aber für ſie ein vergeltendes, herrliches Jenſeit bereit ſei.

Der Taubſtumme iſt jedoch ſeines Gebrechens ungeachtet geiſtiger Bildung fähig, denn ſein Übel hat an und für ſich auf das Gemüth und den Geiſt keinen Einfluß, ſondern es entzieht ihm nur das gewöhnlichſte Mittel zur Ausbildung deſſelben. Die Folge davon iſt überhaupt eine langſamere Entwickelung der geiſtigen Kräfte und, bei einer verkehrten Behandlungsart, oft ein ſcheinbarer Blödſinn.

Man hat ſchon oft die Taubſtummen mit Blödſinnigen verwechſelt, und zuweilen iſt allerdings Blödſinn mit der Taubſtummheit verbunden, nie aber iſt er Folge der Taubſtummheit. Unter den von Geburt an Taubſtummen findet man nämlich höchſt ſelten einen Blödſinnigen; dagegen kommt dieſes letztere Gebrechen bei Denjenigen, welche durch Krankheit taub wurden, häufiger vor. Dies berechtigt uns zu dem Schluſſe, daß bei Taubſtummen dieſelbe Krankheit, welche die Taubheit herbeiführte, auch zugleich die unmittelbare Urſache des Blödſinnes ſei.

Man muß übrigens bei der Beurtheilung der Verſtandesfähigkeit eines Taubſtummen ſehr vorſichtig ſein, und es gehören in der Regel Jahre lange Beobachtungen und Bildungsverſuche dazu, bevor man einen Taubſtummen mit Sicherheit für blödſinnig oder auch nur für verſtandesſchwach erklären kann. Die Verhältniſſe, in welchen man viele dieſer Unglücklichen aufwachſen läßt, erzeugen bei ihnen ſehr oft eine Stumpfheit und Trägheit des Geiſtes, welche ſich in ihrem ganzen Weſen ausdrückt und welche ſehr leicht für Blödſinn gehalten werden kann. Allein man darf ſich durch das gedankenloſe Ausſehen ſolcher Kinder von dem Verſuche ihrer Bildung nicht abſchrecken laſſen. Bisweilen ſieht man ſchon in der Zeit von einigen Monaten, beſonders bei jüngern, ſchöne Erfolge. Das Auge des Schülers wird dann belebter, ſein Handeln beſtimmter, ſeine Faſſungskraft ſchneller, ſein Gedächtniß treuer. Oft aber wird freilich eine weit längere Geduld von Seiten des Lehrers erfodert, ehe er ſich bei einem in Müßiggang und gänzlicher Vernachläſſigung aufgewachſenen Taubſtummen einigen Erfolges erfreuen kann.

Durch zweckmäßigen Unterricht kann der Taubſtumme ſeiner Einſamkeit, dem in ſich Verſchloſſenſein, der oft verkehrten Erziehung, den öftern körperlichen Mishandlungen, der Verfolgung und dem Spotte entzogen werden; in wohlgeordneten Anſtalten tritt er unter liebreiche Menſchen, unter ihm ähnliche Mitſchüler, unter Lehrer, die ihr ganzes Daſein für ſein Wohl aufopfern; er ſieht Ordnung, Arbeitſamkeit, Sittlichkeit; er lernt die Hände aufheben zu Etwas, das über uns ſei; er erkennt eine immer rege Wirkſamkeit zu Einem Zwecke, und es geht ein Leben und ein Hoffen in ihm auf, die ihn beglücken. Er ſtellt ſich daher zum Lernen immer freudig, eifrig und willig ein, und erleichtert ſo die unendlich ſchwere Aufgabe des Lehrers. Es wird ihm mittels geregelter Geberden und Zeichen, durch die Schrift oder gar mittels Laute eine mehr oder minder vollkommene Sprache gegeben; er lernt durch dieſe ſich mittheilen und Andere verſtehen, und hiermit iſt ihm die Fähigkeit und das Mittel zum Aufnehmen einer

Digitized by Google

jeden Belehrung ertheilt. Er wird nicht ſelten in den Stand geſetzt, durch eignen redlichen Erwerb ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, ſeine Selbſtändigkeit zu erlangen, die menſchliche Geſellſchaft zu genießen, ein nützlicher Staatsbürger und, was mehr iſt als Alles dies, ein Chriſt zu werden, der im Glauben und in der Wahrheit mit eigner einfacher Sprache zu Gott reden und ihn anbeten kann.

Daß dem wirklich ſo ſei, beweiſen, außer vielen ausgezeichneten Künſtlern und Handwerkern, eine Menge bekannter, hochgebildeter Taubſtummer, welche ſogar oft Lehrer und Vorſteher von Taubſtummenanſtalten geworden ſind, namentlich J. Maſſieu in Paris, Chomel in Genf, Laurent le Clerc, aus Lyon, zu Hartfort in Nordamerika; Möller in Schweden; Daniel Heinrich Senß, jetzt in Rußland; Hugo von Schütz, jetzt in Kamberg; Otto Friedr. Kruſe in Bremen; Joh. Karl Friedr. Habermaß und Wilke in Berlin, und ſelbſt die leipziger Taubſtummenanſtalt beſitzt in Karl Wilhelm Teuſcher einen Taubſtummenlehrer.

Es iſt daher empörend für jedes fühlende Gemüth, wenn man ſolche arme Geſchöpfe, die gleicher Natur mit uns ſind, in Unwiſſenheit und Roheit aufwachſen läßt, höchſtens ihre leiblichen Bedürfniſſe befriedigt, aber ſie dem Geiſte nach ganz und gar darben läßt. Chriſten würden ſich der Sünde fürchten, ein taubſtummes Kind nicht taufen zu laſſen; aber das halten Viele nicht für eine Sünde, ſolche Arme ohne Unterricht vor Gott aufwachſen, ohne den Troſt der Religion leiden und ohne die Hoffnung eines jenſeitigen Lebens ſterben zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 126.)

Reiſe nach Paläſtina.

Anſicht von Antiochien.

Die Umgegend von Konſtantinopel ſtand im ſchönſten Frühlingsſchmucke; die Gärten von Bujukdere waren mit ſilbernen und purpurnen Blüten bedeckt und die dunklen Haine von Dulmah-Baktſchi prangten im üppigſten Laubſchmuck, als wir uns zu Anfange des Februars zur Abreiſe rüſteten, um vor dem Oſterfeſte in Jeruſalem zu ſein. Wir hatten lange zwiſchen zwei Reiſeplanen geſchwankt, die beide ihre Anziehungskraft auf uns ausübten. Hier öffneten ſich uns die Dardanellen, und es lockte die Fahrt zwiſchen den zauberiſchen Eilanden des ägeiſchen Meeres und über die Inſel Cypern nach Beirut oder Jaffa, wo wir landen konnten, um Paläſtina zu durchwandern; dort jenſeit des Hellespont winkte die aſiatiſche Küſte und der nicht minder anziehende Weg über das Taurusgebirge nach Syrien. Reizende Landſchaften, erhebende Erinnerungen an die Vorzeit und das wechſelnde Schauſpiel neuer Volksſitten erwarteten uns auf beiden Wegen. Wir bereueten es nicht, daß ein Zufall die Wahl entſchied. Schon hatten wir uns mit dem Capitain eines nach Alexandrien beſtimmten engliſchen Schiffes beſprochen, als ich eines Tages in einem Kaffeehauſe einen ſehr unterrichteten armeniſchen Kaufmann aus Beirut traf, von welchem ich erfuhr, daß eine meiſt aus Armeniern beſtehende Karavane in einigen Tagen nach Haleb (Aleppo) aufbrechen wollte. Seine Schilderungen von den Annehmlichkeiten dieſer Reiſe verſchleierten die Beſchwerden ſo geſchickt, daß unſer Entſchluß bald gefaßt war, und der gefällige Armenier leiſtete uns bei den Vorbereitungen willkommenen Beiſtand.

Am 8. Februar verließen wir Konſtantinopel und fuhren nach Skutari, wo die Karavane ſich vereinigte. Als ich am aſiatiſchen Ufer ſtand und einen Abſchiedsblick nach dem europäiſchen hinüberwarf, traten vor meine Seele mehre große Ereigniſſe, die ſich an dieſe Gegenden knüpften; der Zug der Aſiaten nach Europa unter Xerxes, und in ſpätern Jahrhunderten der Übergang der türkiſchen Stämme, und zwiſchen jenen Ereigniſſen die Züge der europäiſchen Chriſten, die ſich ſeit dem Ende des 11. Jahrhunderts vereinigten, Paläſtina den Mohammedanern zu entreißen. Der Schauplatz der erſten Begebenheiten dieſer Kriegszüge lag vor mir und ich ſollte demſelben Wege folgen, den die Kreuzfahrer durch ihre Waffenthaten bezeichnet hatten. Ich ſah die erſten rohen und raubſüchtigen Scharen unter Peter dem Einſiedler durch Ungarn und Bulgarien vor Konſtantinopel ankommen (1096) und bald nachher in der Gegend landen, die mein Fuß betrat; ich ſah jen-

ſeit des Kanals in der Ferne die hohen Platanen, welche die reizenden Wieſen bei Bujukdere beſchatten, wo nach der Sage Gottfried von Bouillon mit den erſten Kreuzfahrern gelagert war, während er mit dem ſchlauen griechiſchen Kaiſer Alexius Unterhandlungen pflog. Die Geſtalt des tapfern und großherzigen Helden trat vor meine Phantaſie, und neben ihm ſah ich den klugen Grafen Raimund von Toulouſe, die tapfern Normänner Bohemund und ſeinen Neffen, den ritterlichen Tankred und den frommen und gewandten päpſtlichen Legaten Ademar, Biſchof von Puy, der durch ſeine Klugheit oft die uneinigen Anführer für den gemeinſamen Zweck zuſammenzuhalten wußte. Welches ſeltſame Schauſpiel mochte es ſein, als hier auf dieſer Küſte im Mai 1097 das Heer und bunte Heergefolge der Kreuzfahrer gemuſtert wurde, die ritterliche Reiterei, der Kern der Streitkräfte, das zahlreichere Fußvolk und der doppelt ſo ſtarke Schwarm der Unbewaffneten, der aus Geiſtlichen, Mönchen, Nonnen, Kindern und Knechten beſtand; ein Gemiſch von ſo vielen Völkern, daß im Lager nicht weniger als 19 Sprachen geſprochen wurden!

Unſere Karavane machte ſich am nächſten Tage nach der Überfahrt auf den Weg. Die Neuheit meiner Umgebungen, die maleriſchen Gruppen meiner Reiſegefährten, die ſich in einem langen Zuge bewegten, die meiſten auf Maulthieren, einige auf Kameelen, andere auf kleinen ſchnellfüßigen Pferden reitend, andere zu Fuße; die morgenländiſchen Eigenheiten meiner Begleiter und die Aufmerkſamkeit, die ich auf ihre mir noch wenig geläufige Sprache wenden mußte, all dies beſchäftigte mich in den erſten Tagen mehr als die Gegenden, durch welche wir zogen. Endlich kamen wir in die große und fruchtbare Ebene, wo Isnik am Ufer eines ziemlich anſehnlichen, faſt ganz von Hügeln eingeſchloſſenen Sees liegt. Es iſt das alte Nicäa, berühmt als der Sitz einer Kirchenverſammlung im Jahre 325, die ein allgemeines chriſtliches Glaubensbekenntniß feſtſetzte und die Gleichzeitigkeit des Oſterfeſtes anordnete. Man ſieht noch die wohlerhaltenen Mauern und Thore aus der Römerzeit, aber das Innere der Stadt iſt faſt ganz mit Gärten, Feldern und Ruinen bedeckt, wo es kaum eine Spur von Bewohnern gibt. Der türkiſche Flecken Isnik hat ſich in einem Winkel der alten Stadt angebaut. Nicäa war die erſte Eroberung der Kreuzfahrer. Die Stadt gehörte damals dem ſeldſchuckiſchen Sultan Kilidſch Arslan, der ſeinen Sitz in Iconium (Konieh) hatte. Er ſuchte Nicäa vergebens zu entſetzen, das nach einer Belagerung von ſieben Wochen genommen wurde, und als der Sultan bald nachher eine blutige Niederlage erlitten hatte, hemmte nichts den Zug der Kreuzfahrer nach Syrien.

Anſicht von Haleb.

Unſere Reiſe wurde beſchwerlicher, als wir ein anmuthiges und fruchtbares Thal jenſeit Isnik zurückgelegt hatten. Die Gegend ward öde und waſſerlos, und wir konnten die Bedrängniſſe nachfühlen, welche die Kreuzfahrer erdulden mußten, die in der heißen Jahreszeit durch dieſes Land zogen. Unſer Weg ging nun durch die Engpäſſe des Taurus. Die Karavane ließ dann die gewöhnliche Straße nach Haleb ſeitwärts liegen und kam in das von dem Orontes durchſtrömte breite und üppige Thal. Wir gingen über den Fluß und nahmen unſere Herberge in einem Khan vor der Stadt Antiochien. Nördlich erhebt ſich ein hohes Gebirge, das weſtwärts läuft und in einem Vorgebirge an der Küſte des mittelländiſchen Meeres, zwei Meilen von der Stadt entfernt, endigt. Eine andere Kette läuft beinahe in gleicher Richtung zwiſchen Antiochien und Haleb. Nördlich von der Stadt liegt ein großer fiſchreicher, mit dem Orontes verbundener See. Dieſer Fluß entſpringt in den Gebirgen nördlich von Damaſchk und durchſtrömt ein enges Felſenthal, bis er eine weſtliche Richtung nimmt, in das ſchöne Thal bei Antiochien tritt, und unter den Mauern der Stadt ſchiffbar, dem mittelländiſchen Meere zueilt. Die Berge, die aus der Gegend von Damaſchk längs dem Orontes laufen, theilen ſich auf der ſüdlichen Seite von Antiochien in mehre Arme. Der Abhang des öſtlichen Armes ſenkt ſich nach der Stadt und iſt mit Weinbergen und Gärten bedeckt; am Fuße des breiten weſtlichen Armes liegt eine tiefe Schlucht, durch welche ein Bergſtrom hinabfließt, der durch unterirdiſche Röhren die Häuſer der Stadt mit Waſſer verſorgt und ſich in den majeſtätiſchen Orontes ergießt. Die alten prächtigen Mauern der Stadt geben noch Zeugniß von der ehe-

Digitized by Google

maligen Größe der Hauptſtadt Syriens, die ihren Namen von ihrem Erbauer Antiochus (240 J. v. Chr.) erhielt. Ein Theil der Mauern ſchließt einen Berg ein und ein anderer läuft über die Gipfel von zwei Bergen. Man ſieht noch Überreſte des von Antiochus erbauten Schloſſes. Die Stadtmauer war auf der weſtlichen Seite ſo dick, daß ein Wagen mit vier Pferden innerhalb der zwei Wölbungen, die ſie bildeten, von der Stadt zum Schloſſe hinaufkommen konnte, und ihre Stärke wurde durch 450 ringsumher errichtete Thürme vermehrt. Antiochien, eine der älteſten chriſtlichen Gemeinden, hat nur wenige Überreſte aus der Zeit, wo der Apoſtel Paulus ſich als ihr Lehrer und Pfleger verdient machte. Sie wird von Türken und wenigen Griechen, Armeniern und Juden bewohnt. Mit ihren engen Gaſſen hat ſie ein ärmliches Anſehen, doch fanden wir in einigen Werkſtätten eine unerwartete Thätigkeit und an den mit großen Schöpfrädern beſetzten Ufern des Fluſſes anſehnliche Saffiangerbereien.

Ich beſuchte während des Tages, wo die Karavane hier ausruhte, alle Umgebungen der Stadt, um mir die Ereigniſſe der berühmten Belagerung zu vergegenwärtigen, die Antiochien im erſten Kreuzuge aushalten mußte. Die Stadt gehörte den Seldſchucken und hatte einen tapfern und rauhen Befehlshaber, das Urbild von Taſſo's Aladin im befreiten Jeruſalem. Die Kreuzfahrer rückten im October 1097 vor die Stadt, nachdem Balduin, Gottfried's Bruder, ſich von dem Hauptheere getrennt hatte, um Edeſſa zu erobern, das er zum Sitze eines neuen chriſtlichen Fürſtenthums machte. Das Heer umlagerte die Stadt auf allen Seiten, außer auf der ſüdlichen, wo ſie durch den Berg und das Schloß geſchützt war. Die chriſtlichen Streitkräfte hatten bisher eher einen Kriegerbund als ein vereinigtes Heer gebildet. Jeder Anführer mit ſeinen Kriegsvölkern war unabhängig von den andern, und obgleich Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouſe oder ein anderer ausgezeichneter Heerführer anſcheinend den Oberbefehl führte, ſo war dies doch blos eine ſtillſchweigende Anerkennung ſeines Anſehens. Als ſich die Kreuzfahrer aber in einzelnen Lagern vor Antiochien verſammelt hatten, wurde der Beſchluß gefaßt, daß die vornehmſten Fürſten den Oberbefehl abwechſelnd führen ſollten, doch ſollte nichts ohne Einwilligung ſämmtlicher Anführer geſchehen und zu allen koſtbaren Unternehmungen jeder einen Beitrag geben. Die Umgegend wurde bald durch die Kreuzfahrer ausgeplündert und man brachte die Lebensmittel in ſolchem Überfluſſe in das Lager, daß die Pilger bald nur die reifſten und erleſenſten Früchte eſſen wollten, und viele Theile der geſchlachteten Ochſen muthwillig wegwarfen. So wurde der für Monate ausreichende Bedarf in wenigen Tagen vergeudet und die Kreuzfahrer überließen ſich Ausſchweifungen aller Art. Die Türken benutzten die Sorgloſigkeit und die erſchlaffte Kriegszucht, die eine Folge dieſes ungebundenen Lebens war, und bald brach auch die furchtbarſte Hungersnoth im Lager aus. Nur geringe Vorräthe wurden von den Armeniern und ſyriſchen Chriſten in das Lager gebracht, und der Weg zu dem Hafen an der Mündung des Orontes, wohin Schiffe aus Genua und Piſa Lebensmittel brachten, war gefährlich. Nur die Reichen konnten etwas kaufen, die Armen aber mußten ſelbſt Leder und Baumrinden eſſen. Seuchen rafften Menſchen und Thiere weg. Die Zelte wurden durch heftige Regengüſſe unzulänglich und überall ſah man Elend und Verwüſtung. Viele Kreuzfahrer verließen das Heer und zum allgemeinen Ärgerniß floh ſelbſt Peter der Einſiedler, der durch ſeine begeiſterten Predigten den erſten Anſtoß zu den Kreuzzügen gegeben hatte, ward aber durch Tankred auf der Flucht eingeholt und mußte ſchwören, ſeinem Gelübde treu zu ſein. Trotz dieſen Drangſalen blieben die Kreuzfahrer feſt in dem Entſchluſſe, die Belagerung ſelbſt in dem unfreundlichen Winter nicht aufzugeben. Der kluge Legat Ademar war eifrig bemüht, der eingeriſſenen Sittenloſigkeit zu wehren, und um den Türken die Hoffnung zu nehmen, daß die Belagerung aufgehoben werden ſollte, ließ er alle Kornfelder um die Stadt pflügen und beſäen. Mit der mildern Jahreszeit kamen reichlichere Vorräthe in das Lager. Gottfried von Bouillon, Bohemund und Tankred wußten die verfallene Kriegszucht wiederherzuſtellen und den geſunkenen Muth zu beleben; aber ſelbſt als die Chriſten ein zum Entſatz gekommenes türkiſches Heer geſchlagen hatten und Mangel unter den Belagerten zu herrſchen begann, konnten ſie doch nur durch die Verrätherei eines zum Islam übergegangenen Armeniers ſich am 3. Jul. 1098 der Stadt bemächtigen. Kaum wehte das chriſtliche Banner auf den Thürmen Antiochias, als ein mächtiges türkiſches Heer heranrückte, während das feſte Schloß, das die Stadt beherrſchte, noch in der Gewalt der Feinde war. Die Chriſten wurden nun in der Stadt belagert. Hungersnoth riß ein, Muthloſigkeit herrſchte, und das chriſtliche Heer ſchien dem Untergange geweiht zu ſein. Gottfried von Bouillon, Ademar und Bohemund, deren Muth und Zuverſicht feſt ſtanden, ermunterten die wankenden Anführer zur Beharrung, obgleich das geringere Kriegsvolk für ihre Ermahnungen unempfänglich blieb. Endlich als man auf die Einbildungskraft durch Wundererſcheinungen zu wirken ſuchte, wurde die Begeiſterung in dem Heere wieder belebt; die Chriſten machten einen Ausfall, das mächtige türkiſche Heer wurde geſchlagen, und im November ſah man die Kreuzfahrer gegen Jeruſalem aufbrechen.

Wir folgten jetzt noch nicht den Fußſtapfen der kriegeriſchen Pilger, die den Weg längs der Küſte nach Paläſtina nahmen, ſondern wandten uns von Antiochien ſüdöſtlich nach Haleb, das zwei Tagereiſen von jener Stadt entfernt iſt. Unſer Weg führte uns über einen Arm des Gebirges Al-Lukan (Amanus) an der Grenze von Syrien. Wir kamen durch fruchtbare Gegenden, die reichliche Ernten geben würden, wenn fleißige Hände ſie anbauten, aber jetzt faſt unbewohnt ſind. Am zweiten Tage erreichten wir eine ſteinige Gegend, wo wir oft Hügel überſteigen mußten, bis wir in der Nähe von Haleb durch gut angebaute, reichlich bewäſſerte Felder zogen. Haleb iſt eine große und volkreiche Stadt, welche in einem von dem vielarmigen Koik durchſtrömten Thale liegt, einer der Mittelpunkte des aſiatiſchen Binnenhandels. Die Karavanen, die aus Perſien, Indien und andern Theilen des Orients kommen, laden hier ihre Waaren ab, die dann in die nächſten Häfen des mittelländiſchen Meeres gehen. Rings um die jetzt ziemlich verfallenen Stadtmauern mit ihren ſeltſam gebauten Thürmen ſind Weinberge, Baumpflanzungen und Gärten meiſt an Bergabhängen angelegt, und gedeihen gut, obgleich es während des ganzen Sommers an Regen fehlt, der gewöhnlich erſt in der Mitte des Octobers zu fallen anfängt. Die Stadt, mit dem hochliegenden Schloſſe auf einem künſtlichen Hügel in ihrer Mitte, bietet von allen Seiten maleriſche Anſichten dar. Sie iſt unter allen Städten Syriens am beſten gebaut und vielleicht die reinlichſte Stadt im ganzen türkiſchen Reiche. Nur auf den Bazars und in den Bu-

Digitized by Google

den vermißt man Nettigkeit und hinreichendes Licht. Die Häuſer ſind aus Quaderſteinen aufgeführt, aber meiſt nur im obern Stockwerke bewohnt und das Erdgeſchoß dient zu Waarenniederlagen, Stallung und zu wirthſchaftlichem Gebrauch. Der von den Abendländern — Franken — bewohnte Stadttheil iſt geräumig und heiter. Sie wohnen hier in ſchönen Khans *), die milde Stiftungen ſind und deren gewölbte Gänge und Zellen man allmälig in bequeme Wohnräume umgewandelt hat, die gegen einen an die Moſchee zu entrichtenden geringen Zins das Eigenthum der Inhaber bleiben. Die durch dieſe Khans führenden Straßen ſind oben gewölbt und empfangen durch das Gewölbe ihr Licht. In den Höfen und an den Treppen hat man kleine Terraſſen angelegt, auf welchen Gewächſe grünen. Die Stadt hat jetzt nicht über 100,000 Einwohner, von welchen 70,000 Mohammedaner ſind, deren eine ſehr große Anzahl ſich durch den grünen Turban als Nachkommen des Propheten ankündigen. Die türkiſchen Bewohner der Stadt ſtehen in dem Rufe ungewöhnlicher Bildung, und in der That haben wir hier das Spottgeſchrei der türkiſchen Gaſſenbuben „fränkiſcher Kuckuck" nur ſelten hinter uns vernommen. Dieſer Spottruf, der uns an andern Orten ſo oft verfolgte, ſoll daher entſtanden ſein, daß vor Zeiten die Franken ſich das Wohlwollen der gefährlichen Buben durch Geſchenke von Spielſachen zu erwerben ſuchten, unter welchen die nürnberger Kuckucke am meiſten gefielen. Daher kam es, daß die Kinder jeden Franken um einen Kuckuck anſprachen und dann nach und nach die Bitte in einen Schimpfnamen überging. Ich wohnte mit den meiſten Gliedern der Karavane in dem armeniſchen Khan, wo ich mit meinem Landsmann ein reinliches und bequemes Gemach im Erdgeſchoſſe des Gebäudes erhielt, das einen großen Hof einſchloß. Es war uns ein anziehender Genuß, in den warmen Tagesſtunden unter dem ſchattenden Obdache, einem erfriſchenden Springbrunnen gegenüber, zu ſitzen, und zu unſrer Pfeife den heißen Kaffee ſchlürfend, dem regen Verkehr im Hofe zuzuſehen, wo neben den Wohnungen Kramläden aller Art waren und in den erſten Tagen nach der Ankunft einer Karavane die Liebhaber der mitgebrachten Waaren ſich drängten. Nach Anbruch der Dunkelheit wurde der Khan verſchloſſen. Ich hatte auf der Reiſe ſchon ſo viel Sprachgewandtheit erlangt, daß ich mich mit meinen Gefährten in den einſamen ſpätern Abendſtunden ziemlich gut unterhalten konnte, und zuweilen erfreute uns auch ein junger Araber in unſerer Karavane, der in einem großen Gemache im Hintergrunde des Hofes ſeinen zahlreichen Zuhörern mit geiſtreicher Lebendigkeit Märchen erzählte. Ich hatte ein gutes Mittel, ihn zu dieſen Unterhaltungen zu begeiſtern, wenn ich ihn in mein Gemach winkte und eine Flaſche alten Cyperweins hervorholte, die der junge Mann mit mir theilte, ſobald er ſich überzeugt hatte, daß er keinem Moslem in der Nähe ein Ärgerniß geben könnte.

Wir hielten uns in Haleb mehre Tage auf. Unſere Karavane trennte ſich. Einige unſerer Reiſegefährten blieben in Haleb, andere zogen nach Damaſchk und Basra; ich und mein Freund aber ritten in Geſellſchaft unſers Armeniers aus Beirut und einiger ſeiner Landsleute nach Ladiki oder Latakie — das alte Laodicea — um dann längs der Küſte nach Paläſtina zu reiſen. Wir zogen einige Zeit durch eine gebirgige, aber nicht unfruchtbare Gegend, bis wir bald in eine Ebene mit üppigen Kornfeldern kamen, die nur gegen Abend von einer hohen felſigen Gebirgskette eingeſchloſſen iſt. Ich ſah hier Getreide und Hülſenfrüchte aller Art, die der Ernte ſchon entgegenreiften, welche hier in kürzerer Zeit gewonnen wird als in Europa. Man ſäet das Getreide im November oder December und ſchon im April iſt Alles reif. Gibt es auch zuweilen Nachtfröſte und Schnee, ſo thaut doch bei Tage Alles auf und dunkle Tage, Regen und Nebel ſind ſelten, weil der Regen meiſt ſtrichweiſe fällt. Die Bearbeitung des Feldes fodert wenig Mühe. Die Sonnenhitze macht das Land ſo locker, daß man gewöhnlich nach einmaligem Pflügen ſäet und einegget. Oft ackert man ſogar mit unbeſchlagenen Pflügen, weil manche Holzarten hier eiſenhart ſind. Das Ausjäten iſt kaum nöthig, da die Saat bei Sonnenhitze und Wäſſerung ſo ſchnell aufſchießt, daß ſie das Unkraut überwächſt. Bei der Ernte hat der Landbauer wenig Sorgen. Nach dem Ende der Regenzeit reift das Getreide vollends, und die Frucht ſteht dann oft lange auf dem Felde oder liegt geſchnitten, während zwiſchen der Erntearbeit gedroſchen wird. Die Tenne iſt auf dem Felde, wo das Getreide durch Ochſen ausgetreten wird, die man in der Runde herumjagt. Der Ackerbauer bringt nun die Körner nach Hauſe und läßt das zertretene Stroh auf dem Felde liegen, um es zu verfüttern, ehe die Regenzeit wiederkehrt. Das Vieh weidet während des ganzen Sommers im Felde und frißt was in der Regenzeit gewachſen und nun dürr geworden iſt. Auch während der winterlichen Regenzeit ſprießen an den Abhängen der Berge Pflanzen hervor, und das Gebüſch in den Gebirgen gibt den Ziegen und Schafen Nahrung, die gewöhnlich zuerſt die Felder abweiden, worauf dann Ochſen, Pferde und Eſel und zuletzt die Kameele folgen. Soll aber das Zugvieh arbeiten oder Laſten tragen, ſo bekommt es Körner mit zertretenem Stroh. Wagen kennt hier der Landbauer nicht; Alles wird von Eſeln und Kameelen getragen und die Pferde werden nur zum Reiten gebraucht. Das Brot wird oft, ſelbſt in Gegenden, wo es nicht an Holz fehlt, auf einem Feuer von Ochſen- oder Kameelmiſt gebacken, der bei der Sonnenhitze ganz dürr wird und wie Torf glimmt. Das Brot beſteht aus dünnen Kuchen, welche man auf eingemauerten kupfernen Platten backt, die ſich leicht erhitzen laſſen.

Am dritten Tage nach unſerer Abreiſe von Haleb kamen wir in eine ziemlich ſteile Gebirgsgegend, und als wir über den Orontes gegangen waren, übernachteten wir in einem großen Khan, der von ſeinem Stifter mit ſo reichlichen Einkünften begabt iſt, daß jedem Reiſenden Brot, Suppe und Fleiſch gereicht wird. Wir fanden hier viele mohammedaniſche Pilger (Hadſchi), die auf dem Wege nach Mecca waren und es war bis ſpät in die Nacht lebendig in der Herberge. Unſer Weg zog ſich nun abwechſelnd über Berghöhen und durch Thäler und wurde nur auf kurze Strecken durch angebautes Gelände unterbrochen. Überall waren die Straßen durch den Regen ſo ſehr verdorben, daß wir erſt am ſechsten Tage auf die Berghöhe kamen, wo der Spiegel des mittelländiſchen Meeres ſich vor unſern Blicken ausbreitete und etwa zwei Stunden entfernt die freundliche Stadt Laodicea ſich zeigte. Sie liegt mit ihrem ſchönen Hafen in einer fruchtbaren Ebene am Ufer des Meers und ihre Trümmer erinnern noch an ihre ehemalige Pracht und Größe. Wir eilten nun, ohne in Tripolis und Sur, dem alten Tyrus, zu ver-

*) Vgl. Pfennig-Magazin Nr. 103.

Digitized by Google

wellen, ſchnell längs der Küſte, der Heimat der Phönizier, die wir auf unſrer Rückreiſe bei günſtigerer Jahreszeit wiederzuſehen hofften, und kamen bald nach Beirut, wo wir im Hauſe unſeres gaſtfreien Armeniers einige Tage ausruhten.

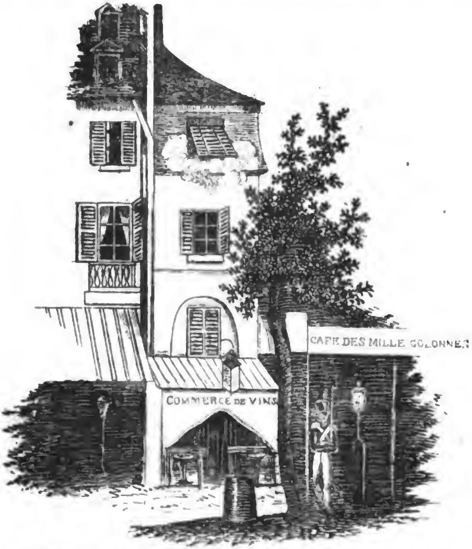
(Die Fortſetzung folgt in Nr. 126.)

Der Lemming (Mus lemmus).

Die Heimat des durch ſeine Wanderungen ſo merkwürdigen Lemmings ſcheinen die Gebirge Norwegens und Lapplands zu ſein. Er iſt ohne den Schwanz gegen fünf Zoll lang, der Schwanz ſelbſt aber hat nicht über einen halben Zoll Länge. Das Haar iſt ſehr fein und dick und von unregelmäßig abwechſelnden Farben, aber die Haut ſo dünn, daß ſie gar nicht als Pelzwerk gebraucht werden kann. Vorderkopf, Nacken und Schultern ſind ſchwarz, der übrige Theil des Körpers hat eine röthliche Farbe, mit ſchwarzen Flecken von verſchiedener Geſtalt. Die Oberlippe iſt geſpalten, wie bei dem Kaninchen. Von Zeit zu Zeit kommen dieſe Thiere in ungeheuern Schwärmen von den Gebirgen herab und richten furchtbare Verheerungen an. Dies geſchieht zu unbeſtimmten Zeiten. Ihre Erſcheinung iſt plötzlich, und ehe irgend Vorkehrungen getroffen werden können, iſt der Boden mit dieſen Thieren bedeckt, vor welchen jeder Grashalm verſchwindet. Sie wandern immer in Zügen und in grader Linie; kein Hinderniß kann ſie in ihrem Fortſchritt aufhalten. Sie gehen über Flüſſe, erklettern die ſteilſten Felſen und laſſen überall Hungersnoth und Verwüſtung hinter ſich zurück. Nicht zufrieden, Alles auf der Oberfläche der Erde zu zerſtören, wühlen ſie den Boden auf und vernichten ſelbſt die Wurzeln der Gewächſe. Zum Glück beſchränken ſich ihre Verwüſtungen auf das offene Feld, da ſie ſorgfältig vermeiden, ſich den Wohnungen der Menſchen zu nähern. Man hat geſagt, daß ſie das Gras vergiften, über welches ſie gehen, und daß es im Frühling, wenn es wieder aufſprießt, für das Vieh ſchädlich ſei; dies möchte aber ſchwerlich der Fall ſein, da ihr Fleiſch von den Lappländern gegeſſen wird. Der Lemming vertheidigt ſich mit großer Wuth, wenn er angegriffen wird. Er beißt in den Stock des Angreifers, ſpringt ſelbſt auf ihn los und läßt ſich lieber todtſchlagen, ehe er losläßt, was er einmal feſthält. Der Lemming kann zwar bei ruhigem Wetter über Flüſſe ſetzen, wenn es aber ſtürmiſch wird, ertrinken oft viele. Zu ihren Feinden gehören Hermeline, Füchſe und Raubvögel, welche ihnen auflauern, um ſie zu zerſtören, ſodaß von ihren ungeheuern Schwärmen nur wenige in ihre heimiſchen Gebirge zurückkehren. Man glaubt, daß dieſe furchtbaren Wanderungen ihren Grund in einer ungewöhnlichen Vermehrung dieſer Thiere und zugleich in dem Mangel an Nahrung haben. Vielleicht gibt ihnen auch der Inſtinct ein Vorgefühl von ungünſtigen Jahreszeiten; wenigſtens hat man bemerkt, daß ihre Wanderungen gewöhnlich in einem Herbſte ſtattfinden, dem ein ſtrenger Winter folgt. Die Weibchen gebären zuweilen ihre Jungen auf der Wanderung und tragen ſie dann in dem Maul und auf dem Rücken. Gewöhnlich machen die Lemminge ihre Wanderungen zwei- oder dreimal im Laufe von 20 Jahren.

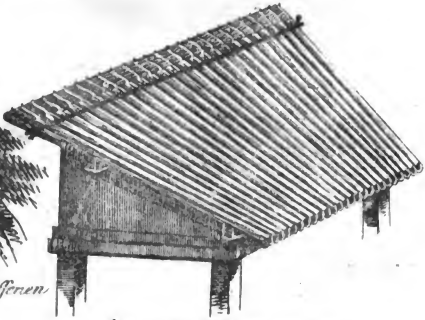
Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google



Das Haus № 50. Boulevard du Temple in Paris, worin die gegen den König Ludwig Philipp gerichtete Höllenmaschine aufgestellt war

Bildniss des bei derselben ergriffenen Gérard.



Ansicht der Höllenmaschine

Digitized by Google

Digitized by Google

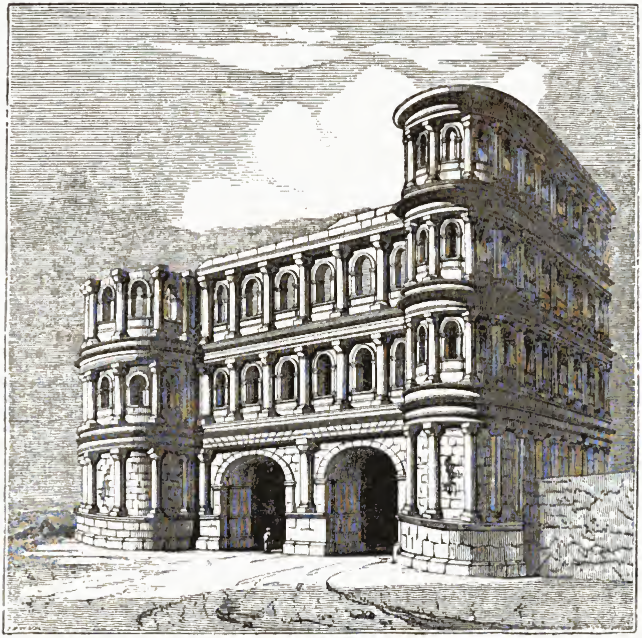
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

126.] Erſcheint jeden Sonnabend. [Auguſt 29, **1835**.

Trier.



Das ſchwarze Thor zu Trier.

Trier, in der Mitte eines vier Stunden langen, von der Moſel durchſtrömten reizenden Thales, umgeben von anmuthigen Gärten, iſt eine der älteſten Städte Deutſchlands und war ſchon zu Julius Cäſar's Zeit als Hauptſtadt der Trevirer, eines galliſchen Volksſtammes, ein bedeutender Ort. Die römiſchen Kaiſer wählten die Stadt nicht ſelten zu ihrem Aufenthalte und ſie war ſo reich an öffentlichen Prachtgebäuden, daß ſie von dem römiſchen Geſchichtſchreiber Ammianus Marcellinus ein zweites Rom genannt wird. Als die Franken im 5. Jahrhundert ihre Herrſchaft gegründet hatten, kam Trier zu dem auſtraſiſchen Reiche; die Stadt war das Hoflager mehrer fränkiſchen Könige und erhielt wichtige Vorrechte und Freiheiten. Unter Kaiſer Otto I. wurde Trier mit dem deutſchen Reiche vereinigt. Das frühere Bisthum Trier ſoll ſchon im 4. Jahrhunderte zu einem Erzbisthum erhoben worden ſein, und bei der Ausbildung der deutſchen Reichsverfaſſung wurde der Erzbiſchof der zweite im Range unter den Kurfürſten. Die Stadt war ſeitdem die Hauptſtadt des Kurfürſtenthums, bis ſie mit dem größten Theile des Landes 1801 durch den Frieden von Luneville an Frankreich kam. Der pariſer Friede brachte ſie an das Königreich Preußen und ſie iſt jetzt der Hauptort des dritten Regierungsbezirkes des Großherzogthums Niederrhein. Sie zählt über 12,000 Einwohner, welche einigen Handel mit Wein, Holz und Getreide treiben

und ſich beſonders auch mit der Erbauung größerer und kleinerer Fahrzeuge für die Rheinſchiffahrt beſchäftigen. Trier beſitzt mehre merkwürdige Überreſte des Alterthums. Außer einer Menge von Münzen und Inſchriften, die man in der Umgegend aufgefunden hat, ſind auch in der Stadt ſelbſt noch Überreſte aus der galliſchen und römiſchen Zeit, wie die Pfeiler der 690 Fuß langen Moſelbrücke, deren Bögen, nach ihrer Zerſtörung durch die Franzoſen zu Anfange des 18. Jahrhunderts, im Jahre 1729 wieder aufgeführt wurden; das Amphitheater, in welchem Kaiſer Konſtantin im Jahre 306 viele gefangene Franken durch wilde Thiere zerreißen ließ; die großartigen Trümmer des Palaſtes dieſes Kaiſers, und die in neuern Zeiten wieder ausgegrabenen Überreſte der prächtigen römiſchen Bäder. Das merkwürdigſte Denkmal der Vorzeit aber iſt der in vorſtehender Abbildung dargeſtellte gewölbte Durchgang, das ſchwarze Thor, am nördlichen Ende der Stadt, deſſen Erbauung in die Zeit der galliſchen Herrſchaft fällt. Dieſes großartige Gebäude, das ehemals einen Eingang in die Stadt bildete, ſcheint nie vollendet worden zu ſein und hat ſich, ungeachtet der aufeinanderfolgenden Verheerungen der Hunnen, Franken und Normannen, faſt ganz unverſehrt erhalten. Im 11. Jahrhunderte ward es in eine dem heiligen Simeon geweihte Kirche verwandelt. In der neueſten Zeit hat man alle Verunſtaltungen ſpäterer Zeit hinweggenommen und nur den Anbau, worin ſich der Chor mit dem Hochaltare befand, als einen ſchönen Überreſt deutſcher Baukunſt, beibehalten.

Von den neuern Bauwerken Triers ſind merkwürdig: die Kathedrale des heiligen Petrus auf einer Anhöhe mitten in der Stadt, ein rieſenhaftes Gebäude im reinen gothiſchen Style, mit vielen Altären und einer Marmorgalerie; die ſchöne, im 13. Jahrhunderte gegründete Liebfrauenkirche, eines der trefflichſten Werke deutſcher Baukunſt, und die Kirche des heiligen Paulinus mit einem ſchönen Deckengemälde. Der ehemalige kurfürſtliche Palaſt wird als Caſerne gebraucht und aus der im Jahre 1454 geſtifteten Univerſität iſt in neuerer Zeit ein Gymnaſium geworden. Zu den Schätzen der Stadt gehören die gegen 70,000 Bände ſtarke Bibliothek und eine ſehr reiche Sammlung von Alterthümern und naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten im Beſitz eines dortigen Gelehrtenvereins. In der Nähe der Stadt liegen die ehemalige Benedictinerabtei St.-Maximin, eine der älteſten in Deutſchland, und die Abtei St.-Matthias, die ſchon im 8. Jahrhunderte eine Schule hatte. Das ehemals zu dieſem Kloſter gehörige anſehnliche Landgut iſt in neuern Zeiten in eine der ausgezeichnetſten landwirthſchaftlichen Anſtalten verwandelt worden, wo man viele wichtige Verſuche zu Beförderung der Fortſchritte des Ackerbaues unternommen hat.

Das Wichtigſte über den Taubſtummenunterricht.

(Fortſetzung aus Nr. 125.)

II. Methode deſſelben.*

Hierbei iſt vor allen Dingen der Grundſatz feſtzuhalten, daß der Taubſtumme, da er des Gehörs beraubt iſt, Alles durch das Geſicht zu erlernen genöthigt iſt, daß bei ihm daher das Auge zugleich den Zweck des Ohres mit erfüllen muß. Der Hauptmittel des Unterrichts gibt es nun aber mehre. Nämlich:

1. Die natürliche Zeichenſprache oder Geberdenſprache, welche die Taubſtummen ſich ſelber bilden und bei ihrem Zuſammenleben täglich vermehren.

Dieſe Sprache iſt zwar ein Gemeingut der Menſchen, wird aber von dem Taubſtummen, welcher auf ſie beſchränkt iſt, mehr ausgebildet und angewandt, als von dem Vollſinnigen. Das Winken mit der Hand, das verneinende Schütteln oder beifällige Nicken des Kopfes, das drohende Erheben des Zeigefingers u. ſ. w. ſind Zeichen, welche von Jedermann gebraucht und verſtanden werden. Nicht weniger verſtändlich ſind viele Zeichen, welche wir zwar im gewöhnlichen Leben nicht gebrauchen, welche aber das taubſtumme Kind zu ſeinen Mittheilungen an Andere bildet und gebraucht. Dieſe Zeichen beſtehen hauptſächlich darin, daß die bei der anzudeutenden Handlung charakteriſtiſche Bewegung des Körpers nachgeahmt oder die Form der zu bezeichnenden Gegenſtände in die Luft gezeichnet, oder wenn dies nicht angeht, der Gebrauch derſelben und Ähnliches angedeutet wird. Der fähigere Taubſtumme bildet ſich dieſe Zeichen, wenn man ihn nur nicht ganz dem Müßiggange und der Langweile überläßt, in der Regel ohne alle Anleitung und zeigt dabei nicht ſelten eine glückliche Beobachtungsgabe und viel Scharfſinn.

Sie iſt mehr als jede andere, eine eigenthümliche Sprache voll Leben und Wahrheit, weil ſie von allen Völkern und von jedem Einzelnen verſtanden wird, und dabei weder aus der Kunſt noch aus der Überlegung hervorgeht, ſondern eine unmittelbare Äußerung der erhaltenen Eindrücke des Geiſtes, gleichſam ein Gemälde des Lebens iſt, durch deſſen Darſtellung ſich auch das Individuum ſelbſt charakteriſirt. Sie iſt anziehend und kann durch den genau bezeichnenden Ausdruck, durch die Lebhaftigkeit des Vortrags, durch den Anſtand in der Haltung und in den Bewegungen, durch das Spiel der Geberden und den Ausdruck des Auges hinreißend werden. Dieſe natürliche Sprache hat ferner das Ausgezeichnete, daß ſie zwar ſehr einfach ſcheint, aber doch einen außerordentlichen Reichthum beſitzt, daß oft die verſchiedenartigſten Ausdrücke für die nämliche Sache dennoch Allen leicht verſtändlich ſind, daß jedes Individuum ſeine eigne Art dieſer Sprache haben und doch von Allen verſtanden werden kann.

Die natürliche Zeichenſprache iſt bei der Erziehung Taubſtummer unentbehrlich; ſie iſt die allgemeine Sprache, mittels deren jeder neue Ankömmling mit ſeinen Leidensgefährten und mit ſeinen Wohlthätern Bekanntſchaft macht; ſie iſt das, was ihn zuerſt und vor Allem beim Eintritt in dieſe für ihn neue Welt beglückt, indem er da gleich fühlt, daß er von nun an verſtanden werde und verſtehen könne. Sie iſt das einzige Mittel, durch welches Lehrer und Schüler anfänglich ſich verſtändigen können und durch welche der fernere Unterricht ertheilt und alles Schwierige darin erklärt werden ſoll. Daher wäre es nicht möglich, ſie bei der Erziehung der Taubſtummen zu unterdrücken, ſo wenig als es zwei Menſchen, welche die nämliche Sprache verſtehen, zuzumuthen iſt, ſich in einer andern, die ſie nicht kennen, zu unterhalten. Die natürliche Zeichenſprache ſoll daher als die Mutterſprache der Taubſtummen gepflegt werden, d. h. von den Schülern gebildet, von den Lehrern geordnet, von Beiden ausgeübt und dann demjenigen Zöglinge, welcher die Tonſprache nicht erlernte, bei ſeinem Austritte aus der Schule als diejenige Sprache, durch die es ihm allein möglich iſt, ſich überall verſtändlich zu machen, in größtmöglicher Vollkommenheit mitgegeben werden.

Das Erſte, was der Lehrer eines Taubſtummen zu thun hat, iſt daher, daß er ſich mit dieſer natürlichen Zeichenſprache ſeines Schülers bekannt macht, ſich dadurch mit ihm in Verbindung ſetzt und den Umfang

Digitized by Google

ſeiner Begriffe und den Stand ſeiner Bildung kennen lernt. Von ihr muß er bei ſeinem Unterrichte ausgehen und an ſie die ganze weitere Bildung deſſelben, jedoch immer in der Abſicht, ſie nach und nach entbehrlich zu machen, anknüpfen.

2. Die künſtliche oder methodiſche Zeichen- oder Fingerſprache.

Jede Sprache iſt anfänglich das reine Ergebniß der Natur, wird aber allmälig durch den Einfluß des Verſtandes ganz ein Product der Kunſt. So iſt nun auch die künſtliche Zeichenſprache aus der natürlichen hervorgegangen, wozu die Taubſtummen ſelbſt ſchon, ſobald ſie in großer Anzahl zuſammenkommen, die erſte Veranlaſſung geben, indem ſie durch ſtillſchweigende Übereinkunft allmälig Vereinfachung und Feſtſetzung gewiſſer Zeichen einführen, die aber ihnen überlaſſen immer natürlich bleiben. Wenn aber die Zeichenſprache ſo weit der Übereinkunft, der Ordnung und dem Geſetze unterworfen wird, daß ſie nicht mehr den durch den Inſtinct eingegebenen augenblicklichen Ausdruck der Gefühle und der empfangenen Eindrücke, überhaupt nicht mehr eine bildliche Darſtellung, ſondern eine durch Überlegung und durch Vorſchriften bedingte Handlung iſt, ſo hat ſie die Eigenthümlichkeit der natürlichen Zeichenſprache verloren und iſt eine ganz andere geworden, welche allerdings wieder ihre Vorzüge, aber auch große Nachtheile hat.

Die methodiſche Zeichenſprache wird beſtimmter, ſchärfer, kürzer, geregelter und daher beſtändiger ſein, als die natürliche; ihr Vortrag nimmt nicht ſo ſehr den ganzen Körper in Anſpruch, iſt ruhiger und erlaubt, zumal durch die oft erſtaunenswerthe Fertigkeit der Fingerſprache, dem Wechſel der Mittheilung eine weit größere Schnelligkeit. Manches, was durch die natürliche Mimik ſchwer, vielleicht auch gar nicht verſtändlich auszudrücken iſt, wie manches Abſtracte, wird durch ſie nach getroffener Feſtſetzung leicht ausgedrückt, indem man z. B. für einen zuſammengeſetzten Gedanken vielleicht ein einfaches Zeichen einſetzt. Allein dann iſt ſie nicht mehr eine durch ſich ſelbſt verſtändliche Sprache, nicht mehr das angeborene Verſtändigungsmittel Aller, ſondern ſie iſt nun nicht nur ſchwer zu gründen, ſondern auch ſchwer zu erlernen und zeitraubend geworden. Der Taubſtumme, welcher ſich ihrer bedient, bemüht ſich nun nicht mehr, die geiſtige Mienenſprache zu ſtudiren, ſieht nicht mehr nach dem ausdrucksreichen Antlitz, blickt nicht mehr in das tief aus der Seele ſprechende Auge des Menſchen, ſondern er ſenkt ſeine Blicke hin auf die nunmehrigen Sprechinſtrumente deſſelben, die Finger und Hände. Die künſtliche Zeichenſprache hat ferner den Nachtheil, daß ſie, ganz der Willkür ihrer Erfinder unterworfen, unendlich viele Abarten haben kann. In der That ſind die methodiſche Zeichenſprache de l'Epée's und die ſeines Nachfolgers Sicard, Pereira's Handalphabet, Jamet's Daktilologie und die Zeichen nach Bebian's Mimographie u. ſ. w. alle ſo ſehr verſchiedene künſtliche Zeichenſprachen, daß ein Schüler, welcher nur die eine inne hat, von den andern durchaus nichts verſteht. Sie iſt ein Mittel zum Unterrichte, welches, um gebraucht werden zu können, ſelbſt einen ſchwierigen Unterricht erfodert und welches, ſobald der Zögling die Anſtalt verläßt, ihm zu nichts mehr nütze iſt, da weder Stumme aus andern Schulen noch Vollſinnige dieſelbe verſtehen. Sollte eine künſtliche Zeichenſprache wirklichen Nutzen haben, ſo müßte ſie in allen Taubſtummeninſtituten dieſelbe ſein und auch von denjenigen Hörenden erlernt werden, welche im Falle ſind, mit Taubſtummen Umgang haben zu müſſen. Die künſtliche Mimik muß endlich, weil der Taubſtumme gewohnt iſt, in ſeinen Zeichen eine Ähnlichkeit oder ſonſt eine Beziehung auf die Sache ſelbſt zu ſuchen, nothwendig ſeine Begriffe verwirren.

Daher ſollte, nach unſerm Dafürhalten, die methodiſche Zeichenſprache niemals Zweck des Taubſtummenunterrichts ſein, ſondern allenfalls nur als ein höchſt untergeordnetes Mittel dienen, und kann als etwas Überflüſſiges bei demſelben ganz hinweggelaſſen werden.

3. Die Schriftſprache. Wir wollen hier nicht erörtern, wie der Taubſtumme den Sinn der Schrift erkennt, begreifen wir Hörende ja doch ſelbſt nicht einmal recht, wie dies bei uns geſchieht. So gut als wir aber im Allgemeinen annehmen, daß der Vollſinnige den Werth der Schriftzeichen nach ihren Lauten würdigt, ebenſo gut dürfen wir glauben, daß der Taubſtumme ſie nicht nach der ihm fremden Betonung, ſondern nach der Menge und der verſchiedenen Aneinanderreihung der Buchſtaben erkenne. Dieſe ſetzen für ihn Zeichen zuſammen, deren Anſchauen ihm die Vorſtellung unmittelbar erregt, ohne das Ohr im mindeſten dabei in Anſpruch zu nehmen, was wahrſcheinlich bei dem Taubſtummen leichter vor ſich geht, als wir vermuthen, weil bei ihm die Geiſtesthätigkeit mit größerer Leichtigkeit nach dem bei ihm beſonders geübten Sehorgane hinwirkt.

Daß der Taubſtumme der Schriftſprache völlig mächtig werden könne, iſt vielen gemachten Erfahrungen zufolge ganz außer Zweifel. Die Schriftſprache macht gleichſam die Grundlage zur Ausbildung des Taubſtummen aus und ohne ſie kann ein gründlicher Unterricht oder wenigſtens die eigene Fortbildung deſſelben nicht ſtattfinden. Daher iſt ſie ihm, ebenſo wie dem Hörenden, zur höhern Ausbildung unumgänglich nothwendig.

Dieſe Art der Zeichenſprache hat nebſt vielen andern Vorzügen die Eigenſchaft, die Gedanken beſtimmt und genau zu bezeichnen. Sie hat nicht das Flüchtige der Geberdenſprache, ſondern haftet einerſeits der Anſchauung und dem Auffaſſen und gewährt andererſeits dem Darſteller hinlängliche Zeit und Ruhe, Das, was er ausdrücken will, indem er es thut, zu prüfen. Sie gibt ſich jeder Modification hin, entgeht der Aufmerkſamkeit nicht und iſt beſonders zur Mittheilung in die Ferne geeignet. Durch das Niederſchreiben werden die Gedanken beſſer geprüft und geordnet, in Übereinſtimmung gebracht und gleichſam geweckt. Die Schriftſprache muß daher ſpäterhin das Hauptmittel des Unterrichts der Taubſtummen ausmachen.

4. Die Lippenſprache. Wir verſtehen unter der Lippenſprache die Kunſt des Tauben, durch aufmerkſames Beobachten der Bewegungen der Lippen, der Zunge und zum Theil der Geſichtszüge den Sprechenden zu verſtehen. Dieſe Fertigkeit erwerben ſich vorzüglich ſolche Taubſtumme, welche, nachdem ſie früher gehört und die Sprache verſtanden hatten, das Gehör verloren. Beſonders ſind diejenigen Stummen hiezu geeignet, welche den bloßen Ton der Sprache hören, aber deſſen Modificationen zu unterſcheiden nicht im Stande ſind, ſowie auch Diejenigen, die noch etwas beſſer hören.

Es iſt nun freilich keine leichte Aufgabe, den Taubſtummen in der Lippenſprache zu unterrichten, obwol er ſich in der Überzeugung, daß andere Menſchen ſich mittels der Bewegungen des Mundes verſtehen, gern dazu anſtrengt. Es iſt aber auch für denſelben, wie leicht erſichtlich, ein ungemeiner Vortheil, indem ihm auf dieſe Weiſe das Gehör einigermaßen erſetzt wird, zumal wenn er mit einem ſcharfen Geſichte begabt iſt, in welchem Falle er dann oft in einer ſehr bedeutenden Entfernung

Digitized by Google

vernehmen kann, was geſprochen wird. Daß der Unterricht und die Bildung eines ſolchen Taubſtummen, welcher die Lippenſprache verſteht, wie auch ſein nachheriges Fortkommen ungemein erleichtert werde, ergibt ſich von ſelbſt mehr als zur Gnüge.

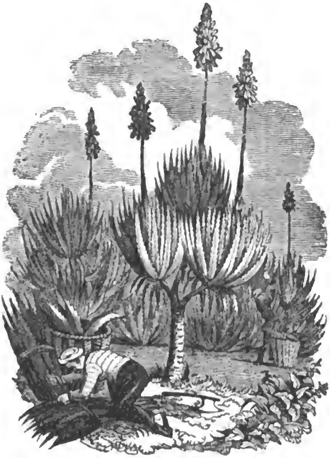
Es fehlt nicht an Beiſpielen, daß Taubſtumme es in dem Abſehen des von Andern Geſprochenen ſo weit brachten, daß man mit ihnen beinahe ſo ſchnell reden konnte, als mit Andern. Der in dem Inſtitute zu Berlin gebildete, oben bereits erwähnte Taubſtumme Habermaß z. B. wohnte den Predigten bei und faßte ihren Inhalt durch bloßes Abſehen vollkommen richtig auf.

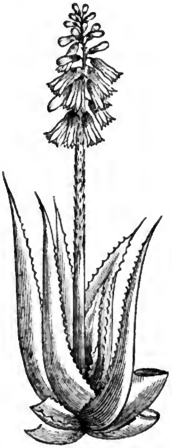
5. Das hauptſächlichſte Mittel endlich zur Bildung des Taubſtummen iſt die Tonſprache oder Lautſprache. Sie iſt zwar von dem Tauben ſehr ſchwer zu erlangen und erfodert ſowol von Seite des Lehrers als des Schülers einen großen Zeitaufwand, große Anſtrengung und viel Geduld; aber einmal erlernt, iſt die Möglichkeit zu jedem fernern Unterrichte im Verhältniſſe zu den Schwierigkeiten des Bisherigen ſo leicht geworden, daß ſie überall nicht nur als Mittel, ſondern auch zugleich als Zweck des Unterrichts angeſehen werden ſollte. Sie iſt unſers Dafürhaltens die höchſte Aufgabe in der Taubſtummenbildung.

Über den Nutzen des Unterrichts in der Lautſprache für Taubſtumme und in wie weit ſie von dieſen erlernt werden könne, haben viele Zweifel obgewaltet. Auch wird unſers Wiſſens in Frankreich, ungeachtet mehrer gemachten Verſuche, die Tonſprache noch jetzt nicht als eigentlicher Lehrgegenſtand behandelt, obgleich Sicard, welcher den Lautſprachunterricht, einzelne Verſuche abgerechnet, in ſeiner Anſtalt, als nach ſeiner Anſicht unnütz, nie eingeführt hatte, am Ende ſeiner nützlichen Laufbahn endlich ſelbſt einſah, daß die Erziehung des Taubſtummen nur dann als vollendet angeſehen werden könne, wenn derſelbe nicht nur gelernt habe, am Munde Anderer zu leſen und zu verſtehen, ſondern auch ſich ſelbſt durch mündliche Sprache verſtändlich machen könne. Hingegen in Deutſchland iſt die Tonſprache ziemlich allgemein und mit gutem Erfolge eingeführt, indem die Erfahrung nun hinlänglich dargethan hat, daß, wenn auch nicht alle bildungsfähige Taubſtummen geeignet ſind, die Tonſprache zu erlernen, doch eine große Anzahl derſelben dieſes Ziel mehr oder minder vollſtändig erreicht. Wenn auch viele nur mit einer eintönigen, übellautenden Stimme ſprechen oder auch nur undeutlich articuliren lernen, ſo iſt dennoch dieſe Sprache unendlich beſſer, als alle Zeichen. Eine nicht unbedeutende Anzahl Taubſtummer gelangt dadurch zum vollſtändigen Beſitz der Sprache und wird in den Genuß der Vortheile der menſchlichen Geſellſchaft eingeſetzt und für das bürgerliche Leben vollkommen brauchbar gemacht.

(Fortſetzung in Nr. 127.)

Die Sokotóra-Aloe.





Die Aloe iſt eine in Afrika, vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Oſt- und Weſtindien, weniger im ſüdlichen Amerika und Europa heimiſche Pflanze, welche wegen der Schönheit ihrer Blüte auch in nördlichern Gegenden in Treibhäuſern gepflegt wird. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der Agave, die man deshalb auch wol Baumaloe nennt. *) Während einige Arten nur wenige Zoll hoch werden, erreichen andere eine Höhe von 30 Fuß. Aus ihren Blättern wird der ſogenannte Aloeſaft gewonnen, der eingedickt in dun-

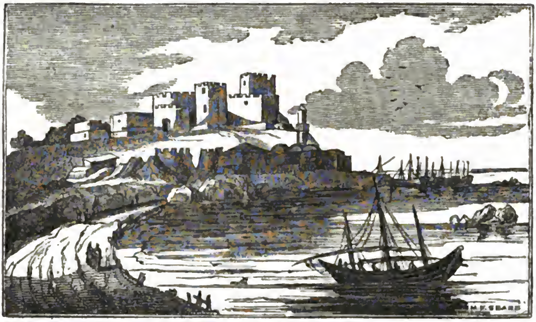
*) Siehe Pfennig-Magazin Nr. 32.

Digitized by Google

kelbraunen, glänzenden Stücken in den Handel kommt und in Waſſer oder Weingeiſt aufgelöſt, ein bitterſchmeckendes Arzneimittel liefert. Auch benutzen die Eingeborenen die Blätter zur Bedachung ihrer Häuſer und weben aus den Faſern derſelben verſchiedene Stoffe. Den vorzüglichſten Aloeſaft liefert die hier abgebildete Sokotora-Aloe auf der gleichnamigen Inſel im rothen Meere, deren vorzüglichſtes Product ſie iſt; ſie wächſt hier hauptſächlich auf den Sandſteingebirgen und gedeiht nur ſelten in geringerer Höhe als 500 Fuß über dem Meere; vorzüglich im weſtlichen Theile der Inſel ſind die Anhöhen Meilen weit mit dieſer ſchönen Pflanze bedeckt. Sie hat einen 3—4 Fuß hohen Schaft, ſchwertförmige, gezähnte Blätter von 1—2 Fuß Länge, die in eine ſcharfe Spitze auslaufen und ſich am oberſten Theile des Stammes in dichte Büſchel vereinigen, aus welchen der ſchlanke Stengel mit ſchönen rothen Blüten hervortritt. Die Blätter werden zu jeder Jahreszeit gebrochen. Hauptſächlich hat die richtige Behandlung Einfluß auf die Güte des Saftes. Die ſogenannte Roßaloe, die man in der Thierarzneikunde anwendet, wird aus den Abgängen der Aloeblätter bereitet und ſieht faſt ganz ſchwarz aus.

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 125.)



Anſicht von Jaffa.

Beirut, das alte Berytus, eine der blühendſten Städte Syriens, ward unter dem Kaiſer Auguſtus eine römiſche Colonie und erhielt den Namen Felix Julia, die glückliche Julia, wegen ihrer reizenden Umgebungen und ihres unvergleichlichen Klimas. Die Stadt liegt an einem anmuthigen Hügel, der ſich ſanft gegen das Meer ſenkt, in welches einige Landſpitzen und Felſen mit türkiſchen Befeſtigungen maleriſch auslaufen. Die Rhede wird durch eine Landzunge gebildet, welche gegen den Oſtwind ſchützt. Dieſes ganze Vorland und die umliegenden Hügel ſind mit dem reichſten Pflanzenwuchſe bedeckt. Überall ſieht man Maulbeerbäume auf künſtlichen, übereinander ſich erhebenden Terraſſen; Feigenbäume, Platanen, Pomeranzenbäume und andere Gewächſe warmer Himmelsſtriche breiten über das ganze Geſtade den harmoniſchen Schleier ihrer verſchiedenen Belaubung, während in weiterer Entfernung auf den erſten Abhängen der Gebirge Olivenwälder ſich erheben. Ungefähr eine Stunde von der Stadt ſteigt der Libanon mit ſeinem ſchneebedeckten Gipfel empor, und öffnet gegen die Küſte ſeine dunkeln Schluchten. Die Stadt, die jetzt über 6000 Einwohner zählt, hatte unter der Römerherrſchaft eine Rechtsſchule für die morgenländiſchen Provinzen; Kaiſer Juſtinian nannte ſie die Mutter und Nährerin der Geſetze und wurde von ihren berühmten Zöglingen Dorotheus und Anatolus bei der Anordnung ſeiner Geſetzſammlung, der Pandecten, unterſtützt. In ſpätern Zeiten war Beirut die Hauptſtadt der Druſen, deren Fürſt Fakreddin hier im 17. Jahrhundert einen prächtigen Palaſt baute und ſchöne Gärten anlegte. Fakreddin, ein merkwürdiger Mann, hatte einige Zeit in Florenz gelebt, wo er mit europäiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich befreundete. Er unterlag endlich der Macht der Türken und als ihn der Sultan in Konſtantinopel hatte erwürgen laſſen, kamen ſeine anſehnlichen Beſitzungen in Verfall.

Die Beſteigung des Libanons, die wir uns vorgenommen hatten, mußten wir wegen des ungünſtigen Wetters einem künftigen Reiſeplane vorbehalten, den wir nach der Rückkehr von Jeruſalem ausführen wollten. Wir fanden Platz auf einem ſyriſchen Handelsſchiffe, das nach Alexandrien beſtimmt war, und uns an der Küſte von Paläſtina ausſetzen wollte. An einem heitern Abend ſchifften wir uns ein. Als wir am Strande ſtanden und das Boot erwarteten, erfreute uns der Anblick des fröhlichen Lebens, das ſich hier regte. Wir ſahen mehre Gruppen von Arabern in ihrer glänzenden Tracht und ihrem Waffenſchmucke. Mehre europäiſche Schiffe lagen auf der Rhede vor Anker, und zahlreiche Schaluppen, mit den Waaren von Damaſchk und Bagdad beladen, gingen unabläſſig von dem Geſtade zu den Schiffen. Wir hörten die

Digitized by Google

gellenden Stimmen der Araber, die ſich ſtritten, und das rauhe Stöhnen, das die Kameele ausſtießen, wenn ſie ihre Kniee beugen mußten, um ihre Ladungen zu empfangen. Die Fahrt war bei dem günſtigſten Winde kurz und angenehm. Wir fuhren vor Saida (Sidon) und Akka vorüber und liefen an einem ſchönen Märzabend in den Hafen von Jaffa ein. Die Stadt, das alte Joppe, liegt auf einem kegelförmigen Hügel, der auf drei Seiten von dem Meere umſpült wird, und an deſſen ſteilem Abhange eine verwirrte Maſſe von Thürmen, Kuppeln, Schwibbogen und Häuſern reihenweiſe emporſteigt. Die Straßen ſind eng, krumm und ſchlecht gepflaſtert, wie faſt in allen Städten des Morgenlandes. Die Gärten um die Stadt ſind mit Hecken von Cactus eingefaßt, den man überall auf der Küſte Syriens findet, aber ohne Kunſt und Ordnung angelegt. Bäche fließen zwiſchen den dicht nebeneinander gepflanzten Bäumen, deren mit Blüten und Früchten beladene Zweige ſich zu dem Spiegel des Waſſers hinabſenken, und ſchlanke Palmen erheben ſich über die duftenden Wipfel. In üppiger Fülle gedeihen hier Pomeranzen- und Mandelbäume, Reben und köſtliche Waſſermelonen. Joppe, in der Nähe der Hauptſtadt, war einſt der Haupthafen Judäas, und die Lage der Stadt begünſtigte den Handel mit den Küſten und Inſeln des mittelländiſchen Meeres. Salomo ließ die Cedern vom Libanon zum Tempelbau hierher ſchaffen. Unter der türkiſchen Herrſchaft iſt der von Simon dem Makkabäer angelegte Hafen immer mehr für große Schiffe unzugänglich geworden, da der durch die Nordwinde fortgetriebene Sand hohe Bänke vor dem Eingange aufgehäuft hat. Der thätige Aga von Jaffa, Mehemet, hat jedoch in den letzten Jahrzehnden viel für die Vergrößerung des Hafens wie für die Befeſtigung der Stadt gethan. Nach der Sage der Alten ward Andromeda an einem Felſen bei Jaffa einem Seeungeheuer ausgeſetzt, bis Perſeus ſie befreite. Der Prophet Jonas ſchiffte ſich hier ein, um in Ninive Buße zu predigen.

Wir hatten nun den Boden des heiligen Landes betreten. In Jaffa landen gewöhnlich die abendländiſchen Pilger und kehren nach Vollendung ihrer Wallfahrt dahin zurück. Als wir in dem Hauſe eines Kaufmanns, dem ich eine Empfehlung von meinem Armenier aus Beirut mitbrachte, uns erfriſcht hatten, benutzten wir eine Stunde vor dem Schlafengehen, unſern Reiſeplan, mit der Karte in der Hand, entſcheidend zu beſprechen. Paläſtina mit dem Gebiete der Phönizier in ſeiner Ausdehnung längs dem mittelländiſchen Meere vom Libanon bis zur Grenze des ſteinigen Arabiens, hatten wir theils ſchon geſehen, theils hofften wir die merkwürdigſten Punkte dieſes Küſtenlandes auf der Rückreiſe zu beſuchen. Von den beiden Hälften des Landes aber, die der Jordan von ſeinem Urſprunge am Fuße des Libanons bis zu ſeinem Ausfluſſe in das todte Meer ſcheidet, konnten wir die öſtliche, in der älteſten Zeit das Land Gilead, ſpäter Peräa genannt, nicht bereiſen, ſo viel ſie dem forſchenden Blicke auch darbieten mochte, und noch weniger das der Herrſchaft David's und Salomo's unterworfene Gebiet bis zum Euphrat; die weſtliche Hälfte hingegen, das alte Land Kanaan, das ſpätere Judäa, der Schauplatz der wichtigſten Ereigniſſe in der Geſchichte der Hebräer und das Geburtsland des Chriſtenthums, wollten wir nach allen Richtungen durchwandern. Wir hatten uns in Beirut auf den Rath kundiger Eingeborenen mit vollſtändigen Anzügen verſehen, um im Innern des Landes in der dem Klima angemeſſenen volksthümlichen Tracht ſicherer zu reiſen. Ehe wir am folgenden Morgen aufbrachen, erhielten wir unter dem Beiſtande unſeres Wirthes und unſeres Dieners, eines gewandten Arabers, ein ganz morgenländiſches Anſehen. Zuerſt wurde der Kopf geſchoren. Dann legten wir ein Hemd von weichem Seidenzeuch an, das Hals, Bruſt und Arm unbedeckt ließ. Weite Pantalons von feinem Tuche wurden um den Leib mit einer herabhangenden Schleife befeſtigt, und ein Paar andere von Linnenzeuch für wärmere Tage blieben unter unſerm Reiſegepäcke. Über dieſe Beinkleider zogen wir den Sombos, ein Gewand mit langen Ärmeln, das faſt bis auf die Füße reichte, mit einem Gürtel befeſtigt, in welchen wir Piſtolen und einen ſchön verzierten Dolch ſteckten. Auch fehlte unter unſerm Kleidervorrathe nicht das übliche Obergewand von leichtem Stoffe und lebhafter Farbe, das zuweilen ſtatt des Mantels getragen wird, noch der Bornos, ein langer und weiter weißer Rock von Seide und Kameelhaaren mit ſeidener Franſe beſetzt, ein ungemein leichter und kleidſamer Anzug, deſſen Bequemlichkeit wir auf unſerer Reiſe häufig erprobt gefunden haben. Den Kopf bedeckte ein einfacher Turban, der aus einer rothen, oben mit einer Quaſte von blauer Seide verzierten Mütze beſtand, um welche ein Shawl gewickelt war. Ich wählte einen hellblauen Shawl, mein Reiſegefährte aber meinte, ein grüner möchte ihn beſſer kleiden, doch mußte er einen beſcheidenen weißen wählen, als unſer Araber lachend ausrief, der junge Herr möchte ſich ſchwerlich als einen der Nachkommen des Propheten Mohammed ausweiſen können, welchen allein das heilige Grün gebührt.

So geputzt, ſchloſſen wir uns der kleinen, meiſt aus morgenländiſchen chriſtlichen Pilgern und einigen ſyriſchen Kaufleuten beſtehenden Karavane an, die in den Vormittagsſtunden von Jaffa aufbrach. Die Entfernung von Jeruſalem beträgt nicht über 12 Stunden, man braucht aber bei den ſchlechten Wegen gewöhnlich anderthalb Tagereiſen, wenn man ohne Aufenthalt reiſet. Als die Gärten der Stadt hinter uns lagen, kamen wir in die große wellenförmige Ebene Saron, die ſich vom Berge Karmel bis nach Gaza erſtreckt, ein fruchtbares Gelände, das zum Theil angebaut und wo der bewaffnete Ackerbauer es nicht mehr mit ſeinem ſchlichten Pfluge furchte, mit blühenden Pflanzen bedeckt war, doch iſt die Zeit längſt vorüber, wo Roſen, Lilien, Narciſſen und Nelken hier prangten. In den Nachmittagsſtunden lagerten wir uns einige Zeit bei einem Brunnen nicht weit von den Trümmern einer Moſchee, die auf der Stelle erbaut war, wo nach der Sage Joſeph und Maria auf der Flucht nach Ägypten ausruhten. Gegen Abend erreichten wir Ramleh oder Ramla, das anmuthig auf einer ſanften Anhöhe in einem Kranze von Ölbäumen liegt. Dieſe Stadt zeigt noch einige Trümmer ehemaliger Größe, iſt aber jetzt klein und verödet. Sie hat ein katholiſches Kloſter, das die Kaiſerin Helena, Konſtantin's des Großen Mutter, erbaute, eines der ſchönſten in Paläſtina, worin wir aber nur einen einzigen Mönch, einen alten Spanier, fanden. Wir erhielten eine gaſtfreundliche Herberge in dem armeniſchen Kloſter, unter deſſen muntern Bewohnern wir den Abend angenehm hinbrachten. Ramleh war eine der erſten Eroberungen der Kreuzfahrer, als ſie nach ihrem Zuge längs der ſyriſchen Küſte Paläſtina betraten. Sie feierten hier das Feſt des heiligen Georg's und ernannten einen Prieſter aus Rouen zum erſten abendländiſchen Biſchof im heiligen

Digitized by Google

Lande, dem jeder Pilger einen Zehnten von ſeiner Habe gab. Am folgenden Morgen, ehe die Sonne aufgegangen war, verließen wir die Stadt. Nach einigen Stunden ſtieg der Weg bergan und wurde immer beſchwerlicher und nicht ſelten ſo ſchmal, daß nur ein Pferd, und zwar zuweilen nicht ohne Gefahr, Platz hatte, da die felſigen Pfade durch den Regen noch ungangbarer geworden waren. Endlich kamen wir in ein offenes Thal, wo das arabiſche Dorf Bethur liegt, wahrſcheinlich das Bethoron der Bibel. Unſer Araber, der die Raubſucht des Häuptlings kannte, der hier ſeinen Sitz hatte, war nicht ohne Beſorgniß, aber wir verdankten es vielleicht der Bereitwilligkeit, womit wir den hohen Preis der uns gelieferten Lebensmittel bezahlten, daß man uns ungeplündert ziehen ließ, als wir einige Zeit unter den Ölbäumen ausgeruht hatten. Wir zogen noch drei Stunden länger über gebirgige Pfade, wo aber ſelbſt die nackten felſigen Abhänge Spuren eines frühern mühſamen Anbaues zeigten, bis wir endlich den Gipfel eines ſchroffen Berges erreichten. Ein griechiſcher Pilger, der auf ſeinem raſchen Pferde vorangeritten war, rief plötzlich begeiſtert: Hagiopolis (heilige Stadt), ſprang vom Pferde, warf ſich auf die Kniee und ſein Haupt entblößend, heftete er ſeine Blicke auf die Thürme und Zinnen der Stadt, welche unter dem Purpurglanz der untergehenden Sonne lag. Alle eilten ihm nach, und wir waren einige Augenblicke in ſtumme Gefühle verſunken, obgleich der Anblick von Jeruſalem von dieſem Standpunkte keineswegs prächtig oder begeiſternd, ſondern vielmehr düſter und traurig war. Wir ſtiegen ſchnell die Höhe hinab und kamen bald vor das nach Bethlehem führende Thor, das Thor der Auserwählten.

(Fortſetzung in Nr 128.)

Hogarth's Werke.

6. Der Weg des Liederlichen.

I.

Wir theilen unſern Leſern hier zwei Darſtellungen aus einer nicht minder ausgezeichneten Gemäldereihe Hogarth's mit, als die der „Heirat nach der Mode“*) und „Fleiß und Faulheit“**) es iſt, die er den „Weg des Liederlichen“ nannte und wobei er es ſich zur Aufgabe machte, die Verirrungen und Vergehungen eines Jünglings darzuſtellen, der den Lockungen der großen Welt, den verwerflichen Genüſſen des Lebens nicht zu widerſtehen vermochte und ſich ſo von Stufe zu Stufe ins zeitliche und ewige Verderben ſtürzte. Auch in dieſen Gemälden, wenn wir ſie mit Aufmerkſamkeit betrachten, tritt uns eine große ſittliche Lehre entgegen, daß nämlich jeder Menſch — wie es im Sprüchworte heißt — ſeines eignen Glücks Schmied iſt und daß dieſelbe Gabe, die ihm die Vorſehung zu Genuß und Thätigkeit gegeben, ihn ſowol zum höchſten Glück als auch zum tiefſten ſittlichen Elend zu führen vermag.

Charakteriſtiſcher und ausdrucksvoller als dies hier vorliegende Blatt kann nicht leicht ein Gemälde ſein. In dieſem Gemache, vollgepfropft von den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Perſonen, iſt jeder Winkel, jeder Kaſten, jeder Wandzierrath, jede umherliegende Papierrolle ein ſprechender Zeuge, der für die Zukunft des unerfahrenen Jünglings von Bedeutung iſt. Der Vater des Jünglings, welcher hier im Vordergrunde des Gemachs ſteht und ſich das Maß zu einem Kleide nehmen läßt, iſt, es ſind wol kaum einige Tage her, geſtorben. Er war ein Geizhals und Wucherer, der ein gewaltiges Vermögen auf rechtlichen und unredlichen Wegen zuſammengeſcharrt hatte. Der Beſchauer kann, wo nicht ihn ſelbſt, doch ſein getreues Conterfei kennen lernen, das über dem Kamine hängt, worein die alte Magd eben ein Bündel Holz legt. Im Schlafrock und Nachtmütze, mit der Brille auf der Naſe, ſitzt der Alte dort und wiegt Goldſtücke, während gefüllte Geldſäcke vor ihm auf dem Tiſche ſtehen. Dies war bei ſeinen Lebzeiten unſtreitig ſeine Lieblingsbeſchäftigung und in dieſer hat er ſich auch abconterfeien laſſen. Der Sohn trifft nun, nachdem der Vater ſich kaum zur Ruhe gelegt, ſchon alle Anſtalten, das ererbte Vermögen unter die Leute zu bringen. Die Kleidungsſtücke, die ihm der Vater machen ließ, mußten ihm freilich gefallen, ſo lange er ſie noch nicht aus ſeinem eignen Beutel bezahlte; allein jetzt, nachdem dieſer die Augen geſchloſſen, hat er nichts Eiligeres zu thun, als ſogleich den Schneider zu beſtellen, um ſich Kleider nach ſeinem eignen Geſchmack machen zu laſſen. Über die Scene des Anmeſſens, die hier vor ſich geht, macht Lichtenberg eine Bemerkung, die wir unſern Leſern nicht vorenthalten wollen. Er ſagt nämlich, Hogarth habe auch hierin mit einem Zuge andeuten wollen, wie unerfahren der junge reichgewordene Menſch noch ſei und wie wenig er ſeine Leute zu wählen wiſſe; denn der Schneider, an den er ſich gewendet und den wir hier maßnehmend erblicken, producire ſich nicht grade als ein Modeſchneider, er ſähe vielmehr weit eher wie ein Schuſter aus und man könne im Durchſchnitt annehmen, daß ein Schneider, der wie ein Schuſter ausſähe, ein ſchlechter Schneider ſei. Die dritte der anweſenden Perſonen haben wir ſchon angeführt; es iſt die alte Haushälterin, das Inventarium des Hauſes, in deren Geſchäften, wie Figura zeigt, das Abſterben des alten Hausherrn nichts geändert hat. Eine vierte Perſon bemerken wir auf der Leiter; dies iſt der Tapezierer, den der junge Erbe hat rufen laſſen, damit er anſtatt der alten abgeſchabten Tapeten das Zimmer mit neuen und modiſcheren verzieren ſoll. Bei dieſer Gelegenheit zeigt es ſich, wo und wie der Verſtorbene ſeine Schätze zu verbergen pflegte, denn unter der Verkleidung, die ſich bei der Arbeit des Meiſters ablöſt, fallen eine ziemliche Anzahl Goldſtücke herab, die vermuthen laſſen, daß da, wo dieſe ſich befanden, noch mehre ſtecken mögen. Viel zweideutiger als die des Tapezierers iſt die Beſchäftigung einer fünften Perſon, welche hinter dem Rücken des Erben ſitzt, der ihre Handthierung nicht bemerkt. Dieſe Perſon mit langer Perücke und verdächtigem Geſicht iſt der Mann, welcher den Nachlaß des Verſtorbenen, der hier in offenen Kiſten, Beuteln, Documenten, Kleidungsſtücken, Silberzeug u. ſ. w. beſteht und dem Auge des Beſchauers vorliegt, ordnet. Bei dieſer Ordnung des Nachlaſſes vergißt aber die würdige Perſon auch ihr eignes Intereſſe nicht und zieht ſich auf eine, eines Beamten ſehr unwürdige Weiſe aus dem auf dem Tiſche befindlichen Beutel einige Goldſtücke zu Gemüthe, mit ſeitwärts ſchielendem Geſicht, ob Jemand ſeine unredliche Handlung bemerke. Für diesmal jedoch hat er keine Entdeckung ſeines Diebſtahls zu befürchten, denn die Perſonen im Vordergrunde ſind — bis auf den Schneider, der ſich um einen Andern bemüht — viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Wir bemerken nämlich gleich neben der

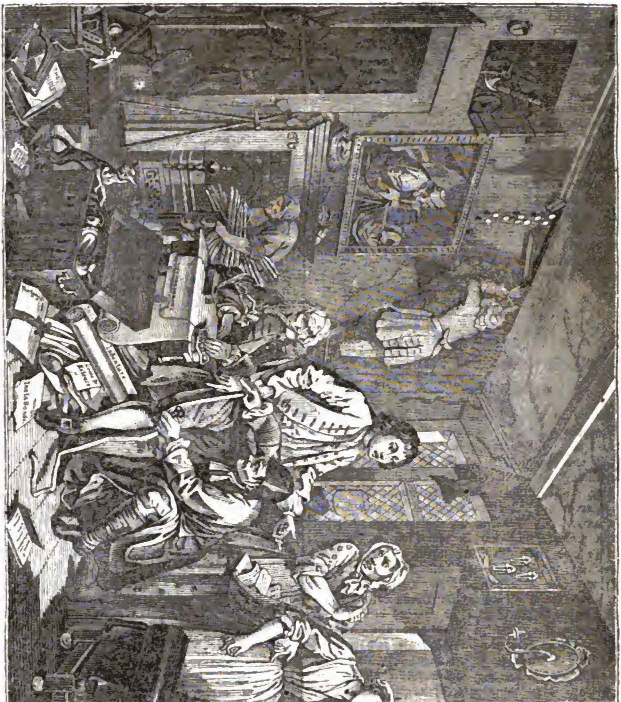
*) Siehe Nr. 104.

**) Siehe Nr 112. 113. 115. 116. 117.

Digitized by Google

Thüre noch zwei Frauenzimmer, eine Mutter und ihre Tochter, deren Stellung und Geberde ganz deutlich ſagt, daß der junge Menſch, auch ehe er die reiche Erbſchaft that, ſchon auf dem beſten Wege zum Laſter war. Das weinende kummervolle Geſicht der Tochter, der Verlobungsring, den ſie zwiſchen den Fingern hält, die zornige Geberde der Mutter und der Haufen von Briefen, die dieſe in der Schürze trägt, ſind ſchon im Stande, uns über das obwaltende Verhältniß zu belehren. Dieſe Briefe hat der leichtſinnige Jüngling in früherer Zeit an das Mädchen geſchrieben und ihr ſeine Liebe betheuert; dieſen Ring hat er ihr einſt zur Verlobung gegeben und ſie hat leider dieſem Zeichen und dieſen Blättern vollen Glauben geſchenkt. Jetzt, da der lockere Menſch Erbe eines großen Vermögens geworden, kommt die Mutter mit der Tochter und mahnt ihn an ſein Verſprechen, von welchem er nun nichts mehr wiſſen will und die er ſchlecht genug iſt, mit einer Handvoll Goldſtücke als Entſchädigung beſchwichtigen zu wollen. Sehr weiſe war es gewiß von dem Maler, hier dieſen Zug einer gemeinen ehrloſen Geſinnung anzubringen; denn was läßt ſich von einem Menſchen, der das Glück einer achtbaren Familie zerſtörte und niedrig genug dachte, für die verlorene Ehre Geld zu bieten, anders erwarten, als ein ausſchweifendes und verbrecheriſches Leben?

(Beſchluß in Nr. 130.)



Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

127.] Erſcheint jeden Sonnabend. [September 5, 1835.

Lüttich.

Anſicht des Säulengangs im biſchöflichen Palaſt zu Lüttich.

Digitized by Google

Lüttich liegt in einem ſchönen und fruchtbaren Thale an beiden Ufern der Maas, die bei ihrem Eintritte in die Stadt mehre Arme bildet, wodurch verſchiedene Stadttheile zu Inſeln werden, die von ſchönen Quais begrenzt und durch hübſche Brücken verbunden ſind. Vor der franzöſiſchen Revolution war Lüttich der Sitz eines Biſchofs, der Mitglied des deutſchen Reichs war. Das Bisthum wurde urſprünglich in der unweit Lüttich liegenden Stadt Tongern gegründet, wo auch die Biſchöfe bis zum 8. Jahrhunderte ihren Sitz hatten und ſelbſt noch einige Zeit nachher ſich darnach nannten. Seit der Einnahme der Stadt im Jahre 1792 war ſie abwechſelnd in den Händen der Franzoſen und Deutſchen, bis ſie 1801 an Frankreich kam, 1815 aber wurde ſie mit dem Gebiete des ehemaligen Bisthums eine Provinz des Königreichs der Niederlande und gehört jetzt zum Königreich Belgien.

Der ehemalige biſchöfliche Palaſt, jetzt als Gerichtshof benutzt, iſt ein weitläufiges und ſchönes Gebäude, das am Fuße des Walpurgisberges liegt, auf deſſen Gipfel früher die in neuerer Zeit geſchleifte Citadelle ſtand. Ein Theil des Palaſtes iſt ein Überreſt eines 1507 gegründeten Gebäudes, wovon aber 1734 ein großer Theil durch eine Feuersbrunſt zerſtört wurde; doch hat das Ganze dadurch nur gewonnen, indem es bald nachher in einem prächtigern Style wiederaufgebaut wurde. Der gegenwärtige Palaſt beſteht aus zwei großen Höfen, deren jeder von einem Säulengange umgeben iſt. Die Anſicht eines dieſer Höfe ſtellt unſer Bild dar.

Von andern öffentlichen Gebäuden Lüttichs iſt das bedeutendſte die Domkirche, urſprünglich dem heiligen Lambert geweiht, weniger wegen ihrer Schönheit als wegen ihres Umfanges merkwürdig. Im Innern hat ſie einige ſchöne Glasmalereien. Von den übrigen ſehr zahlreichen Kirchen iſt nur die durch ihre ſchöne Lage und reiche Verzierungen des Innern ſich auszeichnende Martinskirche zu erwähnen. Das große und ſchöne Jeſuitencollegium wurde der 1817 geſtifteten Univerſität überlaſſen und iſt von einem botaniſchen Garten umgeben. Zu den Zierden der Stadt gehören ihre öffentlichen Brunnen. Das Anſehen der Stadt iſt in den verſchiedenen Theilen derſelben verſchieden, und während die meiſten Straßen enge und unfreundlich ſind, findet man in einigen Stadttheilen breite und ſchöne Plätze. Durch die Höhe der Häuſer, den Steinkohlendampf und den Alles bedeckenden Kohlenſtaub wird jedoch das Innere der Stadt faſt überall verdüſtert. Die Einwohnerzahl beträgt über 50,000.

Die wichtigſten Naturproducte der Umgegend ſind Steinkohlen, welche die mehre 1000 Fuß weit ſich durch die Umgegend der Stadt ziehenden Gruben liefern, Alaun und Eiſen. Die vorzüglichen Tuchfabriken, die Schwarzblechfabriken und Nägelfabriken, die anſehnlichen Stückgießereien und beſonders die Gewehrfabriken beſchäftigen einen großen Theil der Einwohner. Auch durch ſeine Uhrwerke und Hutmanufacturen iſt Lüttich ausgezeichnet, wie durch ſeine Gerbereien, in welchen eine eigne Art, das Leder zuzubereiten, eingeführt iſt. Auch werden hier ſchwarze Spitzen gewirkt, die auf manchen Märkten denen von Brüſſel und Mecheln vorgezogen werden.

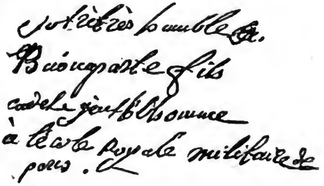
Frankreichs und Englands Schuh= und Handſchuhfabrication.

In der Anfertigung der eleganten Fußbekleidungen behauptet Paris immer noch den Vorrang und die feinere Welt von Amerika und der engliſche Adel beziehen dieſen Artikel großentheils aus der Hauptſtadt Frankreichs. Vor einigen Jahren ſchätzte man die Zahl der in Frankreich fabricirten Schuhe auf 100 Mill. Paar und den Lohn der in dieſem Geſchäfte beſchäftigten Arbeiter auf 75 Mill. Thlr., eine Summe, die auf das Doppelte ſteigt, wenn man den Werth des rohen Materials hinzurechnet. In England beläuft ſich der Ertrag dieſer Art von Handarbeit auf nicht mehr als 50 Mill. Thlr., worein ſich 265,000 Arbeiter theilen. Nicht weniger bedeutend iſt aber die Handſchuhfabrikation in Frankreich, und man berechnet den Werth der fabricirten Handſchuhe auf 7,500,000 Thlr. Die Fabriken von Luneville beſchäftigen allein 10,000 Arbeiter. Frankreich führt jährlich 1,500,000 Paar Handſchuhe nach England aus, obgleich Worceſter allein jährlich 500,000 Paar Caſtorhandſchuhe und 5,600,000 Paar aus Schaf- und Ziegenleder liefert, deren Werth ſich auf 2,600,000 Thaler beläuft.

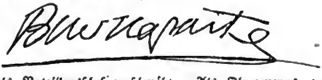
Napoleon Bonaparte's Unterſchriften.

Die Kunſt, aus den eigenthümlichen Schriftzügen eines Menſchen auf ſeinen Charakter zu ſchließen, hat von jeher Gelehrte und andere Freunde ſolcher Forſchungen vielfach beſchäftigt. Man hat Sammlungen von Handſchriften angelegt, und durch Anſchauung und Vergleichung zu allgemein gültigen Grundſätzen in dieſer Angelegenheit zu kommen verſucht, jedoch nicht mit dem beſten Erfolg. Wäre die Sache nicht ſo äußerſt verwickelt, ſo würden wir die Gelegenheit benutzen, und bei der Mittheilung der nachfolgenden Namensunterſchriften Napoleon's unſern Leſern eine tiefere Einſicht in dieſelbe zu verſchaffen ſuchen. Ohne uns aber dabei aufzuhalten, wenden wir uns jetzt zu den Unterſchriften, welche in ihrer zum Theil ſelbſt ſeltſamen Originalität ſchon an ſich ein Gegenſtand anziehender Betrachtung ſein dürften, wenn man auch nicht durch die Anordnung nach der Zeitfolge an ihre Beziehung zu den Zuſtänden und Gemüthsſtimmungen jenes außerordentlichen Mannes faſt unwillkürlich erinnert würde.

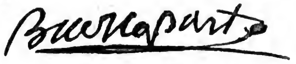
Wir beginnen mit der Unterſchrift des 16jährigen Buonaparte, Cadet in der königlichen Militairſchule zu Paris im Jahre 1785.



Gewiſſenhaft ſchreibt er noch alle ſeine Titel und Würden aus, was er ſchon 1793

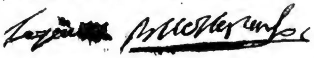


als Bataillonschef verſchmäht. Als Obergeneral der Armee des Innern unterſchrieb er nur



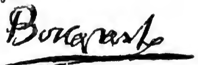
daß er aber den Plan zum italieniſchen Feldzuge, welchen er am 29. Nivoſe

des Jahrs IV, d. h. am 19. Jan. 1796, dem damaligen franzöſiſchen Kriegsminiſter einreichte und zu deſſen Ausführung er ſelbſt berufen wurde, mit

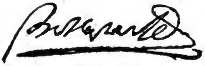


unterzeichnete, geſchah vielleicht abſichtlich und der Titel General ſollte wol den 27 Jahren des Planmachers ein kleines Anſehen von Erfahrung geben. Nach Ernennung zum Obergeneral der italieniſchen Armee verkürzte er ſeine Unterſchrift, den Franzoſen zu Gefallen, um das italieniſche u vor dem o, und ſchrieb ſeitdem

oder wie unter dem Original ſeiner berühmten Proclamation aus Mailand vom 20. Mai 1796.



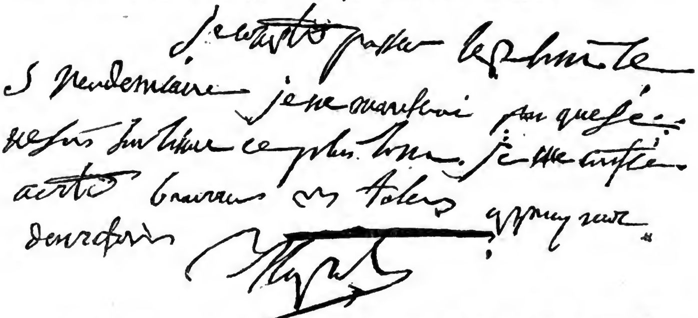
Als Obergeneral der Expedition nach Ägypten unterzeichnete er



am 30. Jul. 1798 in Cairo; als erſter Conſul und Conſul auf Lebenszeit

endlich als Kaiſer

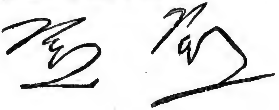
am 25. Mai 1804. Dieſe Unterſchrift gehört zu den früheſten der Kaiſerzeit und wurde bis 1806 in ihrer Vollſtändigkeit beibehalten. Die Inſtruction für den 1805 mit dem Oberbefehl von 50,000 Mann in Oberitalien beauftragten Marſchall Maſſéna, datirt von St. Cloud, 18. Septbr., trägt folgende Unterſchrift:



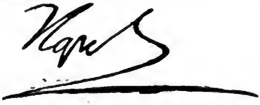
Je compte passer le Rhin le 5. vendémiaire; je ne m'arrêterai pas que je ne sois sur l'Inn et plus loin. Je me confie à votre bravoure, à vos talens. Gagnez-moi des victoires. Napoléon.
(d. h., Ich hoffe den 5. Vendemiaire über den Rhein zu gehen; erſt am Inn oder darüber hinaus werde ich Halt machen. Ich verlaſſe mich auf Ihre Tapferkeit und Ihre Talente. Siegen Sie für mich. Napoleon.)

Die Proclamation nach der Schlacht von Auſterlitz vom 3. Dec. 1805 iſt noch

unterzeichnet, allein ſeit dem Feldzuge von 1806 müſſen gewöhnlich die erſten Buchſtaben



die Stelle des kaiſerlichen Namens vertreten. In Warſchau unterzeichnete Napoleon



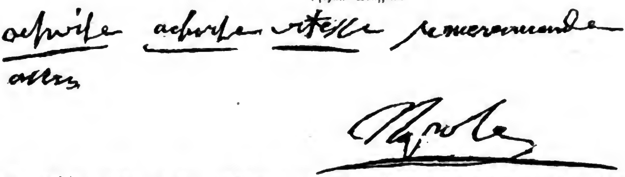
am 27. Jan. 1807; und im Lager bei Tilſit im Juni 1807

Später finden ſich ſo vollſtändige Unterſchriften ſelten und meiſt nur der erſte Buchſtabe, wie z. B. bei Ausfertigungen aus Madrid

vom 7. Dec. 1808, und aus Valladolid

vom 8. Jan. 1809.

Aus Donauwerth ſchrieb der Kaiſer zu Anfange des Feldzugs von 1809 folgende Zeile an den Marſchall Maſſena



Activité, activité, vitesse. Je me recommande à vous. Napoléon. (d. h., Thätigkeit, Thätigkeit, Schnelligkeit. Ich vertraue mich Ihnen. Napoleon.)

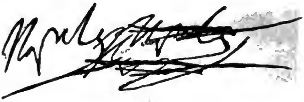
Eine Proclamation aus Regensburg vom 24. April 1809 iſt

und ein Decret aus Schönbrunn vom 15. Mai deſſelben Jahres

unterzeichnet. In Moskau unterſchrieb der Kaiſer am 21. Septbr. 1812

und am 6. Octob.

Ein Beweis von Unſicherheit in ſeinen Entſchlüſſen ſcheint folgende Unterſchrift eines Befehls zu liefern, den der Kaiſer am 1. Oct. 1813 in Dresden erließ:



Zweimal hat er ſeinen Namen ausgeſtrichen und ihn endlich zum dritten Male darunter geſetzt. Nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig unterzeichnete Napoleon

am 23. October 1813 Mittags in Erfurt auf dieſe Weiſe

ferner am 4. April 1814 in Fontainebleau

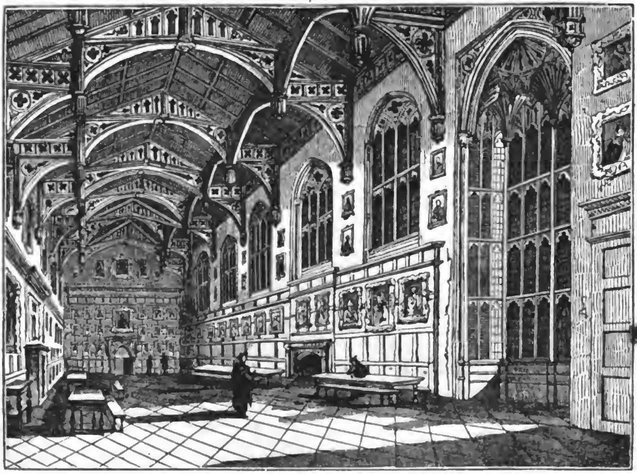
und auf der Inſel Elba im Septbr. deſſelben Jahres.

Mit beſonderer Zierlichkeit iſt das Schreiben unterzeichnet, welches Napoleon am 14. Juni 1815 an den Prinzen Regenten und nachherigen König Georg IV. von England richtete.

Napoleon's Unterſchrift auf der Inſel St.-Helena war folgende

Sie ſteht unter dem Scheidebriefe an den ihm freiwillig nach jener Inſel gefolgten Grafen Las Caſes, der jedoch nicht dort verweilen durfte.

Oxford.



Das Innere der Halle des Collegiums der Kirche Chriſti zu Oxford.

In Nr. 115 des Pfennig-Magazins iſt das Collegium der Kirche Chriſti weiter beſchrieben und indem wir hier die Abbildung des Inneren der Halle dieſes Collegiums mittheilen, verweiſen wir auf jene Nummer.

Digitized by Google

Neue Löſchmaſchine.

In München wurde am 23. Jun. ein intereſſanter Verſuch mit einer neuen Löſchmaſchine gemacht. Dieſe Maſchine, welche nach der Zeichnung und unter der Aufſicht des Hrn. v. Baader verfertigt wurde, iſt ein von der Zuckerſiederei in Stettin beſtellter Waſſerzubringer, deſſen Conſtruction von allen bisher bekannten Maſchinen dieſer Art verſchieden iſt, und deſſen Wirkung Alles übertrifft, was dieſe bis jetzt irgendwo geleiſtet haben. Auf einem Wagengeſtelle mit vier hohen Rädern befeſtigt, kann dieſelbe von zwei Pferden überall hingeführt und in der engſten Straße oder auf einer ſchmalen Brücke aufgeſtellt und gehandhabt werden. Sie hat nur einen Cylinder mit einem doppelt wirkenden Kolben, und die Bewegung dieſes Kolbens wird nicht, wie gewöhnlich, durch einen langen Hebel oder Wagebalken bewirkt, wobei die arbeitende Mannſchaft das beſchwerliche hohe Aufziehen und Niederdrücken nicht lange aushalten kann, und daher bald nur ſehr kurze und unwirkſame Züge macht, ſondern auf eine weit leichtere und bequemere Art durch horizontales Ziehen und Schieben an vier langen Stangen, deren Hub durch zwei Kurbeln unveränderlich beſtimmt iſt. Nach genauer Meſſung betrug die von dieſer Maſchine durch einen biegſamen luftdichten Saugſchlauch aus dem 20 Fuß tiefen Stadtkanal eingezogene und durch zwei nebeneinander gelegte hänfene Saugſchläuche fortgedrückte Waſſermenge 44 Cubikfuß oder 17 Eimer in jeder Minute; und mit dieſem Zufluſſe wurden vier, in einiger Entfernung aufgeſtellte große Feuerſpritzen eine Viertelſtunde lang ununterbrochen im ſtärkſten Spiele erhalten. Mittels einer hinlänglichen Anzahl aneinander geſchraubter Leitſchläuche kann man dieſelbe Waſſermenge bis auf eine Entfernung von 3000 Fuß zubringen und es können mehre Feuerſpritzen reichlich und ununterbrochen verſehen werden, wozu auf die gewöhnliche Art durch Zuführen in großen Fäſſern vierzig zweiſpännige, beſtändig hin- und zurückfahrende Fuhrwerke nicht hinreichen würden, wenn auch dabei keine Hemmung und Verwirrung, welche in engen Straßen, beſonders zur Nachtzeit, unvermeidlich iſt, zu befürchten wäre.

Erdbeben in China.

Einen in verſchiedenen öffentlichen Blättern bekannt gemachten Bericht über ein in mehren Provinzen des chineſiſchen Reichs vom 11. Tage des fünften Mondes (28. Juni) bis zum 13. Tage des ſechsten Mondes (19. Juli) 1834 ſtattgehabtes Erdbeben wollen wir hier als beſonders intereſſant mittheilen. Dieſes Erdbeben erſtreckte ſich von der Provinz Ho-nan über die Provinzen Pe-tſchi-li und Tſchang-tong, von Weſten nach Oſten. In dem Hauptorte des Diſtricts Wu-ugan wurden eine bedeutende Anzahl Menſchen von den einſtürzenden Gebäuden getödtet und faſt 200 Pachthöfe in den der Stadt zunächſt gelegenen Dörfern gänzlich zerſtört. Die Zahl der eingeſtürzten Häuſer in dieſem Diſtricte wird auf 100,000 und die der dadurch Getödteten auf 4000 angegeben, die Zahl der Verwundeten iſt nicht weniger bedeutend. In andern Bezirken öffnete ſich die Erde und verſchlang nicht weniger Menſchen; ſelbſt der Befehlshaber in einem dieſer Diſtricte kam auf dieſe Weiſe mit Frau und Kindern, ſeiner Dienerſchaft und aller bei ihm verſammelten Beamten ums Leben. In mehren Gegenden der eben genannten Provinzen ſind die Verunglückten faſt nicht zu zählen, ebenſo wie der Schaden an eingeſtürzten Häuſern nicht anzugeben iſt. Die Todten liegen unbegraben und was noch lebt, hat kein Obdach und die ganze Bevölkerung lagert im Freien. Im Diſtricte Pong-tſchin öffnete ſich auch die Erde und ein bedeutender Fluß ſtrömte aus den Öffnungen hervor, wie es heißt von ganz ſchwarzem Waſſer, der, was das Erdbeben noch verſchonte, nun vollends durch Überſtrömung zerſtörte und dieſer Fluß ſchien auch fortfließen zu wollen, wenigſtens hatte er bis zum 15. Januar 1835 an Größe und Waſſermenge nichts verloren.

Die Violinſaiten.

Die beſten Violinſaiten werden faſt für ganz Europa in Italien verfertigt. Die vorzüglichſten führen den Namen romaniſche, jedoch werden dieſe weder in, noch bei Rom gefertigt, ſondern zu Neapel. Man geht bei der Arbeit ziemlich geheimnißvoll zu Werke, und man weiß nur ſo viel, daß dieſe Saiten von Därmen der Lämmer gemacht werden, die nicht über ein Jahr alt ſind. Die im September geſchlachteten Thiere geben die beſten Saiten. Die Därme werden 24 Stunden in friſches Waſſer gelegt und wenn ſie dann von allen Unreinigkeiten befreit worden, bringt man ſie in eine Lauge von Waſſer und Weinhefen. Das rechte Verhältniß dieſer Miſchung zu treffen, iſt ſchwer und wird beſonders geheim gehalten. Dann werden immer 10 und 10 Därme in eine Schale gelegt, und fünf Tage hindurch täglich viermal mit friſcher Lauge begoſſen und hierauf werden ſie mittels eines Seilerrades zu Saiten gedreht. Zu den feinſten kommen zwei bis drei, zu den ſtärkern Baßſaiten oft 120 Därme. Sind ſie gedreht, ſo werden ſie in einem mit Häkchen verſehenen Rahmen ausgeſpannt. In einer geheizten Kammer, worin ſechs Stunden lang Schwefeldampf unterhalten wird, werden ſie getrocknet und gebleicht. Ehe man ſie aus dem Rahmen nimmt, werden ſie noch einmal zuſammengedreht und dann mit Pferdehaaren abgerieben und geglättet und ſpäter noch mit Öl eingeſchmiert, um ſie geſchmeidig zu machen, und, über einen hölzernen Cylinder aufgewickelt, verſendet.

Maſchine zum Reinigen der Bettfedern.

Die Maſchine beſteht aus einem 3 Fuß langen, 18 Zoll im Durchmeſſer haltenden Cylinder von Eiſenblech, durch deſſen Mitte eine ſich frei in demſelben umdrehende hölzerne Welle befindet, aus welcher eine Anzahl von Drähten beinahe bis an die Wände des Cylinders hervorragt und welche durch eine am Ende angebrachte Kurbel umgedreht wird. Längs der einen Seite des Cylinders läuft eine Klappe, wodurch die Federn herein- und herausgeſchafft werden. Man wäſcht die Federn rein, trocknet ſie halb, bringt ſie dann in die Maſchine, in der man ſie unter beſtändigem Umdrehen der Wärme eines gehörig zu regulirenden Feuers ſo lange ausſetzt, bis kein Dampf aus den Öffnungen des Cylinders dringt. Die Federn werden dadurch ſehr leicht und flaumig, auch verlieren ſie allen übeln Geruch.

Digitized by Google

Das Wichtigſte über den Taubſtummenunterricht.

(Fortſetzung aus Nr. 126.)

Die angeführten Unterrichtsmittel werden nun vorzüglich nach zwei von einander abweichenden Hauptanſichten zum Taubſtummenunterrichte benutzt. Außer der von Beiden für gleich unentbehrlich gehaltenen Schriftſprache hält nämlich die eine von ihnen, die deutſche Schule, das laute Sprechen für den wichtigſten, den Taubſtummen zu lehrenden Gegenſtand, während die andere, die franzöſiſche Schule, die Geberdenſprache für die Mutterſprache derſelben anſieht und ſich daher beim Unterrichte auf ſie beſchränken zu müſſen glaubt. Zu der erſtern gehören: Pedro de Ponce, Bonet, Pereira, Amman, Raphel, Wallis, Holder, vorzüglich aber Heinicke und Graſer. Ihr folgen bei weitem die meiſten deutſchen Anſtalten (mit Ausnahme derjenigen Öſtreichs) und unter ihnen insbeſondere die in Leipzig unter der Direction des M. Reich blühende. Zu der zweiten gehören vorzüglich de l'Epée, Sicard und Guyot, und ihr folgen die franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, italieniſchen, öſtreichiſchen, ruſſiſchen, polniſchen, holländiſchen, belgiſchen, ſowie viele engliſche und nordamerikaniſche Anſtalten. Dieſelben bleiben jedoch nicht bei der natürlichen Geberdenſprache ſtehen, ſondern wenden eine künſtliche Zeichen= oder Fingerſprache an, welche leider in jeder Anſtalt eine andere iſt und wir geben hier in der Abbildung das gegenwärtig beſonders in Amerika gebräuchliche Fingeralphabet mit einer und mit zwei Händen.

Amman lehrte die Taubſtummen dadurch ſprechen, daß er ſie daran gewöhnte, auf die bei jedem einzelnen Laute veränderte Stellung der Organe des Mundes zu achten, ſie mit dem Geſicht aufzufaſſen und vor dem Spiegel nachzuahmen. Während er einen Ton vorſprach, ließ er des Taubſtummen Hand an ſeine Kehle halten, um die zitternde Bewegung zu bemerken, welche darin entſtand, wenn er den Ton von ſich gab. Bei dem Nachahmen dieſes Tones ließ er dann die Hand an die eigene Kehle legen und gelangte ſo zum Ausſprechen von Tönen, welche ein Taubſtummer durch das bloße Nachahmen der mit dem Geſicht aufgefaßten Mundſtellungen nicht würde haben hervorbringen können.

Heinicke ſowohl als Graſer haben ſpäter dieſe Methode ſehr vervollkommnet.

Heinicke wollte ſeine Zöglinge, ſo weit nur immer möglich, entſtummen, d. h. ſie in den Stand ſetzen, auf mündlichem Wege mit den hörenden Menſchen zu verkehren, dieſe zu verſtehen und von ihnen verſtanden zu werden. Für das Verſtehen derſelben übte er ſie darin, ihre Augen unverwandt auf den Mund des Sprechenden (und nicht wie wir, auf die Augen) zu richten, und das Geſprochene ſcharf und ſchnell aufzufaſſen. Für das von ihnen Verſtandenwerden ſuchte er ihrer nicht nur aller Melodie, ſondern auch noch anderer Erfoderniſſe zur Deutlichkeit ermangelnden Ausſprache, durch Präciſion im Articuliren aller Sprachlaute, hauptſächlich aber der Vocale, als der weſentlichſten, die möglichſte Deutlichkeit zu geben und die letztern durch eine (der des Gehörſinns analoge) Scala des Geſchmacksſinnes dauerhaft zu machen, indem er den Taubſtummen bei jedem rein gebildeten Vocale eine ihm entſprechen ſollende Geſchmacksſpeiſe ſchmecken und ſo den Eindruck des Geſchmacks mit dem der Artikulation empfinden und verbinden ließ. Er bediente ſich für die fünf Hauptſprachlaute eben ſo vieler ſchmeckenden Flüſſigkeiten als Merkmale, und zwar zu dem a des reinen Waſſers, zu dem o des Zuckerwaſſers, zu dem u des Baumöls, zu dem e des Wermuthextractes, und zu dem i des ſcharfen Eſſigs.

Graſers Unterrichtsmethode beruht nun auf folgenden wörtlich ausgezogenen Hauptſätzen. Der ſprechende Mund macht bei dem Sprechen eines Wortes eben ſo viele Bewegungen, als articulirte Töne dem Ohre des Hörenden vernehmbar vorkommen. Dieſe Bewegungen müſſen dem ganzen Geſichte eine eigenthümliche Form geben, welche bei jedem geſprochenen Buchſtaben von dem Anſchauenden geſehen, unterſchieden und aufgefaßt werden können. Daher ergibt ſich am ſprechenden Munde ein ebenſo ſichtbares Alphabet als im Ohre ein tönendes vernommen wird, ſodaß es dem Sehenden, welcher darauf eingeübt iſt, gleichviel ſein muß, ob er das Wort ſprechen hört oder ſprechen ſieht. — Wenn nun dieſe eigenthümlichen Formen in beſtimmten, ihnen entſprechenden oder ihre Ähnlichkeit bezeichnenden Figuren geſucht, aufgefaßt und auf dem Papiere feſtgeſtellt werden, ſo erhalten wir ein natürliches Alphabet. Durch die Abbildungen des ſprechenden Mundes muß aber nothwendigerweiſe eine Schrift entſtehen, welche andern Menſchen nicht fremd iſt, indem ſonſt, wenn die Schriftzeichen willkürlich wären, wieder der Hauptzweck, nämlich der des gegenſeitigen Verkehrs mit den Menſchen, ſehr erſchwert werden würde. Die erſte Schriftſprache iſt unleugbar auf dieſe Weiſe erfunden worden, ſonſt wäre ſie nicht ſo allgemein geworden. Die Grundformen davon laſſen ſich am natürlichſten im lateiniſchen A B C nachweiſen.

De l'Epée hatte folgende Anſichten: 1) Wozu wir Hörenden mittels des Gehörs gelangt ſind, das müſſen wir dem Geiſte des Taubſtummen durch das Geſicht vorführen. 2) Die Begriffe haben mit den articulirten Lauten, durch welche unſer Geſicht bereichert wurde, nicht mehr Verwandtſchaft als mit den Schriftzeichen. 3) Eine fremde Sprache lehrt man nur mittels der Mutterſprache, welche für die Taubſtummen die Geberdenſprache iſt. 4) Jeder Taubſtumme beſitzt dieſe letztere, ebenſo wie jeder andere Menſch von Natur, er drückt ſeine Wünſche und Neigungen, ſeinen Schmerz und ſeine Freude darin aus. Zu dieſer Sprache verhelfen ihm nicht die Kunſt, ſondern blos die verſchiedenen Eindrücke, welche er aufnahm. 5) Wenn man daher dieſe ſeine Geberdenſprache an die Stelle unſerer Wortſprache ſetzt, ſo iſt man im Stande, den Taubſtummen auszubilden, ſoweit man will. Mithin faßte de l'Epée bei ſeinem Unterrichte der Taubſtummen mehr die geiſtige Seite ins Auge, während Bonet, Amman, Pereira mehr den rein mechaniſchen Theil des Unterrichts der Lautſprache behandelt hatten. Seine Methode zeigte ſich durch die Darſtellung der Geberdenſprache, als des natürlichſten Mittels der Begriffsentwickelung, ſehr auf das Bedürfniß der Taubſtummen berechnet, ſie geſtattete jedoch derſelben eine zu große Ausdehnung.

Sicard, ſein Nachfolger, wich nach und nach von de l'Epée's Methode ſehr ab; von der richtigen Anſicht ausgehend, daß aller Grund einer Sprache in der Natur des Gedankens ſelbſt aufgefunden werden müſſe, glaubte er denn auch vorweg die geiſtige Kraft der Taubſtummen wecken und üben und den Sprachunterricht ſo ertheilen zu müſſen, daß die ganze Sprachlehre gleichſam aus dem Zöglinge hervorgehe, die Sprachgeſetze aus ſeiner Seele entwickelt würden. Sicard ging von den Sachen aus, indem er an ihnen die Begriffe und mit ihnen die Sprache entwickelte, da de l'Epée zuerſt das Wort ſeinem materiellen Inhalte nach gab, und

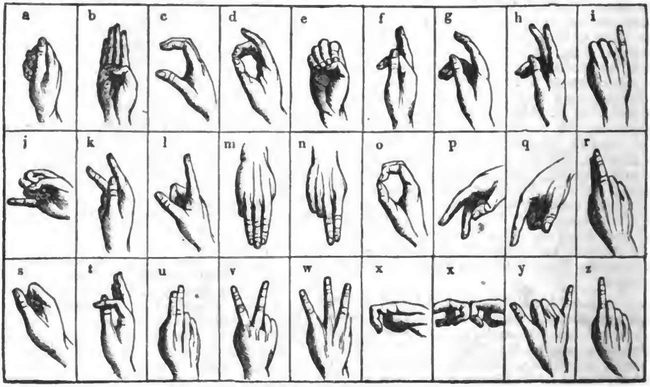
Digitized by Google

hierauf den durch daſſelbe bezeichneten Begriff mittels der Geberdenſprache erklärte. Sicard war bemüht, die eigene Thätigkeit ſeiner Zöglinge anzuregen, überzeugt, daß da, wo dies nicht geſchieht, alle Arbeit vergeblich iſt, und die Selbſthülfe der Taubſtummen unmöglich wird.

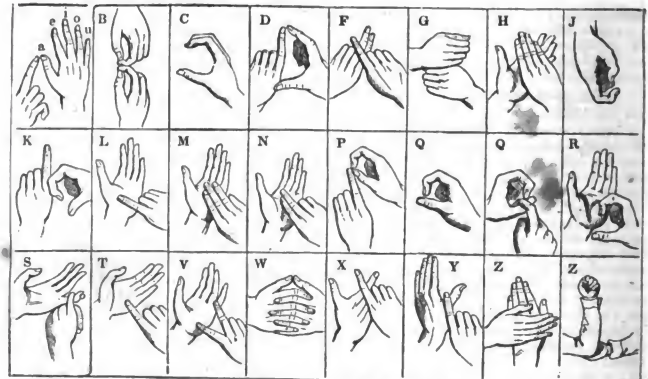
Guyot, welcher im Allgemeinen den Grundſätzen de l'Epée's folgt, glaubt dem jungen Taubſtummen den erſten Unterricht durch Spielen ertheilen und ihm auf dieſe Weiſe Alles leichter und anziehender machen zu müſſen. Man hat zu dieſem Endzwecke in der Taubſtummenanſtalt zu Gröningen Karten, auf deren einer Seite die Gegenſtände durch Bilder dargeſtellt ſind, während auf der andern die Namen geſchrieben ſich finden.

In der neuern Zeit nähern ſich jedoch die beſſern franzöſiſchen Schulen ſehr den deutſchen, und ſelbſt in Paris iſt ſchon ſeit mehren Jahren das Lehren der Lautſprache anbefohlen, wird jedoch leider bis jetzt, aus Mangel an dazu paſſenden Lehrern, faſt gar nicht ausgeübt.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 128.)



Einhändiges Alphabet.



Zweihändiges Alphabet

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

128.] Erſcheint jeden Sonnabend. [September 12, 1835.

Anſicht des Kloſters auf dem großen St.-Bernhard.

Bereits in Nr. 10 und Nr. 34 des Pfennig-Magazins iſt das Kloſter auf dem St.-Bernhard und deſſen Einrichtung ausführlich beſchrieben, und wir begnügen uns daher, hier eine Anſicht deſſelben zu geben, indem wir auf die genannten Nummern verweiſen.

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 126.)

Wir nahmen unſere Wohnung, nach der Sitte der meiſten abendländiſchen Reiſenden, in dem Kloſter der Franziskaner, das für Herberge und Bewirthung eine herkömmliche Vergütung erhält, und daher eiferſüchtig iſt, wenn Europäer in dem Hauſe eines Einheimiſchen ſich einmiethen wollen. Als wir in den mit ſehr hohen Mauern umgebenen Kloſterhof gezogen waren, wurde das Thor ſogleich wieder verſchloſſen, da die Mönche gegen die Araber in den nahen Gebirgen Argwohn hegen. Wir wurden freundlich aufgenommen, erhielten aber nur zwei aneinanderſtoßende kleine und kalte Zellen, mit einem Stuhle, einem Tiſche und einem Flockenbett, als ob wir büßende Pilger geweſen wären. In dem Führer

der Fremden fanden wir einen muntern und gefälligen Mönch, der in ſeiner hübſchen Zelle einige treffliche Herzſtärkungen aufbewahrte, womit er auch freigebig genug war. In dem ſchönen und geräumigen armeniſchen Kloſter, das einen großen Garten hat, ſind die Pilger beſſer aufgehoben. Die ärmern Wallfahrer wohnen hier in den Nebengebäuden und Hofräumen, die reichen aber finden alle Lebensgenüſſe und Bequemlichkeiten, da die Gemächer nach morgenländiſcher Weiſe eingerichtet ſind. Auch wir würden hier eingekehrt ſein, da wir Empfehlungen von Beirut mitbrachten, wenn wir nicht bei unſerer Ankunft in Jeruſalem gehört hätten, daß das Kloſter, obgleich es gegend tauſend Pilger aufnehmen kann, bereits überfüllt war.

Wir hatten noch 14 Tage bis zum Oſterfeſte und wollten dieſe Zeit benutzen, die Stadt und ihre nächſte Umgegend kennen zu lernen. Das Wetter hatte ſich ſeit zwei Tagen aufgehellt, und es war warm wie an Sommertagen in unſerer nördlichen Heimat. Ich verließ früh nach Sonnenaufgang das Kloſter, um einen Überblick der Stadt zu gewinnen, und fand ihn, als ich auf der Südſeite derſelben die Anhöhe Hinnom beſtieg. Jeruſalem liegt auf dem Berge Zion, auf deſſen Fläche ſich einige Hügel erheben, Moria, Bethſeda, Acra und ſüdlich von dieſem der eigentliche Berg Zion, auf welchem die Burg der Jebuſiter lag, die von David erobert wurde und ſeitdem David's Stadt hieß. Dieſe nackte Hochebene iſt auf drei Seiten von einem zuſammenhangenden Thale umgeben. Öſtlich läuft das Thal Joſaphat, vom Bache Kidron durchſtrömt, das den ſchönen Ölberg

Erklärung des Plans.

A. Bethſeda.
B. Moria.
C. Acra.
D. Zion

a. Der Tempel.
b. Die Kirche des heiligen Grabes.
c. Davidsthurm.
d. Davidsthor.
e. Stephansthor.
f. Ölbergsthor.
g. Kirche der heiligen Jungfrau.
h. Teich Bethesda.

1. Lager des Grafen Robert von der Normandie;
2. das des Grafen von Flandern;
3. Tankred's;
4. Gottfried's von Bouillon;
5. Raimund's von Toulouſe;
6. letzter Angriff.

Plan von Jeruſalem.

von dem Berg Zion trennt. Die Thäler Hinnom und Gihon ziehen ſich gegen Mittag und Abend. In dieſe Thäler ſenken ſich die Abhänge des Berges Zion, die mit Ölbäumen und Gärten bedeckt ſind. Nur auf der Nordſeite läuft der Berg Zion in einer Ebene hin und hängt mit andern Bergen zuſammen. Hier verlieren ſich allmälig die Thäler Joſaphat und Gihon. Die Lage der alten Stadt iſt ein Gegenſtand vieler Streitigkeiten unter den Alterthumsforſchern geweſen. Bedenkt man, welche Schickſale und Verwüſtungen Jeruſalem ſeit ſeiner Gründung erlitt, die man beinahe zwei Jahrtauſende vor Chriſtus hinaufrückt, ſo erkennt man die Schwierigkeit, dieſen Streit zu entſcheiden. Fünfmal war die Stadt ſchon erobert und geplündert worden, als ſie zuerſt durch Nebukadnezar, 580 v. Chr., zerſtört ward, und nachdem die aus Babylon zurückgekehrten Juden ſie wieder aufgebaut hatten, durch Veſpaſian und Titus im Jahre 70 noch einmal verwüſtet und endlich im Jahre 118 durch den römiſchen Kaiſer Hadrian gänzlich verheert wurde. Er ließ (126) eine neue Stadt, ungefähr auf der Stelle der jetzigen, bauen, die er Älia Capitolina nannte. Kaiſer Konſtantin und ſeine Mutter Helena zerſtörten die von Hadrian erbauten Tempel und ließen neue chriſtliche Gebäude aufführen. Endlich mußte die Stadt ſich dem Perſerkönig Kosroes auf einige Zeit (615—28) unterwerfen, bis ſie dem griechiſchen Kaiſer, der ſie wieder erlangt hatte, der arabiſche Khalif Omar im Jahre 637 entriß. Von den Kreuzfahrern 1099 erobert, wurde ſie die Hauptſtadt eines chriſtlichen Reiches, das im Jahre 1187 die Mohammedaner erſchütterten. Dieſe Glückswechſel haben ſo viele Veränderungen herbeigeführt, daß die Zweifel, welche man gegen manche, durch die Überlieferung beſtimmte Örtlichkeiten erhoben hat, gerechtfertigt werden. Die Ausdehnung des Zion und die Berge Moria, Bethſeda und Acra laſſen ſich jetzt ſchwer unterſcheiden, und es iſt unmöglich, in der Maſſe von Ruinen, welche man in der Stadt und ihrer nächſten Umgebung findet, die Spuren aus verſchiedenen Zeitaltern aufzufinden und deutlich zu unterſcheiden. Die Lage der Stadt macht es jedoch ziemlich gewiß, daß das alte Jeruſalem vor Hadrian auf der Stelle der neuen Stadt gelegen hat. Auf den drei Seiten, wo die Hochebene ſich in das Thal hinabſenkt, hat ſich die Stadt nie weiter ausgedehnt, und nur auf der Nordſeite iſt die Grenze ungewiß. Auf dieſer Seite war die alte Stadt von drei

Mauern eingeſchloſſen, während auf den andern unzugänglichen Seiten eine Mauer ſie hinlänglich ſchützte. Das neue Jeruſalem hat kaum eine Stunde im Umfange und ziemlich die Geſtalt eines Vierecks. Die Mauern der Stadt ſind hoch und ſtark. Sie hat ſechs Thore, das Thor der Auserwählten, das Davidsthor auf dem Hügel Zion gegen Süden, das Thor der heiligen Jungfrau oder Stephansthor, dem Ölberge gegenüber, das Säulenthor, das nach Sichem (Naplus) und Damaſck führt, das Herodesthor zwiſchen den beiden letzten und das Miſtthor. Die Straßen der Stadt ſind krumm und ſchmuzig, die Häuſer von Sandſtein und im untern Stockwerke ohne Fenſter. Der todte und einförmige Anblick der Stadt wird nur durch die hohen Minarete der Moſcheen, durch die Thürme der chriſtlichen Kirchen und die zwiſchen den Gebäuden hervorragenden Cypreſſen belebt und gehoben. Der Stadttheil, wo die Armenier wohnen, zeichnet ſich vor allen übrigen durch Reinlichkeit aus. Der untere Stadttheil, den die Juden bewohnen, iſt der ſchmuzigſte und unangenehmſte. Ihre große Synagoge iſt ein höhlenartiger Raum, deſſen Decke eingefallen iſt oder von Pfeilern geſtützt wird, und zerlumpte Kinder lernen hier die Geſchichte der Stadt, wo ihre Väter einſt den Gott Abraham's unter prächtigen Säulenhallen und unter Gewölben verehrten, die auf den Cedern Libanons ruhten. Die Straßen ſind wenig belebt. Der geräumige mit Bäumen bepflanzte Hof um Omar's Moſchee, die ſchönſte im türkiſchen Reiche, ziemlich auf der Stelle, wo Salomo's Tempel auf dem Hügel Moria ſtand, iſt der einzige freundliche Spaziergang in der Stadt. Die Straßen haben in den Stadttheilen, wo die Klöſter liegen, das Anſehen von Feſtungen, da die Mönche hohe und ſtarke Mauern zu ihrer Vertheidigung nöthig erachtet haben. Die Bazars im mohammedaniſchen Stadttheile, wo man einige Kaufleute und Handwerker ſieht, ſind gewölbt und geräumig, ein Beweis, daß ſie einſt, nicht wie jetzt der Aufenthalt furchtſamer und elender Menſchen waren, ſondern von den Kaufleuten beſucht wurden, welche die koſtbaren Waaren Aſiens mitbrachten. Das Klima iſt im Winter oft rauh und zuweilen fällt ſogar Schnee. Die Einwohnerzahl, die ſehr verſchieden beſtimmt wird, ſteigt ſchwerlich über 20,000, deren Mehrheit aus Mohammedanern beſteht, aber ſehr abweichend wird das Verhältniß der Juden und der aus Katholiken, Griechen, Armeniern und Kopten beſtehenden Chriſten angegeben. Die Mehrzahl der Juden lebt in Dürftigkeit. Man findet unter ihnen ſchöne Männer und Frauen und der unauslöſchliche hebräiſche Charakter iſt in ihren Zügen nicht ſo ſtark ausgeprägt als unter ihren Stammgenoſſen in Europa. Weber und Pantoffelmacher ſind die einzigen Fabrikarbeiter, aber die Wallfahrten waren ſeither noch immer eine ergiebige Nahrungsquelle für die Stadt, welche die Andächtigen mit Roſenkränzen und Kreuzen reichlich verſorgt; doch ſieht man unter den Pilgern, deren zum Oſterfeſte zuweilen einige Tauſende kommen, nur wenige Europäer. Die Lebensmittel ſind wohlfeil, aber zum Theil nicht ſo gut als in Europa. Man genießt faſt nur Lammfleiſch und Ziegenfleiſch, Kalbfleiſch ſelten und Rindfleiſch gar nicht, aber deſto mehr Geflügel. Alle Früchte ſind vortrefflich, beſonders auch die Trauben, aber wir waren nicht ſo glücklich, den köſtlichen Wein zu finden, den einige Reiſende geprieſen haben, und ſelbſt der trinkbare weiße Wein von den Bergen bei Bethlehem hatte einen erdigen und etwas bittern Geſchmack.

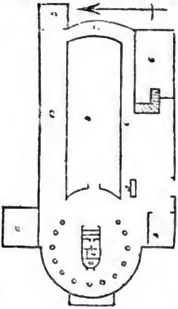
Mein junger Reiſegefährte wartete ungeduldig, als ich von meinem Morgenſpaziergange in das Franziskanerkloſter zurückkehrte, das auf dem Hügel Zion liegt. Unſer munterer Mönch war bereit, uns nach der Kirche des heiligen Grabes zu begleiten, die an dieſem Tage zur Feier eines Feſttags geöffnet war. Aus dem Hofe der Kirche kamen wir in ein Gemach, wo eine Soldatenwache an der Thüre ſtand, der jeder Pilger ein gewiſſes Eintrittsgeld bezahlen muß. Nicht weit vom Eingange befindet ſich eine große über den Fußboden erhobene Marmorplatte, über welcher Lampen brennen; die Stelle, wo der Leichnam des Heilandes, wie die Überlieferung ſagt, geſalbt und zum Begräbniß bereitet wurde. Man wendet ſich dann links und kommt in eine große Rotunda, welche oben in einer Kuppel endet, die im October 1807 abbrannte, aber bald nachher, nach der Zeichnung eines griechiſchen Baumeiſters zu Konſtantinopel, wiederhergeſtellt wurde. In der Mitte unter der Kuppel, die der Kirche Licht gibt, befindet ſich die Kapelle des heiligen Grabes, ein längliches Viereck von einem ſehr feinkörnigen röthlichen Steine, der dem Marmor ähnlich iſt. Sie ſteht ganz frei in der Kirche und man kann ſie rings umgehen. Als wir einige Stufen hinangeſtiegen waren, mußten wir die Schuhe ausziehen und traten in einen engen Raum, deſſen Wände und Fußboden mit Marmor bekleidet ſind. Grade vor dem Eingange befindet ſich eine Vertiefung von weißem Marmor, welche die Stelle bezeichnen ſoll, wo der Engel den Stein vom Grabe wälzte und ſich niederſetzte. Wir mußten uns tief bücken, um in die niedrige und enge Thüre zu treten, die zu dem eigentlichen Grabe führt. Die Gruft iſt beinahe viereckig, über ſechs Fuß lang und faſt eben ſo breit. Die Wand des Felſens iſt mit weißen und bräunlichen Marmortafeln bekleidet und mit himmelblauer Seide überzogen. Der Raum zwiſchen dem Grabe und der Vorhalle iſt ſo enge, daß nur vier bis fünf Menſchen auf einmal hineingehen können. Auf der Nordſeite der Gruft zeigt man eine zwei Fuß hohe ſteinerne Tafel, auf welcher der Leichnam des Heilandes gelegen haben ſoll. Dieſer Stein, den der Andachtseifer der Pilger in frühern Zeiten beſchädigt hat, iſt jetzt mit einem ſchützenden Marmor bedeckt, der mit Blumen beſtreut und mit Roſenwaſſer begoſſen wird. Über dem Grabe hangen 27 große ſilberne Lampen von getriebener Arbeit, Geſchenke der Päpſte, mehrer fürſtlichen Höfe und der verſchiedenen chriſtlichen Gemeinden, welche ſich in den Beſitz der Kirche des heiligen Grabes theilen, der Katholiken, Griechen, Armenier und Kopten. Sie brennen immerwährend und werfen einen Lichtglanz auf das Grab und die darüber hangenden Gemälde, welche die Himmelfahrt und die Erſcheinung des Heilandes vor Maria im Garten darſtellen. Hier ſteht immer ein Prieſter, der in einem ſilbernen Gefäße mit Mirrhen und Spezereien verſetztes Weihwaſſer hält, womit er die eintretenden Pilger beſprengt. Wir verweilten einige Augenblicke, um die Pilger zu betrachten, die aus allen Gegenden der Welt herbeigekommen waren. Chriſten von allen Bekenntniſſen, Männer und Frauen, traten mit Ehrfurcht hinein, ſtürzten auf die Kniee und drückten ihre Stirne auf das Grab, während das Weihwaſſer herabregnete. Mehre legten Roſenkränze und Kreuze auf das Grab, um ſie weihen zu laſſen und in ihre Heimat mitzunehmen. In einem Schiffe der Kirche, öſtlich von dem Grabe, zeigt man die Stelle, wo Chriſtus der Magdalena in dem Gewande eines Gärtners erſchien. In einer kleinen Kapelle wird eine hierher gebrachte marmorne Säule aufbewahrt, an welcher Chriſtus, der Überlieferung nach, gegeißelt wurde.

Digitized by Google

Auch zeigt man im Umfange der Kirche noch andere heilige Örter, z. B. eine Säule, auf welche der Heiland ſich ſetzen mußte, als ihm die Dornenkrone aufgeſetzt wurde, die Säule der Schmach genannt, die Stelle, wo Longinus, der die Seite des Gekreuzigten mit einem Speere durchbohrte, nach ſeiner Bekehrung ſtrenge Buße gethan haben ſoll, wo die Kriegsknechte die Kleider verlooſten. Nicht weit von hier iſt eine Thüre durch die Mauer der Kirche gebrochen und man ſteigt auf mehren Stufen in eine den Griechen gehörende kleine Kapelle, welche dem Andenken der Kaiſerin Helena gewidmet iſt. Aus der Kapelle führt eine Treppe in eine Grotte, die man als die Ciſterne bezeichnet, wo die Kaiſerin das Kreuz Chriſti fand. Das Innere der Kirche, deren Bauart dem Zeitalter Konſtantin's angehört, macht keinen gefälligen Anblick und bietet dem Auge entweder Misverhältniſſe oder ſtörende Schnörkeleien dar. Ich benutzte meinen Aufenthalt in der Kirche, um einen flüchtigen Grundriß derſelben zu zeichnen, den ich in meiner Schreibtafel aufbewahrt habe.

Die Oberfläche, auf welcher die Kirche des heiligen Grabes von Konſtantin dem Großen und ſeiner Mutter erbaut wurde, iſt ungleich, und man hat nicht nur die erwähnten Erinnerungsdenkmale der Leiden des Heilandes darin vereinigt, ſondern auch der Platz, wo Chriſtus am Kreuze litt, der Calvarienberg oder Golgatha, liegt mit den übrigen Heiligthümern der Kirche unter einem Dache. Sie iſt aus drei Kirchen zuſammengeſetzt, der eigentlichen Kirche des heiligen Grabes, der Calvarienkirche und der Kreuzerfindungskirche. Es ſind in ältern und neuern Zeiten grade über die Lage, welche die Überlieferung dem Calvarienberge gegeben hat, vielfältige Streitigkeiten entſtanden und während ſelbſt ſchon im Mittelalter von Augenzeugen Zweifel gegen dieſe Angaben ausgeſprochen wurden, hat man in der der neueſten Zeit die alte Überlieferung wieder vertheidigt. Wie mein Grundriß zeigt, liegt der Calvarienberg links vom Schiff der Kirche. Er iſt etwa 17—18 Fuß über dem Boden des übrigen Theils der Kirche erhaben, und 21 Stufen führen durch einen engen Gang zu einer mit buntem Marmor belegten Fläche von etwa 18 Fuß im Gevierte, dem Chor einer Kirche ähnlich, wo einige ſchlanke weiße Marmorſäulen, die zum Theil

Die Kirche des heiligen Grabes.



Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. *)

mit koſtbaren ſeidenen Vorhängen bedeckt ſind, die Decke ſtützen und die den Katholiken und den Griechen angewieſenen Abtheilungen trennen. Über dem Altare der Katholiken befindet ſich ein die Kreuzigung darſtellendes Gemälde, über dem griechiſchen eine Abnehmung vom Kreuz. Als die Stelle, wo das Kreuz in dem Boden befeſtigt war, bezeichnet man ein mit einem ſilbernen Rande eingefaßtes Loch in dem Felſen, das jeder Pilger andächtig küßt. Es befindet ſich vor dem griechiſchen Altar, der mit großen ſilbernen Tafeln belegt, mit Figuren in erhabener Arbeit verziert und von 50 ſtets brennenden Lampen erleuchtet iſt. Nahe dabei zeigt man einen tief hinabgehenden Spalt in dem Felſen, der bei der Kreuzigung durch ein Erdbeben entſtanden ſein ſoll. Der Spalt, offenbar wie durch Naturgewalt entſtanden, und der durch den Felſen laufende Riß endigt ſich erſt in einer andern darunter angelegten Kapelle. Die Mönche der verſchiedenen chriſtlichen Parteien, die ſich in den Beſitz der Kirche theilen, haben außer den Orten, deren Beſuch Allen freiſteht, eigene Zellen in der Kirche, entweder im Innern ihrer Kapellen oder in unterirdiſchen Gewölben, oder in den obern Bogengewölben. Hier wohnen ſie, bis ſie abgelöſt werden und empfangen ihre Nahrungsmittel durch ein Loch in der Thüre.

Wir verließen die Kirche erſt nach mehren Stunden, und als wir nach der Rückkehr in das Kloſter auf dem Ehrenplatze der Pilger zur Rechten des alten Vorgeſetzten unſere Mahlzeit eingenommen hatten, ſchrieben wir mehre Briefe nach Europa, die ein Kloſterbruder mitnehmen wollte, deſſen Abreiſe nach Italien, ſeiner Heimat, auf den folgenden Tag feſtgeſetzt war.

---

*) 1. Das heilige Grab unter der Kuppel. 2. Eine daran ſtoßende kleine Kapelle, die den koptiſchen und abyſſiniſchen Chriſten gehört. 3. Eine große Marmortafel, wo der Leichnam des Gekreuzigten geſalbt wurde. 4. Gemach der türkiſchen Zolleinnehmer. 5. Kapelle der Kreuzigung, zu welcher Stufen hinanführen. 6, 7 und 10 Kreuzgänge. 8. Der den Griechen gehörige Theil der Kirche. 9. Kapelle der heiligen Helena, wo ſie das Kreuz gefunden haben ſoll. 11. Kapelle der Katholiken. — Im Jahre 1834 ward ein Theil der Kirche durch ein Erdbeben zerſtört; Ibrahim Paſcha aber, der jetzige Gebieter Jeruſalems, hat nicht nur die Erlaubniß zur Wiederherſtellung derſelben ertheilt, ſondern auch geſtattet, daß die ſeit Saladin im 12. Jahrhundert zugemauerten Fenſter einer Kapelle wieder geöffnet werden dürfen.

(Fortſetzung folgt in Nr. 129.)

Digitized by Google

Ludwig van Beethoven.*)

Ludwig van Beethoven, der größte Inſtrumentalcomponiſt der neuern Zeit, welcher alle glänzenden Eigen-

ſchaften ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen in ſich vereinigte und durch ſeine reichen und erhabenen Compoſitionen der Muſik eine neue Bahn eröffnete, ward zu Bonn am 17. Dec. 1770 geboren, wo ſein Vater bei der kurfürſtlich kölniſchen Kapelle erſter Tenoriſt war. Er entwickelte von zarter Jugend an ungewöhnliche Talente für Muſik, ſetzte im achten Jahre durch ſein Clavierſpiel ſchon Alles in Erſtaunen und ließ im elften ſeine erſten Compoſitionen drucken. Der Kurfürſt verſtand Beethoven's Fähigkeiten zu beurtheilen, deſſen erſte Lehrer der Hoforganiſt van der Eden und der Componiſt Neefe waren, ernannte ihn zum Hoforganiſten und ſchickte ihn 1792 zu Haydn nach Wien, um deſſen Unterricht zu genießen. Als Letzterer 1795 nach London ging, wurde Beethoven ein Schüler des Kapellmeiſters Albrechtsberger, bei welchem er vorzüglich den Contrapunkt ſtudirte, und er bildete ſich auch als Clavierſpieler ſo ſehr aus, daß er nach einiger Zeit den gefeierten Claviervirtuoſen Wölfl überbot. Obgleich er 1801 ſeinen Gönner durch den Tod verlor, blieb er doch in Wien, wohin ihm zwei Brüder gefolgt waren, welche ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten beſorgten, denen er ſo wenig Aufmerkſamkeit widmete, wie der Beobachtung häuslicher Ordnung, indem er in jeder Beziehung Ungebundenheit liebte. Auch ſeine Compoſitionen entwarf er meiſt im Freien. Seine Blütezeit fällt in die nächſtfolgenden Jahre, wo es ihm in Wien ſo gut gefiel, daß er einen vortheilhaften Ruf nach England ablehnte. Allein die Einflüſſe der kriegeriſch bewegten Zeit zerrütteten auch ſeine Verhältniſſe; noch mehr aber trug eine herbe Täuſchung ſeines Herzens dazu bei, ſein Leben zu verbittern, und er würde vielleicht 1809 der Berufung als königl. weſtfäl. Kapellmeiſter nach Kaſſel gefolgt ſein, hätten ihn nicht der Erzherzog Rudolf und die Fürſten Lobkowitz und Kinsky durch Ausſetzung eines jährlichen Einkommens von 4000 fl. bewogen, zu bleiben. Wenige Jahre ſpäter bekam ſeine ohnedies ſchwermüthige Gemüthsſtimmung neue Nahrung in der Schwäche ſeines Gehörs, die, durch eine Erkältung veranlaßt, zuletzt in völlige Taubheit überging. Er lebte ſeitdem im Dorfe Mödling bei Wien, beſchäftigte ſich mit ſeiner Kunſt, auf deren Ausübung ſein Zuſtand nicht ohne Einfluß blieb, mit dem Studium der Geſchichte und anderer Wiſſenſchaften und ſtarb zu Wien am 26. März 1827 an der Bruſtwaſſerſucht. Beethoven war unterſetzter mittler Statur, etwas rauhen, düſtern Charakters, aber bieder, gutmüthig und ohne Falſch. Er hat ſich faſt in allen Gattungen der Compoſition hervorgethan, vorzüglich ſichern aber ſeine neun großen Simphonien, ſeine Ouverturen, Quintetts,

*) Wir geben dieſen Artikel aus dem mit ſo vielem Beifall aufgenommenen Bilder-Converſations-Lexikon.

Beethoven's Denkmal.

Digitized by Google

Quartetts und Trios und die urſprünglich „Lenore“ genannte Oper „Fidelio“ ſeinen Ruhm; außerdem hat er geiſtliche Muſiken und eine Menge Compoſitionen und Geſänge fürs Clavier geliefert, unter denen Matthiſſon's „Adelaide“ ſich vor allen auszeichnet.

Das Wichtigſte über den Taubſtummenunterricht.

(Fortſetzung aus Nr. 127.)

III. Geſchichtliche Nachrichten über denſelben.

A. Erſte Periode des Taubſtummenunterrichts.

Die Griechen und Römer haben uns in ihren Schriften nichts hinterlaſſen, woraus zu vermuthen wäre, daß ſie auch nur einen Verſuch, die Taubſtummen bürgerlich brauchbar zu machen, angeſtellt hätten. Ungeachtet man erwarten möchte, daß die Römer, bei denen doch die Geberdenſprache, welche ja, wie ſchon oben angegeben worden, auch die natürliche Sprache der Taubſtummen iſt, in ſo hohem Grade ausgebildet war, dieſelbe zur geiſtigen Veredlung der Taubſtummen hätten benutzen ſollen, ſo findet man doch blos bei Plinius erwähnt, daß der in der Zeit des Kaiſers Auguſtus lebende Redner Meſſala einen taub Geborenen in der Malerei habe unterrichten laſſen und daß der Taubſtumme in dieſer Kunſt Ausgezeichnetes geleiſtet habe.

In den erſten 1500 Jahren nach Chriſtus findet ſich nur noch bei Agricola 1474 eine Spur von einem Unterrichte der Taubſtummen. Aus dem 16. Jahrhunderte berichtet zuerſt Seidel's Bildergalerie, daß in Deutſchland Joachim Paſcha, Hofprediger beim Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg, ſeine taubſtumme Tochter durch Bilder unterrichtet habe. Da jedoch über das dabei angewendete Verfahren und über die Ergebniſſe des Unterrichts ebenſo wenig, als bei der frühern von Agricola mitgetheilten Nachricht, angegeben iſt, ſo gewährt auch dieſe Nachricht kein beſonderes Intereſſe für den Taubſtummenunterricht.

B. Zweite Periode des Taubſtummenunterrichts.

Sicherer ſind die Nachrichten über den Unterricht, welchen, ziemlich zu derſelben Zeit als Paſcha, Pedro de Ponce, ein Mönch des Benedictinerkloſters St.-Salvador zu Sahagun im Königreiche Leon, um das Jahr 1570 vier Taubſtummen ertheilte, indem alle gleichzeitigen Schriftſteller angeben, daß er die Taubſtummen durch Schrift und Sprache ſo gut unterrichtet habe, daß ſie gleich Hörenden ihre Gedanken auszudrücken vermochten. Spanien kann man daher die Wiege der Taubſtummenlehrkunſt nennen. Ponce gab vermuthlich dem Juan Pablo Bonet Veranlaſſung zu Abfaſſung einer 1620 zu Madrid in ſpaniſcher Sprache erſchienenen, mit Beifall aufgenommenen Schrift über den Unterricht dieſer Unglücklichen.

Gleichzeitig mit dem Letztern befaßte ſich in Spanien Emanuel Ramirez de Carrion mit dem Taubſtummenunterrichte und ſoll mehre Perſonen größtentheils durch ärztliche Mittel (zu denen er jedoch wahrſcheinlich nur, um nicht als Herenmeiſter angeſehen zu werden, veranlaßt worden iſt) ſprechen gelehrt haben. Wenige Jahre nach Carrion's Tode gerieth jedoch der Taubſtummenunterricht in Spanien gänzlich wieder in Vergeſſenheit, dagegen fangen nun in Italien, England, Holland und Deutſchland die mit Erfolg an Taubſtummen gemachten Bildungsverſuche an.

In Italien erſchien zu Anfange des 17. Jahrhunderts eine Schrift über den Taubſtummenunterricht von Affinate, und zu derſelben Zeit berührte Girolamo Fabrizio ab Aquapendente in ſeinen Schriften (1600 und 1603) dieſen Gegenſtand. Bald darauf (1629) ſchrieb Vincentius Alſarius a Cruce, Genuenſis, eine mediciniſche Conſultation für einen Taubſtummen. Gegen das Jahr 1670 gab ein Jeſuit zu Brescia, Fr. Lana-Terzi, ein Buch heraus, in welchem er unter andern neuen Erfindungen auch von dem Unterrichte der Taubſtummen handelt, und die Mittel, ſie an den Lippen der Sprechenden leſen und Töne nachahmen zu lehren, angibt. Es iſt jedoch gar nicht unwahrſcheinlich, daß Lana-Terzi ſeine Kenntniß davon aus den Schriften des ſogleich zu nennenden John Wallis geſchöpft hat.

Nachdem nämlich in England Dr. John Bulwers ſchon 1648 über den Taubſtummenunterricht durch mimiſche Zeichen und über das Hauptalphabet geſchrieben hatte, unterrichtete Dr. John Wallis, Profeſſor der Mathematik zu Orford, nicht nur mit glücklichem Erfolge mehre Taubſtumme, ſondern entwickelte auch (1653) die Grundſätze, von denen er bei dem Taubſtummenunterricht ausgegangen war, und ſpäter (1662) in einem an Robert Boyle über den Taubſtummenunterricht gerichteten Briefe. Nach ihm (1659) lehrte ein Theologe, Will. Holder, einen jungen Engländer ſprechen, und um 1670 beſchäftigte ſich Georg Sibſcota mit dieſem Unterrichte. Dieſe Verſuche geriethen jedoch wieder in Vergeſſenheit, und außer Georg Dalgarno, einem Schotten, welcher unter dem Titel Didaſcalocophus eine 1680 in Orford erſchienene Schrift herausgab, dachte in Großbritannien während der zweiten Periode des Taubſtummenunterrichtes Niemand mehr an denſelben.

Dafür wurde jedoch dieſer Unterricht in Holland und Deutſchland wieder aufgefaßt. In dem zuerſt genannten Lande nämlich gab Fr. M. v. Helmont eine ſchon 1657 zu Sulzbach erſchienene Schrift über den Taubſtummenunterricht heraus, worin er die hebräiſche Sprache als die einzig naturgemäße erklärt und ſie daher zum Unterrichte der Taubſtummen empfiehlt. Um die behauptete Natürlichkeit der hebräiſchen Sprache zu beweiſen, dichtete er dem ſprechenden Munde die wunderlichſten, den hebräiſchen Buchſtaben ähnlichen Stellungen bei der Ausſprache derſelben an. Bald darauf, 1660, gab Anton Deuſing zu Gröningen unter andern Schriften auch eine heraus, welche über die von Geburt an Tauben handelte. Später beſchäftigte ſich ein zu Amſterdam lebender Schweizer, Johann Konrad Amman, erfolgreich mit dem Unterrichte der Taubſtummen und lehrte mehre wirklich ſprechen. Er ſchrieb einige zwar nur kleine aber für den Taubſtummenunterricht äußerſt wichtige Bücher, in welchen der Mechanismus der Sprache und die Art und Weiſe, Taubſtumme ſprechen zu lehren, ſchon vortrefflich entwickelt iſt, und Heinicke hat nicht nur bei der Bildung ſeiner Unterrichtsmethode ſehr viel daraus geſchöpft, ſondern es laſſen ſich auch die Grundſätze mancher neuern Schriftſteller, welche dieſelben als neu und als eigne Erfindung geltend zu machen geneigt ſind, größtentheils darin auffinden.

In Deutſchland hatte der berühmte Arzt Johann Rudolph Camerarius zuerſt in ſeiner 1624 zu Straßburg erſchienenen Schrift auf die Möglichkeit, Taubſtumme zu unterrichten, aufmerkſam gemacht, hierauf

erwähnte der Jeſuit Caspar Schott in mehren ſeiner zahlreichen Werke, daß die Taubſtummen ſprechen und das Geſprochene an den Lippen Anderer leſen könnten, und erzählte, daß er ſelbſt mehre Beiſpiele davon geſehen hätte.

Bulwers Methode, die Taubſtummen zu unterrichten, wurde durch Harsdörfer in Deutſchland bekannt, und ebenſo die von Holder angewandte Methode durch eine zu London beſorgte deutſche Ausgabe ſeines Werks über die Anfangsgründe des Sprechens. Morhoff gab die Geſchichte dieſer Kunſt ſowie die Principien, worauf ſie beruht, und Mallinkrot ertheilte Unterricht im Mechaniſchen der Hervorbringung der Buchſtaben.

Jetzt fehlte es nur noch an der Ausübung der angedeuteten Grundſätze, und dieſes that zuerſt zu Anfange des 18. Jahrhunderts L. Wilhelm Kerger zu Liegnitz in Schleſien. Er ſtellt ebenfalls als Grundſatz auf, daß der Taubſtumme ſprechen und das Geſprochene von den Lippen leſen lernen ſolle, und führte daſſelbe mit gutem Erfolge aus. Seine Schweſter half ihm bei ſeinen Bemühungen. Zu derſelben Zeit wendeten Profeſſor Jakob Wild und der Prediger Niederhof die Methode Amman's an, und Letzterer hatte ſich eine Redemaſchine, welche die Bewegungen der menſchlichen Sprachorgane nachahmte, fertigen laſſen, mittels welcher er die Taubſtummen mit glücklichem Erfolge unterrichtete. Zu derſelben Zeit machte Georg Paſch, Profeſſor der Moral zu Kiel, einen Fall bekannt, in welchem ein Taubſtummer mit Erfolg unterrichtet worden war. Im Jahre 1711 machte M. Elias Schulze in Dresden bekannt, daß er in Einem Jahre einen Taubſtummen ſprechen gelehrt habe. M. Georg Raphel, Paſtor in Lüneburg, unterrichtete nach Amman's Methode ſeine taubſtumme Tochter ſo vollkommen, daß man kaum ihr Gebrechen bemerken konnte, und ſchrieb über dieſen Unterricht eine beſondere Schrift. Johann David Solbrig, Paſtor zu Heidenburg, lehrte 1710—30 zwei taubſtumm Gewordene ſchreiben, ſowie M. Andreas Weber, Prediger zu Arnſtadt, einen Taubſtummen, und Beide gaben Bericht über die Art ihrer Unterweiſung. J. Chr. Liſchwitz lehrte einem Taubſtummen nach den Methoden von Wallis und Amman ſprechen. J. P. Baumer zu Erfurt, Johann Andreas Elias Buchner, Profeſſor der Medicin, und Joriſſen, behandelten den Gegenſtand vom mediciniſchen Geſichtspunkte aus, und ſuchten Methoden auf, um den Taubſtummen das Gehör wiederzugeben. Otto Benjamin Laſius, Superintendent zu Burgdorf, hat ebenfalls eine Taubſtumme in der Schriftſprache unterrichtet und bediente ſich dazu eines Fingeralphabets, welches er in einer eignen Schrift beſchrieb. Endlich hat Johann Ludwig Ferdinand Arnoldi, Pfarrer zu Großenlinden bei Gießen, mehre Taubſtumme nach den Methoden von Wallis, Amman und Raphel unterwieſen, mit der Eigenthümlichkeit, daß er ſich auch der Zeichnungen zum Unterricht bediente und er ſchrieb über ſeine Methode mehre Schriften.

Gleichzeitig mit den zuletzt genannten wirkte Samuel Heinicke, mit welchem in Deutſchland, ſowie mit dem Abbe de l'Epée in Frankreich, für den Taubſtummenunterricht eine neue Periode beginnt, auf welche wir in dem nächſten Abſchnitte zurückkommen.

In Frankreich fing die Unterweiſung der Taubſtummen erſt ſpät an, ſodaß zu Anfange des 17. Jahrhunderts Dumoulin noch die Möglichkeit davon leugnen konnte, und wenn Caſaubon eine entgegengeſetzte Meinung ausſprach, ſo geſchah doch dies, ohne daß er ſie durch Beiſpiele bewieſen hätte.

Erſt nach der Mitte des 17. Jahrhunderts kommen in Frankreich Beiſpiele von unterrichteten Taubſtummen vor, und namentlich entſtand 1679 ein Proceß über das Erbe eines gewiſſen Guibal. Zu Anfange des 18. Jahrhunderts waren ſchon mehre dergleichen bekannt, ohne daß man jedoch von ihren Lehrern etwas weiß. Selbſt in Paris hatte eine Madame de Sainte-Roſe, Religieuse de Saint-Croix, ein taubſtummes Mädchen durch das Handalphabet unterrichtet, ohne daß man jedoch etwas Näheres von ihr weiß. Die erſte genaue Nachricht von einem ſolchen Unterricht in Frankreich hat man über einen Fremden, Johannes Rodriguez Pereira aus Portugal, welcher ſchon im Jahre 1745 einen Taubſtummen in la Rochelle mit ſo gutem Erfolge unterwies, daß er bald darauf verſucht wurde, ſich nach Paris zu begeben, wo er 1749 der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeſtellt wurde und einen großen Ruf erlangte. Leider weiß man von ſeiner Lehrart nichts Genaueres, indem er ſie in das tiefſte Geheimniß hüllte, und ſie nur gegen eine Belohnung, die er nicht erhielt, offenbaren wollte. So viel iſt gewiß, daß er die Taubſtummen auch ſprechen lehrte. — Ferner beſchäftigte ſich 1756 Ernaud in Bordeaux ebenfalls mit dem Unterrichte derſelben, und etwas ſpäter unterrichtete der Abbé Deschamps zu Orleans Taubſtumme. Dieſer drang, wie Pereira, gegen de l'Epée, beſonders darauf, die Gehörloſen ſprechen zu lehren, und ſie ſo in Gemeinſchaft mit andern Menſchen zu ſetzen. Er hatte ein Privatinſtitut zu Orleans, in welches er zwar Penſionnaire aufnahm, aber den Unterricht auch unentgeltlich ertheilte. Er widmete der Erziehung dieſer Unglücklichen ſein ganzes Vermögen und Leben. Mit dem Abbé de l'Epée fängt nun eine neue Periode in der Geſchichte des Taubſtummenunterrichts an.

(Fortſetzung folgt in Nr. 129.)

Der Tunnel zwiſchen Graveſand und Rocheſter.

Obgleich die Idee, unterirdiſche Kanäle oder ſogenannte Tunnels zur Erleichterung des Verkehrs anzulegen, keineswegs eine ganz neue iſt, ſondern ſchon unter Ludwig XIV. von einem franzöſiſchen Ingenieur, Namens Regnet, wol zuerſt in Anwendung gebracht ward, indem er den Kanal von Languedoc durch einen Berg leitete, ſo hat ſich doch erſt ſeit dem großartigen Unternehmen des berühmten Brunel, einen Tunnel unter der Themſe bei London zu erbauen *), die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den unterirdiſchen Gewölbe- oder Tunnelbau gelenkt. So bewundernswerth und, wenn man die zu beſiegenden Hinderniſſe bedenkt, faſt unglaublich auch die Tunnels erſcheinen, die ſchon früher in England vollendet wurden, wie z. B. der Tunnel unweit Mancheſter im Bridgewater-Kanal und der durch den Hügel von Harecaſtle in Staffordſhire führende, zu Vereinigung der Trent- und Merſeyſchiffahrt, ſo überſteigt dieſe doch noch an Umfang und Schwierigkeit der Tunnel, der für den Themſe- und Medwaykanal zwiſchen Graveſand und Rocheſter angelegt wurde, zu Vermeidung eines Umwegs, den ſonſt die Handelsfahrzeuge machen mußten, um nach London zu gelangen. Dieſer Kanal, der ſieben Fuß Waſſer hat, fängt bei dem ſüdlichen Ufer der Themſe in dem Kirchſpiel Milton an, und geht über 1½ Stunden lang anfangs durch einen ebenen Boden, meiſtens Marſch-

*) Siehe über dieſes Rieſenunternehmen Nr. 23 des Pfennig-Magazins.

Digitized by Google

land. Dann iſt er eine Stunde weit durch einen Kreidefelſen gearbeitet, und zwar ſo grade, daß man von einem Ende zum andern hindurchſehen kann. Die Weite der Aushöhlung beträgt 30 Fuß, von denen der Kanal 24 einnimmt, die übrigen ſechs aber zu einem Fußſteige übrig gelaſſen ſind, der mit einem ſtarken Geländer verſehen iſt.

Man hat es nicht für nöthig gehalten, außer an manchen Stellen, noch beſondere Bogen zu erbauen, ſo feſt iſt der Stein, durch welchen der Kanal gearbeitet iſt. Die Höhe der gewölbten Decke iſt mehr als 15 Fuß über der Oberfläche des Fußſteigs erhaben. Daß es nicht ganz finſter darin iſt, wie man erwarten ſollte, rührt größtentheils von der Reflexion des Lichts der weißen Kreidedecke her. Wäre der Tunnel dagegen mit Backſteinen ausgewölbt worden, ſo würde es nöthig geworden ſein, irgend eine künſtliche Beleuchtung anzubringen.

Der Eindruck, den es auf den Fremden macht, wenn er dieſen Gang betritt, iſt großartig und ſteigert ſich je weiter das Tageslicht zurückweicht. Der Widerſchein des Kreidefelſens auf der klaren Oberfläche des Waſſers ſcheint die Größe des Tunnels zu verdoppeln und der gänzliche Mangel eines andern Lautes, außer dem des langſamen, abgemeſſenen Schrittes der Zugthiere, welche die Schiffe ziehen und dem leiſen Plätſchern der Wellen, all dies vereinigt ſich, ein Gefühl des Erhabenen in dem Wanderer hervorzubringen.

Die Fahrzeuge können nur zu beſtimmten Stunden von beiden Enden in den Tunnel einlaufen, weil es die Breite deſſelben nicht geſtattet, daß ſich zwei begegnende Fahrzeuge ausweichen können.

Die Arbeiten an dieſem großartigen Unternehmen dauerten aus mancherlei Urſachen über 20 Jahre. Das Capital dazu ward durch Actien zuſammengebracht, allein obwol für das allgemeine Beſte von großem Nutzen, hat ſich dieſe Speculation doch für die Unternehmer nachtheilig erwieſen. Am ſtärkſten iſt die Benutzung des Kanals während der Hopfenernte, da die Hopfenbauer aus Kent durch denſelben im Stande ſind, ihren Hopfen in 24 Stunden auf den Markt von London zu bringen.

Anſicht des Tunnels zwiſchen Graveſand und Rocheſter.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

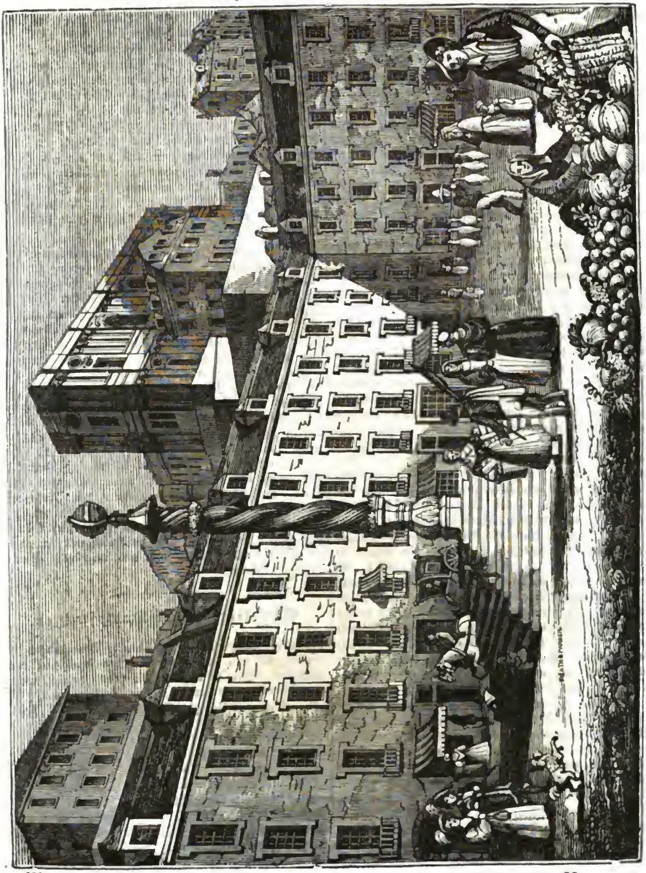
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

129.] Erſcheint jeden Sonnabend. [September 19, 1835.

Der Platz des Pelourinho in Liſſabon.



Der Platz des Pelourinho in Liſſabon.

Die natürliche Unebenheit des Bodens, auf welchem Liſſabon erbaut iſt, gibt in verſchiedenen Stadttheilen zu ſeltſamen architektoniſchen Zuſammenſtellungen Anlaß. In den Theilen, welche das Erdbeben von 1755 verwüſtete, erſcheinen die Straßen oft im eigentlichen Wortverſtande übereinander geſtülpt, ſodaß die Baſis der einen ſich über die Dächer der andern erhebt, und das Pflaſter da anfängt, wo die Schornſteine der tiefern Gaſſe enden. Unſere Abbildung gibt von dieſer Sonderbarkeit eine Vorſtellung.

Der Largo do Pelourinho (Platz des Säulchens), welchen unſer Bild darſtellt, dehnt ſich in der Nähe des Tajo aus, von welchem ihn das Seearſenal an einer ſeiner Seiten trennt, und hat ſeinen Namen von der kleinen gewundenen Säule, die ihn ziert. Die Südſeite des Platzes wird von der Front des Arſenals gebildet, die Nord- und Oſtſeite; welche auf unſerm Bilde ſichtbar ſind, grenzen an die höher liegende Rua do St.-Franciſco, deſſen Hauptkirche den Platz oſtwärts überragt, während ſeine Straße ihn an ihrem Fuße überblickt. Die kleine Zierſäule, von feinem marmorähnlichen Sandſtein, erhebt ihren gewundenen Schaft aus einem reich verzierten Piedeſtal und trägt über ihrem Capitäl eine Himmelskugel von durchbrochenem Eiſenwerk. Ehemals diente ſie zum Todespfahl für hochverrätheriſche Edle, welche das Vorrecht beſaßen, am Pelourinho gehängt zu werden, deſſen Säulenknauf noch jetzt von den vorſpringenden eiſernen Haken verunziert wird, an welchen die Hinrichtung vollbracht wurde.

Der Platz des Pelourinho bildet die Hauptverbindung zwiſchen den öſtlichen und den weſtlichen Stadttheilen und bietet daher ſtets das Bild eines belebten und geräuſchvollen Marktes dar. Hier, wie überall in Liſſabon, ſieht man halb vollendete Gebäude, Häuſerſkelette, ſo zu ſagen, welche in ihrem unvollendeten Zuſtande Zeugniß von den großen Entwürfen Pombals und der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel geben. Hier ſtrecken ſich Haufen von Bettlern hin; ein mächtiger Ruinenberg, von der Zeit des Erdbebens her, dient einer Schar abgemagerter Ziegen als Weide. Seges (Cabriolets) raſſeln am Fuße dieſes Schuttgebirges hin. Galegos mit ihren bunten Waſſereimern, Fruchtverkäuferinnen, der ſchreiende öffentliche Ausrufer drängen ſich laut lärmend durch die Menge; ein ſchmuziger Maulthiertreiber benutzt dieſe Öffnung, um ſeine beladenen Thiere hindurch zu treiben. Den meiſten Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit und unſere Achtung in dieſer bunten Menge hat der fleißige und ehrliche Galego oder Waſſerträger, deſſen Genoſſenſchaft in der Hauptſtadt Portugals eine eigne und fremde Bevölkerung mit ihrer beſondern Verfaſſung und Geſetzgebung bildet. An ſeiner Ehrlichkeit, durch hundert Beiſpiele bewährt, an ſeiner Treue, an ſeiner Mäßigkeit erkennt man leicht die fremde Abkunft des Galego. Aus den Bergen der ſpaniſchen Provinz Galicia ſtrömt dieſe achtbare Menſchenclaſſe jährlich, arm, faſt nackt, aber thätig und grundehrlich, nach Liſſabon, wo ſie die ſchwerern Dienſte, für welche der weichliche Portugieſe zu ſchwach oder zu träge iſt, die Dienſte als Waſſerträger, Laſtträger, Bauhandlanger, Dienſtbote, unter der Aufſicht von Vorſtehern und Richtern aus ihrer Mitte verrichtet. Ein täglicher Erwerb von etwa drei Groſchen genügt dem unglaublich mäßigen Galego nicht blos zu ſeinem Unterhalte, ſondern er legt davon ſogar noch die volle Hälfte zurück und verläßt meiſt Liſſabon nach 5—6 Jahren mit einem kleinen Capital verſehen, wofür er ſich in ſeinen heimatlichen Bergen eine Hütte baut, ſeine Hochzeit ausrichtet und zufrieden lebt, und ſeine Kinder folgen demſelben Wege, der den Vater zu behaglicher Zufriedenheit geführt hat. Man ſchätzt die Anzahl der Galegos in Liſſabon auf 11—12,000. Die wenigſten von dieſen haben eine feſte Wohnung; der Galego ſchläft im Sommer, den Kopf auf ſeinen vollen Waſſereimer gelehnt, unter irgend einer Vorhalle oder Brunnenſchuppen; bereit, in jedem Augenblick auf den Ruf der Feuerglocke mit ſeinem Eimer herbeizueilen. Dieſe Verbindlichkeit iſt die einzige Leiſtung, welche der Staat von ihm verlangt; ſein Eimer muß ſtets gefüllt und bei dem erſten Schlage der Feuerglocke muß er ſelbſt auf dem Platze ſein. Im Winter ſucht er in irgend einem Stall oder Schuppen, unter einer Brücke, einem Bogen des großen Aquäducts, der Liſſabon mit Waſſer verſorgt, Schutz gegen Sturm und Regen. Eine Brotrinde, wenige Loth ſchwer, und einige geröſtete Sardellen nebſt einer Zwiebel und Sonntags ein Maß ſchlechten Weins bilden Jahr aus Jahr ein ſein Mahl. Doch in ſeinem Corps hält er auf Ehre; eine Art von Ehrentribunal ſtraft mit unerbittlicher Strenge jede Verletzung der Geſetze, und man erzählt Beiſpiele, daß dieſe Strenge der Vorgeſetzten ſich bis zum heimlichen Tode des Schuldigen ausdehnte.

Wir gedachten oben des der portugieſiſchen Hauptſtadt eigenthümlichen Fuhrwerks, Sege (sedia) genannt. Dies iſt eine ſo beſondere Erfindung, ſo grotesk in der Erſcheinung und doch von ſo örtlicher Zweckmäßigkeit, daß wir ſie etwas genauer ſchildern müſſen. Da die Straßen von Liſſabon ſich ſtets zu Bergen erheben und zu Thälern ſenken und die Stadt übrigens das ſchlechteſte Pflaſter hat, das man finden kann, ſo würde man in einem gewöhnlichen Cabriolet ſteten Gefahren ausgeſetzt ſein. Dieſem Übel zu begegnen, hat man ein Fuhrwerk erfunden, das ihnen eigenthümlich iſt. Die Sege iſt eine Art Cabriolet, von zwei Maulthieren gezogen, an deſſen hoher Achſe der Sitz befeſtigt iſt, ſodaß es mit dieſer ſich erhebt und ſenkt. Hierdurch wird das Stoßen der Räder faſt unmerklich und da ſo das Fuhrwerk faſt immer in grader Linie bleibt, ſo wird auch die Bewegung beim Auf- und Niederſteigen verringert. Vorhänge vorn an der Sege ſchützen vor Sonne und Regen; kurz, für Liſſabon gibt es kein bequemeres und zweckmäßigeres Fuhrwerk, als dieſes, wie ſeltſam, roh und ungeſchickt es auch anfangs erſcheint.

Schnelligkeit der Dampfwagen.

Folgende Zuſammenſtellung ſchneller Bewegungen iſt, obgleich auf nur ungefähren Angaben beruhend, doch intereſſant, indem ſie ungefähr die Stelle anzeigt, welche die Geſchwindigkeit der Dampfwagen einnimmt.

Eine Extrapoſt legt zurück in der Secunde	7	Fuß
Eine Krähe = = = = =	32	=
Ein Dampfwagen = = = =	40	=
Ein Zug wilder Gänſe = = =	120	=
Eine Schwalbe = = = =	123	=
Eine Kanonenkugel = = =	1800	=
Eine telegraph. Nachricht = = =	3703	=

Demnach hat man mit dem Dampfwagen die Schnelligkeit der Krähe bereits übertroffen und es verlohnt ſich die Mühe des Fliegens nicht mehr.

Digitized by Google

Das Wichtigſte über den Taubſtummenunterricht.

(Fortſetzung aus Nr. 128.)

C. Dritte Periode des Taubſtummenunterrichts.

Jetzt wurde der bisher nur an Einzelnen verſuchte Taubſtummenunterricht durch die menſchenfreundlichen Bemühungen zweier Männer, Samuel Heinicke's in Sachſen und des Abbé de l'Epée in Frankreich, in eigenen Anſtalten planmäßig ausgeübt. Hierbei fand nun das Sonderbare ſtatt, daß dieſe beiden Männer faſt zu derſelben Zeit, Heinicke jedoch noch ein Jahr früher als de l'Epée, den Taubſtummenunterricht begannen und denſelben nach zwei verſchiedenen Methoden (vgl. darüber das oben Geſagte) ausbildeten und in ein Syſtem brachten, wobei ſie jedoch in Streitigkeiten geriethen, die mit vieler Bitterkeit geführt wurden.

Samuel Heinicke, der Gründer der deutſchen Schule, welche von der Meinung, daß unſer Denken nur durch tönende Worte geſchehe, ausgehend, das laute Sprechen für den wichtigſten Theil des Taubſtummenunterrichts hält, wurde im April 1729 zu Nautſchütz bei Weißenfels geboren. Anfangs ergriff er den Beruf ſeines Vaters, eines Landmannes, ſpäter aber wurde er Soldat und zeichnete ſich als ſolcher durch einen ſeltenen Fleiß in Erlernung von Wiſſenſchaften aus. Im Jahre 1754 beſchäftigte er ſich zuerſt als Militair in Dresden mit dem Unterrichte eines taubſtummen Knaben, und ſpäter, als er Schullehrer in dem hamburgiſchen Kloſterdorfe Eppendorf, wo er von 1768 bis 1778 blieb, geworden war, unterwies er mit glücklichem Erfolge einen andern taubſtummen Knaben. Man wurde dadurch auf ſeine Leiſtungen aufmerkſam und vertraute ihm mehre Zöglinge, ſodaß er ſchon 1772 deren vier hatte, wozu im folgenden Jahre noch mehre kamen. Man machte ihm unter den vortheilhafteſten Bedingungen den Antrag, eine für dieſen Zweck beſtimmte Anſtalt in Wandsbeck zu gründen, jedoch folgte er lieber dem 1777 erhaltenen Rufe des damaligen Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, welcher alle von ihm dieſerhalb gemachten Bedingungen bewilligt und ihm einen jährlichen Gehalt ausgeſetzt hatte. Da ihm die Freiheit gegeben war, ſich einen Ort in Sachſen als Wohnſitz auszuwählen, ſo fiel ſeine Wahl auf Leipzig, und am 13. April 1778 langte er mit 9 Zöglingen hier an. Bald ſtieg die Zahl der Schüler bis auf 15, verminderte ſich aber ſpäter wieder, bis der Kurfürſt ſich bereit erklärte, bildungsfähige taubſtumme Kinder armer Ältern ſeines Landes auf eigne Koſten unterrichten zu laſſen. Im April 1790 ſtarb Heinicke, 61 Jahre alt.

Seine Schüler breiteten ſich allmälig über den größten Theil von Deutſchland aus und errichteten nach ſeinen Grundſätzen in den meiſten größern Städten die noch jetzt daſelbſt beſtehenden Taubſtummenſchulen. Die vorzüglichſten ſeiner Schüler und Anhänger ſind: Petſchke, ſein unmittelbarer Nachfolger an dem leipziger Inſtitute; Reich, der jetzige Director deſſelben; Eſchke, Schwiegerſohn Heinicke's, Gründer der berliner Taubſtummenanſtalt; Graßhoff, welcher ihr jetzt vorſteht; Neumann (geſt. 1833), Director der Anſtalt zu Königsberg; Jäger, Stadtpfarrer und Vorſteher der Taubſtummenanſtalt zu Gmünd u. A.

Charles Michel Abbé de l'Epée, Gründer der franzöſiſchen Schule, welche die Taubſtummen vorzüglich durch die Geberden- oder Fingerſprache unterrichten zu müſſen glaubt, wurde am 25. Nov. 1712 zu Verſailles geboren, wo ſein Vater als königlicher Architekt angeſtellt war. Einer ſchon in der zarteſten Jugend gefühlten Neigung folgend, widmete er ſich dem geiſtlichen Stande. Als er jedoch nach Vollendung ſeiner Studien, 17 Jahre alt, zum Empfange der erſten Prieſterweihe ſich meldete, aber die damals neu eingeführte Glaubensformel, als ſeinen Grundſätzen widerſtreitend, zu unterzeichnen ſich weigerte, wurde er von jeder Bewerbung um ein kirchliches Amt ausgeſchloſſen. De l'Epée wandte ſich jetzt der Rechtswiſſenſchaft zu, und trat nach Beendigung ſeiner Studien als Parlamentsadvocat in die gerichtliche Praxis ein. Aber die Obliegenheiten dieſes Berufes ſagten ſeinem ſanften und friedlichen Gemüthe in keiner Hinſicht zu, und er kehrte bald wieder zu ſeinen frühern theologiſchen Studien zurück.

Durch Empfehlungen von Seiten ſeiner frühern Vorgeſetzten wurde de l'Epée mit dem Prälaten Boſſuet zu Troyes, Neffen des großen Boſſuet, bekannt und von dieſem zum Kanonikus und Prediger ſeines Sprengels berufen. Mit großem Eifer und mit ausgezeichnetem Erfolge wirkte de l'Epée in dem ihm anvertrauten Amte, als er, bald nach ſeines Gönners Boſſuet Tode, neuen Prüfungen unterworfen wurde. Der damalige Biſchof von Senez, der berühmte Soanen, wurde nämlich um dieſe Zeit ſeiner Grundſätze wegen verfolgt, und den Abbé de l'Epée, welcher mit dieſem nicht allein in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, ſondern auch deſſen Anſichten getheilt hatte, traf daſſelbe Loos. Er wurde auf Befehl des damaligen Erzbiſchofs von Paris, de Beaumont, ſeines Amtes entſetzt und ihm ſogar der Religionsunterricht unterſagt. Von jetzt an lebte de l'Epée zu Paris in ſtiller Zurückgezogenheit. Hier führte ihn der Zufall eines Tages in eine Familie, in welcher ein Kloſtergeiſtlicher, Pater Vanin, 1755 zwei taubſtumme Mädchen (Zwillinge) einige Monate hindurch, und zwar mittels Bilder, zu unterrichten angefangen hatte, als ihn der Tod überraſchte. Die Mutter jener beiden Taubſtummen machte ihn unter Thränen mit dem Unglücke ihrer Töchter und dem Verluſte ihres Lehrers bekannt, und de l'Epée, von Mitgefühl ergriffen, entſchloß ſich, das vom Pater Vanin begonnene Werk fortzuſetzen. Ungeachtet des großen Aufſehens, welches beſonders Pereira in ganz Frankreich gemacht hatte, war de l'Epée, nach ſeiner Verſicherung, ganz ohne Kenntniß davon, daß man bisher Taubſtumme unterrichtet hatte, geblieben. Der glückliche Erfolg ſeiner Bemühungen bewog ihn bald zu dem Entſchluſſe, ſein Leben ausſchließlich dieſem Berufe zu widmen. Daher gründete er, ohne anderes Vermögen als eine jährliche Rente von 12,000 Francs, auf eigne Koſten eine Taubſtummenſchule in Paris, welche er bald in eine förmliche Erziehungsanſtalt verwandelte. Zur Erziehung und Verpflegung ſeiner Zöglinge verſagte er ſich nicht ſelten das Nothwendigſte. Schon mehrmals hatte er ſich vergeblich an die Regierung gewendet, um einen jährlichen Zuſchuß zu den Unterhaltungskoſten zu erlangen; allein erſt im Jahre 1785 bewilligte ihm Ludwig XVI. eine Summe zur Unterhaltung einer gewiſſen Anzahl Taubſtummer. Die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches hingegen, ſeine Anſtalt zu einer öffentlichen erhoben zu ſehen, erlebte er nicht, indem er 1789 ſtarb.

Sein Ruf wurde faſt durch die ganz Welt verbreitet, und ſeine Schüler gründeten, nach dem Muſter der pariſer Anſtalt, in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, den öſtreichiſchen Staaten, Rußland, Polen, Holland, Belgien, England und Nordamerika ſehr viele Taubſtummenanſtalten.

Digitized by Google

Die vorzüglichſten ſeiner Schüler ſind der Abbé Roche Ambroiſe Sicard, geb. 1742, geſt. 1822, anfangs Vorſteher des Taubſtummeninſtituts zu Bordeaux, ſpäter de l'Epée's Nachfolger; Maſſieu, Lehrer an der pariſer Taubſtummenanſtalt; Chomel, Lehrer der An-

Samuel Heinicke.

Charles Michel Abbé de l'Epée.

ſtalt zu Genf; Laurent le Clerc, Lehrer an der Anſtalt zu Hartfort, alle drei ſelbſt taubſtumme Schüler Sicard's; ferner Dr. Joſeph Michel Alea, Gründer einer Anſtalt in Spanien; Aſſarotti, Gründer der Anſtalt zu Genua, geſt. 1829; Stork, Vorſteher der wiener Anſtalt, geſt. 1781, und deſſen Schüler Ernsdorfer, Director der münchner Taubſtummenanſtalt; Heinrich Daniel Guyot, Stifter des Inſtituts zu Gröningen u. A.

In der neueſten Zeit nähern ſich, wie ſchon oben angegeben wurde, die franzöſiſchen Schulen den deutſchen immer mehr, indem auch ſie die großen Vortheile des Unterrichts der Taubſtummen im Sprechen einſehen, und hoffentlich wird in wenigen Jahren nur noch nach einer Methode unterrichtet werden.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 130.)

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 128.)

Anſicht von Bethlehem.

Am folgenden Morgen ging die Sonne ſo heiter auf, daß ich meinen jungen Reiſegefährten bewog, die für einen ſpätern Tag beſtimmte Reiſe nach Bethlehem zu machen. Ein Engländer, den wir im Kloſter kennen gelernt hatten, ſchloß ſich uns an. Er hatte ſchon zwei Jahre vorher Jeruſalem beſucht, und aus

Digitized by Google

Perſien über Bagdad und Palmyra zurückgekehrt, wollte er nun die früher nicht bereiſten Gegenden Paläſtinas und das ſüdliche Syrien durchwandern. Unſere Vorbereitungen waren mit Hülfe unſers thätigen Arabers und der beiden armeniſchen Diener unſers Begleiters ſchnell gemacht, und um ſieben Uhr zog unſere kleine Karavane aus dem Thore. Der Weg nach Bethlehem, das zwei Stunden von Jeruſalem entfernt iſt, geht anfänglich durch eine öde und wilde Gegend, wo man nichts als einzelne Ölbäume ſieht, faſt die einzigen Bäume, die man in der Umgegend von Jeruſalem findet. Wir zogen durch das Thal Rephaim, berühmt durch David's Sieg über die Philiſter, die Bethlehem beſetzt hatten. Ungefähr auf der Hälfte des Weges kamen wir zu dem großen Eliaskloſter, von griechiſchen Mönchen bewohnt, die uns gaſtfreundlich einige Erfriſchungen brachten, welche wir im Schatten alter Bäume verzehrten, nachdem unſere Wirthe uns ihr Kloſter gezeigt hatten. Nicht weit von dem Kloſter ſieht man ein kleines viereckiges Gebäude mit einer Kuppel, das man Rahel's Grab nennt, das aber, obgleich ſowol Chriſten und Juden, als auch Mohammedaner die alte Sage annehmen, doch kein Denkmal des Alterthums, ſondern ein türkiſches, für einen Heiligen (Santon) beſtimmtes Gebäude iſt.

Jenſeit des Eliaskloſters wurde die felſige Gegend ein angebauteres Hügelland. Bethlehem lag nun vor uns auf dem Rücken einer felſigen, zum Theil beholzten Höhe, auf allen Seiten von Thälern umgeben. Wir verweilten einige Minuten und genoſſen den reizenden Anblick, den das Dorf darbietet. Die Umgegend hat durch die Abwechſelung von Hügeln und Thälern ein freundliches Anſehen, doch wenig Anſprüche auf den Namen der fruchtreichen, den man ihr einſt gab; aber nur der Mangel an Anbau hat ſie verödet, wie denn unter der türkiſchen Herrſchaft das fruchtbarſte Land in wenigen Jahren verwildert. Das Dorf hat gegen 700 Einwohner, die ſich dürftig nähren. Sie verkaufen die ſchönen, vom rothen Meere kommenden Perlmutterſchalen, in deren Oberfläche Vorſtellungen von dem letzten Abendmahle und der Kreuzigung eingegraben ſind, kleine, auf ähnliche Art verzierte Kreuze von Perlmutter, und Nachbildungen des heiligen Grabes und der Grotte zu Bethlehem von feinem Holze, mit Perlmutter ſauber ausgelegt. Gegen die niedrigen Gebäude des Dorfes zeichnet ſich das in der Nähe deſſelben liegende Kloſter aus, welches das Anſehen eines feſten Schloſſes und ein ſehr enges Hauptthor hat, damit nicht die Araber zu Pferde und in großer Anzahl eindringen. Wir fanden hier bei den Franziskanern freundliche Aufnahme, und als wir eine mäßige Faſtenmahlzeit mit ihnen eingenommen hatten, gingen wir in die von der Kaiſerin Helena gebaute, an das Kloſter grenzende Kirche, die groß und von 48 Marmorſäulen geſtützt iſt, welche ein Gebälke tragen, das von Cedernholze vom Libanon ſein ſoll. Die Moſaikarbeiten, die Malereien, womit die Mauern verziert ſind, haben ganz das Gepräge des Mittelalters. Hier und da ſieht man halb verloſchene griechiſche Inſchriften. Am Ende des Gebäudes ſteht ein den Weiſen aus dem Morgenlande geweihter Altar, an deſſen Fuße der leitende Stern in Marmor abgebildet iſt. Man nimmt an, die Stelle dieſer Abbildung entſpreche genau dem Punkte am Himmel, wo der Stern ſtehen blieb, als er die drei Weiſen aus Jeruſalem nach Bethlehem geführt hatte. Aus dem Schiffe der Kirche führen ſchmale Stufen an den Ort, der einſt der Stall war, wo Chriſtus geboren wurde; ein Umſtand, der gar nicht auffallend iſt, da man die Ställe im Morgenlande und auch in Jeruſalem noch jetzt häufig auf gleiche Weiſe unter der Oberfläche der Erde anlegt. Dieſe kleine und nicht hohe Grotte iſt aus dem Felſen gehauen. Die Wände ſind mit ſeidenen Stoffen bekleidet. Die Decke, von einer einzigen Säule geſtützt, zeigt den nackten Felſen. Der Fußboden iſt mit Marmor getäfelt. Ein koſtbarer Altar mit 32 immer brennenden Lampen ſteht auf der Stelle, wo der Heiland geboren wurde, und dieſe Stelle ſelbſt bezeichnet ein Stern von weißem Marmor, mit einem ſilbernen Strahlenkranze umgeben, um welchen die lateiniſche Inſchrift ſteht: „Hier wurde von der Jungfrau Maria Jeſus Chriſtus geboren." Nicht weit davon ſieht man die Krippe, in welcher das Kind ruhte. Sie beſteht jetzt ganz aus weißem Marmor, hat aber noch die urſprüngliche Form. Rings umher brennen immer Wachslichter auf großen ſilbernen Leuchtern. Gegenüber ſteht ein anderer Altar auf dem Platze, wo die Jungfrau und das Kind die Huldigung der Weiſen empfingen, und über demſelben ſieht man ein Gemälde, das dieſe Scene darſtellt. Aus dieſer Grotte führt ein ſchmaler, in den Felſen gehauener Gang zu zwei ähnlichen, von welchen eine das Studierzimmer des heiligen Hieronymus heißt; die andere größere wird ſein Grab genannt.

Die Kirche der Geburt Chriſti.

Als wir in das Kloſter zurückgekommen waren, beſtiegen wir die Terraſſe, um die Umgegend zu überſchauen. Es iſt eine der ſchönſten Ausſichten im Morgenlande. Sie umfaßt die Berge und Thäler nach dem Jordan und dem todten Meere hin, das man hier beſſer als bei Jeruſalem überſieht, und viele Gegenſtände, die in der heiligen Geſchichte erwähnt werden, z. B. abwärts im Thale, ungefähr eine halbe Stunde von Bethlehem, das Feld, wo die Hirten während der Nacht wachten, als die Engel ihnen die Geburt des Heilandes verkündeten. Vor dem Thore an der Oſtſeite tranken wir aus dem Davidsbrunnen, aus welchem die drei Helden (2 Sam. 23, 15) ihrem durſtigen Heerführer, mitten durch das Lager der Philiſter ſich

Digitized by Google

wagend, einen Trunk holten, den aber David dem Herrn zum Opfer ausgoß, weil ſeine Waffengefährten das Waſſer mit ihrem Blute hatten erkaufen müſſen. In den Nachmittagsſtunden brachen wir auf und nahmen unſern Weg nach Süden, um die Waſſerbehältniſſe zu ſehen, welche Salomo in einem ziemlich öden Thale anlegte, um Jeruſalem mit Waſſer zu verſorgen. Es ſind deren drei, die beinahe in grader Linie übereinander am Bergabhange wie die Schleuſen eines Kanals angelegt ſind. Alle haben beinahe gleiche Breite, ſind aber von verſchiedener Länge. Die ganze Anlage verräth das hohe Alterthum, in welches die Überlieferung ihren Urſprung hinaufrückt. Die Quelle, die ſie mit Waſſer verſorgt, iſt kaum zwanzig Schritte davon entfernt und kommt einige Fuß unterhalb der Oberfläche des Bodens aus der Erde. Der Zugang zur Quelle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, um das Waſſer gegen jede Verunreinigung zu ſchützen. Aus dem höchſten Behälter, den die Quelle füllt, ſtürzt ſich das Waſſer hinab, fließt aus dem niedrigſten in das Thal und wird mittels einer Waſſerleitung durch einen unterirdiſchen Gang in die Stadt geführt. Die Quelle, die jene Waſſerbehälter füllt, ſoll, wie man im Kloſter zu Bethlehem uns ſagte, Salomo im Auge gehabt haben, als er im hohen Lied, die Reinheit ſeiner Geliebten preiſend, ausruft: „Meine Schweſter, liebe Braut, du biſt ein verſchloſſener Garten, eine verſchloſſene Quelle, ein verſiegelter Born.“

Wir brachten die Nacht im Kloſter zu Bethlehem zu, und als wir uns am folgenden Morgen an dem ſchmackhaften weißen Honig gelabt hatten, der in der Umgegend gewonnen wird, machten wir uns früh auf den Weg, um das Dorf zu beſuchen, wo Johannes der Täufer geboren ſein ſoll, zwei Stunden von Bethlehem. Ein beſchwerlicher Pfad führte uns in die ſogenannte Wüſte, wo Johannes ſich aufhielt. Mitten im Thale erhebt ſich ein ſteiler Felſen, und ein Quell füllt zwei Becken mit ſeinem klaren Waſſer. Man ſteigt hier auf einigen Felſenſtufen zu einer geräumigen Grotte hinan, die des Täufers Wohnung geweſen ſein ſoll. Oben hat man eine ſchöne Ausſicht auf die fruchtbare Umgegend. Es iſt ein enges, anmuthiges, nur zum Theil angebautes und von Bäumen beſchattetes Thal, auf allen Seiten von ſteilen Bergen eingeſchloſſen. Hier konnte der Prophet, während er ſeinen Beruf erfüllte, ohne große Beſchwerde wohnen. Spricht man von Wüſten, Bergen, Ebenen in Paläſtina, ſo muß man ſich erinnern, daß ſie ſelten mit ähnlichen Gegenden in größern Ländern ſich vergleichen laſſen und zuweilen nur ſchöne Verkleinerungen ſolcher Landſchaftbilder ſind. Wir fühlen, wenn wir dieſe Gegenden durchwandern, daß ſchon ihre landſchaftlichen Reize die Propheten und Seher zu dichteriſcher Begeiſterung aufregen mußten; erhaben und mannichfaltig in ihrer beſchränkten Lage, gewährten ſie die tiefſte Einſamkeit mitten in einem dicht bevölkerten Lande. In dem Geburtsorte des Täufers iſt ein katholiſches Kloſter, das, wie die übrigen Klöſter Paläſtinas, einem feſten Schloſſe gleicht. Es wurde von der Kaiſerin Helena geſtiftet, die bei der Erbauung deſſelben die Abſicht hatte, in dieſes Gebäude einen Theil des Felſens einzuſchließen, der zum Hauſe des Zacharias gehört haben ſoll. Auf der Stelle, die man als die Geburtsſtätte bezeichnet, ſteht ein Altar, und vor demſelben liegt ein runder Stein mit der Inſchrift: „Hier wurde der Vorläufer unſers Herrn Chriſtus geboren.“

Wir kamen noch früh genug nach Jeruſalem zurück, um einem feierlichen Umzuge der katholiſchen, griechiſchen und armeniſchen Mönche in der Kirche des heiligen Grabes beiwohnen zu können. Zuerſt zogen die Armenier, prächtig gekleidet, neunmal langſam um das heilige Grab. Das Gewand und die hohe Tiara des Patriarchen glänzten von Edelſteinen. Die Mönche trugen ſeidene Fahnen von verſchiedenen Farben, auf welchen Gegenſtände aus der heiligen Schrift abgebildet waren, und ſie verriethen das Bewußtſein, ihre Brüder an Glanze zu überſtrahlen; aber ihre abſcheulichen Naſentöne erhöhten keineswegs die Wirkung der Feierlichkeit. Ihnen folgten die Griechen, die weniger prächtig geſchmückt waren und auch nicht viel beſſer ſangen; aber der edle Ausdruck ihrer Züge feſſelte unſere Blicke. Sie trugen Sträußer in der Hand, aus welchen die anweſenden Pilger eifrig verwelkte Blumen rupften, um ſie in ihre Heimat mitzunehmen. Endlich hörten wir den ſchönen und feierlichen Geſang der Franziskaner, und wir vergaßen dabei leicht ihre ſchlichten Kutten und ihre groben Gürtelſtricke. Jeder trug eine lange Wachskerze in der Hand. An jedem durch die Überlieferung geheiligten Orte knieten die Mönche nieder, bis ſie endlich in die Kapelle gingen, wo das Grab der Kaiſerin Helena gezeigt wird, und dann in das Gewölbe ſtiegen, wo das Kreuz gefunden wurde.

Als wir in das Kloſter zurückkehren wollten, bewog uns unſer Gefährte, der Engländer, die Synagoge zu beſuchen, wo der Sabbathabend gefeiert wurde. Welcher Abſtich gegen die glänzende Kirche, die wir eben verlaſſen hatten! Wir ſtiegen auf einer ſchmalen Treppe in einen düſtern Hof, wo wir im Hintergrunde einen kleinen Raum fanden, der zum Theil mit einem zerſtörten Dache bedeckt war. Der Gottesdienſt ward in ſpaniſcher Sprache gehalten, und die ganze, meiſt aus bejahrten Perſonen beſtehende Verſammlung hörte mit andächtiger Aufmerkſamkeit zu. Über die niedergeſchlagene Gruppe war ein Anſehen von Traurigkeit und Unruhe verbreitet, welches das innigſte Mitleid in uns erregte. Die Lage der Juden in Paläſtina iſt unſicher, und das unglückliche Volk iſt Beleidigungen und Erpreſſungen hier weit mehr ausgeſetzt als in Ägypten und Syrien. Man findet unter den Juden in Paläſtina wenig volksthümliches Gefühl, wenig Begeiſterung, und wenn auch zuweilen dieſe Regungen in hohem Grade ſich zeigen, ſo lebt doch in der Mehrzahl keine erhebende Erinnerung an die verſchwundene Herrlichkeit ihres Landes, und all ihre Zuneigungen ſind mit ihrem Eigennutz oder ihrer Bereicherung innig verbunden. Sie wünſchen nur darum in der Nähe des Thales Joſaphat zu ſterben, weil ſie glauben, daß ſie bei der Auferſtehung dort werden gerichtet und alle andern Völker ausſchließen werden. Dieſes unter den Juden nicht ſeltene Gefühl hat mehre, beſonders Juden aus der Levante, bewogen, ihre Heimat zu verlaſſen und den Reſt ihres Lebens in der Nähe der heiligen Stelle zuzubringen. In Jeruſalem ſind die Juden furchtſam und demüthig; eine Folge der Verachtung, womit ſie ſeither von den Türken behandelt wurden, und ſie kleiden ſich oft ärmlich, um dem Verdachte der Wohlhabenheit zu entgehen. Aber ein anziehender Anblick iſt es, der neben großen Erinnerungen traurige Gefühle erregt, wenn man einen Juden mit einem ehrwürdigen weißen Barte, auf ſeinen Stab ſich ſtützend, in der reichen und ſtillen Ebene von Jericho, an den Abhängen der Berge, an dem Ufer des Kiſchon wandeln ſieht, wo der Arm der Gewaltigen in den Schlachten des Gottes Iſrael's erlag.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 132.)

Digitized by Google

Anſtrich für gußeiſerne Geräthſchaften.

In England bedient man ſich folgender höchſt einfachen Methode, um Geräthſchaften aus Gußeiſen einen ſchwarzen, glänzenden Überzug zu geben. Man hängt dieſelben an einem zu einem Haken gebogenen Drahte auf und beſtreicht ſie ſo dünn mit Leinöl, daß daſſelbe nicht abfließt. Dann macht man 8 — 10 Zoll unter ihnen ein Holzfeuer, ſodaß ſie ganz in Rauch gehüllt werden, und ſind ſie auf dieſe Weiſe eine Stunde lang einem lebhaften Feuer ausgeſetzt geweſen, ſo bringt man ſie den glühenden Kohlen nahe, ohne ſie jedoch zu berühren. Nach 15 Minuten nimmt man die Gegenſtände vom Feuer fort und taucht ſie unmittelbar in kalten Terpenthingeiſt. Sollten die Gegenſtände hiernach noch nicht ſchwarz genug ſein, oder nicht Glanz genug haben, ſo bringt man dieſelben nochmals einige Minuten lang über die glühenden Kohlen und taucht ſie dann wieder in Terpenthingeiſt. Dieſes Verfahren läßt wegen ſeiner Einfachheit eine ſehr allgemeine Anwendung zu. Gegenſtände, die auf dieſe Weiſe behandelt wurden, widerſtehen nicht nur den Einwirkungen der Luft ſehr gut, ſondern werden auch von ſchwachen Säuren nicht angegriffen. Derſelbe Überzug läßt ſich auch auf Schmiedeeiſen anwenden, doch wird er auf dieſem nicht ſo feſt als auf dem Gußeiſen, ſodaß man ſeiner Wirkung in dieſem Falle nicht ſo ganz ſicher iſt.

Beſchleunigung der Reife des Obſtes.

Es iſt bekannt, daß man die Wände, an welchen Reben oder andere Obſtſorten gezogen werden ſollen, ſchwarz anzuſtreichen empfohlen hat, um die Früchte eher zur Reife zu bringen. Ein Gartenfreund in Frankreich bringt nun dieſe Sache wieder in Anregung, behauptet aber, daß man noch weit beſſer zu dieſem Zwecke gelange, wenn man die Spalierwände, ſtatt ſie mit ſchwarzer Farbe zu übertünchen, mit Schieferplatten belege. Trauben, welche auf ſolchen Schieferplatten ruhten, waren ſchon ganz gefärbt, während andere an derſelben Wand, die keine Schieferunterlage hatten, noch ganz grün waren. Hierbei wird zugleich bemerkt, daß man junge Früchte der Spalierbäume, welche von Würmern angefreſſen wurden, retten könne, wenn man die angegangenen Stellen mit einem ſpitzigen ſchneidenden Werkzeuge entferne. Verſuche ſollen erwieſen haben, daß die Früchte bei dieſem Verfahren ihr volles Wachsthum erreichen, durchaus nicht ſteinicht werden, und ſelbſt wieder ein ſehr ſchönes Ausſehen bekommen.

Drei Ernten im Jahre.

Im Departement du Nord ſollen mehre Proben mit einer neuen Weizengattung angeſtellt worden und alle gelungen ſein; es wächſt und reift derſelbe innerhalb 70 Tagen. Manche Landwirthe glauben ſogar, er wachſe zu allen Jahreszeiten gleich gut, und wäre dies wirklich der Fall, ſo könnte man, wenn ſich dieſer Weizen acclimatiſirt, drei Ernten im Jahre erhalten, und dabei ſoll er an Ergiebigkeit dem gewöhnlichen Weizen nicht nachſtehen.

Mittel, das Getreide vor Mäuſen zu bewahren.

Ein engliſcher Landwirth hat dadurch die Mäuſe völlig von ſeinem Getreide abgehalten, daß er in jeden Haufen Getreide, an dem Boden, in der Mitte und oben einen Stengel gewöhnliche Minze mit den Blättern legte. Der ſtarke Geruch iſt es jedenfalls, was hier die Mäuſe abhält. Daher wird des ſtärkern Geruchs wegen gerathen, alle von Mäuſen ſtark heimgeſuchte Orte durch einige Tropfen Pfefferminzöl vor dieſen Gäſten zu ſchützen.

Rafael's Cartons.

7. Der wunderbare Fiſchzug.

Wir theilen hier unſern Leſern das letzte der ausgezeichneten Werke Rafael's mit, die unter obigem Namen allgemein bekannt ſind.*) Es ſtellt jenen außerordentlichen Fiſchzug auf dem See Genezareth vor, in welchem die wunderthätige Kraft Chriſti nicht blos auf irdiſche Weiſe, ſondern zu dem höhern Zweck wirkſam war, um ſich in den dürftigen Fiſchern Petrus und Andreas zwei der ausgezeichnetſten Schüler zu gewinnen. Chriſtus hatte ſich in das Boot begeben, um dem am Ufer des Sees verſammelten Volke, das ihm nachgefolgt war, in ſeiner neuen Lehre Unterricht zu ertheilen. Nachdem er das Volk entlaſſen, befiehlt er dem Petrus, auf deſſen Fahrzeug er ſich befindet, weiter in den See zu fahren und die Netze auszuwerfen, worauf Petrus, in welchem die überzeugenden Lehren des Meiſters ſchon den Glauben erweckt hatten, erwiedert: Meiſter, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als nun der Befehl des Herrn von einem ſo außerordentlichen Erfolg iſt, daß von der Menge der Fiſche beinahe das Netz reißt, überzeugt ſich Petrus, daß Der, in welchem Wort und That ſo mächtig ſind, ein höheres göttliches Weſen ſein müſſe, und in dem Gefühle, daß er ſolcher Gnade unwürdig ſei, ſpricht er: „Gehe hinaus von uns, Herr, denn ich bin ein ſündiger Menſch." Dieſen ergreifenden Augenblick wählte Rafael für ſeine Darſtellung. Wir ſehen Petrus, wie er vor dem im Hintertheil des Fahrzeugs ſitzenden Heiland auf die Knie geſunken iſt, wie er im feſten Glauben, daß dieſer Gottes Sohn ſei, die erhobenen Hände nach ihm ausſtreckt, in dem Bewußtſein ſeiner eignen menſchlichen Gebrechlichkeit; während Chriſtus, liebevoll ermunternd, die bedeutungsvollen Worte zu ihm ſpricht: „Fürchte nichts, von nun an ſollſt du Menſchen fahen!" Andreas, der Bruder des Petrus, ſteht hinter dieſem, ebenfalls mit dem Ausdrucke der Anbetung, und ſcheint im Begriff zu ſein, dem Beiſpiele ſeines Bruders zu folgen. Auf dem zweiten Boote bemerken wir Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, mit ihrem Vater, noch in voller Arbeit begriffen, von denen es ebenfalls heißt, daß ſie, von der Größe des Wunders ergriffen, Alles verließen und Chriſto nachfolgten. Einen der Brüder ſehen wir bereits an der im erſten Boot befindlichen Gruppe regen Antheil nehmen, indem er, das Geſicht nach dem Herrn wendend, die Arbeit, welche ſeine ganzen Kräfte in Anſpruch nimmt, zu vergeſſen ſcheint.

*) Vergl. über dieſelben Nr. 9, 98, 102, 107, 111, 122 und 124, wo auch die ſechs übrigen Cartons in Abbildung gegeben ſind.

Digitized by Google

In maleriſcher Hinſicht iſt dieſes Bild eines der vorzüglichſten des großen Meiſters. Wir ſehen die Boote bis zur Überfüllung mit Fiſchen aller Art beladen, und in dem hellen Gewäſſer die kräftigen Geſtalten der Fiſcher ſich abſpiegeln. Die großen Waſſervögel, welche, von der reichen Beute herbeigelockt, am Ufer ſtehen, oder über den klaren See mit ausgebreiteten Flügeln hinſchwärmen, der maleriſche Hintergrund des Ufers, welches noch mit umhergelagerten oder heimwärts ziehenden Menſchen angefüllt iſt, die begrenzenden Berge mit Ortſchaften und Baumgruppen beſetzt, über denen der unbewölkte Morgenhimmel ruht, machen die anſprechende Scene noch lebendiger und anmuthiger.

Grundlos iſt der Vorwurf, den man dem Künſtler gemacht hat, daß er die Fiſcherkähne zu klein dargeſtellt habe. Es heißt in dem Evangelium ausdrücklich, daß ſie in Gefahr geweſen ſeien, unterzuſinken, und die Stellung des Andreas, welchem in dem Fahrzeuge der Raum fehlt, dem Herrn gleiche Anbetung zu beweiſen, wie ſein Bruder, ſcheint anzudeuten, daß Rafael ſich mit Abſicht treu an die Erzählung im Evangelium gehalten.

Der wunderbare Fiſchzug.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

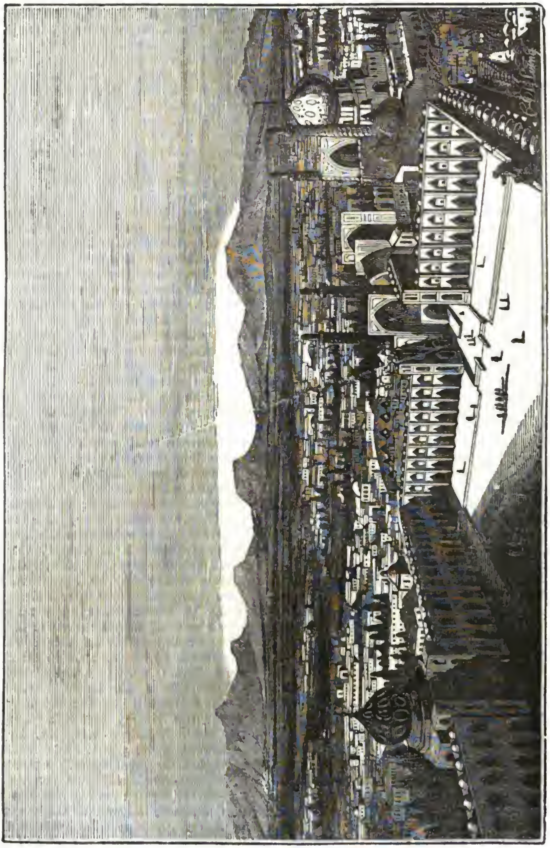
Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

130.] Erſcheint jeden Sonnabend. [September 26, **1835.**



Anſicht von Ispahan, der Hauptſtadt Perſiens. *)

*) Wir werden in einer der folgenden Nummern des Pfennig-Magazins eine Beſchreibung dieſer Stadt geben.

Digitized by Google

Über den Einfluß der Waldungen auf den Zuſtand des Menſchen.

I.

Unter den verſchiedenen Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt nehmen die Waldungen einen der erſten Plätze ein und haben einen bald günſtigen bald ungünſtigen Einfluß, indem ſie nicht nur ein unentbehrliches Bedürfniß liefern, ſondern faſt in alle Zweige der Volkswirthſchaft eingreifen und für den geſellſchaftlichen Zuſtand überhaupt wichtig ſind. Welche nachtheilige Folgen der Holzmangel in einem Lande nach ſich zieht, zeigen diejenigen Länder, in welchen er herrſcht; auf alle häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten äußert er einen mächtigen Einfluß, den man bei einer oberflächlichen Betrachtung nicht zu erfaſſen vermag. Man muß das häusliche Leben und alle Gewerbe, den landwirthſchaftlichen Betrieb und den Ausfuhrhandel berückſichtigen, um ſich zu überzeugen, daß er auf den geſellſchaftlichen Zuſtand der Menſchen und die allgemeine Wohlfahrt außerordentlich einwirkt. Spanien hatte früher den Welthandel in ſeinen Händen, weil es in ſeinen Waldungen die Mittel beſaß, Schiffe zu bauen und alle vom Holz abhangenden Zweige der Volkswirthſchaft zu betreiben. Mit der allmäligen Ausrottung der Wälder und dem dadurch herbeigeführten Holzmangel verſchwanden jene Mittel; der Ackerbau wurde immer mehr vernachläſſigt, Handel und Gewerbe ſanken und der Staat ward in ſeinen Grundpfeilern erſchüttert. Es büßt jetzt die Irrthümer Derjenigen, welche aus Eigennutz und Geldgier Gegenden, welche nur Wald ſein ſollten, zu Wüſteneien gemacht haben. England, das ihm den Welthandel aus den Händen geriſſen, hat zwar ſeinen geſellſchaftlichen Zuſtand auch ohne ausgedehnte Waldungen verbeſſert, indem es gleichfalls ſeine Waldungen vernachläſſigte und zerſtörte; allein ſeine zahlreichen Steinkohlengruben und deren Benutzung, ſeine bequemen Straßen, ſeine Kanäle und ſeine Lage, welche den Verkehr durch Küſtenſchiffahrt erlaubt, die erleichterte Herbeiſchaffung der Steinkohlen aus den entfernteſten Theilen des Königreichs, die tägliche Verminderung des Verbrauchs des Bauholzes durch Anwendung des Eiſens, heben theilweiſe die verderblichen Wirkungen auf, welche der Holzmangel auf den größten Theil des geſellſchaftlichen Verkehrs ausübt. Es muß ſeinen Holzbedarf mit außerordentlichen Summen vom Auslande beziehen, um ſeinen Ausfuhrhandel ſowol zu unterhalten, als auch auszudehnen. Während Schweden ſeit mehr als einem Jahrhundert durch die Ausfuhr ſeines Bauholzes viel gewinnt, muß England das Holz, wovon es z. B. ſeine Flotten erbaut, vom Auslande kaufen. Auch in Frankreich, Italien und Griechenland wirkt der Holzmangel ſehr ſtörend auf den geſellſchaftlichen Zuſtand ein. Die Summen, welche Frankreich für Erbauung ſeiner Schiffe und andere Holzbedürfniſſe aus dem Lande ſenden muß, ſind für die ganze Nationalwirthſchaft von Bedeutung. Die Bewohner der von der Weſtküſte der Bretagne losgeriſſenen Inſeln müſſen ihre Speiſen häufig nur halb gekocht genießen, weil ſie an getrocknetem Miſt faſt das einzige Mittel, und ſelbſt dieſes ſelten, haben, womit ſie kochen oder heizen können. Auf den Apenninen ſieht man ſtatt der frühern herrlichen Waldungen nur noch Felſenmaſſen; während einiger Jahre hatte das Waſſer alles Erdreich weggeſchwemmt und das Felſenſkelett des Gebirges entblößt. Die Überſchwemmungen wurden häufiger, die Winde ungeſunder, wovon die Wirkungen der Malaria einen Beweis liefern, die Hagelwetter und andere Naturerſcheinungen erfolgten öfter. Während man aus den Wäldern, welche die Apenninen in Toscana bedeckten, Blätter zur Streu, Buchekern zur Schweinemaſt zog, in ihnen bei der brennenden Sonnenhitze Schatten für das Weidevieh, ohne welchen die beſten Weiden zu Grunde gehen, und Schutz gegen Unwetter hatte, iſt der Anblick eines beträchtlichen Theiles von Toscana beklagenswerth. Und doch muß man das toscaniſche Gebiet in forſtlicher Beziehung als Repräſentanten von ganz Italien anſehen. In Griechenland ſind die Folgen des Holzmangels für alle häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten nicht weniger fühlbar. Auf Grönland mußte man in den neueſten Zeiten mehre däniſche Niederlaſſungen verlaſſen, weil das Meer ihnen kein Treibholz mehr zuführte, welches das einzige Holz war, das man in jenem eiſigen Lande hatte. Auf den Hebriden unternimmt man zuweilen eine weite und gefährliche Schiffahrt, blos in der Abſicht, um das nöthige Holz zur Erbauung einer Scheune, zur Verfertigung eines Pfluges zu erlangen. Wie viele Bedürfniſſe wegen des Mangels an Holz beim Ackerbaue unbefriedigt bleiben, oder mit welchen großen Koſten die Herbeiſchaffung der nöthigen Ackergeräthe oft verbunden iſt, zeigen Beiſpiele aus jenen Ländern, wo ſehr viele Unterſtützungen entbehrt werden mußten, ohne welche er weder gedeihen noch blühen kann. Aber nur das auf gute Bearbeitung des Bodens gegründete Glück iſt dauerhaft, nur der mehr oder weniger blühende Zuſtand deſſelben iſt als Maßſtab für das Wohl des Volkes und der Weisheit der Regierung anzuſehen. Gleichſam unter dem Schutze der Wälder rief der Ackerbau allmälig feſte Wohnſitze, Zuſammenleben in Dörfern, Schutz für Eigenthum, Geſetze, Verfaſſungen und hierdurch die erſten Geſellſchaften an den Ufern der Flüſſe, in Thalgründen, wo die Abfälle der Waldungen einen fruchtbaren Boden erzeugt hatten, hervor. Er hielt die wandernden Volksſtämme feſt, führte durch die Nothwendigkeit vieler Geräthe Handwerke herbei und ſteigerte durch dieſe die Veredlung ſeiner eignen Producte; er enthält die Möglichkeit und einzige Bedingung zu höherer Bildung. Ackerbau treibende Staaten hatten die erſten Geſetze und Verfaſſungen, bei ihnen iſt der geſellſchaftliche Zuſtand der glücklichſte und befriedigendſte, wenn die Waldungen hinreichen, einen wohlthätigen Einfluß zu äußern, Reichthum an Gewäſſern zu erzeugen, einen mäßigen Grad von Feuchtigkeit zu unterhalten, die Fruchtbarkeit des Bodens zu befördern, die Anzahl und Mannichfaltigkeit, Güte und Wohlfeilheit der landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe zu erhöhen und hierdurch den allgemeinen Wohlſtand zu verbeſſern und bleibend zu machen. Die Bewohner der Ufergegenden des Rheins und Neckars, des Mains und der Saale, theilweiſe der Donau und anderer deutſchen Flüſſe, belegen dieſe Behauptung.

Während die in die trockenen Wüſten, in die Steppen verſetzten Menſchen Nomaden und meiſt Barbaren ſind und bleiben müſſen, weil dieſe Gegenden, welchen die Natur die Wälder verſagt hat, der ſogenannten Dammerde, womit z. B. die Wälder Belgiens und Nordfrankreichs den Boden theilweiſe bedeckt haben, völlig beraubt ſind, und den Heerden ſtatt der nährenden Kräuter nur Gräſer mit vertrockneten und ſtachlichen Blättern gewähren; während dieſe Hirten und Halbwilden in faſt gar keiner geſellſchaftlichen Verbindung leben, der Boden mancher Länder nur mit Mühe dem Menſchen ſeinen Unterhalt verſchafft, und die in Stämmen, Horden und Familien umherirrenden Hirtenvölker ſtets bereit ſind, oft bei regelmäßigen Wanderungen in

Digitized by Google

fernern Gegenden ein glückliches Loos aufzuſuchen, findet ſich in den durch die Civiliſation eingenommenen, durch den Ackerbau, die Gewerbe und Künſte veredelten Ländern eine glückliche Vereinigung eines fruchtbaren Bodens, einer reinen belebenden Luft und einer zahlreichen, ſich durch ihre innere Kraft vermehrenden Bevölkerung. Preußen, Sachſen, das ſüdliche und mittlere Deutſchland geben uns Belege für die Wohlfahrt, welche entſteht, wenn ſich die Anſtrengungen der Menſchen mit den Geſchenken der Natur verbinden. Zu dieſen gehören vorzüglich die Waldungen auf Gebirgen und an ihren Abhängen; ſie wirken mittelbar faſt auf alle Lebensverhältniſſe ein und bedingen eben darum das Beſtehen der ſtaatsbürgerlichen Verbindung.

Ein Hauptmoment des geſellſchaftlichen Zuſtandes iſt das Klima, es trägt zum Gedeihen oder Verderben der landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe und zum phyſiſchen Wohle der Menſchen das Meiſte bei. Seine Verbeſſerung oder Verſchlimmerung liegt theilweiſe in dem Wirkungskreiſe der Bewohner. Die Waldungen in Gebirgen bewirken jene, die Wälder in den Ebenen dieſe. Je mehr Waldungen ein ebenes Land hat, deſto feuchter, ſumpfiger, unfruchtbarer und weniger cultivirt iſt es, deſto tiefer liegt der Ackerbau, deſto weniger herrſcht allgemeiner Wohlſtand und deſto niedriger iſt die Stufe, auf welcher der geſellſchaftliche Zuſtand ſteht. In Amerika, in Auſtralien, in Rußland findet man Belege hierzu; überall, wo die Wälder die Ebenen bedecken, iſt die Luft feucht und ungeſund, die Bevölkerung ſchwach und es fehlen die erfoderlichen Nahrungsmittel. Mit der Ausrottung dieſer Waldungen wird die Luft reiner, der Boden trockener und fruchtbarer, die landwirthſchaftliche und gewerbliche Production erhöht und bei dem innigen Zuſammenhange aller Zweige der Volkswirthſchaft erfreut ſich jeder Beſtandtheil der Geſellſchaft der Wohlfahrt jeder Verbeſſerung mittelbar oder unmittelbar in ſtärkerm oder ſchwächerm Grade; die Kunſt zu produciren ſchreitet immer vorwärts, erleichtert die Gewinnung der Erzeugniſſe, welche zu den allgemeinen Bedürfniſſen gehören und verbeſſert nicht nur die Lage der niedern Volksclaſſen, ſondern gewährt auch durch ihren Einfluß auf den reellen Arbeitslohn zugleich den mittlern und höhern Claſſen eine leichtere Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und die Mittel zur Erweiterung des Kreiſes derſelben.

Dieſer glückliche Zuſtand der Geſellſchaft herrſcht nur da, wo das Klima ſeinen günſtigen Einfluß ausübt, er fehlt aber in ſolchen Ländern, wo dieſes ungünſtig wirkt. Mit der nördlichern Lage der europäiſchen Länder ändert ſich der geſellſchaftliche Zuſtand ihrer Bewohner; während in den ſüdlichen Ländern die Natur das Meiſte thut und die Bewohner ſich auf ſie verlaſſen, baut die geſchickte Hand des mittlern Europäers den Boden fleißig an und verhindert das Klima die Cultur im Norden. Langſam von Süden nach Norden vorwärts ſchreitend, hat die Civiliſation die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet und den Boden, der ſumpfig oder gefroren blieb, den Wirkungen der Luft und der Sonne aufgeſchloſſen. Die Temperatur wurde erhöht und die weniger kalten Winde haben den Anbau des Weinſtocks und anderer zarten Gewächſe, welche theils zu Nahrungsmitteln, theils zu Handelsartikeln dienen, unter ſolchen Breitegraden geſtattet, deren Klima ſie früher nicht hätten vertragen können. Ähnlich ſchritt die Civiliſation von Oſten gegen Weſten, von Aſien nach Europa, und ebenſo ſchreitet ſie nach Amerika fort.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 131.)

Die Mancheſter=Liverpool=Eiſenbahn.

Unter den in Europa angelegten Eiſenbahnen hat die von Mancheſter nach Liverpool führende durch die glückliche Beſiegung großer Schwierigkeiten des Bodens, durch die Großartigkeit der Anlage und die belohnenden Erfolge des Unternehmens zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die unermeßlichen Vortheile dieſer Beförderungsmittel des Verkehrs hingelenkt. In der umfaſſenden Überſicht der Eiſenbahnen, in hiſtoriſcher und techniſcher Hinſicht, die Nr. 101 des Pfennig=Magazins geliefert hat und auf welche wir hier zurückweiſen müſſen, iſt erwähnt worden, daß England bereits ſeit dem 17. Jahrhundert in ſeinen Steinkohlenwerken in der Grafſchaft Northumberland ein unvollkommenes Vorbild ſolcher Schienenbahnen beſaß, und daß dieſe urſprünglich hölzernen, zur leichtern Fortſchaffung der Kohlen beſtimmten Bahnen ſchon um 1776 durch Anwendung eiſerner Schienen dauerhafter gemacht wurden, nachdem man ſich lange mit dem Vortheile begnügt hatte, daß die Pferde, welche auf einer gewöhnlichen Straße 17 Centner gezogen hatten, auf der Holzbahn 42 Centner ziehen konnten. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts haben ſich dieſe Eiſenbahnen in den Steinkohlen= und Bergwerksbezirken Englands ungemein vermehrt, und man rechnet, daß allein in der Grafſchaft Glamorgan im Fürſtenthume Wales eine Strecke von 60 deutſchen Meilen mit Eiſenbahnen belegt iſt. Doch waren all dieſe Bahnen abgeſonderte und einzelne Unternehmungen von Privatperſonen, ausſchließend beſtimmt, die Erzeugniſſe der Gruben auf diejenigen Punkte zu ſchaffen, wo eine Waſſerverbindung den Verkehr erleichterte. Bis in die neueſten Zeiten betrachtete man jedoch dieſe Bahnen in England nur als ergänzende Hülfsmittel der Kanalſchiffahrt, und ſie wurden daher nur auf kurzen Strecken oder in Gegenden angelegt, wo die Beſchaffenheit des Bodens die Waſſerverbindungen nicht geſtattete. Während die Aufmerkſamkeit der unternehmendſten und einſichtsvollſten Männer auf die Wichtigkeit der binnenländiſchen Waſſerverbindung gerichtet war, wurde die Verbeſſerung und die umfaſſendere Anwendung der Eiſenbahnen überſehen und vernachläſſigt. Die ungemeine Vervollkommnung und Erweiterung der Kanalſchiffahrt, welche eine Verbindung zwiſchen allen Theilen Englands geſchaffen hat, ſchien lange die Nothwendigkeit einer weitern Verbeſſerung der Verbindungsmittel minder dringend zu machen. Die Vorzüge der Eiſenbahnen ſind jedoch entſchieden, wo Geſchwindigkeit der Bewegung verlangt wird; da dieſe nicht mit gleichen Koſten auf Kanälen durch Anwendung von Pferdekraft erlangt werden kann, und als endlich Dampfwagen auf Eiſenbahnen eingeführt wurden, mußte der Unterſchied noch auffallender hervortreten.

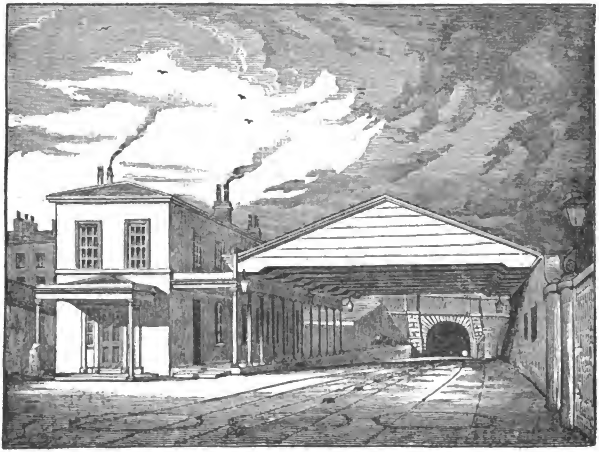
Die fünf deutſche Meilen lange, von Stockton nach Darlington führende, 1825 eröffnete Eiſenbahn war die erſte in England, und nicht blos zur Fortſchaffung von Kohlen, ſondern auch von andern Frachtgütern und ſelbſt von Reiſenden beſtimmt. Gleichzeitig wurde der Entwurf zu einer Verbindung zwiſchen Mancheſter und Liverpool durch eine Eiſenbahn gemacht, und nach langen Vorbereitungen und der Überwindung vieler Hinderniſſe, welche die bei dem Gelingen des Unternehmens betheiligten Privatintereſſen entgegenſetzten, ward im October 1824 von der zur Ausführung des Werkes zuſammengetretenen Geſellſchaft eine Bekanntmachung erlaſſen und ein Capital von ungefähr

Digitized by Google

2,800,000 Thaler durch Actien, jede zu 700 Thlr. (100 Pf. St.), zuſammengebracht; doch fand man ſpäter, daß dieſe Summe bei weitem nicht ausreichte. Im Jahre 1825 wurde die Genehmigung des Parlaments zur Ausführung des Werks nachgeſucht; aber der Widerſtand war hier ſo groß, daß die Geſellſchaft erſt 1826 ihren Zweck erreichte.

Die eigentliche Beſchaffenheit des Verkehrs zwiſchen Mancheſter und Liverpool machte eine ſchnelle und wohlfeile Verbindung zwiſchen dieſen beiden Städten, die ſechs deutſche Meilen voneinander entfernt ſind, zu einem Gegenſtande nationaler Wichtigkeit. Liverpool iſt der Hafen, aus welchem Mancheſter alle Rohſtoffe für ſeine Baumwollenmanufacturen erhält und wohin es einen großen Theil ſeiner Fabrikate ſendet, um ſie in alle Theile der Welt verſchiffen zu laſſen. Dieſer ſtete Austauſch von Waaren und der daraus entſtandene ununterbrochene Verkehr zwiſchen den Bewohnern beider Städte mußte durch eine größere Schnelligkeit der Fortſchaffung ungemein vermehrt werden. Es beſtand zwiſchen dieſen Städten ſchon länger eine doppelte Waſſerverbindung, deren eine durch den Fluß Merſey und den großen, von dem Herzoge von Bridgewater angelegten Kanal gebildet wurde; doch beträgt die mittlere Zeitdauer der Fortſchaffung auf dieſen Verbindungswegen 36 Stunden, während jetzt Frachtgüter auf der Eiſenbahn in zwei Stunden fortgeſchafft werden. Mit jener Waſſerſtraße ſollte die Eiſenbahn hauptſächlich in Concurrenz treten. Es bedarf nicht der Bemerkung, wie ungemein wichtig bei allen großen Handelsunternehmungen die Erſparung an Zeit bei der Fortſchaffung von Waaren iſt, und daß die Beſtimmtheit, womit auf die Ablieferung gerechnet werden kann, nicht minder wichtig für die Erſparung an Capital werden muß. Mancheſter iſt die große Factorei von Baumwollenwaaren für die meiſten Theile der Welt, und die Kanalverbindung war für den zunehmenden Verkehr zwiſchen Mancheſter und Liverpool nicht mehr genügend, ſo ſehr ſchon dieſe die Gewerbſamkeit der Stadt gehoben hatte, wie daraus hervorgeht, daß die Volksmenge derſelben ſeit 1760, wo der Bridgewaterkanal begonnen wurde, bis 1824 von 22,000 auf 150,000 Seelen geſtiegen war und die Zahl der Dampfmaſchinen von 1790, wo die erſte angelegt wurde, bis 1824 ſich auf mehr als 200 vermehrt hatte.

Als die Genehmigung des Parlaments erfolgt war, wurde die Eiſenbahn im Juni 1826 unter der Leitung des trefflichen Baumeiſters Georg Stephenſon begonnen. Man wollte die Bahn in der gradeſten Linie zwiſchen beiden Städten anlegen; die Beſchaffenheit des Bodens aber machte dieſe Aufgabe ſehr ſchwierig. Man mußte Tunnels anlegen, Anhöhen ausgraben, künſtliche Erhöhungen errichten und auf einer Strecke von ungefähr ¾ d. Meilen ein Moor, das Chat-Moor, trocken legen und einen feſten Damm durch daſſelbe führen. Dieſe Vorarbeit ward im Parlament kaum für ausführbar gehalten und von einem der abgehörten Kunſtverſtändigen der Koſtenanſchlag auf ungefähr 1,400,000 Thlr. gemacht, während die Ausführung nur etwa 194,040 Thlr. koſtete. Jenes Moor iſt ſo weich, daß das Vieh nicht darüber gehen und nur in der Zeit der größten Dürre ein Wanderer es wagen konnte. Der Boden deſſelben beſteht aus Thon und Sand, auf welchem 10—35 Fuß dick eine Maſſe von breiartigem Pflanzenſtoffe liegt. Nach Beſiegung großer Schwierigkeiten wurde das Moor ausgetrocknet und am öſtlichen Rande ein ungefähr 20 Fuß hoher Damm errichtet. Da jedoch das Gewicht dieſes Dammes die Oberfläche des Moores niederdrückte, ſo verſchwanden nach und nach viele tauſend Cubikfuß, bis es endlich der ausdauernden Arbeit gelang, das Moor zu befeſtigen und ihm einen gleichen Druck zu geben. Auf der weſtlichen Seite ward ein



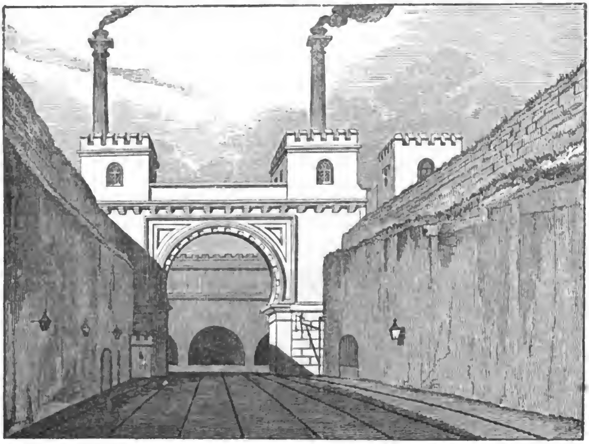
Eingang des Tunnels bei Liverpool.

Digitized by Google

Damm von Moorgrund aufgerichtet, der eine halbe Stunde lang und 10 — 20 Fuß hoch iſt. Darauf wurde Sand und Kies geſchüttet und auf dieſer Unterlage die Straße von zerſchlagenen Steinen und Sand angelegt. Auf einer Strecke, wo das Moor in halb flüſſigem Zuſtande war, mußten, um es zu befeſtigen, Hürden gelegt werden, die dicht mit Haidekraut durchflochten wurden und dann eine Fläche bildeten, die mit Sand und Kies überſchüttet ward, auf welche man die hölzernen Unterlagen der Schienen legte. Zu dieſen Dämmen wurden 1,560,000 Cubikfuß Moorgrund gebraucht, die man aus den angrenzenden Theilen ausgrub.

Die Eiſenbahn tritt in die Stadt Liverpool mittels eines Tunnels und einer geneigten Fläche, wodurch eine Verbindung mit den Schiffsdocken bewirkt wird, ohne eine einzige Straße zu berühren. Dieſer Gang läuft unter einem Theile der Stadt. Der erſte Schacht des Tunnels ward im September 1826 eröffnet, aber erſt im folgenden Jahre machte die ſchwierige Arbeit ſchnellere Fortſchritte. Es wurden an acht verſchiedenen Stellen Schachte abgeteuft, durch welche die ausgegrabene Erde herausgeſchafft wurde. Der Tunnel iſt 22 Fuß breit und 16 Fuß hoch, und die ganze Länge deſſelben beträgt 6750 Fuß. Der Eingang in den Packhof der Actiengeſellſchaft iſt ein 46 Fuß breiter unterirdiſcher Raum. Über dieſem Theile befinden ſich die Niederlagen der Geſellſchaft, welche Fallthüren haben, um die darunter ſtehenden Wagen ſchnell laden und abladen zu können, und zur Erleichterung dieſer Arbeit ſind in dieſem Raume vier Bahnen angelegt. Hier beginnt die geneigte Ebene in einer ganz graden Linie und in einer Länge von 5910 Fuß, mit einer gleichförmigen Steigung von 1 Fuß in 48. Ein großer Theil dieſes Tunnels wurde durch einen Sandſteinfelſen gegraben, der eine natürliche Decke bildet, die keiner Stützen und Wölbungen bedurfte, während an andern Stellen gemauerte Bögen größere Schwierigkeiten machten. Das ganze Werk ward im September 1828 mit einem Koſtenaufwande von ungefähr 243,000 Thalern vollendet. Der Tunnel iſt in ſeiner ganzen Länge mit Gaslampen erleuchtet, die in Entfernungen von 75 Fuß an der Decke hangen. Die Seiten und die Decke deſſelben ſind geweißt. Am obern Ende der geneigten Ebene ſtößt der Tunnel an einen geräumigen Freiplatz, der 40 Fuß unter der Oberfläche der Erde in den Felſen gehauen iſt. Von hier läuft ein anderer kleinerer Tunnel aus, der mit dem obern Theile der Stadt Liverpool in Verbindung ſteht und 870 Fuß lang, 15 Fuß breit und 12 Fuß hoch iſt. Er endigt in der Hauptſtation für die Dampfwagen der Geſellſchaft. Über dem Freiplatze ſteigen an der Oberfläche der Erde zwei Schornſteine, 100 Fuß hoch, in Säulengeſtalt empor, welche zu den unten ſtehenden Dampfmaſchinen gehören, mittels welcher die Laſtwagen die geneigte Ebene hinangezogen werden. Öſtlich von den beiden Tunnels geht die Straße durch einen Bogen von mauriſcher Bauart, der die beiden Dampfmaſchinengebäude verbindet und den Haupteingang zu den Stationen in Liverpool bildet, wie nachſtehende Abbildung zeigt.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 131.)



Mauriſcher Bogen.

Gediegenes Gold. *)

Ein ſehr merkwürdiges Stück gediegenen Goldes, das in den Bergwerken von Choquingillo bei La Paz, der Hauptſtadt von Bolivia, gefunden ward, hat großes Aufſehen unter den Mineralogen erregt. Es enthält drei verſchiedene Arten von Gold, nämlich 22=, 23= und 23½=karätiges, ohne Beimiſchung irgend eines Erzes, und wiegt nahe an zwei Pfund. Das im königlichen

*) Vergl. Pfennig=Magazin Nr. 102

Digitized by Google

Muſeum zu Madrid befindliche Stück Gold von 40 Pfd. iſt kein gediegenes Gold, ſondern nur Golderz.

Kraft eines Dampfwagens.

Die außerordentliche Kraft eines Dampfwagens läßt ſich aus den Wirkungen beurtheilen, welche zwei Wagen aufeinander äußern, wenn ſie durch Zufall zuſammenſtoßen. Von einem ſolchen Falle erzählt eine engliſche Zeitſchrift. Im April dieſes Jahres ſtießen auf der Dublin-Kingstown-Eiſenbahn, der Dampfwagen „Vauxhall“, welcher einen mit Bauholz beladenen Wagenzug nach ſich zog, und der Dampfwagen „Dublin“ beim Aus- und Einfahren in den Hofraum des Maſchinenhauſes dergeſtalt aneinander, daß beide Wagen von den Schienen abkamen und der erſtere eine Mauer durchrannte. Niemand verunglückte bei dieſem Vorfalle, ja die Wagen wurden ſchon binnen 3 Stunden ſo hergeſtellt, daß ſie ihre Fahrten wieder machen konnten.

Das Wichtigſte über den Taubſtummenunterricht.

(Beſchluß aus Nr. 129.)

IV. Bildung der Taubſtummen in eigenen Anſtalten.

Die vollendete Ausbildung und der höhere Unterricht der Taubſtummen kann in der Regel nur in Erziehungsanſtalten geſchehen, welche für ſie und ihr Gebrechen beſonders berechnet ſind. Denn nur ſelten findet ſich ein Lehrer, welcher neben ſeinen übrigen Geſchäften ſo viel Zeit gewinnen kann, als die Bildung eines Taubſtummen erfodert, wenn ſie gelingen ſoll. Überdies aber können natürlich dergleichen Anſtalten mehr leiſten als Privatunterricht, weil das ganze Leben und Treiben in denſelben auf die Bildung der Zöglinge berechnet iſt, und die Lehrer ſich dem Geſchäfte des Taubſtummenunterrichtes ausſchließend widmen und deswegen mehr Übung darin erlangen. Es iſt auch für den Charakter und die Geiſtesbildung der Taubſtummen, welche, wenn ſie außer einem Inſtitute erzogen werden, deswegen, weil die Mittheilung zwiſchen ihnen und andern Kindern immer ſehr beſchränkt bleibt, in der Regel nur ein vereinzeltes Leben führen, ſehr wichtig, daß ſie in einem Taubſtummeninſtitute erzogen werden, weil ihnen, die doch den Trieb zur Geſelligkeit eben ſo gut als jeder Vollſinnige fühlen, nur hier, unter ihres Gleichen, der ganze wohlthätige Einfluß des geſelligen Lebens verſchafft werden kann. Der Taubſtumme fühlt ſich deshalb in dem Inſtitute ſo wohl, daß ihn nur ſelten Heimweh befällt und daß er es, wenn dies dennoch geſchieht, bald verliert. Allerdings ſollen die Taubſtummen ſpäter wieder in die Geſellſchaft der Vollſinnigen zurücktreten, aber erſt dann, wenn die Mittheilung zwiſchen ihnen und Andern ſo viel als möglich hergeſtellt iſt, weil ſie dann nicht mehr ſo vereinzelt daſtehen, als es früher der Fall war. Daher iſt es ein dringendes Bedürfniß, daß jeder Taubſtumme wo möglich vom 8. bis zum 14. Jahre in ein Taubſtummeninſtitut aufgenommen werde.

Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit, wie ſchon angegeben wurde, durch die menſchenfreundlichen Bemühungen des Abbé de l'Epée und Heinicke's in Frankreich und Deutſchland die erſten Taubſtummenanſtalten entſtanden ſind, haben dieſelben durch die Theilnahme des Publicums und der Regierungen immer an Zahl und Ausbreitung zugenommen, ſodaß man gegenwärtig deren ſchon ungefähr 132 zählt. Von dieſen kommen auf Aſien 1, Amerika 12 — wovon die Vereinigten Staaten von Nordamerika 10 enthalten — und auf Europa 122. Davon enthalten Frankreich 28, Italien 6, die Schweiz 5, Dänemark 2, die britiſchen Inſeln 12, Sachſen hat deren 3, die deutſchen Staaten Öſtreichs 7, Preußen 16, Baiern 8, Würtemberg 4 u. ſ. w.

Die wichtigſten Taubſtummenanſtalten ſind folgende: In Deutſchland die zu Leipzig, zu Wien, zu Berlin, zu München, ehemals zu Freiſingen, und die zu Gmünd.

Außer Deutſchland aber findet man das königliche Taubſtummeninſtitut zu Paris, das zu Bordeaux, zu Lyon, zu Mailand, zu Gröningen, zu Kopenhagen, zu Schleswig, zu Bermondſey bei London, zu Edinburg, zu Claremont.

V. Bildung der Taubſtummen im Kreiſe ihrer Familie.

So großen Nutzen aber auch die jetzt beſtehenden Taubſtummenanſtalten gewähren, und ſo nothwendig ſie für die Taubſtummenbildung im Allgemeinen ſind, ſo reichen ſie doch für das vorhandene Bedürfniß bei weitem nicht aus.

Im Allgemeinen hat ſich nämlich bis jetzt ergeben, daß man 650 Taubſtumme auf die Million, oder auf 1539 Menſchen einen Taubſtummen rechnen kann, nach welchem Verhältniſſe auf das von ungefähr 214 Mill. Menſchen bewohnte Europa 145,131, und auf die geſammte Erde, auf welcher man 850 Mill. Bewohner rechnet, 568,413 Taubſtumme kommen. Da nun in den beſtehenden 132 Anſtalten ungefähr 3800 Taubſtumme unterrichtet und davon etwa jährlich 760 aufgenommen werden, ſo folgt, daß leider auf der geſammten Erde nur von 25 Taubſtummen Einer gebildet werden kann. Günſtiger geſtaltet ſich dieſes Verhältniß für Europa, indem für die oben angegebene Zahl der Taubſtummen in den 122 Anſtalten 3320 Zöglinge unterrichtet und davon ungefähr jährlich 660 aufgenommen werden, ſodaß wenigſtens der achte Taubſtumme Unterricht erhält. In Sachſen, welches der letzten Zählung zufolge 1168 Taubſtumme enthielt und worin drei, 70 Zöglinge unterrichtende Anſtalten beſtehen, von denen etwa 14 jährlich aufgenommen werden, kann wenigſtens von drei Taubſtummen einer ſeine Bildung erlangen. Bis jetzt iſt Dänemark der einzige größere Staat, worin nicht nur die Taubſtummenanſtalten zur Bildung aller vorhandenen Gehörloſen hinreichen, ſondern auch in der That alle ſolche Bildungsfähige Unterricht erhalten.

Daher werden in mehren Taubſtummenanſtalten von Sachſen, Öſtreich, Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Holland u. ſ. w., außer dem Unterrichte der gehörloſen Kinder, Seminariſten und Andere in der Methode des Taubſtummenunterrichts unterwieſen. Dieſelben ſollen nämlich dadurch fähig werden, in ihrem künftigen Wirkungskreiſe als Schullehrer die ſich vorfindenden Taubſtummen zu unterrichten, und ſie wenigſtens zum nachmaligen Beſuche einer ſolchen Anſtalt vorzubereiten.

Mehre und unter ihnen namentlich zuerſt John Arrowſmith, dann Graſer, glauben, daß es möglich ſei, taubſtumme Kinder mit den vollſinnigen zugleich zu unterrichten. Dies iſt nun aber deswegen nicht ausführbar, weil die hörenden Kinder durch den Unterricht der taubſtummen ſehr aufgehalten werden würden, weil dieſe viel langſamer zu faſſen vermögen, als

die vollſinnigen, bei denen das ganze Leben eine Schule iſt, und weil die Taubſtummen natürlich einen eigenen Sprachunterricht erhalten müſſen. Deſſenungeachtet aber ſollten ſie von dem ſechsten Jahre an die Schule ihres Ortes beſuchen indem ſie in derſelben ohne Nachtheil für die andern Schüler beſchäftigt werden können.

Von dem achten Jahre an hingegen gehören ſie in eine Taubſtummenanſtalt. Sollte es jedoch nicht möglich ſein, ſie in eine ſolche zu bringen, ſo müſſen ſie täglich wenigſtens eine Stunde Privatunterricht erhalten können, aber immer mit dem Beſuche der öffentlichen Schule fortfahren, da ja nicht blos der eigentliche Unterricht, ſondern auch der Umgang mit andern und das Leſen von Büchern, die Bildung des Taubſtummen fördern.

Allein nicht erſt in der Schule, ſondern ſchon im älterlichen Hauſe ſoll der Unterricht eines taubſtummen Kindes beginnen und daſſelbe für den nachmaligen Beſuch einer Taubſtummenanſtalt vorbereitet werden. Eben ſo gut nämlich, als bei einem hörenden Kinde durch die tönende Sprache die Aufmerkſamkeit auf Alles, was in ſeinem Kreiſe iſt und geſchieht, gerichtet und ſein Verſtand geweckt und geübt wird, ſoll dies bei einem taubſtummen durch Geberden und Pantomimen geſchehen. Fehlt doch einem ſolchen Kinde in der Regel nichts als das Gehör, im Übrigen iſt es mit gleichen Anlagen und Kräften des Geiſtes begabt. Dieſer Mangel kann aber durch das Geſicht vollkommen erſetzt werden.

Die erwähnte Vorbereitung auf eine Taubſtummenanſtalt könnte z. B. darin beſtehen, daß die Thätigkeit des Schülers rege gemacht und ſeine Aufmerkſamkeit geübt würde, daß er mit der natürlichen Zeichenſprache mehr bekannt gemacht würde, daß er im Schreiben, in den Anfangsgründen des Zeichnens, ferner auch in dem Ausſprechen der Buchſtaben und im Lautleſen ſowie im Zählen und überhaupt in den Anfangsgründen der Arithmetik unterrichtet würde.

Wenn dann die gehörloſen Kinder nicht mehr, wie es jetzt nur zu oft der Fall iſt, völlig verwildert und moraliſch verdorben in die Taubſtummenanſtalten treten, ſondern ſchon gehörig oder wenigſtens einigermaßen vorbereitet in dieſelben aufgenommen werden, ſo kann ihr Aufenthalt in den Anſtalten von kürzerer Dauer ſein und es können dann wenigere und kleinere in den verſchiedenen Theilen des Landes zu errichtende Taubſtummenanſtalten und Taubſtummenſchulen zu dem Unterrichte und der Erziehung aller taubſtummen Kinder hinreichen.

Hogarth's Werke.

6. Der Weg des Liederlichen.

(Beſchluß aus Nr. 126.)

II.

Was wir in dem in Nr. 126 des Pfennig-Magazins mitgetheilten Bilde angedeutet finden, nämlich eine gemeine Geſinnung und den Hang zu einem ausſchweifenden und verbrecheriſchen Leben, ſehen wir hier auf dieſem Bilde beſtätigt. Hogarth zeigt uns den Jüngling in den auf dem mitgetheilten unmittelbar folgenden Bilde zuerſt in den glänzendſten äußern Verhältniſſen. Er beſucht Theater und Geſellſchaften, gibt Diners, Soupers, Bälle und dergl., hält ſich eine zahlreiche Dienerſchaft, glänzende Equipagen, die ſchönſten Pferde, verſchwendet ſein Geld in Wetten, im Spiel, in Luſtbarkeiten aller Art, ſo lange — bis es zu Ende iſt, bis Diejenigen, die vorher im Vorzimmer ſtehend, den vornehmen Mann um Beſtellungen baten, nun als ungeſtüme Gläubiger an die Thür klopfen, fodernd und drohend, bis er endlich in eben den Zimmern, wo er ſo manchen ſogenannten Freund bewirthete, als böswilliger Schuldner von den Häſchern verhaftet wird. Nachdem er lange Zeit im Schuldgefängniß geſeſſen und die traurige Erfahrung gemacht hat, daß auf ein Übermaß des Glanzes und Prunkes immer auch ein Übermaß des Elends folgt, wird es ihm dennoch noch einmal ſo wohl — oder man ſoll lieber ſagen ſo wehe — in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens zu gelangen. Er macht nämlich, wie es die Welt nennt, eine ſogenannte gute Partie, d. h. er vermählt ſich mit einer Frau, die mit Rang und Vermögen auch die Fähigkeit beſitzt, das letztere „anſtändig“ durchzubringen. Von Neuem beginnt nun dieſes würdige Paar das alte wüſte Leben. Wie vorher gibt man Feſte, reitet, fährt, wettet, ſpielt und beluſtigt ſich ein paar Jährchen, bis auch das zweite Vermögen durchgebracht und nun keine Rettung mehr vorhanden iſt. Vorher zeigte Hogarth den verzweifelten Unglücklichen im verdienten Elend des Kerkers, jetzt zeigt er ihn an einem Orte, dem man zwar kein Elend anſieht, der aber unvermeidlich zum tiefſten Elend führt — im Spielhauſe. Dort erblicken wir ihn auf dem hier mitgetheilten Bilde, in welchem Hogarth auf die ergreifendſte Weiſe die Wahrheit ſchildert.

Unter den hier verſammelten Perſonen befinden ſich nur vier, deren Gemüthsſtimmung man allenfalls eine ruhige nennen könnte. Die erſte dieſer Perſonen iſt der Gutsbeſitzer mit Sporen, Peitſche und dreieckigem Hut, welcher, die Hände über das Knie ſchlagend, daſitzt und dem Spieltiſche den Rücken zukehrt. Daß er an dem heutigen Abend auch leerer als gewöhnlich von London nach Hauſe zurückreiten wird, ſieht man ihm wol an; der Umſtand ſcheint ihm auch im Kopfe herumzugehen, denn ſonſt würde er dem Diener, der ihm ein Glas Punſch darreicht, wol mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, allein er bringt ihn doch wenigſtens nicht zur Verzweiflung. Die zweite der ruhigen Perſonen iſt der das Glas präſentirende Junge, der nichts zum Gewinnen, mithin auch nichts zum Verlieren hat. Die dritte Perſon iſt das ganz phlegmatiſche Geſicht vorn an der Thüre zunächſt dem eintretenden Nachtwächter, und der Vierte endlich der Wucherer an dem Seitentiſchchen, der ſo eben einem ihm gegenüberſitzenden Herrn gegen wol eben nicht geſetzliche Zinſen die Summe von 500 Pfund Sterling vorſtreckt, womit Jener Das, was er an dieſem Abend verloren, wieder zu gewinnen hofft. Alle übrigen Perſonen ſind in großer, wiewol nicht gleich großer, Gemüthsbewegung. Die beiden Perſonen im Hintergrunde bemerken eben erſchrocken das Feuer, welches mit dickem Rauch bereits zu dem obern Verſchlage des Zimmers hereindringt, und welches der hereinſtürzende Wächter ſchon auf der Straße geſehen hat. Der Bankier, ihnen zunächſt, iſt dem bloßen Degen eines wüthenden unglücklichen Spielers ausgeſetzt, der ihn ermorden will; zwei Andere, wie es ſcheint die einzigen Gewinner in dieſer wüſten Geſellſchaft, theilen ſich den Gewinn des heutigen Abends, und ſind alſo wenigſtens freudig bewegt, während noch zwei Andere, ein ſtehender und ein ſitzender, verſchiedene Grade der Verzweiflung in ihren Geberden ausdrücken. Allein der auffallendſte und furchtbarſte Gegenſtand auf dieſem Blatte iſt der Held unſrer Geſchichte ſelbſt, ganz im Vordergrunde. Wahrer und ergreifender konnte kein Maler die Wuth, den Ingrimm, die Zerrüttung der höchſten Verzweiflung auf einem menſchlichen Geſichte

Digitized by Google

ausdrücken, als Hogarth es hier that. Die Rechte drohend und läſternd gen Himmel erhebend, die Finger der Linken krampfhaft, wie im Todeskampf, zuſammenziehend, auf dem Boden knieend, mit kahlem Haupte, dem die Perücke entfallen iſt, mit verzerrten Geſichtsmuskeln, unſtät rollenden Augen und fletſchenden Zähnen, ſcheint er gegen ſich ſelbſt, gegen die ganze Menſchheit, ja gegen die Gottheit zu wüthen. Auf dieſem entſetzlichen Geſichte iſt es deutlich, unverkennbar, mit ſchrecklicher Gewißheit zu leſen, daß Alles verloren iſt. Das Ende eines Menſchen, der ſo ausſieht wie dieſer, iſt gewiß nahe. Es gibt dann nur noch zwei Dinge, zwiſchen denen zu wählen iſt: Tod oder Wahnſinn. Und in dem letztern läßt Hogarth den Unglücklichen enden, denn das letzte Blatt aus dem Leben dieſes Liederlichen ſtellt ihn im Irrenhauſe dar. Hier liegt er mitten unter Jammergeſtalten, denen das Licht der Vernunft geraubt iſt, unter weinenden und lachenden Wahnwitzigen, unter Königen mit Kronen von Goldpapier, vermeintlichen Päpſten, Biſchöfen, Rittern und Göttern, bleich, abgezehrt, vom Wahnſinn entſtellt auf dem Todbette, eben im Begriff ſeinen Geiſt aufzugeben, und man kann, wenn man dieſen traurigen Überreſt eines Menſchen betrachtet, nur wünſchen, daß ihm das Licht des Gedankens nicht mehr aufgehen möge, damit ſein Ende nicht durch moraliſche Verzweiflung und nagende Gewiſſensbiſſe noch qualvoller werde.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

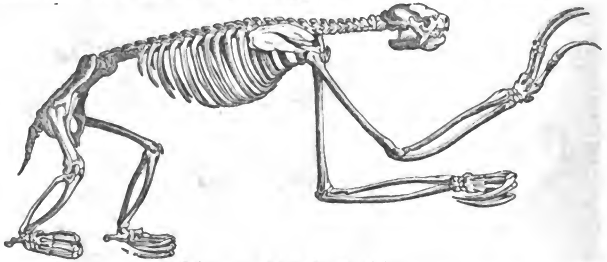
131.] Erſcheint jeden Sonnabend. [October 3, 1835.

Das gemeine Faulthier oder der Ai.

Digitized by Google

Von dem in vorſtehender Abbildung dargeſtellten Faulthiere, auch Ai genannt, das in Südamerika und namentlich in Braſilien lebt, hat man in früherer Zeit viel gefabelt, und wie ſchon ſein Name andeutet, galt es gradezu für ein Muſter von Trägheit. Das Thier iſt 17 Zoll lang; das Geſicht deſſelben iſt nackt und ſchwärzlich, die Farbe des übrigen Körpers röthlichaſchgrau, am Bauch mehr ſilbergrau und an jeder Seite des Rückens in einem Längſtreifen weißlich. Von ſeinem auffallenden Körperbaue und dem ganz eigenthümlichen Gange, wobei es ſich nicht auf die Fußſohlen, wie andere Thiere, ſondern auf die außerordentlich langen Krallen, die ihm außerdem hauptſächlich zum Klettern dienen, und auf die Elbogen ſtützt, gibt das unten abgebildete Skelett einen Begriff, ſowie die andere Abbildung, welche zugleich das breite Becken zeigt, an dem die Schenkel ſo weit auseinander ſtehen, daß ſich die Knie einander nicht berühren können. Die Hinterbeine ſind dabei ſo ſchräg zuſammengegliedert, daß ſie die Erde nur mit ihrem äußern Rande berühren. Die Zehen ſind ganz in die Haut verwachſen und nur die Krallen frei.

Das Becken des Faulthiers.



Skelett des Faulthiers.

Das gemeine Faulthier lebt, wie ſeine andern Gattungsverwandten, faſt immer auf Bäumen und kommt nur ſelten auf die Erde, wo ſie dann alle freilich eine klägliche Figur machen. Ihre Langſamkeit iſt allerdings groß, aber übertrieben worden, indem ein franzöſiſcher Naturforſcher ein ſolches Thier, welches auf ſeinem Schiffe war, in Zeit von 20 Minuten an dem Tauwerk bis auf die Spitze des großen Maſtes klettern ſah. Dieſe Thiere klettern ſehr geſchickt und halten ſich mit ihren ſtarken Krallen feſt an Zweige und Stämme an. Auch erzählte man ſonſt, daß das Faulthier, wenn es einen Baum abgefreſſen habe, ſich von demſelben herunterfallen laſſe, um ſich die Mühe des Herabſteigens zu erſparen, dies iſt eben ſo unwahr, als daß es ein halbes Jahr brauche, einen andern Baum wieder zu beſteigen, und dann ganz abgemagert oben anlange. Auch der jammervolle, durch den Namen Ai ausgedrückte Ton iſt dem Thiere nicht eigen, es läßt ſeine Stimme ſelten hören und nur wenn man es beunruhigt.

Die Nahrung der Faulthiere beſteht in Blättern und Früchten, beſonders ſollen ſie das Laub der Cecropiaſtämme und des Sapadillbaumes (Achra Sapota) lieben, doch trifft man ſie auch auf andern Bäumen an. Sie leben immer in den höchſten Baumkronen, weshalb man ſie noch nicht genau hat beobachten können, doch weiß man, daß ſie lange Hunger ertragen und ein ſehr zähes Leben haben. Man kann ſie nicht leicht anders als durch Schießen mit grobem Schrot von den Bäumen herabbringen, indeſſen muß man oft viele Schüſſe thun, um ſie zu erlangen, denn verwundet verändern ſie ihre Stellung nicht, ſondern klammern ſich immer feſter an und fallen nur herab, wenn ſie völlig todt ſind. Sowol die Eingeborenen als die Weißen und Neger genießen das Fleiſch, obgleich es einen auffallenden Geruch hat.

Ein Augenzeuge ſagt von dem Gange dieſes Thieres auf dem Boden: „Seine wahrhaft komiſchen langſamen Bewegungen geſchehen mit einem dummen kläglichen Ausdrucke, die matten kleinen feuchten Augen ſind ohne Glanz und Leben, der lange Hals mit dem kleinen Kopfe wird hoch ausgeſtreckt, der Vorderkörper iſt etwas aufgerichtet und einer der Arme bewegt ſich zugleich langſam und mechaniſch mit den langen Klauen im Halbcirkel gegen die Bruſt hin, wie um einen Feind zu umklammern, welches übrigens auch die einzige Vertheidigung dieſer hülfloſen Thiere iſt. Die Stärke ihrer Arme iſt aber beträchtlich und nur mit Mühe kann man ſich von ihnen befreien." Dieſe Thiere werfen während der warmen Jahreszeit ein Junges, welches in der Geſtalt und Farbe der Mutter gleicht, aber ohne Streifen und Flecke iſt; es klammert ſich mit ſeinen ſtarken Krallen auf dem zottigen Rücken der Mutter feſt an, und läßt ſich auf dieſe Art von ihr herumtragen, bis es ſtark genug iſt, ſich ſelbſt zu helfen.

Über den Einfluß der Waldungen auf den Zuſtand des Menſchen.

(Beſchluß aus Nr. 130.)

Die Ausrottungen der Waldungen müſſen an den Bergen ihre Grenzen haben; geſchieht das Gegentheil.

Digitized by Google

ſo folgen Trockenheit und Unfruchtbarkeit des Bodens, Seichtigkeit der Gewäſſer und Verminderung der Pflanzen- und Thierarten, die Länder unterliegen unaufhörlichen Extremen des Klimas, die Menge und Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel wird nach und nach vermindert und jene nähern ſich dem endlichen Zuſtande des Erdballes, deſſen Bild man erblickt, wenn man die durch Winde und Sonnenhitze ausgetrocknete Tatarei, Perſien und das verwüſtete Tibet, wenn man die ungeheuren unfruchtbaren und öden Hochebenen und Steppen Aſiens, die Savannen Amerikas, die ſandigen Wüſten Afrikas und die trockenen Haiden Europas ſieht. Die Abhänge des Atlas enthielten den Garten der Hesperiden, allein mit ihren Wäldern verſchwanden Gewäſſer und Fruchtbarkeit, nahm die Bevölkerung immer mehr ab und löſte ſich endlich die geſellſchaftliche Verbindung auf. Die kanariſchen Inſeln waren früher ſehr fruchtbar und bevölkert, bieten aber jetzt, ihres Gehölzes beraubt, nur ausgetrocknete Felder und unbewohnte Gegenden dar, ähnliches Schickſal hatten die Inſeln des grünen Vorgebirges, welche in Folge der Verwüſtung ihrer Wälder, die ihnen einſt den Namen gegeben hatten, ihre nackten und ausgetrockneten Felſen zeigen; viele der kalkigen Antillen wurden während eines Jahrhunderts faſt gänzlich unfruchtbar gemacht. Überall iſt die Ausrottung der Wälder mit Veränderungen verbunden, welche die Urſache ſind, daß man die einſt durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens und den glücklichen geſellſchaftlichen Zuſtand ihrer Bewohner bereicherten Länder ebenſo wenig mehr kennt, als diejenigen, in welchen man nichts mehr von der wilden Rauhheit findet, die ehemals den Anbau nützlicher Gewächſe nicht zuließ und dem geſellſchaftlichen Zuſtande große Hinderniſſe entgegenſtellte.

Dieſelbe Urſache, welche auf den Zuſtand des Menſchen einen ſo großen Einfluß ausübt, nämlich die Ausrottung der Wälder an den Abhängen der Gebirge, hat, in den Ebenen vorgenommen, dieſe für den Aufenthalt der Menſchen geeigneter gemacht. Es friert z. B. jetzt in Frankreich die Seine nicht mehr in jedem Jahre zu, wie zu Kaiſer Julian's Zeiten, und ſo haben die nach Strabo's Berichten in den Sümpfen von Burgund befindlichen Thiere dem Ertrage der Weinſtöcke Platz gemacht; ſo blieb die Dauphiné nicht, wie unter der Herrſchaft der Römer, die äußerſte Grenze für den Weinbau; ſo liefert der Mais auch über die ſpaniſche und italieniſche Halbinſel hinaus ſeine Ernten, obgleich es ſchien, als könne er jene Grenzen nicht überſchreiten; ſo blieb der Ölbaum nicht auf Griechenland und die Nachkommen der Römer beſchränkt; ſo wird in Nordamerika das Klima immer milder, je mehr die Wälder gelichtet werden, wodurch man mit jedem Tage in den Vereinigten Staaten die Erzeugung derjenigen Gewächſe ſich vervollkommnen ſieht, welche, aus Europa dahin gebracht, in dem feuchten und kalten Boden jener waldreichen Länder auszudauern einſt hartnäckig verweigerten.

Wärme, Kälte, jährliche Regenmenge, Feuchtigkeit der Luft und geographiſche Lage beſtimmen vorzugsweiſe das Klima eines Landes und wirken auf den geſellſchaftlichen Zuſtand der Menſchen um ſo günſtiger ein, in je angemeſſenerm Verhältniſſe ſie miteinander verbunden ſind. Sie ſelbſt aber hangen von der größern oder geringern Ausdehnung der Waldungen ab, denn der Einfluß letzterer auf die atmoſphäriſche Wärme entſpricht demjenigen, welchen die geographiſche Lage, d. h. die Entfernung von dem Äquator und dem Meere erzeugen; je waldreicher ein Land iſt, deſto tiefer iſt ſeine Temperatur gegen die eines Landes, das zwar gleiche Lage hat, deſſen Waldungen aber ganz oder theilweiſe zerſtört ſind, wodurch ein Temperaturunterſchied von 2 — 6° R. entſtehen kann. Während des Winters mindern ſie gleich den Ausdünſtungen des Meeres die Kälte, während des Sommers aber die Wärme.

Die atmoſphäriſche Feuchtigkeit nimmt unter allen Kräften, auf deren Wirkung der mächtige Einfluß des Klimas beruht, den erſten Rang ein, weil ſie es eigentlich iſt, welche das phyſiſche Bild jedes Landes, jedes Welttheiles, ja der Erdoberfläche verändert und z. B. den Unterſchied zwiſchen den amerikaniſchen Savannen und den ſandigen Wüſten Afrikas hervorbringt. Machen ſich ihre Wirkungen im höchſten Grade fühlbar, ſo ſind ſie für den Menſchen und die Säugethiere verderblich, begünſtigen aber das Wachsthum der Pflanzen und die Vermehrung der Inſekten. Solche Länder ſind ungeſund, aber fruchtbar, oder doch geſchickt, es zu werden, und die menſchliche Sorgfalt kann von ihnen die künſtlichſten Gaben erhalten. Der geringſte Grad von Feuchtigkeit hat die entgegengeſetzten Wirkungen; mit ihm iſt das Daſein der niedrigen Thierclaſſen unvereinbar; er vermindert die Zahl der Gewächſe fortwährend und wirkt dadurch nachtheilig auf die Erhaltung der Menſchen. Trockene Länder ſind zwar im Allgemeinen der menſchlichen Geſundheit günſtig, allein ſie werden immer unfruchtbarer und hören bald auf, ihre Bewohner zu nähren; ſie liegen gleichſam in ihrem kraftloſen Alter, wie feuchte Länder in der Kindheit ſich befinden. Die Urſachen und Wirkungen des äußerſten Grades von Trockenheit, das traurige Bild der Abgelebtheit der Natur, zeigt uns eine Wüſte ohne Waſſer, entkleidet von Pflanzen und aller lebenden Weſen beraubt.

Die beiden Extreme gehören zu den wichtigſten Hinderniſſen eines geordneten und beglückenden geſellſchaftlichen Zuſtandes; das erſte läßt ihn nicht entſtehen, das letzte erſchüttert ihn und löſt ihn oft ganz auf. Zu große Ausdehnung oder Mangel an Waldungen führen beide herbei, mithin gehören ſie auch in dieſer Beziehung zu den erſten mittelbaren Bedingungen der allgemeinen Wohlfahrt. Die Feuchtigkeit der atmoſphäriſchen Luft iſt es hauptſächlich, wodurch waldreiche Länder ſich von denen unterſcheiden, die ihre Wälder nicht mehr beſitzen; vergleicht man z. B. Sachſen mit Baiern, ſo findet man viele Verſchiedenheiten, welche ihren Grund in der großen Ausdehnung der Waldungen des letztern haben. So ſind die Gegenden von Paris und des ganzen nördlichen Frankreichs halb ſo feucht als Baiern und Hanover; Sachſen und Preußen feuchter als England, Schottland und Holland, welche doch zu den fruchtbaren Ländern Europas gehören. Die großen Wälder der italieniſchen Halbinſel und des mittäglichen Frankreichs verſchafften durch ihre große Feuchtigkeit dieſen Ländern ein von ihrem jetzigen Klima ganz verſchiedenes.

Im Wirkungskreiſe menſchlicher Betriebſamkeit liegt es alſo, einerſeits zur Vermeidung der nachtheiligen Feuchtigkeit in neubewohnten Ländern die Flüſſe einzudämmen, die Waldungen in den Ebenen auszurotten, an den Gebirgen aber zu erhalten, den Luftzug zu befördern; andererſeits in den durch lange Civiliſation in ihrem phyſiſchen Bilde gleichſam veralteten Ländern durch Bewaldung der Anhöhen der Trockenheit, welche Unfruchtbarkeit erzeugt, vorzubeugen.

Quellen und fließende Gewäſſer gehören zum Aufblühen des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Die großen Vortheile für die Bewäſſerung des angebauten Landes, die Vergrößerung der ſchiffbaren Gewäſſer, der hierdurch

Digitized by Google

erleichterte Handel, die fruchtbaren Thäler des Rheins und Mains, überhaupt aller Flüſſe, und die mit ihnen zuſammenhängende Fruchtbarkeit des Bodens beweiſen dies. Die Länder des ſüdlichen Europas verkannten dieſe Verkettung und Wechſelwirkung, rotteten ihre Gebirgswaldungen ſchonungslos aus, machten ihre Flüſſe ſeicht und ihren Boden unfruchtbar. Anders verhält es ſich in den meiſten nördlichen Ländern Europas, z. B. in Norwegen, Schweden und Rußland; vergleicht man ihre Bevölkerung und deren geſellſchaftlichen Zuſtand mit denen des mittlern oder ſüdlichen Europas, ſo ergibt ſich ein bedeutender Unterſchied, der faſt allein aus ihrem durch die vielen Waldungen erzeugten phyſiſchen Charakter ſich erklären läßt. Die amerikaniſchen Länder beſitzen ungeheure fließende und ſtehende Gewäſſer; ihre geringe Bevölkerung und theilweiſe niedrige Civiliſation hat auch ihre Wälder noch nicht erſchöpft, welche ihre mächtigen Flüſſe unterhalten. Was die Flüſſe für den Ackerbau und ſeine Erzeugniſſe bewirken, wie ſie den Handel begünſtigen, auf das phyſiſche und geiſtige Wohl mittels dieſes einwirken und wie ſehr ſie mittelbar die allgemeine Wohlfahrt der Geſellſchaft befördern, iſt aus vielen Thatſachen hinlänglich bekannt.

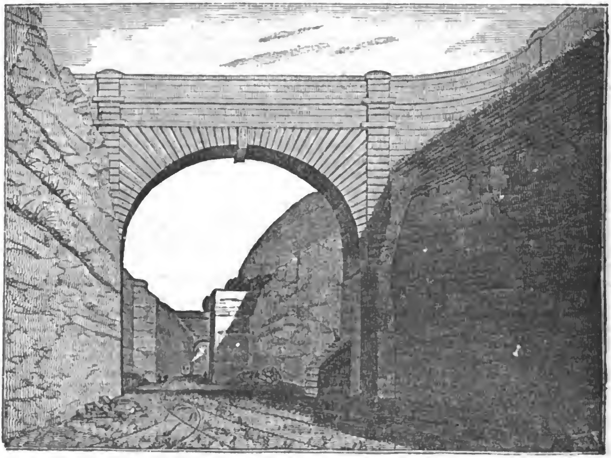
Waldungen in den Ebenen wirken unmittelbar oder mittelbar mit wenigen Ausnahmen ungünſtig auf den geſellſchaftlichen Zuſtand ein; ſie müſſen verſchwinden und ihr Boden muß dem landwirthſchaftlichen Betriebe überlaſſen werden. Waldungen an Abhängen und Gipfeln der Berge oder an ſolchen Höhen, deren Anbau im Allgemeinen unergiebig iſt, ſollen ſorgfältig erhalten und vermehrt werden, weil ſie ein unerlaßliches Erfoderniß ſind, die Temperatur der brennend heißen Sommer zu mildern, die mäßigen Regen und eine mittlere Feuchtigkeit zu erhalten, Flüſſe und Kanäle für Bewäſſerungen und Schiffahrt zu unterhalten, den Verluſt der Ebenen an vegetabiliſcher Dammerde zu erſetzen, für den Anbau der Culturgewächſe natürliche oder künſtliche Befeuchtung zu geben und die zahlloſe Menge von Befriedigungsmitteln zu gewähren, welche der Verbrauch an Holz für beinahe alle Bedürfniſſe des Lebens fodert.

Die Erhaltung und Vergrößerung der Gebirgswaldungen ſind für die menſchlichen Vereine unſerer Zeit ebenſo unbedingt wichtige Maßregeln als die Austrocknung von Sümpfen, die Eindämmung von Flüſſen, das Graben von Kanälen, die Einrichtung von Eiſenbahnen, um den phyſiſchen Zuſtand eines Landes zu verändern, zu verbeſſern und auf eine den Bedürfniſſen ſeiner Bewohner entſprechende Weiſe zu geſtalten; um die Gefahr des Verluſtes derjenigen Mittel abzuwenden, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bedingen; jene kräftige Reproduction, jenen glücklichen Himmel, jenen feſtbegründeten Wohlſtand und jene Grundlage eines beglückenden geſellſchaftlichen Zuſtandes zu gewinnen, deſſen wohlthätiger und mächtiger Einfluß das Vaterland Jeden theurer macht.

Die Mancheſter-Liverpool-Eiſenbahn.

(Beſchluß aus Nr. 130.)

Die Straße hat von hier aus nur eine geringe Biegung, läuft aber 3000 Fuß weit in einer vollkommenen Ebene. Dann hat ſie in einer Strecke von ungefähr einer deutſchen Meile eine Neigung von 1 Fuß in 1092 Fuß. Weiter hinaus, unweit des Dorfes Wavertree, iſt ein Durchſchnitt durch eine ſteile felſige Anhöhe, Ölberg genannt, gehauen; eine tiefe enge Schlucht, ungefähr eine Stunde lang und an der tiefſten Stelle 70 Fuß unter der Oberfläche des Bodens. Die Bahn iſt hier

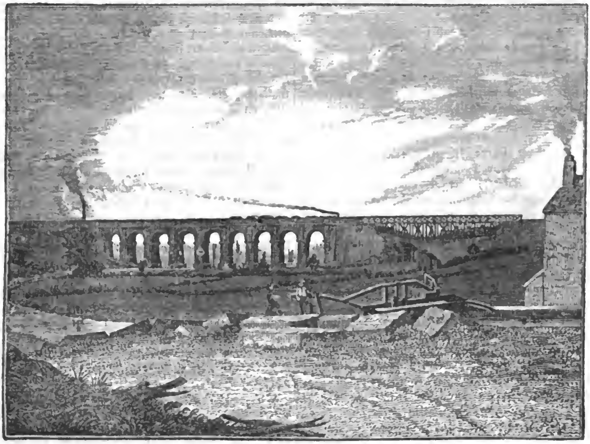


Anſicht der Schlucht bei Wavertree.

Digitized by Google

nur ſo breit, daß zwei Wagen nebeneinander fahren können. Man hat bei dieſem Durchſchnitt 1,440,000 Cubikfuß Steine zu Tage gefördert, die man zur Erbauung von Brücken und Mauern gebraucht hat. Über dieſe Schlucht, von welcher unſere Abbildung eine Anſicht gibt, gehen einige Brücken, welche die Verbindung mit den Landſtraßen auf beiden Seiten der Eiſenbahn bewirken. Jenſeit der Schlucht befindet ſich eine Aufdämmung, über eine Stunde lang, 15—45 F. hoch und 60—135 Fuß breit. Dann läuft die Bahn auf einer ſteinernen Brücke über die Heerſtraße und geht in einer ſanften Krümmung nach Whiſton, ungefähr 1½ deutſche Meile von Liverpool. Sie läuft hier über eine halbe Stunde in einer graden Linie mit einer Neigung von 1 Fuß in 96; am Ende dieſer geneigten Fläche aber zieht ſie ſich durch eine vollkommene Ebene, die Rainhill-Ebene, die durch eine anſehnliche Ausgrabung bewirkt worden iſt. Die Landſtraße zwiſchen Liverpool und Mancheſter geht hier auf einer ſteinernen Brücke quer über die Bahn. Dann läuft die Bahn über die geneigte Ebene bei Sutton, welche dieſelbe Neigung wie die andere bei Whiſton hat. Eine Strecke weiter geht ſie über eine Viertelſtunde weit durch das Parr-Moor auf einem feſten Damm, der 25 Fuß hoch iſt, aber nur ungefähr fünf Fuß über die Oberfläche des tiefen Moores ſich erhebt. Nicht weit von hier, auf halbem Wege zwiſchen Liverpool und Mancheſter, läuft die Bahn über das Sankeythal, durch welches der Kanal fließt, auf einem prächtigen Viaduct, ohne die Schiffahrt zu hindern. Dieſer, in nachſtehender Abbildung dargeſtellte Viaduct hat 19 Bögen, jeder von 50 Fuß Spannung und 60—70 Fuß Höhe. Jeder der zehn Pfeiler ſteht auf einem Pfahlwerke. Zu dem Viaduct führt ein 60 Fuß hoher Damm. Nicht weit von hier, bei dem Flecken Newton, geht die Bahn über ein enges Thal auf einem hohen Damme und einer Brücke von vier Bögen. Unter einem dieſer Bögen läuft die Landſtraße, unter einem andern fließt ein Fluß. Jenſeit Newton, in Kenyon, befindet ſich ein Durchſchnitt, größer als alle übrigen auf der ganzen Linie, da man 2,400,000 Cubikfuß Thon und Sand ausgegraben hat. Am Ende dieſes Durchſchnitts fällt die Kenyon-Leigh-Eiſenbahn in die Liverpoolbahn. Nicht weit von hier beginnt der bereits beſchriebene, durch das Chat-Moor geführte Damm. Ungefähr eine halbe Stunde von dem Moor geht die Eiſenbahn auf einer ſteinernen Brücke über den Bridgewaterkanal. Bei dem Dorfe Eccles, 1¾ Meilen von Mancheſter, beginnt ein bedeutender Durchſchnitt. Bei Mancheſter geht die Bahn auf einer Brücke über den Fluß Irwell und dann über eine Reihe von 22 Bögen und eine Brücke zu der Station der Geſellſchaft in der Stadt.

Man erwog lange, ob die Schienen von Gußeiſen oder von gewalztem Eiſen gemacht werden ſollten, bis endlich die Wahl auf dieſe fiel. Die Unterlagen der Schienen ſind theils von Stein, theils von Holz. Die ſteinernen halten vier Cubikfuß und liegen längs einer Strecke von ungefähr 3½ Meilen; die hölzernen aber, die aus Eichen- oder Lerchenholz beſtehen, ſind meiſt als Querſchwellen über die Aufdämmungen und über die beiden Moore gelegt, wo, wie man vorausſetzt, die Bahn ſich ſenken kann. Die Steinblöcke ſind feſt in die Straße eingefügt, welche aus einer zwei Fuß dicken Schicht von zerſchlagenen Steinen und Sand beſteht. Sie liegen in Zwiſchenräumen von drei Fuß. Jeder Block hat zwei Löcher, in welche eichene Pflöcke eingetrieben werden, um die gußeiſernen Lager oder Sättel, worauf die Schienen liegen, zu befeſtigen. Die Schienen ſind zwei Zoll breit und erheben ſich einen Zoll hoch über die Oberfläche der Bahn. Sie beſtehen aus vier parallel laufenden Linien, die zwei Bahnen bilden,



Anſicht des Viaducts von Sankey.

Digitized by Google

welche 4 Fuß 8 Zoll voneinander entfernt ſind, ſodaß zwei Wagenzüge in entgegengeſetzter Richtung mit vollkommener Sicherheit fahren können.

Auf der ganzen Linie der Bahn iſt der Grundſatz befolgt, ihr eine ebene Fläche, ſo weit es der Boden geſtattete, und eine grade Richtung zu geben. Mit Ausnahme von zwei geneigten Ebenen, wo die Neigung einen Fuß Höhe auf 96 Längenfuß beträgt, hat der übrige Theil der Bahn nirgend eine größere Neigung als in dem Verhältniß von 1 Fuß auf 880. Die Oberfläche der Schienen auf dem höchſten Punkte des Tunnels in Liverpool liegt 46 Fuß höher als die Schienen zu Mancheſter. Die Bahn hat in ihrer ganzen Ausdehnung keine bedeutenden Krümmungen, und ſelten findet eine Abweichung von der graden Richtung ſtatt, die mehr als 4 Zoll auf 66 Fuß beträgt. Zu beiden Seiten der Bahn laufen Seitenbahnen nach einzelnen Ortſchaften und nach Kohlenniederlagen; ſie beſtehen aber größtentheils nur aus einer Bahn mit Ausweichplätzen. Die Bahn koſtete mit Einſchluß der Wohnungen, Waarenlager und ähnlicher Erfoderniſſe ungefähr 5,750,000 Thaler.

Als man den Plan zu dieſem großartigen Unternehmen entwarf, war es keineswegs entſchieden, welche Art von bewegender Kraft angewendet werden ſollte, ob Pferde oder ſtehende Dampfmaſchinen längs der ganzen Bahn, durch welche die Wagen an Stricken von einer Station zur andern gezogen werden könnten, oder Dampfwagen. Mit jeder wurden Verſuche gemacht. Man überzeugte ſich aber bald, daß die Anwendung von Pferden gar nicht in Betracht kommen konnte, und als man auch die Aufſtellung von ſtehenden Dampfmaſchinen unangemeſſen gefunden hatte, ward im April 1829 ein Preis von 3500 Thalern auf die Erfindung des vollkommenſten Dampfwagens geſetzt, der in einer Stunde zwei deutſche Meilen zurücklegen könne. Die Prüfung der verſchiedenen Dampfwagen, die den Directoren der Geſellſchaft übergeben wurden, fand am 6. Oct. 1829 auf der Rainhillebene ſtatt. Vier Wagen begannen den Wettlauf. Die dafür feſtgeſetzte Entfernung betrug 13½ deutſche Meilen, und jeder Wagen mußte, wenn er im Gange war, zwei Meilen in einer Stunde zurücklegen und eine Laſt von drei Tonnen *) auf jede Tonne ſeines eignen Gewichts ziehen. Die Entfernung wurde dadurch herausgebracht, daß ſich die Wagen auf einer Ebene von ungefähr drei Viertelſtunden Länge vorwärts und rückwärts bewegten, ſodaß der Wagen 40 mal über die Ebene fahren und ebenſo oft Halt machen mußte. Der von Stephenſon erbaute Dampfwagen Rocket (Rakete), der 4 Tonnen 5 Centner ſchwer war, legte die vorgeſchriebene Entfernung in weniger als 6½ Stunde, mit Einſchluß der Verweilungen, zurück. Er fuhr oft 3½ Meile und zuweilen vier Meilen in einer Stunde. Dieſer Wagen war der einzige, der die Aufgabe löſte und erhielt den Preis. Die jetzt auf der Bahn gebrauchten Wagen ſind von ähnlicher Einrichtung. Die Geſellſchaft hat ſeitdem 33 Dampfwagen bauen laſſen, von welchen aber mehre theils außer Gebrauch gekommen, theils ganz verändert worden ſind. Jeder Dampfwagen hat eine Nummer und einen Namen. Die jetzt gebrauchten Wagen zerfallen in drei Claſſen; zu der erſten gehören die Maſchinen von 30 Pferdekraft und 8 Tonnen Gewicht; zur zweiten die von ungefähr 35 Pferdekraft und 9 Tonnen Gewicht; zur dritten, der „Goliath“ und „Simſon“ von 50 Pferdekraft und 12 Tonnen 10 Centner Gewicht, welche Laſtwagen und Reiſende die geneigten Ebenen bei Whiſton und Sutton hinaufziehen helfen. Das Wagengeſtelle beſteht bei einigen aus Gußeiſen, gewöhnlich aber aus Holz, ruht auf den Achſen und trägt die ganze Maſchine. Die meiſten dieſer Wagen haben vier, einige aber ſechs Räder. Die Naben und Reifen ſind von Gußeiſen, die Speichen von Schmiedeeiſen, wiewol an einigen auch die Räder größtentheils aus Holz beſtehen. Bei kaltem Wetter wird vor dem Wagen, welcher die Dampfmaſchine trägt, ein anderer geſchoben, der Eis und Reif von den Schienen entfernt. Acht bis zehn Dampfwagen ſind gewöhnlich auf der Bahn im Gange, und jeder macht täglich viermal den Weg zwiſchen Mancheſter und Liverpool. Die Wagen der zweiten Claſſe werden hauptſächlich zur Fortſchaffung von Waaren gebraucht und ziehen gewöhnlich 20 Laſtwagen, jeden zu 3½ Tonnen Gewicht, vier deutſche Meilen in einer Stunde, ausgenommen auf den beiden geneigten Ebenen, und doch legen ſie die Reiſe von Liverpool nach Mancheſter in ungefähr zwei Stunden zurück.

Als alle Vorbereitungen zur Eröffnung der Bahn vollendet waren, wurde der 15. September 1830 zu dieſer Feierlichkeit beſtimmt. Acht Dampfwagen ſollten die Bahn befahren. Mehre der ausgezeichnetſten Männer des Landes waren eingeladen. Ein Dampfwagen von 14 Pferdekraft eröffnete den Zug mit drei angehängten Wagen. Die Maſchine wirkte bis ungefähr auf die Hälfte des Weges, wo angehalten werden mußte, um friſche Kohlen einzunehmen. Hier ſtiegen mehre Reiſende aus, und als die Wagen ſich wieder in Bewegung ſetzten, wurde der ehemalige Miniſter Huskiſſon, der geſtolpert war, von einem Wagen überfahren und ſo ſehr verletzt, daß er einige Stunden nachher ſtarb. An den folgenden Tagen nahm die Zahl der Reiſenden wie die Geſchwindigkeit der Wagen zu. Der regelmäßige Perſonenverkehr begann am 16. Sept., und am 4. Dec. 1830 ging der erſte Waarentransport zwiſchen Liverpool und Mancheſter auf 18, an die Maſchine gehängten Wagen, im Ganzen eine Laſt von 80 Tonnen, und es wurden auf ebener Fläche 2¼ bis gegen 3 Meilen in einer Stunde zurückgelegt, zu der ganzen Reiſe aber 2 Stunden 54 Minuten gebraucht, mit Einſchluß eines dreimaligen Halts. Der große Dampfwagen, der „Simſon“, fuhr im Februar 1831 mit einer Reihe von 30 Wagen und einer Laſt von mehr als 164 Tonnen im Durchſchnitt vier deutſche Meilen in einer Stunde auf ebener Fläche und kam in 2 Stunden 34 Minuten, mit Einſchluß eines mehrmaligen Aufenthalts, in Mancheſter an. *)

Von der Eröffnung der Bahn bis zu Ende des Jahres 1830 wurde ſie von mehr als 70,000 Reiſenden befahren. Überhaupt hat ſich ſeitdem die Zahl der Reiſenden zwiſchen Liverpool und Mancheſter gegen frühere Zeiten um das Dreifache vermehrt und wird jährlich gegen 400,000 gerechnet, die in 6342 Perſonenfahrten gefördert werden. Wir machen hierbei die Bemerkung, daß man in England und Nordamerika, nach einer durch die Erfahrung bewährten Regel, die Zahl der Reiſenden auf einer Eiſenbahn zwiſchen zwei oder mehren großen Städten immer der Einwohnerzahl dieſer Städte gleich ſchätzt. Der tägliche Verkehr be-

*) Die Tonne iſt gleich 20 Centner.

*) Die größte Geſchwindigkeit, die man mit einem leeren Dampfwagen bis jetzt erreicht hat, iſt 12 deutſche Meilen in einer Stunde. Der „Planet“ läuft mit ſeinem Waſſerbehälter von Liverpool bis Mancheſter in 45 Minuten, oder acht Meilen in einer Stunde, die Erſteigung der geneigten Ebenen mitgerechnet.

Digitized by Google

läuft ſich jetzt im Durchſchnitt auf 1020 Reiſende und 640 Tonnen Frachtgut. Der Gewinn der Actiengeſellſchaft wurde bald bedeutend, und ſchon für die letzten ſechs Monate des Jahres 1832 ward er auf ungefähr 228,000 Thaler berechnet. Sie bezahlt jetzt eine Dividende von 9 Procent. Die Erwartungen der Actiengeſellſchaft ſind jedoch inſofern nicht in Erfüllung gegangen, als ſie nicht den ganzen bedeutenden Güterverkehr, der auf dem Merſey-Kanal ſtattfand, an ſich zog, ſondern nur 1/6 deſſelben, da die Kanalgeſellſchaft ihre Frachtpreiſe herabſetzte. Dieſe Erfahrung hat die Folge gehabt, daß man in England bei ſpätern ähnlichen Anlagen nicht mehr darauf rechnete, mit einer bereits beſtehenden Waſſerverbindung in Concurrenz zu treten.

Zur Erhaltung der Bahn und der Wagen ſind treffliche Einrichtungen getroffen. Im Jahre 1834 war die Ausbeſſerung und Beaufſichtigung der Bahn für 40,000 Thaler verpachtet, wobei der Pachter die Arbeit, die Lager, Keile und Bolzen lieferte, die Geſellſchaft aber Schienen, Steinblöcke und Holzſchwellen beſorgte. An beiden Endpunkten der Bahn befinden ſich Maſchinenwerkſtätten, in welchen während der Nacht, wo kein Transport ſtattfindet, die am Tage vorgekommenen Beſchädigungen der Dampfwagen wiederhergeſtellt und die Maſchinen ausgebeſſert werden; aber gewöhnlich können die Dampfwagen acht Monate gebraucht werden, ehe eine weſentliche Ausbeſſerung daran nöthig iſt. Es werden jährlich für Ausbeſſerung der Wagen im Durchſchnitt gegen 114,000 Thaler ausgegeben. Durch neuere Verbeſſerungen im Bau der Dampfwagen iſt den häufigern Beſchädigungen der ältern vorgebeugt. Nach einem neuern, von einigen dem Unternehmen nicht günſtig geſinnten Pairs vorgeſchlagenen und vom Parlament angenommenen Geſetze dürfen zur Feuerung nur Cokes (entſchwefelte Steinkohlen) angewendet werden, um den Rauch roher Kohlen zu vermeiden, wodurch aber die Ausgabe um beinahe 40 Procent erhöht wird, zumal da man auf der ganzen Bahn Cokes von der beſten Sorte benutzt und nicht Cokes aus den Gasanſtalten, die um die Hälfte wohlfeiler ſein würden.

Das Perſonengeld iſt nach Verſchiedenheit der Wagen höher oder geringer; auf einem der geringern offenen Wagen 1 Thlr. 8 Gr., auf einem bedeckten 1 Thlr. 10 Gr., auf größern Wagen 1 Thlr. 20 Gr. bis 2 Thlr. 4 Gr. Der Reiſende hat 60 Pfd. Gepäcke frei. Güter bezahlen auf der ganzen Länge der Bahn für eine Tonne 3 Thlr. 8 Gr. Die Angelegenheiten der Compagnie werden durch zwölf Directoren geleitet, welche bisher halbjährige Rechnungen über Einnahme und Ausgabe ablegten.

Der glänzende Erfolg dieſes Unternehmens und der vermehrte Verkehr haben in der neueſten Zeit zu dem Entwurfe geführt, eine zweite Eiſenbahn, nördlich von der beſtehenden, anzulegen; da aber auch in dieſer Richtung der Boden ſehr große Schwierigkeiten darbietet, ſo würde die Vollendung des Werkes eine Zeit von ſieben Jahren erfodern.

Naturhiſtoriſche Unterhaltungen.

Die Vögel betrachten einander als rechtmäßige Beute, und die Natur hat daher verſchiedene Vorkehrungen treffen müſſen, um die Schwachen gegen die Starken zu ſchützen. Der Bau des Auges gibt dem Räuber wie ſeinem Opfer einen Vortheil. Es paßt auf eine wundervolle Weiſe für die Bedürfniſſe des Thieres und für das Element, worin es lebt, indem es ſo eingerichtet iſt, daß der Vogel es herausdrängen und einziehen kann und dadurch ſeinen Geſichtskreis nach Belieben zu erweitern und zu beſchränken vermag. Die Blinzhaut bedeckt es mit einem zum Theil undurchſichtigen Vorhange, wenn der Vogel das Licht vermindern will, ohne das Augenlid zu ſchließen; der Sehnerv iſt für jeden Eindruck empfänglich, und ſo ſind die Vögel im Stande, Inſekten dicht vor ſich zu faſſen, oder in weiter Entfernung über Erde und Meer zu ſehen. Der Fiſchreiher ſieht den Fiſch in einer Ferne, wo er dem menſchlichen Auge gar nicht ſichtbar ſein würde. Unter ſolchen Umſtänden finden die kleinern Vögel zuweilen Muth in der Verzweiflung. Der kleine Königsvogel wagt es, ſelbſt die mächtigſten Tyrannen der Luft anzugreifen, und nicht nur Krähen, ſondern ſelbſt Habichte und Adler ziehen ſich vor ihm zurück. Halten die kleinern Vögel den Kampf für unklug, ſo verbergen ſie ſich unter Hecken und im Strauchholz. Kann dies nicht geſchehen, ſo fliegen ſie auch wol in großer Anzahl dem Raubvogel entgegen, und in allen Richtungen ihn umkreiſend, ſuchen ſie über ihn zu kommen und erheben ein wildes Geſchrei, ihn zu betäuben. Der Räuber muß ſich dann zurückziehen, um wieder zu ſich zu kommen. Für einige Vögel, die nicht klug genug ſind, ſich ſelber zu vertheidigen, hat die Natur geſorgt. Einige ſind der Rinde der Bäume ſo ähnlich, daß ſie gefährlicher Beobachtung entgehen; andere finden ihre Sicherheit in ihrer Ähnlichkeit mit Erde und Steinen. So die Wachtel. Die Furcht, die den Vögeln zu ihrer Sicherheit nöthig iſt, macht ſie ſo ſcheu in ihrem Verkehr mit dem Menſchen, daß man eben darum ihre Eigenheiten noch ſo wenig kennt. Die Krähe z. B. iſt in ihrem wilden Zuſtande außerordentlich argwöhniſch; ſieht ſie nur eine Schnur auf einem Kornfelde, ſo fürchtet ſie eine Schlinge, und erblickt ſie einen Menſchen mit einer Flinte, ſo hält ſie ſich in ſcheuer Entfernung, während ſie einen Unbewaffneten nicht fürchtet. Wird ſie gezähmt, ſo legt ſie ihren Ernſt ab, wird ſo muthwillig als ein Affe, und zeigt in ihren Poſſen ungemeine Schlauheit. Die meiſten Vögel laſſen ſich zähmen, aber es iſt nicht leicht, ihnen die Furcht zu nehmen, daß der Menſch ſeine Macht misbrauchen werde.

Antoine Wateau.

Das nachſtehende Bild, nach einem der berühmteſten Gemälde des franzöſiſchen Malers Antoine Wateau, deſſen Bildniß wir gleichfalls mittheilen, ſtellt ein Familienconcert vor. Wateau war aus Valenciennes gebürtig und von niedriger Herkunft. Er ſtand anfänglich als Theatermaler in der Lehre und malte bis in ſein 18. Jahr Decorationen für die Oper in Paris. Später entfernte ſich ſein Lehrer von Paris und überließ den Schüler ſeinem Schickſale, der ſich nun durch Mangel genöthigt ſah, kleine Bilder dutzendweiſe auszumalen. Glücklicherweiſe befreite ihn aus dieſer drückenden und der Entwickelung ſeiner Talente ſo wenig zuſagenden Lage der Maler Claude Gillot, der zwar kein Künſtler vom erſten Range, aber doch geeignet war, dem jungen Wateau eine beſſere Anleitung zu geben als er bis jetzt genoſſen hatte. Bald zeigte es ſich aber, daß Wateau mehr Talent und einen lebendigern Geiſt beſaß, als ſein Lehrer, ſodaß er, beſonders durch ein ſorgfältiges Studium des großen Rubens, in kurzer Zeit ſeinen Meiſter weit hinter ſich ließ.

Digitized by Google

Antoine Wateau.

Wateau's Gemälde ſtellen meiſt heitere und humoriſtiſche Scenen aus dem gemeinen Leben, Poſſen und Scherze in mannichfacher Weiſe dar, welche mit einem leichten und originellen Pinſel ausgeführt ſind. Dieſe kleinen Gemälde fanden in Paris einen außerordentlichen Beifall, und er wurde im eigentlichſten Sinne der Maler für die Modewelt. Cabinete, Kamine, Wandſchirme, ſpaniſche Wände, ſogar Fächer wurden mit Gemälden von Wateau verziert, und ſein Urtheil beſtimmte ſogar die Kleidermode. Auf dieſe Weiſe erwarb ſich Wateau viel Geld, allein er that auch ſeinem Talente großen Schaden und gewöhnte ſich durch vieles und leichtes Arbeiten an eine Manier, die zwar originell genug war, um der großen Menge zu gefallen, aber das tiefere und künſtleriſche Urtheil des wahren Kenners nicht befriedigen konnte. Große Bilder malte Wateau nur ſelten, da er zu unruhigen Geiſtes war, um ſich bei einem und demſelben Gegenſtande lange aufzuhalten.

Wateau's Geſundheit war nicht die feſteſte, und durch unabläſſiges Arbeiten rieb er ſeinen Körper wie ſeinen Geiſt auf. Einſichtsvolle Kunſtrichter verſichern, daß er weit Größeres hätte leiſten können, wenn er es verſtanden, ſich über den rauſchenden Beifall der Menge hinwegzuſetzen. Auch die Gewalt, die er ſeiner eignen Empfindung anthun mußte, da er eigentlich immer zur Schwermuth geneigt war, indem er heitere Gegenſtände malte, ſcheint ſeinen Tod beſchleunigt zu haben, der 1721 in ſeinem 37. Lebensjahre erfolgte. Wateau's Gemälde ſind jetzt ſelten, da ſie ſchon in frühern Zeiten meiſt in die Hände von Liebhabern übergegangen ſind. Doch gibt es eine Sammlung von Kupferſtichen nach ſeinen Gemälden, welche aus 563 Stücken beſteht.

Das Familienconcert.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

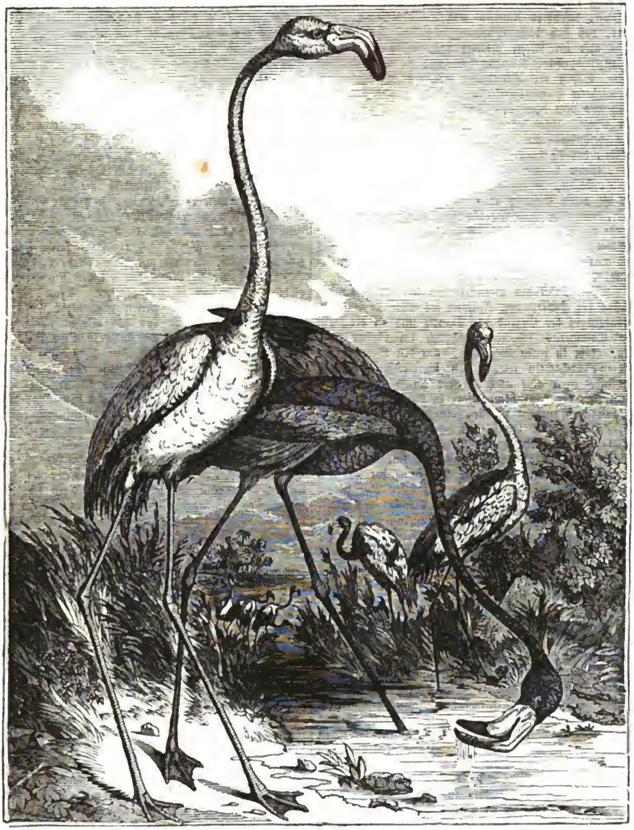
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

132.] Erſcheint jeden Sonnabend. [October 10, 1835.

Der Flammingo.*)



*) Bereits in Nr. 48 des Pfennig-Magazins wurde die Naturgeſchichte dieſes Thieres mitgetheilt.

Digitized by Google

Die Bernſteinfiſcherei.

Der Bernſtein iſt ein harziges, durchſichtiges, gelbliches Mineral, das aller Wahrſcheinlichkeit nach urſprünglich ein einer nicht mehr bekannten Baumart, vermuthlich einer Kiefernart, entfloſſenes Harz war, welches durch gewiſſe Einwirkungen nach der Verſenkung in die Erde Veränderungen erlitten hat. Man findet ihn in eckigen Stücken meiſt am Meeresufer, zuweilen auch in der Braunkohle im Schieferthon. Bei Katharinenburg in Rußland fand man in der neueſten Zeit Bernſtein auf Schichten von bituminöſem Holz im Thon. Häufig findet man im Bernſteine Inſekten und zwar nur Landinſekten, beſonders Ameiſen und Ameiſeneier, ein Beweis, daß ſich dieſe Subſtanz nicht im Innern der Erde oder im Meere gebildet hat, nicht ſelten auch Pflanzenabdrücke, Kiefernnadeln und kleine Eiſentheilchen. Schon im Alterthume war der Bernſtein ein vielbegehrter Handelsartikel und wurde von den Phöniziern aus dem heutigen Samland im Königreiche Preußen geholt. Man nannte ihn Electrum und weil zuerſt und beſonders an dieſer harzigen Subſtanz bemerkt wurde, daß ſie durch ſtarkes Reiben die Eigenſchaft erhält, leichte Körper an ſich zu ziehen und dann wieder zurückzuſtoßen, ſo entſtand daher der Name Elektricität für diejenigen Erſcheinungen an verſchiedenen Naturkörpern, welche in jener Eigenſchaft gegründet ſind. Früher wurde der Bernſtein als Heilmittel, beſonders auch als Amulet gebraucht; jetzt benutzt man ihn meiſt zu Schmuck und allerlei Ziergeräthen, zur Gewinnung der Bernſteinſäure, des Bernſteinöls und zu einem feinen Firniß.

Man findet den Bernſtein am häufigſten an den Küſten der Oſtſee, von Kurland bis nach Kopenhagen, beſonders in der Gegend von Danzig und an der Küſte von Pommern, wo er gewöhnlich im Sande liegt. Man gräbt in jenen Gegenden, um den Bernſtein zu fördern, Schachten wie in den Bergwerken. Zuweilen findet man aber auch an der Oſtſee ſehr ſchönen Bernſtein, der keine Rinde hat, in kleinen, durch Vereinigung von mehren Quellen entſtandenen Küſtenflüſſen. Das Fiſchen des Bernſteins am Ufer der Oſtſee hängt von der Richtung des Windes ab. Kommt der Wind bei Danzig aus Nordoſt, ſo findet man den Bernſtein am Geſtade von der Mündung der Weichſel bis Paſewalk; weht er hingegen aus Weſt oder Nordweſt, ſo wird der Bernſtein beſonders längs dem Fluſſe an das Ufer geſpült. Soll die Bernſteinfiſcherei glücklich ſein, ſo muß am Ende eines heftigen Sturmes ein entgegengeſetzter Wind wehen. Geſchieht dies nicht, ſo gehen die Fiſcher in einem bis an den Hals reichenden ledernen Koller in das Meer und ſammeln den Bernſtein in Beutelnetzen, die an 40 Fuß langen Stangen befeſtigt ſind. Nach jedem Fang gehen ſie an das Ufer zurück, um ihre Netze zu leeren. Dieſe Fiſcherei iſt ein ſehr beſchwerliches Gewerbe, das große Abhärtung fodert, da die heftigen Stürme gewöhnlich nur im November und December ſtatt finden. Die Fiſcher ſind oft ſehr der Kälte ausgeſetzt, ſodaß ſie ihr Koller am Leibe durch Feuer müſſen aufthauen laſſen. Selten geht einer allein in das Meer, gewöhnlich ſind mehre beiſammen, um ſich bei den Gefahren, die ihnen drohen, Beiſtand zu leiſten. Werden ſie von den Wogen ergriffen, ſo ſtützen ſie ſich auf die langen Netzſtangen, bis das Waſſer ſie hebt und ſie, wenn die Woge ſich zurückzieht, wieder auf die Beine kommen.

Minder gefährlich iſt eine andere Art der Bernſteinfiſcherei. Nach einem Sturme, wenn das Meer wieder ruhig und klar geworden iſt, fahren die Fiſcher in Kähnen aus. Sie haben ein durch Übung ſo geſchärftes Geſicht, daß ſie den Bernſtein in einer Tiefe von 15 Fuß erkennen, da das kleinſte Stück im Waſſer, nach den Geſetzen der optiſchen Strahlenbrechung, größer erſcheint, als es wirklich iſt. Dann wirft ein Fiſcher ſein langes Netz in das Meer, die übrigen rudern, um den Kahn weiter zu bringen und das Netz wird heraufgezogen. Der Fang wird in den Kahn ausgeſchüttet und wenn das durch die Bewegung getrübte Meer wieder klar geworden iſt, wiederholen ſie die Arbeit. Die Gegend des Meeres, wo man Bernſtein findet, erkennt man gewöhnlich an Stücken ſchwärzlichen Holzes, die nach Stürmen auf der Oberfläche ſich zeigen, und je größer dieſe Holzſtücke ſind, deſto reichlicher iſt der Fund, den man zu erwarten hat.

Um am Meeresufer Bernſtein zu finden, darf man ſich nicht begnügen, ihn auf der Oberfläche zu ſuchen, ſondern man muß Löcher in den Sand graben, wo man denn zuweilen mehre Pfund Bernſtein in nebeneinander liegenden Stücken findet. Wenn die am Ufer ſich brechenden Wogen Bernſtein auswerfen, legen ſich die Stücke meiſt an Stellen, wo ſich bereits mehre befinden, weil ſie ſich bei der geringſten Reibung einander anziehen. Auch in den Dünen nahe an dem Meeresufer wird nach Bernſtein gegraben. Braucht man viel Bernſtein auf einmal, ſo fahren Schiffer zu einem ſandigen Vorgebirge im öſtlichen Preußen, nähern ſich dem Hügel und löſen Stücke von demſelben ab, die in ihre Schiffe fallen. Eine ſolche Fahrt iſt ſehr einträglich, aber oft mit Lebensgefahr verbunden.

Je dünner die Rinde iſt, die den Bernſtein umgibt, deſto ſchöner iſt das Innere. Man ſieht oft Stücke, die wie große Perlen abgerundet ſind, ohne Zweifel, weil ſie lange von den Wogen hin und her getrieben wurden. Zuweilen findet man Holztheilchen in dieſen Stücken. Der abgerundete Kern, wo ſich dieſe Bruchſtücke befinden, ſcheint ſeine Geſtalt gleichfalls durch die Bewegung des Waſſers erhalten zu haben. Dieſer Kern enthält zuweilen nicht nur Kiefernnadeln oder Eiſentheilchen, ſondern auch härtere Bernſteinſtücke. Findet man in dem Bernſtein Kiefernnadeln oder Holzſplitter, ſo nennt man ihn neuen Bernſtein. Die alten Nadeln geben dem Bernſtein einen ſtarken Geruch. Dieſe Erſcheinungen und die kleinen Tannzapfen, die zuweilen an Bernſteinſtücken hängen, bekräftigen die Wahrſcheinlichkeit des vegetabiliſchen Urſprungs. Man dürfte wol mit Grund annehmen können, daß der Bernſtein, nachdem er ſich als vegetabiliſches Erzeugniß gebildet hat, von einem großen Fluſſe, wie die Weichſel, dem Meere zugeführt werde, das ihn dann, vielfach verändert, wieder ans Ufer wirft.

Die Kunſtſachen, wozu man den Bernſtein verarbeitet, werden nach der Größe und Reinheit der Stücke oft zu hohen Preiſen verkauft. Man findet in mehren Sammlungen, z. B. im grünen Gewölbe zu Dresden, treffliche Bernſteinarbeiten. Von Danzig geht viel Bernſtein nach Konſtantinopel, wo es ausgezeichnete Bernſteinarbeiter gibt, nach Perſien und andern Gegenden des Morgenlandes, und ſeit 20 Jahren auch nach Frankreich. In Paris ſchneidet man ihn in Facetten und macht Schmuckſachen daraus, die zu hohen Preiſen verkauft werden. Der von Danzig nach Ägypten ausgeführte Bernſtein beſteht aus ganz glatten, aber ſorgfältig polirten Stücken. Die Bernſteinarbeiter in Danzig haben viele vereidete Fiſcher in ihrem Solde, die ihnen den gefundenen Bernſtein abliefern müſſen, den die Meiſter zu gleichen Theilen unter ſich vertheilen.

Digitized by Google

Die Bienenjagd im weſtlichen Nordamerika.

Zu den mancherlei Jagden, die in den ungeheuern, noch unbewohnten Wieſenſtrecken des weſtlichen Theiles von Nordamerika und in den angrenzenden Urwäldern von den dort nomadiſch lebenden Indianerſtämmen veranſtaltet werden, gehört auch, ſeit dem Vordringen der Weißen in dieſe Gegenden, die Bienenjagd, welche jene Wilden auf eine ziemlich einfache, aber merkwürdige Weiſe anſtellen, um ſich den reichlich aufgehäuften Honig der wilden Bienen zu verſchaffen. Wir geben die Beſchreibung derſelben mit den Worten eines Augenzeugen. „Der ſchöne Wald, in dem wir uns gelagert hatten, war reich an Bäumen, in deren verfallenen Stämmen die wilden Bienen ihre Stöcke angelegt haben. Es iſt überraſchend, in welchen unzähligen Schwärmen ſich die Bienen in Zeit von wenigen Jahren über den Weſten von Nordamerika ausgebreitet haben. Sie ſind gleichſam die Herolde der Civiliſation geweſen, indem ſie derſelben beſtändig, ſo weit ſie nach und nach von der Küſte des atlantiſchen Meeres aus vorgedrungen iſt, vorausgegangen ſind, und einige der ältern Bewohnern des Weſtlandes behaupten das Jahr angeben zu können, in welchem die Honigbiene über den Miſſiſſippi gekommen iſt. Mit Erſtaunen fanden die Indianer die morſchen Bäume ihrer Wälder mit köſtlichem Honig geſegnet, und nichts ſoll der gierigen Luſt gleichgekommen ſein, mit welcher ſie über dieſen unerkauften Genuß herfielen. Jetzt ſchwärmen Myriaden von Honigbienen in den dichten Wäldern, welche die Wieſen einfaſſen und durchſchneiden und die ſich längs der von den Flüſſen beſpülten Niederungen hinziehen. Es ſcheint, als ob dieſe ſchönen Gegenden buchſtäblich der Beſchreibung des gelobten Landes entſprächen, des Landes, wo Milch und Honig fließt; denn die reiche Weide der Wieſen kann zahlloſe Heerden ernähren, während Blumen ſie zu einem wahren Paradieſe für die Biene machen. Wir hatten nicht lange unſer Lager aufgeſchlagen, als eine Geſellſchaft aufbrach, einen Honigbaum zu ſuchen, und da ich große Luſt hatte, dieſer Jagd beizuwohnen, ſo nahm ich die Einladung, ſie zu begleiten, mit Vergnügen an. Die Geſellſchaft ſtand unter der Anführung eines alten erfahrenen Bienenjägers, eines langen, ſchmächtigen Mannes, in einem ſelbſtverfertigten Gewande, das nachläſſig um ſeinen Körper hing, und einem Strohhute, der einem Bienenſtocke nicht unähnlich war; ein Gefährte, auf dieſelbe Weiſe gekleidet, doch ohne Hut, über der Schulter eine lange Flinte, ging dicht hinter ihm her. Dieſen Beiden folgten ſechs Eingeborene, einige mit Äxten, andere mit Flinten, denn nie geht ein Bewohner dieſer Gegenden unbewaffnet tiefer ins Land hinein. Nachdem wir eine Strecke gegangen, kamen wir an einen offnen Platz an dem Rande des Waldes. Hier machte unſer Führer Halt und näherte ſich dann leiſe einem niedrigen Geſträuche, auf deſſen Gipfel ich ein Stück von einer Honigſcheibe bemerkte. Dies diente, wie ich ſpäter erfuhr, als Lockſpeiſe für die Honigbienen. Schon umſummten es einige Schwärme und krochen in die Zellen. Nachdem ſie ſich hinlänglich mit Honig beladen hatten, erhoben ſie ſich in die Luft und ſchoſſen dann mit großer Schnelligkeit in grader Linie davon. Die Jäger beobachteten genau den Weg, den ſie nahmen, und verfolgten ſie in dieſer Richtung, über hervorragende Wurzeln und umgefallene Bäume ſtolpernd, die Augen aufwärts richtend. So gingen ſie den honigbelaſteten Bienen nach bis zu ihrem Stocke, in der Höhlung einer verdorrten Eiche, die ſie, gleichſam begrüßend, eine Zeit lang umſchwärmten. Dann krochen ſie in die beinahe 60 Fuß über der Erde erhabene Höhlung. Zwei Jäger ſchlugen nun ihre Ärte kräftig in den Fuß des Baumes, um ihn zu fällen. Zu gleicher Zeit zogen wir uns vorſichtig zurück, um dem Falle des Baumes, ſowie der Rache ſeiner Bewohner auszuweichen. Die ſchallenden Klänge der Ärte ſchienen die Bienengeſellſchaft nicht im Geringſten aufzuſcheuchen oder auch nur in Unruhe zu bringen. Sie ſetzten ihre Arbeiten fort, während einige reich beladen in den Hafen einliefen, andere einen neuen Ausflug antraten. Selbſt ein lautes Krachen, welches den Sturz des Baumes ankündigte, vermochte nicht, die Aufmerkſamkeit der Bienen von der eifrigen Verfolgung ihres Gewinnes abzulenken. Endlich fiel der Stamm zu Boden und zeigte, von oben bis unten auseinanderberſtend, die gehäuften Schätze des kleinen Staates. Einer der Jäger lief ſogleich mit einem Bunde brennenden Heus umher, zu Abwehrung der Bienen. Dieſe machten jedoch nicht den geringſten Verſuch, ſich durch einen Angriff zu rächen; vielmehr ſchienen ſie erſtaunt über das Ereigniß und nicht zu ahnen, was die Urſache deſſelben geweſen ſei; ſie blieben ganz ruhig, umkrochen und umſummten die Ruinen ihres Palaſtes, ohne uns auf irgend eine Art beſchwerlich zu fallen. Nun fiel die ganze Geſellſchaft mit Löffeln und Jagdmeſſern über die Beute her, um die Honigſcheiben herauszuſchaufeln. Einige derſelben waren ziemlich alt und von dunkelbrauner Farbe; andere hingegen ſchön weiß und der Honig in ihren Zellen faſt ganz klar und durchſichtig. Die Scheiben, welche noch ganz waren, wurden in die Feldkeſſel gethan, um in das Lager geſchafft zu werden; die aber, welche durch den Fall zerbrochen waren, auf der Stelle verzehrt. Jeder Bienenjäger war mit einem Stücke in der Hand zu ſehen, das ſchnell aufgezehrt wurde. Doch waren es nicht die Bienenjäger allein, die von dem Sturze dieſes Staates Gewinn zogen. Gleich als ob die Bienen die Ähnlichkeit ihrer Gewohnheiten mit denen der arbeitſamen, gewinnſüchtigen Menſchen vollkommen durchführen wollten, erblickte man eine Menge Bienen aus andern Stöcken, die herbeigeflogen kamen, um ſich an dem zerſtörten Eigenthume ihrer Nachbarn zu bereichern. Mit großer Luſt und Geſchicklichkeit verkrochen ſie ſich in die Zellen der zerbrochenen Honigſcheiben, und reichlich mit Beute verſehen, flogen ſie wieder davon nach ihren Behauſungen. Die armen Eigenthümer der Trümmer ſelbſt dagegen ſchienen nicht den Muth zu haben, irgend etwas zu unternehmen, ſondern ſie krochen in müßiger Troſtloſigkeit auf und ab. Es iſt ſchwer, eine Schilderung von der Verwirrung derjenigen Bienen des geſtürzten Stockes zu geben, die während der Kataſtrophe abweſend waren und nun, mit Ladungen verſehen, ankamen. Anfänglich flogen ſie über der Stelle, wo vorher der Baum geſtanden hatte, in der Luft umher, beſtürzt über die Leere, welche ſie antrafen. Endlich, als hätten ſie nun ihr Unglück begriffen, ließen ſie ſich haufenweiſe auf den Aſt eines benachbarten Baumes nieder, von wo ſie die niedergeſtürzten Trümmer zu betrachten ſchienen. Wir verließen nun den Platz, noch eine Menge Honig in den Höhlungen des Baumes zurücklaſſend. „Das wird Alles vom Ungeziefer aufgezehrt!“ ſagte einer der Jäger.“ „Von welchem Ungeziefer?“ fragte ich. „Von Bären und anderer Brut. Die Bären verſtehen ſich unter Allen am beſten, die Honigbäume aufzufinden. Sie nagen ſo lange an einem Stamme, bis ſie eine Öffnung gemacht haben, die groß genug iſt, um ihre Tatzen hineinzubringen, und dann holen ſie den Honig heraus.“

Digitized by Google

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 129.)

Die Quelle Siloa am Berge Zion.

Es war uns angenehm, die nächſten Umgebungen Jeruſalems in Geſellſchaft unſeres Engländers zu durchwandern. Er hatte bei ſeinem frühern Aufenthalte die Örtlichkeiten aufmerkſam unterſucht, ohne ſich an die gebahnten Wege zu halten, welche die Pilger herkömmlich geführt werden, und mochte er auch in ſeiner Zweifelſucht bei manchen unbedenklichen Überlieferungen zu weit gehen, ſo brachte er uns doch oft durch eine ſcharfſinnige Bemerkung auf die rechte Spur, wo Geſchichte und örtliche Verhältniſſe mit der Sage unvereinbar ſind. Unſer Führer, der junge Mönch, der ihn ſchnell ergründet hatte, warf daher gewöhnlich, wenn er beſchrieb und erklärte, ſeine Blicke auf den Engländer, und ſah er ihn lächeln, pflegte er ſich mit dem Ausrufe: „Cause volete? C'è un miraculo di Dio! (Ihr wollt die Urſachen wiſſen? Es iſt ein göttliches Wunder!) oder ähnlichen Wendungen zu helfen. Wir gingen durch das Davidsthor auf dem Berge Zion in das Thal Hinnon hinab und beſtiegen den ſogenannten Schuldberg auf der Südſeite der Stadt, die hier jenſeit des tiefen Thales ſich ernſt erhebt. Ihre düſtern Mauern umſchließen den Berg Zion. Kein Laut ſtört die Stille. Rechts erhebt ſich der prächtige Ölberg, an deſſen Fuße das Thal Joſaphat liegt, zu welchem das Hinnonthal ſich hinabſenkt. Ja die Stadt Gottes iſt verſchwunden mit den heiligen Stellen, die einſt von ihren Mauern umſchloſſen waren; doch die Geſtalt der Natur iſt noch unverändert, nur daß Einſamkeit und Wildheit herrſchen, wo einſt Üppigkeit und Freude wohnten; aber obgleich ihre Herrlichkeit dahin iſt, ſo ruht doch auf mancher ihrer ſtillen und romantiſchen Scenen ein hoher und wehmüthiger Reiz.

Seitwärts von dieſer Höhe zeigt man das Akeldama, den Blutacker, wo Judas ſich erhängte. An dem Abhange, der ſich in das Thal Hinnon ſenkt, ſind Gräber von verſchiedener Geſtalt und Größe in den Felſen gehauen, unterirdiſche Kammern, deren jede Behältniſſe für die Todten hatte. Die Eingänge, früher mit ſteinernen Thüren verſchloſſen, ſind ſo niedrig, daß man ſich bücken oder zuweilen auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Über allen Gräbern ſieht man hebräiſche und griechiſche Inſchriften. Die hebräiſchen ſind meiſt ausgelöſcht und überdies mit einer ſchwärzlichen Maſſe bedeckt, welche die Entzifferung noch ſchwieriger macht. Einige haben eine größere Vorhalle, die mit Gemälden geziert iſt, Chriſtus, die heilige Jungfrau und andere Heilige, im byzantiniſchen Style dargeſtellt, und es iſt zu verwundern, daß ſich bei der in dieſen Grüften herrſchenden Feuchtigkeit die Farben ſo lange erhalten haben. Dieſe Vorhallen ſcheinen für gottesdienſtliche Zuſammenkünfte beſtimmt geweſen zu ſein. Unter den Grabhöhlen zog eine beſonders unſere Aufmerkſamkeit an. Sie liegt grade dem Berge Zion gegenüber und hat nur ein Behältniß für einen einzigen Leichnam, während in den übrigen Gräbern deren zwei und in manchen mehre ſich finden. Der große Stein, der einſt, wie es ſcheint, die Öffnung verſchloß, iſt weggerollt. Der Engländer erinnerte uns, daß ſein Landsmann, der gelehrte Clarke, der die von einigen Reiſenden ausgeſprochenen, von andern widerlegten Zweifel gegen die Echtheit des Grabes am Calvarienberge theilte, dieſe Höhle für das eigentliche Grab des Heilands gehalten habe.

In dem Thale hinabwandernd, kamen wir zu der Quelle Siloa am Abhange des Berges Zion. Sie fließt aus dem Felſen in ein Becken, deſſen Seiten glatt behauen ſind, und gegen die Sonne geſchützt, iſt ſie ungemein kühl. Auf der Mittagsſeite führen Stufen hinab. Das Waſſer fließt aus dem Becken in das Thal, iſt ſehr hell, hat aber einen herben und unangenehmen Geſchmack, wie es auch die Kreuzfahrer bei der Belagerung von Jeruſalem erfuhren, als ſie in der Sommerhitze an Waſſermangel litten, da der Bach Kidron trocken war und die Sarazenen die Brunnen um die Stadt verſchüttet hatten. Die Bewohner der Stadt waſchen ſich häufig in dem Waſſer des Siloa, da ſie ihm eine heilbringende Kraft, beſonders für die Augen, zuſchreiben, an den Blindgeborenen ſich erinnernd, den Chriſtus hier heilte.

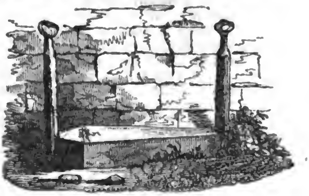
Die Sonne warf heißere Strahlen. Wir gingen wieder zum Davidsthore hinan und überließen uns, ehe wir in das Kloſter zurückkehrten, der Führung unſeres gefälligen Mönchs. Am Ende des Berges Zion ſahen wir David's Moſchee, ein ziemlich unanſehnliches Gebäude, das aber die Mohammedaner in hohen Ehren halten, da ſie behaupten, daß David und Salomo hier

Digitized by Google

begraben liegen. In einem kleinen, an die Moſchee ſtoßenden Gebäude, wo vor Zeiten eine chriſtliche Kirche ſtand, zeigt man das Gemach, in welchem der Heiland mit ſeinen Jüngern das letzte Nachtmahl hielt und den zehn Apoſteln nach der Auferſtehung erſchien. Nicht weit von der Moſchee liegt der Begräbnißplatz der Chriſten, wo man zahlreiche Gräber von Katholiken, Griechen und Armeniern ſieht. Auf den griechiſchen Gräbern ſind die Werkzeuge, welche die Beſchäftigung des Verſtorbenen bezeichnen, plump abgebildet. Von hier gingen wir längs der Stadtmauer, aus welcher ein Thor zu den Quartieren der Armenier und der Juden, das andere zu dem mohammedaniſchen Stadttheile führt, zu Omar's prächtiger Moſchee auf dem Hügel Moria, dem Ölberge gegenüber. Sie liegt nicht hoch über der Fläche der Straße. Der umliegende, mit Bäumen bepflanzte Hof iſt geräumig und der einzige freundliche Spaziergang in der Stadt. Der Eintritt in die Moſchee iſt den Chriſten ſtreng verboten. Sie iſt ein achteckiges Gebäude, 400 Fuß lang und 360 breit, von Omar im 7. Jahrhundert erbaut, nicht ſo groß als die Sophienkirche in Konſtantinopel, die ſie aber an Leichtigkeit und Schönheit der Bauart übertrifft. Sie wurde von den Kreuzfahrern in eine chriſtliche Kirche verwandelt, von Saladin aber, als er Jeruſalem erobert hatte, ihrer urſprünglichen Beſtimmung zurückgegeben. Man zeigt hier den Stein, auf welchem Jakob lag, als er im Traume die Himmelsleiter ſah, und dieſer Tempel iſt den Mohammedanern ſo heilig, daß er, nächſt Mekka und Medina, am meiſten von Pilgern beſucht wird. Wir gingen in das anſtoßende Haus des Stadtbefehlshabers, das auf der Stelle liegt, wo einſt Pontius Pilatus gewohnt haben ſoll. Der Engländer verſchaffte uns Zutritt, und es ward uns erlaubt, von dem flachen Dache des Hauſes das Äußere der Moſchee zu betrachten. Sie ſteht auf einer Erhöhung, zu welcher breite Stufen führen, mitten in dem von Cypreſſen und Geſträuchen beſchatteten Raume, wo mehre Mohammedaner ſchweigend auf- und niederwandelten. Eine hohe Kuppel, die Felſenkuppel genannt, deckt das Gebäude, gekrönt von einem glänzenden Halbmond. Um den Fries laufen in erhabenen Buchſtaben Texte aus dem Koran, und an den vier Haupttheilen ſieht man Eingänge mit zugeſpitzten Bögen, die von gewundenen Säulen geſtützt werden. Es war Freitag, und die helle Stimme des Muezzin rief von einem der hohen Minarets die Gläubigen zum Gebet.

In dem Hauſe des Stadtbefehlshabers zeigt man das Zimmer, worin Chriſtus gefangen ſaß, ehe er vor die Richter geführt wurde. Nicht weit davon iſt ein dunkles und verfallenes Gemach, das als der Gerichtsſaal des Pilatus bezeichnet wird. Näher nach dem Golgatha zeigte uns der Kloſterbruder den arco del ecce homo, den Bogen, wo Chriſtus ſtand, als Pilatus zu den Juden ſprach: „Sehet, welch' ein Menſch!" Nicht weit von dem ehemaligen Pilatushauſe am Abhange iſt die Stelle, wo einſt die heilige Treppe lag, die Chriſtus auf dem Leidenswege beſtieg, und die vor mehren Jahrhunderten nach Rom gebracht wurde, wo man ſie jetzt in einer kleinen Kapelle am Lateran ſieht. Unſer Führer folgte nun mit uns dem Wege, wo Chriſtus das Kreuz zum Golgatha trug und wo drei kleine Pfeiler die Stellen bezeichnen, auf welchen er, von der Laſt gedrückt, niederſank.

Nicht weit von Omar's Moſchee zeigte der Führer uns das ſogenannte heilige oder goldene Thor, das vermauert iſt, weil die Mohammedaner die alte Sage fürchteten, daß durch dieſes Thor der Feind einziehen werde, der ihnen den Untergang bringen ſollte. Nicht weit von hier ragt ein Stein aus der Mauer hervor, auf welchem Mohammed am Tage des letzten Gerichts ſitzen wird, das, wie ſie mit den Juden glauben, im Thale Joſaphat gehalten werden ſoll. In der Nähe liegt der mohammedaniſche Begräbnißplatz. Die Gräber ſind meiſt zierlich und haben Denkſteine von verſchiedener Geſtalt, gewöhnlich einem Sarge ähnlich, mit Pfeilern an jedem Ende, die einen grün oder roth bemalten Turban tragen, je nachdem der Verſtorbene zum Stamme des Propheten gehörte oder nicht.



Ein mohammedaniſches Grab.

Wir gingen dann zu dem Teiche Bethesda, nicht weit von dem Stephansthore, der tief und trocken iſt und deſſen Rand und Boden mit Gras bewachſen ſind. Während der Franziskaner in das Kloſter zurückkehrte, da wir unſere Morgenwanderung geendigt hatten, verweilten wir noch einige Zeit in der Nähe jenes Thores und folgten dem Zuge anderer geſchichtlichen Erinnerungen, bei welchen er ſchwerlich unſer Führer hätte ſein können. Das Stephansthor, auf der Nordſeite der Stadt, war es, durch welches die Kreuzfahrer in Jeruſalem eindrangen. Wir überblickten, mit dem Plane der Stadt in der Hand, die Richtung, in welcher das Lager der Chriſten Jeruſalem eingeſchloſſen hatte, und riefen uns die Ereigniſſe zurück, die der Eroberung der Stadt vorhergegangen waren.

Als die Kreuzfahrer zu Anfang des Junius 1099 in Ramleh verweilten, wurden ſie von den Chriſten zu Bethlehem gebeten, ſie durch einen Kriegerhaufen gegen die Mohammedaner zu ſchützen, die der ſchönen Kirche über der Geburtsſtelle des Heilandes Gefahr drohen konnten. Der tapfere Tankred erhielt den Auftrag, und mit Tagesanbruch zog er an der Spitze von 100 erleſenen Rittern nach Bethlehem. Die Chriſten kamen ihnen freudig entgegen, heilige Geſänge anſtimmend, und führten ſie zu der Kirche. Als die Ritter an der Krippe gebetet hatten, ſtiegen ſie wieder zu Pferde, und ungeduldig, Jeruſalem zu ſehen, eilte Tankred ſeinen Gefährten voran, wagte ſich bis an die Stadtmauer und ſtieg durch das Thal Joſaphat auf den Ölberg, um bei dem Lichte der Abendſonne einen Blick in das Innere der heiligen Stadt zu werfen. Das Kreuzheer wurde von neuem Eifer entzündet, als ſich im Lager die Nachricht verbreitete, daß mehre ihrer Gefährten Jeruſalem geſehen hätten. Endlich erreichten die Chriſten die Höhe, wo die Stadt im vollen Glanze der Morgenſonne vor ihnen lag. Sie fielen auf ihre Knie, küßten den Boden, baten Gott um weitere Hülfe, und alle Beſchwerden vergeſſend, dachten ſie nicht an den Kampf, den ſie noch beſtehen mußten, ehe ſie am Grabe des Heilandes knien konnten. Jeruſalem gehorchte ſeit drei Jahren dem ägyptiſchen Khalifen aus dem Geſchlechte der Fatimiden, deſſen Statthalter, Iftickhar ed Daula,

Digitized by Google

den Kriegsbefehl führte. Er ließ bei der Annäherung der Chriſten die Mauern der Stadt wiederherſtellen, ſammelte Waffen und Kriegsbedarf und verheerte die Umgegend bis in weiter Entfernung. Als er die umwohnenden waffenfähigen Mohammedaner in die Stadt gerufen hatte, ſtand er an der Spitze von 40,000 Kriegern. Zu Anfang des Julius kamen die Chriſten unter die Mauern der Stadt und legten ihr Lager auf der weſtlichen und nördlichen Seite an, wo ſie allein zugänglich war. Der Lagerplatz Gottfried's von Bouillon war unter David's Burg, am Abhange des Zion, wo der heftigſte Angriff erwartet wurde; an ihn grenzten die Lager Tankred's und des Grafen Raimund von Toulouſe, an welche in nördlicher Richtung die Zelte der Ritter unter Robert von Flandern und dem Herzoge von der Normandie ſtießen, der vor dem Stephansthore ſtand. Am fünften Tage nach ihrer Ankunft wurde die Stadt geſtürmt. Die Kreuzfahrer nahmen die äußere Mauer nach einem blutigen Kampfe, aber die Belagerten zogen ſich hinter die innere Mauer zurück und ſtürzten die Verwegenen, welche die Sturmleitern anlegten, in das Thal. Die Chriſten zogen ſich in ihr Lager zurück. Als ſie ſich nun zu einer längern Belagerung rüſten mußten, fehlte es in der nackten Umgegend, die keine ſtärkern Bäume als den Ölbaum hatte, an Bauholz zu Kriegswerkzeugen. Ein ſyriſcher Chriſt führte ſie in ein dicht beholztes Thal auf dem Wege nach Naplus, und Tankred entdeckte in einer Höhle viele große Baumſtämme, die aus der Zeit der letzten Belagerung der Stadt durch die Ägypter zurückgeblieben waren. Die Werkmeiſter gingen alsbald an die Arbeit, aber die Heerführer waren ſo arm, daß der Tagelohn der Arbeiter durch freiwillige Beiträge der Pilger aufgebracht werden mußte. Alle, Alt und Jung, Weiber und Kinder, legten Hand ans Werk, und wer ſonſt keine Hülfe leiſten konnte, half den Boden ebenen oder trug Reiſer zu Faſchinen herbei. Mangel erhöhte die Beſchwerden. Das Waſſer mußte beinahe zwei Stunden weit in Schläuchen auf Laſtthieren herbeigeholt werden, während die Araber, die in Höhlen und Dickigen lauerten, den Weg unſicher machten. Ein heißer Südwind wehte. Pferde und Maulthiere, von Durſt erſchöpft, fielen und ihre Leichname verpeſteten die Luft. Die Kreuzfahrer gruben Löcher in die Erde, legten ſich nackt hinein, bedeckten die Bruſt mit friſchem Raſen, um Kühlung zu finden, und leckten ſelbſt die untere Fläche der Steine ab, die ſie aus dem Boden aufgruben. Die Schiffe der Genueſer, die in Jaffa Wein und Lebensmittel landeten, linderten die Noth und brachten erfahrene Kriegsbaumeiſter und beſſere Werkzeuge mit als im Lager der Kreuzfahrer zu finden waren. Die Rüſtungen zum Sturm rückten ſchnell vor. Am 8. Julius, einem Freitage, ward auf den Rath Peter's des Einſiedlers und eines alten Klausners auf dem Ölberge, der im Rufe der Sehergabe ſtand, beſchloſſen, eine feſtliche Betfahrt zu halten. Den Prieſtern in weißen Gewändern, welche Kreuze, Reliquien und Heiligenbilder trugen, folgten die Ritter in voller Rüſtung, mit wehenden Bannern und Trompetenklang, und barfuß alle Pilger, die Heiligen um Beiſtand anflehend. Vom Fuße des Zion ging der Zug aus dem Thale Hinnon in das Thal Joſaphat und auf den Ölberg. Hier, wo der Heiland Thränen vergoſſen über die verblendete Stadt, hielt ein Prieſter aus der Normandie eine eindringende Rede, worin er die Kreuzfahrer zur Eintracht ermahnte, und Peter der Einſiedler ermunterte ſie zu tapferer Beharrung. Die Erſtürmung ward auf den nächſten Donnerstag feſtgeſetzt. In der Nacht vor dieſem Tage beſchloſſen Gottfried von Bouillon, der Graf von Flandern und der Herzog von der Normandie, welche die gegenüberliegende Stadtmauer zu ſtark und zu gut vertheidigt gefunden hatten, eine andere Stellung zu nehmen, und ließen die zerlegten Belagerungswerkzeuge auf die Oſtſeite der Stadt zwiſchen das Stephansthor und das Thal Joſaphat bringen. Bei Tagesanbruch begann der Sturm. Wurfgeſchoſſe wurden gegen die Mauern geſchleudert, brachten aber wenig Nachtheil, da die Belagerten ſie durch Säcke, die mit Wolle, Stroh und Spreu gefüllt waren, und durch herabgelaſſene Balken geſchützt hatten. Die Chriſten erſtiegen kühn die Mauern, und Gefäße mit ſiedendem Öl und brennendem Schwefel wurden auf ſie herabgegoſſen, während Feuerpfeile die Belagerungswerkzeuge in Brand ſteckten, die nur mit Mühe gelöſcht werden konnten. Die Nacht endigte den Kampf. Es war den Chriſten ein günſtiges Vorzeichen, daß die Feinde, trotz allen Anſtrengungen, das Kreuz auf Gottfried's Belagerungsthurme nicht hatten beſchädigen können. Bei der Morgendämmerung begann der Sturm mit verdoppelter Heftigkeit. Sieben Stunden hatte der Kampf gedauert, als endlich die äußere Mauer auf der Oſtſeite der Stadt niederſtürzte. Gottfried's Thurm war nun gegen die innere Mauer gerichtet, alle Schutzmittel der Feinde wurden in Brand geſteckt und der Nordwind trieb Flammen und Rauch ſo heftig in die Stadt, daß die Belagerten faſt erſtickten. Die Fallbrücke von Gottfried's Thurme ſenkte ſich nun auf die Mauer. Zwei tapfere Flanderer ſprangen aus dem zweiten Stockwerke des Thurmes, die Erſten, die auf den Mauern Jeruſalems ſtanden. Gottfried und mehre Ritter folgten. Andere legten Leitern an. Die Sarazenen fliehen, von den eingedrungenen Siegern verfolgt. Das Stephansthor wird erſtürmt, und mit dem lauten Geſchrei: „Gott hilft!“ ſtürzen die Kreuzfahrer hinein und füllen die Straßen. Das Banner des Kreuzes weht bald auf den Thürmen; es ſcheint, ſagt Taſſo *) —

> Es ſcheint, wie nun das ſtolze Siegerzeichen
> In tauſend Kreiſen wogt und flieht und kehrt,
> Das Weh'n der Luft der Huldigung zu gleichen,
> Und heller ſelbſt auf ihm der Tag verklärt;
> Der Pfeil, darauf gezielt, ſcheint abzuweichen,
> Wenn er nicht rückwärts auf den Schützen fährt;
> Anbetend neigt, ſo ſcheint's, die Stirn herüber
> Burg Zion ſammt dem Berg, ihr gegenüber.

Während die Kreuzfahrer auf dieſer Seite ſiegten, ergaben ſich die Sarazenen im Davidsthurme auf dem Berge Zion dem Grafen Raimund von Toulouſe, der mit großen Anſtrengungen gegen ſie gekämpft hatte. Seine Ritter drangen in die Stadt. Als auch Tankred's Schar durch die Straßen vordrang, hörten ſie ſtaunend laute Stimmen, die das Miſerere ſangen. Es waren die Chriſten, die ſich erſchrocken in der Kirche des heiligen Grabes verſammelt hatten. Tankred gab ihnen eine Schutzwache und eilte vorwärts. Zehntauſend fliehende Feinde ſuchten Schutz in dem ummauerten Hofe der Moſchee Omar's, aber die Kreuzfahrer erſtürmten die Thore und faſt alle Sarazenen wurden ohne Erbarmen niedergehauen. Viele Juden verbrannten in der angezündeten Synagoge. Das Blut ſtrömte in allen Straßen. Überall ein wildes Gemetzel. Hier wurden die wehrloſen Flüchtlinge von den Thürmen herabgeſtürzt, Kinder von der Mutterbruſt geriſſen und an die Mauern geſchleudert, einige Unglückliche ſogar

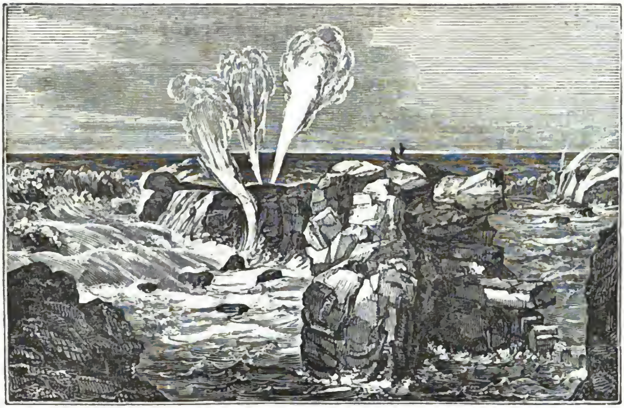
*) Befreites Jeruſalem, Geſang XVIII, V. 100 nach Streckfuß's Überſetzung.

Digitized by Google

bei langſamem Feuer gebraten, um ihnen das Geſtändniß verborgener Schätze auszupreſſen. Als Gottfried von Bouillon keine Feinde mehr in den Straßen zu verfolgen fand, legte er ein Pilgergewand an und eilte in die Kirche des heiligen Grabes. Der Abend war gekommen. Alle Krieger waren müde von dem furchtbaren Kampfe, ſteckten die Schwerter ein und ſuchten die Ruhe. Da erinnerten ſie ſich, daß ſie in der Stadt waren, welche die Heiligthümer enthielt, zu deren Befreiung ſie die Waffen ergriffen hatten. Alle reinigten ſich von Staub und Blut, wuſchen Haupt und Füße und zogen demüthig durch die Straßen zum Grabe des Heilandes. Das wilde Siegesgeſchrei, der Ruf der Verzweiflung waren verſtummt und man hörte nur Dankgeſänge nnd Bußgebete, als die Krieger mit geſenkten Blicken zum Calvarienberge wanderten, wo die Geiſtlichen ſie mit Dankſagungen empfingen. Die Pilger betrachteten mit Andacht die Heiligthümer, beichteten ihre Sünden und verſprachen Beſſerung ihres Lebens. So erzählen uns Augenzeugen dieſen wunderſamen plötzlichen Übergang von roher Grauſamkeit zu inbrünſtigem Andachtseifer, der in den Stimmungen und Anſichten der Zeit ſeine Erklärung findet. Wenige Tage nach der Eroberung der Stadt wurde Gottfried von Bouillon in der Kirche des heiligen Grabes zum König von Jeruſalem ausgerufen, aber der fromme Held weigerte ſich, eine goldene Krone auf ſein Haupt ſetzen zu laſſen, wo Chriſtus eine Dornenkrone getragen habe.

(Fortſetzung in Nr. 133.)

Der Bläſer.

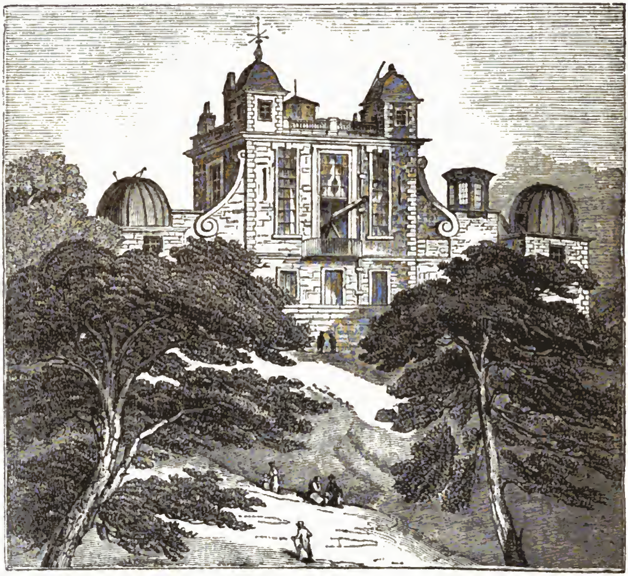


Auf der Südſeite der britiſchen Inſel Mauritius (ehemals Isle de France) an der Oſtküſte von Afrika, befindet ſich ein merkwürdiger Punkt, der den Namen des Bläſers führt und ein wirklich großartiges Schauſpiel darbietet. Ein neuer engliſcher Reiſender liefert davon folgende Beſchreibung. „Eine anſehnliche Felsmaſſe läuft hier vom Feſtland aus in die See, mit dieſem nur durch eine ſchmale Erdzunge von kaum zwei Fuß Breite verbunden. Das immerwährende Anſchlagen und die Brandung der Meeresflut hat dieſen Felſen, der ſich 35—40 Fuß über das Meer erhebt, überall ſo ausgehöhlt, daß er einem gothiſchen Gebäude mit künſtlich gewölbten Bögen nicht unähnlich iſt. Durch dieſes Vorgebirge haben ſich die gewaltſam brandenden Wellen ſcheitelrecht zwei Durchgänge nach oben gebildet, welche durch die Länge der Zeit ſo glatt und cylinderförmig geworden ſind, als ob ſie künſtlich mit einem Meißel hineingearbeitet wären. Wenn nun eine große Welle ſchäumend in dieſe Öffnung hineinrollt, ſo füllt ſie die Höhle aus und wird gewaltſam zu der cylinderförmigen Öffnung, eine Höhe von faſt 60 Fuß, hinaufgedrängt. Ein Theil des hinaufgetriebenen Waſſers ſprudelt nun aus dem Felſenſchlunde hervor, während die größere Waſſermaſſe wieder zurückfällt. Hierdurch wird der Raum dieſes ſeltſamen Springbrunnens plötzlich wieder leer und der nun hindurchſtreifende Luftzug verurſacht ein dumpfes Geheul, das man ſchon in weiter Entfernung vernehmen kann.“ Der Reiſende, welcher dieſen intereſſanten Ort beſuchte, wollte ſeine Beobachtungen ganz in der Nähe anſtellen, und ſetzte ſich deshalb dicht an die Öffnung des Schlundes, als eben eine ungeheure Welle von unten herauf ſprudelte und ihn ſammt ſeinem Gefährten beinahe in den Ocean geſchleudert hätte; er mußte deshalb, da der Zudrang des Waſſers immer ſtärker wurde, wieder nach dem Feſtlande zurück. In der Entfernung von etwa einer halben Stunde nahm ſich das ſeltene Schauſpiel herrlich aus. Der Waſſerſtrudel ſtieg aus dem Schlunde faſt ſenkrecht und ungebrochen in Geſtalt eines ſich nach oben ausdehnenden Cylinders über 25 Fuß

Digitized by Google

in die Höhe, dann theilte er ſich nach allen Seiten und ſandte einen Sprühregen auf das Feſtland herab, ſchöner als ihn die herrlichſte Fontaine hervorzubringen vermag. Unſere Abbildung kann wenigſtens einen Begriff von dieſem merkwürdigen Schauſpiele geben.

Die Sternwarte zu Greenwich.



Unter die berühmteſten Anſtalten zur Beobachtung der Himmelskörper gehört die Sternwarte, die auf einer Erhöhung im Park zu Greenwich unweit London erbaut iſt. Sie ward im Jahre 1675 auf der Grundlage eines alten befeſtigten Thurmes errichtet, als man den Mangel einer öffentlichen Anſtalt zur Beförderung aſtronomiſcher Unterſuchungen lebhaft zu fühlen anfing. Der berühmte Aſtronom Flamſteed war der erſte Aufſeher der neuen Sternwarte, wo er 1676 ſeine Beobachtungen begann und bis zu ſeinem Tode, 1719, fortſetzte. Sein Nachfolger war Halley, der die Bahn des 1682 von ihm beobachteten und nach ihm genannten Kometen berechnete.

Nach dem Meridian dieſer Sternwarte wird von den engliſchen Geographen die Länge der einzelnen Punkte auf der Erde berechnet, ſowie von den Franzoſen nach dem Meridian von Paris und ehemals faſt allgemein nach dem der kleinen canariſchen Inſel Ferro.

Die Sternwarte beſteht aus zwei Abtheilungen, einem niedrigen länglichen Gebäude, der eigentlichen Sternwarte, und der Wohnung des Aſtronomen. In dem obern Theile des letztern Gebäudes findet man jedoch, außer der Bibliothek, auch viele Inſtrumente und auf der oberſten Spitze deſſelben eine camera obscura. Die Sternwarte beſteht aus vier Gemächern, welche die trefflichſten aſtronomiſchen Inſtrumente enthalten. Nördlich von der Sternwarte erheben ſich zwei kleinere, mit Kuppeln bedeckte Gebäude, welche hauptſächlich für die Beobachtung der Kometen eingerichtet ſind. Auch in Greenwich wurde urſprünglich, wie bei den meiſten alten Sternwarten, ein tiefer Brunnen angelegt, um in dem Waſſerſpiegel deſſelben die Sterne während des Tages zu beobachten; in neuern Zeiten aber, wo man bei den Fortſchritten der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft ſolcher Hülfsmittel nicht mehr bedurfte, iſt er überwölbt worden.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

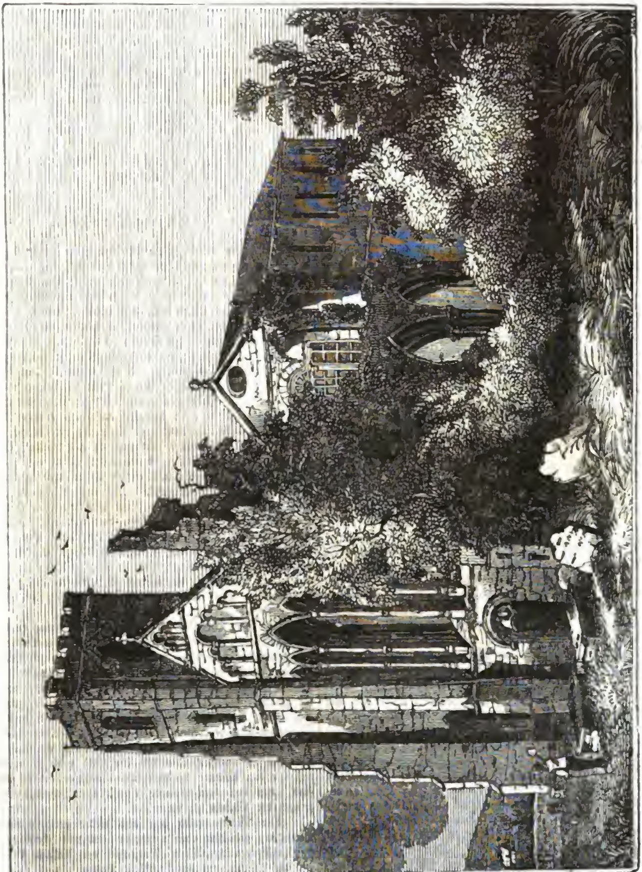
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

133.] Erſcheint jeden Sonnabend. [October 17, 1835

Anſicht der Kathedrale von Llandaff.



Digitized by Google

Die Kathedrale von Llandaff.

Eine der ſchönſten kirchlichen Ruinen in England ſtellt die uralte Kathedrale von Llandaff oder Landaff in Wales dar. Ihre Erbauung verliert ſich in die erſte Zeit der Einführung des Chriſtenthums in England, da ſchon im 5. Jahrhundert das Bisthum Llandaff geſtiftet worden ſein ſoll. Die jetzige Kirche aber ward im Jahre 1108 eingeweiht, und gehört alſo in ihren ältern Beſtandtheilen noch immer zu den älteſten Kirchen Englands und ſeines altſächſiſchen Bauſtyls. Das Gebäude, 1120 vollendet, ward den Heiligen Peter und Paul gewidmet. Seine Front auf der Abendſeite (mit Ausnahme des 1485 vollendeten Thurmes) und die Kapelle der Jungfrau auf der Oſtſeite, ſind noch aufrechtſtehende Reſte dieſes alten Baues; der Thurm an der Südweſtſeite ward erſt 1787 abgetragen. Das Schiff mißt mit den Seitenflügeln 110 Fuß Länge von den drei halbrunden Eingängen bis zur Altarwand, der Chor, die Orgel und andere Beſtandtheile ſind neuer und rühren aus der Zeit Eduard IV. her. Während des Bürgerkriegs im 17. Jahrhunderte erfuhr dieſe Kirche vielfache Beſchädigungen; furchtbare Stürme brachten 1703 und 1720 andere Verwüſtungen hervor, und da die Kirche, ihrer alten Schätze beraubt, die Mittel zur Wiederherſtellung nicht mehr beſaß, ſo verfiel dieſer älteſte Biſchofsſitz Englands endlich in den Zuſtand einer maleriſchen Ruine, in welchem ihn unſere Abbildung darſtellt. Zwar wurde um 1750 ein Theil der Kirche wiederhergeſtellt, aber dieſe geſchmackloſe Reſtauration beſchädigte das uralte Gebäude nur noch mehr in den Augen des Kunſtfreundes. Eine plumpe griechiſche Façade verunziert jetzt den Eingang zum Chor, in der ſtörendſten Verbindung mit den alten gothiſchen Seitenfenſtern. Die innern Theile, Chor, Altarwand und Biſchofsthron ſind in derſelben unpaſſenden Weiſe hergeſtellt und faſt nur die Kapelle der Jungfrau, 70 Fuß lang, wurde vor der zerſtörenden Hand glücklich bewahrt, aber eben dieſe verwüſtete ſelbſt einen Theil der ſchönen alten Grabmonumente, und kaum entgingen ihr einige im Nordflügel.

Über den Einfluß der Farbe der Kleidung in Zeiten von Epidemien.

Schon längſt iſt es bekannt, daß zum Ableiten oder Aufnehmen des Wärmeſtoffs eine Farbe geeigneter iſt als die andere, und namentlich ſind alle Phyſiker darin einverſtanden, daß die ſchwarze Farbe das Einziehen und Ausdünſten des Lichtes und der Wärme mehr als jede andere begünſtige. Neuerdings hat nun, von dieſen frühern Erfahrungen geleitet, Dr. Stark in Augsburg in Hinſicht der Gerüche ähnliche Eigenheiten entdeckt. Er hatte ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß, wenn er das anatomiſche Theater beſucht hatte, der ungeſunde und faulige Geruch weit länger an ihm haftete, ſobald er dabei ſchwarze Kleidung getragen; der Geruch war weniger ſtark, wenn er einen blauen, grünen oder braunen Rock trug. Auf dieſe unwillkürliche Wahrnehmung gründete er mehre Verſuche. Er legte verſchiedene Stoffe von Wolle, Baumwolle und Seide von weißer und ſchwarzer Farbe in eine Büchſe mit Kampher, welche hierauf hermetiſch verſchloſſen wurde. Als er dieſelben wieder herausnahm, konnte er bemerken, daß der ſchwarze Stoff von dem Kamphergeruch am meiſten geſchwängert war. Den nämlichen Verſuch machte er mit assa foetida und Stoffen von ſchwarzer, grüner, rother, gelber und weißer Farbe, und kam auf daſſelbe Reſultat. In den ſchwarzen haftete der Geruch ſo ſtark, daß es kaum auszuhalten war, während die gelben und weißen Zeuche faſt geruchlos geblieben waren.

Dem Zeugniſſe des Geruches mistrauend, war Stark mit jenem Verſuche noch nicht zufrieden, und ſuchte ſich zu verſichern, ob die Vermehrung des Gewichts der von Gerüchen durchdrungenen Subſtanzen mit dem Sinne des Geruchs übereinſtimme. Er ſetzte Gewebe von gleicher Art, aber in der Farbe verſchieden, den Ausſtrömungen einer Quantität geſtoßenen und erwärmten Kamphers aus, und kam auf das Reſultat, daß nunmehr die ſchwarze Wolle drei Zehntel Gran mehr wog als vor dem Verſuche, die rothe Wolle zwei Zehntel Gran, die weiße nur ein Zehntel Gran. Er bemerkte auch, daß die Seide zweimal ſo viel Geruchsausſtrömungen aufnahm, als Wolle von derſelben Farbe, und die Baumwolle noch etwas weniger als die Wolle. Es erhellt aus dieſen Verſuchen, daß diejenigen Farben, welche die meiſten Gerüche aufnehmen, auch am ſchnellſten ſie ausſtrömen.

Die Dampfwaſchanſtalt.

Das Reinigen der Wäſche iſt eine jener hauswirthſchaftlichen Verrichtungen, bei welchen Verbeſſerungen darum ſehr langſam eingeführt werden, weil ihre unmittelbare Ausführung meiſt dem Geſinde überlaſſen iſt. Das beim gewöhnlichen Verfahren übliche Reiben, Ringen und Klopfen der Wäſche vermindert die Dauer derſelben ungemein, auch ſollte z. B. auf die Beſchaffenheit der Lauge weit mehr Aufmerkſamkeit verwendet werden, als gewöhnlich der Fall iſt, wenn ſie dem Gewebe nicht ſchaden ſoll. Manche dieſer Nachtheile werden zwar beim Gebrauche der nürnberger Waſchmaſchinen vermindert, und da dieſelben außerdem eine bedeutende Erſparniß an Arbeit und Aufwand gewähren, ſo verdienten ſie allgemeinere Anwendung als bisher. Sie beſtehen aus einer Tonne, durch deren Mitte eine von außen drehbare, unten mit einem Teller und mehren Armen verſehene Welle geht. Die vorher eingeweichte Wäſche wird partienweiſe in einen leinenen Beutel und mit dieſem in die Tonne gethan, dort mit heißem Seifenwaſſer übergoſſen, und nachdem die Tonne feſt verſchloſſen worden, durch Umdrehen der Welle darin hin und her geſchüttelt. Die Wäſche reinigt ſich dadurch von ſelbſt und die weitere Behandlung bleibt die gewöhnliche, nur wird das Waſſer durch Preſſen daraus entfernt.

Wo die Verhältniſſe aber die Einrichtung großer Waſchanſtalten erlauben, verdienen vor allen die Dampfwaſchanſtalten den Vorzug. Eine ſolche beſteht in Vaugirard bei Paris und das darin beim Reinigen der Wäſche beobachtete Verfahren ſchließt Alles aus, was ihr ſchädlich werden könnte. Die Wäſche wird zuerſt eingeweicht und dann in verſchloſſenen Räumen heißen Dämpfen ausgeſetzt, aus denen ſie völlig geſäubert hervorgeht. Die eingeſogene Näſſe wird durch angemeſſenes Preſſen entfernt und die Sorgfalt geht ſo weit, daß für den Winter heizbare Trockenhäuſer eingerichtet ſind, um das dem Gewebe ebenfalls nachtheilige Gefrieren der Wäſche zu vermeiden.

Die Wäſche wird hier alſo weder gerieben noch gerungen, gebürſtet oder geklopft; ein mit chemiſchen Kenntniſſen ausgerüſteter Vorſteher der Anſtalt bürgt für die Anwendung zweckmäßiger Laugen, und beſon-

Digitized by Google

ders wichtig iſt die durch die Dämpfe bewirkte Entfernung jedes Krankheitsſtoffes aus der Wäſche; dennoch braucht nicht mehr dafür bezahlt zu werden, als für das Waſchen durch gewöhnliche Wäſcherinnen. Wöchentlich zweimal ſendet die Anſtalt ihre Wagen nach Paris, um die gereinigte Wäſche abzuliefern und die ſchmuzige zu holen, für die noch beſondere Gewähr gegen Feuersgefahr geleiſtet wird.

Reiſe nach Paläſtina.

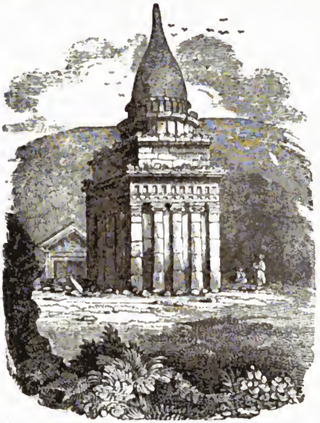
(Fortſetzung aus Nr. 132.)

Bis zum Palmſonntage hatte ſich die Anzahl der morgenländiſchen Pilger in Jeruſalem ſehr vermehrt. Der Krieg, den Ibrahim Paſcha in den aſiatiſchen Provinzen des türkiſchen Reiches fortſetzte, machte zwar einige Straßen unſicher und verbreitete Beſorgniſſe in manchen Gegenden, aber der Befehl, den der ägyptiſche Heerführer im letzten Jahre, bald nach der Eroberung Jeruſalems, erlaſſen, auf allen vom mittelländiſchen Meere nach der heiligen Stadt führenden Straßen die früher von den türkiſchen Machthabern erpreßten Steuern nicht mehr zu erheben, hatte viele Pilger herbeigelockt. Auch die chriſtlichen Prieſter in Jeruſalem, die der Sieger von den Abgaben befreit hatte, welche ſie früher für die Ausübung des Gottesdienſtes den Türken bezahlen mußten, hegten gute Hoffnungen von der Herrſchaft des neuen Gebieters, dem der Erfolg der eben angeknüpften Friedensunterhandlungen die heilige Stadt unterwerfen zu ſollen ſchien.

Es war uns ſehr angenehm, unter den letzten andächtigen Ankömmlingen zwei junge Maroniten vom Libanon zu finden, die einige Jahre in Rom ſtudirt hatten und mit europäiſcher Sitte und Bildung bekannt geworden waren. Sie beſtärkten uns durch ihre Mittheilungen in dem Vorſatze, den Libanon zu beſuchen und wir ſchloſſen uns um ſo lieber an ſie, da ſie auf der Rückkehr in ihre Heimat denſelben Weg nehmen wollten, der uns an die Küſte des mittelländiſchen Meeres zurückführen ſollte. In ihrer Geſellſchaft benutzten wir die erſten Tage der Charwoche zum Beſuche der Umgegend von Jeruſalem. An dem Abende des Palmſonntags gingen wir zum Stephansthor hinaus. Die Sonne ſtand ſchon tief über dem Thale Hinnon, als wir am Fuße des Ölberges zu dem Bache Kidron hinabſtiegen, deſſen etwa drei Fuß breites Bett tief, aber trocken iſt. Links am Wege liegt eine geräumige Grotte, wohin die Überlieferung die Gräber der heiligen Jungfrau, ihrer Mutter Anna und Joſeph's verlegt hat. Man ſteigt auf 50 Marmorſtufen in die Gruft hinab, in welcher die Gräber mit Kapellen und Altären bedeckt, mannichfaltig verziert und durch einige Lampen erleuchtet ſind. Wir gingen über die Brücke des Baches und kamen zu dem Garten Gethſemane am Fuße des Ölberges. Er iſt mit einem niedrigen Zaune umgeben, aber unangebaut und verödet und zeigt dem Auge kein Grün, außer mehren ehrwürdigen, ungemein hohen Ölbäumen, welche, aus alten Wurzeln aufgeſproßt, ſeit Jahrhunderten aufgewachſen ſein mögen. Schon der engliſche Reiſende Maundrell, der zu Ende des 17. Jahrhunderts in Jeruſalem war, beſchreibt ſie als ſehr alte Bäume. Die Sage, die es vergißt, daß Titus bei der Belagerung der Stadt alle Bäume in der Umgegend fällen ließ, hält ſie für dieſelben Ölbäume, die zur Zeit des Heilands hier grünten. Das aus ihren Früchten gewonnene Öl wird ſorgfältig aufbewahrt und aus den Fruchtkernen macht man Roſenkränze, aus ihrem Holze Kreuze, einſt viel begehrte Heiligthümer im Abendlande, beſonders in Spanien. Wir ſahen oberhalb und unterhalb in das anmuthige Thal; dicht hinter uns ſtieg der Ölberg empor und vor uns erhoben ſich die Mauern der Stadt. Wer hier einſam verweilt, wird an jene Leidensnacht gedenken, wo Chriſtus verrathen und ſelbſt von ſeinen geliebten Jüngern verlaſſen wurde. Die Stelle, wo ihm Judas den Verrätherkuß gab, ein ſchmaler Raum, iſt zum Theil von einer niedrigen Mauer umgeben, und wie uns Maundrell verſichert, iſt dieſe Abſonderung des „verfluchten Bodens" durch die Türken gemacht worden. Ein Fußpfad windet ſich zum Ölberge hinan, der bis zum Gipfel grün und noch hier und da Ölbäume, aber auch Reben, Citronen-, Mandel- und Feigenbäume trägt. Auf der Höhe entzückte uns eine herrliche Ausſicht. Die Stadt lag unter uns, nur durch das tiefe Joſaphatthal vom Fuße des Berges getrennt. Der Moria ſteigt vom Ufer des Kidron ſteil empor, mit Omar's glänzender Moſchee, hinter welcher die Kuppel der Kirche des heiligen Grabes, Klöſter, Moſcheen und Minarets ſich erheben. Höhere felſige Berge ſchließen die Ausſicht auf der Abendſeite. Nördlich und nordöſtlich ragen über niedrige Hügel die Berge Galiläas hervor und der Spiegel des Jordans an ihrem Fuße. Südlich verfolgen wir den Zug der Berge um Bethlehem, und öſtlich, jenſeit der Wüſte, erblicken wir die Ebene von Jericho, die Mündung des Jordans und das todte Meer im Abendſchatten, während den Hintergrund die Berge von Moab ſchließen, von deren Höhen Moſes das Land der Verheißung ſah, das er nicht betreten ſollte. Auf dem Gipfel des Ölberges ſieht man die Überreſte der von der Kaiſerin Helena erbauten prächtigen Kirche. In einem kleinen Gebäude, welches ein großes Gemach enthält, zeigte man uns den Abdruck der letzten Fußſtapfe, die Chriſtus bei ſeiner Himmelfahrt zurückgelaſſen haben ſoll, die man aber freilich näher gegen Bethania bringen müßte, um mit der Erzählung des Evangeliſten Lukas (14, 50) in Übereinſtimmung zu bleiben. Unter den Denkmalen des Alterthums auf dem Gipfel des Berges bemerkten wir beſonders einige unterirdiſche Gemächer, deren eines die Geſtalt eines ungeheuern Kegels hatte. Nur die Spitze ſchien mit der Oberfläche des Bodens gleich zu ſein und zeigte oben eine kleine kreisförmige Öffnung. Die Seiten liefen in eine anſehnliche Tiefe hinab und waren mit rothem Stucco eingefaßt. Dieſe unterirdiſche Pyramide, die keine Ähnlichkeit mit einem zum chriſtlichen Gottesdienſte beſtimmten Platze hat, ſcheint in ein hohes Alterthum zu gehören und iſt vielleicht ein Überreſt des in Judäa eingeführten phöniziſchen Götzendienſtes, den Joſias (2 Kön. 23, 13—14) ungefähr 600 Jahre vor Chriſtus unterdrückte.

Die tiefer über den Zion ſich neigende Sonne mahnte uns an die Rückkehr, um vor dem Thorſchluſſe in die Stadt zu kommen. Am folgenden Morgen kehrten wir in das Thal Joſaphat zurück. Wir wanderten ſüdwärts längs dem Fuße des Ölberges und kamen bald zu Abſalon's Denkmal, das ein ſehr alterthümliches Anſehen hat und ſich ſchön im Thale ausnimmt. Der untere Theil iſt ein Viereck, ganz aus dem gelblichen Felſen gehauen, der die Grundlage bildet. Auf den vier Seiten ſind Säulen ausgehauen, die einen Fries mit doriſchen Verzierungen tragen. Über dieſem erhebt ſich ein kleineres Viereck von Mauerwerk und das gegen 20 Fuß hohe Ganze endigt eine kegelförmige, in eine Spitze auslaufende Kuppel, mit einer Lotusblume geziert. Es hat keinen ſichtbaren Eingang,

Digitized by Google



Das Denkmal Abſalon's.

Das Grabmal Joſaphat's.

als eine in neuern Zeiten gemachte Höhle. Nicht weit davon liegt das Grab des Zacharias, gleichfalls aus dem Felſen gehauen, und wie Abſalon's Denkmal mit ioniſchen Säulen verziert, die aber ein ſchwerfälliges Gebälke tragen, auf welchem eine glatte gemauerte Pyramide ruht. Dieſes Denkmal hat gar keinen Eingang, obgleich die Juden eine Kunde von einer geheimen Öffnung zu haben behaupten. Von anderer Geſtalt iſt das Grab **Joſaphat's**, des Königs von Juda. Es iſt ganz aus dem Felſen gehauen und enthält drei Gemächer, deren Eingang von zwei niedrigen doriſchen Säulen geſtützt wird. Man muß den Felſen erklimmen, um hineinzukommen.

Man weiß nicht, wann dieſe Gräber ausgehauen worden ſind, die zu dem großen Todtenfelde gehören, das Jeruſalem auf der ſüdlichen und öſtlichen Seite umgibt. Die Säulen haben den alten Styl und Charakter, den man noch jetzt an den Bauwerken bemerkt, die von Ioniern und Doriern in den von ihnen angelegten Städten Aſiens errichtet wurden. Ihre kühnen Umriſſe und die düſtern Schatten, die auf dieſen Denkmalen wie auf den Felſen ruhen, in welchen ſie ausgehauen ſind, geben ihnen ein großartiges Anſehen in der ſtillen Landſchaft. An der ganzen Seite des Berges hin und in den Felſen über dem Thale Joſaphat bis zu Abſalon's Denkmal und dem Grabe des Zacharias und aufwärts faſt bis zu dem Gipfel des Ölberges, begraben die in Jeruſalem wohnenden Juden ihre Todten, deren Andenken ſie durch ſchlichte aufrecht ſtehende Steinplatten mit hebräiſchen Inſchriften ehren. Unter allen Feierlichkeiten des unglücklichen Volkes macht keine einen tiefern Eindruck, als das Gedächtnißfeſt bei den Gräbern ſeiner Väter, das wir während unſers Aufenthalts in Jeruſalem zu ſehen Gelegenheit hatten. Mit Anſtand und Schweigen wurde die Feier vollbracht. Männer, Weiber und Kinder waren zahlreich verſammelt. Still und ſtumm ſaßen ſie einige Zeit auf den Gräbern und Traurigkeit ſprach aus ihren Zügen ihren geſenkten Blicken. Ein ergreifendes Schauſpiel, das gefallene Volk in dem Thale zu ſehen, wo einſt ſeine Könige Opfer darbrachten, ſeine begeiſterten Propheten ſprachen und wo, nach ſeinem Glauben, die Poſaune des Engels es zum Gericht erwecken wird!

Unſere Morgenwanderung fortſetzend, kamen wir zu dem armſeligen Dorfe Siloa an dem ſchroffen Abhange des Ölberges. Hier an der ſüdöſtlichen Seite des Zion ſtoßen die Thäler Joſaphat und Hinnon zuſammen. Wir gingen in dem Thale Joſaphat hinauf, das immer breiter wird und dichter mit Ölbäumen bewachſen iſt. Endlich kamen wir zu dem Berge, der das Thal ſchließt. Auf dieſer Höhe bietet die Stadt und ihre Umgegend einen herrlichen Anblick dar und es gibt nirgend einen ſchönern Standpunkt. Die zahlreichen Minarets und die Kuppel der großen Moſchee erheben ſich über den Bäumen des Thales und der Vorgrund iſt grün und angebaut. Wir verweilten eine halbe Stunde in dem Garten eines türkiſchen Hauſes, wo wir die reizende Ausſicht genoſſen und kehrten am Mittage in das Franziskanerkloſter zurück.

(Fortſetzung folgt in Nr. 135.)

Die Knoten.

Das Knotenknüpfen iſt wol unſtreitig eine der älteſten und nützlichſten Erfindungen. Wie auf Nahrung, Obdach und Kleidung, ſo wurde der Menſch auch hierauf durch das Bedürfniß hingeleitet. Die erſten Knoten machte gewiß das Anlegen der Bekleidung nöthig; denn wenn der Menſch ſich auch nur in die Felle erlegter Thiere einhüllte, ſo mußte er doch dieſe Felle an dem Körper befeſtigen und dies geſchah am leichteſten durch Ineinanderſchlingen der natürlichen Bänder am Felle ſelbſt, nämlich der Füße derſelben in einem Knoten. Der erſte Knoten war daher wol kein anderer als der, deſſen wir

Digitized by Google

uns noch heute bedienen, um auf die einfachſte Weiſe zwei Enden irgend eines biegſamen Gegenſtandes, eines Bandes, Seiles u. ſ. w. zuſammenzufügen. Fig. 1 ſtellt einen ſolchen Knoten vor. Er iſt höchſt einfach, aber eben darum ein wichtiges Bedürfniß bei unzähligen Verrichtungen im gewöhnlichen Leben. Doch läßt er ſich ſchon ſeiner Form wegen nicht überall anwenden, und der Weber z. B. bedient ſich zum Zuſammenknüpfen ſeiner Fäden an deſſen Stelle des unter Fig. 2 abgebildeten Knotens. Dieſer hat vor jenem

1

2

den Vorzug, daß er nicht nur ebenſo feſt, ſondern auch weit kleiner iſt und daher im Gewebe ſelbſt wenig bemerkt wird. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer mehr oder weniger künſtlicher Knoten. Denn mit demſelben Knoten, womit wir zwei Enden eines Bandes zuſammenknüpfen, können wir z. B. nicht zwei Taue verbinden. Die letztern laſſen ſich nicht ſo beliebig biegen und ineinanderſchlingen als ein Strick, und dieſer wieder weniger leicht als ein Band; es kommen jedoch Fälle vor, wo nicht nur mit Stricken und Bändern, ſondern auch mit Tauen Knoten geknüpft werden müſſen, wie dies z. B. beim Takelwerk auf Schiffen oft nöthig wird. Das Knotenknüpfen bildet daher auch einen nicht unwichtigen Theil der Matroſenarbeit, und bei dem Matroſen ſchätzt man die Fertigkeit nicht gering, ſchnell, feſt und dabei wieder leicht auflösbare Knoten zu knüpfen. Abbildung 3 bis 16 ſind Knoten, wie ſie der Matroſe und Schiffer bei ſeinen verſchiedenen Arbeiten braucht. Die meiſten ſind noch unzuſammengezogen dargeſtellt, damit man daran leichter die Art und Weiſe

3

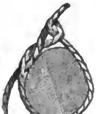
4

5

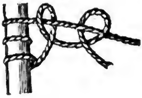
6

7

8

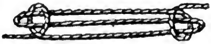


9

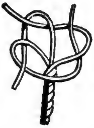


10

11



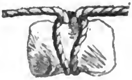
12



13

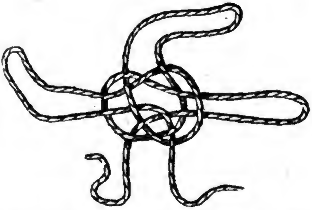
14

15



16

17

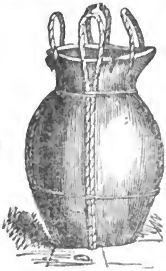


der Verknüpfung erkennen könne. Die einzelnen Abbildungen deuten zugleich die Fälle an, wo dieſer oder jener Knoten Anwendung findet. Der Knoten Fig. 17 iſt unter allen hier abgebildeten unſtreitig der ſchwierigſte. Weshalb er auch der echte Liebesknoten genannt wird. Er wird gebraucht, wenn man Flüſſigkeiten in einem Gefäß ohne Griffe und Handhaben ſchöpfen will. Man ſchlingt dann einen Strick nach Fig. 17 zuſammen und legt ihn um das Gefäß, wie Fig. 18 auf der folgenden Seite zeigt. Das Gefäß erhält auf dieſe Art vier Griffe und läßt ſich zum Schöpfen ſehr gut und bequem handhaben. Künſtlicher aber als dieſer und wol alle

Digitized by Google

uns bekannten Knoten, muß der vielfach erwähnte und ſprüchwörtlich gewordene gordiſche Knoten im Alterthume geweſen ſein. Als nämlich, ſo wird erzählt, in Phrygien einſt wegen der Wahl eines neuen Königs blutige Kämpfe ausgebrochen waren, beſchloſſen die Phrygier endlich, das Orakel zum Schiedsrichter zu wählen und Denjenigen zum König zu erheben, den die Gottheit ihnen nennen würde. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft an das Orakel und dieſes beſtimmte Den zum König, welcher zuerſt dem Geſandten auf dem Rückwege auf einem Wagen ſitzend und im Begriff, nach dem Tempel des Jupiter zu fahren, begegnen würde. Dies war Gordius, ein phrygiſcher Landmann. Er beſtieg den Königsthron, weihte ſeinen Wagen aus Dankbarkeit dem Jupiter und befeſtigte an der Deichſel deſſelben einen ſo künſtlichen Knoten, daß das Orakel Dem die Herrſchaft der Welt verſprach, der ihn auflöſen würde. Als Alexander der Große auf ſeinem Zuge durch Aſien auch dieſen Tempel des Jupiter beſuchte und die Unmöglichkeit ſah, den Knoten anders als mit Gewalt zu löſen, ſo zerhieb er ihn mit dem Schwerte; der Knoten war gelöſt und der Ausſpruch des Orakels ging in Erfüllung, da ſich Alexander faſt die ganze damals bekannte Welt unterwarf. Hiernach nennt man noch heute jede ſehr verwickelte Sache, und jede Aufgabe, deren Löſung ſcheinbar unmöglich iſt, einen gordiſchen Knoten.

13



Der Fang der wilden Enten.

Die wilde Ente, die beinahe zwei Fuß lang iſt und mit ausgeſpannten Flügeln 2 Fuß 10 Zoll mißt, zeichnet ſich vor der zahmen nicht nur durch die Farbe des Gefieders, ſondern auch durch ſchönere Geſtalt, ſtolzern Gang, ſchlankern Hals und lebhaftere Augen aus. Sie lebt in Europa, Aſien und Amerika, beſucht im Sommer die Seen und Marſchländer in den nördlichen Gegenden, zieht im Herbſt in großen Scharen nach Süden und verbreitet ſich in gemäßigtern Gegenden auch während der rauhern Jahreszeit über Seen und Marſchen. Viele kehren im Frühlinge in die nördlichen Gegenden zurück, wo jedoch einzelne Paare bleiben und ihre beſtändige Heimat haben, wie es in den Marſchgegenden der britiſchen Inſeln der Fall iſt. Zahlreiche Scharen beſuchen Ägypten im November nach den Überſchwemmungen des Nils. Auf einem entgegengeſetzten Punkte der Erde ſind die Seen auf den Orkney-Inſeln ihre Winterzuflucht, und wenn jene gefroren ſind, begeben ſie ſich an die Küſten der Inſeln. Auch auf dem czirknitzer See im Herzogthume Krain ſind ſie häufig, wo ſie bei der Annäherung eines Sturmes aus den Felſenhöhlen hervorkommen und ſich in der Umgegend ausbreiten. In England ſind ſie beſonders in den Marſchen der Grafſchaft Lincoln zahlreich. Die wilden Enten ſind ungemein ſcheue Vögel und fliegen in bedeutender Höhe, indem ſie einen Keil bilden. Ehe ſie ſich auf einer Stelle niederlaſſen, umkreiſen ſie dieſelbe mehrmals, gleichſam um ſie zu erforſchen und kommen dann mit großer Vorſicht herab. Gewöhnlich halten ſie ſich von der Küſte entfernt, wenn ſie ſchwimmen und während ſie auf dem Waſſer mit den Köpfen unter den Flügeln ſchlafen, halten einige immer Wache und warnen die übrigen, wenn Gefahr naht. Sie erheben ſich vertical von der Waſſerfläche, indem ſie laut ſchreien, und zur Nachtzeit erkennt man ihren Flug an dem ziſchenden Geräuſche, das ſie machen. Während der Nacht ſind ſie weit thätiger als am Tage und gewöhnlich ſind diejenigen, die man bei Tage ſieht, entweder von einem Jäger oder einem Raubvogel aufgeſtört worden. Sie brüten nur einmal jährlich und die Weibchen wählen gewöhnlich zum Brüteplatz ein dickes Gebüſch an Teichen oder Seen, wo ſie die Zweige zu einem Neſte zuſammenbiegen. Zuweilen machen ſie ihr Neſt auch auf Haiden, in einiger Entfernung vom Waſſer und kratzen die nächſten Pflanzen zu dieſem Zwecke auf einen Haufen zuſammen. Einige behaupten, daß die wilde Ente auch ihre Eier zuweilen in das verlaſſene Neſt einer Elſter oder Krähe auf hohen Bäumen lege. Während der Brütezeit rupft das Weibchen gewöhnlich die weichen Federn aus ihrer Bruſt, um das Neſt auszufüttern, worin es gewöhnlich 10 Eier legt, die es mit Blättern bedeckt, wenn es Futter ſucht. Kehrt die Ente zurück, ſo läßt ſie ſich in einiger Entfernung nieder und nähert ſich mit Windungen; hat ſie ſich aber einmal wieder auf das Neſt geſetzt, ſo verläßt ſie es ſo leicht nicht wieder. Das Männchen hält Wache bei dem Neſte oder begleitet und beſchützt das Weibchen, wenn es nach Futter ausfliegt. Alle Jungen werden an einem Tage ausgebrütet und an dem folgenden führt die Mutter ſie ſchon an das Waſſer. Iſt das Neſt in der Höhe oder entfernt vom Waſſer, ſo tragen beide Ältern ein Junges nach dem andern in ihren Schnäbeln hinweg, bringen ſie aber nicht eher auf das Waſſer, bis ſie leicht ſchwimmen und ſich Inſekten zur Nahrung ſuchen können. Die Mutter iſt außerordentlich ſorgſam, bis die Jungen fliegen können, was gewöhnlich drei Monate nach dem Ausbrüten der Fall iſt, und ſind ſie noch drei Monate älter geworden, ſo haben ſie ihre volle Größe. Das Fleiſch von wilden Enten iſt zarter, ſaftiger und wohlſchmeckender, als von zahmen. Die Jäger ſtellen daher dieſem Vogel häufig nach und haben allerlei Mittel erfunden, ihn zu überliſten.

In Nordamerika haben die Jäger mehre von Holz geſchnitzte und wie Enten bemalte Figuren, welchen ſie Bleiſtücke annageln, um ſie ſo tief als die Enten gewöhnlich ins Waſſer gehen, ſchwimmen zu laſſen, indem man ſie am Ufer befeſtigt. Die Erſcheinung dieſer Figuren lockt gewöhnlich die Vögel herbei, die dann leicht geſchoſſen werden. Zuweilen werden dieſe Figuren in verſchiedenen Stellungen verbunden und an einem kleinen Kahne befeſtigt, den man mit großem Graſe bis zur Oberfläche des Waſſers hinab bekleidet, als ob die künſtlichen Enten neben einer kleinen Inſel ſchwämmen. Der Jäger, der in dem Kahne verborgen iſt, kann oft nahe an einen Entenſchwarm gelangen und eine große Verheerung unter denſelben anrichten. Im Winter, wenn Eisſchollen auf dem Fluſſe ſind, bemalen die Jäger ihren Kahn weiß, legen ſich auf den Boden deſſelben und indem ſie mit der vorſichtig erhobenen Hand ein kleines Ruder führen, nähern ſie ſich unmerklich den Enten, ehe dieſe den täuſchenden Kahn von einer ſchwimmenden Eisſcholle unterſchieden haben. Auf dem Lande wird zuweilen eine andere Liſt mit großem Erfolge geübt. Ein

Digitized by Google

großes und dichtes Faß wird in das Marſchland oder den Sumpf geſenkt, nicht weit von der Stelle, wo die Enten gewöhnlich bei niedrigem Waſſerſtande Nahrung ſuchen und ſonſt kein Schutz zu finden iſt. Der Jäger, in dem Faſſe verborgen, das ſorgfältig mit Schilf und Gras bekleidet iſt, beobachtet die Enten und wenn ſich eine hinlängliche Anzahl verſammelt hat, richtet er eine große Niederlage unter ihnen an. Merkwürdig iſt auch der Entenfang in Indien am Ganges, auf der Inſel Ceylon und in China. Der Jäger geht hier bis an das Knie ins Waſſer, bedeckt ſich den Kopf mit einer leeren Kalebaſſe und nähert ſich den Enten, die ihn herankommen laſſen, da Gegenſtände dieſer Art ſo häufig auf dem Waſſer geſehen werden. Er hat dann nichts zu thun, als die Enten unter dem Waſſer bei den Beinen zu faſſen und eine nach der andern zu fangen, bis er genug hat. Statt der Kalebaſſe wird auch wol einer der irdenen Töpfe genommen, welche man gewöhnlich, wenn ſie einmal benutzt worden ſind, als verunreinigt wegwirft.

In den Seen um Peronne in Frankreich werden viele Enten gefangen. Das Waſſer, das aus der Somme zufließt, iſt nicht ganz ſtehend und überall vier bis fünf Fuß tief, von vielen Inſeln und Schilfdämmen durchſchnitten. Hier werden an einigen Orten die Enten mit Netzen gefangen, am liebſten aber ſchießt man ſie aus Hütten. Zu dieſem Behufe wird in dem Schilfe ein großes Viereck ausgeſtochen und nachdem man einen Grund von Holz, Steinen oder Ziegeln gelegt hat, werden an jeder Seite ſechs Pfähle eingerammt, über welche man Bogen ſpannt, wie über einen bedeckten Wagen. Die Seiten werden mit Raſen ausgefüllt, die Decke wird mit Stroh belegt. An der Vorderſeite ſind einige Schießlöcher angebracht; die Hinterſeite hat eine kleine Thüre, durch welche der Jäger eintritt. Die mitten im hohen Schilf erbaute und mit Schilfhalmen bedeckte Hütte iſt gar nicht zu unterſcheiden. Der Jäger beſucht ſie jede Nacht, wie auch das Wetter ſein möge. An der Vorderſeite ſind drei verſchiedene Stricke an Pfählen befeſtigt. An den mittlern Strick werden vier Entriche, an jeden der beiden andern vier Enten als Lockvögel gebunden. Die getrennten Vögel rufen ſich einander zu und ſelten geht eine wilde Ente vorüber, ohne zu ihnen zu kommen. Der Jäger kann, da die Lockenten eine Reihe bilden, die herankommenden wilden leicht unterſcheiden; der See iſt bei leidlichem Wetter gewöhnlich ſpiegelhell und die Nacht ſelten ſo dunkel, daß er nicht in der geringen Entfernung ſchießen könnte.

Weit anziehender als die beſchriebenen Arten des Entenfangs iſt die in den Marſchen der Grafſchaft Lincoln gewöhnliche. In den Seen wird auf den Stellen, welche die Enten am häufigſten beſuchen, ein Damm angelegt, der am Eingange ziemlich breit iſt, aber immer abnimmt, bis zum äußerſten Ende, wo er nur noch zwei Fuß Breite hat. Er iſt rund, krümmt ſich aber nicht ſehr in der Ausdehnung der erſten 12—15 Ellen. Der See wird auf jeder Seite des Dammes von Schilf und Gras befreit, damit die Enten dahin gelangen können. Längs dem Damme werden auf beiden Seiten Stangen in die Erde getrieben und oben über dem Damme zuſammengebogen. Sie bilden am Eingange des Dammes einen Bogen, deſſen oberer Theil 10 Fuß über die Oberfläche des Waſſers erhöht iſt, und der immer an Höhe abnimmt, wie der Damm ſich verenget, ſodaß das entfernteſte Ende nur 18 Zoll hoch iſt. Über das Ganze wird ein Netz geworfen, das an einen Zaun von Schilfrohr am Eingange des Dammes und mehre Schritte weiter hinauf befeſtigt und zuletzt an den Boden gepflöckt iſt. Am Ende des Dammes befindet ſich ein ſogenanntes Tunnelnetz, das durch mehre Reifen, von 18 Zoll im Durchmeſſer, ausgeſpannt wird. Liegt der gekrümmte Damm zur Rechten, wenn man mit dem Rücken gegen den See ſich wendet, ſo ſind links zehn Wände von Schilfrohr angebracht, die ungefähr ſechs Fuß hoch ſind. Vom Ende der letzten dieſer Schirmwände kann der Jäger den See nicht ſehen und weiterhin iſt daher kein Schirm mehr nöthig. Ohne dieſe Wände würden die Vögel, die an der Mündung des Dammes bleiben, unruhig werden, wenn Derjenige, der die bereits unter dem Netz befindlichen Vögel treibt, ſich zeigte. Nähert ſich der Jäger dem bedeckten Damme, ſo zündet er zuerſt ein Stück Torf an, das er vor den Mund hält, damit die Enten ihn nicht riechen. Langſam geht er, von ſeinem Hunde begleitet, ungefähr die Hälfte des Weges zwiſchen den Schirmwänden hinauf, wo ein durch die Wand geſtoßenes Stück Holz eine Öffnung macht, ſo groß, daß man hindurchſehen und bemerken kann, ob Enten hereingekommen ſind. Sieht er keine, ſo geht der Jäger weiter; bemerkt er aber Wild, ſo gibt er ſeinem Hunde einen Wink, worauf das Thier ſogleich zu einem durch die Schilfrohrwand gehenden Loche eilt. Die Enten fliegen dann in das Waſſer. Der Hund kehrt zurück, kommt bei einem andern Loche wieder zu ſeinem Herrn und hat er eine neue Aufmunterung erhalten, ſo ſetzt er das Suchen fort, bis die Enten, durch ſeine Bewegungen geleitet, zu der Mündung des bedeckten Dammes kommen. Der Jäger zieht ſich dann weiter zurück, und treibt den Hund zu verſchiedenen Löchern hinaus, bis die Enten hinlänglich unter dem Netze ſind. Darauf befiehlt er dem Hunde, ſich hinter die Wand zu legen, und dem Ende des Dammes am See ſich nähernd, ſchwenkt er den Hut zwiſchen den Wänden. Alle unter dem Netze befindlichen Enten können ihn ſehen, aber keine von denjenigen, die im See ſind. Jene fliegen vorwärts, und der Jäger läuft nach und nach zu den nächſten Wänden und treibt durch Schwenken des Hutes die Enten, bis ſie zu dem Tunnelnetze kommen, in welches ſie kriechen. Sind alle hinein, ſo dreht der Jäger das Netz zu, um das Entkommen zu verhüten. Er nimmt dann das Netz vom Ende des Dammes weg, holt die Enten eine nach der andern heraus und dreht ihnen den Hals um. Das Netz wird wieder auf ſeine Stelle gelegt und ſo werden zuweilen 5 — 600 Enten an einem Tage gefangen. Weht der Wind grade in den bedeckten Damm oder aus demſelben, ſo hat der Jäger ſelten guten Erfolg, weil die Enten gern gegen den Wind ſchwimmen. Wenn mehre Dämme in einem See ſind, werden ſie ſo angelegt, daß ſie für verſchiedene Richtungen des Windes paſſen.

Man bedient ſich auch zuweilen zahmer Enten, um die wilden in den Dammweg zu locken. Zu dieſem Zwecke werden ſie ſo abgerichtet, daß ſie auf den Ton einer Pfeife kommen, um den Hanfſamen zu freſſen, der ihnen hingeſtreut wird. Sie gehen gewöhnlich auf ein Zeichen der Pfeife in den Dammweg. An den Anblick des Jägers gewöhnt, gehen ſie nicht mit den wilden Enten in das Netz, ſondern kehren in den See zurück.

Das Schuppenthier (Manis).

Die Schuppenthiere (Manis) dieſer Gattung, die, mit Ausnahme des Bauches, überall mit ſtarken, breiten und hornartigen Schuppen bedeckt ſind, haben ein ebenſo ungewöhnliches Anſehen, als die zum Armadillgeſchlechte

Digitized by Google

gehörenden. *) Sobald ſich dieſe Thiere zuſammenrollen, bietet ihr Körper einen natürlichen Panzer dar, und da ſie keine andern Vertheidigungswaffen haben, ſo finden ſie in demſelben einen Erſatz. Die äußere Körperbedeckung, ſowie die ungewöhnliche Länge des Leibes und des Schwanzes gibt ihnen ganz das Ausſehen einer Eidechſe. Gleichwol haben ſie mit dem Geſchlechte der Eidechſen nichts weiter gemein und können als ein Verbindungsglied in der Kette betrachtet werden, welche die eigentlichen vierfüßigen Thiere mit der Claſſe der Reptilien verbindet. Mit Ausnahme ihrer Schuppenbedeckung zeigen dieſe Thiere viel Ähnlichkeit mit den Ameiſenfreſſern **); wie dieſe pflegen ſie ihre lange Zunge in die Neſter von Ameiſen und andern Inſekten zu ſtecken, um ſie dann plötzlich zurückzuziehen und ihre Beute zu verſchlingen. In Indien und auf den indiſchen Inſeln ſind ſie heimiſch. Unſere Abbildung ſtellt die beiden Gattungen des Geſchlechtes dar, welche als lang- und kurzgeſchwänzte unterſchieden werden.

Die langgeſchwänzte, mit vier Zehen oder Fingern verſehene **Manis (manis tetradactyla)** hat eine ſehr lange und ſchlanke Geſtalt, einen kleinen Kopf und ſchmalen Rüſſel. Der ganze Körper iſt, mit Ausnahme des untern Theiles, mit ſcharfen, breiten Schuppen verſehen, welche geſtreift oder ihrer ganzen Länge nach, wie bei den Muſchelſchalen, durch ſchmale Rinnen geſchieden ſind; Hals und Bauch ſind mit Haaren bedeckt. Der Schwanz iſt zweimal ſo lang als der Körper und läuft allmälig gegen das Ende ſpitzig zu. Die Füße ſind ſehr kurz; jeder Fuß hat vier Zehen, die an den Vorderfüßen ſtärker ſind als an den hintern. Schwanz und Füße ſind auf dieſelbe Weiſe, wie der übrige Körper, mit Schuppen bedeckt. Die Farbe dieſes Thieres iſt dunkelbraun, doch etwas ins Gelbliche fallend, die Oberfläche des Körpers glatt und glänzend; im Durchſchnitt beträgt ſeine Länge von der Naſe bis an das Ende des Schwanzes fünf Fuß.

Die kurzgeſchwänzte oder fünffingerige **Manis (manis pentadactyla)** wird in Indien Pangolin, oder Bajjacite, das „Donnerkeilreptil", wegen der ungemeinen Härte ſeiner Schuppen genannt. Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von der andern dadurch, daß ſie weit dicker und kürzer iſt; der Schwanz iſt nicht ſo lang als der Körper, an der Wurzel ſehr dick und dann immer ſchmaler zulaufend, bis er ſich ganz ſtumpf endigt. Sie hat dieſelben Schuppen, wie die vorher beſchriebene, doch weichen dieſelben in der Geſtalt etwas ab und ſind im Vergleiche mit denen am Körper und Schwanze breiter und weißer; bei den größern Individuen ſind die Schuppen glatt, bei den kleinern jedoch von der Hälfte der Wurzel an leicht geſtreift; bei einigen zeigen ſich zwiſchen den Schuppen wenig Borſten, bei andern beobachtet man dies wieder nicht. Die Theile, welche keine Schuppen haben, ſind mit Haaren bedeckt. Dieſes Thier iſt von ſehr blaſſer, gelbbrauner Farbe, und ſeine Oberfläche ebenfalls glänzend. Das Pangolin täuſcht die Wachſamkeit des Menſchen dadurch, daß es ſich in Felſenhöhlen oder in Löcher, die es ſelbſt ausgegraben hat, zurückzieht; hier gebiert und ſäugt das Weibchen ſeine Jungen. Die Eingeborenen ſchlagen das Thier mit Knüppeln todt und verzehren ſein Fleiſch, das ſehr hoch geſchätzt wird; das Fell wird zu mancherlei kleinem Geräthe und Putz verarbeitet.

*) Vergl. Pf.-Mag. Nr. 88. **) Vergl. Pf.-Mag. Nr. 115.

Das Schuppenthier.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

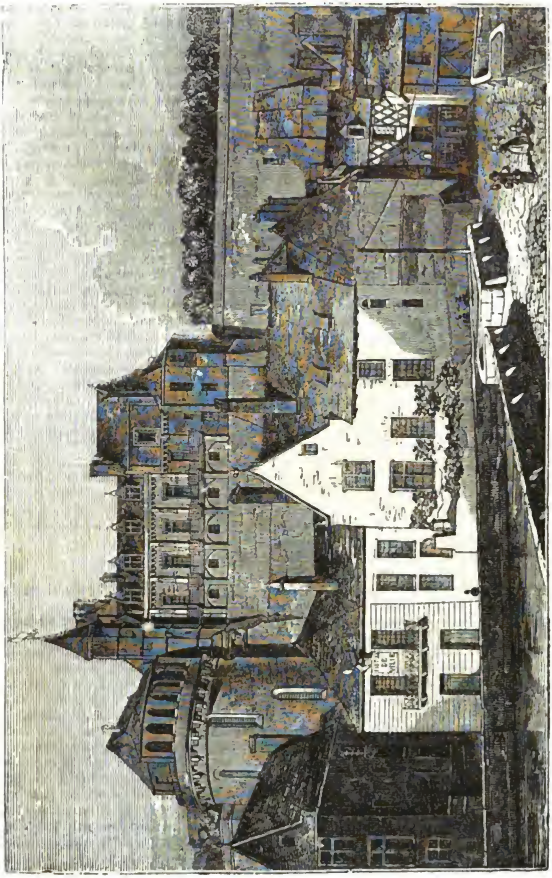
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

134.] Erſcheint jeden Sonnabend. [October 24, **1835.**

Anſicht des Schloſſes Amboiſe.



Digitized by Google

Das Schloß Amboiſe.

Unweit Tours, im ſogenannten Garten Frankreichs, nahe am linken Ufer der Loire, liegt das alte königliche Luſtſchloß Amboiſe, deſſen Bauart ſowie ſeine Geſchichte die Aufmerkſamkeit der Reiſenden erregen muß. Der ſtattliche Palaſt liegt auf einer der höchſten und ſteilſten Felſenwände, die hier das romantiſche Thal der Loire bilden, iſt nur durch eine Wendeltreppe, die im Innern des Felſenberges hinaufgeführt iſt, zugänglich und könnte noch jetzt, trotz dem Schießpulver, eine faſt uneinnehmbare Feſtung abgeben. Schon vor 300 Jahren von Ludwig XI. erbaut, ſteht es noch heute feſt und unerſchüttert, aber öde iſt es in ſeinem Innern. Es war der Lieblingsaufenthalt Karl VIII., der ſich hier durch die Ausſicht in das herrliche mit Weinbergen begrenzte Thal und durch das Vergnügen der Jagd in den nahen Waldungen für die läſtigen Staatsgeſchäfte zu entſchädigen pflegte. Er verwandte bedeutende Summen auf die Verſchönerung der Gebäude und ſtarb auch hier (1498), nachdem er ſich bei Gelegenheit einer Baubeſichtigung in den Galerien dieſes Schloſſes durch einen Sturz gegen ein Felsſtück das Gehirn zerſchmettert hatte. Nach dieſer Zeit wurde Amboiſe immer nur auf ſehr kurze Zeit von einzelnen Gliedern der königlichen Familie der Jagd wegen beſucht, bis man es endlich nach dem verhängnißvollen Jahre 1560, wo es durch die darin verübten Greuelſcenen verrufen wurde, nicht mehr beſuchte und das einſt ſo prächtige Schloß zum Staatsgefängniſſe beſtimmte.

Es genüge, auf jene Ereigniſſe, die dieſem Schloſſe eine traurige Berühmtheit geben, mit wenigen Worten hinzudeuten. Die ſchweren Verfolgungen, welche die Hugenotten — wie man die Proteſtanten in Frankreich nannte — in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts beſonders durch die Königin Katharina von Medici und die Herzoge von Guiſe erlitten, reizten ſie zu einer Verſchwörung, um ſich Glaubensfreiheit zu verſchaffen. Einer auserleſenen Schar wurde die Ausführung des Planes aufgetragen. Das Haupt der Verſchworenen war der Prinz Ludwig von Condé, der aber im Hintergrunde blieb, während die eigentliche Leitung des Unternehmens ein franzöſiſcher Edelmann, du Barry de la Renaudie, erhielt, der ſich an die Spitze der Bewaffneten ſtellen, den König Franz II. durch Abgeordnete um Abhülfe der Beſchwerden bitten und wenn das Verlangen abgewieſen würde, ſich deſſelben bemächtigen ſollte. Ein Advocat zu Paris, obgleich ſelbſt Proteſtant, verrieth aber den Plan. Der König verließ Blois, begab ſich auf ſein feſtes Schloß Amboiſe und die Herzoge von Guiſe beſetzten die Umgegend mit Kriegsvölkern. Ohne den Verrath zu ahnen, rückten nun die Verſchworenen am 16. März 1560 unter allerlei Verkleidung in ſchwachen Haufen gegen die Stadt Amboiſe, die unterhalb des Schloſſes an der Loire liegt. Sobald ſich aber eine Abtheilung dem Orte näherte, wo die Soldaten im Hinterhalte lagen, wurde ſie umzingelt und nach tapferer Gegenwehr theils getödtet, theils gefangen. Nicht ein Haufe entging dieſem Schickſale. Man brachte darauf die Gefangenen in das Schloß, wo man ſie an dem Geländer der Balcons oder an eiſerne Haken, die in die Mauer geſchlagen wurden, aufhängte. Der Hauptanführer Renaudie aber wurde von einem ſeiner Verwandten, der im königlichen Heere diente, im Walde bei Amboiſe erſchoſſen und ſein entſeelter Körper auf der Loirebrücke unterhalb des Schloſſes an den Galgen gehängt. Über 1200 Verſchworene verloren an dieſem Tage in und um Amboiſe ihr Leben. Dies war der ſogenannte Aufſtand von Amboiſe, dem aber bald noch blutigere Auftritte folgten.

Englands Wollenmanufactur.

Eduard III. war der erſte König Englands, unter deſſen Regierung dieſer Gewerbzweig wichtig wurde. Er munterte Niederländer auf, ſich in England niederzulaſſen, denn vorher hatte man blos rohe Wolle ausgeführt. Er gab zu Gunſten der Wollenmanufacturen ein Geſetz, daß man blos engliſches Tuch tragen ſollte. Ein Jahrhundert darauf trug die Wollenmanufactur ſchon viel zu den Staatseinkünften bei. Unter Heinrich VI. findet man ſchon Eiferſucht zwiſchen den Manufacturiſten und Landeigenthümern. Unter Heinrich VIII. waren die engliſchen Wollenmanufacturen ſchon ſo emporgekommen, daß die Flamänder nicht mehr ſo viel Wolle erzeugen konnten als die Engländer und daher anfingen, engliſche Wollenwaaren zu kaufen und ſie nach verſchiedenen Theilen von Europa zu verführen. Als daher 1528 Krieg zwiſchen England und den Niederlanden ausbrach, fing der Wollhandel gleich an zu ſtocken; da die Kaufleute keine flämiſchen Abnehmer mehr hatten, ſo konnten ſie von den Tuchmachern nichts mehr kaufen, dieſe mußten daher ihre Arbeiter abdanken, welche nun Mangel litten und Brot oder Blut foderten. Die Noth wurde ſo groß, daß beide Staaten eine Übereinkunft trafen, trotz dem Kriege Handel miteinander zu treiben. Als die Proteſtanten in Frankreich und den Niederlanden verfolgt wurden, nahm Eliſabeth die Flüchtlinge wohlwollend auf. Unter Jakob I. machten die Wollwaaren neun Zehntel des engliſchen Handels aus. Faſt alles Tuch wurde roh ausgeführt und von den Holländern gefärbt und zubereitet, welche jährlich an 5,000,000 Thlr. dadurch verdienten. Seit der Zeit nahmen die Wollenmanufacturen bald ab, bald zu, bis ihnen die Einführung der Maſchinen einen großen Vorſchub that. Gegenwärtig führt England jährlich im Durchſchnitte für 4 — 5,000,000 Thlr. Wollenwaaren aus. Man rechnet jetzt in England 1315 Wollenmanufacturen, mit 31,360 Arbeitern und 22,526 Arbeiterinnen; aber dennoch meint man, daß dieſer Induſtriezweig jetzt im Sinken iſt. Ausländer wetteifern jetzt mit Engländern auf vielen Märkten, wo England ſonſt die Oberhand zu haben pflegte.

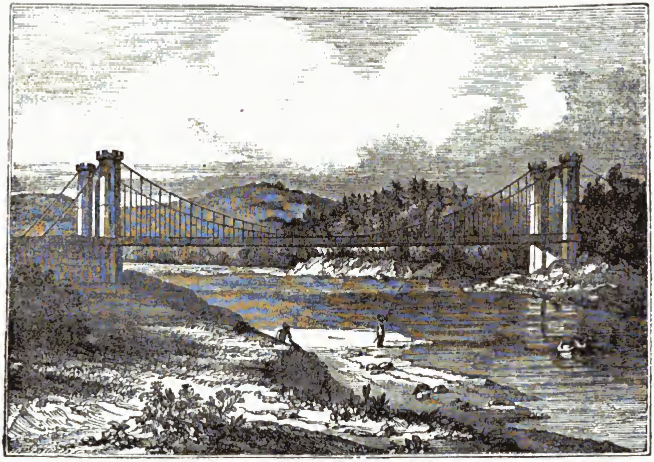
Hänge= oder Kettenbrücken.*)

Unter die wichtigern Gegenſtände der neuern Mechanik und Baukunſt gehören die Hänge= oder Kettenbrücken. Man nennt nämlich ſo Brücken, deren Fahrweg nicht von einer feſten Unterlage getragen wird, ſondern an einer biegſamen Verbindung beider Ufer aufgehängt iſt. Dieſe Verbindung beſteht gewöhnlich aus eiſernen Ketten, ſeltener aus Seilen von Eiſendrath. Die nachſtehende Anſicht der Findhorn=Kettenbrücke in der Grafſchaft Murrayſhire in Schottland gibt einen allgemeinen Begriff von der Conſtruction einer ſolchen Brücke. Die einfachſte Art dieſer Brücken beſteht bereits ſeit Jahrhunderten in Aſien und Südamerika, wo ſie angewendet wurde, um über Flüſſe und Abgründe zuführen; man ſpannte nämlich quer über dieſelben hinreichende Seile und hing eine Brückenbahn daran**), welche gewöhnlich nur für

*) Vergl. Pfennig=Magazin Nr. 30 und 63.

**) S. die Abbildung einer ſolchen Brücke Pf.=Mag. Nr 30.

Digitized by Google



Die Findhorn-Kettenbrücke.

Fußgänger beſtimmt war. Ähnliche Brücken ſollen ſchon ſeit langer Zeit auch in China erbaut und daſelbſt auch eiſerne Ketten ſtatt der Seile angewendet worden ſein. Über den Fluß Sampu in Hindoſtan ſoll ſich, Reiſebeſchreibungen zufolge, eine an fünf eiſernen Ketten, deren jede aus 500 Gliedern beſteht, hängende Brücke von 480 engl. Fuß Länge befinden.

In Nordamerika waren im Jahre 1811 bereits acht Kettenbrücken ausgeführt, worunter die um das Jahr 1809 in Maſſachuſetts über den Fluß Merrimak erbaute eine Spannung von 244 Fuß hat. Den Engländern gehört inzwiſchen der Ruhm, die größten und vollkommenſten Bauwerke dieſer Art ausgeführt zu haben. Die älteſte Kettenbrücke in England iſt die über den Fluß Tees angelegte Winchbrücke, welche im Jahre 1741 errichtet wurde; dieſe Brücke führt über einen beinahe 60 Fuß tiefen Abgrund, hat 70 Fuß Länge, zwei Fuß Breite und die Ketten ſind in den zu beiden Seiten vorhandenen Felſen befeſtigt.

Verſuche mit geſchmiedeten Eiſenſtangen und Ketten von 30—900 Fuß Länge, die an zwei Punkten aufgehängt und an verſchiedenen Punkten belaſtet wurden, welche 1814 und in den folgenden Jahren von den engliſchen Architekten Telford, Donkin, Chapman und Rennie und vom Profeſſor Barlow angeſtellt wurden, lieferten den Beweis, daß Kettenbrücken für die größten Spannungen ausführbar ſind, daß ſie dieſelbe Sicherheit wie die ſteinernen oder gußeiſernen Brücken gewähren und daß ſie in den meiſten Fällen einen weit geringern Koſtenaufwand als die letztern verurſachen.

In der That gewähren Kettenbrücken, wo es wegen der Tiefe der Abgründe, oder wegen der Tiefe und Schnelligkeit der Ströme unmöglich oder doch außerordentlich koſtſpielig wäre, Mittelpfeiler zu erbauen, die größten Vortheile, indem man ſie mit weit größern Spannweiten anlegen kann, als es bei hölzernen, ſteinernen oder gußeiſernen Brücken für möglich erachtet wird. Der franzöſiſche Architekt Navier ſtellt die Meinung auf, daß eine Kettenbrücke ohne Schwierigkeit in einem Bogen von 1500 Fuß Spannung erbaut werden könnte, wenn nur die Unterſtützung der Ketten durch 90 Fuß hohe Tragpfeiler geſchieht, und es waltet kein Grund ob, dieſer Anſicht zu widerſprechen. Kettenbrücken gewähren aber überdies noch den Vortheil, daß ihre Aufſtellung ſelbſt bei den größten Spannweiten in einer viel kürzern Zeit bewirkt werden kann, als es bei der Aufſtellung ſteinerner Brückenbögen der Fall iſt, daß demnach die Schiffahrt in Flüſſen hierbei weit weniger als bei dem Baue anderer Brücken unterbrochen wird. Sollte endlich, was jedoch bis jetzt noch nirgend ſtattgefunden hat, mit der Zeit eine oder die andere Kette ſchadhaft werden, ſo können ohne Anſtand nicht blos einzelne Glieder aus einer Kette herausgenommen und durch neue erſetzt, ſondern auch die Ketten verkürzt und der Fahrweg erhöht werden, ohne deshalb die Verbindung, wie es bei Vornahme ſolcher Ausbeſſerungen an ſteinernen oder gußeiſernen Bögen der Fall iſt, zu hemmen.

Seit der Zeit, daß die oben genannten Architekten die entſcheidenden Verſuche über die Tragkraft des Eiſens angeſtellt haben, wurde die öffentliche Aufmerkſamkeit immer mehr und mehr auf dieſen Gegenſtand gerichtet und mehre der größten Bauten dieſer Art ausgeführt.

Zu den impoſanteſten Bauwerken, die ſich in England vorfinden, gehört die Kettenbrücke über den Meeresarm Menai-ſtrait zur Verbindung der Inſel Angleſey bei Bangor mit dem feſten Lande von England. Der kürzeſte Weg von London nach Dublin führt nämlich über dieſen Meeresarm und Holyhead auf der Inſel Angleſey; da nun die Verbindung mit dieſer Inſel bisher durch eine beſchwerliche und oft gefahrvolle Überfahrt unterbrochen wurde, ſo war die Anlage einer Brücke über

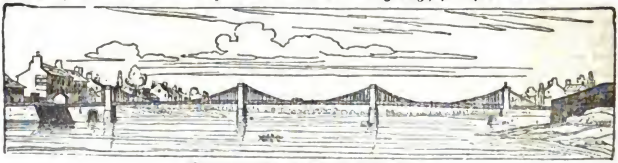
Kettenbrücke über den Menai.

dieſen Meeresarm ſchon ſeit vielen Jahren in Verhandlung. Der Umſtand, daß dort Seeſchiffe ungehindert paſſiren müſſen, machte es nothwendig, der Brücke eine Höhe von 100 Fuß zu geben. Im Jahre 1818 entſchied ſich das Parlament, eine Kettenbrücke nach dem Plane des Herrn Telford ausführen zu laſſen; der Bau wurde unter ſeiner Leitung in demſelben Jahre begonnen und im Jahre 1826 vollendet.

Die Menai-Kettenbrücke beſteht aus einem Hauptbogen, welcher zwiſchen den Tragpfeilern 580 Fuß lang iſt. Die untere Fläche dieſes Bogens liegt 100 Fuß über dem höchſten Waſſerſpiegel zur Zeit der Frühjahrsfluten, um den Durchgang der größten Seeſchiffe unter der Brücke zu geſtatten. Da die Aufdämmung der Straße zu beiden Seiten der Tragpfeiler zu hoch und zu koſtſpielig geworden wäre, ſo ſind dieſe Pfeiler mit den Dämmen am Ufer durch ſieben ſteinerne Bögen von $52\frac{1}{2}$ Fuß Spannung verbunden. Die Tragpfeiler ſind über der Brückenbahn 52 Fuß hoch. Die Brückenbahn hängt an 16 Spannketten, wovon immer vier übereinander laufen. Die Glieder ſind $3\frac{1}{4}$ Zoll hoch, 1 Zoll dick und 9 Fuß lang. Von den Spannketten gehen in einer Entfernung von 5 zu 5 Fuß die verticalen Tragſtangen von einem Quadratzoll im Querſchnitte herab. An denſelben hängt die Brückenbahn, welche in zwei Fahrbahnen für die hin- und herfahrenden Wagen und einen dazwiſchen liegenden Fußweg abgetheilt iſt. Die Breite der Brücke mißt 28 Fuß. Die Brückenbahn liegt auf Querſtangen von Schmiedeeiſen, auf denen zwei Lagen Bohlen ruhen; in den Fahrbahnen liegt noch eine dritte Lage Bohlen und zwiſchen allen Lagen Filz, zur Bewahrung des Holzes.

Um die Schwingungen bei Stürmen zu vermindern, ſind an acht Punkten zwiſchen den Spannketten eiſerne Rahmen angebracht. Wenn daher Poſtkutſchen im Trabe über die Brücke fahren, ſo ſind kaum noch Bewegungen derſelben zu bemerken; bei ſtarken Stürmen hebt ſich die Bahn in der Mitte noch 1—2 Fuß. An den Seiten der Brücke iſt ein 6 Fuß hohes Geländer von gewalzten Eiſenſtäben befindlich.

Die ganze Länge einer Spannkette, zwiſchen ihren beiderſeitigen Endpunkten gemeſſen, beträgt 1740 Fuß. Die Enden wurden tief in den Felſenriffen, die auf dem Feſtlande von England und auf der Inſel Angleſey vorhanden ſind, verankert, zu welchem Ende zu jeder Seite der Brücke drei Stollen in dieſelben eingeſprengt wurden. Das Gewicht der Menai-Kettenbrücke beträgt ungefähr 10,000 Centner.



Kettenbrücke zu Bercy bei Paris.

Digitized by Google

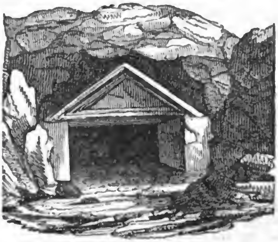
Auch in Frankreich wurden in den letztern Jahrzehnden an vielen Orten Kettenbrücken erbaut, die erſte der hier dargeſtellten zu Bercy bei Paris; die andere verbindet die Inſel Barbe mit Lyon. Ebenſo wurden auch in Deutſchland einige ſolcher Bauten ausgeführt, unter dieſen auch mehre Stahl- und Drahtbrücken, welche jedoch den Kettenbrücken aus Stabeiſen weit nachſtehen, indem ſie theurer ſind und bei jedem Fußgänger, der darüber geht, in Schwingungen gerathen, die bei Stürmen ſehr bedeutend ſind.

Kettenbrücke zwiſchen Lyon und der Inſel Barbe.

Reiſe nach Paläſtina.

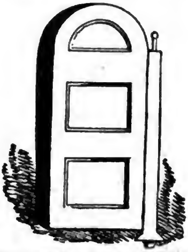
(Fortſetzung aus Nr. 135.)

Wir beſtimmten die Nachmittagsſtunden des nächſten Tages zu dem Beſuche anderer merkwürdigen Gräber auf der Nordweſtſeite der Stadt. Als wir durch das nach Sichem führende ſchöne Säulenthor gekommen waren, ritten wir unter Ölbäumen und durch angebaute Felder und ſahen bald mehre in den Felſen gehauene Gräber, die eine, zwei oder drei Todtenkammern enthielten. Der Eingang war faſt bei allen viereckig oder länglich mit einem ſchwerfälligen Gebälke.



Eine Todtenkammer.

Etwas weiter, ungefähr eine Viertelſtunde von der Stadtmauer, liegen die Denkmale, die man die Gräber der Könige von Juda nennt. Wir ſtiegen durch einen in den weißen Kalkſteinfelſen gehauenen Paß in einen offenen Hof von 40 Fuß im Gevierte, der einem Steinbruche gleicht. Auf der ganz platt gehauenen Weſtſeite dieſes Raumes ſieht man die gegen 30 Fuß breite Öffnung einer Höhle, über welcher ein Gebälke mit einem Fries liegt, das ſchöne, aber meiſt beſchädigte Bildhauerarbeiten hat. Wir traten in dieſe Öffnung und indem wir uns links wendeten, kamen wir zu dem Eingange einer andern Höhle, der aber ſo niedrig und verſchüttet war, daß wir nur mit Mühe hineindringen konnten. Endlich gelangten wir mit unſern brennenden Kerzen in ein großes, in den Felſen gehauenes Gemach, an deſſen Seiten ſich andere viereckige Öffnungen fanden, die zu inneren Kammern führten. Jede dieſer ſechs bis ſieben Kammern iſt mit ungemeiner Genauigkeit ausgehauen und hat glatte Wände. Einige ſind mit Bildwerk von Weinlaub und Trauben verziert, und überhaupt ſcheint der Künſtler jede Anſpielung auf Gegenſtände vermieden zu haben, die gewöhnlich als Sinnbilder des Todes gebraucht werden. Was ſich von dieſen Bildwerken erhalten hat, iſt mit ungemeiner Kunſt ausgeführt. Die Kammern waren früher mit ſteinernen Thüren verſchloſſen, welche auf Angeln ſich bewegten, die gleichfalls aus dem Felſen gehauen waren. Maundrell ſah 1697 eine dieſer Thüren ſich noch auf ihren Angeln drehen. Wir fanden ſie nicht, ſahen aber eine ungemein fein gearbeitete Thüre, in Geſtalt von Feldern ausgehauen, wie vom feinſten

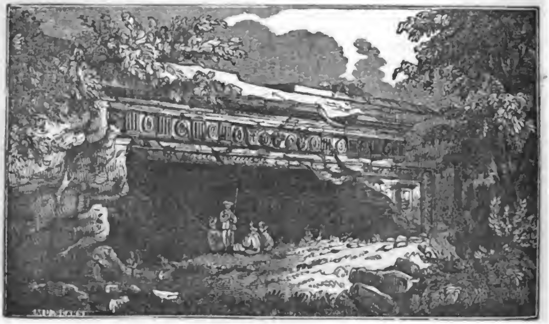


Steinerne Thüre einer Todtenkammer.

Holze, ſauber geglättet, ungefähr einen halben Fuß dick, und ganz unbeſchädigt. Sie hatte ſich urſprünglich

Digitized by Google

gleichfalls auf ihren aus dem Felſen gehauenen Zapfen bewegt. In allen Kammern, ausgenommen in der größern, die gleichſam eine Vorhalle bildet, ſieht man mehre ſteinerne Behältniſſe für Leichname, nicht viel größer als unſere Särge, aber in der regelmäßigen Geſtalt länglicher Parallelogramme. Sie ſind zum Theil mit Früchten, Blumen und Laubwerk verziert, wie das Fries über der Vorhalle. Mehre Theile dieſer Särge lagen auf dem Boden zerſtreut, und wie es ſcheint, hat man ſie gewaltſam zerſtört, in der Hoffnung, Schätze darin zu finden. Auch ſahen wir einige Marmorplatten mit trefflichen Bildhauerarbeiten.



Gräber der Könige von Juda.

Gewiß gehören dieſe Denkmale nicht in die älteſte Zeit der jüdiſchen Geſchichte, und werden daher mit Unrecht als die Gräber der Könige von Juda bezeichnet, die auf dem Berge Zion waren. Sie ſtammen aus einer ſpätern Zeit, wo ſich der altägyptiſche Geſchmack mit dem altgriechiſchen Bauſtyl verband; aber ſie einer beſtimmten Zeit zuzuſchreiben, wie z. B. dem Zeitalter des Herodes im erſten chriſtlichen Jahrhundert, ſtützt ſich immer nur auf Vermuthungen. Ziemlich entfernt von dieſen Denkmalen, ungefähr eine Stunde von der Stadt, liegen in einer wilden Gegend die ſogenannten Gräber der Richter, die zwar einige Ähnlichkeit mit den Königsgräbern haben, aber nicht ſo ſchön und geräumig ſind. In dem größten dieſer Gräber führt ein verziertes Portal zu einer viereckigen Kammer, aus welcher man in andere kleine kommt. Die Gräber ſind ſtufenweiſe, eines über dem andern, angebracht. Daß ſie die Grabſtätte der Richter Iſraels geweſen ſein ſollen, iſt ebenſo unerweislich als die Sage von den Königsgräbern.

Nicht weit von dieſen Gräbern, nahe an der nördlichen Stadtmauer, ſahen wir die prächtige Grotte, die den Namen des Propheten Jeremias führt. Hier ſoll er ſeine Klagen ergoſſen haben. Der Ernſt und die Großartigkeit der Scene ſprechen für dieſe Überlieferung; denn an keiner paſſendern Stelle hätten die Wehklagen des begeiſterten Sehers über das Verhängniß der Stadt ausgerufen werden können. Dieſe Höhle ſteht in hoher Achtung und der Schlüſſel zur Pforte wird ſorgfältig aufbewahrt.

Als wir in das Kloſter zurückkamen, erfuhren wir, daß viele Pilger, von Geiſtlichen begleitet, einen feierlichen Betgang zum Grabe des Lazarus bei Bethania halten wollten. Die jungen Maroniten baten meinen Reiſegefährten und mich, uns dem Zuge anzuſchließen, und wir ließen uns bewegen, eine andere für den folgenden Tag beſtimmte Wanderung aufzuſchieben. Wir brachen auf, als es ſchon dunkelte, und da der Mond nicht ſchien, ſo wurden mehre Fackeln vertheilt. Wir zogen gegen zehn Uhr aus dem Stephansthore. Alle Pilger waren barfuß und folgten langſam den ſingenden Prieſtern. Im Garten Gethſemane ward angehalten, und bei den Erinnerungen, die hier in dieſer feierlichen Stunde erwachten, machten die Gebete und Geſänge, die ſich auf den Ort und auf die Zeit der heiligen Woche bezogen, einen deſto tiefern Eindruck. Wir gingen dann am Abhange des Ölberges hin, auf welchen die Fackeln ein ungewiſſes ſchimmerndes Licht warfen, während der lange Zug auf dem ſchmalen Pfade ſich ausdehnte. Auf dem Gipfel des Berges verweilten wir bis um Mitternacht und erreichten endlich das Dorf Bethania, wo Alles in tiefer Stille begraben war, die nur die Stimmen der Prieſter und Pilger unterbrachen. Als wir vor dem Felſengrabe des Lazarus ankamen, ſtiegen alle Pilger die ſchmalen Stufen hinab, und die Fackeln verbreiteten ein glänzendes Licht in der Höhle, die ſelbſt bei Tage nur matt erleuchtet iſt. Die Prieſter ſtanden unten und die Pilger beugten ſich mit andächtigen Gefühlen über ſie hinab, um einen Blick in das Grab zu werfen. Der feierliche Geſang verkündete den Sieg, den die Macht des Kreuzes über Tod und Grab errungen und die Auferſtehung zum ewigen Leben. Ein ſchwaches Morgenroth leuchtete über dem Gipfel des Ölberges, als wir das Grab verließen und ehe wir an das Stephansthor kamen, glänzte ſchon die Morgenſonne auf den Domen und Thürmen der Stadt.

Kraft des Walfiſches.*)

Ein auf den Walfiſchfang ausgeſandtes amerikaniſches Schiff, der Eſſex, hatte im Stillen Meere den größten

*) Vergl. über dieſen und die Naturgeſchichte des Walfiſches Nr. 57 und 61 des Pfennig-Magazins.

Digitized by Google

Theil der Mannſchaft in Böten entſendet, um Walfiſche aufzuſuchen und zu erlegen, als einige der auf dem Schiffe zurückgebliebene Matroſen einen ungeheuren Walfiſch dicht auf das Schiff loskommen ſahen. Schon ſehr nahe daran, ſchien er unterzutauchen, um dem Schiffe auszuweichen; allein indem er dies that, ſchlug er mit ſeinem Rumpfe gegen einen Theil des Kiels an, der ſogleich in Stücke zerbrach und auf dem Meere umherſchwamm; hierauf ſah man den Walfiſch in einer kleinen Entfernung vom Schiffe wieder auftauchen und mit anſcheinend großer Wuth auf daſſelbe losfahren, indem er an eines der Bugſpriete mit ſeinem Kopfe anſchlug und daſſelbe mit erſtaunlicher Gewalt zerſchmetterte. Das Schiff füllte ſich unmittelbar darauf mit Waſſer und ſank nach einer Seite zu. So war der einzige Zufluchtsort für die armen Leute auf den Böten zerſtört, indem ſie ſich auf mehre hundert Meilen von dem nächſten Lande entfernt befanden. Als ſie zum Wrack zurückkehrten, fanden ſie die Wenigen, die ſie am Bord zurückgelaſſen, wie ſie in aller Eile ſich in ein Boot geflüchtet, da ſie kaum noch die Zeit dazu hatten, aus dem umſtürzenden Schiffe zu entkommen. Es war nur wenig Vorrath an Lebensmitteln für die Mannſchaft mit großer Schwierigkeit aus dem Wrack herbeizuſchaffen, und damit ſahen ſie ſich genöthigt, die lange traurige Reiſe nach der Küſte von Peru anzutreten. Nur einem Boote war es geglückt, von einem Fahrzeuge nicht weit von der Küſte aufgenommen zu werden; auf demſelben befanden ſich die einzigen Überreſte von der verunglückten Mannſchaft, drei an der Zahl; alle Übrigen waren unter den ſchrecklichſten Qualen des Hungers umgekommen.

Hogarth's Werke.

7. Die Biergaſſe und das Branntweingäßchen.

I.

Wir theilen hier zwei Blätter Hogarth's mit, welche miteinander in genauem Zuſammenhange ſtehen. Die Abſicht Hogarth's bei dieſen Bildern, deren erſtes die „Biergaſſe," das zweite das „Branntweingäßchen" vorſtellt, war eine doppelte. Indem er auf der einen Seite den weltberühmten engliſchen Porter, und in demſelben den ehrenhaftern Theil des Volkes, welcher dieſes Getränk vorzugsweiſe genießt, ein Ehrendenkmal errichten wollte, ohne daß er darum dem übermäßigen Genuſſe des Bieres eine Lobrede halten und eben dies nur als eine Stufe zur Wohlfahrt bezeichnen will, bemühte er ſich auf der andern Seite, den allverderblichen und in ſo vieler Hinſicht das Glück von Familien untergrabenden Genuß des Branntweins recht eindringlich, Allen zur Warnung, zu brandmarken. Mit Recht ſagt Lichtenberg von dieſen beiden geiſtreichen Blättern, welche im eigentlichen Sinne Sittengemälde genannt zu werden verdienen: „Die Verbreitung ſolcher Bilder verdient ſelbſt die Rückſicht der Policeien; die Knaben ſollten ſie nachzeichnen und man müßte Anſtalten treffen, daß ſie auf öffentlichem Markte verkauft würden. Es ſind freilich keine Heiligenbilder, aber dafür etwas viel Beſſeres, die *Lehren jener Heiligen.*"

Das hier mitgetheilte Blatt, die *Biergaſſe*, iſt eine Zeichnung voller Leben, Frohſinn und Wohlbehagen. Im Vordergrunde zur Rechten erblickt man ein etwas alterthümliches und baufälliges Haus, welches ſich durch ein Aushängeſchild von drei Kugeln, die von einem Kreuz zuſammengefaßt werden, auszeichnet; an der mit der Spitze herabgeneigten Stange, welche augenſcheinlich nicht mehr lange das Haus mit ſeinem Symbol verbinden wird, erkennt man den Verfall des Beſitzers und die Hinfälligkeit alles Irdiſchen; um dies noch mehr zu beſtätigen, dienen die Stützen, welche ſich am untern Theile des Hauſes befinden.

Daſſelbe gehört einem Manne, Namens Kneip (Pinch), deſſen Beruf iſt, auf Pfänder zu leihen. Solche Leihhäuſer pflegten immer drei blaue Kugeln als Schild zu führen; denn dieſe bildeten das gemeinſame Wappen der ganzen Brüderſchaft der Pfandleiher, Wucherer und dergl. Witzige Köpfe deuteten dieſe drei Kugeln ſo, man könne zwei gegen eins verwetten, daß die in dieſem Hauſe untergebrachten Gegenſtände nicht wieder zum Vorſchein kommen würden. Obgleich nun der Beſitzer dieſes Leihhauſes Kneip heißt, was wol eigentlich auf ſeine Intereſſenten deutet, welche geknippen werden ſollen, ſo ſcheint es doch, daß er ſich während ſeiner Praxis mehr als ſeine Kunden übervortheilt hat; denn Herr Kneip iſt durch dieſe offenbar bankrott geworden. Auch hält es nicht ſchwer, die Urſache dieſes Falliments einzuſehen, wenigſtens zeigt ſie der mit Bierkrügen aller Art befrachtete Junge an der Hausthür, der einen ſolchen durch ein Guckloch in das Haus hineinbefördert, deutlich genug. Herr Kneip hat unſtreitig in ſeinem Leben zu viel Porter getrunken und daher ſchreibt ſich der Umſtand, daß er nun Schulden halber nicht mehr das Haus verlaſſen darf, was Hogarth auf ſehr ſinnreiche Weiſe durch die vor der Hausthüre liegenden Steine angedeutet hat.

Im Vordergrunde zur Linken zeichnet ſich vor Allem die athletiſche, wohlgenährte Geſtalt eines Mannes aus, mit dem ſtattlichſten Bierbauche, den es nur in London geben kann. Dieſer Mann mit dem knapp an den Leib anſchließenden Schurzfell und ſeitwärts geſchobener Schlafmütze, der in der Rechten einen Porterkrug, in der Linken eine koloſſale Hammelkeule hält, iſt ſeines Zeichens ein Grobſchmied. Dieſer Mann iſt das leibhaftige Conterfei von John Bull, welchem nichts in der Welt mehr fehlt, wenn Porter und Hammelkeule ihm zur Seite ſtehen. Auch drückt die Miene und die ganze Haltung des wohlbeleibten Mannes das innigſte Wohlbehagen und einen vollkommen wünſchenswerthen Zuſtand aus. Zu ſeiner Rechten, etwas tiefer als er, ſitzt ein Fleiſcher, deſſen Krug dem Theile, wohin er eigentlich gehört, dem Magen, noch näher gerückt iſt; der Ausdruck im Geſicht dieſes Collegen iſt nicht minder vergnügt und wohlgefällig, als bei dem erſten und Beide bilden in ihrer Behaglichkeit einen ſchroffen Contraſt zu Herrn Kneip, dem Pfandleiher, dem es nicht ſo wohl wird, unter Gottes freiem Himmel und in nachbarlicher Geſellſchaft ſeinen Porterkrug zu leeren. Vor den gemüthlichen Trinkern liegt eine Rede des Königs und das londoner Tageblatt: „Daily advertiser", zum Kennzeichen, daß ein londoner Spießbürger vollkommen zufrieden iſt, wenn er Fleiſch und Bier und ein wenig Politik hat.

Zunächſt dem ſtattlichen Bauche des Grobſchmieds befindet ſich ein liebendes Pärchen, welches aus einem Hausmädchen und einem handfeſten Bierſchröter beſteht, der eben in ſeinen Armen Alles hält, was ſein Glück ausmacht, nämlich die Geliebte, das Tragband und den Porterkrug; die Mitte des Vordergrundes aber nehmen ein paar Fiſchermädchen ein, welche ihre bei-

Digitized by Google

ſern Kehlen mit Abſingung einer Ballade zum Lobe der Heringsfiſcherei abmühen. So wenig ſich dieſe in ihrer muſikaliſchen Begeiſterung um ihn bekümmern, ebenſo wenig bekümmert ſich um ſie der ſchwitzende Laſtträger rechts im Vordergrunde, dem man es anſieht, daß er aus wahrem Durſte die Gottesgabe genießt. Darum iſt ſein Krug auch um die Hälfte geräumiger, als die Trinkgefäße der Übrigen.

Der auf der Staffelei über dem Grobſchmied befindliche Maler, deſſen Garderobe in äußerſt ſchlechtem Zuſtande ſich zeigt, iſt eigentlich eine Satire auf den bekannten engliſchen Maler Liofard. Dieſer beſaß nämlich die Eigenheit, daß er durchaus nichts darſtellen konnte, was er nicht in natura vor ſich hatte. Hogarth ſtellt alſo, um dieſen zu verſpotten, einen Hausanſtreicher vor, der auf einer Leiter ſteht, um ein Wirthshausſchild zu malen. Der Gegenſtand ſoll eine Flaſche ſein und um dieſe naturgetreu darzuſtellen, hat ſich unſer Pinsler eine wirkliche Flaſche an den eiſernen Schnörkel des Schildes befeſtigt, nach welcher er mit ſeitwärts geneigtem Haupte ſo eifrig hinblinzelt, als copire er nach Rafael oder Rubens. Vielleicht gilt auch der ſehnſüchtige Ausdruck dem Umſtande, daß die Flaſche leer iſt, und er ſo auf dieſem Blatte als der einzige Durſtige erſcheint.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 155.)

Die Biergaſſe.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

135.] Erſcheint jeden Sonnabend. [October 31, **1835**.

Frankfurt am Main.

Anſicht der Zeil.

Frankfurt am Main.*)

Wir beginnen die in unſerer Zeitſchrift nach und nach zu liefernde Schilderung der zum deutſchen Bunde gehörenden vier freien Städte mit Frankfurt am Main, das unter denſelben den Vorſitz führt. Die Stadt bildet mit ihrem Gebiete, das einen Flächenraum von 4½ □M. umfaßt, den Freiſtaat, der ſich auf beiden Ufern des Mains zwiſchen Kurheſſen, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau ausbreitet. Frankfurt war ſchon in der Zeit der Römer ein bewohnter Ort, tritt jedoch erſt im 8. Jahrhundert aus dem Dunkel der Geſchichte hervor. Karl der Große hielt hier 794 eine Kirchenverſammlung und gründete ſpäter die Vorſtadt Sachſenhauſen, wo er den von ihm beſiegten Sachſen ſich anzuſiedeln geſtattete. Karl's Sohn, Ludwig der Fromme, machte Frankfurt zu ſeiner Reſidenz und auf der Stelle des ſogenannten Saalhofes erhob ſich der Palaſt oder die Pfalz, wo ſeine Nachfolger wohnten, unter welchen Ludwig der Deutſche, der 876 ſtarb, die Stadt erweiterte. Nach der Erlöſchung des Stammes Karl's des Großen war Frankfurt nicht mehr die beſtändige Reſidenz der deutſchen Könige, die Stadt aber wurde nach und nach ſo bedeutend, daß ſie um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Rechte einer freien Reichsſtadt erhielt, und nachdem bereits mehre deutſche Kaiſer in ihren Mauern waren gewählt worden, beſtimmte das unter Karl IV. im Jahre 1356 gegebene Reichsgrundgeſetz, die goldene Bulle, ſie zum Wahlort: ein Vorzug, der auf die Vermehrung ihres Wohlſtandes großen Einfluß hatte. Wie in andern Reichsſtädten, ward auch in Frankfurt durch die Mängel der Verfaſſung und die Eiferſucht zwiſchen den Gewerbtreibenden und den bevorrechteten Bürgern, welche in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten oft ein drückendes Übergewicht ausübten, die innere Ruhe geſtört. Im 16. Jahrhundert entſtanden ernſtliche Volksbewegungen, die nicht ohne Anſtrengung von den Reichsfürſten unterdrückt wurden. Ein Vertrag, der 1613 nach einem neuen Aufſtande unter der Vermittelung kaiſerlicher Bevollmächtigten geſchloſſen wurde, konnte die Keime der Zwietracht nicht erſticken und erſt hundert Jahre ſpäter wurde nach langen Unterhandlungen die Verfaſſung der Stadt durch Verbeſſerung ihrer innern Einrichtung geordnet. Kriegsdrangſale vereinigten ſich oft während jenes Zeitraums mit den unglücklichen Wirkungen innerer Zerwürfniſſe, den Wohlſtand der Stadt zu erſchüttern. Im ſchmalkaldiſchen Kriege auf der Seite der verbündeten Fürſten, mußte ſie den Frieden mit einer anſehnlichen Summe erkaufen. Im dreißigjährigen Kriege hatte ſie nach dem Einzuge Guſtav Adolf's ſeit 1631 vier Jahre lang eine ſtarke Beſatzung zu erhalten und vier ſchwediſche Regimenter zu beſolden, und im weſtfäliſchen Frieden ward ihr die Bezahlung des ſiebzigſten Theils der an Schweden zu zahlenden Kriegskoſten aufgelegt. Nicht minder ſchwere Laſten mußte ſie in den Kriegen mit Frankreich von 1688—97 tragen. Im ſiebenjährigen Kriege fiel Frankfurt in die Gewalt der Franzoſen. Im erſten Jahre des Revolutionskrieges war die Stadt nur auf kurze Zeit in den Händen der Franzoſen, die im December 1792 von den Verbündeten zurückgetrieben wurden. Als 1795 nach dem Frieden von Baſel Preußen ſeine Heere zurückzog, wurde die Umgegend der Schauplatz des Kampfes und die Stadt zweimal beſchoſſen. Sie fiel hierauf wieder in die Gewalt der Franzoſen, die bis zum Frieden von Luneville ihr die härteſten Opfer auflegten. Bei der neuen Anordnung der Verhältniſſe Deutſchlands im Jahre 1803, die mehren Reichsſtädten ihre Selbſtändigkeit nahm, behielt ſie ihre Unabhängigkeit; bald nach der Auflöſung des deutſchen Reiches aber wurde ſie die Hauptſtadt des neugebildeten Großherzogthums Frankfurt, das der Fürſt Primas, Karl von Dalberg, als Mitglied des Rheinbundes erhielt. Die Vertreibung der Franzoſen aus Deutſchland löſte dieſes Verhältniß auf und durch die Acte des wiener Congreſſes erhielt Frankfurt als Mitglied des deutſchen Bundes ſeine Selbſtändigkeit wieder. Es wurde Sitz der Bundesverſammlung, die ihre Sitzungen am 1. October 1816 eröffnete. Zu derſelben Zeit wurde die neue Verfaſſung, die auf der Grundlage der alten ruhte, feierlich eingeführt.

Frankfurt liegt in einem von dem Main durchſtrömten reizenden und fruchtbaren Thale, welches im Norden und Nordweſten das Taunusgebirge, im Oſten der Speſſart und im Süden der Odenwald umſchließen. Der Hauptbeſtandtheil der Stadt iſt auf dem rechten Ufer des Mains erbaut und wird durch eine, um die Mitte des 14. Jahrhunderts neu errichtete 660 Fuß lange, auf 14 Bögen ruhende Brücke mit der Vorſtadt Sachſenhauſen verbunden. Von mehren nahen Anhöhen bietet die Stadt mit ihrer Umgegend vortreffliche Anſichten dar, von welchen nachſtehende Abbildung eine der ſchönſten mittheilt. Anmuthig wie die Umgegend, ſind auch die nächſten Umgebungen der Stadt, die auf der ganzen Landſeite, vom Obermainthore bis zum Untermainthore, ein Kranz von blühenden Geſträuchen und ſchattigen Gebüſchen, üppigen Raſenplätzen und duftenden Blumenbeeten umgibt, während längs dieſer Anpflanzungen, die in den Jahren 1806—13 angelegt wurden, ſich lachende Gärten und viele freundliche Landhäuſer hinziehen. Schöne und belebte Kunſtſtraßen durchſchneiden dieſe Anlagen. Die meiſten derſelben führen an alterthümlichen Wartthürmen vorbei, welche in der Vorzeit die Hauptpunkte einer aus Wällen und Gräben beſtehenden Befeſtigungslinie oder ſogenannten Landwehr gegen plötzliche und räuberiſche Überfälle bildeten. Der Stadttheil auf dem rechten Mainufer hat ſieben Hauptthore, von welchen zwei noch die alterthümliche Form eines Feſtungsthores haben. Der ältere Theil der Stadt iſt unregelmäßig gebaut und beſteht meiſt aus ſehr alten Gebäuden; nur die in neuern Zeiten nach der Schleifung der Feſtungswerke entſtandenen Schöpfungen zeichnen ſich durch Regelmäßigkeit aus und unter ihnen iſt vorzüglich die am hohen Uferrande des Mains hinlaufende Reihe geſchmackvoller Häuſer zu erwähnen, die mit Recht den Namen „die ſchöne Ausſicht“ führt. Die ſchönſte Straße der Stadt, die vorſtehend dargeſtellte, die **Zeil**, iſt zwar ſehr breit, mit vielen ſchönen Häuſern beſetzt und durch lebhaften Verkehr anziehend, aber nicht ganz grade. Die vorzüglichſten öffentlichen Plätze ſind: der Roßmarkt, der mit dem Platze vor der Hauptwache zuſammenhängt und durch eine Allee von Linden und Acazien mit dem Komödienplatze verbunden iſt; der Paradeplatz; der Liebfrauenberg und der Römerberg. Die Zahl der Häuſer wird auf etwa 4000 angegeben. Unter den Kirchen iſt die älteſte der dem katholiſchen Gottesdienſte geweihte Dom oder die Bartholomäuskirche, ein großes und ſchönes Gebäude, das im 13. Jahrhundert angefangen, aber erſt im 14. vollends ausgebaut ward. Eine ihrer ſchönſten und mit vorzüglichen Bildwerken gezierte Hauptpforte iſt, wie der größte Theil des Gebäudes, durch Buden und angrenzende Häuſer verſteckt. Hohe ſchlanke Pfeiler ſtützen das mächtige Gewölbe der Kirche,

*) Vergleiche auch Pfennig-Magazin Nr. 52.

Digitized by Google

Anſicht von Frankfurt am Main

von deren Innerm wir auf der folgenden Seite eine Abbildung geben, aber mehre neuere Verzierungen bilden einen auffallenden Gegenſatz zu dem alterthümlichen Charakter des Ganzen. In einer anſtoßenden Kapelle wurden die deutſchen Kaiſer gewählt, die dann vor dem mit einer Nachbildung der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau von Rubens gezierten Hochaltar die Salbung erhielten. Zu den Merkwürdigkeiten der Kirche gehören das 1352 errichtete Grabmal des deutſchen Kaiſers Günther von Schwarzburg, und eine koſtbare, mit einem Aſtrolabium und einem immerwährenden Kalender verſehene Uhr, die aber ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr im Gange iſt. Der Thurm des Doms, 260 Fuß hoch, iſt der höchſte in der Stadt, entbehrt aber noch der Schlußpyramide, die ihn nach dem urſprünglichen Plane noch um 60 Fuß erhöht haben würde. Um das Gewölbe, welches dieſe Pyramide tragen ſollte, läuft eine Galerie, von welcher man eine herrliche Anſicht der Stadt und des Mainthals mit ſeinem reizenden Gebirgskranze genießt. Die Kirche Unſerer lieben Frauen, im 14. Jahrhundert erbaut, iſt ein anſehnliches gothiſches Gebäude, deſſen mittlern Eingang ein ſchätzbares Bildwerk aus derſelben Zeit ziert, das die anbetenden heiligen drei Könige darſtellt. Auch dieſe Kirche gehört den Katholiken, wie die Leonhardskirche, die ſich durch ihr geſchmackvolles Innere auszeichnet. Unter den proteſtantiſchen Kirchen iſt die vorzüglichſte die Katharinenkirche, die 1686 auf der Stelle einer ältern gebaut wurde. Sie hat ein gutes Altargemälde, Jeſus am Ölberge betend, von Hermann Boos, und eine ſchöne Orgel. Die im römiſchen Style erbaute Barfüßerkirche, die ſchon 1796 begonnen ward, iſt noch nicht ganz vollendet. Die, in rein deutſchem Bauſtyle, von Rudolf von Habsburg geſtiftete Nicolaikirche wurde 1813 in ein Magazin verwandelt, nach dem Frieden aber ihrer Beſtimmung zurückgegeben. Die Reformirten haben zwei Kirchen, die deutſch-reformirte und die franzöſiſch-reformirte, von welchen beſonders die letztere durch das freundliche Innere ſich auszeichnet und durch die unter dem Fußboden angebrachten Röhren im Winter geheizt werden kann.

(Der Beſchluß folgt in Nr. 136.)

Ameiſennoth.

Martin erzählt in ſeiner „Geſchichte der weſtindiſchen Colonien“ von einer ſo ungeheuern Zunahme der Ameiſen in Jamaica, daß ſie einſt die Straßen auf einer Strecke von mehren Stunden bedeckten; ſie lagen an manchen Stellen ſo dick, daß man die Spuren der Pferdehufe darin bemerkte, bis die Vertiefungen von andern herbeieilenden Inſekten wieder ausgefüllt wurden. Alle Arten von Lebensmitteln, alles Ungeziefer, beſonders Ratten, und ſelbſt die Wunden der gepeitſchten Negerſklaven waren ihren Anfällen ausgeſetzt. Die Regierung verſprach 100,000 Thaler für die Mittheilung eines wirkſamen Mittels zur Zerſtörung dieſer Landplage. Gewöhnlich wurden Gift und Feuer verſucht. Man vermiſchte Arſenik und ätzenden Sublimat mit thieriſchen Stoffen, wodurch auch unzählige zerſtört wurden. Sobald ſie nämlich nur das Geringſte von dem Gifte genoſſen hatten, wurden ſie ſo wüthend, daß ſie einander ſelbſt verzehrten. Auch legte man ihnen glühende Kohlen in den Weg, wohin ſie in ſo großer Menge krochen, daß ſie das Feuer erſtickten; ebenſo wurde das Feuer in Löchern, die man in die Zuckerfelder gegraben hatte, von den Körpern der getödteten unterdrückt. So lange man aber die Neſter nicht zerſtört hatte, kam immer wieder eine neue Brut hervor, und ſo zahlreich als je. Erſt nachdem ein heftiger Sturm mehre Tage getobt, der die Wurzeln aller Pflanzen aufriß oder auflockerte, wo die Neſter ſich befanden, und der nun ſich ergießende Regen in den Boden drang, wurde die Brut zerſtört.

Digitized by Google

Das Innere des Doms in Frankfurt am Main

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 134.)

Die Oſterfeier verſammelte nun alle Pilger in der heiligen Stadt. Am grünen Donnerstage wurde die Abendmahlsfeier in der Kirche des heiligen Grabes feſtlich begangen. Es hat ſich aus der älteſten chriſtlichen Zeit der Gebrauch erhalten, daß an dieſem Tage von den Andächtigen viele Eßwaaren dargebracht und dann von den Mönchen unter die Armen vertheilt werden. Am Charfreitag drängten ſich die Wallfahrer von allen chriſtlichen Bekenntniſſen in die Kirche, und unter ihnen ſah man Türken und Araber, jene um die Ordnung in dem wilden Gedränge zu erhalten, dieſe von Neugier getrieben. Der alte Streit über den Beſitz der heiligen Örter führte wieder Auftritte herbei, welche für Alle, die ſich einer andächtigen Stimmung überlaſſen wollten, ſtörend waren. Wir konnten uns kaum den Weg durch das Gedränge bahnen, aber ein Türke, der uns ſeinen Schutz aufdrang, ſchlug zu unſerm großen Ärgerniß mit ſeinem Stocke unbarmherzig unter die Pilger, um uns Platz zu machen. Die Abendproceſſion der Katholiken ſollte beginnen und als die Pilger bei Anbruch der Dunkelheit ſich geordnet hatten, wurde die Feierlichkeit eröffnet. Während des Umgangs durch die Kirche wurden in den ſieben Hauptkapellen ebenſo viele Predigten über die Leidensgeſchichte gehalten. Zuerſt ſprach ein Mönch in italieniſcher Sprache und nach den Anfangsworten ſeiner Rede: „In dieſer finſtern Nacht", wurden alle Lichter ausgelöſcht, worauf er beinahe eine halbe Stunde im Finſtern redete. Jeder erhielt nun eine brennende Kerze und alle das Leiden Chriſti verſinnlichenden Inſtrumente wurden von den Kloſterbrüdern getragen. Dann ging der Zug in die Calvarienkirche hinauf, wo man endlich von dem mittlern der drei aufgerichteten Kreuze das lebensgroße Bild des Heilands, das bewegliche Glieder hatte, herabnahm, in ein Linnentuch wickelte und zu dem Marmorſteine in der untern Kirche trug, auf welchem nach der Überlieferung der Leichnam Chriſti vor dem Begräbniſſe geſalbt wurde. Nun drängten ſich die Pilger herbei, warfen ſich auf die Knie, drückten die Stirne auf den Boden, küßten das Bild und die Marmorplatte und aus manchen Augen floſſen Thränen frommer Rührung. Während dieſer Feierlichkeit wurden noch drei italieniſche und zwei ſpaniſche Predigten gehalten und zuletzt hielt vor dem Salbſteine, nachdem man das Bild mit Spezereien bedeckt hatte, ein ſpaniſcher Mönch eine Predigt in arabiſcher Sprache, die mit großer Theilnahme gehört ward. In dieſem Augenblicke bot die Verſammlung einen ergreifenden Anblick dar. Die bunten Turbane, die bärtigen Geſichter, die flatternden Gewänder der morgenländiſchen Pilger, die reiche Tracht der wohlhabenden Armenier und Maroniten, das einfache blaue Baumwollengewand des Beduinen, die griechiſchen Mönche mit ihrem ſchwarzen, auf die Schultern fallenden Lockenhaar, der griechiſche Pilger mit ſeiner engen rothen Mütze, die eine blaue Quaſte zierte, und ſeinem reichgeſtickten Oberkleide — Alles bildete eine bunte maleriſche Gruppe, in welcher die ſpärliche und enge europäiſche Kleidung einiger Pilger aus Neapel auffallend hervortrat. Als die arabiſche Predigt zu Ende war, wurde der Leichnam in das Grab gelegt, das bis zum Auferſtehungstage verſchloſſen ward. In den folgenden Stunden der Nacht ſahen wir die Proceſſionen und Feierlichkeiten der Armenier, Maroniten, Kopten und Griechen, die wir aber bei allem Glanze, den eine zahlreiche Geiſtlichkeit geben konnte, doch eben nicht erbaulich fanden. Des Prügelns und Lärmens war kein Ende. Die mohammedaniſchen Wächter ſchlugen vergebens unter die Pilger. Alles drängte ſich ungeſtüm und mit wildem Geſchrei zu den Kapellen; man ſtieß ſich,

Digitized by Google

warf ſich auf die Erde, einer ſtellte ſich auf den andern und ließ ſich um die Kapelle des heiligen Grabes tragen.

Alles aber wird überboten durch den wilden Lärm bei der Vertheilung des heiligen Feuers, das die Griechen und Armenier am Oſterſonnabend anzünden. In den älteſten chriſtlichen Zeiten blieben die Andächtigen während der Charfreitagsnacht ohne Licht in der Kirche, und wenn ſie nach dem Ende des Gottesdienſtes am Vorabend des Oſtertages die Lampen wieder anzünden wollten, ward eine Proceſſion gehalten, während welcher, wie die Sage erzählt, das wunderbare Feuer erſchien. Die Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge erzählen, daß bald nach der Eroberung Jeruſalems am erſten Oſterfeſte nach dem Tode Gottfried's von Bouillon, der 1100 ſtarb, das heilige Feuer am Vorabend des Feſtes ausblieb und erſt am Oſtertage während der Andachtsübungen des beſtürzten Volkes plötzlich die Kapelle des heiligen Grabes erleuchtete. Als ſich im 13. Jahrhundert die Chriſten wieder um das heilige Grab ſammelten, übernahmen es zuerſt die ſyriſchen und abyſſiniſchen Prieſter, das wunderbare Feuer zur Erbauung der zahlreich herbeiſtrömenden Pilger zu empfangen. In ſpätern Zeiten beſorgten dies die Griechen und Armenier. Alle Pilger nehmen Theil an dieſer Feierlichkeit und Niemand läßt ſich anders als durch ſchwere Krankheit abhalten, Zeuge des Wunders zu ſein. Wir traten in die Kirche, das Schauſpiel zu ſehen. Nach einer feierlichen Proceſſion gingen der griechiſche und armeniſche Biſchof in die Kapelle des heiligen Grabes, wo ſie bei verſchloſſenen Thüren beteten. Die Kirche lag in tiefer Finſterniß und die zahlreiche Verſammlung beobachtete ein erwartungsvolles Schweigen. Die Ungeduld aber wurde bald laut und Alles drängte ſich zu der Kapelle, bis endlich durch die Spalten der Thüre das Licht erſchien. Ein lauter betäubender Jubel erſchallte bei dem Uebergange von Hoffnung und Zweifel zu ſchwärmeriſcher Freude. Die Biſchöfe reichten das Licht aus zwei Seitenöffnungen den Pilgern, die ſchnell ihre Wachskerzen anzündeten und alsbald glänzte die ganze Kirche in heller Beleuchtung. Darauf trat der griechiſche Biſchof hervor und trug das Licht in das Hauptſchiff der Kirche. Durch Boten wird es dann an die benachbarten Kirchen nach Jaffa, Akre und andern Städten geſendet. Die Katholiken beſtreiten die wunderbare Entſtehung des Lichtes als einen Trug und behaupten, daß der griechiſche Biſchof es ſelbſt entzünde und daß es ſich ungemein ſchnell verbreite, weil man die Dochte der unter die Pilger vertheilten Kerzen mit Weingeiſt getränkt habe; die Griechen und Armenier aber glauben feſt an das Wunder und die Wunderkraft des Lichts. Jeder Pilger hält es an den Bart und an das Geſicht, in dem Glauben, daß es nicht wie ein irdiſches Feuer brenne, aber wir bemerkten, daß keiner dieſen Verſuch lange genug aushalten konnte, dieſe Meinung zu rechtfertigen. Manche unternehmen die Wallfahrt blos, um das heilige Licht zu empfangen, und wir ſahen mehre Pilger, welche mit dem geſchmolzenen Wachs der an der Wunderflamme entzündeten Kerzen Linnentücher tränkten, in welche einſt ihre Leichen eingehüllt werden ſollten.

In Paläſtina und überhaupt in Syrien ſind die Chriſten ſehr zahlreich. Die abendländiſchen Katholiken oder die ſogenannten Lateiner genießen gewiſſe Vorrechte und ſtehen unter dem beſondern Schutze einiger europäiſchen Fürſten, doch ſind ihre Rechte ſeit der franzöſiſchen Revolution ſehr geſchmälert worden. Ihren Gottesdienſt verrichten Franziskaner, Capuciner, Karmeliter und Lazariſten, die aus den Klöſtern Europas dahin geſendet werden. Die Franziskaner, die faſt überall allein die Seelſorge haben, ſiedelten bald nach der Stiftung ihres Ordens ſchon im 13. Jahrhundert in Paläſtina ſich an. Seit 1342 bewohnten ſie ein Kloſter auf dem Berge Zion und als ſie dieſes 1569 verloren hatten, zogen ſie in das Kloſter St.-Salvator zu Jeruſalem, wo ſie noch wohnen. Außer dieſem Kloſter, deſſen Guardian die Leitung der geiſtlichen Angelegenheiten in Paläſtina und faſt alle Macht eines Biſchofs hat, beſitzen die Franziskaner noch in mehren andern Städten Ordenshäuſer. In frühern Zeiten waren ſie im Beſitze eines bedeutenden Grundeigenthums. Seit ihnen der Schutz des franzöſiſchen Geſandten zu Konſtantinopel mangelte, waren ſie vielfältigen Bedrückungen und Erpreſſungen von Seiten des Paſchas von Damask ausgeſetzt, zu deſſen Gebiet Paläſtina gehörte, aber man verſicherte uns, daß ſie ſich die unglückliche Wendung ihrer Verhältniſſe zum Theil ſelbſt zugezogen haben und daß die europäiſchen Klöſter in der Wahl der Ordensbrüder, die ſie nach Paläſtina ſenden, nicht immer ſorgfältig und vorſichtig geweſen ſeien. Sie ſind verpflichtet, für die armen europäiſchen Pilger zu ſorgen und ſo gering die Anzahl derſelben iſt, ſo wird doch dadurch den Mönchen jährlich ein bedeutender Aufwand aufgelegt, da jeder Pilger in den Klöſtern, wo es Gegenſtände der Verehrung gibt, ernährt werden muß. Die zur römiſchen Kirche gehörenden griechiſchen Chriſten in Paläſtina und Syrien ſtehen unter einem Patriarchen und mehren Biſchöfen, die aus den Mönchen von dem Volke gewählt werden. Das Volk wählt auch die Pfarrer. Sie verrichten den Gottesdienſt in arabiſcher Sprache. Katholiſche Armenier gibt es nicht in Paläſtina, in Syrien aber iſt ihre Zahl anſehnlich. Die zahlreichſte und mächtigſte aller chriſtlichen Parteien in Syrien, die ſich zur römiſchen Kirche halten, ſind die Maroniten, die vorzüglich auf dem Libanon und in der Umgegend deſſelben ihren Sitz haben. Nächſt den Katholiken ſind die griechiſchen Chriſten die zahlreichſten. Sie ſtehen unter zwei Patriarchen, welchen mehre Biſchöfe unterworfen ſind. Sie haben verſchiedene Mönchs- und Nonnenklöſter in Paläſtina, deren Bewohner aus den Inſeln des Archipels und den übrigen griechiſchen Provinzen kommen. Die Nonnen leben hier zurückgezogen auf beliebige Zeit und ernähren ſich von Almoſen und dem Ertrage ihrer Handarbeiten. In den Klöſtern wird der Gottesdienſt in griechiſcher Sprache gehalten, die Landgeiſtlichen aber verſtehen nur das Arabiſche. Zwiſchen den Griechen und den Katholiken herrſcht ein unverſöhnlicher Haß, deſſen Quelle hauptſächlich der Eigennutz, der Streit um den Beſitz der Heiligthümer iſt.

Als die Mohammedaner Paläſtina erobert hatten, genoſſen die Chriſten drei Jahrhunderte hindurch faſt ungeſtört die ihnen von den Siegern zugeſicherte freie Ausübung ihres Glaubens. Kaum war nach den Kreuzzügen den Pilgern das Grab Chriſti wieder zugänglich geworden, ſo nahmen die Franziskaner die früher von den Kreuzfahrern wiederhergeſtellten und ausgeſchmückten Heiligthümer in Beſitz, und durch milde Gaben und Fürbitten europäiſcher Fürſten unterſtützt, hatten ſie um die Mitte des 14. Jahrhunderts alle heiligen Örter in Paläſtina wieder zur Andacht eingerichtet. Die Sultane beſtätigten ihnen mehrmals dieſen Beſitz. Nach und nach aber nahmen auch die übrigen chriſtlichen Parteien Antheil daran und der Streit um die Heiligthümer begann. Als den Franziskanern die Almoſen aus Europa ſo ſparſam zufloſſen, daß ſie den Türken die Steuern nicht mehr bezahlen konnten, traten die reichern Griechen an ihre Stelle, die ihnen im 17. Jahr-

Digitized by Google

hundert die Kirche des heiligen Grabes in Jeruſalem und die Kirche zu Bethlehem entriſſen und beide erſt nach 15 Jahren durch die Vermittelung des Kaiſers Leopold den alten Beſitzern zurückgaben. Die Erbitterung der Griechen wurde dadurch nur erhöht und trotz den Schutzbriefen, welche die katholiſchen Mönche durch Frankreichs und Öſtreichs Vermittelung von den Sultanen erhielten, boten die Griechen Alles auf, ihre Nebenbuhler zu verdrängen. Im October 1807 entſtand in der Kirche des heiligen Grabes ein Feuer, das den obern Theil derſelben verheerte. Die Griechen ſchickten ſogleich Unterhändler nach Konſtantinopel und erhielten gegen eine anſehnliche Geldſumme das ausſchließende Recht, die Kirche wiederherzuſtellen. Vergebens ſuchten die Katholiken und Armenier ſich mit ihnen zu vereinigen. Der Paſcha von Damask begünſtigte die Griechen, die nun den Bau mit der Vernichtung aller lateiniſchen Inſchriften und der Zerſtörung der Denkmäler Gottfried's von Bouillon, ſeines Bruders Balduin und anderer abendländiſchen Fürſten begannen. Auf den Trümmern errichteten ſie die jetzige Kirche, die ſie als ihr Eigenthum betrachteten. Vergebens erhob ſich der Vorſteher des Franziskanerkloſters gegen dieſe Gewaltthätigkeiten; er ward auf Befehl des Paſchas ins Gefängniß geworfen, weil er die verlangte Summe von 50,000 Thalern nicht bezahlen konnte. Die Verwendung des franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Konſtantinopel kam zu ſpät. Die katholiſchen Mönche, ohne Unterſtützung und ohne Schutz aus Europa, mußten unterliegen. Die Begünſtigung der Griechen und Armenier gab den Türken Vortheile, welche die Abendländer ihnen nie bringen konnten. Die morgenländiſchen Pilger, deren Zahl im Durchſchnitt jährlich auf 4000 ſtieg, gewährten den Türken eine beträchtliche Einnahme durch die Abgabe, welche für die Erlaubniß zum Beſuche der heiligen Örter bezahlt werden mußte. Dazu kommen die außerordentlichen Geſchenke, welche die Mönche den mohammedaniſchen Wächtern der Kirche des heiligen Grabes für die jedesmalige Eröffnung derſelben machen mußten. Die wenigen abendländiſchen Pilger, die Jeruſalem beſuchen, ſind meiſt arm und von ihnen konnten daher die Mohammedaner nichts gewinnen.

Die Armenier haben in Jeruſalem einen Patriarchen, einen Erzbiſchof und dort, wie in einigen andern Städten Paläſtinas, mehre Klöſter. Schlau und geſchmeidig und mit dem Geiſte des Morgenlandes vertraut, wiſſen ſie ſich am beſten in die Türken zu ſchicken und ihre Geiſtlichkeit hatte ſtets ungleich weniger von den Mohammedanern zu leiden, als die katholiſche und griechiſche. Auch ſie ſind in Zwieſpalt mit den abendländiſchen Mönchen. Sie ſind ſehr reich und ihre Klöſter erhalten beträchtliche Almoſen. Der Gebrauch, den Chriſten zu Jeruſalem milde Gaben zu ſenden, iſt ſehr alt und ſchon in den Zeiten der Apoſtel ward in den übrigen chriſtlichen Gemeinden für ſie geſammelt. Mehre Päpſte erließen ſeit Urban VII. Befehle an die Biſchöfe, dieſe Unterſtützungen zu befördern. In neuern Zeiten nahmen ſich beſonders die Könige von Spanien, Portugal und Neapel der paläſtiniſchen Chriſten an und ſchenkten den Klöſtern nicht nur anſehnliche Summen und Kirchengeräthſchaften, ſondern erlaubten auch, in ihren Staaten Almoſen für ſie zu ſammeln. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verſiegten nach und nach dieſe Hülfsquellen. Die griechiſchen und armeniſchen Mönche hatten weit bedeutendere Einkünfte. Sie ſchickten ihre Bevollmächtigten in alle Gegenden des türkiſchen und ruſſiſchen Reiches, um für die armen Chriſten in Jeruſalem und die Erhaltung der Kirche des heiligen Grabes zu ſammeln. Noch anſehnlicher iſt der Gewinn, den ſie von den Pilgern ziehen, deren jeder eine bedeutende Summe in Jeruſalem zurücklaſſen muß. Die Beſchwerden, die beſonders von ruſſiſchen Pilgern über dieſe drückenden Foderungen erhoben wurden, veranlaßten in neuern Zeiten den Kaiſer von Rußland, ein Conſulat in Jaffa zu errichten, um den Pilgern Schutz gegen ihre Glaubensgenoſſen und gegen die Türken zu verſchaffen.

Die chriſtlichen Parteien in Paläſtina und Syrien leben ſehr abgeſondert voneinander. So dulden die Maroniten kaum abendländiſche Katholiken, griechiſche Chriſten und Mohammedaner aber nie in ihrem Gebiete. Katholiken haben Mühe, ſich in Dörfern anzuſiedeln, wo nur Griechen wohnen. Gemiſchte Ehen ſind ſehr ſelten und die Schulen der chriſtlichen Parteien immer getrennt. Der Übertritt von einer Kirche zur andern findet ſelten ſtatt. Die Chriſten unterſcheiden ſich in ihrer Tracht nicht von den Mohammedanern, ausgenommen daß dieſe gewöhnlich einen weißen, rothgeſtreiften oder grünen Turban, jene einen blauen, aſchgrauen oder ſchwarzen tragen. Nur die Abendländer haben das Vorrecht, einen weißen Turban zu tragen. Alle morgenländiſchen Chriſten genießen während der Faſten nichts von warmblütigen Thieren und laſſen alle Speiſen mit Öl bereiten. Die Geiſtlichen leben von den milden Gaben der Gemeinden. Predigen und Katechiſiren ſind bei ihnen faſt unbekannt und nur die abendländiſchen Katholiken hören an Sonntagen und Feiertagen eine Predigt. Sie verrichten ihren Gottesdienſt in lateiniſcher Sprache, aber einzelne Gebete und das Evangelium in der Meſſe werden in der arabiſchen Sprache geleſen. Die Maroniten und die ſyriſchen Chriſten leſen die Meſſe in der ſyriſchen, das Evangelium aber gleichfalls in arabiſcher Sprache. Bänke und Stühle findet man nicht in den Kirchen Paläſtinas. Die reichern Kirchen haben Teppiche, auf welche ſich die Andächtigen nach morgenländiſcher Weiſe ſetzen. Die Kirchen der abendländiſchen Katholiken, der Armenier und der Maroniten zeichnen ſich durch Reinlichkeit und ein freundliches Äußeres aus. Alle Kirchen ſind mit Bildern überladen, die bei den Griechen meiſt noch ganz den byzantiniſchen Styl haben.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 136.)

Ein Orkan zu San-Domingo.

Die Stadt San-Domingo und ihre Umgegend auf Haiti wurde mehrmals durch heftige, mit Erderſchütterungen verbundene Stürme, beſonders in den Jahren 1816 und 1831 verwüſtet. Keines dieſer frühern Naturereigniſſe war jedoch von ſo furchtbaren Wirkungen als der Orkan, welcher, begleitet von Allem, was die Zerſtörung Entſetzliches mit ſich führt, am 23. September 1834 daſelbſt wüthete. Eine kurze Beſchreibung dieſes traurigen Ereigniſſes, die wir einer zu Port au Prince, der Hauptſtadt von Haiti, erſcheinenden Zeitſchrift entnehmen, dürfte hier nicht am unpaſſenden Orte ſtehen. Schon vor Anbruch des Tages, heißt es dort, zogen von allen Seiten im Umfange der ganzen Atmoſphäre unheildrohende Wolken auf, und verkündeten den Bewohnern ein außerordentliches Naturereigniß. Um 10 Uhr erhob ſich ein heftiger Nordwind, und am Nachmittag gegen 2 Uhr ſchienen alle Winde losgelaſſen zu ſein; denn von allen Seiten her tobte der raſende

Digitized by Google

Orkan, als ob ein einziger ungeheurer Wirbel die ganze Gegend ergriffen hätte. Der Sturm vom Jahre 1816 war, ſeiner ſchrecklichen Gewalt wegen, den Bewohnern von San-Domingo unvergeßlich geblieben, allein Alle, die ihn erlebt haben, verſichern, daß er dieſem neueſten an Schreckniſſen nicht zu vergleichen geweſen. Die ſtärkſten Bäume, mehre Jahrhunderte alt, wurden entwurzelt und weit hinweggeſchleudert. Ungeheure Cocosbäume brachen mit lautem Krachen zuſammen, und ihre gewaltigen Früchte, von den Zweigen losgeriſſen, ſauſten gleich Kanonenkugeln in der Luft umher. Die meiſten der nicht ſteinernen Häuſer von San-Domingo ſtürzten zuſammen und in den Vorſtädten, außerhalb des Walls, blieb auch kein einziges ſtehen. Selbſt die feſtgemauerten Häuſer im Innern der Stadt erhielten bedeutende Riſſe, und von allen Seiten ſtürzten abgeriſſene Stücke derſelben auf die ſchon mit Trümmern bedeckten Straßen. Heftige unterirdiſche Stöße — da der Orkan mit einer bedeutenden Erderſchütterung verbunden war — machten den Aufenthalt innerhalb der Wohnungen faſt ebenſo gefährlich als auf den Straßen, und es gewährte einen entſetzlichen Anblick, wie die vom Sturme gepeitſchten Bewohner verzweiflungsvoll hier auf die Gaſſen, dort in die Wohnungen ſtürzten, und ſich das Geſchrei der Kinder, der Angſtruf der Mütter, die Klagen und Verwünſchungen der Männer, welche bei der ſtets wachſenden Gefahr ebenfalls die Beſinnungskraft verloren, mit dem Geheul des Sturmwindes vermiſchten. Die Straße du commerce, auch ſonſt eine der kothigſten, war nur mit größter Lebensgefahr zu betreten, da ſich das Waſſer in derſelben — der Regen ſtürzte, einem Wolkenbruch gleich, vom Himmel herab — anhäufte, weil der Unrath den Abfluß deſſelben verſtopft hatte. Nur ſpät erſt gelang es der raſtloſen Thätigkeit einiger muthvollen Menſchen, dem Gewäſſer einen Abzug zu verſchaffen. Die meiſten der öffentlichen freiſtehenden Monumente liegen in Trümmern. Die Fahrzeuge, welche während dieſes Unwetters ſich auf dem Fluſſe befanden, wurden ans Ufer geſchleudert und diejenigen, welche auf dem Meere ſchifften und ſich bemühten, den Hafen zu erreichen, wurden meilenweit in das Meer zurückgetrieben, und mehre derſelben haben dort ihren Untergang gefunden. Man erzählt, daß, während der Sturm in San-Domingo am heftigſten wüthete, die Glocken auf den Thürmen, durch die entgegengeſetzten Stöße der Winde in Bewegung geſetzt, von ſelbſt zu läuten anfingen, und das Unheimliche, Grauſige dieſes Ereigniſſes vermehrte noch das Entſetzen der geängſtigten Einwohner.

Hogarth's Werke.

7. Die Biergaſſe und das Branntweingäßchen.

(Beſchluß aus Nr. 134.)

II.

Ganz anders ſind die Scenen, welche uns Hogarth auf dem die Unterſchrift: „Das Branntweingäßchen" führenden Blatte vor die Augen ſtellt. Dieſe ſind fürchterlich, empörend und ekelhaft, und Lichtenberg ſagt davon ganz richtig, daß man ſie nicht blos mit dem Auge, ſondern mit allen fünf Sinnen wahrnehme. Man kann dieſes Bild nicht ohne Abſcheu anſehen, weil darin Alles erſchöpft iſt, was den Menſchen in ſeiner tiefſten Verworfenheit zeigt, aber zugleich muß man das Genie Hogarth's bewundern, der auf eine ſo ergreifende Weiſe das ſittliche Elend der Menſchheit zu ſchildern wußte.

Der Schauplatz iſt ein Diſtrict von London, welcher in früherer Zeit den Namen der Ruinen von St.-Giles führte und von jeher der Aufenthalt des elendeſten und verworfenſten Geſindels war. Im Hintergrunde ſieht man verfallene Häuſer, unter denen der Kirchthurm der St.-Georgenkirche in Bloomsbury ſich erhebt, der als ein Beiſpiel geſchmackloſer Baukunſt angeſehen wird. Zur Linken ſieht man abermals ein Leihhaus, das hier freilich ganz an ſeinem Platz ſteht, denn es iſt der Zufluchtsort der Elenden, die, um das Laſter des Branntweintrinkens zu befriedigen, das letzte Kleid und das letzte Hausgeräth verſetzen. Wie wahr hat Hogarth den Gegenſatz des Bier- und Branntweintrinkens in ihren beiderſeitigen Folgen hier durch den Zug hervorgehoben, daß er auf dem erſten Blatte den Pfandleiher bankrott, auf dieſem aber im ſchönſten Wohlſtande, als Beſitzer des beſten Hauſes in der ganzen Umgegend darſtellt.

Wir ſehen Herrn Greif (Gripe) hier vor der Thüre ſeines aus Quaderſteinen erbauten Hauſes ſtehen, mit Brille und Perücke, wie er den Rock und die Säge in der Hand wiegt, die ihm ein durch den Branntwein verarmter Arbeiter zum Verſatz bringt. Wenn Herr Greif dieſen abgefertigt hat, wird er ſich zu der alten Frau wenden, welche im Begriff iſt, ihren Theekeſſel und ſonſtiges Hausgeräth zu verſetzen. Dadurch, daß grade ein Theekeſſel dabei iſt, wollte Hogarth andeuten, wie das Laſter des Branntweintrinkens überhand nehmen kann, da in England ein Theekeſſel zu den unentbehrlichſten Bedürfniſſen gehört, von welchen auch der Ärmſte ſich nicht gern trennt.

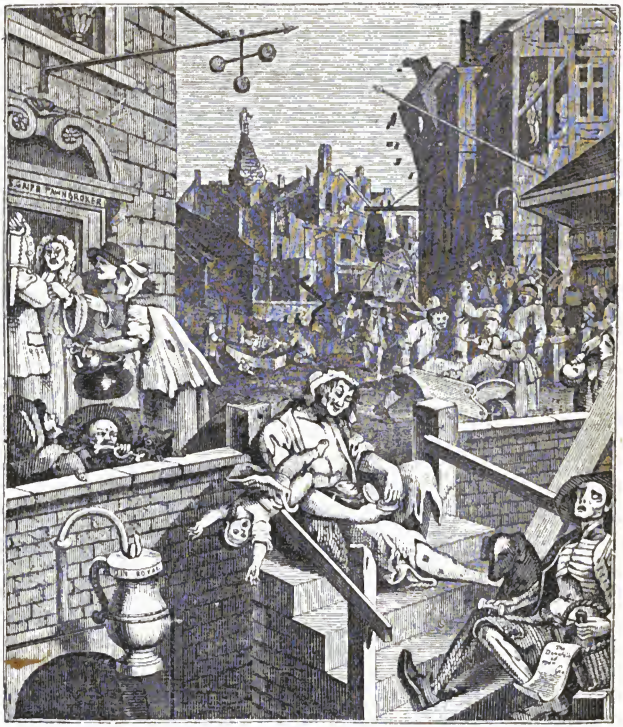
Die ſcheußlichſten Scenen aber bietet uns der Vordergrund dar. Das auf der Treppe ſitzende Weib, welches ihr Kind im Zuſtande der Bewußtloſigkeit die hohe ſteinerne Stiege hinabſtürzen läßt und dabei ebenſo unbewußt eine Priſe Schnupftaback nimmt, könnte durch ihren bloßen Anblick, ſollte man meinen, jeden dem Laſter des Trunkes Ergebenen für immer heilen. Der innere und äußere Verfall des Menſchen, die ſittliche Nichtswürdigkeit bei dem ekelhafteſten Hinſchwinden des Körpers, kann nicht erſchütternder dargeſtellt werden. Nicht minder fürchterlich iſt der Anblick des Kerls, der vor der Treppe beim Leihhauſe ſteht und mit einem Hunde gemeinſchaftlich einen Knochen abnagt. Auf dem abſcheulichen Geſichte dieſes Menſchen ſteht deutlich geſchrieben, daß er den letzten Pfennig ins Branntweinhaus trägt und, um dieſem Laſter zu fröhnen, lieber den gräßlichſten Hunger erduldet. Am Fuße der Treppe ſitzt die Geſtalt oder vielmehr das Skelett eines Menſchen, der in der Geſchichte der Stadt London ſtets eine Stelle einnehmen wird. Es iſt das Conterfei eines alten Balladenverkäufers, welcher vom frühen Morgen bis ſpäten Abend die Straßen durchſtrich, dem Volke ſeine Lieder feilbot und Jedem, der ihm etwas von ſeiner Waare abkaufte, ein Glas Branntwein in den Kauf gab. Er hatte ſich, um auszuruhen, auf die Treppe geſetzt und iſt dort, wie man ſieht, unvermuthet geſtorben. So ſitzt er nun, eine ſieche, ausgedorrte und ausgefaulte Menſchenleiche, ein warnendes Beiſpiel für alle Vorübergehenden, welche noch nicht ſo tief im Laſter verſunken ſind, daß ſie nicht einer ſittlichen Lehre ihr Ohr leihen.

Im Hintergrunde ſieht man ebenfalls nichts als Grauen und Verwüſtung; verfallene und ein-

Digitized by Google

ſtürzende Häuſer, eine Branntweinſchenke, deſſen Beſitzer vielen Zuſpruch hat, obgleich er keinen anlockenden Namen führt. Er heißt nämlich Menſchenmörder (Kilman); vor ſeinem Hauſe haben ſich Gruppen aller Art geſammelt, betrunkene Krüppel, die ſich ſchlagen, Andere, die auf Karren hinweggeſchafft werden müſſen, weil ſie ſchon die Beſinnung verloren haben. Das Haus neben Menſchenmörders Spelunke gehört, wie man an dem an die Stange gehefteten Sarge ſieht, einem Tiſchler; dieſer Kerl hat im Wahnſinne der Trunkenheit ſein eignes Kind geſpießt und tanzt lachend und ſingend nach dem Hauſe des Herrn Greif, um dort einen Blaſebalg zu verſetzen, den er quer über dem Kopfe trägt, indeſſen die Mutter des Kindes jammernd und händeringend hinter ihm herläuft.

Als hiſtoriſche Thatſache und Merkwürdigkeit iſt noch anzuführen, daß Hogarth durch Herausgabe dieſer beiden Blätter vorzüglich gemeinnützig gewirkt hat. Sie erregten nicht blos unter den Ständen, an die ſie vornehmlich gerichtet waren, großes Aufſehen, ſondern weckten ſogar die londoner Policei auf, welche danach im Jahre 1759 die Zahl der Branntweinſchenken verminderte. In demſelben Jahre bekam der Künſtler auch ein anonymes Schreiben, in welchem ihm, als den erſten Urheber und Veranlaſſer dieſes heilſamen Geſetzes, die größten Lobſprüche geſpendet wurden.



Das Branntweingäßchen.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

136.] Erſcheint jeden Sonnabend. [November 7, 1835.

Frankfurt am Main.

Der Römerberg.

Digitized by Google

Frankfurt am Main.

(Beſchluß aus Nr. 135.)

Unter den öffentlichen Gebäuden gebührt dem Römer oder dem Rathhauſe auf dem Römerberge, welchen uns vorſtehende Abbildung zeigt, der erſte Rang. Unverbürgte Sagen ſuchen in dieſem merkwürdigen Gebäude, an welches ſich große hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen, den ehemaligen Palaſt Karl's des Großen oder leiten den Namen deſſelben von römiſchen Kaufleuten ab, die in den Hallen des weitläufigen Hauſes ihre Niederlagen gehabt haben ſollen; doch näher liegt die Ableitung von der Familie zum Römer, welche der Stadt das Gebäude im Jahre 1403 abkaufte. Es beſteht aus zwei Vordergebäuden und mehren Mittel- und Hintergebäuden. Nur die Vorderſeite mit ihrem alterthümlichen Giebel gibt ihm einen eignen Anblick. Zu verſchiedenen Zeiten im Äußern und Innern erweitert und verſchönert, hat es viel von ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit verloren und zeigt den Bauſtyl verſchiedener Zeitalter; nur die Hallen des Innern und die merkwürdige Steintreppe mit ihrem Geländer ſind Zeugen ſeines hohen Alters. Jene Treppe führt zu dem in der neueſten Zeit wiederhergeſtellten Kaiſerſaal, der zum Speiſeſaale am Krönungsfeſte der deutſchen Kaiſer diente, ſeit dieſe Feierlichkeit nicht mehr in der alten Krönungsſtadt Aachen gehalten wurde, ſondern nach dem Jahre 1558 in Frankfurt ſtattfand. Nach der vollzogenen Wahl hielt der Kaiſer in Begleitung der Kurfürſten oder ihrer Geſandten ſeinen feierlichen Einzug in den Römer. Während er ſich dann an den Fenſtern des Saales dem Volke zeigte und die Huldigung empfing, wurden von dem Erbſchatzmeiſter des Reichs die Krönungsmünzen ausgeworfen, auf dem Römerberge wurde der Krönungsochſe gebraten und aus einem Springbrunnen floß Wein. Die Abbildung auf Seite 356 zeigt uns das Innere des Krönungsſaales. In einem andern Saale des Römers, dem Wahlzimmer, wurden von den Geſandten der Kurfürſten die vorbereitenden Wahlverſammlungen gehalten. In dieſen Sälen ſieht man die Bildniſſe der deutſchen Kaiſer. Das Archiv im Römer bewahrt in einem koſtbaren Pergament-Manuſcripte die Urkunde der goldenen Bulle, die von dem mit Goldblech überzogenen Siegel ihren Namen hat. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die Bibliothek aus, die eine Zierde der neuen Uferſtraße, der ſchönen Ausſicht, iſt. Das Leinwandhaus, ein ſehr altes Gebäude, wurde bis zu Anfange des 15. Jahrhunderts als Rathhaus gebraucht. Von den ehemaligen drei Zeughäuſern, die ihrer Kanonen und ſeltenen Waffen durch die Franzoſen beraubt wurden, werden zwei zu andern Zwecken benutzt und das dritte bewahrt die von der Stadt neu angeſchafften Geſchütze. Der große Palaſt des Fürſten von Thurn und Taxis mit reichverzierten Gemächern dient zum Sitze der Bundesverſammlung. Das Haus Braunsfeld iſt durch die geſchichtliche Merkwürdigkeit ausgezeichnet, daß es 1631 Guſtav Adolf's Wohnung war und in einem ſeiner Säle Kaiſer Maximilian I. im Jahre 1495 das Reichskammergericht eröffnete, das ſpäter in Wetzlar ſeinen Sitz erhielt.

Das Gebiet der freien Stadt Frankfurt, das außer der Hauptſtadt aus zwei Marktflecken, Bonamees und Bornheim, und fünf ganzen Dörfern und einem halben beſteht, deſſen andere Hälfte zu Heſſen-Darmſtadt gehört, hat eine Volksmenge von 65,000 Seelen, wovon 57,000 auf die Stadt gerechnet werden. Die Mehrzahl der Einwohner gehört zu den beiden proteſtantiſchen Kirchen. In der Stadt ſelbſt wohnen über 6000 Katholiken und gegen 5600 Juden. Die chriſtlichen Einwohner, früher der Rechtsgleichheit entbehrend, ſind durch die neue Verfaſſung in dem Genuſſe aller bürgerlichen Rechte gleichgeſtellt, die Juden aber, die 1809 das volle Bürgerrecht und eine ſehr günſtige Stellung erhielten, ſind ſpäter mit den chriſtlichen Beiſaſſen in gleiches Verhältniß geſetzt worden; doch ſind ſie nicht mehr, wie es in ältern Zeiten auch in andern ſüddeutſchen Städten der Fall war, hinſichtlich ihrer Wohnung auf eine einzige Straße beſchränkt.

Die Stadt iſt reich an Bildungsanſtalten und wohlthätigen Stiftungen. Das ſeit 1521 beſtehende Gymnaſium gehört zu den beſten Gelehrtenſchulen Deutſchlands. Auch die fünf Volksſchulen der proteſtantiſchen Gemeinden ſind vorzüglich eingerichtet und ſämmtlich in neuerer Zeit gegründet. An ihrer Spitze ſteht die Muſterſchule, welche durch die Bemühungen des verdienſtvollen Seniors Hufnagel ins Leben gerufen ward und ihren Namen erhielt, weil ſie bei der neuen Einrichtung der übrigen Stadtſchulen als Muſter diente. Alle Volksſchulen zeichnen ſich auch dadurch aus, daß ſie eigne Gärten beſitzen, in welchen die Knaben Unterricht in Leibesübungen erhalten. Die Katholiken haben zwei Knabenſchulen und zwei Lehranſtalten für Mädchen. Die große Schulanſtalt der Iſraeliten, die 1813 erweitert ward und aus einer Real- und einer Volksſchule beſteht, erhielt eine verbeſſerte Einrichtung. Die höhere wiſſenſchaftliche Bildung wird durch mehre Anſtalten befördert, die zum Theil dem patriotiſchen Eifer Einzelner ihr Daſein verdanken. Dahin gehört das von dem Arzte Dr. Senckenberg geſtiftete mediciniſche Inſtitut, welches durch ihn mit einem anatomiſchen Theater und einem botaniſchen Garten verſehen wurde. Nach der Auflöſung der von dem Großherzog Karl von Dalberg gegründeten mediciniſchen Specialſchule wurde das mit derſelben verbundene chemiſche Laboratorium jener Anſtalt übergeben. Die 1818 geſtiftete naturforſchende Geſellſchaft, die Senckenberg's Namen führt, beſitzt eine reichhaltige Bibliothek und ein vortreffliches naturhiſtoriſches Muſeum, das dem Publicum zur Benutzung offen ſteht und beſonders durch ungemein reiche Sammlungen von Säugethieren und Vögeln ſich auszeichnet. Es verdankt ſeine koſtbaren Schätze dem 1825 in Braſilien verſtorbenen Naturforſcher Freireiß, vorzüglich aber dem berühmten Reiſenden Rüppell, der ſeine in Ägypten, Nubien und Abyſſinien geſammelten Schätze ſeiner Vaterſtadt überließ. Gerning's Schmetterlingsſammlung, die 45,000 in allen Himmelsſtrichen aufgefundene Schmetterlinge enthält, gilt für die vollſtändigſte in Europa. Zur Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe wurde 1824 ein phyſikaliſcher Verein geſtiftet, welcher mit dem von dem Kaufmann Albert angelegten phyſikaliſchen Muſeum in Verbindung ſteht. Früher beſtand in Frankfurt ſchon ein Verein zur Vervollkommnung der deutſchen Sprache und 1819 entſtand hier eine Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, deren Hauptzweck die Herausgabe der Quellen der deutſchen Geſchichte iſt. Unter den wiſſenſchaftlichen Sammlungen gebührt der Stadtbibliothek ein ausgezeichneter Platz. Die an ältern Werken reichen Stifts- und Kloſterbibliotheken wurden ſchon 1803 mit ihr vereinigt. Sie zählt 45,000 Bände und enthält koſtbare Handſchriften, ſeltene Druckwerke, viele Kunſtſachen und Alterthümer. Sie ſteht allen Bürgern der Stadt zur Benutzung offen.

Frankfurt beſaß ausgezeichnete Künſtler und viele Privatſammlungen, aber keine für Kunſtbildung und

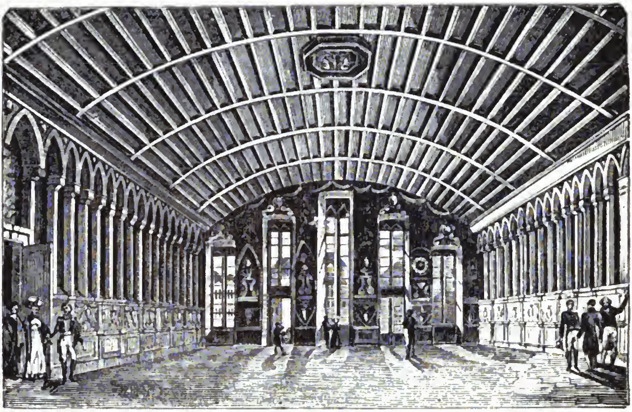
Digitized by Google

Unterricht beſtimmte Sammlung, ehe der Bankier Städel in ſeinem Teſtamente 1815 eine mit einem Vermögen von mehr als einer Million Gulden ausgeſtattete Anſtalt ſtiftete, worin Gemälde, Kupferſtiche und andere Kunſtgegenſtände Künſtlern an beſtimmten Tagen zum Gebrauche offen ſtehen ſollten. Das Städel'ſche Inſtitut ſollte, außer der Verbreitung der Kunſtkenntniß, auch für die Bildung einheimiſcher Künſtler und Handwerker wirken und Söhnen unbemittelter Bürger, die ſich den Künſten, namentlich der Baukunſt widmen wollen, unentgeltlichen Unterricht und Unterſtützung in der Fremde gewähren. Bald nach dem Tode des Stifters wurde die eingeſetzte Verwaltung der Anſtalt in der vollſtändigen Ausführung dieſes Planes durch einen Rechtsſtreit gehemmt, den die auswärtigen geſetzlichen Erben anhängig machten. Dem Inſtitut wurde bereits im Jahre 1822 durch richterlichen Ausſpruch der Nießbrauch der Verlaſſenſchaft zugeſprochen und die Verwaltung dadurch in den Stand geſetzt, die Zinſen des Capitals zur Beförderung der Künſte zu verwenden. Ein Vergleich, welcher Städel's Erben eine Summe von etwas über 300,000 Gulden gewährte, endigte im Jahre 1828 den Streit. Unter den Sammlungen des Stifters iſt vorzüglich die Gemäldeſammlung zu erwähnen, die beſonders in der niederländiſchen Schule ausgezeichnet iſt. Dieſe Sammlung enthält auch viele ſeltene Kupferſtiche, unter welchen beſonders eine vollſtändige Reihe von Albrecht Dürer's Werken hervorglänzt; Schnitzwerke in Elfenbein und Holz, worunter ein heiliger Sebaſtian von Dürer, einige alte Marmorbildwerke und Abgüſſe von Antiken in Rom und Florenz und von den Bildwerken am Parthenon zu Athen und dem Apollotempel zu Phigalia. Sie wird an verſchiedenen Tagen dem Publicum geöffnet. Auch beſitzen mehre Privatperſonen reiche Kunſtſammlungen, unter welchen beſonders das Bethmann'ſche Muſeum zu erwähnen iſt, das viele Marmorbildwerke, namentlich die herrliche Ariadne von Dannecker und Gypsabgüſſe von Antiken enthält. Eine Zeichnenſchule wurde 1799 durch Vermächtniſſe gegründet und ſeit 1824 beſteht eine plaſtiſche Schule, welche von der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften geſtiftet wurde. Die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Thätigkeit findet vielfache Anregung in dem 1808 geſtifteten geſelligen Vereine, dem Muſeum. Die Geſellſchaft beſteht aus vier Claſſen, von welchen die erſte den ſchönen Redekünſten, die zweite den zeichnenden Künſten, die dritte der Tonkunſt angehört; die vierte wird von den Kunſtfreunden gebildet. Vorträge aus dem Gebiete der Künſte und der Geſchichte, muſikaliſche Unterhaltungen und das Anſchauen der hier ausgelegten neueſten Schriften und Kunſtſachen gewähren mannichfachen Genuß. Die Tonkunſt und namentlich der Geſang wird faſt in allen Schulanſtalten beſonders beachtet. Zwei durch ihre Leiſtungen ausgezeichnete Muſikvereine pflegen die Theilnahme an der Kunſt.

Unter den zahlreichen milden Stiftungen iſt die älteſte das reiche, ſchon im 12. Jahrhundert gegründete Hoſpital zum heiligen Geiſt, das kranken Dienſtboten und Handwerksgeſellen Pflege gewährt. Das um 1813 geſtiftete Verſorgungshaus gibt dem hülfsbedürftigen Armen Unterhalt oder Beſchäftigung. Für das weibliche Geſchlecht beſtehen zwei Verſorgungsanſtalten in ehemaligen Nonnenklöſtern, welche aus 13 und 19 Stiftſtellen beſtehen, deren jede ihrer Inhaberin ein jährliches Einkommen von 450 und 550 Gulden gewährt. Die Armenverſorgung wird vorzüglich aus der allgemeinen Armenkaſſe beſtritten, einer ſeit dem 13. Jahrhundert beſtehenden Stiftung, die durch Schenkungen und Vermächtniſſe zu einem bedeutenden Stammvermögen gelangt iſt, deſſen Zinſen zu Almoſenſpenden in Geld und Lebensbedürfniſſen, zur ärztlichen Pflege und ſelbſt zur Rechtshülfe der Armen verwendet werden. Das allgemeine Waiſenhaus, ſeit dem 17. Jahrhundert beſtehend, und das Irrenhaus ſind vorzügliche Anſtalten. Unter den wohlthätigen Stiftungen einzelner Privatperſonen gibt es eine für verarmte Kinder, eine andere für die hinterlaſſenen Töchter proteſtantiſcher Gelehrten, eine dritte für arme Bräute. Vorzügliche Erwähnung aber verdient das von dem edlen Senckenberg 1770 geſtiftete Bürgerhoſpital, in welchem 60 Kranke durch einen Verwalter, einen Arzt, einen Wundarzt und einen Geiſtlichen ſorgfältig gepflegt werden. In dem Garten des Hoſpitals ſieht man das Grabmal des Stifters, der bei dem Bau der Anſtalt im Jahre 1770 durch einen unglücklichen Zufall ſeinen Tod fand.

Nach der neuen Verfaſſung iſt die Regierung des Freiſtaats drei Behörden anvertraut, dem Rath, als Verwaltungsbehörde, dem geſetzgebenden Körper und einem Ausſchuſſe, der die ſtändige Bürgerrepräſentation genannt wird. Der Rath beſteht aus 14 ältern Senatoren oder Schöffen, 14 Senatoren und 14 Rathsverwandten. Die Schöffen und Senatoren werden aus der höhern Bürgerclaſſe, und von den Rathsverwandten zwei aus den Handwerkern, zwei aus der nicht zünftigen Bürgerſchaft gewählt. Die jüngern Senatoren rücken bei Erledigung einer Stelle nach dem Dienſtalter in die Reihe der Schöffen. Zu Senatoren und Rathsverwandten werden drei Bürger durch einen Wahlverein vorgeſchlagen, der aus ſechs Senatoren und ſechs Mitgliedern des geſetzgebenden Körpers beſteht. Unter den drei Erwählten entſcheidet das Loos. An der Spitze des Raths ſtehen zwei Bürgermeiſter, von welchen der ältere aus den Schöffen, der jüngere aus den Senatoren gewählt wird. Auch bei dieſer Wahl ernennen die Stimmführer die drei Candidaten, unter welchen das Loos entſcheidet. Der Senat beſorgt die Verwaltungsgeſchäfte und die Rechtspflege, die Verwaltungsgegenſtände aber werden nur von den nicht mit der Rechtspflege beſchäftigten Rathsmitgliedern berathen und entſchieden. Der geſetzgebende Körper beſteht aus 20 Senatoren und Rathsverwandten, 20 Mitgliedern der ſtändigen Repräſentation und 45 weder zum Senat noch zu dem Ausſchuſſe gehörenden Mitgliedern, die durch eine Wahlverſammlung aus den Bürgern gewählt werden. Es iſt ihm die Geſetzgebung, die Beſteuerung, die Einrichtung des Kriegsweſens und die Oberaufſicht über den Staatshaushalt zugewieſen. Die ſtändige Bürgerrepräſentation, aus 60 auf drei Jahre gewählten Mitgliedern und einem Rechtsgelehrten beſtehend, führt die Aufſicht über das Staatsrechnungsweſen und hat zu allen Veräußerungen von Gemeindegütern, die den Werth von 4000 Gulden überſteigen, ſeine Zuſtimmung zu geben. Die Rechtspflege in der Stadt und ihrem Gebiete wird in der erſten Inſtanz von dem Stadt-Juſtizamte und dem Land-Juſtizamte, in der zweiten von dem Stadtgerichte und in der dritten von dem Appellationsgerichte beſorgt, das ſieben Schöffen bilden und welches zugleich in Criminalſachen das Urtheil ſpricht. Die bewaffnete Macht beſteht aus einer Stadtwehr und einer Landwehr, welche alle Anſäſſigen vom 22. bis zum 60. Jahre umfaſſen. Das Linienmilitair beſteht aus Geworbenen und bildet ein Bataillon Fußvolk. Zum Heere des deutſchen Bundes ſtellt Frankfurt 475 Mann. Die jährlichen Einkünfte werden auf ungefähr 800,000 rheiniſche Gulden angeſchla-

Digitized by Google



Der Krönungsſaal.

gen. Die öffentliche Schuld, die nach dem Ende des Krieges bedeutend war, iſt größtentheils getilgt.

Die Lage der Stadt, ziemlich in der Mitte Europas und an einem ſchiffbaren Strome, der ſich in einer Entfernung von vier Meilen mit dem Rhein vereinigt, begünſtigt den Handel, welcher ſowol in Eigenhandel und Wechſelgeſchäften als in Speditionshandel beſteht und von großer Ausdehnung iſt. Die Hauptgegenſtände deſſelben ſind Wein, engliſche Manufacturwaaren, Seidenwaaren, Wolle und Bauholz, das größtentheils auf die holländiſchen Marktplätze und Schiffswerften geht. Der Speditions- und Durchgangshandel und die Wechſelgeſchäfte waren früher bedeutender als jetzt. Zu den wichtigſten Beförderungsanſtalten des Handels gehören die beiden Meſſen, die zu Oſtern und zu Mariä Geburt eröffnet werden und drei Wochen dauern. Wann die erſte dieſer Meſſen gehalten wurde, iſt zwar nicht genau zu beſtimmen, urkundlich zu erweiſen aber, daß bereits im Jahre 1240 die Herbſtmeſſe beſtand. Erſt hundert Jahre ſpäter wurde die Oſtermeſſe eingeführt. Die Mitte des 16. Jahrhunderts war die blühendſte Zeit des Meßhandels in Frankfurt. Zu jener Zeit war Frankfurt auch der Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels, der aber im 17. ſeinen Hauptſitz in Leipzig nahm. Die Meſſen haben zwar in neuern Zeiten durch manche Veränderungen im Ganzen des Welthandels viel von ihrem frühern Umfange verloren und auch durch die neu geſtiftete Meſſe in dem nahen Offenbach gelitten, ſind aber immer noch in mehren Zweigen des Handels bedeutend. Die wichtigſten Gegenſtände des Umſatzes ſind Eiſen- und Stahlwaaren aus den rheiniſch-weſtfäliſchen Provinzen Preußens, aus Steiermark und England, franzöſiſche und italieniſche Seidenwaaren, engliſche, ſchweizeriſche und deutſche Baumwollenwaaren, deutſche und holländiſche Leinwand, niederländiſche Tücher und beſonders Lederwaaren. Frankfurt iſt zwar keine eigentliche Fabrikſtadt, aber der Manufacturfleiß, der im 16. Jahrhundert in einer großen Anzahl von Werkſtätten blühte, iſt auch jetzt nicht unbedeutend. In frühern Zeiten waren Wollengewebe das Haupterzeugniß des Gewerbfleißes, das aber ſchon zu Ende des 16. Jahrhunderts durch fremde Fabriken verdrängt wurde. Später kam das Gewerbe der Gold- und Silberarbeiter durch vertriebene Niederländer in Aufnahme. Jetzt ſind beſonders Taback, Kupferdruckerſchwärze, Tapeten, Teppiche, Treſſen bedeutende Manufacturartikel. Für die Belebung der Gewerbſamkeit wirkt thätig die bereits genannte, 1806 geſtiftete Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte, die auch der polytechniſche Verein genannt wird. Sie hat den Zweck, die Einführung bewährter, verbeſſerter Einrichtungen im Gewerbe- und Maſchinenweſen zu unterſtützen und den zur Verbeſſerung techniſcher Gewerbe dienenden Hülfswiſſenſchaften Eingang zu verſchaffen, was ſie durch Anſtellung von Verſuchen und durch öffentliche Vorträge zu bewirken ſucht.

Das geſellige Leben hat durch die dem Süddeutſchen eigne friſche Lebendigkeit und den großen Zufluß von Fremden, die beſonders der ſchöne und lange Herbſt herbeizieht, viel Regſamkeit, wiewol mehre eigenthümliche Volksfeſte früherer Zeiten kaum noch in ſchwachen Spuren ſich überlebt haben. Das Theater gehört zu den beſten Bühnen Deutſchland. Eine Actiengeſellſchaft, die 1826 an die Stelle eines ältern Vereins trat, verwaltet die Geſchäfte deſſelben, wogegen ihr die früher von dem Rath erhobene Miethe erlaſſen worden iſt. Eine 1805 gegründete Penſionsanſtalt ſichert dem Künſtler, der 10—15 Jahre der Bühne ſeine Dienſte geweiht hat, die Hälfte bis zwei Drittheile ſeines Gehalts. Die Stadt und ihre Umgegend bieten mehre Mittelpunkte geſelliger Unterhaltung dar, wozu auch die Vergnügungsörter, das Vauxhall mit ſeinen ſchönen Gärten in der Stadt, Tivoli, das Forſthaus und der Riedhof in der Nähe gehören. Die benachbarten reizenden Flecken und Dörfer, Bornheim, Oberrad, Hauſen, mit ihren Landhäuſern und öffentlichen Gärten ſind gleichfalls beliebte Erholungsörter des lebensluſtigen Volkes. In weiterer Entfernung locken den Fremden

das gewerbfleißige Offenbach, eine Stunde von Frankfurt, und das herrliche Taunusgebirge, das auf ſeinem höchſten Punkte, dem 3000 Fuß über dem Meere erhabenen Feldberge bei Kronberg, ein reiches Panorama der Thäler des Mains und des Rheins und ihrer großartigen Gebirgseinfaſſungen darbietet.

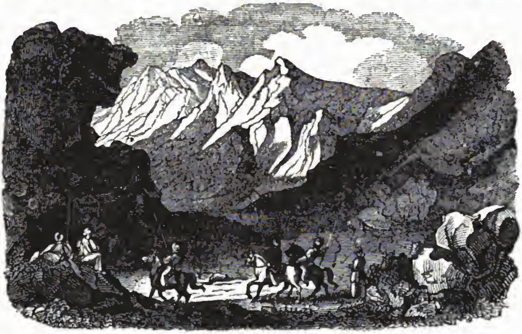
Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 135.)

Die Griechen und die ägyptiſchen Chriſten beſchließen ihre Pilgerfahrt gleich nach dem Oſterfeſte mit einer Reiſe nach dem Jordan, um ſich in ſeinen Wellen zu baden. Die Armenier begnügen ſich gewöhnlich, mit dem herbeigeſchafften Waſſer des Fluſſes ſich in Jeruſalem zu waſchen. Die abendländiſchen Pilger haben dieſe Reiſe ſchon ſeit vielen Jahren ganz unterlaſſen, um den unangenehmen Vorfällen auszuweichen, die ſich faſt immer dabei ereigneten. Die Pilgerkaravane wird von dem Stadtbefehlshaber (Motſallem) zu Jeruſalem und ſeinen Bewaffneten geleitet, um ſie gegen die räuberiſchen Beduinen am todten Meere zu ſchützen. Wir ſchloſſen uns ihr an und brachen am Oſtermontage auf Unſer Weg führte über den Bach Kidron, am Abhange des Ölberges hin, auf dem Pfade, den der Heiland hinabging, als er ſeinen Einzug in Jeruſalem hielt, und nach einer Stunde erreichten wir das Dorf Bethania, das wir ſchon früher auf unſerer nächtlichen Wallfahrt zum Grabe des Lazarus beſucht hatten. Auf der Höhe über dem Dorfe öffnete ſich uns eine prächtige Ausſicht in der hellſten Morgenbeleuchtung. Wir überſahen das todte Meer und das Thal des Jordans bis zu dem Einfluſſe des Stromes in den See.

Als wir einen ſteilen Felſenpfad hinabgeſtiegen waren, kamen wir in einem engen und langen Thale zu dem Apoſtelbrunnen, wo die Apoſtel auf ihren Wanderungen zwiſchen Jericho und Jeruſalem ausgeruht haben ſollen, um ſich zu erfriſchen. Unſere Karavane verweilte hier eine Stunde und wir gelangten dann in faſt ungangbare Schluchten, welche durch Erderſchütterungen zerriſſen zu ſein ſchienen. Öde gelbliche Felſen erhoben ſich auf allen Seiten, und alles Pflanzenleben war erſtorben. Als wir um einen ſchroffen Vorſprung in eine dieſer Schluchten traten, erblickten wir einige Beduinen, die den ſchmalen Pfad hinabritten, während andere unter einem überhangenden Felſen ſaßen

Bethania.



Bergſchlucht zwiſchen Bethania und dem todten Meere.

Aus dieſen Abgründen hinanſteigend, ſahen wir endlich die Ebene von Jericho vor uns liegen, in welche uns ein ſteiler gefährlicher Pfad hinabführte. Die Umgegend war faſt ebenſo entblößt von Pflanzenwuchs als die Bergſchluchten, die wir verlaſſen hatten. Nur an den Ufern einiger Bäche, die wir durchwateten, grünten Ölbäume, Tamarisken und andere Sträucher. Dürftige Kanäle bewäſſerten den angebauten Theil der Ebene. Die Palmenſtadt iſt verödet, ein armes Dorf, von Arabern bewohnt. Statt ihrer berühmten Mauern ſieht man Bündel von Dornen und Diſteln, welche kaum die Heerden gegen die Anfälle der Raubthiere ſchützen, und die einſt grünen Geſtade des Jordans haben keine Blumen, keine Ernten, keine Reben mehr. Ein Armenier in unſerer Karavane erzählte uns eine Geſchichte, welche die Verödung, die uns umgab, genügend erklärte. Im vorigen Jahrhunderte bereiſte ein Paſcha von Damaſchk, als Derwiſch verkleidet, mit ſeinem Vertrauten die Gegend von Jericho. Sie wurden gaſtfrei bewirthet. Man brachte ihnen allerlei Erfriſchungen und eine Schüſſel mit Zuckerrohrſaft, zu deren Füllung ein einziges Rohr hinlänglich geweſen war. Der Paſcha ſchloß von der Fruchtbarkeit des Landes auf den Wohlſtand der Bewohner und belegte ſie mit ſchweren Abgaben. Jährlich ließ er die Steuern durch Soldaten eintreiben, welche den Einwohnern dreimal mehr abpreßten, als der Gebieter gefodert hatte. Dieſes Druckes müde, flohen die Bewohner der Ebene mit ihrer Habe in die Wüſte. Als der Paſcha nach 40 Jahren die Gegend wieder beſuchte, wunderte er ſich über den öden Anblick des Landes. Statt *eines* Zuckerrohrs waren zehn nöthig, eine Schüſſel halb zu füllen. Der Paſcha hob die Steuern auf, aber die Flüchtlinge kehrten nicht zurück und die Gegend wurde zur Wüſte.

Unſere Karavane lagerte ſich in der Ebene. Zu unſerer Rechten zeigte ſich das todte Meer, zum Theil von einem Vorgebirge verdeckt, links in der Ferne wand ſich der Jordan zwiſchen Hügeln dem See zu. In einzelnen Haufen zogen die Pilger durch ein Dickig von Ölbäumen und Weiden zu dem Jordan, zu der Stelle, wo nach der Sage die Iſraeliten den Strom durchwateten und Chriſtus getauft wurde. Jeder wuſch oder badete ſich, mancher in einem eigens dazu mitgebrachten weißen Gewande, ſchöpfte Waſſer in ſeine Flaſche, ſchnitt ſich einen Weidenzweig ab oder füllte ſeine Taſchen mit Steinchen aus dem Strombette. Während die Pilger badeten, machte ich mit meinem Freunde und den beiden Maroniten eine Wanderung zu Eliſa's Brunnen am Fuße des Berges Quarantania. Man hält dieſe klare, ungemein ſüße Quelle für diejenige, die der Prophet Eliſa (2 Kön. 2, 19) trinkbar und heilſam machte. Sie bricht üppig hervor und bildet einen Teich, aus welchem ſich mehre Bäche ergießen, deren Ufer mit friſchem Pflanzenwuchs mitten in der nackten Ebene geſchmückt ſind. Die Sage verſetzt auf den Gipfel jenes ſteilen Berges den Aufenthalt des Heilandes während ſeiner 40tägigen Faſten, woher er auch den Namen erhielt, und die Verſuchung, obgleich die Ausſicht auf der Höhe ſehr beſchränkt iſt. Auf dem Gipfel iſt eine Kapelle und in den Seiten des Berges gibt es viele früher von Einſiedlern bewohnte Höhlen.

Als wir wieder in die Ebene hinabgekommen waren, gingen wir mit einer zahlreichen Pilgergeſellſchaft zu dem Ufer des todten Meeres. Der Weg durch die ſandige Ebene war oft von tiefen Schluchten durchſchnitten, die unſere Wanderung noch ermüdender machten. Der Pflanzenwuchs, der dem Geſtade des Jordans von dem See Tiberias folgt, wird am todten Meere von einem niedrigen Strauche erſetzt, der Zakkon genannt wird und die auch in Europa bekannte Ölweide zu ſein ſcheint, aus deren Frucht die Araber und die Mönche zu Jeruſalem einen trefflichen Wundbalſam gewinnen. Endlich überſahen wir das todte Meer, welches elf Meilen von Norden nach Süden lang und fünf Meilen breit zwiſchen nackten und ſchroffen Bergen wie eine Tafel von Laſurſtein ſich ausdehnt. Eine grauliche Haut bedeckt die Oberfläche. Am Ufer ſieht man aſchgrauen, von Salz klebrigen Schlamm, Steine, mit einer weißen ſalzigen Rinde überzogen und mit Erdpech vermiſcht. Auch fanden wir Baumſtämme und Äſte, die der Jordan in den See geführt und die Flut an das Ufer geworfen hatte, zum Theil ſchon in eine ſchwarze Maſſe verwandelt; Heuſchrecken und einige Vögel, die im See umgekommen waren, lagen mitten unter dieſen Anſpülungen. Die wenigen am Ufer umherkriechenden Inſekten waren ſo matt, daß ſie dem Tode nahe zu ſein ſchienen. Am nördlichen Geſtade ſind Pech= und Schwefelquellen. In geringer Tiefe unter dem Schlamme findet man jenen ſchwärzlichen Stein, aus welchem man Kreuze macht, die an die Pilger verkauft werden. Das Waſſer hat einen widrigen, ſalzig bittern Geſchmack. Von ſeiner ſchroffen Bergeinfaſſung geſchützt, wird der See ſelten vom Winde bewegt, doch zuweilen vom Südoſtwinde heftig aufgewühlt, und grade als wir an dem Ufer hinabwanderten, wehte der Wind ſo ſtark, daß wir zu erſticken glaubten. Niemand beſucht das öde Geſtade, als der wandernde Araber, der es mit abergläubiger Furcht betrachtet und zuweilen in den tiefen Höhlen des ſteilen Bergabhanges eine nächtliche Zuflucht findet. Nach einer alten Sage, die man auch uns erzählte, ſollen Araber, die an den ſeichtern Stellen am Ende des Sees auf Kameelen hindurchzogen Überreſte von Gemäuer und Säulen geſehen haben. Vergebens ſuchten wir die betrüglichen goldenen Äpfel, die Sodomsäpfel, die von außen glänzend, nach dem Abpflücken in Staub und Aſche zerfallen ſollen. Die alte Sage iſt wahrſcheinlich daher entſtanden, daß die Frucht des Eiernachtſchattens (Solanum melongena), den einige Reiſende am Jordan gefunden haben, zuweilen durch den Stich einer Blattwespe innerlich ſo in Staub verwandelt wird, daß blos die äußere Schale unverſehrt bleibt.

Das todte Meer hat keinen ſichtbaren Abfluß, obgleich der Jordan ſich in daſſelbe ergießt, und man will nie Zunahme oder Abnahme des Waſſers bemerkt haben. Einige glauben, es habe einen unterirdiſchen Abfluß. Die eigenthümlichen Erſcheinungen, die der See darbietet, erklären ſeine Entſtehung. Alles ſcheint zu verrathen, daß ſich zwiſchen dieſen kahlen Bergen einſt ein fruchtbarer Landſtrich mit ſalzigem Boden befand, den ein Vulkan untergrub. Pech= und Schwefelquellen mochten im öſtlichen, Lavaſtröme im weſtlichen Theile des Landſtriches hervorbrechen, als die Blitze des Himmels die brennbaren Stoffe entzündeten, die Oberfläche ſich ſenkte und ein See die fruchtbare Gegend bedeckte.

Der Abend war ſchon angebrochen, als wir von unſern Wanderungen in das Lager zurückkamen. Am folgenden Morgen trat die Karavane die Rückreiſe nach Jeruſalem an. Mit einem kleinen Geleite, das uns der Stadtbefehlshaber gab, nahm ich mit meinem Reiſegefährten und den beiden Maroniten den Weg durch die Wüſte Ziph, um das Kloſter des heiligen Saba zu beſuchen. Wir erſtiegen den ſteilen Pfad zu den Höhen, welche das todte Meer einſchließen, das in ſeiner ganzen Länge finſter und furchtbar unter uns lag,

Digitized by Google

als wir durch tiefe Schluchten und zerriſſene Felſen den Gipfel erreicht hatten. Die Morgenſonne vergoldete jenſeit die Spitzen der Berge des ſteinigen Arabiens. Wir zogen weiter durch eine wilde Landſchaft, wo nichts die tiefe Stille ſtörte, als zuweilen das gellende Geſchrei eines Raubvogels, welcher, durch unſere Fußtritte aufgeſchreckt, aus ſeinem Felſenhorſte aufflog und mit ſchnellem Flügelſchlage durch die tiefblaue Luft ſchwebte. Endlich erblickten wir das Sabakloſter, welches, von griechiſchen Mönchen bewohnt, am Rande einer Schlucht liegt, die der Kidron durchſtrömt. Kein Baum, keine Pflanze umgrünt ſeine ſtarken Mauern und viereckigen Thürme; kein Quell belebt die umliegende Einöde. Die Mönche ſprachen mit uns von den hohen, mit Schießſcharten verſehenen Mauern, wo ſie ſtets Schildwachen ausſtellen, um ſich gegen Überfälle zu ſichern. Erſt nach langen Unterhandlungen öffnete man uns das enge, mit ſchweren Eiſenriegeln verwahrte Thor; aber als man uns einmal aufgenommen hatte, wurden wir gaſtfrei bewirthet. In der ſehr alten Kirche des Kloſters befindet ſich unter einer Kuppel das Grab des heiligen Saba, das nach der bei den Griechen gewöhnlichen bunten Weiſe verziert und vergoldet iſt. Wir bewunderten die Betriebſamkeit der Kloſterbewohner. Treppen führen zu mehren kleinen Abſtufungen, die übereinander an dem Berge hinanlaufen, und man hat fruchtbare Erde hinaufgetragen, um auf jenen Erhöhungen allerlei Gemüſe zu erbauen. In einem finſtern, höhlenartigen Gemache bot ſich uns ein ſonderbarer Anblick dar. Die Seiten des gegenüberliegenden ſchroffen Felſens haben zahlreiche Höhlen. Hier wurden einſt viele Chriſten von mohammedaniſchen Kriegern erſchlagen, und es ſind die Schädel dieſer Märtyrer, welche, gegen 3000 an der Zahl, in dem Höhlengemache in kleinen Pyramiden aufgeſtellt ſind. Auf einem ſchmalen hölzernen Thurme, wohin vom Dache des Kloſters eine Treppe führt, überſchaut man die Wüſte bis in eine weite Ferne. Oft ſteht ein Mönch auf dieſer Warte, um die Beduinen zu erſpähen, die nicht ſelten bis unter die Mauern kommen und mit lautem Geſchrei Brot fodern. Man hat in dem Thurme immer einen großen Vorrath brauner Kuchen, die man bei ſolchen Gelegenheiten den Arabern zuwirft, worauf ſie ſich zufrieden zurückziehen.

Wir verweilten unter den freundlichen Kloſterbrüdern, bis die heißen Nachmittagsſtunden vorüber waren, und kamen mit der Abenddämmerung nach Jeruſalem zurück, wo wir uns nun zur Abreiſe rüſten mußten.

(Die Fortſetzung folgt in Nr. 137.)

Die Häute aus Buenos Ayres.

Als die Spanier 1538 am La Plataſtrom weiter hinaufzogen, um die Niederlaſſung Aſſumpcion zu gründen, ließen ſie in den Wäldern von Buenos Ayres einige Rinder zurück, die ſie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Thiere vermehrten ſich auf den fetten Triften ſo ſehr, daß man es nicht der Mühe werth hielt, ſich ſolche anzueignen; ſie nahmen immer mehr zu und man dachte in der Folge nur daran, ihre herrlichen Häute nach Europa zu verſenden. Sie wurden bald ein geſuchter Handelsartikel, und mehr als 30,000 kommen jährlich von daher nach Europa. Die Stiere werden wie wilde Thiere von den Bewohnern der Steppen gejagt, die zu dieſem Zweck wohlberitten ſind, und mit einer langen Stange, deren Ende mit einem ſcharfen gekrümmten Meſſer verſehen iſt, ſich bewaffnen. Mit dieſer tödten ſie das Rind, und laſſen es auf dem Platze liegen, um die Jagd fortzuſetzen, die gewöhnlich mehre Tage währt. Wenn die Jagd zu Ende iſt, ſuchen ſie die zerſtreute Beute auf, ziehen ihnen die Haut ab, nehmen die Zunge und etwa den Talg mit ſich und laſſen den Reſt als Fraß für die Geier und andere Raubvögel liegen. In früherer Zeit wurden die Häute kaum mit zwei Realen (5 Gr.) das Stück bezahlt, und die kleinen ausgeſchoſſen. Jetzt ſind ſie theurer, und man fürchtet ſogar, daß ſich bei vermehrter Nachfrage die Heerden zu ſehr vermindern werden. Einmal war man gar in Beſorgniß für dieſe Heerden wegen der in großer Menge in den Steppen herumſtreifenden wilden Hunde. Ihr Urſprung ſchreibt ſich von einer gleichen Sorgloſigkeit her und ſie waren aus treuen Hütern und zahmen Hausthieren fürchterliche Raubthiere geworden. Um die Zahl derſelben zu vermindern, mußte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſelbſt die Beſatzung von Buenos Ayres ausrücken und ihrer ſo viele als möglich erlegen. Seitdem aber ſcheinen auch dieſe wilden Hunde in jenen Gegenden gänzlich ausgerottet zu ſein.

Der Ahornbaum.

Von dieſer zahlreichen und höchſt nutzbaren Gattung Pflanzen ſind weit über 30 Arten bekannt, wovon 9 Nordamerika, 12 Europa, 6 ſehr ſchöne Japan und die übrigen den verſchiedenen Theilen Aſiens angehören. Zwar eignet ſich das Holz dieſes Baumes nicht für Arbeiten, welche Dauer und Stärke erfodern, allein die Schönheit ſeines Gewebes und die feine Politur, die es annimmt, machen es zu zierlichen Gegenſtänden vorzüglich geſchickt, und in dieſer Beziehung ſchätzt man jene Art, die „gekräuſelter Ahorn" heißt, ſehr hoch. Zuweilen wird es mit gutem Erfolg zu eingelegten Arbeiten verwendet, am gewöhnlichſten aber verbraucht man es zu Schaften für Vogelflinten, zu Doſen und andern Gegenſtänden, wo man Nutzen mit Zierlichkeit verbinden will, auch dient es zur Verfertigung muſikaliſcher Inſtrumente. Der Saft des Ahorns enthält reichlichen Zuckerſtoff und zwei Arten deſſelben, der Zuckerahorn (Acer saccharinum) und der ſchwarze Ahorn (Acer nigrum), geben einen ſo reichlichen Ertrag, daß ſie die Benennung Zuckerahorn erhalten haben und vorzüglich in Nordamerika zum Zuckergewinn im Großen benutzt werden. Der erſtere iſt im Norden des Landes, namentlich im nördlichen Pennſylvanien, im weſtlichen Theile von Newyork, in Obercanada, Neuſchottland und den nördlichen Theilen von Neuengland einheimiſch, der ſchwarze Ahorn aber liebt das wärmere Klima und gedeiht daher an den Ufern des Ohio und der großen Flüſſe der weſtlichen Staaten Amerikas.

Der Zuckerahorn wächſt meiſt in gebirgigen Gegenden, wo der Boden fruchtbar, aber kalt und feucht iſt, und erreicht eine Höhe von 50—80 Fuß. Um den zur Bereitung des Zuckers nöthigen Saft zu erhalten, werden die Bäume im Frühjahr, meiſt im Februar und März, ungefähr wie bei uns die Birken, angezapft. Zu dem Ende wird höchſtens zwei Fuß über dem Boden, mit einem gewöhnlichen Handbohrer ein ſchräg aufwärts gehendes, einen halben Zoll tiefes Loch gebohrt und in dieſes ein feſt anſchließendes Röhrchen eingeſchoben. Auch pflegt man die Bäume in derſelben Höhe und von unten nach oben mit der Art ungefähr einen Zoll breit und tief anzuhauen und etwas breitere, kleine Rinnen darunter zu befeſtigen, über welche dann, ſowie durch die Röhrchen, in untergeſetzte Gefäße der Saft träufelt, wovon an warmen

Digitized by Google

Frühlingstagen mancher Baum einen Eimer voll liefert. Dieſer wird täglich, damit ſich durch eintretende Gährung ſein Zuckergehalt nicht vermindere, über mäßigem Feuer zu Syrup eingedickt, was in jedem metallenen Keſſel geſchehen kann. Er wird dabei geſchäumt und fleißig umgerührt, um ihn vor Anbrennen zu bewahren. Solcher hinlänglich eingedickter Syrup kommt dem des Rohrzuckers an Süßigkeit völlig gleich und gibt bei fernerer Abdampfung in flachen Gefäßen, etwa auf einem warmen Back- oder Stubenofen, einen ſchönen hellen Candis. Ein weniger heller entſteht, wenn man den ſtark eingedickten Syrup in tiefe und enge Gefäße gießt, wo ſich dann der Zucker oben anſetzt, der entſtandene Bodenſatz aber unten durch einen Abzug entfernt wird. Durch fortgeſetzte Reinigung erhält der Ahornzucker völlig das Anſehen des feinen Rohrzuckers, dem er an Süßigkeit nicht nachſteht.

Der Ertrag eines Baumes wird in Amerika je nach ſeinem Alter und Standorte auf 4—8 Pfund Zucker, von manchem aber noch weit höher angegeben, Gleichwol iſt die Bereitung deſſelben durch die dortige Wohlfeilheit und den vermehrten Anbau des Rohrzuckers in Abnahme gekommen, dürfte aber bei den in Deutſchland herrſchenden Zuckerpreiſen, abgeſehen von der Fabrikation im Großen, vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Landwirths verdienen, indem mit wenig Aufwand an Arbeit und Feuerung auch kleine Haushaltungen ſich auf dieſem Wege ihren Zuckerbedarf ſelbſt erzeugen können. Freilich müßte der Zuckerahorn erſt in Menge angepflanzt werden, allein auch der in ganz Deutſchland heimiſche Spitzahorn (Acer platanoides), auch Lenne und deutſcher Salatbaum genannt, eignet ſich ganz vorzüglich zur Zuckerbereitung, wie von den Profeſſoren Wilbrand und Liebig in Gießen neuerdings angeſtellte Verſuche beweiſen. Dieſelben erhielten von 11 Stämmen Spitzahorn 407 Pfund Saft, der $208\frac{3}{4}$ Loth Zucker, und von 14 etwa 26 Jahre alten Stämmen Zuckerahorn 200 Pfund Saft, der 185 Loth Zucker gab. Vom letztern enthielt alſo jedes Pfund Saft beinahe ein, vom erſteren nur etwa ein halbes Loth, allein bei der weit größern Saftmenge des Spitzahorns würde der Unterſchied nur in dem Mehraufwand an Arbeit und Feuerung liegen.

Bei der übrigen Benutzung des Ahorns als Nutz- und Brennholz, wo er dem Buchenholze gleichkommt, dürfte alſo die Anpflanzung dieſer Holzart, vorzüglich des Spitzahorns, und wo es die Gelegenheit erlaubt, auch des amerikaniſchen Zuckerahorns, ſehr zu empfehlen ſein.

Der Ahornbaum.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

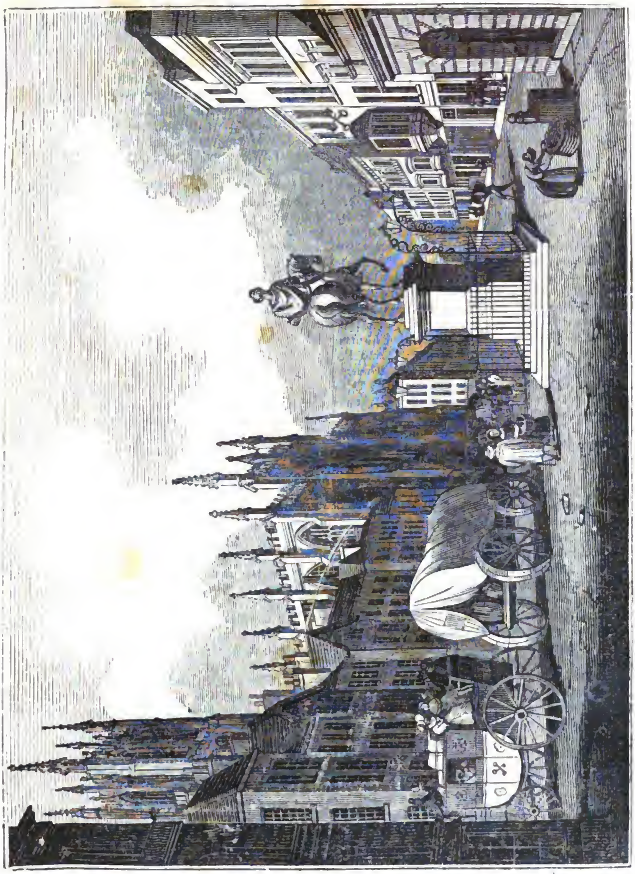
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

137.] Erſcheint jeden Sonnabend. [November 14, **1835**.

Hull.



Der Marktplatz zu Hull

Hull.

Die Stadt Hull, eigentlich Kingston am Hull, am Zuſammenfluſſe der Flüſſe Hull und Humber in Yorkſhire, nimmt dem Range nach jetzt die fünfte Stelle unter den See- und Handelsſtädten Großbritanniens ein. Ihre ungemeine Wichtigkeit in dieſer Beziehung ergibt ſich daraus, daß ſie im Jahre 1829 579 eigne Schiffe mit 72,248 Tonnengehalt beſaß, faſt $^2/_5$ des ganzen Walfiſchfanges (mit 53 Schiffen) betrieb, 1714 Schiffe in ihre Docks aufnahm und über 4 Mill. Thaler an Zollabgaben erhob. Etwa fünf deutſche Meilen vom Ausfluſſe des Humber in die Nordſee liegend, und durch dieſen mit der Ouſe-, der Calder-, der Derwent-Schiffahrt in Verbindung, beherrſcht Hull den geſammten Binnenhandel Nordenglands, deſſen oſtwärts ſtrömende Flüſſe, bis zum Trent, der Humber ſämmtlich aufnimmt. Die Baumwollenmanufacturen Lancaſters, die Bergwerksdiſtricte von Derby, die Stahl- und Eiſenwerke Sheffields, die Wollenfabriken in der Grafſchaft York, all dieſe empfangen ihre Bedürfniſſe von Hull und ſenden ihre Producte dahin. Dies hat dieſen noch vor einem Jahrhundert unbedeutenden Ort zu blühendem Wohlſtande emporgehoben, der nun wieder ſeine Segnungen über die ganze Landſchaft umher ausbreitet. Hull entſtand aus den beiden kleinen Marktflecken Wyke und Myton, als im Jahre 1296 Eduard I. ſiegreich aus Schottland zurückkehrte, und, angezogen von der günſtigen Lage dieſer Orte für den Seehandel, Myton an ſich kaufte, es zu einer königlichen Stadt erhob und mit Privilegien beſchenkte. Allmälig verbeſſerten ſich die ſchwierigen Zugänge zu der neuen Stadt, eine Münze ward hier gegründet, und 60 Jahre ſpäter ſendete Hull ſchon 16 Schiffe mit 466 Seeleuten zu der Flotte, welche Frankreich bekriegte. Eduard II. befeſtigte die Stadt, Richard II. umgab ſie mit Mauern und Thürmen von Ziegeln, welche Michael de la Poll bei dieſer Gelegenheit wieder erfunden haben ſoll, und Heinrich VI. dehnte ihre Freiheiten noch weiter aus. Im Jahre 1536 war Hull der Sitz einer Empörung aus religiöſen Gründen, die man die „Gnadenwallfahrt" nannte und an deren Spitze Robert Aske ſtand. Dies veranlaßte den Bau einer Citadelle und mehrer Blockhäuſer; eine andere Empörung, 1569, die Peſt von 1635, die Hungersnoth, die ſie begleitete, und endlich der Kriegsſchauplatz im Kampfe Karl I. gegen das Parlament in der Nähe von Hull, drückten ihren Wohlſtand lange herab. Noch im Jahre 1681 erneuerte Karl II. ihre Feſtungswerke, welche jetzt gänzlich verſchwunden oder in Werke zu Gunſten des Handels und des Gewerbfleißes verwandelt ſind. Die Stadt hat drei große Docks. Herrliche Brücken von Gußeiſen, Muſter ihrer Gattung, zieren dieſe Docks und verbinden die durch ſie getrennten Stadttheile.

Hull hat ſeit 40 Jahren ſeine alten Grenzen von allen Seiten überſchritten. Die Stadt dehnt ſich jetzt beinahe eine Stunde weit am nördlichen Ufer des Humber und noch weiter am weſtlichen Ufer des Hull hin. Sie iſt faſt ganz von Ziegeln und im Innern nach keinem regelmäßigen Plane erbaut; die ältern Stadttheile ſind vielmehr enge, unbequem und nicht gefällig, dagegen ſind die neueren ſeit 40 Jahren entſtandenen geräumig, oft mit prächtigen Gebäuden geſchmückt und durch Gas erleuchtet. Zahlreiche öffentliche Prachtbauten feſſeln unſere Aufmerkſamkeit. Unter dieſen nimmt die ſchöne gothiſche Dreifaltigkeitskirche, 1312 erbaut, den erſten Rang ein. Die Marien- oder Unterkirche ſteht nur noch zum Theil aufrecht; St.-Johann iſt ein zierliches Bauwerk des vorigen Jahrhunderts. Hull iſt durch zwei Seminarien berühmt, von denen das eine ſchon 1436, das andere 1734 gegründet wurde. Die Börſe, das Zollhaus, das Theater in Humberſtreet, das Gefängniß, die Bibliothek ſind ſehenswerthe Gebäude; die Bildungsanſtalt für Gewerbsleute (Mechanics' institution) beſitzt einen Muſikſaal, ein Muſeum und Leſezimmer. Eine Meile von der Stadt liegt der reiche botaniſche Garten. Der auf der erſten Seite in einer Abbildung gegebene Marktplatz von Hull, mit einer ſchönen Reiterſtatue Wilhelm III. geziert, nach ſeinen jüngſten Verſchönerungen von der edlen gothiſchen Hauptkirche begrenzt, bildet einen anziehenden Platz. Hull hat nur unbedeutende Manufacturen und Fabriken, welche ſich faſt nur mit Gegenſtänden beſchäftigen, die auf die Schiffahrt Bezug haben. Der Hauptverkehr geht nach dem baltiſchen Meere, Preußen und Rußland; der Handel mit Amerika, Weſtindien und Südeuropa iſt minder beträchtlich. Dagegen wird der Werth ſeines innern Handels auf mehr als 100 Mill. Thlr. jährlich angeſchlagen, und würde daher gleich nach dem von London und Liverpool folgen.

Seit 1832 haben alle Bürger der Stadt das Wahlrecht erhalten, das früher nur auf ein Kirchſpiel beſchränkt war. Die Stadt mit der großen Vorſtadt Sculcoates hat gegen 50,000 Einwohner und 8726 Häuſer. Den reichſten Anblick dieſer ſchönen Stadt aber gewähren ihre herrlichen mit Kaufläden und Magazinen aller Art gezierten Quais, die prächtige George- und Charlotteſtreet und die mit Schiffen bedeckten Docks und Kanäle, wie unſere Abbildung auf der letzten Seite dieſer Nummer zeigt.

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 136.)

An einem heitern Apriltage verließen wir Jeruſalem und zogen aus dem nach Damaſck führenden nördlichen Thore auf die Straße nach Nablus und Nazareth. Unſere Geſellſchaft war nicht zahlreich. Außer den beiden Maroniten hatten ſich einige morgenländiſche Pilger uns angeſchloſſen, die über Nazareth in ihre Heimat zurückkehren wollten. Mehre Soldaten, die uns der Stadtbefehlshaber zu Jeruſalem mitgegeben hatte, bildeten unſer Geleite auf der unſicher gewordenen Straße durch das Gebirge. Auf dieſem Wege ſieht man Jeruſalem in weiterer Entfernung als auf irgend einem andern. Wir verweilten unter einer Baumgruppe, um unſere Maulthiere und Pferde aus einer friſchen Quelle trinken zu laſſen und unſere Waſſerſchläuche zu füllen. Während dieſer Pauſe ſetzten wir uns auf einen Felſenblock und ſahen nach der Stadt, deren Thürme und Dome nun bald unſern Blicken verſchwinden ſollten. Ihre Schickſale gingen noch einmal vor unſerer Seele vorüber. Die neueſte Eroberung durch Ibrahim Paſcha (1832) hatte Jeruſalem und Paläſtina wieder der Herrſchaft Ägyptens unterworfen, der es der türkiſche Sultan Selim 315 Jahre früher entriß. In die Zeit der frühern ägyptiſchen Herrſchaft fielen die blutigen Kämpfe gegen die Kreuzfahrer, deren Kriegszüge uns auf unſerer Reiſe ſo viele Erinnerungen zurückriefen. Die Eroberung Syriens durch die abendländiſchen Chriſten erſchütterte die Macht der ägyptiſchen Sultane in ihrem ſtärkſten Außenwerke. Die von den Kreuzfahrern gegründeten chriſtlichen Reiche in Paläſtina, das Königreich Jeruſalem, das anfänglich nur aus den Städten Jeruſalem und Joppe und etwa 20 Flecken beſtand, und die aus an-

Digitized by Google

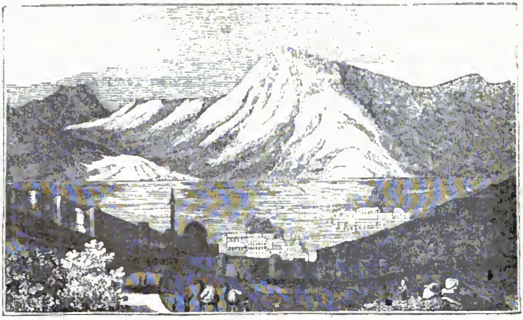
dern eroberten Landſtrichen gebildeten neuen Staaten, das Fürſtenthum Antiochien, die Grafſchaft Edeſſa, die Grafſchaft Tripolis und das Fürſtenthum Galiläa, waren aber auf zu ſchwachen Grundlagen erbaut, als daß ſie nicht bald wären erſchüttert worden, ſeit ſich neue mohammedaniſche Staaten bildeten, die den Kampf gegen die abendländiſchen Eroberer mit jugendlicher Kraft fortſetzten. Die Zwiſtigkeiten der chriſtlichen Fürſten um ihre Eroberungen, die Fortdauer der Eiferſucht, welche die Führer des Kreuzheeres gleich vom Anbeginn getrennt hatte, der Mangel an Unterwürfigkeit, der Mangel an Verbindung durch gemeinſchaftliches Intereſſe, dies allein ſchon konnte die Unfälle herbeiführen, welche die Chriſten bald trafen, und die Kraft der neuen Staaten mußte noch mehr gebrochen werden durch die Streitigkeiten der Geiſtlichkeit mit den Fürſten und durch die Erkaltung des Eifers im Morgenlande. Der Verluſt von Edeſſa im Jahre 1145 war der erſte gefährliche Stoß, den die Herrſchaft der Chriſten erlitt, und er machte einen ſo tiefen Eindruck im Abendlande, daß bald nachher ein neuer Kreuzzug von dem frommen Abte Bernhard von Clairvaux gepredigt wurde, an deſſen Spitze die Könige von Frankreich und Deutſchland traten. Das neue Unternehmen hatte keinen glücklichen Erfolg. Ein gefährlicher Feind der Chriſten in Paläſtina erhob ſich 20 Jahre ſpäter in dem neuen Beherrſcher Ägyptens, dem heldenmüthigen Saladin. Als er ſeine Macht befeſtigt hatte, war ſein ganzes Streben dahin gerichtet, den Chriſten Syrien und Paläſtina zu entreißen. Er ſchlug ſie 1187 am Fuße des Berges Thabor, wo ſie eine größere Niederlage erlitten, als je ſeit dem Beginn der Kreuzzüge. Drei Monate ſpäter zog er ſiegreich in Jeruſalem ein. Der neue Kreuzzug, an deſſen Spitze drei europäiſche Fürſten ſich ſtellten, der großherzige deutſche Kaiſer Friedrich I., der König von Frankreich Philipp II. und der ritterliche Beherrſcher Englands Richard Löwenherz, war die Folge dieſer Niederlage. Vielleicht hätte dieſer Kriegszug, beſſer geleitet als alle frühern, günſtige Erfolge gehabt, wenn nicht gleich im Beginn des Feldzugs der Tod des Kaiſers, der im Fluſſe Saleph in Syrien ertrank, die beſten Hoffnungen zerſtört hätte. Die Könige von England und Frankreich machten keine bedeutenden Eroberungen und der einzige Erfolg des Kreuzzugs war ein dreijähriger Waffenſtillſtand, wozu Saladin genöthigt wurde, der aber im ruhigen Beſitze des größten Theils von Paläſtina (1193) ſtarb.

Noch zogen dieſe Bilder der Vergangenheit vor unſerer Seele vorüber, als unſere Karavane wieder aufbrach. Unſer Weg ging nun meiſt über ſteinige wüſte Berge, bald durch weite mit Ölbäumen bepflanzte Thäler, bald über kahle Felſen. Die Dörfer liegen alle ſehr maleriſch auf hohen Bergſpitzen oder an ſteilen Abhängen. Gegen Abend kamen wir in das enge Thal, wo Nablus, das alte Sichem, liegt. Am Eingange des Thales zeigt man mehre Brunnen, unter welchen man auch den Jakobsbrunnen bezeichnet, wo Chriſtus mit der Samariterin ſprach, die gekommen war, Waſſer zu ſchöpfen. Nablus liegt höchſt reizend am Abhange eines Berges, der mit Gärten bedeckt iſt, die ſich terraſſenförmig erheben. Die Häuſer der Stadt ſcheinen aus Luſtwäldchen empor zu ſteigen, die mit allen Arten von Blumen geſchmückt ſind. Klare Bäche erfriſchen dieſe üppigen Pflanzungen. Man zeigte uns die Gräber Joſeph's, Joſua's und Eleazar's. Als wir die Nacht hier zugebracht hatten, ſetzten wir mit Tagesanbruch unſere Reiſe fort. Unſer Weg ging über hohe Bergrücken, bis wir endlich in die geſchichtlich merkwürdige grüne Ebene Esdraelon oder Jesreel kamen. Überall von Bergen umgeben, unter welchen der Thabor und Hermon hervorragen, iſt ſie zwar fruchtbar aber ſchlecht angebaut und zeigt mehre Spuren verödeter Örter. Sie war in alten und neuern Zeiten der Schauplatz blutiger Kämpfe. Hier ſiegte Gideon, hier ward Joſias, König von Juda, von dem Ägypterkönig Necho getödtet, hier kämpfte Vespaſian's Heer gegen die Juden, hier beſiegte Saladin die Chriſten, hier wurden 1799 durch 3000 Franzoſen unter Bonaparte und Kleber 25,000 Türken geſchlagen. Wir durchzogen die Ebene der Länge nach, erſtiegen dann wieder einige Berge, und endlich führte uns ein ſchroffer Pfad in einen Bergkeſſel, wo wir Nazareth erblickten, das ſehr reizend am Abhange eines Halbkreiſes von Bergen liegt. Wir kehrten in dem Franziskanerkloſter ein, das ſchönſte und prachtvollſte Kloſtergebäude in ganz Paläſtina, das ſehr gegen das ärmliche Dorf abſticht. Der Vorſteher führte uns noch an demſelben Abend in die zum Kloſter gehörige prächtige Verkündigungskirche, wo am Vorabend eines Feſtes bei glänzender Beleuchtung Gottesdienſt gehalten wurde. Unter dem Chore der Kirche ſteigt man auf mehren Stufen in eine Höhle, welche als die Stelle der Verkündigung gezeigt wird. Eine Säule bezeichnet den Ort, wo der Engel, eine andere, wo Maria war, und von dieſer ſieht man den obern Theil an der Decke hangen, da das Mittelſtück von den Mohammedanern herausgebrochen worden ſein ſoll. Wir beſuchten darauf die ſogenannte Werkſtätte Joſeph's, eine kleine Kapelle unweit der Kirche. Nicht weit von hier iſt die Schule, wo Chriſtus die heilige Schrift den Juden vorlas. Man zeigte uns hier als einen merkwürdigen Überreſt des Alterthums eine große runde Felſenplatte, an welcher Chriſtus oft mit ſeinen Jüngern geſpeiſt haben ſoll. Ehe wir am folgenden Morgen wieder aufbrachen, beſuchten wir das Maronitenkloſter, wo unſere beiden Freunde Herberge genommen hatten. Es liegt am Rande jenes ſteilen Abhanges außerhalb der Stadt, von welchem die Juden Chriſtus hinabſtürzen wollten, da ſeine Rede in der Synagoge ſie erzürnt hatte. Betrachtet man das Landſchaftsgemälde um Nazareth, ſo überläßt man ſich dem Gedanken, daß der Heiland des Menſchengeſchlechts hier gern wandeln und von der Welt ſich zurückziehen mußte, um an ſeine große Sendung zu denken. Tiefe abgeſchiedene Thäler, mit üppigem Pflanzenwuchſe wild bedeckt, ſtille und ernſte Pfade, wo überhangende Felſen alle Störung abwehren.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als wir Nazareth verließen, um das galiläiſche Meer zu beſuchen. Wir zogen am Fuße eines Berges, welcher der Segensberg heißt, weil Chriſtus auf dem Gipfel deſſelben die Bergpredigt gehalten haben ſoll, und kamen bald nach Tiberias, das auf einer ſchmalen Ebene, von Bergen umgeben, dicht am Ufer des galiläiſchen Meeres liegt. Wir beſuchten die Peterskirche, ein dumpfes, düſteres Gebäude, an der Stelle des Hauſes, wo Petrus gewohnt, oder an der Stelle, wo er ſein Netz ausgeworfen haben ſoll. Sie iſt wahrſcheinlich die erſte chriſtliche Kirche in Tiberias, im 4. Jahrhundert erbaut. Tiberias war nach der Zerſtörung Jeruſalems der Sitz des Sanhedrins und lange der Mittelpunkt jüdiſcher Gelehrſamkeit. Noch immer kommen jüdiſche Andächtige aus allen Ländern hierher, und wohnen hier zuſammen, wo ſie durch milde Sammlungen in allen drei Welttheilen erhalten werden. Tiberias iſt nach dem Talmud eine der vier heiligen Städte und hier ſoll ſich einſt der Meſſias aus dem See erheben.

Digitized by Google

Wir machten in den Abendſtunden eine Wanderung längs dem Ufer des galiläiſchen Binnenmeers, des Sees Tiberias oder Genezareth. Er iſt zwei Meilen lang und ³/₄ Meilen breit. In ganz Paläſtina gibt es keine Gegend, deren Reize ſich mit dieſer vergleichen ließen. Auf allen Seiten, ausgenommen wo der Jordan einſtrömt und ausfließt, iſt der klare Spiegel von Bergen umgeben und das Waſſer gegen die Winde geſchützt. Nirgend ſieht man ein Fahrzeug auf der ſtillen Flut. Die Fiſcher gehen am nördlichen Ufer, wo der See noch immer ſehr fiſchreich iſt, bis an den halben Leib in das Waſſer, werfen ein kleines Handnetz

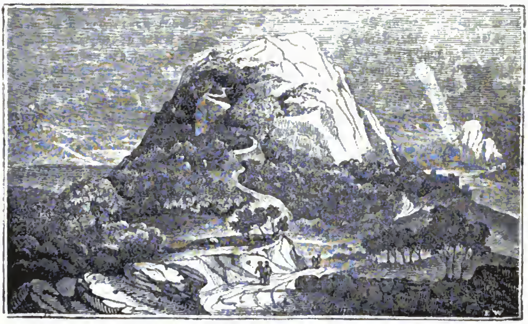


Der See Genezareth.

aus und ziehen es bald reichlich gefüllt zurück. An einer Stelle des Ufers zeigten unſere Führer uns den Ort, der zum Andenken der wunderbaren Speiſung der Menge, die Brotvermehrung genannt wird. Häufig ſahen wir an dem Seeufer Antilopen weiden, die vor uns herſprangen, wenn wir ſie ſtörten. Der Jordan läuft mitten durch den See, und eine ſtarke Strömung verräth den Durchgang, wenn ihn entgegengeſetzte Winde aufhalten, welche oft heftig aus Südoſten wehen, und den See alsbald ſtürmiſch machen.

Wir brachten die Nacht unter Zelten im Thale zu, um vor Sonnenaufgang den Thabor zu beſteigen, der, zwei Stunden von Nazareth entfernt, als ein mächtiger abgeſonderter Kalkſteinfelſen 3000 Fuß hoch ſich erhebt. Nach Mitternacht ſtiegen wir durch einen Wald von Eichen und wilden Piſtazien den Abhang des Berges hinan, aus deſſen Raſendecke überall Blumen hervorſprießen. Der Gipfel iſt flach und nicht von großem Umfange; die Ausſicht von der Höhe bezaubernd. Gegen Mittag die Ebene Esdraelon, gegen Morgen die hohen Gebirge, welche die Ufer des Jordans und des galiläiſchen Meeres begrenzen, im Norden der Antilibanon, im Weſten der Karmel und das mittelländiſche Meer. Auf dem Gipfel ſtand einſt ein großes Dorf mit Kirchen und Klöſtern und noch jetzt ſieht man alte Mauern, Gewölbe und Ciſternen, die zum Theil in dem Felſen ausgehauen ſind und treffliches Waſſer enthalten. In einer unterirdiſchen Kapelle wird am Tage der Verklärung Chriſti, die ſich auf dem Thabor ereignete, Gottesdienſt gehalten. Am Fuße des Berges liegt unter dem Schatten einiger Bäume das Dorf, wo die Prophetin Debora geboren wurde.

Wir verließen erſt nach mehren Stunden den



Der Berg Thabor

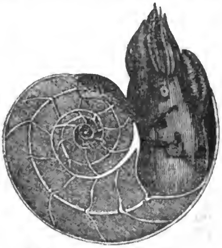
Gipfel des Berges und zogen dann über felſige Pfade nach dem Dorfe Kana, das ſehr anmuthig auf einer Anhöhe liegt. Nicht weit von dem Dorfe iſt ein Brunnen mit köſtlichem klaren Waſſer, woraus die Bewohner ihren Bedarf holen. Die Pilger machen gewöhnlich hier Halt, weil man dieſen Brunnen als den Quell bezeichnet, deſſen Waſſer Chriſtus in Wein verwandelte. Auch wir ſtiegen ab, weil die Mittagsſonne heftig brannte, breiteten unſere Teppiche unter den ſchattigen Bäumen aus und unſere Araber waren eifrig bedacht, dieſe kurze Ruhe zu benutzen, um unſere Pfeifen zu ſtopfen und Kaffee zu kochen. Als wir in das Dorf gekommen waren, machten wir vor einer kleinen griechiſchen Kapelle Halt, in deren Hofe wir unſere Mahlzeit halten wollten. Unſere Diener brachten uns nach kurzen Vorbereitungen Gurken, weiße Maulbeeren, warme Kuchen von ungeſäuertem Teige in Honig und Butter gebacken, und das gewöhnliche Gericht Reis und Geflügel, Pillav. Als wir uns erquickt hatten, beſuchten wir die Trümmer einer Kirche, die auf der Stelle erbaut worden ſein ſoll, wo die Hochzeit zu Kana gefeiert wurde. In dieſen Trümmern ſahen wir ſehr große dicke ſteinerne Waſſerkrüge, der Beſchreibung ähnlich, die der Evangeliſt Johannes von den alten Geſchirren dieſes Landes macht. Dieſe Krüge ſind noch jetzt in der Umgegend im Gebrauche.

Von Kana reiſten wir gegen Abend nach dem zwei Stunden entfernten Nazareth zurück, wo wir am folgenden Tage ausruhten, um zu dem letzten Theile unſerer Reiſe, der Fahrt längs der Küſte Syriens, neue Kräfte zu ſammeln.

(Fortſetzung in Nr. 183.)

Der Nautilus oder das Perlenboot.

In Nr. 81 des Pfennig-Magazins war die Rede von organiſchen Überreſten der Vorwelt, von denen namentlich auch die Ammoniten erwähnt wurden, vielkammerige Schneckenſchalen, die man von der Größe eines Sandkorns bis zu der eines Wagenrades (doch ſo groß nur verſteinert) kennt. Ihnen ganz ähnlich, wie eine Vergleichung unſerer Abbildung mit der in jener Num-



Durchſchnitt des Nautilus.

mer unter Figur 2 deutlich zeigt, iſt die unter dem Namen Nautilus oder Perlboot bekannte Schneckenſchale, wenn auch in mancher Hinſicht unterſchieden und namentlich dadurch, daß durch alle Kammern der Schale hindurch in der Mitte eine eigenthümliche Röhre durchzieht, welche jedoch in unſerer Abbildung nicht ganz deutlich dargeſtellt iſt. Dieſe Schale war längſt bekannt, ſogar ſchon den Alten, indem bereits Ariſtoteles von derſelben ſpricht und auch ihres Thieres erwähnt, von dem er jedoch ſagt, daß die Schale nicht mit ihm verwachſen ſei, daher ihm manchmal verloren gehe, worauf es dann abſterbe. Eine vollſtändigere Beſchreibung des ſonderbaren Bewohners dieſer Schale lieferte zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Kaufmann Rumph aus Hanau, welcher als holländiſcher Intendant auf Amboina Gelegenheit hatte, ſich dieſes Thier zu verſchaffen und daſſelbe in ſeiner „Amboineſiſchen Raritätenkammer" beſchrieb. Erſt in der neuern Zeit glückte es einem Engländer, Bonnet, auf einer Reiſe in der Südſee, an den neuen Hebriden eines ſolchen herumſchwimmenden Perlbootes ſammt dem Thiere habhaft zu werden. Es hat viel Ähnlichkeit mit dem in Nr. 109 des Pf.-Mag. beſchriebenen Tintenfiſche. Die Farbe iſt braunroth mit weiß. Es hängt durch zwei Muskeln an der Schale und hat die Eingeweide, die Augen und den Schnabel, wie die Tintenfiſche, doch fehlt ihm die ſogenannte Tintendrüſe, welche bei dieſem die braune Farbe abſondert. Der Mantel ſchlägt ſich theils über die eingerollte Schale, theils mit einem andern Lappen ſo vom Kopf weg, daß er wie eine in der Mitte zuſammengebrochene Sohle ausſieht. Beim Schwimmen liegen dieſe Lappen auf der Oberfläche des Waſſers, eben ſo wie wir bei unſern Waſſerſchnecken die Sohle oder den ſogenannten Fuß nach oben gekehrt ſehen; doch iſt bei dem Nautilus, nach der Lage des Hirns zu urtheilen, dieſe Sohle die obere Seite. Der Schnabel gleicht oben einem Papageienſchnabel, nur erſcheint auch hier wieder der kleinere Theil als der obere. Um den Mund herum ſtehen 22 Arme; die Augen, von Haſelnußgröße, ſtehen auf Stielen; der Leib läuft hinten in eine Röhre aus, welche jedoch bei dem gefangenen Thiere kurz erſchien, indem ſie abriß, da die Schale bei dem Fang durch den Bootshaken zerbrochen wurde. Das Thier iſt gegen ſechs Zoll lang, drei Zoll dick und faſt ebenſo breit. Man hat angenommen, daß das Thier nach Belieben die hinter ihm liegenden Kammern mit Waſſer füllen oder ausleeren und ſo im Meere ſinken oder ſteigen könne; dem kann jedoch nicht ſo ſein, da ein den Leib umgebender Gürtel die Schale dicht ſchließt. Dieſe wird über ſieben Zoll breit und vier Zoll dick und gleicht etwa einer plattgedrückten Kugel. Sie iſt weißlich mit ſchönen braunrothen Flammen und hat inwendig wol an 40 Kammern. Wenn das Thier auf dem Waſſer ſchwimmt, was nach Stürmen oft geſchehen ſoll, iſt die Schale unten, wie ein Kahn, auf dem Meeresboden aber, wo es mit Hülfe ſeiner Arme kriecht, ſoll ſie nach oben gekehrt ſein. Rumph erzählt, daß das Thier nicht ſelten in Fiſchreußen krieche und ſo gefangen werde. Die Schale beſteht aus Lagen, welche die Dicke von zwei Meſſerrücken haben; die äußere hat eben die angegebenen Farben, die innere zeigt, wenn man die obere wegnimmt, ſich als Perlmutter, mit ſchöneren Farben als die eigentliche Perlmutter. Bisweilen findet man in dieſen Schalen ein bohnengroßes Steinchen, weiß wie Alabaſter, von dem man den Aberglauben hegt, daß daſſelbe glücklich in dem Fange von Muſcheln mache. In Naturaliencabineten haben dieſe Schalen noch das Eigne, daß ſie bei feuchtem Wetter mit Tropfen beſchlagen, was wol von noch anklebenden Salztheilen herrühren mag. Das Vaterland iſt in allen Meeren um die molukkiſchen Inſeln, beſonders bei Batavia, wo indeſſen nur die Schale häufig gefunden wird, indem der Fang des Thieres ſelbſt nur zufällig iſt.

Digitized by Google

Über den Einfluß der Waldungen auf den Zuſtand der Menſchen.

II.*)

Die Waldungen betrachtet man gewöhnlich nur hinſichtlich ihres Nutzungszweckes zur Befriedigung der mancherlei Holzbedürfniſſe des menſchlichen Lebens und ſieht ſelten auf ihren natürlichen Zweck, der in ihrem Einfluſſe auf die Temperatur und den Feuchtigkeitszuſtand der atmoſphäriſchen Luft, auf den hieraus hervorgehenden mehr oder weniger feuchten Boden, auf die Unterhaltung der ſtehenden und fließenden Gewäſſer, auf faſt alle Zweige der Volkswirthſchaft, auf den Geſundheitszuſtand der Luft, überhaupt auf das phyſiſche Bild des Landes und auf den phyſiſchen und moraliſchen Charakter ſeiner Einwohner beſteht und für die nationale Wohlfahrt der Völker wichtiger iſt als jener Nutzungszweck, welcher in Gegenden, wo Holz verbrauchende Gewerbe zuſammengedrängt ſind, die höchſte Sorgfalt fodert. Unter dieſen verſchiedenen Momenten des Wirkens wollen wir hier die Einflüſſe auf den Geſundheitszuſtand der atmoſphäriſchen Luft betrachten.

Die Luft iſt nie rein von fremdartigen, häufig ſchädlichen Subſtanzen und nie in einem völlig ruhigen Zuſtande; auf beide Beziehungen wirken die Wälder dadurch, daß ſie der Richtung der Winde entweder Hinderniſſe entgegenſetzen, oder ſie abändern und ihre Kraft brechen; daß ſie den Zuſtand der Wärme und Feuchtigkeit der Luft verändern und beſonders im letztern Falle oft ein feuchtes und ſumpfiges Klima erzeugen, welches weder den Menſchen, noch den Thieren, noch den höher organiſirten Gewächſen, wol aber den Inſekten und Würmern und niedrigern Pflanzenarten zuträglich iſt, und daß ſie endlich die Eigenſchaften der Winde verändern, die ſie von den Flächentheilen annehmen, über welche ſie hinwehen.

Durch die verſchiedenartigen Ausdünſtungen wird die Luft mit mehren Gasarten, wovon ſie ſich zwar durch Thau und Regen, jedoch nur örtlich, reinigt, vermiſcht; das Athmen der Menſchen, Thiere und Pflanzen, die zahlloſen Verbrennungs-, Gährungs- und Fäulungsproceſſe verderben die Luft unaufhörlich und ſie würde, wenn kein Luftwechſel vorhanden wäre und die Pflanzen dieſe giftartigen Stoffe nicht zerſetzten, theilweiſe verzehrten und dadurch aus den untern Regionen entfernten, bald alles Leben erſticken. Daß ſie von dieſen verderblichen Stoffen mehr oder weniger gereinigt wird, unterliegt keinem Zweifel; ebenſo gewiß iſt es auch, daß die Waldungen den der Geſundheit der Menſchen und Thiere nachtheiligen Zuſtand entweder herbeiführen und noch gefährlicher machen, oder auf der entgegengeſetzten Seite zur Reinigung der Luft das Meiſte beitragen und ſie in den dem Menſchen zuträglichſten Zuſtand verſetzen.

Um dieſe Behauptung zu erklären, muß man die Wirkungen der Waldungen in den Ebenen von denen an Abhängen oder Berggipfeln wohl unterſcheiden. Jene ſind feucht und ſumpfig; die über ihnen gelagerte Luft wird noch feuchter und wärmer; die den Sümpfen und Mooren entſteigenden Dünſte häufen ſich unter dem Schatten der Bäume an, und gefährden das Leben der ſich ihnen Nahenden. Nach Berichten der Reiſenden hat man z. B. in den alten Wäldern von Guyana, jenem großen Landſtriche zwiſchen dem Maranhon, Orinoco und dem atlantiſchen Meere, beim Einathmen ihrer feuchten, ſchweren und erſtickenden Luft dieſelbe Empfindung, wie in lange verſchloſſenen, tödtliche Dünſte enthaltenden Spitälern. Auf lichten Stellen leben wol einige Wilde und unverſtändige Coloniſten; allein die erſtickende feuchte Hitze, welche durch die Ausdünſtung der Bäume und der ſtehenden Gewäſſer unterhalten wird, erzeugt jene verderblichen Fieber, welche den Fremden, der durch ſie wandert, anfallen und die Bevölkerung aufzehren, welche ſich an ihren Grenzen anſiedelt.

Haben wir auch in Europa keine ſolche Waldebenen, ſo finden ſich doch in Ungarn, wo ſo häufig peſtartige Krankheiten Menſchen und Vieh dahinraffen, in den Ebenen Polens, Rußlands und mancher anderer Niederungen Beiſpiele genug, welche den verderblichen Einfluß der feuchten und ſumpfigen Waldungen beweiſen. Aber Überreſte von ſolchen alten Wäldern weiſet der Norden von Europa, beſonders Norddeutſchland auf, welche den Boden mit einer dichten Schicht von Stoffen bedecken, die nichts als einzelne Kräuter und nützliche Gewächſe hervorbringen, welche ein ſumpfiges und unfruchtbares und eben darum ungeſundes Torflager von ſehr großer Ausdehnung, z. B. in Schottland, Irland, Hanover, Weſtfalen, gebildet haben und ihre verderblichen Wirkungen gleichſam nach ihrem Untergange noch fortſetzen. In Baiern befinden ſich zwar viele Waldungen in den Ebenen, welche manche Gegenden feucht und ſumpfig erhalten und die Luft mit verderblichen Ausdünſtungen ſchwängern; allein die an und für ſich hohe Lage dieſes Landes befördert den Durchzug der oft rauhen Winde, welche die Luft theilweiſe reinigen, und die vielen Gebirgswaldungen zerſetzen die verderblichen Stoffe, welche nur in den verſchiedenen Mooſen bei Eveling, Moosburg, Dingolfing, zwiſchen der Donau und dem Mühlbach in der Gegend von Straubing und in andern Gegenden das Leben der Bewohner oft abkürzen. Sie würden noch bösartiger wirken, wenn nicht die Waldungen größtentheils von cultivirten Gründen durchſchnitten wären, wodurch der Abzug feuchter und giftartiger Ausdünſtungen mittels der Winde befördert, alſo das Klima und die Luft in geſunden Zuſtand verſetzt wird.

Aus dieſen und andern Thatſachen folgt, daß man den Wirkungen der ſtehenden Gewäſſer und dem verderblichen Einfluſſe der Sümpfe, die oft nur mit Mühe, oft gar nicht auszutrocknen ſind, nur dadurch entgehen kann, wenn man zwiſchen ihnen und den Wohnorten der Menſchen eine Schutzwand von geſchloſſenen Waldungen anlegt, welche den Zug der mit den gefährlichen Dünſten geſchwängerten Winde entweder aufhalten oder die Stoffe ſelbſt zerſetzen und vertheilen. Mangeln den Anhöhen von Gegenden, welche an feuchte und ſumpfige Stellen grenzen, die Waldungen oder auch nur gewöhnliche Ackerpflanzen, welche weder groß noch hoch emporſchießen, ſo dringt ein Theil der ſchädlichen Stoffe, welchen die Blätter und Wurzeln der Pflanzen verzehren, in die untern Regionen der atmoſphäriſchen Luft, macht dieſe ungeſund und verliert ſich erſt in einer gewiſſen Höhe, wo das zur Geſundheit unumgänglich nothwendige Gleichgewicht zwiſchen Sauerſtoff und Stickſtoff, als Hauptbeſtandtheilen, und kohlenſaurem Gas und Waſſergas als Nebenbeſtandtheilen der Luft, wiederhergeſtellt wird.

Eine ſolche peſtartige Luft, welche die Ärzte unter dem Namen Malaria in den Umgebungen von Rom als die Urſache der daſelbſt in jedem Jahre herrſchenden Wechſelfieber, eines gewiſſen Zuſtandes von Kraftloſigkeit, einer Schwächung der Glieder und Entfärbung des Zellgewebes anſehen, ſchreibt man den von den ſte-

*) Vergl. den erſten Artikel in Nr. 130 und 131 des Pf.-Mag.

Digitized by Google

henden Gewäſſern herrührenden Ausdünſtungen zu, welche fortgeführt von der Luft, in Folge ihrer natürlichen Schwere in den untern Regionen ſich erhalten und auf Diejenigen wirken, welche davon getroffen werden. In den früheſten Zeiten kannte Rom dieſen gefährlichen Geſundheitszuſtand und ſeine Folgen nicht, ſo lange es von ausgedehnten Hainen oder Wäldern, die keine Axt berühren durfte, umſchloſſen war. Von jener verderblichen Luft wußte man in der Stadt nichts, obgleich in den zwei Tagereiſen von ihr entfernten pontiniſchen Sümpfen die Wechſelfieber ſchon herrſchend waren. Nachdem aber dieſe Wälder vernichtet und die gebirgigen Umgebungen Roms ſehr öde, unfruchtbar gemacht und faſt aller Vegetation beraubt waren, ſodaß man weit und breit umherſtreifend weder einen Baum noch ein Geſträuch, im günſtigen Falle Getreidefelder erblickt, zeigten ſich die verderblichen Wirkungen der Malaria, welche ſeit mehren Jahrhunderten ſtufenweiſe verheerender wurde. Dieſe den Geſundheitszuſtand Roms vergiftende Luft ſchrieb man unmittelbar den pontiniſchen Sümpfen zu; allein zwiſchen ihnen und Rom liegen Städte, wo jene Luft nicht ſo verderblich wirkt, mithin mußte man ihr die tödtende Eigenſchaft auf mittelbarem Wege zuſchreiben. Da die Zwiſchengegenden mit Waldungen oder kleinerm Gehölze verſehen ſind und beſonders ihre Anhöhen ſich jener erfreuen, ſo mußte man auf den Gedanken kommen, daß dieſe Gewächſe jene vergiftenden Stoffe zerſetzen, vertheilen und für die Menſchen unwirkſam machen; daß aber der gänzliche Mangel alles Pflanzenwuchſes in den Umgebungen Roms dieſen gefährlichen Zuſtand der Luft herbeiführt, was um ſo weniger einem Zweifel unterliegt, als ſelbſt in den ungeſundeſten Gegenden die Luft rein und geſund iſt, ſo lange Gewächſe des Ackerbaues die Erde bedecken, aber ſchnell erfolgt, wenn die Ernten abgemäht ſind.

Ähnliche Belege findet man in München. Die der Iſar, den naheliegenden Mooſen und der Stadt ſelbſt entſteigenden Dünſte werden, nachdem während des Sommers die Gewächſe entfernt oder häufig verdorrt ſind, von den Bäumen nicht völlig aufgezehrt und es erfolgen meiſt verſchiedene Krankheiten, welche durch den oft ſehr ſchnellen Wechſel der Witterung verſtärkt werden. In Frankreich und Spanien und namentlich in England findet man ebenfalls Beiſpiele von dem nachtheiligen Einfluſſe, welche der Mangel an Waldungen auf Anhöhen nach ſich zieht. So herrſcht in Sicilien in der Gegend des Dorfes Fiorida, einem der am wenigſten feuchten Diſtricte und einer ziemlich großen Ebene, wegen Armuth der Vegetation jene verderbliche, aus entfernten Sümpfen ſich entwickelnde Luft. In einiger Entfernung von Syrakus bemerkt man keine Bäume mehr, ſondern in dem langen und engen Thale blos einiges Geſträuch; jenes Dorf ſieht man ſchon in der Entfernung von 17 Stunden. Nach erfolgter Ernte ziehen die wohlhabenden Einwohner nach andern geſündern Dörfern und kehren erſt im Herbſte wieder zurück. Ein Engländer, der Fiorida mehrmals beſuchte, fand daſelbſt viele 5—12jährige Kinder, welche gekrümmt, bleich und kleinen Greiſen oder herumwandelnden Leichen ähnlich waren. Nach einem Alter von 14 Jahren greift ſie die Krankheit weniger an, welche Fremde am heftigſten befällt.

Dieſer Mangel an Pflanzenwuchs auf den Anhöhen von Gegenden, in welchen ſich feuchte und ſumpfige Stellen finden, deren Dünſte die Luft verderben, gibt ſich beſonders in der Zahl der Sterblichkeitsfälle zu erkennen. So ſtirbt zu Rom in Folge der Wirkungen der Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe von 22—23 Menſchen ſtets einer und die Sterblichkeit iſt daſelbſt weit größer, als in dem ungeſunden Batavia. Montpellier und andere franzöſiſche Städte am mittelländiſchen Meere liegen mit Rom in ziemlich gleicher Breite, erhalten durch die Meeresdünſte viel Feuchtigkeit und haben beſonders im Frühlinge und Herbſte eine ungeſunde Luft; allein die Sterblichkeit iſt daſelbſt um $^{1}/_{4}$ bis $^{1}/_{3}$ von der in Rom herrſchenden verſchieden.

Die von Sümpfen oder über ungeſunde und feuchte Gegenden wehenden Winde ſchwängern ſich mit den ihnen entſteigenden ſchädlichen Ausdünſtungen, tragen ſie auf benachbarte, oft weit entlegene Gegenden über und bringen deren Bewohnern Krankheiten und Tod, wenn die Anhöhen leer von Bäumen und Pflanzen ſind. Auf der Verbreitung des Krankheitsſtoffes beruht die Ungeſundheit der Luft vieler nordeuropäiſcher Gegenden, welche früher bewaldet waren und jetzt einen torfartigen, von Sümpfen durchſchnittenen Boden haben, wie dies z. B. in den Gegenden von Lincoln, wo im Durchſchnitte von 51, oder von Norfolk, wo von 50, oder von Cambridge, wo von 44 Menſchen einer ſtirbt, der Fall iſt. In dieſen und andern noch mit Wäldern bedeckten Ebenen verändert die ungeſunde Sumpfluft das Geſetz der Sterblichkeit, dem die benachbarten Landſchaften unter denſelben phyſiſchen Einflüſſen, mit Ausnahme der Ausdünſtung der Sümpfe, unterworfen ſind. Denn in den von Winden durchwehten, auf den Anhöhen mit Baumpflanzungen verſehenen Gegenden Englands iſt das Sterblichkeitsverhältniß weit geringer, obgleich dieſe Gegenden wol auch mehr oder weniger feucht, allein meiſt cultivirt ſind.

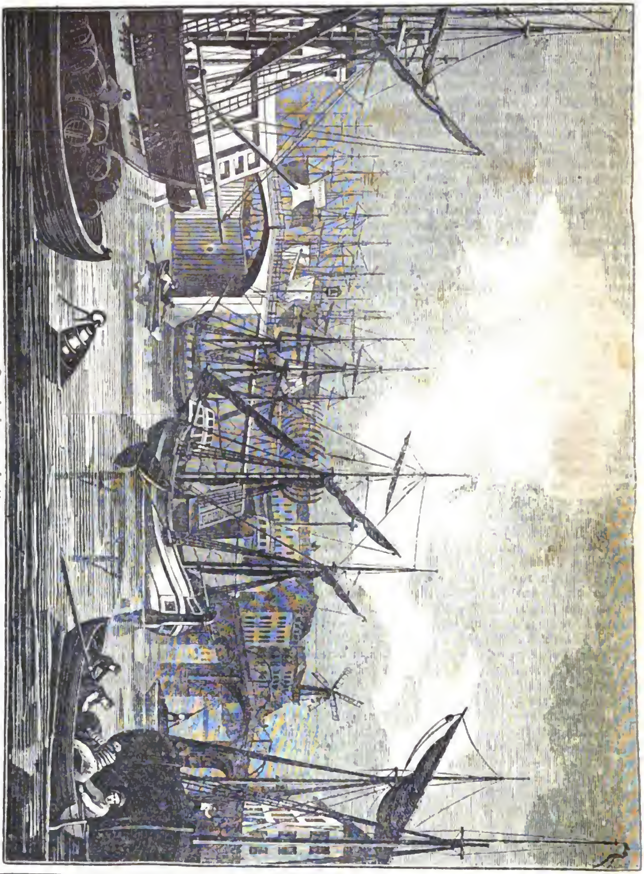
(Beſchluß in Nr. 138.)

Die Bärin und ihre Jungen.

Jedes Thier liebt bekanntlich mehr oder weniger ſeine Jungen, und je mehr das Thier im Zuſtande der Freiheit iſt, deſto höher ſcheint der Grad dieſer Anhänglichkeit zu ſteigen. Eines der merkwürdigſten Beiſpiele der Art iſt das, was M'Keevor in ſeinen Reiſen nach der Hudſonsbai als Augenzeuge beſchreibt. Als ſein Schiff durch die Eisberge hinſegelte, erblickte man vom Verdeck aus eine Bärin mit zwei Jungen. Der Capitain ließ ſogleich die Schaluppe ausſetzen und befehligte einige Matroſen, mit Säbeln, Flinten, Piſtolen und Lanzen bewaffnet, auf das Thier Jagd zu machen. Die ganze übrige Mannſchaft begab ſich auf das Verdeck, um Zeuge des Angriffs zu ſein. Kaum aber hatte die Schaluppe ſich in Bewegung geſetzt, als die Bärin ſogleich ahnete, was gegen ſie beabſichtigt ward, und ein klägliches Geſchrei hören ließ, indem ſie ihre Jungen mit der Vordertatze umfaßte und bald das eine, bald das andere anblickte. Als die Schaluppe ſich ihr näherte, nahm ſie die Jungen auf den Rücken und ſtürzte ſich mit ihnen ins Meer, bis ſie ganz erſchöpft, erſt in ziemlicher Entfernung wieder auf einer Eisſcholle erſchien. Hier holte die Schaluppe ſie faſt wieder ein; daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich, bis endlich die Mannſchaft aus Mitleid mit dem armen Thiere die Verfolgung aufgab. Doch das Schiffsvolk eines andern Walfiſchfahrers hatte die Bärin auch bemerkt und kam eben herbei, als die erſten Verfolger zurückruderten. Sie hatten leichteres Spiel und weniger Mitleid. Als die Bärin wieder auf einem Eisfelde Athem ſchöpfen wollte, ſchoſſen ſie ihre Flinten auf ſie ab. Nur die Bärin ward

Digitized by Google

getroffen, ſo feſt und gut hatte ſie ihre wehrloſen Jungen umſchloſſen. Weder der Schmerz noch der Blutverluſt konnte ſie bewegen, dieſelben loszulaſſen und ihr Angſtgeſchrei währte ſo lange, bis ſie auf der Eisſcholle verſchieden war. Die Jungen ſollten nun nebſt der Bärin mitgenommen werden; allein es koſtete unendliche Mühe, ſie aus den Tatzen der Alten loszumachen, die krampfhaft um ſie geſchlungen waren. Der Bärin zog man das Fell ab und that die Jungen in einen Käfig, wo ſie aber ſo jämmerlich nach der Mutter winſelten, daß man nicht wußte, wie man ſie beſänftigen ſollte, bis man auf den Einfall kam, das Fell in den Kaſten zu ſtecken. Dies half. Sie legten ſich mit dem Kopfe darauf und wurden ruhig.



Der Hafen von Hull.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

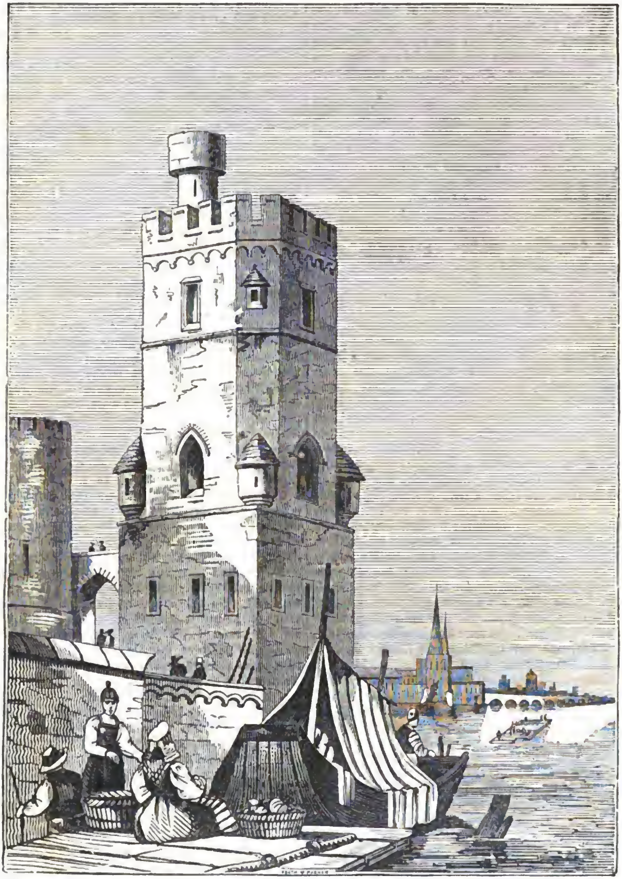
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

138.] Erſcheint jeden Sonnabend. [November 21, 1835.

Köln.



Digitized by Google

Köln. *)

Der auf vorſtehender Abbildung dargeſtellte Thurm heißt der Beyenthurm, liegt hart am Rheine und bildet die ſüdlichſte Grenze der Stadt Köln. An dieſer Stelle, die bereits im 13. Jahrhundert den Namen Beyen oder Beyne geführt hat (man findet auch in der Nähe einen Beyengraben und ein Dorf Beyen), erbaute der Erzbiſchof Engelbert II. im Jahre 1261 eine Burg, um die Bürger Kölns, durch deren Uneinigkeit die Stadt in ſeine Gewalt gekommen war, von hier aus zu beherrſchen, ſowie am nördlichen Ende der Stadt durch die Burg zu Ryle. Die Burg wurde aber 1267 von den Bürgern unter Anführung des Geſchlechts der Overſtolzen erobert, zerſtört und nur der eine Hauptthurm, der noch ſtehende Beyenthurm, übrig gelaſſen. Der Thurm iſt ein feſtes, anſehnliches Bauwerk, das jedoch ſeit längerer Zeit nicht mehr zu öffentlichen Zwecken benutzt worden iſt. Die unmittelbare Umgebung iſt jetzt nicht mehr ganz ſo wie ſie auf der Abbildung dargeſtellt iſt. Jetzt ſind um den Thurm Feſtungswerke angebracht worden, die Ausſicht von ihm iſt ſehr ſchön und er ſelbſt auch in ſeiner jetzigen Geſtalt eine Zierde der Stadt.

*) Vergl. Pfennig-Magazin Nr. 11 und 95

Über den Einfluß der Waldungen auf den Zuſtand der Menſchen.

II.

(Beſchluß aus Nr. 137.)

Sowie die in der Nähe von feuchten und ſumpfigen Stellen liegenden, aber unfruchtbaren und jedes Pflanzenwuchſes oft beraubten Gegenden wegen dieſes Mangels an Bäumen oder Ackerpflanzen eine ungeſunde Luft haben, ebenſo ſättigen ſich die Winde, welche über ſtehende Gewäſſer und Waldungen von tiefliegenden Gegenden hinſtreichen, mit einem feinen, ſich an Blätter von Bäumen anhängenden, aber auch leicht verbreitenden gefährlichen Stoffe der Wechſelfieber, welcher von den erſten weſtindiſchen Coloniſten wegen ſeiner tödtenden Eigenſchaft das Leichentuch der Savannen genannt wurde, und ebenſo leicht aus einer Vermiſchung der Ausdünſtungen von Fluß- und Seegewäſſern an Küſten entſteht, als er mit peſtartigen Wirkungen in den Wäldern des Innern von Ceylon, der indiſchen Halbinſel und Guyana herrſcht. Die über die feuchten Wälder von Guyana und die Sümpfe der Mündungen des Orinoco hinziehenden Südwinde ſind für die Bewohner der Antillen ungeſund und nachtheilig, begünſtigen das gelbe Fieber ſehr und werden höchſt wahrſcheinlich durch ihre feuchte Hitze den Menſchen verderblich.

Jener aus den Sümpfen und feuchten Wäldern der Ebenen entſtehende Stoff iſt überall derſelbe und die Bedingungen ſeines Daſeins an allen Orten ſucht man vorzugsweiſe in der Anhäufung vegetabiliſcher, verweſender Subſtanzen, welche von Wärme und Feuchtigkeit durchdrungen ſind und jene giftigen Dünſte erzeugen, die ſich in der Luft nach und nach zertheilen, in einer gewiſſen Höhe unwirkſam ſind und auch dadurch unſchädlich werden, daß häufige Regen die Flächen, denen ſie entſteigen, mit Waſſer bedecken, oder heftige Winde durchziehen, die ihn noch feiner zertheilen, in weite Gegenden verjagen und an die Blätter der Pflanzen anlegen, welche ihn gänzlich zerſetzen oder verzehren. Wäſſerige Dünſte ſchließen ihn völlig ein und halten ihn innerhalb beſtimmter Grenzen zurück. Man ſieht ihn aus den Gründen der Thäler nebelartig aufſteigen und hat ihn, wenn man auf Anhöhen ſich befindet, nicht zu fürchten, wo er an die Baumblätter derſelben ſich anlegen kann. Eben darum iſt er in Ebenen nicht zu fürchten, zu welchen er aus Gebirgswaldungen gelangt.

Beobachtungen in Gegenden der alten und neuen Welt, vergleichende Beiſpiele und genau geprüfte Sterblichkeitsverhältniſſe beweiſen, daß die niedrigliegenden Waldungen das Stillſtehen der ſumpfigen Gewäſſer befördern und in der Nähe der Wohnungen einen Herd von anſteckenden Krankheiten bilden. In allen Ländern, welche der Menſch noch nicht hinreichend angebaut hat und welche erſt ſpäter gleichſam aus den Händen der Natur hervorgegangen ſind, bedecken die Wälder die Ebenen und ſind von Waſſerpfützen, Seen und moorigen Sümpfen *) durchſchnitten. Dies zeigt ſich in verkleinertem Maßſtabe in Baiern, in vergrößertem in Polen, Ungarn und Rußland, in vollem Maße in Auſtralien und in den neuen Staaten der amerikaniſchen Union gegen die Quellen des Miſſiſippi und Miſſouri. Überall iſt die Bevölkerung verhältnißmäßig gering, das Verhältniß der Sterblichkeit nur wenig geringer als das der Geburten und die zur Ernährung dienenden Gewächſe kommen in geringer Menge und Mannichfaltigkeit vor.

Mit der häufigen Durchforſtung ſolcher Wälder, mit der Entfernung des Unterholzes und mit einer theilweiſen Ausrottung derſelben wird den herrſchenden Winden ein freier Durchzug geſtattet und die Luft von jenem giftartigen Stoffe zum Theil gereinigt; die Austrocknung der Teiche und Sümpfe wird erleichtert und der periodiſchen Wiederkehr der Fieber vorgebeugt. Einen Beleg hierzu liefern die verſchiedenen Küſten der Inſel Martinique, die nördliche Küſte iſt ſehr fruchtbar, hat wegen der vulkaniſchen Gebirge einen bimſteinartigen und lockern Boden, welcher die Pflanzen ſchnell in die Höhe ſchießen läßt, daher vorzüglichen Anbau zuläßt und iſt daſelbſt von allen Waldungen entblößt, daher auch ohne alle Sümpfe; hier iſt das Sterblichkeitsverhältniß 1 : 37—38. An der ſüdlichen Küſte aber ſind die Ufer meiſt mit jenen Wäldern bedeckt, deren Wurzeln im Waſſer ſtehen; der Boden iſt thonig und die Anſammlung des Waſſers auf der Oberfläche wird ſehr begünſtigt. Die Luft iſt daher viel ungeſunder und die Sterblichkeit beträgt von 31 Individuen eins. Es vermindert alſo der Einfluß dieſer Örtlichkeiten die Lebensdauer der Einwohner faſt um den ſechsten Theil. An beiden Küſtengegenden wird wegen der großen Fruchtbarkeit der Boden vorzüglich angebaut; auf ſie beziehen ſich beide Sterblichkeitsverhältniſſe, welche ein mittleres Verhältniß von 1—35 Individuen geben. Ebenſo verhält es ſich mit der Inſel Trinidad, in den Gegenden, namentlich an den Küſten, wo Ackerbau getrieben wird, z. B. Taback, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Zimmt, Muskatnüſſe, Zucker als Hauptproduct u. ſ. w. gewonnen werden, hält ſich die Sterblichkeit zwiſchen 1 von 35 bis 37 Individuen; aber in den gegen das Innere liegenden Gegenden, wo dichte Waldungen und große Sümpfe ſich finden und zuerſt urbar gemacht werden, reiben die Wechſelfieber die Bevölkerung ſo ſehr auf, daß 1 von 28 bis 29 Individuen ſtirbt, was ſich beſonders auf die 24—25,000 Sklaven daſelbſt bezieht. Die Bodenart wirkt unfehlbar

*) Die Torfmoore des nördlichen Europas, beſonders Norddeutſchlands, muß man hiervon ausnehmen.

Digitized by Google

entſchieden ein; ſo hat man in den Gegenden von Gröningen, wo ſich die fruchtbarſte Marſch, aber auch undurchdringliche Moore finden, in Friesland, Overyſſel und Oſtfriesland bemerkt, daß die Herbſt-Gallenfieber ſich immer auf Klei- und niemals auf Sandboden zeigen, und ſich dieſelben ſogar abſcheiden, wo der Klei zu Sandboden übergeht; alle oſtfrieſiſchen Inſeln wiſſen von der Krankheit nichts; nur ein Theil der Inſel Borkum, welcher Kleiboden hat, zählt im Herbſte viele Kranke. Greift die Krankheit ſehr ſtark um ſich, ſo werden auch Bewohner des Sandbodens befallen. Ähnlich verhält es ſich mit der großen Ebene von Grandola in Portugal von Setuval bis Villa nova, welche ſowol der Sümpfe als auch des Sandbodens wegen wenig bebaut iſt, ein großes Torfmoor beſitzt und doch eine durchaus geſunde Luft hat. Zwar hat Italien keine Sandgegenden wie Norddeutſchland und Holland; die Ebenen am Po, wo der Reisbau die Ungeſundheit der Luft vermehrt, haben fruchtbaren Boden; in den pontiniſchen Sümpfen iſt der ausgetrocknete Boden feſt wie in einem Zimmer, auch hat Griechenland keinen Sandboden und die Sümpfe auf der Ebene zwiſchen Nauplia und Argos, welche auf die Luft Nauplias nachtheilig wirken, liegen auf feſtem Boden. Allein hier erzeugen andere Urſachen die verderbliche Luft. Beim Austrocknen von Gräben ſumpfiger Gegenden bis auf einen gewiſſen Grad, wo der Boden entblößt wird und Riſſe erhält, ſtellen ſich bekanntlich die Fieber bald ein und man bemerkte, daß ſelbſt nach Errichtung von Waſſermühlen, wobei Land und Gräben trocken werden, jene Fieber eintraten. Eben ſo verhält es ſich mit dem Austrocknen der pontiniſchen Sümpfe; ihre theilweiſe Trockenlegung ſeit 1775 vermehrte die böſe Luft.

Die angeführten Beiſpiele, welche leicht zu vermehren wären, reichen hin, zu beweiſen, daß die Dauer des menſchlichen Lebens in den verſchiedenen Theilen der Erdoberfläche durch die Ausdünſtungen ſumpfiger Wälder ebenſo ſehr als durch ſtagnirende Gewäſſer, torfartige Moräſte, Marſchboden u. dgl., welche entweder aus längſt untergegangenen Wäldern oder durch Überſchwemmungen entſtanden ſind, abgekürzt wird, und daß noch ſehr viel geſchehen muß, um die vielen örtlichen Urſachen der ungeſunden Luft und der daraus erfolgenden Entvölkerung zu beſeitigen. Allein es iſt die Ausrottung der Waldungen nicht zu übertreiben, weil dadurch leicht eine Trockenheit des Bodens entſteht, welche, wie in Italien, theilweiſe in den Niederlanden, und in andern Gegenden, mehrfach nachtheilig wirkt, ſobald örtliche Urſachen zu Ausdünſtungen, welche ſich mit den unmerklichen Luftzügen weit verbreiten, vorhanden ſind.

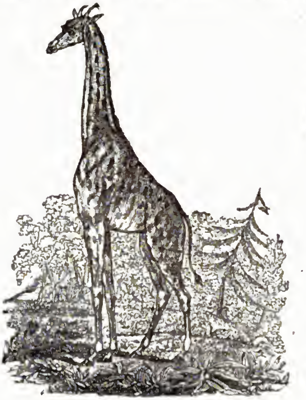
Auf dem aufgeſchwemmten Lande wirken die Waldungen auf den Geſundheitszuſtand ebenſo nachtheilig als die Sümpfe, Torfmoore u. dgl.; auf den Anhöhen aber zehren ſie die verderblichen Dünſte auf, ziehen den befruchtenden Regen an, und führen alle Segnungen der Fruchtbarkeit herbei, ohne der Reinheit der Luft und dem allgemeinen Geſundheitszuſtande zu ſchaden oder die Dauer des menſchlichen Lebens zu verkürzen. Sie ſind den Windzügen ausgeſetzt, von den Wohnungen der Menſchen entfernt und wirken ſelbſt wieder auf eine mechaniſche Weiſe, indem ſie den Windrichtungen Hinderniſſe entgegenſtellen, auf eine phyſiſche, indem ſie den Zuſtand der Wärme und Feuchtigkeit der Luft verändern, und auf eine chemiſche, indem ſie die Eigenſchaften der Luft verändern und von den peſtartigen Ausdünſtungen jeder Art reinigen. Dieſe drei Wirkungsarten erzeugen eine ſtets reine und geſunde Luft und helfen die äußere und innere Kraft der Bewohner von ſolchen Ländern, in welchen ſie ſich vereinigt finden, mit jedem Jahre vermehren. Sie beſtimmen die Menſchen, die Wälder auf dem aufgeſchwemmten Lande zu entfernen, die an Gebirgen aber und ſolchen Höhen, welche für den Ackerbau wenig oder gar nicht ergiebig ſind, ſorgfältig zu erhalten, oder wenn ſie an ihnen verſchwunden ſein ſollten, wiederherzuſtellen, weil ſie ein unerlaßliches Erfoderniß ſind, die Luft geſund zu erhalten, die Ungleichheiten der klimatiſchen Einflüſſe zu vermindern oder ganz zu verhüten und überhaupt das phyſiſche und moraliſche Wohlſein der Menſchen zu begründen.

Die Giraffe (Giraffa camelopardalis).

Die Giraffe, ein höchſt merkwürdiges Thier, wurde von den ältern Naturforſchern wegen ſeines langen Halſes für einen Verwandten des Kameels gehalten und erhielt deshalb und wegen ſeiner gefleckten Haut den Namen Kameelparder; doch hat es ſonſt keine Ähnlichkeit mit dem Kameele und wird von den Neuern richtiger zu dem Hirſchgeſchlechte gerechnet. Es gibt wahrſcheinlich zwei Gattungen, die beide nur in Afrika ihre Heimat haben, die eine jenſeit der Linie, die andere auf der Südſpitze. Die Giraffe wurde von den Römern bei ihren Thierkämpfen gebraucht; auch im Mittelalter kamen einige nach Italien, in neuern Zeiten aber ſind ſie theils durch Reiſende, theils durch lebendige Exemplare, die nach Europa gebracht wurden, bekannter geworden. Ihr eigenthümlicher, durch ihre Lebensweiſe bedingter Bau zeichnet ſie unter allen Wiederkäuern aus, und ſie iſt das höchſte unter allen Thieren, da ſie, völlig ausgewachſen, vom Kopfe bis zu den Vorderfüßen gegen 18 Fuß hoch iſt. Vom Schwanze bis zur Bruſt iſt ſie ungefähr 7 Fuß lang. Das weibliche Thier iſt etwas niedriger. Der Vordertheil des Leibes iſt bei beiden Geſchlechtern höher als der hintere und weit dicker und muskelkräftiger als dieſer, der dünn und mager erſcheint. Die Vorderfüße zeigen ſich auf den erſten Blick faſt zweimal ſo lang als die Hinterfüße. Dieſe Eigenthümlichkeit hat aber in der unverhältnißmäßigen Höhe der Schultern ihren Grund und die Vorderfüße erſcheinen nur darum ſo hoch, weil ſich der Rücken von den Schultern wie ein Dach neigt. Beide Geſchlechter haben kurze kegelförmige, nie abfallende Hörner, welche, von den Hörnern aller gehörnten vierfüßigen Thiere abweichend, gleichſam einen Theil des Schädels bilden, aus einer poröſen knöchernen Subſtanz beſtehen, eine mit kurzen borſtigen Haaren bedeckte Haut haben und in eine flache, leicht gebogene Spitze auslaufen, die etwas breiter als das übrige Horn iſt. Auf der Mitte der Stirne bildet der ſich erhebende Schädelknochen einen großen Höcker. Ungeachtet ihrer unverhältnißmäßigen Geſtalt iſt die Giraffe zierlich gebaut. Der Kopf iſt klein und die Oberlippe hängt weit über den Unterkiefer herab. Die Zunge iſt ungewöhnlich lang und von ſchwarzer Farbe. Die Ohren ſind groß und weiß. Die großen ſchwarzen Augen haben einen ſanften Ausdruck, wie denn überhaupt das Thier freundlich und zutraulich iſt. Vom Kopf bis zum Rücken läuft eine kurze ſchwarze Mähne. Der Schwanz iſt nicht ſehr lang und endigt in einem Büſchel ſchwarzer Haare. Die Grundfarbe der Haut iſt weißlich, überall mit ziemlich großen beinahe viereckigen Flecken beſäet, die bei dem männlichen Thiere dunkler als bei dem weiblichen, bei jüngern zuweilen röthlich-

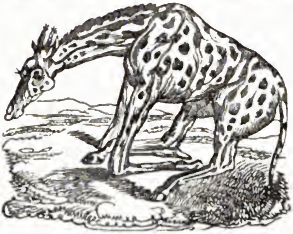
Digitized by Google

gelb und auf den Seiten weniger regelmäßig geſtaltet ſind als auf dem Halſe und den Schultern. Der Bau



Eine aufrechtſtehende Giraffe.

der Giraffe hat auf ihre Haltung und ihre Bewegungen Einfluß. Wenn ſie geht, hebt ſie beide Beine auf



Eine knieende Giraffe.

derſelben Seite zugleich. Will ſie den Kopf zur Erde beugen, ſo ſpreizt ſie die Vorderbeine weit auseinander, und wenn ſie ſich niederlegen will, knieet ſie wie das Kameel, in welcher Stellung wir ſie oben abgebildet ſehen. Wenn ſie Kopf und Hals erhebt, wie gewöhnlich bei ihrem langſamen Gange, hat ſie ein ſtattliches Anſehen. Von einem Feinde verfolgt, trabt ſie ſo ſchnell, daß ſelbſt ein Pferd ſie nicht einholen kann, und ſie läuft lange, ohne auszuruhen. Die Giraffen leben in kleinen Rudeln. Ihr Bau paßt ganz für die Lebensweiſe und die Nahrung, auf welche die Natur ſie angewieſen hat, die Zweige und Blätter der Bäume. Auf nachſtehender Abbildung ſehen wir ihren Kopf, wie ſie die lange Zunge um einen Baumzweig ſchlägt. Sie graſet nur ſelten.

Kopf und Zunge einer Giraffe.

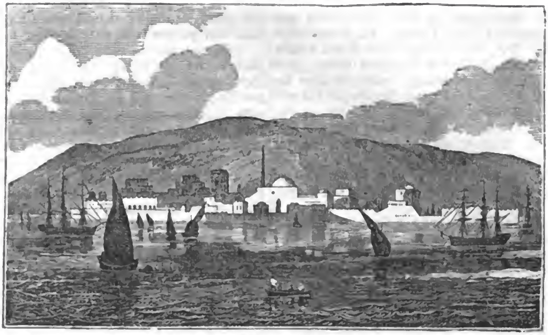
Man hat früher geglaubt, daß die Giraffe nicht ſtark genug ſei, ſich gegen einen Feind zu vertheidigen, aber nach dem Zeugniſſe des franzöſiſchen Reiſenden Levaillant wehrt ſie ſich, ſo furchtſam ſie ſonſt iſt, ſelbſt gegen den Löwen, indem ſie hinten ausſchlägt. Die Hottentotten jagen ſie und eſſen das Fleiſch des Thieres, deſſen Mark für ſie ein beſonderer Leckerbiſſen iſt. Vor einigen Jahren ward eine weibliche Giraffe aus Ägypten, in Begleitung eines Negers und eines Arabers, nach Frankreich gebracht, und nachdem man ſie in Marſeille hatte überwintern laſſen, um ſie allmälig an das Klima zu gewöhnen, nach Paris geführt, wo ſie in dem botaniſchen Garten ein eignes Gebäude erhielt, das mit einer Baumpflanzung umgeben war, in welcher ſie an warmen Tagen frei umherging. Bei kaltem Wetter wurde ſie durch eine dicke wollene Decke geſchützt. Man fütterte ſie mit Mais, Bohnen und Gerſte, ſie aß auch gern Möhren, mit großer Begierde aber Roſen und leckte freundlich die Hände, welche ſie ihr darreichten. Der Neger, der als Wärter bei ihr blieb, ſchlief in einer Galerie über ihrem Behältniſſe, und oft weckte ſie ihn gleich nach Sonnenaufgange, indem ſie den Kopf über das Geländer ſtreckte und ihn mit der Naſe anſtieß. Es war intereſſant, zu bemerken, wie ſie ſich an ihre Heimat erinnerte, als einſt einige Ägypter ſie beſuchten. Sie leckte ihnen den Turban und die Stirne und zeigte eine Zutraulichkeit, die ſie nie gegen andere Beſucher bewieſen hatte.

Reiſe nach Paläſtina.

(Fortſetzung aus Nr. 137.)

Wir verließen Nazareth mit grauendem Morgen, und zogen über einen Felſenweg, der uns zu der fruchtbaren Ebene Zabulon führte, welche im Lichte der Morgenſonne weithin ſich ausdehnte. Der Himmel war hell und warm; wir verweilten eine Stunde vor einem in Trümmern liegenden Khan, um das Landſchaftsbild zu überſchauen. Lange Reihen rothbrauner Kühe, weiße Kameele, ſchwarze Ziegen zogen mit langſamen Schritten zu einer klaren aber lieblichen Quelle. Auf leichten Pferden flogen Araber in rothen Gewändern, mit ſilberglänzenden Waffen durch die Ebene. Arabiſche Weiber aus benachbarten Dörfern erſchienen in einzelnen Gruppen, und ihre langen himmelblauen Gewänder mit einem breiten weißen Gürtel, deſſen Enden auf der Erde nachſchleppten, ihre blauen Turbane mit Schnüren von aufgereihten Zechinen geziert, machten eine maleriſche Wirkung. Dicht vor uns waren mehre Beduinen gelagert. Die Männer trugen Kleider von einem ſchwarz und weiß geſtreiften Stoffe von Ziegenhaaren, die Weiber das gewöhnliche blaue Gewand.

Digitized by Google



Akka. *)

Einige brachten Waſſer in Gefäßen, die ſie auf dem blauen Turbane trugen, andere wuſchen, fröhlich lachend, an der Quelle, andere aber, reicher gekleidet, tanzten unter einem großen Granatbaume einen einförmigen Rundtanz ohne Kunſt, doch nicht ohne Anmuth.

Nach einigen Stunden begann eine Reihe grüner Thäler zwiſchen Hügeln, die mit Immergrün und Eichen bedeckt waren. Dieſe Wälder trennen die Ebene von dem Meerbuſen von Akka. Der Berg Karmel, eine hohe Kette, die vom Jordan ausgeht und bis ans Meer läuft, erhob ſich zu unſerer Linken, eine dunkelgrüne Wand, auf dem tiefblauen Himmel ſich abzeichnend. Die Seiten des Berges ſind überall mit kräftigem Pflanzenwuchſe und dichtem Geſträuche bedeckt, das hier und da von hohen Eichen überragt wird. Graue Felſen von ſeltſamer ungeheurer Form blickten nur zuweilen aus der Bergwand hervor, und wurden von der Sonne hell beleuchtet. Wir folgten dem Berge beinahe vier Stunden und überall hatte er ein ernſtes und feierliches Anſehen, eine faſt ſteil abfallende Rieſenmauer. Hier und da ſahen wir Dörfer ackerbautreibender Araber. Sie beſtanden aus niedrigen Häuſern ohne Fenſter, mit Terraſſen bedeckt, welche die Wohnungen gegen den Regen ſchützten. Über dieſen Terraſſen ſind grüne Lauben, auf Baumſtämme geſtützt, angelegt, gleichſam ein zweites Stockwerk, das die Araber während des Sommers bewohnen. Längs blühenden Gärten führte der Weg uns nach Kaifa oder Hepha. Die Kuppeln, die Minarets und die weißen Mauern geben dem Orte, wie allen Städten des Morgenlandes, in der Ferne ein glänzendes Anſehen; aber als wir uns näherten, ſahen wir dieſe Erwartung getäuſcht und fanden einen ärmlichen Flecken, der aus einer einzigen Straße beſteht. Er liegt am Fuße des Karmels auf einer Sandebene, welche den Endpunkt eines Bogens bildet, deſſen anderes Ende Akka iſt. Beide Städte trennt ein zwei Stunden langer Meerbuſen, deſſen Geſtade zu den reizendſten Seelandſchaften gehört. Am Ende der Bai, wo Kaifa liegt, läuft ins Meer ein Hafendamm aus, vor welchem häufig Schiffe anlegen, die nach Akka beſtimmt ſind. Oberhalb des Fleckens erhebt ſich ein Wald von Oelbäumen; höher hinauf führt ein in den Felſen gehauener Weg zum Berge Karmel.

Am folgenden Morgen beſtiegen wir den Berg auf der nach dem Meere gekehrten Seite, wo die Wogen ſeinen Fuß beſpülen, hier ſtand nach der Überlieferung Elias, als er um Regen betete, und die Wolken aus dem Meere ſteigen ſah. Der Karmel iſt etwa 1500 Fuß hoch. Der Gipfel, der mehre Stunden im Umfange hat, iſt mit Fichten und Eichen bewachſen und mit den ſchönſten Blumen bedeckt, Hyazinthen, Narciſſen, Jonquillen und Anemonen. Darum ſagt der Prophet Jeſaias: „Die Wüſte wird blühen, denn die Herrlichkeit des Libanons iſt ihr gegeben, der Schmuck Karmels und Sarons." Eine Menge kryſtallheller Bäche entſpringt auf dem Berge, deren größter aus dem Eliasbrunnen ſtrömt, und von Felſen zu Felſen fallend, in dicht bebuſchten Ufern dem Kiſchon zueilt, der am Fuße des Berges ins Meer fällt. Als wir am Rande des Gipfels aus dem Walde traten, lag die Ebene Esdraelon unter uns, die Berge Thabor und Hermon erhoben ſich und die Berge Samarias ſchloſſen die reiche Ausſicht. Die Kaiſerin Helena baute auf dem Karmel eine Kirche, und im 12. Jahrhundert gründeten Barfüßermönche, die von dem Berge Karmeliter heißen, hier das Eliaskloſter. Dieſes Kloſter, das zu Anfange des 18. Jahrhunderts neu erbaut wurde, ließ Napoleon in ein Peſtſpital verwandeln, weshalb es ſpäter von den Türken zerſtört wurde. Erſt in neuerer Zeit ward es wieder aufgerichtet, wozu in der chriſtlichen Welt milde Gaben geſammelt wurden. Es iſt ein großes prächtiges Gebäude, worin wir aber nur noch wenige Mönche fanden, die uns freundlich aufnahmen und uns mit Früchten bewirtheten, die ſie auf dem Berge erbaut hatten. Als wir einige Stunden auf dem großen Balcon des Kloſters die prächtige Ausſicht über den Meerbuſen von Akka, ſeine fruchtbaren Ufer und die blauen Höhen des Libanons genoſſen hatten, gingen wir hinab, die Höhlen zu beſuchen, deren es beſonders an der Weſtſeite des Karmels eine große Anzahl gibt. Vor Zeiten ſollen ſie von Mönchen bewohnt geweſen ſein, welchen man jedoch die Anlegung derſelben nicht zuſchreiben darf. In einer Gegend, die Höhle der Ordensleute genannt, findet man gegen 400 nebeneinander; Fenſter und Schlafſtellen ſind in dem Felſen ausgehauen. Weiter unten in feſtem Kalkſtein, findet man eine ungemein hohe Höhle, die gegen 20 Schritte lang und über 15 Schritte breit iſt. Ringsum iſt ein Abſatz für den Divan, mit Ausnahme der linken Seite, in deren Mitte ſich eine andere große Felſengrotte be-

*) Vor der Belagerung von 1832.

Digitized by Google

findet. Im Hintergrunde der größern Grotte ſieht man mehre Lampen und einige Lumpen, die Siegesfahnen ſein ſollen. Die Mohammedaner und Juden nennen dieſe Grotte die Schule des Propheten Elias. Ihre Lage paßt für die Beſtimmung, welche die Sage ihr gibt. Man hat hier keine andere Ausſicht als das endloſe Meer, man hört kein anderes Geräuſch als das Brauſen der Wogen, die ſich ſtets am Fuße des Felſens brechen. Während wir vor der Grotte ſaßen, kamen mehre wallfahrende Mohammedaner, die zuerſt an der Thüre, dann in der Mitte, dann an den Lampen beteten und ihre Andacht mit dem Küſſen der Fahnen beſchloſſen.

Wir hatten ſo lange auf dem Berge verweilt, daß wir erſt in den Abendſtunden nach Kaifa zurückkehrten. Am folgenden Morgen ſetzten wir unſere Reiſe fort. Wir zogen immer längs dem Meere, kamen über den durch die Glaserfindung berühmten Fluß Belus und erreichten bald Akka. Früher hieß dieſe in der ältern und neuern Geſchichte berühmte Stadt Ako. Unter den Ptolemäern vergrößert, erhielt ſie den Namen Ptolemais, unter welchem ſie auch in der Apoſtelgeſchichte vorkommt; die Türken gaben ihr den urſprünglichen Namen wieder. Als ſie während der Kreuzzüge unter chriſtlicher Herrſchaft ſtand, war ſie dem heiligen Johannes geweiht und wurde St.-Johann von Akra (St.-Jean d'Acre) genannt. Als wir uns der Stadt näherten, ſahen wir überall noch die Spuren der großen Verheerung, welche die Erſtürmung derſelben durch Ibrahim Paſcha im Jahre 1832 zurückgelaſſen hatte, aber wie man uns erzählte, waren ſchon vor jenen Ereigniſſen innerhalb und außerhalb der Stadt viele Zeichen früherer Verwüſtung ſichtbar geweſen. Ibrahim hatte zwar bald nach der Eroberung die Schutthaufen aufräumen laſſen, unter welchen über 10,000 Menſchen begraben lagen, und die Wiederaufbauung der Häuſer befohlen, aber noch waren die Mauern größtentheils zertrümmert, die Dome der Moſcheen zerſchoſſen; die anſehnlichen Gebäude, die der furchtbare Dſcheſar Paſcha hatte errichten laſſen, lagen in Ruinen, und noch ſahen wir in der Umgegend ſelbſt die Gebeine von Menſchen und Kameelen, die im Sande gebleicht waren. Der junge Paſcha von Akka, Abdallah, der den Zorn ſeines Beſchützers, des Paſchas von Ägypten, durch die Nichterfüllung gewiſſer Zuſagen gereizt hatte, vertheidigte ſich mit ſeiner ſchwachen Beſatzung ein ganzes Jahr lang ſehr tapfer gegen die geſammten Streitkräfte Ägyptens, und wenn er den vergebens gefoderten Beiſtand erhalten hätte, würde Ibrahim, wie 1799 Napoleon, ſein Kriegsglück an dieſer Veſte haben ſcheitern ſehen. Ibrahim's Beharrlichkeit ſiegte, und die mit großen Opfern erkaufte Einnahme der Stadt eröffnete ihm den Weg zur Eroberung Syriens.

Während wir durch die engen und ſchmuzigen Gaſſen der Stadt, zwiſchen niedrigen Häuſern mit platten Dächern und kleinen Thürmen, überall von Trümmerhaufen gehemmt, umhergingen, ſahen wir mehre verſtümmelte alte Männer. Unſer Wirth, ein gefälliger Grieche, bezeichnete ſie uns als Opfer der Grauſamkeit Dſcheſar's, und verſicherte uns, man habe noch vor zehn Jahren ſehr viele Unglückliche ohne Naſen und Ohren in den Straßen der Stadt geſehen. Er erzählte uns mehre Züge von dem Günſtlinge des Paſchas, dem Juden Haim Farhi, dem blind ergebenen Diener, dem ſein Gebieter die Naſe abſchneiden ließ. Dſcheſar's Nachfolger, Soliman, machte den Juden zu ſeinem Miniſter, und gebrauchte ihn als Werkzeug ſcheußlicher Erpreſſungen. Beide trieben ausſchließend den Handel und waren die einzigen Eigenthümer der unermeßlichen Ländereien zwiſchen Akka und Nazareth.

Es war ſchwer, unter den neuen Trümmern die Überreſte des Alterthums aus der Zeit der chriſtlichen Herrſchaft zu erkennen, doch wußte unſer Wirth, ein Eingeborener, uns die Ruinen der Kirche des heiligen Johannes und des Ordenshauſes der Johanniterritter zu zeigen. Auch die alten Wälle aus der chriſtlichen Vorzeit waren neben den neuern Werken europäiſcher Ingenieure aus Dſcheſar's Zeit noch zu unterſcheiden. Dieſe Überreſte riefen uns noch lebhafter die Erinnerung an jene Zeit zurück, wo Akka das letzte Bollwerk der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina, der letzte Schauplatz des großen Kampfes der Kreuzfahrer war. Als Kaiſer Friedrich I. ſeinen Tod in Syrien gefunden hatte, führte ſein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, den Reſt des deutſchen Heeres im Junius 1190 vor Akka, das Saladin den Chriſten drei Jahre früher entriſſen hatte. Die lange Belagerung ward auch durch die Stiftung des deutſchen Ordens merkwürdig, der ſein Vorbild in zwei ältern, dem Johanniter- und dem Templerorden, fand. Dieſe Stiftungen gehören zu den merkwürdigſten Folgen der Kreuzzüge und es ſpiegelte ſich darin die Eigenthümlichkeit ihrer Zeit lebendig ab. Der Johanniterorden, der aus einem ſchon lange vor dem erſten Kreuzzuge zu Jeruſalem für kranke Pilger geſtifteten Hoſpital entſtand, hatte urſprünglich die Unterſtützung und Verpflegung der Pilger zu ſeiner Beſtimmung gemacht, und nahm erſt ſpäter, als der Verein ſeit 1113 ſich zu einem Orden ausbildete, die Bekämpfung der Mohammedaner und die bewaffnete Beſchützung der Pilger unter ſeine Pflichten auf und übertrug ſie den Rittern. Die Beſtimmung des 1118 von franzöſiſchen Rittern geſtifteten Ordens der Tempelherren war urſprünglich kriegeriſch, und auf die Verpflichtung gebaut, die Pilger auf den unſichern Straßen in Paläſtina zu beſchützen und gegen die Mohammedaner zu vertheidigen. Beide wohlthätige Zwecke verband bei ſeiner Stiftung der deutſche Orden. Seine Wiege war eine von einem Deutſchen zu Jeruſalem um das Jahr 1128 gegründete Stiftung zur Verpflegung armer Pilger aus Deutſchland, das Marienhoſpital. Während der Belagerung von Akka wurde 1190 von Bürgern aus Bremen und Lübeck ein deutſches Hoſpital im Lager gegründet. Herzog Friedrich von Schwaben beförderte bald nach ſeiner Ankunft die Umwandlung dieſer wohlthätigen Anſtalt in einen neuen Ritterorden, der ſeinen erſten Großmeiſter im Feldlager vor Akka erhielt. Die Chriſten hatten während der Belagerung mit großen Drangſalen zu kämpfen. Saladin unterſtützte die Beſatzung, mit welcher er durch die Taubenpoſt Verbindungen unterhielt. Endlich erſchien der König Philipp Auguſt von Frankreich vor der Veſte und bald nachher Richard Löwenherz, und als die äußere Mauer erſtürmt war, ergab ſich die Stadt im Julius 1191. Bei dieſer Eroberung beleidigte der ſtolze Richard den Herzog Leopold von Öſtreich, deſſen Banner er herabriß, und zog dadurch die Rache auf ſich, die ihm ſpäter eine lange Gefangenſchaft bereitete. Der Waffenſtillſtand, den die Kreuzfahrer 1192 mit Saladin ſchloſſen, ſicherte ihnen nur den Beſitz der Küſte von Akka bis Jaffa und die freie Wallfahrt nach Jeruſalem. Es iſt merkwürdig, und nur theils dem Heldenmuthe der chriſtlichen Ritter, theils dem Verfall der mohammedaniſchen Herrſchaft nach Saladin's Tode zuzuſchreiben, daß ſich die ſchwachen und zerſtreuten Überreſte der chriſtlichen Macht in Paläſtina noch hundert Jahre erhalten konnten. Die ſpätern Kreuzzüge im

Digitized by Google

13. Jahrhunderte hatten wenig Erfolg. Die Eroberung Konſtantinopels durch ein Kreuzfahrerheer und die Stiftung eines abendländiſchen Kaiſerthums auf den Trümmern des griechiſchen im Jahre 1204, brach die Streitkräfte des Abendlandes und mußte ſie von dem urſprünglichen Zwecke, der Eroberung und Behauptung Paläſtinas, ablenken. Ein Zug, welchen ein Kreuzfahrerheer 1248 mit verſtändiger Berechnung gegen den Mittelpunkt der mohammedaniſchen Macht, gegen Ägypten, machte, hatte ein unglückliches Ende. Der Kreuzzug, den Kaiſer Friedrich II., mit der Tochter des vertriebenen Königs von Jeruſalems vermählt, 1228 unternahm, führte zu einem zehnjährigen Waffenſtillſtande mit dem ägyptiſchen Sultan, der den Chriſten Jeruſalem, Bethlehem, Nazareth, Sidon und das Küſtenland bis Akka zurückgab. Die Erobererzüge der Mongolen brachten neue Verwirrungen im Orient hervor. Jeruſalem blieb nicht im dauernden Beſitze der Chriſten. Nur ſchwach wurde der Kampf in Paläſtina fortgeſetzt, wo von Zeit zu Zeit nur einzelne Scharen landeten. Der König von Frankreich, Ludwig IX., durch ein in ſchwerer Krankheit geleiſtetes Gelübde gebunden, unternahm 1249 einen Kreuzzug, um ſich durch die Eroberung Ägyptens den Weg nach Paläſtina zu eröffnen. Nach der Eroberung Damiettes unbeſonnen gegen Kahira vordringend, ward er geſchlagen, gefangen und mußte mit großen Opfern ſeine Freiheit erkaufen. Die Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina waren ſeitdem nur beſchränkt. Außer dem volkreichen und feſten Akka, wo der Papſt, die geiſtlichen Ritterorden, die Könige von Frankreich und England, die Republiken Venedig, Genua und Piſa, in beſondern Quartieren durch 17 unabhängige Gerichte die höchſte Gewalt ausübten, beſaßen ſie noch Antiochia, Laodicea, Tripolis, Tyrus, Beirut, Jaffa unter verſchiedenen chriſtlichen Gebietern. Die Tempelherren und Johanniter hatten mehre feſte Schlöſſer. Die Eiferſucht der Abendländer in Paläſtina gegen einander, der Mangel an Unterſtützung aus Europa, die Siege der Mongolen, der ſiegreiche Kampf der neuen Beherrſcher Ägyptens, der Mamluken, gegen die Chriſten, Alles führte endlich zum Sturze der chriſtlichen Herrſchaft in Paläſtina. Akka fiel im Junius 1291 in die Gewalt der Ägypter. Die meiſten Abendländer kamen um, oder wurden in die Sklaverei geführt, die feſten Mauern geſchleift und die chriſtlichen Kirchen in Moſcheen verwandelt.

Wir verließen Akka in den Nachmittagsſtunden und fanden unſer Nachtlager in einem arabiſchen Dorfe. Die ſchmuzige Herberge war mit Menſchen angefüllt, die dicht zuſammengedrängt, mit dem Rücken an die Wand gekehrt, auf dem Boden ſaßen, und in jedem Munde war eine Pfeife. An einem Pfeiler in der Mitte loderte ein Feuer. Der Ort ſah aber ſo verdächtig aus, daß wir unſchlüſſig waren, ob wir bleiben oder wieder gehen ſollten. Ein Scheikh ſtand alsbald auf, und lud uns höflich ein, bei ihm zu wohnen, was wir gern annahmen. Sein Wohnhaus lag dicht am Seegeſtade, und damit wir ſeinen Weibern nicht zu nahe kommen möchten, führte er uns in ein reinliches, hohes Zimmer, das in einiger Entfernung vom Wohnhauſe lag. Die Wände und Pfeiler waren geweißt und Matten bedeckten den Boden. Er fragte uns, ob ſeine Weiber uns eine Mahlzeit beſorgen ſollten, oder ob wir ſelber ſie zu bereiten wünſchten. Wir zogen jenes vor, und in einer Stunde wurde ein ſehr anſtändiges Abendeſſen aufgetragen, um welches wir uns Alle ſetzten. Der Scheikh erwies mir die Ehre, die erleſenſten Biſſen mir mit ſeinen Fingern vorzulegen. Nach dem Eſſen legte er die Hände auf ſeine Kniee, und erhob, um uns zu unterhalten, einen Geſang, worauf er mit aller Andacht ein Gebet verrichtete und die herkömmlichen Verbeugungen machte. Wir legten uns bald zur Ruhe, und kein Laut ſtörte uns, als der Wellenſchlag des Meeres an den Felſen unter unſerer Wohnung.

Ein Araber.

Früh am folgenden Morgen brachen wir auf und verfolgten unſern Weg über einen zum Meere ſich neigenden, doch nicht ſteilen, unbebauten Abhang, und kamen endlich zu einem neu angelegten Brunnen, wo wir in den heißen Morgenſtunden ausruhten. Hier fanden wir einen Stamm Kurden (ſ. S. 376), welche vor mehren Monaten aus den Grenzprovinzen Perſiens gekommen waren, um den Winter mit ihren Familien und Heerden in den Ebenen Syriens zuzubringen, und ſich eben jetzt zur Rückkehr in die Heimat rüſteten. Sie pflegen ſich eines Waldes, einer Ebene, eines Hügels zu bemächtigen und ſich für 5 — 6 Monate niederzulaſſen. Sie ſind weit wilder als die Araber und man fürchtet ſehr ihre Einfälle. Als wir vor dem Lager vorüberkamen, bat uns der Scheikh abzuſteigen. Junge Kurden hielten unſere Pferde. Wir lagerten uns auf Teppichen unter einem Baume. Das Lager war auf einer großen mit Bäumen bedeckten Ebene, unter jedem Baume das Zelt einer Familie. Die Zelte beſtanden aus einem Stücke ſchwarzen Zeuches von Ziegenhaaren, die mit einem Strick um den Baum gebunden waren, und am andern Ende durch einige in die Erde geſteckte Stangen unterſtützt wurden. Das Zeltdach bedeckte oft nicht einmal den Platz, wo die Familie lagerte. Nur ein Fetzen hing von der Seite herab, wo der Wind herwehte oder die Sonne ſchien. Sie hatten kein Hausgeräthe als Gefäße von ſchwärzlicher Erde, worin die Weiber Waſſer holten, und einige Schläuche von Ziegenfellen, Säbel und lange Gewehre hingen an den Bäumen. Männliche und weibliche Kleidungsſtücke, Matten und Teppiche lagen umher. Nur wenige Pferde ſahen wir im ganzen Stamme. Faſt jede Familie hatte ein Kameel, das vor dem Zelte lag, einige Ziegen mit langen Haaren und hangenden Ohren, Schafe und Büffel. Einige hatten prächtige, weiße, große Windhunde, die ſie wahrſcheinlich zur Jagd brauchten. Der Scheikh genoß ein unbeſchränktes Anſehen. Die Männer waren meiſt groß, kräftig und ſchön gebildet. Ihr Weſen zeigte nicht Armuth, wol aber Nachläſſigkeit. Mehre waren reich gekleidet, ihre Waffen ſchön verziert und mit Silber eingelegt. Die Weiber gingen

Digitized by Google

frei umher und waren nicht verſchleiert, faſt halb nackt, beſonders die Mädchen von 10—15 Jahren. Ihre Kleidung beſtand aus weiten, faltigen Beinkleidern, welche Bein und Fuß entblößt ließen; alle trugen ſilberne Bänder über dem Fußknöchel. Der obere Theil des Körpers war mit einem Gewande von Baumwollenzeuche oder Seide bekleidet, das ein Gürtel befeſtigte. Die Haare waren meiſt ſchwarz, reichten bis auf die Ferſen herab und waren mit Goldſtücken verziert. Die Weiber waren weder groß noch weiß, weder beſcheiden noch anmuthig, wie die ſyriſchen Araberinnen; meiſt klein, mager und von der Sonne verbrannt, aber munter und luſtig, wie überhaupt dieſer Volksſtamm weniger ernſt als andere Morgenländer iſt. Einige junge Mädchen waren ſehr hübſch, ihre ſchwarzen Augenlider am Rande mit Henne, Füße und Hände gelbbraun gefärbt.

Kurden.

Die Sonne warf ihre Strahlen auf die Überreſte des ehemaligen meerbeherrſchenden Tyrus, jetzt Sur genannt. Die Trümmer häufen ſich aufeinander und in der Ferne ſcheinen ſie aus dem Meere empor zu ſteigen. Von der älteſten Stadt iſt bis auf einige Bögen einer Waſſerleitung nichts zu ſehen. Die Halbinſel und das Ufer umher ſind mit tiefem Sande bedeckt, wo man auch die, wahrſcheinlich aus dem Mittelalter ſtammenden Überreſte von Mauern und Thürmen erblickt. Einige öffentliche Gebäude und verfallene, faſt verödete Häuſer, wo die Araber Abends große Heerden von Schafen und Ziegen verſammeln, dies ſind die Überreſte der Stadt, von welcher der Prophet Heſekiel ſprach: „Mit der Menge deiner Waaren und deiner Kaufmannſchaft machteſt du reich die Könige der Erde; du biſt ein Luſtgarten Gottes und mit allerlei Edelſteinen geſchmückt.“

Als wir ausgeruht hatten, ritten wir zu dem berühmten Brunnen Salomo's, jetzt Raſelain genannt, zwei Stunden ſüdöſtlich von Sur. Dieſes Werk ſtammt gewiß aus den älteſten Zeiten. Man ſieht drei Behälter von klarem fließenden Waſſer, das in einer Niederung nicht weit von Tyrus entſpringt. Das Waſſer quillt hier während des ganzen Jahres, weil die unterirdiſchen Kanäle, die es herbeiführen, durch das Auflöſen des Schnees auf dem Libanon und im Winter durch Regen beſtändig angefüllt ſind. Jeder Behälter hat 60—80 Fuß im Umfange und iſt 15 Fuß über die Ebene erhaben. Das Waſſer wird durch halb antike, halb moderne Waſſerleitungen nach Tyrus geführt. Nach der Überlieferung hat Salomon dieſe Waſſerleitungen angelegt, um den König Hiram zu belohnen, der ihm Cedern vom Libanon zum Tempelbau geſchenkt und durch ſeine Seemacht ihm Beiſtand geleiſtet hatte.

Am folgenden Tage zogen wir über die ſandige Küſte und kamen erſt gegen Abend nach Saida, das ſich aus einem Kranze von Gärten und Maulbeerpflanzungen erhebt. Nahe vor den Mauern der Stadt ſieht man zerbrochene Säulen, welche an den Glanz des alten Sidon erinnern. Die Häuſer ſcheinen, wenn man ſich der Stadt nähert, groß und gut gebaut zu ſein, und vor jedem iſt ein Garten, worin Bananas grünen, und mancherlei Blüten dem Wanderer ihren Duft zuſenden. Das Innere der Stadt erfüllt aber dieſe Erwartungen nicht, und man ſieht in den engen Straßen meiſt nur ſchlecht gebaute Häuſer. Der Hafen iſt ganz verſandet, und der einſt blühende Handel in Verfall. Mit Tagesanbruche machten wir uns wieder auf den Weg, und zogen anfangs durch blühende Pflanzungen, aber ſelbſt wo die Straße durch den tiefen Sand des Geſtades oder über felſige Pfade führte, entſchädigte uns der Anblick der angebauten Berge, die mit Dörfern, Klöſtern und Gärten bedeckt waren, bis wir endlich auf dem mit Brunnen und Bäumen gezierten Freiplatze vor dem Thore von Beirut ankamen, wo die Familie unſers Armeniers, von unſerer Ankunft unterrichtet, uns mit herzlicher Gaſtfreundſchaft bewillkommte.

(Beſchluß in Nr 139.)

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

139.] Erſcheint jeden Sonnabend. [November 28, **1835**.

Die Jungfrau von Orleans.

Bildſäule der Jungfrau von Orleans zu Rouen.

Wer von unſern Leſern hätte nicht bereits von der Jungfrau von Orleans gehört, von jenem begeiſterten Mädchen, welches im 15. Jahrhundert die Heere des damals ſchwer bedrängten Frankreich gegen die Engländer, die in das Land eingefallen waren, ſiegreich anführte. Es iſt von ältern und neuern Geſchichtſchreibern ſo Vieles im Guten wie im Böſen über dieſes wunderbare Mädchen geſagt worden, man hat ſie auf der einen Seite bis zum Himmel erhoben, auf der andern ihre Begeiſterung dem Einfluſſe hölliſcher Mächte zugeſchrieben; man hat von Seiten ihrer Landsleute ihre Geſchichte mit den wunderlichſten und ſeltſamſten Zügen ausgeſchmückt, bald anderntheils aus Nationalhaß Alles aufgeboten, um ihre edle und erhabene Natur in den Staub zu ziehen, daß es nicht unpaſſend ſein wird, nach treuen geſchichtlichen Quellen und der Wahrheit gemäß ihre allerdings wunderbare und romantiſche Geſchichte mitzutheilen.

Jeanne d'Arc, gewöhnlich die Jungfrau von Orleans (la Pucelle d'Orleans) genannt, war in dem Dorfe Dom Remy (jetzt Dom Remy la Pucelle, im Departement der Vogeſen) 1410 geboren. Ihr Va-

ter war ein nicht unbemittelter Landmann, der außer ihr noch zwei Töchter und drei Söhne hatte. Thibaut d'Arc, ſo hieß der Vater, war ein braver Mann, der ſeine Kinder in Ehrbarkeit und Gottesfurcht und ihrem Stande gemäß auferzog. Johanna hütete demnach auch mit ihren Geſchwiſtern die Heerden, war jedoch ſtets ein in jeder Hinſicht ſeltenes Mädchen. Ihr Äußeres war anmuthig, ja ſchön zu nennen, von ſchlankem Wuchs und feinem Gliederbaue. Aber ſie war auch an Geiſt und Gemüth reicher begabt als ihre Umgebungen; eher ſtill und in ſich gekehrt als lebhaft, liebte ſie die Einſamkeit und ernſte Betrachtungen. Während ihre Geſpielinnen unter einem alten Baume unweit Dom Remy, der den Namen des Feenbaumes führte, ihre ländlichen Spiele trieben, war Johanna ſtets allein, ſaß träumend und ſinnend in einer einſamen Felſenſchlucht, oder wallfahrtete zu einer nahen Kapelle der heiligen Jungfrau, vor deren Bilde ſie dann voll Inbrunſt betete. So lebte ſie, ganz mit ihrem Innern beſchäftigt, wiewol allen ihr auferlegten häuslichen Pflichten genügend, bis in ihr 18. Jahr.

Um dieſe Zeit war Frankreich in einer ſehr traurigen Lage, und nur wenig fehlte, daß es nicht eine Beute der fremden Sieger, der Engländer, wurde. König Karl VI., den ein periodiſcher Wahnſinn zur Regierung unfähig machte, war 1422 geſtorben, und einige Große des Reichs hatten, in Folge des ſchon früher in der Stadt Troyes mit England geſchloſſenen Vertrags, den erſt neun Monate alten König von England, Heinrich VI., auch zum König von Frankreich ausgerufen, für welchen ſein Oheim, der Herzog von Bedford, einſtweilen das Reich verwaltete. Dieſe Wahl eines fremden Monarchen zum König, war durch langwierige Parteikämpfe im Innern Frankreichs veranlaßt worden, welche ſeit 42 Jahren das Land verheerten. Die eine Partei bildeten die Königin Iſabella, Witwe Karl VI., eine herrſchſüchtige und ränkevolle Frau, der Herzog von Burgund und die Engländer; auf der andern Seite ſtand das Haus Orleans und der Dauphin (Kronprinz) Karl. Obgleich nun ein engliſches Heer faſt alle Provinzen Frankreichs beſetzt hatte, ſo hielt dennoch der Dauphin, der ſich inzwiſchen zu Poitiers als König Karl VII. hatte krönen laſſen, ſieben Jahre lang ſich gegen die Übermacht, bis 1428 ihm faſt nur einzelne Städte ſeines Reiches übrig blieben, denn das ganze nördliche Frankreich, bis an die Loire, ja die Hauptſtadt Paris ſelbſt war in den Händen der Engländer, und der Graf von Salisbury belagerte bereits mehre Wochen die Stadt Orleans, welches der franzöſiſche Feldherr Gaucour tapfer vertheidigte. Unter dieſen Umſtänden ſchien aber nun König Karl VII. doch endlich erliegen zu müſſen.

Die Bangigkeit dieſer unheilvollen Wendung der Ereigniſſe drückte aber ſchwer auf dem ganzen Lande. Auch nach dem entlegenen Dom Remy drang die Nachricht von dem Unglücke des Königs und der allgemeinen Noth des Landes. Johanna, durch dieſe Erzählungen aufgeregt, ihren rechtmäßigen König über Alles liebend, von Muth und Vaterlandsliebe beſeelt, im feſten Vertrauen auf die göttliche Hülfe und, wie ſie verſicherte, von Engelsſtimmen, die ſie unter dem Feenbaume vernommen, ja durch eine Erſcheinung der heiligen Jungfrau ſelbſt dazu aufgefodert, erſchien eines Tages (im Februar 1429) vor dem Befehlshaber von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, und vertraute dieſem, daß ſie von Gott berufen ſei, Orleans zu entſetzen und den König nach Rheims, die alte Krönungsſtadt Frankreichs, zur feierlichen Krönung zu führen. Baudricourt hielt das Mädchen anfangs für wahnſinnig, und ſchickte ſie zweimal zu ihren Ältern zurück, wurde aber, als ſie zum dritten Male wiederkehrte, durch ihre begeiſterte Sprache doch bewogen, ſie nach Chinon zu ſenden, wo Karl VII. ſich mit ſeinen Truppen eben aufhielt. Sie machte dieſem frei und ohne Furcht denſelben Antrag. Das Benehmen der Jungfrau war zu ernſt und edel, als daß man ſie für eine Betrügerin hätte halten ſollen; der König ließ ſie von mehren würdigen Geiſtlichen prüfen, die ihr über ihre Religioſität das beſte Zeugniß gaben, und ſandte ſie hierauf in Begleitung des tapfern Grafen Dunois zum Heere, um Orleans, wie ſie gelobt hatte, zu entſetzen. Nach der Angabe der glaubwürdigſten Actenſtücke, ſtellte ſie ſich kriegeriſch gerüſtet an die Spitze des Heeres, wohnte allen Belagerungen und Schlachten an der Seite der Feldherren bei, trug ſtets eine Fahne mit den Lilien Frankreichs dem Heere voran, entſetzte durch ihre Tapferkeit und weiſen Rathſchläge die Stadt Orleans, eroberte mehre von den Engländern beſetzte Städte und zog endlich ſiegreich mit dem Könige in Rheims ein, bei deſſen feierlicher Krönung und Salbung ſie als Connetable, oder als erſter Militairbefehlshaber, von Frankreich ihm mit Schwert und Siegesfahne zur Seite ſtand. Aus Dankbarkeit erhob der König ſie unter dem Namen Jeanne du Lys ſammt ihrer Familie in den Adelſtand. Ihr Wappenſchild enthielt zwei goldene Lilien und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Allein nicht lange erfreute ſich Karl VII. der errungenen Herrſchaft. Die Engländer, mit den Fürſten von Burgund und Bretagne verbunden, drangen aufs Neue vor und belagerten die Feſtung Compiegne. Bei einem Ausfalle ward Johanna von den Burgundern gefangen, und ſofort ſetzte man ſie mit Ketten belaſtet in den Thurm von Beaurevoir, aus dem ſie einen mislungenen Verſuch, zu entkommen, machte. Ein Criminalproceß wurde gegen ſie eingeleitet, und das 21jährige Mädchen dem Inquiſitionsgericht zu Rouen übergeben, welches ſie als eine Zauberin, „wegen Umgangs mit hölliſchen Geiſtern“, wie es in dem Urtheil hieß, zum Feuertode verurtheilte und am 30. Mai 1431 wurde dieſer Ausſpruch auf dem Marktplatze zu Rouen vollzogen. Der Sage nach ereignete ſich bei ihrem Tode, den ſie mit Unerſchrockenheit erduldete, das Wunder, daß, als der Körper zu Aſche verbrannt war, eine weiße Taube daraus zum Himmel emporflog. Obgleich dies nur Sage iſt, ſo iſt es doch ein Beweis für den Edelmuth und die Unſchuld der ſchmachvoll verurtheilten Jungfrau; denn nur an wahrhaft ausgezeichnete Menſchen knüpfen ſich ſolche Sagen, in denen immer eine große ſittliche Lehre enthalten iſt. Schon 1450—51 wurde ihr Proceß revidirt und 1456 das frühere ungerechte Urtheil durch die vom Papſte Calixtus III. mit der Unterſuchung beauftragten Biſchöfe für ungültig und die Jungfrau für unſchuldig erklärt.

Hören wir nun über dieſes berühmte Mädchen noch das Wort eines deutſchen Schriftſtellers, welcher der verwickelten Geſchichte dieſer Zeit ein ſorgfältiges Studium widmete.

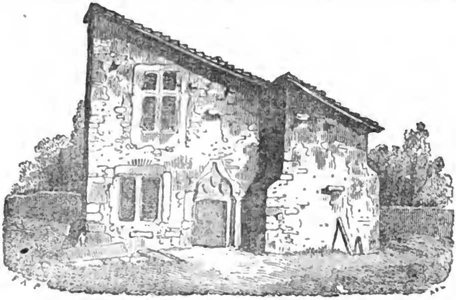
„Hört und vergleicht man“, ſo heißt es in Niemeyer's „Reiſe durch Frankreich“, „alle zum Theil gleichzeitigen Ausſagen über die Jungfrau, ſo muß man auf die Überzeugung zurückkommen, daß ſie eine der ſchönſten Erſcheinungen iſt, welche die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufbewahrt hat. Johanna führt das Schwert und die Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran, bleibt aber weit entfernt von

willkürlicher Grauſamkeit. Mehrmals verwundet, hat ſie nie ſelbſt Blut vergoſſen. Keine andere irdiſche Neigung iſt in ihr Herz gekommen, als die für ihr Vaterland. Nur 19 Jahre alt — denn in dieſer Angabe ſtimmen die Meiſten überein — dabei ausgezeichnet ſchön, hat wol ihr erſter Anblick die Männer an ſich gezogen. Aber auch in dem rohen Krieger hat in ihrer Nähe jede Begier geſchwiegen. Bei allem Scheine von Schwärmerei hat ſie ſtets gewußt, was ſie wolle und thue. Neben dem feſten Glauben, ſich eines himmliſchen Auftrages zu entledigen, zeigt ſich überall das beſonnenſte Handeln, Verſtand und Klugheit in ihren Rathſchlägen, bei Mangel an Bildung durch Unterricht, Männerſtolz gegen die britiſchen Heerführer, edle Freimüthigkeit, wenn ſie den Fürſten oder den Richtern gegenüber ſteht; große Demuth im Glück, ungebeugter Sinn im Unglück. Der Glorie eines überirdiſchen Weſens bedarf ſie nicht. Das Menſchliche in ihr, jener Verein des Heldenmuthes mit der Güte, ihre ſtrenge Tugend reichten ſchon hin, dieſes ſchöne Bild mit der Glorie des höchſten menſchlichen Seelenadels zu ſchmücken.“

Die beiden hier beigegebenen Abbildungen ſtellen das Wohnhaus der Jungfrau von Orleans in Dom Remy und die Bildſäule vor, welche ihr zu Ehren auf dem Marktplatze zu Rouen errichtet wurde; die letztere iſt durchaus koloſſal, mit dem Wappen der Jungfrau auf dem Piedeſtal, und folgender Inſchrift:

Regia virgineo defenditur ense corona,
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.

(Sicherer iſt die Krone beſchirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)



Geburtshaus der Jungfrau von Orleans.

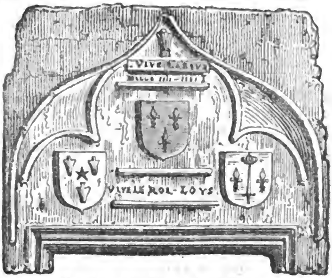
Das Haus der Johanna d'Arc in Dom Remy ſteht in der Nähe der Kirche des heiligen Remigius, des Schutzpatrons dieſes Ortes, und iſt noch ziemlich gut erhalten. In den früheſten Zeiten ſtand es an der Straße; ſpäter hat man einige Häuſer umhergebaut, ſodaß es nun wie das Hintergebäude eines größern Hauſes ausſieht. Das ſchlechte, von der Zeit faſt ganz verunſtaltete knieende Bild der Jungfrau, das zuerſt über dem Eingange ſtand, hat man jetzt über der Thüre des Vorderhauſes befeſtigt. Darunter befindet ſich ein Aufſatz, auf welchem man oben in einem kleinen Felde gebundene Garben und Trauben, als Sinnbild des Land- und Weinbaues, erblickt, darunter ſteht in altem Franzöſiſch:

Vive labeur.
(Es lebe die Arbeit.)
MCCCCLXI.

Daneben ſteht man drei Wappenſchilde: das mittlere, etwas höher als die beiden andern (wie die Abbildung zeigt) mit den drei Lilien, das ehemalige Wappen Frankreichs, zur Rechten das Adelswappen der Familie du Lys, zur Linken das Wappen der verwandten Familie Thieſelin. Am unterſten Sockel ſteht die Inſchrift:

Vive le Roi Loys.

Das eigentliche Geburtshaus der Jungfrau hat im untern Stock drei Abtheilungen, wovon die größere die Wohnſtube geweſen ſein ſoll. Ein Kamin und ein Wandſchrank iſt Alles, was darin aus jener Zeit übrig iſt. Die ſehr maſſive Bauart läßt keinen Zweifel daran, daß man ſich in demſelben Raume befindet, wo ſie, von ihrer Heerde heimkehrend, dem großen Plane, die Retterin Frankreichs zu werden, nachhing, und von wo aus ſie ihr kühnes Werk begonnen hat. Die Kapelle, in der ſie ihre Andacht zu halten pflegte, iſt zerſtört, und von dem geheimnißvollen Baume iſt jetzt auch keine Spur mehr vorhanden.

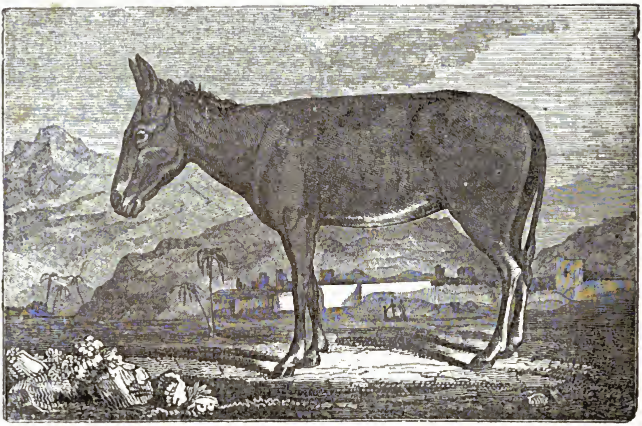


Wappen der Familie du Lys.

In der neueſten Zeit hat die franzöſiſche Regierung das Wohnhaus der Jungfrau an ſich gekauft und die Summe von 5000 Thaler bewilligt, um darin eine Schule für junge Mädchen zu errichten.

Digitized by Google

Der wilde Eſel.



Der wilde Eſel, jetzt ein ſehr ſeltenes Thier, wird ſchon ſehr früh in der heiligen Schrift erwähnt, ſowie auch von dem griechiſchen Geſchichtſchreiber Xenophon, und ſtand im Orient überhaupt wegen ſeiner Brauchbarkeit in ebenſo hohem Anſehen, als bei uns z. B. das Pferd. Die dort gegebene Beſchreibung ſeiner charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſtimmt ganz mit den Berichten der jüngſten Reiſenden überein, ſodaß ſich nicht bezweifeln läßt, daß es ein und daſſelbe Thier iſt, deſſen Geſchlecht man ſchon ausgeſtorben glaubte. Er iſt 9—10 Fuß hoch, die Haut iſt glatt wie bei einem Rehe und von röthlicher Farbe, Bauch und Hintertheile ſchimmern ins Silbergraue; ſein Nacken iſt zierlicher als bei dem gewöhnlichen Eſel, etwas länger und gekrümmt, wie bei dem Hirſche, ſeine Beine ſind ſchlank; Kopf und Ohren erſcheinen, verglichen mit der Zierlichkeit der übrigen Theile, groß. Die Mähne iſt kurz und ſchwarz, desgleichen der Büſchel am Ende des Schweifes. Kein Streifen läuft längs ſeinem Rücken oder zwiſchen den Schultern hin, wie es bei den zahmen Eſel der Fall iſt. Dieſes Thier lebt wild in den Wüſten zwiſchen Indien und Afghaniſtan, wo es zuweilen allein, noch häufiger in Heerden angetroffen wird; es zeichnet ſich durch ſeine Schüchternheit, noch mehr aber durch ſeine Behendigkeit und faſt wunderbare Schnelligkeit aus, indem es ſchon in ſeinem kurzen Trotte das ſchnellſte Pferd hinter ſich zurückläßt. Zu allen Zeiten gehörte die Jagd dieſes Thiers zu den Lieblingsvergnügungen der Bewohner jener Gegenden, die auch ſein Fleiſch als Leckerbiſſen ſchätzen und ſein Fell vielfach benutzen.

Miscellen.

Die größten Spiegelgläſer wurden bis jetzt in Rußland gegoſſen, vor einiger Zeit aber wurde in einer Spiegelfabrik zu St.-Gobin in Frankreich ein Spiegel gegoſſen von 175 Zoll Höhe und 125 Zoll Breite, wol der größte, der je verfertigt iſt.

In Amſterdam kaufte in dieſem Jahre ein Blumenliebhaber die Zwiebel einer neuen Tulpe für ungefähr 4000 Thaler.

Vorſorge im rechten Augenblick.

Ein Landwirth zu A., dem der Plan einer Lebensverſicherungsanſtalt in die Hände kam, fand Gefallen an dieſer neuen Art Sparkaſſe und entſchloß ſich, ein Capital verſichern zu laſſen, damit einſt bei ſeinem Ableben baare Hülfsmittel für Witwe oder Kinder vorhanden ſeien. Er ſchrieb deshalb an den in einer benachbarten Stadt wohnenden Agenten einer Verſicherungsbank und legte auch gleich eine Rolle Geldes bei, welche den Beitrag für das erſte Jahr, ſeiner Berechnung nach, enthalten ſollte. Als der Agent den Brief geleſen hatte, glaubte er in dem Namen des Verfaſſers einen alten Bekannten zu finden. Er ſuchte in dem Buche, wo er böſen Schulden eine Ruheſtätte anzuweiſen pflegte, nach und ſiehe, es fand ſich, daß der Landwirth ſeit mehr als zwanzig Jahren mit einer Summe darin verzeichnet war, welche etwas weniger als die für den Verſicherungsbeitrag eingeſandte betrug. Der Agent hielt dies für eine paſſende Gelegenheit, zu ſeinem Gelde zu kommen. Er rief dem Landwirthe die Schuld ins Gedächtniß zurück, erklärte ihm, daß er das geſandte Geld zu ihrer Tilgung verwendet habe und fragte an, ob er unter dieſen Umſtänden bei ſeinem Antrage zur Lebensverſicherung beharren oder ihn zurücknehmen wolle. So ſehr dem Landwirthe eine ſo gewaltſame Erinnerung an alte Sünden misfiel, ſo lag ihm doch die Verſicherung zu ſehr am Herzen, als daß er ſie um deswillen aufgeben

oder auch nur aufſchieben wollte. Er trug daher dem Agenten auf, die Verſicherung zu beſorgen und ſagte ihm pünktliche Zahlung des Beitrags zu, ſobald die Police angekommen ſein würde. Dieſe Verhandlungen verurſachten einen Aufenthalt von einigen Wochen in dem Abſchluſſe der Verſicherung, und grade in dieſer Zeit trat in dem Befinden des Landwirths, der bisher ſtets geſund geweſen war, eine nachtheilige Änderung ein; er ward wiederholt vom Schlage getroffen und binnen wenig Tagen ein Raub des Todes. Der Agent hörte davon und in Zweifel, was er thun ſolle, berichtete er das Verhältniß an die Anſtalt. Dieſe berückſichtigte, daß der Verſtorbene zur Zeit ſeiner erſten Anmeldung noch geſund und an dem entſtandenen Verzug unſchuldig war. Die Verſicherung wurde für gültig erkannt und die Zahlung an die Erben des Landwirths geleiſtet, welche ſo für die nur eben ausgeſtreute Saat ſchon die Frucht ſeiner Vorſorge empfingen.

Reiſe nach Paläſtina.

(Beſchluß aus Nr. 138.)

Der Cedernwald auf dem Libanon.

Nach langen Beſchwerden war uns die behagliche Ruhe in dem Hauſe unſers Gaſtfreundes ſo erquickend, daß unſere Reiſegefährten, die beiden Maroniten, die einige Tage bei einem Verwandten verweilen wollten, uns leicht bewogen, unſere Wanderung auf den Libanon aufzuſchieben. Das Haus des Armeniers gewährte uns alle Annehmlichkeiten morgenländiſcher Lebensweiſe und manche europäiſche Bequemlichkeiten, die er auf ſeinen Reiſen nach Italien kennen gelernt hatte. Seine Frau war aus Haleb und beſaß all die geiſtige Regſamkeit, die man ihren Landsmänninnen nachrühmt. Obgleich Mutter blühender Töchter, war ſie noch reizend, wenn ſie in den heißen Nachmittagsſtunden auf dem reichen Teppich in dem kühlen Kiosk am Ufer des Meeres vor uns ſaß. Ihre ſchöne heimatliche Tracht, der bunte Turban, das geſtickte Oberkleid, der Dolch, mit einem Diamant verziert, in dem breiten Gürtel, gaben ihr ein edles Anſehen. Die beiden Mädchen an der Seite der Mutter bildeten eine bezaubernde Gruppe. Ihre langen Haare hingen in Flechten auf beiden Seiten über die nackten Schultern und waren mit Perlen, Goldmünzen und Blumen durchflochten. Ein Muslingewand, mit ſilbernen Blumen geſtickt, war um den Leib mit einem hochrothen Shawl befeſtigt; die Arme waren mit den weiten, bis zum Elbogen offenen Ärmeln einer grünen Oberweſte bedeckt; weite faltige Beinkleider reichten bis auf die nackten Knöchel, über welchen Bänder von getriebenem Silber glänzten. An einem dieſer Fußbänder hingen ſilberne Glöckchen, deren Ton die Bewegungen des Fußes begleitete, wenn die Mädchen uns den wohlriechenden Scherbet in alterthümlichen Gefäßen darreichten. In einer Ecke des Gemaches brannten in kleinen ſilbernen Becken köſtliche Wohlgerüche, welche ſich mit den feinen Dampfwolken vermiſchten, die wir Männer aus unſern langen Pfeifen zogen. Unſere Wirthin hatte in früherer Zeit die berühmte Engländerin, Eſther Stanhope, Pitt's Nichte, in Haleb gekannt, die ſeit mehren Jahren in einer faſt unzugänglichen Abgeſchiedenheit in einer der einſamſten Gegenden des Libanons unweit Saida wohnt, und erzählte uns mehre Züge von der merkwürdigen Frau. Sie verließ bald nach dem Tode ihres Oheims, ſchön, jung, reich und hoch gebildet, ihr Vaterland und nachdem ſie Europa durchreiſt und einige Jahre in Konſtantinopel gelebt hatte, ſchiffte ſie ſich nach Syrien ein. Das Schiff wurde durch einen Sturm auf einen Felſen unweit Rhodus geworfen, das Meer verſchlang ihre Schätze und kaum entging ſie ſelber dem Tode. Sie kehrte nach England zurück, ſammelte die Reſte ihres Vermögens und ging wieder unter Segel, entſchloſſen, allen Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens zu entſagen. Als ſie an der Küſte Syriens gelandet war, lernte ſie das Arabiſche und trat in vielfachen Verkehr mit den Eingeborenen, um ſich zu einer Reiſe in das Binnenland vorzubereiten. Mit der Sprache und den Sitten des Landes vertraut, bildete ſie eine zahlreiche Karavane, belud einige Kameele mit Geſchenken für die Araberſtämme und durchzog alle Theile Syriens bis nach Palmyra, wo mehre wandernde Beduinenſtämme von ihrer Schönheit, ihrer Anmuth und ihrer Pracht ſo bezaubert waren, daß ſie die Fremde zur Königin von Palmyra ausriefen. Nach einer langen Wanderung durch mehre Theile des Morgenlandes ließ ſie ſich endlich auf dem Gebirge nieder, wo ſie auf den Trüm-

mern eines ihr überlaſſenen Kloſters mehre Häuſer erbaute, die mit einer Mauer wie eine mittelalterliche Veſte umgeben ſind, einen reizenden Garten in türkiſchem Geſchmack anlegte und ſeitdem ganz nach morgenländiſcher Weiſe lebte. Sie ſtand in hohem Anſehen bei jedem Paſcha und Befehlshaber in der Umgegend und ihre Empfehlungen waren für manchen Reiſenden von großem Gewicht. Unſere Wirthin beſtätigte, was wir von andern Reiſenden gehört hatten, daß die ſonderbare Frau jetzt in gänzlicher Einſamkeit lebt, und ſeit der kühne, abenteuerluſtige Geiſt von ihr gewichen iſt, der ſie einſt in die unzugänglichſten Gegenden des Morgenlandes trieb, ſchwärmeriſchen Meinungen und aſtrologiſchen Träumereien ſich hingegeben hat.

Die Umgegend von Beirut ſtand im üppigſten Sommerſchmucke, das Wetter war günſtig zur Gebirgsreiſe und als wir acht Tage ausgeruht hatten, machten wir uns auf den Weg. Vom Ufer des Meeres führen zahlloſe Pfade von Hügel zu Hügel, von einem Garten zum andern bis zum Fuße des Libanons. Die großen Bäume, welche die Pfade beſchatten, ſind von Reben umrankt. Hecken von Rohr und Nopal umgeben die Maulbeerpflanzungen und Weingärten. Kleine Kaffeehäuſer und Obſtbuden ſtehen faſt auf allen Kreuzwegen in der Nähe der Dörfer und Landhäuſer. Zahlloſe Brunnen und Bäche erquicken den Wanderer mit trefflichem Waſſer. Allmälig ſtiegen wir bergan und die Ausſicht erweiterte ſich. Wir überſchauten immer mehr das fruchtbare Uferland, während wir eine Reihe der Vorberge des Libanons nach der andern erſtiegen. Sie wurden immer höher, die Wege immer ſchlechter und bald ſo ſchwierig, daß wir oft von unſern ſichern Eſeln abſteigen mußten, um zu Fuße über ſteile und glatte Felſenſtufen zu gehen.

Die mitternächtliche Seite des Libanons erhebt ſich bei Akka; ſüdlich aber zieht ſich das Gebirge bis Beirut. Jenſeit des Fluſſes Kaſamieh, der zwei Stunden von Sur in das Meer fällt, kommt man an den Fuß des Antilibanons, den die Bibel auch unter dem Namen Libanon begreift. Er hat anfänglich eine ſchiefe Richtung von Abend gegen Süden und Morgen, zieht ſich aber bald von Süden gegen Norden, der Morgenſeite des Libanons gegenüber, in einer Parallellinie. Zwiſchen beiden Bergen breitet ſich ein Thal aus, von den Alten Cöleſyrien genannt, wo die Trümmer von Baalbek liegen. Der Libanon erhebt ſich als ein zackenloſer Gebirgskamm bis zu 10,000 Fuß und iſt zum Theil das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, daher ſein Name von dem hebräiſchen leban, weiß ſein. Die arabiſchen Dichter ſagen, er trage den Winter auf ſeinem Haupte, den Frühling auf ſeinen Schultern, in ſeinem Schoße den Herbſt, der Sommer aber ſchlummere zu ſeinen Füßen am mittelländiſchen Meere. Der Bezirk zwiſchen dem Hundefluß und dem kalten Fluſſe, vom Gipfel des Libanons gegen Morgen bis an das mittelländiſche Meer gegen Abend, wird meiſt von den Maroniten bewohnt; es iſt die fruchtbare Landſchaft Kesroan. Südwärts von Beirut wohnen meiſt Druſen. Menſchliche Betriebſamkeit hat dieſem Gebirge das Anſehen einer einzigen großen Ebene gegeben. Man wirft die zerſtreuten Steine auf tiefer liegende Stellen und führt nach und nach hohe Mauern auf, neben welchen man andere errichtet, bis durch Abtragung und Ebenung der Berge und Thäler ein leicht anzubauendes fruchtbares Feld entſteht. So iſt der ganze Libanon in einen Garten verwandelt worden und der Reiſende erſtaunt, wenn er lange über ſteile Felſen geklettert iſt und plötzlich in einer Schlucht oder auf einer Hochebene ein ſchönes, von weißen Steinen erbautes, von einer zahlreichen und wohlhabenden Volksmenge bewohntes Dorf mit einem Schloſſe in der Mitte und einem Kloſter in der Ferne erblickt und ringsumher üppig grünende Fruchtbäume ſieht, welche Weingärten oder Mais- und Getreidefelder beſchatten. Die Dörfer liegen zuweilen faſt ſenkrecht übereinander, ſodaß die Bewohner ſich zurufen können, und doch macht die Lage des Gebirges bei den Verbindungswegen ſo viele Windungen nöthig, daß man oft über eine Stunde von einem Dorfe zum andern gehen muß. Das Gebirge erzeugt trefflichen Wein, den ſchon der Prophet Hoſea kannte, Öl, Baumwolle, vorzüglich aber nähren ſich die Bewohner vom Seidenbau. Die Weinberge werden nicht umgegraben, ſondern mit Ochſen gepflügt und die Reben kriechen ohne Pfähle an der Erde hin, wie gewöhnlich im Morgenlande. Pappeln, Platanen und Eichen auf den Bergen, ſelbſt Felsblöcke ſind von Reben umrankt.

Der flache und hohe Rücken der Berge zeigt über den Wolken Reihen von Dörfern, Landhäuſern, Klöſtern und Weingärten. Der Anbau hört nur auf, wo die Felſen ſenkrecht emporſteigen und auch da blühen in den Spalten würzige Kräuter. Schwarze Ziegen mit langen braunen Ohren und ſeitwärts gewundenen Hörnern und Schafe mit großen Fettſchwänzen weiden auf den Alpen. Wir ſahen auf den niedrigern Höhen maronitiſche Mönche in ihren ſchwarzen Kutten und blauen Kapuzen unter den Ölbäumen ihrer Felder ſtill den Pflug führen. Erſchallte von Zeit zu Zeit die Kloſterglocke, um ſie zum Gebete zu rufen, ſo hielten ſie ihre Ochſen an, knieten neben dem Pfluge nieder und ließen ihre Thiere ausruhen, während ſie ſelber einige Minuten beteten. Bei ihnen, wie überall auf dem Libanon, ſind die Ackergeräthe ſehr einfach; eine Schaufel, eine Gabel von fünf bis ſechs Zacken, die zugleich als Rechen dient, eine doppelte Hacke, bald an kurzem, bald an langem Stiele, und ein Pflug mit pfeilförmiger, dreieckiger Schar, woran die Ochſen mittels eines ihnen um den Hals gelegten und mit Stricken an die Querſtangen befeſtigten gebogenen Holzes geſpannt werden.

Wir durchzogen das Gebirge in allen Richtungen und unſere maronitiſchen Geſellſchafter verſchafften uns eine freundliche Aufnahme in den Klöſtern und Dörfern, wo wir verweilten. Die Maroniten leiten ihren Namen von dem Einſiedler Maron ab, der eine ſchon im 6. Jahrhundert erwähnte Mönchsgeſellſchaft ſtiftete, die ihren Sitz in der Umgegend des Libanons hatte. Sie bekannten ſich zu der unter den morgenländiſchen Chriſten aufgekommenen Meinung, daß Chriſtus zwar die göttliche und menſchliche Natur in ſich vereinigt, aber nur mit *einem* Willen gewirkt habe, und als die Anhänger dieſer, von den griechiſchen Kaiſern verdammten Lehre als Empörer behandelt wurden, ſammelten ſie ſich um jene Mönche und wuchſen zu einem kriegeriſchen Bergvolke zuſammen, das ſeine Selbſtändigkeit auch ſpäter gegen die Mohammedaner zu behaupten wußte. Sie bilden mit den Druſen und dem mohammedaniſchen Stamme der Metualis einen Staatenbund unter der Obergewalt des Emirs der Druſen, um ihre Unabhängigkeit gemeinſchaftlich zu vertheidigen. Sie werden durch alte Gewohnheitsrechte regiert, gleichen an Sitteneinfalt, Mäßigkeit und Gaſtfreiheit den alten Arabern und nähren ſich von Ackerbau, Weinbau und Seidenbau. Ihr Gebiet wird auf 150 □Meilen geſchätzt, hat aber nur willkürliche Grenzen und dehnt ſich von den Abhängen des Libanons in die Thäler und umlie-

Digitized by Google

genden Ebenen aus, da immer neue Dörfer gegründet werden. Man ſchätzt ſie auf mehr als 200,000 Seelen. Es wohnen keine Türken in dem Gebiete der Maroniten, die immer ſtrenge darauf gehalten haben, die Mohammedaner zu entfernen. Sie zahlen eine Grundſteuer (Miri), welche nach der Zahl der Maulbeerbäume beſtimmt iſt, die jeder Eigenthümer beſitzt und zwar an ſich nur gering iſt, aber durch die Willkür und Unregelmäßigkeit der Erhebung drückend wird. Ihre kirchliche Verfaſſung hat noch viel von den Gebräuchen der alten griechiſchen Kirche. Seit dem 12. Jahrhundert haben ſie ſich zwar der römiſchen Kirche angeſchloſſen, doch iſt dieſe Vereinigung erſt in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die damals von ihnen angenommenen Beſchlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung feſter geworden. Seitdem unterſcheiden ſie ſich von der römiſchen Kirche hauptſächlich dadurch, daß ihren Weltgeiſtlichen und Pfarrern die Ehe geſtattet iſt, nur Biſchöfe und Mönche müſſen ehelos leben. Ihr Oberhaupt nennt ſich Patriarch von Antiochien, wohnt in dem großen Kloſter Kanoubin auf dem Libanon und unter ihm ſtehen die Biſchöfe und die übrigen Geiſtlichen, die in ſieben Graden aufſteigen. Es gibt auf dem Libanon gegen 200 Klöſter, worin 20—25,000 Mönche wohnen, welche ihre Felder anbauen, ihr Vieh beſorgen und ihre Seidenwürmer pflegen.

Das maronitiſche Volk iſt fleißig und betriebſam, wie ſeine Geiſtlichen und zeichnet ſich unter allen morgenländiſchen Volksſtämmen aus. Die Geſichtszüge der Maroniten verrathen ihre Verwandtſchaft mit den Arabern. Sie ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, edel in ihrer Haltung, tapfer und kriegeriſch, gutmüthig und gaſtfrei. Die maronitiſchen Frauen ſind ſehr ſittſam. Ihre lang herabwallenden Kleider, die Schultern und Bruſt bedecken, ſind von Baumwolle und gewöhnlich weiß. In jedem Dorfe wohnt ein Häuptling oder Scheikh, der die Rechtspflege beſorgt. Eine bewundernswürdige Ordnung, mehr das Ergebniß der Religion und der Sitten als der Geſetzgebung, herrſcht überall in dem Gebiete der Maroniten, das der Wanderer allein und ohne Führer, gegen Beraubung und Gewaltthätigkeiten geſichert, durchziehen kann. Unter wenigen Völkern findet man ein ſo erfreuliches Anſehen von Geſundheit und Geſittung, als unter den Bewohnern des Libanons und allgemein herrſcht eine, freilich nur auf Leſen, Schreiben, Rechnen und die Elemente der Glaubenslehre beſchränkte Bildung.

Wir ſahen mehre der anſehnlichſten Klöſter und verweilten längere Zeit in Kanoubin, das bei ſeiner hohen Lage im Winter im Schnee begraben liegt, und in Antura, einem der ſchönſten und berühmteſten Klöſter, dem Winteraufenthalte des päpſtlichen Legaten, in der Landſchaft Kesruan. In mehren Klöſtern findet man Bücherſammlungen, die freilich nicht viel mehr als theologiſche Werke enthalten, und in einigen auch Buchdruckereien, wo die Mönche die Schrift ſelbſt gießen, die Druckerſchwärze bereiten und wol auch die Bücher binden. In allen maronitiſchen Klöſtern aber fanden wir denſelben regen und ſtillen Fleiß, dieſelbe Einfachheit der Sitten. Der Kloſterhof hat das Anſehen eines großen Bauernhofes; überall ſieht man Ackergeräthſchaften, Zuchtvieh, Federvieh, Düngerhaufen. Zur Mittagszeit ſahen wir die Mönche, einzeln oder zwei, je nachdem ſie mit ihrer wirthſchaftlichen Arbeit fertig waren, in den Speiſeſaal treten. Ihre Mahlzeit beſtand aus einigen Kuchen, die auf einem heißen Steine mehr getrocknet als gebacken waren, aus Waſſer und fünf eingemachten Oliven, wozu zuweilen etwas ſaure Milch kam. Nur ſelten trinken ſie von dem Weine, den ſie auf ihren Bergen erbauen. Ihre Zellen haben fünf bis ſechs Fuß im Gevierte und man ſieht darin nichts als eine Binſenmatte und einen Teppich, einige an die Wand genagelte Heiligenbilder, eine arabiſche Bibel und auch wol einige ſyriſche Handſchriften. Faſt alle Klöſter haben eine wunderſchöne Lage; die Ausſicht auf die Abhänge des Libanons, auf die hohen Wipfel der Fichtenwälder, die auf der röthlichen Sandwüſte ſich abſchneiden, auf das Meer mit ſeinen Vorgebirgen und Buchten und ſeinen glänzenden weißen Segeln. Aus dem zahlreich bevölkerten Kloſter Kaſcheja, das zum Theil aus Felſenhöhlen beſteht, wanderten wir an einem ſchönen Morgen zu dem berühmten Cedernwalde, der auf dem höchſten Rücken des Gebirges bei dem Dorfe Bſchirrai liegt. Er bildet ein großes Amphitheater und hat etwa eine Viertelſtunde im Umfange. Der größte Baum hat 40 Fuß im Umkreiſe, die ſchönſten und ſchlankſten Cedern aber halten zwei bis drei Fuß im Durchmeſſer und die Zweige bilden einen ſchönen, weitſchattenden Kegel. Wir zählten über 300 Bäume; die Zahl wird aber verſchieden angegeben, je nachdem man nur die Hauptſtämme oder auch die Schößlinge zählt.

Wir hatten drei genußreiche Wochen in dem Gebiete der Maroniten zugebracht, als wir von unſeren Reiſegefährten im Kloſter Kanoubin Abſchied nahmen und nach Beirut zurückkehrten. Das Schiff, das uns nach Europa bringen ſollte, wartete noch auf einen Theil ſeiner Ladung und wir wollten dieſe Zeit benutzen, das Gebiet der Druſen zu beſuchen, die einen Theil des Libanons und faſt den ganzen Antilibanon bewohnen. Das Ziel unſerer Reiſe war der Wohnſitz des alten Druſenfürſten Emir Beſchir, der in den Verwickelungen, welche durch Ibrahim's Eroberungen in Syrien herbeigeführt wurden, ſeine gewohnte Schlauheit wieder bewährt hatte. Nach einem Ritte von neun Stunden kamen wir über ziemlich rauhe Pfade in die Hauptſtadt der Druſen, Deir el Kamar, die zwar außer einer Moſchee mehre große Gebäude hat, aber übrigens ganz dorfmäßig gebaut iſt. Wir brachten die Nacht in einem Khan zu und obgleich wir erfuhren, daß der Emir, an welchen wir Empfehlungsbriefe hatten, abweſend war, ſo entſchloſſen wir uns doch, am folgenden Morgen ſeinen Palaſt zu beſuchen, welcher eine halbe Stunde von Deir el Kamar entfernt, auf einem ſchroffen Felſen liegt und nur auf einem einzigen Pfade zugänglich iſt. Wir wurden von den Beamten des Emirs gaſtfreundlich empfangen. Maleriſch erhebt ſich das feſte Schloß auf dem Gipfel mit ſeinen viereckigen Thürmen. Es iſt in türkiſchem Geſchmacke erbaut, hat geräumige Höfe, die mit Cypreſſen bepflanzt und mit ſchönen Waſſerbecken und Springbrunnen geziert ſind, auf welchen man arabiſche Verſe lieſt. Aus dem größern Hofe führt eine Marmortreppe zu dem Palaſte der Frauen, vor deſſen Eingange prächtig gekleidete ſchwarze Sklaven, mit ſchönverzierten Piſtolen und blitzenden Damascenerſäbeln bewaffnet, auf- und niedergingen. Die Gemächer des Emirs haben marmorne Fußböden und die Wände ſind theils mit weißen, rothen und blauen Steinchen, theils mit Holzgetäfel bedeckt, das mit Perlmutter ausgelegt und mit Spiegeln eingefaßt iſt. Unter einer Rebenlaube des Obſtgartens, der eine bezaubernde Ausſicht über Land und Meer beherrſcht, nahmen wir eine gute Mahlzeit ein, deren Hauptſchüſſel aus einer gurkenähnlichen Frucht beſtand, die mit gehacktem Hammelfleiſch und zerſtampftem Reis gefüllt war, einem Leckerbiſſen, zu welchem der rothe Libanonwein trefflich ſchmeckte. Auf dem Rückwege nach Bei-

Digitized by Google

rut brachten wir die Nacht in einem ſchönen Dorfe zu, wo der Scheikh uns freundlich aufnahm. Die Druſen ſind, wie die Maroniten, ſchön gebildet, tapfer und bis zur Verwegenheit unerſchrocken, an Ertragung von Beſchwerden gewöhnt, bieder und gaſtfrei. Sie bewohnen einen Bezirk von mehr als 50 □Meilen und zählen gegen 160,000 Seelen. Über ihren Urſprung und ihre Glaubensmeinungen waren in frühern Zeiten viele Fabeln verbreitet und lange glaubte man an die Sage, welche ſie von Chriſten abſtammen ließ, die nach Saladin's Siegen in den Gebirgen Zuflucht gefunden hätten, obgleich ſchon vor dem Jahre 1170 ihr Daſein und ihre Lehren bekannt waren. Ihre Glaubensmeinungen ſind noch immer in Dunkel gehüllt; ſo viel aber iſt gewiß, daß ſie in zwei Claſſen: die Wiſſenden, Akals, und die Unwiſſenden oder Uneingeweihten, Dſchaſels, ſich theilen. Die Wiſſenden bekennen den Glauben an einen einzigen Gott und dulden jede andere Religion, aber nur inſofern ſie jenen Glauben nährt. Sie glauben an die Seelenwanderung von einem Menſchenleibe in den andern. Die Ungeweihten dürfen die Vorſchriften der Religion des Landes befolgen, worin ſie grade wohnen. Moſes, Jeſus und Mohammed ſind ihnen verehrte Namen. Wer unter die Eingeweihten treten will, muß mehre Jahre eine Lehranſtalt beſuchen und ſich des Weines enthalten. Jede Claſſe hat ihre Verſammlungsörter, wo ſie ſich einmal in der Woche vereinigen. In den Verſammlungsplätzen der Eingeweihten wird das mit arabiſchen Zahlen und Buchſtaben beſchriebene Bild eines Kalbes geheim gehalten, es iſt aber nicht erweislich, daß ſie es anbeten, wie mehre Reiſende behauptet haben. Sie verbergen, wie es ſcheint, unter dem Schleier grober morgenländiſcher Anſichten reine Begriffe von einem einzigen Schöpfer. Sie haben zahlreiche Schulen, die von den Eingeweihten geleitet werden und worin die Kinder den Koran leſen lernen. Vielweiberei iſt erlaubt, doch hat jeder gewöhnlich nur eine Frau. Ein Druſe, der ſich verheirathen will, verſpricht in Gegenwart eines Geweihten den Verwandten der Braut, wie viel er ihr geben will, wenn er ſie verſtoßen ſollte. Damit iſt die Ehe geſchloſſen. Scheidungen ſind ſehr leicht. Bittet eine Frau ihren Mann um die Erlaubniß, ihre Ältern zu beſuchen und ſagt er blos „Gehe" und nicht „Gehe und komme wieder", ſo gilt das Wort für Verſtoßung. Die Druſinnen ſind ſchön, meiſt groß und kräftig gebildet, von edlem und ernſtem Anſtande, durch männliche Tugenden ausgezeichnet und wiſſen nach dem Tode ihres Gatten die häuslichen Angelegenheiten mit großer Einſicht zu verwalten. Nie dürfen ihre Söhne es wagen, der Herrſchaft ſich anzumaßen. Ein eigenthümlicher Kopfputz der Druſinnen iſt das Tantur, ein Horn von Silber

Kopfputze der Druſinnen

oder verſilbertem Kupfer, welches anderthalb bis zwei Fuß lang über die Stirne hervorragt und auf einem Kiſſen ſo mühſam befeſtigt iſt, daß es oft wochenlang nicht abgenommen wird. Es iſt mit Figuren von Sternen und Thieren, bei Reichen mit Perlen geziert. Über dieſes Horn wird ein Schleier gehängt, der rückwärts flattert. Die Tracht der Männer beſteht aus einem kurzen Oberkleide von Baumwolle mit Seide oder bei Reichen mit Gold durchwirkt und von zierlichen bunten Muſtern, weiten Beinkleidern, Stiefeln von rothem Saffian, über welche ſie gelbe Pantoffeln ziehen. Aus dem Gürtel blicken die verzierten Griffe von zwei bis drei Dolchen und kurzen Säbeln hervor. Gewöhnlich tragen ſie zwei mit Silber oder Gold eingelegte Piſtolen im Gürtel und eine Patrontaſche von rothem Saffian vollendet den Waffenſchmuck. Im Kriege wird jeder ſtreitbare Mann zum Dienſt aufgeboten. Dann ſteigen die Ausrufer auf die Berghöhen und rufen: „Zum Kriege! Ergreift Flinte und Piſtolen! Edle Scheikhs, ſteigt zu Pferde! Bewaffnet euch mit Lanze und Säbel und erſcheint morgen zu Deir el Kamar. Eifer Gottes! Eifer der Schlacht!"

Wir hatten unſere Pilgerfahrt vollendet. In den letzten Tagen des Junius verließen wir mit einem franzöſiſchen Schiffe den Hafen von Beirut. Eine günſtige Fahrt brachte uns bald an die Küſte Kleinaſiens und nach einem kurzen Aufenthalte in Smyrna ſchifften wir uns nach Trieſt ein, wo ich mich von meinem theuern Reiſegefährten trennte, um in meine Heimat zurückzukehren.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

140.] Erſcheint jeden Sonnabend. [December 5, 1835

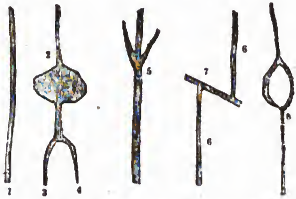
Der metalliſche und der Steinſalzbergbau.

Das Innere eines Blei- und Silberbergwerks.

Wir theilten in Nr. 111 des Pfennig-Magazins eine Anſicht des Steinkohlenbergbaues mit und wenden uns nun zuvörderſt zu dem metalliſchen Bergbau oder zu der Gewinnung der in der Erdrinde vorhandenen nutzbaren Metalle, von der Gewinnung des Steinſalzes aber werden wir ſpäter reden.

Die Metalle oder vielmehr deren Erze finden ſich entweder auf Lagern oder Flötzen, Stöcken, Gängen, Stockwerken, Neſtern oder in dem Gebirgsgeſtein eingeſprengt. Lager und Flötze ſind mehr oder minder mächtige, d. h. ſtarke Lagen, die zwiſchen den Gebirgsſchichten vorkommen und mehr oder weniger gänzlich aus Erzen, d. h. aus Verbindungen der Metalle mit Sauerſtoff, Schwefel, aus Legirungen mehrer Metalle untereinander, wozu noch erdige Stoffe, Säuren, Waſſer u. ſ. w. kommen, beſtehen. Die Gänge ſind Spalten, welche die Schichten oder Maſſen des Gebirgsgeſteins durchſetzen und ſpäter mit den metalliſchen Subſtanzen, ſowie mit mannichfachen andern Mineralien, mit Geſteinbruchſtücken u. ſ. w. ausgefüllt worden ſind. Die folgenden Abbildungen I zeigen mehre wichtige Verhältniſſe der Gänge in horizontalen Durchſchnitten. Fig. 1 iſt ein regelmäßiger Gang mit parallelen Seiten. Die Erſtreckung eines Ganges heißt ſein Streichen, welches nach der Weltgegend und nach dem Winkel beſtimmt wird, den es mit dem Horizont macht. Die Gänge fallen unter einem mehr oder minder ſtarken Winkel in die Tiefe der Erde, welches man ihr Fallen nennt und welches nach den Graden der Waſ-

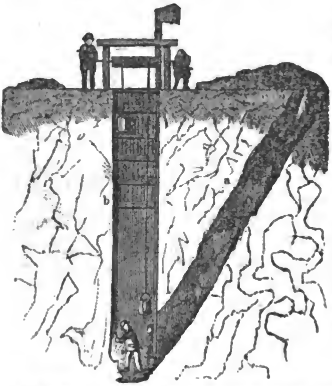
I.



ſerwage beſtimmt wird. Die Seite des Ganges, auf welcher er auf dem Gebirgs- oder Nebengeſteine aufliegt und dieſes ſelbſt, heißt ſein Liegendes, die obere Seite und das ihn bedeckende Nebengeſtein, ſein Hangendes. Bei 2 erweitert ſich der Gang oder wird mächtiger, bei 3 und 4 gabelt er ſich und keilt ſich bei 4 aus, d. h. er verliert ſich; bei 5 zertrümmert ſich der Gang, d. h. er zertheilt ſich in mehre ſchmälere Gänge oder Trümmer. Der Gang Fig. 6 wird nicht allein von einem zweiten, 7, jüngern durchſetzt, ſondern er wird auch verworfen, d. h. ſeine Richtung wird unterbrochen. Bei 8 endlich umſchließt ein Gang eine Maſſe von Gebirgsgeſtein. Stöcke ſind mächtige Gänge oder Lager, Stockwerke mit vielen ſchmalen Gängen oder Trümmern durchzogene Gebirgsmaſſen, Neſter einzelne, mitten in den Gebirgsgeſteinen vorkommende Erzmaſſen.

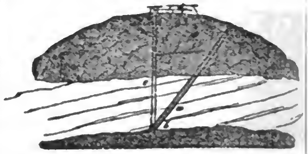
Muthmaßt man das Vorhandenſein einer Erzlagerſtätte, ſo unterſucht man dies näher durch ſogenannte Schürfe, d. h. durch brunnenartige Vertiefungen an den Punkten, wo man vermuthet, daß ſich ein Gang oder Lager an der Erdoberfläche zeige. Man ſchreitet darauf zu den weitern Verſucharbeiten. Es ſei z. B. a der folgenden Abbildung II ein Gang, ſo wird entweder auf deſſen Fallen ſelbſt ein Schacht abgeſunken oder in einiger Entfernung davon, bei b, in ſenkrech-

II.



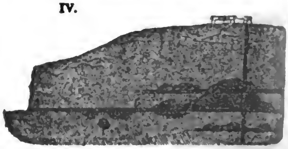
ter Richtung, oder bergmänniſch geſprochen ſeiger, ſo daß er den Gang in einer gewiſſen Tiefe trifft. Die Grubenbaue ſind ſehr verſchiedenartig und wir können daher nur Einiges davon erwähnen, da eine deutliche Beſchreibung auch nur der wichtigſten Baue zu weitläufig werden würde. Die hier folgenden Abbildungen III und IV ſind zwei ſenkrechte und ſich kreuzende Durchſchnitte eines Gebirgs mit einem Erzgange, a b iſt ein aus einem Thale herangetriebener Stollen, d. h. faſt horizontaler Gang; c iſt der ſeigere Schacht. Durch die Verbindung des Schachtes mit dem Stollen wird der Luft-, oder wie der Bergmann ſagt, Wetterwechſel in der Grube hergeſtellt; auf dem Stollen, der ein geringes Abfallen nach außen hat, fließt zugleich das Waſſer ab, welches zwiſchen der Oberfläche des Gebirgs und b vorkommt, oder welches aus größerer Tiefe durch eine Maſchine in dem Schachte bis zu dem Stollen emporgehoben worden iſt. Die Förderung der Erze, d. h. ihr Transp[ort] zur Erdoberfläche kann ſowol, je nachdem es [d]ie

III.



Querdurchſchnitt.

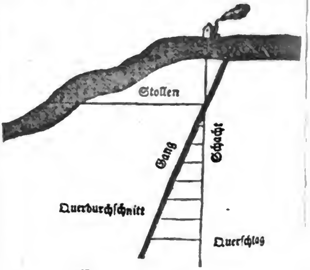
IV.



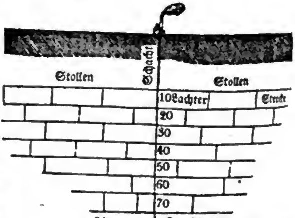
Längendurchſchnitt.

Umſtände erfodern, auf dem Stollen als auch [durch] den Schacht bewerkſtelligt werden. Die folgenden [A]bbildungen V und VI zeigen in zwei, ſenkrechte [auf ein]-

V.



VI.



Längen- Durchſchnitt.

anderſtehenden Durchſchnitten ein zum Abbau eines Ganges oder zur Gewinnung der auf demſelben vorkommenden Erze vorgerichtetes Grubenfeld. Der Gang hat ein ziemlich ſtarkes Fallen. Der Schacht iſt ſeiger

Digitized by Google

abgeſunken und da, wo er den Gang trifft, iſt von dem Thale her ein Stollen herangetrieben. Von dem Schachte ab ſind Querſchläge nach dem Gange getrieben, auf dem Streichen deſſelben (ſiehe Fig. VI) jedesmal von 10 zu 10 Lachtern (zu 80 Zoll) Strecken, Gezeuch- oder Feldſtrecken genannt, die wieder durch kleine Schächte miteinander verbunden ſind. Häufig ſind die Schächte auf dem Fallen des Ganges ſelbſt abgeſunken und dann fallen die Querſchläge weg. Jede von dieſen Arten der Vorrichtung eines Grubenfeldes hat ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Der eigentliche Abbau der Gänge oder die Gewinnung der Erze geſchieht hauptſächlich auf zweierlei Weiſe, wovon die eine darin beſteht, das Erz von oben, und die andere, es von unten anzugreifen. In dem einen oder in dem andern Falle haben die Abbaue das Anſehen von Stufen einer Treppe, von oben oder von unterwärts angeſehen. Die erſtere Methode nennt man den Stroßen- oder Straßen-, die andere den Firſten- oder Förſtenbau. Will man ein Erzmittel durch Stroßenbau gewinnen, ſo geht man von einer Feldſtrecke, zu beiden Seiten eines Schachtes (Abbildung VI) ſtufenartig niederwärts. Es bildet ſich auf dieſe Weiſe eine Art von Treppe und auf jeder Stufe kann wenigſtens ein Bergmann arbeiten. Ein ſolcher Stroßenbau iſt in der zu Anfang dieſes Aufſatzes gegebenen Abbildung dargeſtellt. Da nicht der ganze Gang aus Erz beſteht, ſondern auch unhaltiges Geſtein mitgewonnen wird, ſo muß dies weggeſchafft werden. Zur Unterſtützung der Seitenwände werden nämlich in einer gewiſſen Höhe über den Stroßen, vom Hangenden zum Liegenden in horizontaler Richtung Hölzer gezogen, deren Enden in ausgehauenen Löchern ruhen; dieſe Hölzer werden mit Latten oder Brettern bedeckt und auf dieſe werden die ſogenannten Berge oder die unhaltigen Mineralien geſtürzt. — Bei dem Förſtenbau geht man zu beiden Seiten eines kleinen Schachtes von der Decke oder Förſte einer Strecke aus ſtufenartig in die Höhe; über der Strecke wird eine hölzerne Decke, ſogenannte Bühne, angebracht oder eine Gewölbmauerung gezogen, auf welche der Bergmann tritt und auf welche, indem man in die Höhe geht, das unhaltige Geſtein geworfen wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in einem vorgerichteten Grubenfelde, wie in Abbildung VI, mehre Stroßen- oder Förſtenbaue auf einmal in Betrieb geſetzt werden können. Beide Arten von Abbauen haben je nach den Umſtänden ihre Vortheile und Nachtheile.

Wir wenden uns nun zuvörderſt zu den Mitteln der Erzgewinnung. Minder feſte Mineralien, wie die Steinkohlen, werden, wie in Nr. 111 des Pfennig-Magazins angegeben iſt, mit der Keilhaue losgemacht, allein beim metalliſchen Bergbau kann dieſelbe nur ſelten angewendet werden, da das Geſtein gewöhnlich zu feſt dazu iſt. Die ſogenannte Schlägel- und Eiſenarbeit, bei welcher ein kleiner Hammer mit kurzer Spitze und mit einem Stiel mittels der linken Hand auf das Geſtein geſetzt und dieſes durch Hammerſchläge, die mit der rechten Hand geführt werden, losgetrennt wird, iſt von geringer Wirkſamkeit und wird nur unter beſondern Umſtänden angewendet. Das mächtigſte Mittel zur Lostrennung des Geſteins liefert das Pulver, welches ſeit dem Jahre 1615 beim Bergbau angewendet wird und eine gänzliche Umgeſtaltung bei demſelben hervorgebracht hat. Man nennt das Lostrennen des Geſteins mittels des entzündeten Pulvers die Sprengarbeit. Das Verfahren dabei beſteht im Allgemeinen darin, daß man ein Loch bohrt, Pulver in daſſelbe thut und dieſes entzündet. Das Bohren des Loches geſchieht mittels eines eiſernen, unten verſtahlten Bohrers, der gewöhnlich eine meißelartige Schärfe hat, zuweilen auch zwei ſich rechtwinklig durchkreuzende. Der Bergmann hält den Bohrer mit der linken Hand auf das Geſtein und mit der rechten führt er Schläge mittels eines ſogenannten Fäuſtels auf denſelben. Nach jedem Schlage wird der Bohrer etwas gedreht. Zur Entfernung des Bohrmehls aus dem Bohrloche wendet man einen ſogenannten Krätzer — eine unten mit einer löffelartigen Scheibe verſehene Stange — an. Das Bohren geſchieht gewöhnlich durch einen, ſeltener durch zwei oder gar durch drei Arbeiter. Die Bohrlöcher ſind 1—4 Fuß tief und 6—22 Linien weit. Das Pulver wird ſelten loſe in das ausgetrocknete Bohrloch geſchüttet, ſondern gewöhnlich in eine papierne Patrone gethan und dieſe in das Bohrloch geſteckt. In die Patrone oder in jenes ſteckt man auch bis auf den Boden eine dünne cylindriſche, metallene Stange, die ſogenannte Räumnadel, bringt dann kleine Steinchen oder Thon auf das Pulver und ſtampft dieſe Beſetzung feſt. Darauf zieht man die Räumnadel heraus, ſchüttet in die dadurch hervorgebrachte Röhre Pulver oder ſteckt ein mit Pulver gefülltes Röhrchen von Hollunderholz, Schilf, Stroh oder Papier hinein und bewirkt das Anzünden durch einen Schwefelfaden, der hinlänglich lang iſt, damit der Arbeiter in Sicherheit ſei, ehe der Schuß losgeht. Die anzuwendende Pulvermenge muß mit der Tiefe des Bohrlochs und mit dem Widerſtande des Geſteins im Verhältniſſe ſtehen und nur grade hinreichend ſein, um es zu zerreißen. Das gelöſte Geſtein wird nach erfolgtem Sprengen mit Brechſtangen, Schlägel und Eiſen, der Keilhaue u. ſ. w. noch völlig losgetrennt. An manchen Orten, wie z. B. im Rammelsberge bei Goslar am Harze, zu Geyer und zu Altenberg in Sachſen u. ſ. w., iſt jedoch die Erzmaſſe ſo feſt, daß ſelbſt die Sprengarbeit unwirkſam oder mindeſtens zu koſtbar iſt, um zur Gewinnung angewendet werden zu können. Man muß ſich daher der Wirkung des Feuers bedienen, um die Feſtigkeit des Geſteins und der Erze zu vermindern. Es werden zu dem Ende vor dem anzugreifenden Theile Feuer angezündet. Nachdem die Flamme hinlänglich gewirkt hat und die Baue wieder ſo abgekühlt ſind, daß die Arbeiter darin ausdauern können, ſo werden die abgelöſten und bröckelig gewordenen Maſſen mittels Brechſtangen, Keilen und nun ſelbſt noch mittels der Sprengarbeit gänzlich losgetrennt.

Ein ſehr wichtiger Theil des metalliſchen Bergbaues iſt die Sicherung der ausgehöhlten Räume durch Zimmerung und Mauerung. Erſtere iſt am meiſten im Gebrauch, letztere iſt dauerhafter und überall da vorzuziehen, wo die Grubenbaue lange Jahre hindurch benutzt werden ſollen.

Über die Förderung der Erze von den Abbauen nach den Schächten oder Stollen, oder durch dieſe zu Tage aus, über die Waſſerhaltung, d. h. die Herausſchaffung des Grundwaſſers aus den Gruben, und endlich die Wetterführung, d. h. die Unterhaltung eines gehörigen Luftzuges an allen Punkten in den Gruben, wo Menſchen ſich aufhalten müſſen, haben wir bereits in Nr. 111 des Pfennig-Magazins geſprochen und beziehen uns darauf.

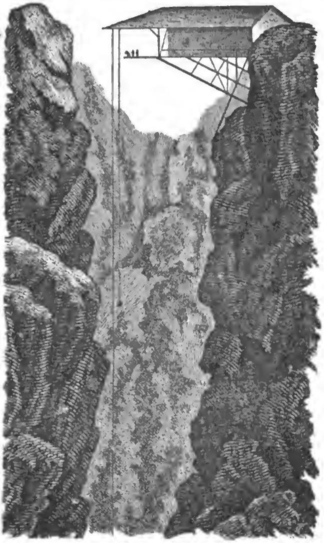
Unter den verſchiedenen Mitteln, in die Schächte hinabzuſteigen oder, wie der Bergmann ſagt, hinabzufahren, verdienen die Leitern oder Fahrten den Vorzug, weil ſie die meiſte Sicherheit gewähren. Die Fahrten ſind ſeiger oder unter einem gewiſſen Winkel in den Schächten befeſtigt. Von 24 zu 24 Fuß ſind ge-

Digitized by Google

wöhnlich in den Fahrſchächten Ruhebühnen, d. h. kleine Böden von Brettern angebracht und mit einer Öffnung verſehen, die grade groß genug iſt, daß ein Menſch hindurch und auf die unmittelbar darunter befindliche Fahrt gelangen kann. Sie dienen den auf- und einfahrenden Bergleuten zur Ruhe und zum Ausweichen der ſich Begegnenden. Treppen findet man nur ſelten in Bergwerken. Eine andere Einfahrmethode beſteht in dem Hinabrutſchen auf geneigt liegenden glatten Balken, wobei man ſich an einem ſtraff angeſpannten Seile hält. Die ſchlechteſte Fahrmethode aber beſteht in dem Hinunterlaſſen und Heraufziehen der Anfahrenden in den Förderungskübeln, oder in Seſſeln, oder indem man einen an dem Förderungsſeile befeſtigten Stock zwiſchen die Beine nimmt, da ſie die wenigſte Sicherheit und Bequemlichkeit gewährt.

Liegen mächtige Erzlagerſtätten ſogleich unter der Erdoberfläche, ſo gewinnt man ſie mittels des Steinbruch- oder Pingenbaus, indem man keine unterirdiſchen Baue treibt, ſondern von oben nach unten Alles wegnimmt. Durch einen langen Betrieb ſolcher Pingen entſtehen ungeheure, ſehr romantiſche Schlünde, wie z. B. die des Büchemberges und Gräfenhagensberges bei Elbingerode am Harz und die noch weit koloſſalern von Dannemora und Persberg in Schweden. Von dem obern Theile der letztern gibt die Abbildung (VII) eine Anſicht. Es wird durch dieſen Pingenbau ein ſehr mächtiges Magneteiſenſteinlager abgebaut. Die Pingen liegen in einer bewaldeten Höhe, man ſieht nichts eher davon, bis man an dem Rande der furchtbaren, mit ſchwarzen, ſenkrechten Wänden abſtürzenden Öffnung iſt. Man blickt hinab in die ſchauerliche, einen großen Theil des Jahres nur hin und wieder von Schneemaſſen aufgehellten Tiefe, deren Felſengrund 2—300 Fuß unter dem Standpunkte des Beobachters liegt und erkennt hier und dort an den Seitenwänden der ſchwarzen Gruft die noch ſchwärzern Eingänge zu labyrinthiſchen Höhlen, bewacht von langen ſpitzigen Eiszapfen, an Farbe und Durchſichtigkeit dem Aquamarin ähnlich. Aus einigen dieſer Höhlungen, unterirdiſchen Grubenbauen, lodert die Flamme des Kienholzes hervor, um das Geſtein mürbe zu machen. Die Tiefe iſt belebt von Menſchen, welche, an ſcheinbarer Größe und an Regſamkeit Ameiſen ähnlich, dort in jenem tiefſten, hier an einem etwas höhern Punkte, von überhangenden Felſenmaſſen bedroht, mit ſaurer Mühe Eiſen in Eiſen treiben. Rings um den erſtaunten Beobachter her knarren die Roßkünſte, ächzen die langen Feldgeſtänge, welche Waſſerräder am Abhange des Berges mit Pumpenwerken im Tiefſten der Grube verbinden, und dazwiſchen ertönt aus ferner Tiefe das ſeltſame ſchwache Geräuſch der Hunderte von Hämmern, dem Picken einer großen Anzahl von Uhren in einer Uhrmacherwerkſtatt nicht unähnlich. Richtet man nun den Blick in die Höhe, ſo ſieht man die vielen Pferdewinden, welche den Schlund umgeben, Tonnen in ihn verſenken und dieſe mit ſchwerem Erz gefüllt wieder emporziehen. Eine von vielen Rüſtbäumen getragene Bühne ragt über den Abgrund hervor und von ihr hinab ſenkt ſich das Seil mit der Tonne, welche nicht immer eine todte, ſondern beim Ein- und Ausfahren auch eine lebendige Laſt trägt, indem auf dem Rande ſtehend und ſich mit einer Hand an dem Seile feſthaltend, ſich auf jeder drei Bergleute hinunter- und heraufwinden laſſen, ohne die Gefahr zu ſcheuen, in der ſie dabei ſtets ſchweben. *)

VII.



Eiſenſteinsgrube zu Persberg in Schweden

(Der Beſchluß folgt in Nr. 141.)

Merkwürdiges Naturereigniß.

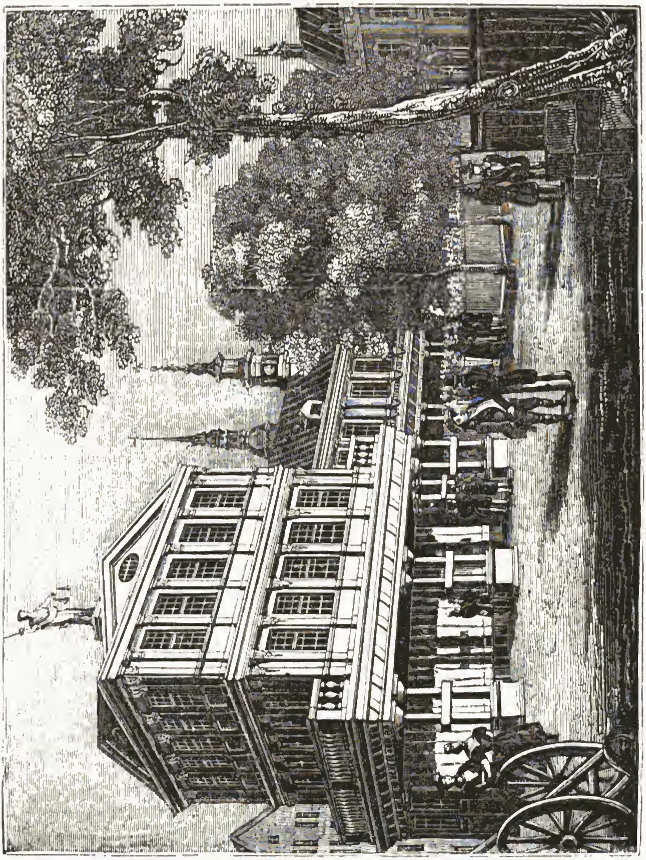
Unter die merkwürdigſten Naturerſcheinungen gehören die Meteore, welche Profeſſor Olmſted und Doctor Smith am 13. November 1833 in Nordamerika beobachteten. Sie ſtellten ſich als Feuerwerke im größten Styl dar, die das ganze Himmelsgewölbe mit Feuerkugeln bedeckten, von denen eine um Vieles größer war, als der aufgehende Vollmond. Dieſe Feuerkugeln ſchienen ſämmtlich von einem Punkte auszugehen; ſie erſchienen und verſchwanden ohne das geringſte Geräuſch, auch wurde ſpäter keine Subſtanz auf dem Boden gefunden, die man für einen Niederſchlag dieſer Lufterſcheinung hätte halten können. Die Ausdehnung des Raumes, den die Meteore einnahmen, ſagt der Berichterſtatter, iſt noch nicht genau beſtimmt, ſo viel aber iſt gewiß, daß ſie vom 61. Längengrade im atlantiſchen Ocean bis zum 100. Längengrade in Mexico, und von den nordamerikaniſchen Seen bis zur ſüdlichen Seite von Jamaica geſehen wurden. Nach den genaueſten Berechnungen jener Gelehrten war die elektriſche Wolke, aus welcher ſich die zahlloſen Feuerkugeln entwickelten, über 500 Meilen von der Oberfläche der Erde entfernt. Einige der größern mußten Körper von ungeheurem Umfange ſein, doch beſtanden ſie gewiß aus ſehr leichtern Stoffe, da der Strich der Luft ihre Richtung verän-

*) Die Darſtellung der Metalle aus den Erzen mittels der Hüttenproceſſe ſoll der Gegenſtand ſpäter zu gebender Aufſätze ſein. D. Red.

Digitized by Google

derte. Profeſſor Olmſted hatte die Wiederkehr dieſer ſeltenen Erſcheinung auf den 13. November 1834 vorausgeſagt und begab ſich deshalb in Begleitung von einigen ſeiner Schüler in der Nacht jenes Tages ins Freie, um dort die Erſcheinung zu erwarten. Sie trat kurz nach Mitternacht auch wirklich ein, da aber ſehr heller Mondſchein war, ſo verlor ſie viel von ihrer Großartigkeit, und nur die größern und glänzendern Feuerkugeln konnten deutlich geſehen werden; auch war ihre Anzahl geringer als im vergangenen Jahre. Vier Minuten nach 1 Uhr zerplatzte eine der glänzendſten Kugeln, gleichſam zum Signal für die übrigen, welche von dieſer Zeit zu ſinken anfingen bis gegen Tagesanbruch. Auch diesmal gingen die Meteore von einem gemeinſchaftlichen Punkte aus, welcher ſich wie das erſte Mal im Sternbilde des Löwen befand.

Hamburg.



Anſicht der hamburger Börſe.

Hamburg.*)

Indem wir zu der Schilderung der drei freien Städte in Norddeutſchland, Hamburg, Lübeck und Bremen, übergehen, müſſen wir zuvörderſt einen Blick auf die große Handelsverbindung, die Hanſe, werfen, der dieſe Städte ihr Aufkommen verdankten und nach deren Auflöſung ſie fortdauernd den Namen der hanſeatiſchen behalten haben. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wurde das Meer und das Feſtland durch Räuber unſicher gemacht und der Handel war allen Angriffen ausgeſetzt, ſeit die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge zu reiſen und das in eine Geldabgabe verwandelte königliche Geleit keinen wirklichen Schutz mehr gewährte. Man mußte auf ſtädtiſche Gewerbe verzichten oder ſich durch Einigungen gegen See- und Landſtraßenräuber ſchützen. Beſonders aber konnte man in Dänemark und Schweden und in den von Slawen bewohnten norddeutſchen Ländern nur durch ein gemeinſchaftliches Verfahren ſich und den Handel ſichern. So entſtanden früh Handelsgeſellſchaften, und als um die Mitte des 13. Jahrhunderts, ehe Rudolf von Habsburg geſetzliche Ordnung gegründet hatte. in Deutſchland wilde Verwirrung herrſchte, wurden jene Handelsverbindungen die beſten Anknüpfungspunkte politiſcher Einigungen. Die Städte Hamburg und Lübeck ſchloſſen im Jahre 1241 einen Bund, wodurch ſie ſich verpflichteten, die Straße zwiſchen der Trave und der Elbe und die Elbe von Hamburg bis zum Meere gegen Räuber zu ſchützen, das Handelsintereſſe gemeinſchaftlich wahrzunehmen und alle Rechte und Freiheiten gemeinſchaftlich zu vertheidigen. So bildete ſich, obgleich man jenes Bündniß wol nicht als Anfangspunkt annehmen kann, die mächtige Verbindung, die den Namen Hanſe, das in der altdeutſchen Sprache Einigung oder Genoſſenſchaft bedeutet, erhielt. Der Genoſſenſchaft der Städte trat im Jahre 1247 auch Braunſchweig bei, das von den Hamburgern und Lübeckern als Niederlage für die levantiſchen und indiſchen Waaren, die auf der großen Handelsſtraße aus Italien durch Deutſchland gingen, benutzt wurde. Die Hanſe erhielt bald ſo viele Mitglieder, daß ſchon 1260 der erſte Bundestag zu Lübeck gehalten wurde. Die Zahl der verbündeten Städte war nicht immer gleich, ihre höchſte Zahl aber betrug 85. Sie theilten ſich in vier Quartiere: das wendiſche mit der Quartierſtadt Lübeck, das niederrheiniſch-weſtfäliſche, wozu auch die in den Niederlanden liegenden Bundesſtädte gehörten, mit dem Hauptorte Köln; das niederſächſiſche Quartier, die Städte zwiſchen Weſer und Elbe umfaſſend, deſſen Quartierſtadt anfänglich Magdeburg, ſpäter Braunſchweig war; und das Quartier der preußiſchen und liefländiſchen Städte mit dem Hauptorte Danzig. Außer den allgemeinen Verſammlungen zu Lübeck wurden beſondere Hanſetage in den Quartierſtädten gehalten. In der erſten Zeit der Entſtehung des Bundes waren die Anſtrengungen der beiden Städte Hamburg und Lübeck gegen Dänemark gerichtet, was bei der Lage derſelben natürlich war, da die Dänen ſich in den Beſitz der Oſtſeeländer zu ſetzen ſuchten, auf welche ſie keinen Anſpruch hatten. Dieſer Kampf zog ſich in das 14. Jahrhundert hinüber, bis die Hanſe 1370 nach der Eroberung Kopenhagens einen vortheilhaften Frieden ſchloß. Durch den an den Küſten der Oſtſee herrſchenden deutſchen Orden begünſtigt, erwarb der Bund große Handelsvorrechte in jenen Gegenden und bahnte ſich durch das Gebiet des Ordens den Weg nach Nowgorod, wo er ſchon im Jahre 1270 eine Hauptniederlage gründete. Ebenſo glücklich war die Hanſe nach langen Anſtrengungen in Norwegen, wo ſie ſich des ausſchließenden Handels bemächtigte und ein Comptoir in Bergen anlegte. Ähnliche Waarenniederlagen hatte ſie in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch in London und Brügge. Überall trachtete ſie nach dem Alleinrechte des Handels. Sie erlangte im 14. Jahrhundert eine hohe politiſche Wichtigkeit, ſchickte Geſandte an andere Staaten, übte das Kriegs- und Friedensrecht und gab ſich durch die im Jahre 1364 zu Köln geſchloſſene Bundesacte auf immer Feſtigkeit. Große Verdienſte erwarb ſich der Bund durch ſtrenge Verfolgung der Räuber und Wegelagerer, durch die Anlegung neuer Kanäle, durch Belebung des deutſchen Gewerbfleißes, deſſen Erzeugniſſen er ſichern Abſatz verſchaffte. Die Macht der Hanſe erhielt die erſte Erſchütterung, als durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Oſtindien der Gang des Welthandels überhaupt eine neue Richtung nahm, und ſie gerieth immer tiefer in Verfall, als die deutſchen Fürſten, die den mächtigen Bund immer mit Mistrauen betrachtet hatten, mehre der wichtigſten Bundesſtädte ihrer Herrſchaft unterwarfen. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts beſtand die Hanſe faſt nur dem Namen nach und ihre politiſche Bedeutung war verſchwunden. Der dreißigjährige Krieg, der den Landhandel zerſtörte, wirkte höchſt nachtheilig auf den Verkehr der Hanſeſtädte. Endlich ward im Jahre 1630 der letzte Hanſetag zu Lübeck gehalten, wo ſich die einzelnen Städte feierlich von dem Bunde losſagten. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden ſich aufs Neue und nur für einzelne Fälle trat Danzig ihnen bei, ohne jedoch den Namen einer Hanſeſtadt zu führen.

Hamburg, die erſte Handelsſtadt Deutſchlands, entſtand aus einer Anſiedelung, welche ſich um eine Burg und Kirche bildete, die Karl der Große nach der Sage auf der Anhöhe zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Ufer der Alſter, zum Schutze gegen die umwohnenden heidniſchen Küſtenvölker erbaute. Von den Nachbarn mehrmals zerſtört, wurde dieſe Anſiedelung, die für den Handel ſo günſtig als für die Fiſcherei lag, ſchnell wiederhergeſtellt und durch neuen Anbau erweitert. Sie wurde bald der Mittelpunkt eines geiſtlichen Sprengels, aus welchem das Chriſtenthum ſich unter den Nachbarn verbreitete, ſeit der fromme Ansgar, ein Mönch aus dem Kloſter Corbie bei Amiens, den Ludwig der Fromme um das Jahr 813 in das neugegründete Stift Korvei an der Weſer ſandte, als Erzbiſchof mit ebenſo viel Thätigkeit als Milde und Liebe wirkte. Er ſtiftete in Hamburg ein Kloſter als Pflanzſchule für Glaubensboten, mußte aber, da die plündernden Normänner die Küſten der Oſtſee verheerten, den Sitz ſeines Erzbisthums im Jahre 847 nach Bremen verlegen. Schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts war die ſchnell emporgeblühte Anſiedelung den Arabern als Handelsort bekannt. Durch die Schirmherren, welche die deutſchen Kaiſer der Stadt und dem umliegenden Lande gaben, gegen die Nachbarn und beſonders die eroberungsluſtigen Dänen geſchützt, erhob ſich Hamburg immer mehr und verdankte vorzüglich den Grafen von Schaumburg ſeit dem Ende des 11. Jahrhunderts Vergrößerung, Wohlſtand und bedeutende Vorrechte. Unter Kaiſer Otto IV. wurde Hamburg 1215 eine freie Reichsſtadt. Die Vortheile, welche die Verbindung mit der

*) Über die Vorzeit Hamburgs vergleiche Nr. 10 des Pfennig-Magazins und über die jetzigen Verhältniſſe enthält Nr. 11 mehre Angaben. Wir verweiſen auf beide Aufſätze, die unſere hier gegebene Skizze theils vervollſtändigen, theils durch dieſe ergänzt werden. D. Red.

Digitized by Google

Hanſe darbot, führten die Thätigkeit der Bewohner Hamburgs immer mehr auf Handel und Schiffahrt und eine bewaffneten Fahrzeuge trugen viel dazu bei, dem Bunde ſeine Handelsmacht und ſeine politiſche Bedeutung zu ſichern. Die innere Verfaſſung der Stadt bildete um dieſelbe Zeit durch Verträge ſich aus, welche die Verhältniſſe zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchaft ordneten. Bis zu Ende des 15. Jahrhunderts war die Stadt auf den Raum zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Alſterufer eingeſchränkt, und erſt ſeitdem ward auch das weſtliche Ufer der Alſter, zum Theil durch geflüchtete Niederländer, und dadurch die Neuſtadt gegründet, welche in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts in die Linie der Feſtungswerke eingeſchloſſen ward. Innere Zwiſte ſtörten im 16. und 17. Jahrhundert mehrmals die Ruhe der Stadt, bis endlich zu Anfange des 18. die ſtädtiſche Verfaſſung unter der Leitung des Reichsoberhaupts befeſtigt wurde. Obgleich im Beſitze ihrer reichsſtädtiſchen Vorrechte geſchützt, mußte ſie doch den Erzbiſchöfen von Bremen den Dom überlaſſen, der im weſtfäliſchen Frieden an Schweden fiel und ſpäter mit dem Herzogthume Bremen an Hanover kam. Während des dreißigjährigen Krieges erhielt die Stadt Hamburg viele neue gewerbſame Bewohner, ein Vortheil, der ihr auch in den erſten Jahren des Revolutionskrieges zuwuchs, und ungeachtet der Auflöſung der mächtigen Hanſe hob ſich Hamburgs Handel und gab reichlichen Erſatz für die Verluſte, welche die einheimiſchen Fabriken durch die überall erwachte Gewerbthätigkeit und die Einfuhrverbote fremder Staaten erlitten. Großen Gewinn brachten beſonders der unmittelbare Verkehr mit Nordamerika und die Kriege in den Niederlanden und am Rhein, die einen anſehnlichen Theil des dortigen Handels nach Hamburg zogen. Bei der neuen Geſtaltung der deutſchen Angelegenheiten nach dem Frieden von Luneville erhielt die Stadt endlich den Dom und ihre politiſche Selbſtändigkeit wurde von Neuem geſichert. Als die Franzoſen 1803 Hanover beſetzten, begannen die Bedrängniſſe Hamburgs, deſſen Handel durch die gegen den Verkehr mit England von dem franzöſiſchen Machthaber ergriffenen Maßregeln große Beſchränkungen und Verluſte erlitt. Die Stadt wurde 1806 von den Franzoſen beſetzt, im folgenden Jahre aber wieder geräumt und behielt noch einen Schatten von Unabhängigkeit, bis ſie 1810 dem franzöſiſchen Reiche als der Hauptort des neuen Departements der Elbmündungen einverleibt wurde. Als im März 1813 die Franzoſen bei der Annäherung der Ruſſen die Stadt verlaſſen hatten, ward eine hanſeatiſche Legion errichtet, um an dem Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen. Am 31. Mai aber rückten die Franzoſen unter dem Marſchall Davouſt wieder ein, welcher die Stadt befeſtigen ließ und ihr eine ſchwere Geldbuße auflegte. Erſt im Mai 1814 zogen die Franzoſen ab und die Ruſſen beſetzten die Stadt. Im folgenden Jahre wurde die alte Verfaſſung wiederhergeſtellt und Hamburg trat in den deutſchen Bund. Seitdem verſchwanden die alten und neuen Befeſtigungswerke und als der Handel unter dem Schutze des Friedens wieder aufblühte, verloren ſich bald auch die äußern Spuren der Kriegsdrangſale in den anmuthigen Anlagen, welche die Stadt umgeben.

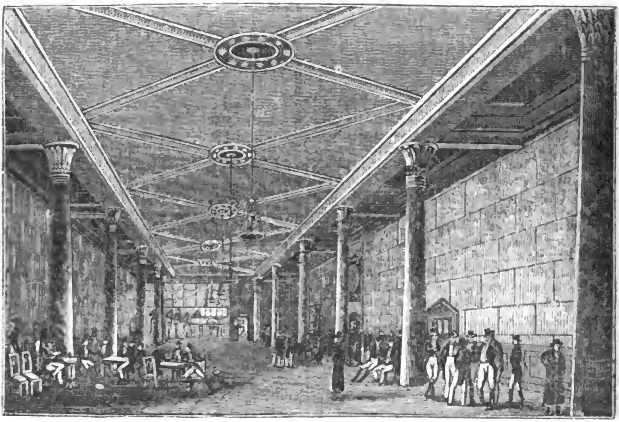
Hamburg liegt größtentheils auf einer Hügelreihe, welche das Thal der Alſter durchſchneidet, am nördlichen Ufer der Elbe, 18 Meilen von der Mündung des Stromes in die Nordſee, nördlich und öſtlich von Holſtein begrenzt, weſtlich durch die Elbe von der lüneburger Haide getrennt. Der niedrigſte Stadttheil liegt nur etwa ſieben Fuß über der Fluthöhe der Elbe, die zuweilen bei hohem Waſſerſtande einzelne Straßen überſchwemmt. Der Strom theilt ſich drei Stunden oberhalb der Stadt bei der Inſel Ochſenwerder in die Süder- und Norderelbe, die beide viele einzelne Arme ausſenden. Die Norderelbe ſtrömt nach Hamburg, und durch einige früher entſendete Arme und zwei kleine Flüſſe verſtärkt, ſchickt ſie in die Stadt einen anſehnlichen Arm, der ſich innerhalb derſelben in viele Kanäle, Fleeten genannt, theilt, welche die untern Stadttheile in allen Richtungen durchſchneiden und die Fortſchaffung der Waaren bis an die Lagerhäuſer erleichtern. Der Hauptſtrom der Norderelbe, über 1000 Fuß breit, beſpült die Südſeite der Stadt. Die in der Stadt ſich ausbreitenden Arme vereinigen ſich wieder und bilden den Oberhafen, wo die Schiffe liegen, welche ſtromabwärts von Magdeburg kommen, der Hauptſtrom aber bildet den Niederhafen, der in mehre Abtheilungen zerfällt und alle von der See kommenden Schiffe aufnimmt. Dieſe Hafenabtheilungen werden bei Sonnenuntergang durch ein mächtiges ſchwimmendes Pfahlwerk geſchloſſen, das mit Sonnenaufgang ſich wieder öffnet. Sobald die Norderelbe, durch die Alſter verſtärkt, Hamburg verlaſſen hat, beſpült ſie die Mauern von Altona und vereinigt ſich unweit dieſer Stadt mit der Süderelbe. Der vereinigte Strom fließt dann durch die Gebiete von Hanover und Holſtein, bis er in dem hamburgiſchen Amte Ritzebüttel bei Kuxhaven ſich in das Meer ergießt. Die Alſter, aus zwei Quellen in Holſtein entſpringend, erweitert ihr Bett eine Stunde oberhalb Hamburg und bildet zwei große Buchten, die äußere, die Außen-Alſter, die innere, die Binnen-Alſter, ein ſchöner breiter Waſſerſpiegel, der dem an ſeinem Ufer liegenden Stadttheile ungemeine Reize gibt. Durch zwei große Kanäle fließt die Alſter, den ältern Stadttheil durchſchneidend, in die Elbe.

Die Hauptbeſtandtheile der Altſtadt liegen auf größern und kleinern, von den Elbarmen gebildeten Inſeln, und viele Brücken verbinden die verſchiedenen Straßen. Auf einer dieſer Inſeln, die ſich über die andern bedeutend erhebt, liegt der älteſte Theil der Stadt mit der Petrikirche, von welchem der weitere Anbau auf die andern Inſeln überging. Die Neuſtadt auf dem weſtlichen Ufer der Alſter ward erſt im 17. Jahrhundert der eigentlichen Stadt als Kirchſpiel einverleibt. Die Stadt hat zwei Vorſtädte, den Hamburgerberg nordweſtlich und St.-Georg öſtlich, ſechs Landthore, deren Gewölbe in neuern Zeiten abgetragen wurden, und drei Waſſerpforten. Die ehemaligen Baſteien, 22 an der Zahl, oder der Wall haben ſich in anmuthige Spaziergänge umgewandelt, wo mehre Punkte, z. B. der Stintfang, eine anſehnliche Höhe, die Ufer der beiden Alſterbuchten, die Vorſtadt St.-Georg und die Vincent-Baſtei reizende Anſichten darbieten.

Der ältere Stadttheil auf dem ſüdöſtlichen Ufer der Alſter hat enge und meiſt krumme Straßen, und obgleich die durch allmäligen Anbau entſtandene Neuſtadt keine Regelmäßigkeit in der Anlage zeigt, ſo hat ſie doch breitere und gradere Straßen und einzelne große Plätze. Zu den ſchönſten Stadttheilen gehören der Jungfernſtieg an der Alſter und die Esplanade, eine neue, aus ſchönen Häuſern beſtehende, 165 Fuß breite Straße, deren Mitte vier Reihen von Ulmen beſchatten. Unter den übrigen Straßen ſind auszuzeichnen die Theaterſtraße, die neue Gröninger- und die Admiralitätsſtraße. Die Stadt hat fünf Hauptkirchen, von welchen vier in der Altſtadt und eine in der Neuſtadt liegen. Die älteſte iſt die Petrikirche, zu Anfange des 12. Jahrhunderts erbaut, ein hochgewölbtes Gebäude mit einer trefflichen, 1512 erbauten Orgel. Die in demſelben

Jahrhundert gegründete Nicolaikirche iſt einfacher in ihrem Innern und hat einen durch Alter und kunſtreiche Arbeit merkwürdigen Gotteskaſten. Die ſchönſte unter allen Kirchen der Stadt iſt die in den Jahren 1751—62 auf der Stelle einer ältern von dem Hamburger Sonnin erbaute Michaeliskirche mit einem 456 Fuß hohen Thurme. Das Innere zieren ein Altargemälde von Tiſchbein und eine ſchöne Orgel. Außer einer deutſch-reformirten und einer franzöſiſch-reformirten Kirche gibt es auch eine Kirche für den engliſch-biſchöflichen Gottesdienſt. Die Katholiken beſitzen die 1757 erbaute kleine Michaeliskirche. Jede der beiden Vorſtädte hat eine ſchöne Kirche. Die Juden haben, außer einer großen Synagoge, den neuen Tempel, worin der Gottesdienſt in deutſcher Sprache nach dem neuen Ritus gehalten wird. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden iſt durch ſeinen Umfang das Stadthaus auf dem neuen Wall ausgezeichnet, worin ſich die Policeibehörde befindet. Das Rathhaus, aus mehren zu verſchiedenen Zeiten errichteten Gebäuden beſtehend, iſt äußerlich durch 21 ſteinerne Bildſäulen der deutſchen Kaiſer von Rudolf von Habsburg bis auf Ferdinand III. verziert. Ihm gegenüber liegt die Börſe, ein offenes Gebäude, das auf 14 Doppelpfeilern ruht und in deſſen Hofraum, die alte Börſe, man auf einigen Stufen hinabſteigt. Wir geben in der Abbildung auf Seite 389 eine Anſicht dieſes Verſammlungsortes der Kaufleute. Nicht weit von dieſem Gebäude liegt die Börſenhalle, welche mit der Beſtimmung, eine Hülfsanſtalt des Handels, ein Mittelpunkt der Geſchäfte und ein Brennpunkt für die Sammlung der von allen Seiten herbeiſtrömenden Handelsnachrichten zu ſein, zugleich den Zweck verbindet, dem literariſchen Verkehr zu dienen. Sie wurde von einem Privatmanne, Gerhard van Hoſtrup, gegründet und 1804 eröffnet. In dem Erdgeſchoß, das drei Säle mit Säulengängen enthält, ſammelt ſich Alles, was auf Handel und Schiffahrt Bezug hat. Amtliche Bekanntmachungen, gedruckte Liſten, Verzeichniſſe der abgehenden und angekommenen Schiffe und die Berichte aus den bedeutendſten Hafenſtädten werden hier gleich nach der Ankunft öffentlich angeſchlagen. Dieſe Begünſtigungen haben die Aſſecuranzgeſchäfte vorzugsweiſe in die Börſenhalle gezogen und der Handel mit Staatspapieren in ſeiner ganzen Ausdehnung hat hier ſeinen Sitz erhalten. Die Leſezimmer bieten einen reichen Vorrath von politiſchen Zeitungen, literariſchen Zeitſchriften und Flugſchriften dar. Neben den Zeitſchriften wird eine Auswahl der neueſten und intereſſanteſten Bücher, jedes einen Monat hindurch, aufgelegt. Andere Zimmer enthalten eine Sammlung der neueſten Kupferwerke und einzelner Kunſtblätter. Außer einer deutſchen politiſch-mercantiliſchen Zeitung wird von dem Eigenthümer der Börſenhalle noch eine geſchätzte literariſche Zeitſchrift herausgegeben und in der großen Druckerei der Börſenhalle gedruckt. Mehre Säle des Gebäudes werden zu Verſammlungen der Aſſecuranzcompagnien benutzt und es enthält auch einen ſchönen Concert- und Ballſaal. Nachſtehende Abbildung gibt eine Anſicht des Innern dieſer Anſtalt, die von keiner ähnlichen in Deutſchland erreicht, von keiner im Auslande übertroffen wird. Anderer bedeutenden öffentlichen Gebäude werden wir erwähnen, wenn wir einen Blick auf die gemeinnützigen Anſtalten werfen. Unter den öffentlichen Denkmälern iſt vorzüglich das dem Grafen Adolf IV. von Schaumburg gewidmete zu nennen, ein Stein, auf welchem Helm, Schild und Schwert unter einem von vier Säulen getragenen Baldachin liegen. Unweit der Alſterbrücke ſieht man das Denkmal, welches 1802 dem durch mehre ausgezeichnete Schriften bekannten, um Hamburg hochverdienten Büſch errichtet ward, ein Obelisk von Sandſtein, der das Bild des Verſtorbenen, zwei Erinnerungstafeln und ein allegoriſches Basrelief zeigt.

(Beſchluß folgt in Nr. 141.)



Die hamburger Börſenhalle.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

141.] Erſcheint jeden Sonnabend. [December 12, 1835.

H a m b u r g.

(Beſchluß aus Nr. 140.)

Das Baumhaus

Digitized by Google

Die Bewohnerzahl des Freiſtaats Hamburg, deſſen Gebiet etwas über 7 Quadratmeilen umfaßt, wird verſchieden angegeben, da die Ergebniſſe der Volkszählungen nicht öffentlich bekannt gemacht worden, doch darf man ſie nach annähernder Berechnung zu 155,000 annehmen, von welchen man über 120,000 auf die Stadt rechnet. Unter dieſen gibt es über 4000 Reformirte, mehr als 2000 Katholiken, über 500 Mennoniten und 10,000 Juden.

Hamburg beſitzt treffliche Anſtalten zur Beförderung der Volksbildung und wohlthätiger Zwecke. Das im Jahre 1613 eröffnete Gymnaſium gibt die letzte wiſſenſchaftliche Vorbildung zur Univerſität und empfängt die dem Gelehrtenberufe ſich widmenden Zöglinge des im Jahre 1529 gegründeten Johanneums, das aus einer Gelehrtenſchule und einer höhern Bürgerſchule beſteht. Jedes Kirchſpiel hat eine öffentliche Schule für den Elementarunterricht und in allen Stadttheilen befinden ſich Freiſchulen. Die Navigationsſchule in dem Gebäude der Sternwarte ſorgt für die Bildung tüchtiger Steuermänner. In der pharmaceutiſchen Lehranſtalt werden die für Apotheken erfoderlichen Wiſſenſchaften vorgetragen. Das von dem verſtorbenen, durch mehre Werke über die Handelswiſſenſchaft bekannten Crüger gegründete akademiſche Handlungscomtoir bildet Comtoirarbeiter. Der Verein der Freunde des vaterländiſchen Schul- und Erziehungsweſens ſtiftete im Jahre 1830 eine Unterrichtsanſtalt für Schulgehülfen, die Geſellſchaft für Kunſt und nützliche Gewerbe erhält eine Zeichnenſchule, der Architekt Ferſenfeldt leitet ſeit 1818 eine wohlthätig wirkende Lehranſtalt für die Baukunſt und ſeit längerer Zeit beſteht eine muſikaliſche Akademie, welche nach dem Muſter des Conſervatoriums zu Paris eingerichtet iſt, ſowie eine Akademie der zeichnenden Künſte.

Unter den Anſtalten für wiſſenſchaftliche Zwecke nennen wir zuerſt die im Jahre 1826 auf Koſten der Stadt gegründete Sternwarte, welche mehre vortreffliche Inſtrumente von dem 1830 verſtorbenen patriotiſchen Bürger und ausgezeichneten mechaniſchen Künſtler Johann Georg Repſold beſitzt. Der botaniſche Garten iſt reich an ſeltenen Pflanzen, deren Sammlung der Verkehr Hamburgs mit allen Weltgegenden begünſtigt. Der Unterricht, den hier junge Leute in der Gärtnerkunſt erhalten, erhöht den Werth der Anſtalt. Mehre Privatperſonen in der Stadt und in der Umgegend beſitzen treffliche Gartenanlagen ähnlicher Art, unter welchen vorzüglich Booth's Pflanzenhandlung in Flottbeck durch außerordentlichen Reichthum ſich auszeichnet. Unter den naturgeſchichtlichen Sammlungen ſteht obenan das Muſeum des durch mehre vorzügliche Schriften bekannten Röding, das ſeit 1804 dem Publicum geöffnet iſt und in mehren Abtheilungen, beſonders in den Säugethieren Vögeln und Conchylien, einen großen Reichthum zeigt. Mit dem Muſeum ſind auch eine naturhiſtoriſche Bibliothek, Sammlungen von Kupferwerken und von Münzen und eine reiche Auswahl von Waffen und Geräthſchaften fremder Völker, beſonders der Chineſen und der indiſchen Volksſtämme, verbunden. Treffliche Sammlungen von Gemälden, Kupferſtichen und Handzeichnungen findet man bei mehren Kunſtfreunden.

Für wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Zwecke wirken mehre Vereine patriotiſcher Männer. Unter ihnen ſind beſonders auszuzeichnen die 1765 geſtiftete Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe, welche außer der Zeichnenſchule auch eine Schwimmſchule und eine Rettungsanſtalt für die im Waſſer oder durch Feuer Verunglückten errichtet und ſich viele Verdienſte um Land- und Gartenbau erworben hat, und die gleichfalls durch nützliche Stiftungen verdiente patriotiſche Geſellſchaft. Die im Jahre 1690 gegründete Geſellſchaft zur Verbreitung der mathematiſchen Kenntniſſe hat ſich beſonders durch die Herausgabe des für Navigationsſchulen wichtigen Handbuches für Schiffahrer verdient gemacht. Die 1805 geſtiftete Geſellſchaft der Freunde des vaterländiſchen Schul- und Erziehungsweſens hat, außer der ſchon erwähnten Anſtalt für Schulgehülfen, auch eine Schullehrerwitwen-Anſtalt gegründet. Der ſchon 1819 begonnene und 1826 feſter begründete Kunſtverein veranſtaltet alle zwei Jahre eine Ausſtellung und verlooſet die angekauften Kunſtwerke unter ſeine Mitglieder. Unter den Bibliotheken gehört der erſte Platz der im 17. Jahrhundert aus der Bücherſammlung zweier Schulen gebildeten Stadtbibliothek, die an Handſchriften und Druckſeltenheiten reich iſt, und zugleich Sammlungen von Münzen, Kunſtſachen und Naturalien beſitzt. Die im Jahre 1735 geſtiftete Commerzbibliothek iſt vorzüglich reich an Werken aus dem Gebiete der Länderkunde und den dem Kaufmann wichtigen Hülfswiſſenſchaften und enthält eine treffliche Landkartenſammlung. Die an technologiſchen Werken reiche Bibliothek der Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und Gewerbe iſt gleichfalls dem Publicum geöffnet.

Werfen wir einen Blick auf die milden Stiftungen, ſo tritt uns zuerſt das Waiſenhaus entgegen, das urſprünglich im 16. Jahrhundert durch ein Vermächtniß gegründet und 1785 neu erbaut ward. Es verpflegt und unterrichtet über 700 Kinder und iſt trefflich eingerichtet. Lange nach der Auflöſung einer früher von dem verdienſtvollen Heinecke (ſ. Pfennigmagazin Nr. 129) zu Eppendorf bei Hamburg errichteten Taubſtummenanſtalt wurde 1827 von Privatperſonen eine neue in der Vorſtadt St.-Georg gegründet. Seit 1830 beſitzt Hamburg auch zwei Kleinkinderſchulen, hier Warteſchulen genannt, über welche Frauen aus angeſehenen Familien die Aufſicht führen. Das in einer geſunden Gegend der Vorſtadt St.-Georg neu erbaute und 1823 vollendete allgemeine Krankenhaus iſt eine, durch die trefflichſten Einrichtungen für ſorgfältige Pflege der Kranken ausgezeichnete Anſtalt, die gegen 1200 Leidende aufnehmen kann. Die Freimaurerlogen haben ſeit 1795 zwei Anſtalten für ſolche Kranke gegründet, die ſich in ihren Wohnungen für dieſelbe Bezahlung nicht die Pflege verſchaffen können, die ſie hier erhalten. Hamburg hat ſeit dem vorletzten Jahrzehend des 18. Jahrhunderts durch ſeine Armenpflege als Muſter vorgeleuchtet, indem die allgemeine Armenanſtalt, unter der Leitung des Armencollegiums, bei der Mitwirkung patriotiſcher Bürger, die Verhütung der Verarmung und eine gewiſſenhafte Vertheilung der Unterſtützungen ſich zur Aufgabe machte. Außer dieſer Anſtalt beſtehen noch mehre einzelne Stiftungen, z. B. das Armenhaus für Seefahrer, im Jahre 1556 von Kaufleuten und Schiffern gegründet, das zugleich eine Kaſſe verwaltet, in welche ſich Seefahrer einkaufen können, die, wenn ſie in die Gefangenſchaft der afrikaniſchen Seeräuber fallen, ihr Löſegeld erhalten. Das Gaſt-, Armen- und Krankenhaus, 1609 für arme reiſende und wallfahrende Pilger geſtiftet, verpflegt jetzt alte Perſonen, die ſich mit einer geringen Summe einkaufen. Ein Überreſt der ehemaligen Beguinenhäuſer iſt das ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts beſtehende Convent, in welchem ſich einige Frauen befinden, die ſich in eine Art von klö-

Digitized by Google

ſterlichem Verein unter einer Meiſterin eingekauft haben. Noch zu Anfange dieſes Jahrhunderts war es gebräuchlich, daß den zum Tode geführten Verbrechern an der Pforte dieſes Hauſes ein Glas Wein gereicht wurde, worauf dann der Nachrichter gleich nach dem Trunke das Glas auf dem Pflaſter zerſchmetterte. Die allgemeine Verſorgungsanſtalt, von der patriotiſchen Geſellſchaft geſtiftet, gewährt, gegen beſtimmte Einlagen, Leibrenten, Penſionen, Witwengehalte und Begräbnißgelder, und hat ſeit 1819 eine beſondere Sparkaſſe für Dienſtboten, Handwerker und Tagelöhner errichtet. Die 1831 geſtiftete Vorſchußanſtalt borgt gegen Bürgſchaft an Handwerker und andere Hülfsbedürftige Summen von 5—100 Thalern und die Zurückzahlung geſchieht mit einem Schilling wöchentlich von jedem geliehenen Thaler; eine Anſtalt, welche die Erwartungen durch den bisherigen wohlthätigen Erfolg übertroffen hat. Die Creditkaſſe für Erben und Grundſtücke in der Stadt und deren Gebiet, gleichfalls ein Werk der patriotiſchen Geſellſchaft, hat den Zweck, den hypothekariſchen Credit durch Auszahlung gekündigter Hypotheken-Schulden aufrecht zu erhalten.

Die ſtädtiſche Verfaſſung beruht auf einem im Jahre 1712 errichteten Vergleiche und iſt wiederhergeſtellt, wie ſie vor 1810 war. Die vollziehende Gewalt hat der Senat, der aus 4 Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren beſteht, die ſich durch eine Verbindung von Wahl und Loos ſelbſt ergänzen. Drei Bürgermeiſter und 11 Rathsherren müſſen Doctoren der Rechte ſein, die übrigen ſind Kaufleute. Die erbgeſeſſene Bürgerſchaft, ohne deren Zuſtimmung der Rath keine wichtigen Veränderungen treffen kann, wählt in jedem der 5 Kirchſpiele 36 Bürger zu dem großen Ausſchuſſe oder dem Collegium der Hundertachtziger. Aus dieſem wird das Collegium der Sechziger gewählt und die älteſten Bürger in dieſem bilden das Collegium der 15 Oberalten. Nur der Rath und die Oberalten werden beſoldet. Der Rath ſchlägt die Geſetze vor, welche dann durch die Oberalten und die andern bürgerlichen Ausſchüſſe geprüft werden. Die Finanzverwaltung iſt ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert einer aus der Bürgerſchaft gewählten Commiſſion übertragen, welche dem Rathe Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegt. Die Ergebniſſe des Staatshaushalts ſind bis jetzt nicht zur öffentlichen Kunde gekommen. Ein Beſchluß, der 1814 die Vorlegung der Jahresrechnungen an die Bürgerſchaft verordnete, wurde 1816 wieder zurückgenommen. Man rechnet die Einkünfte des Freiſtaats auf 2 Millionen Conventionsgulden. Die Rechtspflege verwalten die beiden Stadtpräturen als erſte Inſtanz für Streitigkeiten über Gegenſtände von geringem Betrag, die Landgerichte für die Gebietstheile, das Niedergericht als erſte Inſtanz für Criminalſachen, das Handelsgericht, aus zwei Präſidenten und neun Richtern aus dem Kaufmannsſtande beſtehend, und das Obergericht, das aus einem gelehrten Bürgermeiſter, fünf rechtsgelehrten und fünf kaufmänniſchen Rathsherren beſteht. Die Policeiverwaltung ſteht ſeit 1826 unter der oberſten Leitung von zwei Senatoren. Zu ihren Hülfsmitteln gehört das militairiſch eingerichtete Corps der Nachtwache, ſchon 1610 errichtet, das jeden Abend kurz vor dem Thorſchluſſe ſich verſammelt, um auf die verſchiedenen Wachpoſten vertheilt zu werden. Der Hafen hat eine beſondere, 1814 errichtete Sicherheitswache, die Hafenrunde. Die unter der Policeibehörde ſtehenden Löſchanſtalten ſind ſchon ſeit langer Zeit muſterhaft und beſtehen aus einem zahlreichen Perſonal, wozu 1820 noch 36 Menſchenretter gekommen ſind, die Strickleitern, Ärte und andere Werkzeuge haben und jeden Abend in den verſchiedenen Wachen der Stadt vertheilt werden. Die Löſchanſtalt beſchäftigt über 650 Menſchen.

Zu den Sicherheitsanſtalten gehört auch das im 17. Jahrhundert gegründete Werk-, Armen- und Curhaus, das aus mehren Abtheilungen beſteht. In einer werden gebrechliche alte Leute, Kranke und Kinder verpflegt und ſie iſt zugleich mit einer Schulanſtalt verbunden; eine andere enthält das Zucht- und Curhaus. Dieſe Abtheilung zerfällt wieder in das eigentliche Zuchthaus, in die Anſtalt für verwahrloſte Kinder, in das Curhaus für die Kranken der Anſtalt, in die Entbindungsanſtalt und eine öffentliche Badeanſtalt. Eine dritte und vierte Hauptabtheilung ſind das Spinnhaus und ein neues 1830 vollendetes Gefängniß, wo ſich eine von Repſold angegebene ſehenswerthe Vorrichtung zur Heizung durch Röhren befindet, in welchen in einer Länge von 2500 Fuß das heiße Waſſer in 7 Minuten den Weg durch das ganze Haus macht. Die Geſundheitspflege ſteht ſeit 1818 unter einer eignen Behörde, dem Geſundheitsrath, der aus zwei Mitgliedern des Stadtraths, einem Oberalten, Ärzten u. A. beſteht. Vortrefflich iſt die ſeit 1768 gegründete Rettungsanſtalt, deren Vorrichtungen in 15 Locale innerhalb der Stadt und 26 außerhalb derſelben vertheilt ſind, und ſich theils auf die Rettung der Ertrunkenen, theils auf die Wiedererweckung der verlorenen Lebenskraft beziehen. Unter dieſen Vorrichtungen iſt das von dem Hamburger Ritzler erfundene Eisboot auszuzeichnen, von welchem 1831 eines nach England verlangt und vollkommen zweckmäßig befunden wurde. Neben der 1795 geſtifteten Entbindungsanſtalt beſteht ſeit 1822 eine Ammenanſtalt, indem nämlich ein eigner Arzt dazu verpflichtet iſt, alle von Vermiethern empfohlenen Ammen hinſichtlich ihrer Tauglichkeit zum Säugen und hinſichtlich ihrer Geſundheit zu unterſuchen und ihnen Zeugniſſe der Brauchbarkeit auszuſtellen.

Die Militairverwaltung leitet eine beſondere Behörde unter dem Vorſitze des älteſten Bürgermeiſters. Das 1813 errichtete und 1814 neu geordnete und ſehr gut geübte Bürgermilitair umfaßt alle Waffenfähigen von 22. bis 45. Jahre, doch hört die Verpflichtung den Waffenübungen beizuwohnen, ſchon mit dem 35. Jahre auf. Es zählt 8 Bataillone Infanterie, 1 Jägerbataillon, eine Schwadron Reiter und 2 Compagnien Artillerie. Es ſoll in Friedenszeiten den gemeinſchaftlichen Dienſt mit der Beſatzung verſehen, in Kriegszeiten allein die Beſatzung bilden und die Stadt und das Gebiet bei feindlichen Überfällen ſchützen. Die Beſatzung beſteht aus einem Infanteriebataillon, einer Schwadron Reiter und einer Compagnie Artillerie. Zu dem Bundesheere ſtellt Hamburg 1298 Mann Fußvolk und Reiterei. Nach einem 1834 geſchloſſenen Vertrag wurde in Oldenburg eine Militairſchule im Vereine mit den freien Städten errichtet und von dem Herzog von Oldenburg die von jenen zu ſtellende Artillerie übernommen, wogegen die Städte die Reiterei für Oldenburg liefern.

Der Handel iſt der große Hebel der Gewerbsthätigkeit in Hamburg. Er beſchäftigt über 500 Großhändler, aber noch weit mehr kleine Handelsleute und wird durch beinahe 500 Mäkler erleichtert. Der auswärtige zu See und zu Lande getriebene Handel der Großhändler verſorgt nicht nur Norddeutſchland, ſondern auch einen großen Theil von Nordeuropa mit Colonialwaaren, Arzneiwaaren, Weinen, wiewol die Einwirkung des deutſchen Zollvereins die ſeitherigen Vortheile vermindert hat. Der Hauptgegenſtand der Ausfuhr iſt die Leinwand, die Hamburg aus dem deutſchen Binnen-

Digitized by Google

lande zieht und auf die amerikaniſchen Märkte ſendet. Rhederei war früher weit bedeutender als in neuern Zeiten, da man es vortheilhafter zu finden ſcheint, fremde Fahrzeuge nach Hamburg zu ziehen, als mit eignen Schiffen die Meere zu befahren. Zu den wichtigſten Hülfsanſtalten des Handels gehört die 1619 gegründete Bank, in einem neuen, 1825 aufgeführten Gebäude. Den Verkehr mit dem Auslande befördern auch die nach Hull, London, Amſterdam und Havre fahrenden Dampfböte. Die Fahrt zwiſchen Hamburg und London dauert gewöhnlich 50—60 Stunden. Die Fabriken ſtehen zwar mit dem Handel nicht in Verhältniß, doch war früher die Zuckerfabrikation ſehr bedeutend, und beſchäftigte über 150 Siedereien; doch hat der ſeit der Stiftung des deutſchen Zollvereins beſchränkte Abſatz nach dem Binnenlande auch dieſem Zweige der Gewerbthätigkeit ſehr geſchadet. Unter den übrigen Fabrikzweigen ſind die Tabacksfabriken, die Segeltuchmanufacturen, Wachsbleichen und Blechwaarenfabriken auszuzeichnen.

Unter den Beförderungsmitteln des geſelligen Vergnügens ſteht das Theater an der Spitze, das in der Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt, durch die Höhe, auf welche es in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Schröder geſtellt wurde, eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Das neue 1827 eröffnete Schauſpielhaus zeichnet ſich durch gute Bauart, durch die Bequemlichkeit und Sicherheit gewährenden innern Einrichtungen und eine zweckmäßige Vorrichtung zur Heizung aus. Zahlreiche geſchloſſene Vereine beleben die Geſelligkeit, die auch durch den großen Zuſammenfluß von Fremden, welche Handel und Schiffahrt hierher führen, neue Reize erhält. In den nähern und entferntern Umgebungen der Stadt öffnen ſich viel beſuchte Vergnügungsörter für alle Claſſen der Geſellſchaft, von den reizenden Anlagen in Rainville's Garten bei Altona bis zu den Tabagien auf dem Hamburgerberg, wo der fröhliche Matroſe ſich für lange Entbehrungen auf der Seereiſe entſchädigt. Der Reiſende findet mehre trefflich eingerichtete Gaſthöfe, unter welchen ſich das **Baumhaus** durch ſeine ſchöne Ausſicht auf den Hafen auszeichnet, wie es die hier gegebene Abbildung zeigt.

Das Gebiet der freien Stadt liegt theils in der Nähe derſelben, theils in geringer Entfernung in abgeſonderten Landſtrichen, deren einige von den holſteiniſchen und hanöveriſchen Beſitzungen eingeſchloſſen ſind, theils in weiterer Entfernung, wie das Amt Ritzebüttel. Gemeinſchaftlich mit Lübeck beſitzt Hamburg das im 15. Jahrhundert von den Hanſeaten eroberte Amt Bergedorf mit den fruchtbaren Vierlanden. Das nähere Gebiet beſteht zum Theil aus Elbwerdern, die durch Eindeichung dem Strome abgewonnen ſind und ein ſchweres, aber ſehr fruchtbares Marſchland haben, das entferntere Gebiet aber iſt ein niedriges Sandland an der Elbmündung, das jedoch gleichfalls trocken gelegte trefflich angebaute Marſchen hat. Unter den Dörfern in den nähern Gebietstheilen ſind auszuzeichnen: Eimsbüttel mit ſchönen Landhäuſern und Gärten, Eppendorf, durch anmuthige Anlagen und Alleen mit der Stadt verbunden, Hamm und Horn an der Straße nach Lübeck, durch reizende Landſitze anziehend. In dem Amt Ritzebüttel iſt der wichtigſte Ort der Flecken Kuxhaven mit ſeinen Anſtalten für die Schiffahrt, ſeinen Magazinen, von welchen das eine für Waaren, das andere für Schiffsbedarf beſtimmt iſt, und ſeinem 1816 angelegten, vielbeſuchten Seebade. An der Mündung der Elbe unterhält Hamburg zwei Feuer= oder Signalſchiffe und ein Quarantaineſchiff. Auf der in der Nordſee liegenden hamburgiſchen Inſel Neuwerk erheben ſich zwei Leuchtthürme, deren Lampen mit Hohlſpiegeln auf ſechs Meilen weit ins Meer leuchten.

Unter den nächſten Umgebungen Hamburgs im Nachbarlande zieht beſonders die freundliche holſteiniſche Stadt Altona an, die unmittelbar an den Hamburgerberg grenzt, durch Handel und Schiffahrt belebt und mit mehren wiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Anſtalten ausgeſtattet iſt. Auf der Nordweſtſeite der Stadt liegt an der Elbe das Dorf **Ottenſen**, auf deſſen Kirchhof ein

Der Kirchhof zu Ottenſen.

Digitized by Google

Denkmal das Grab des 1813 zu Hamburg geſtorbenen Dichters Klopſtock, berühmt durch ſeinen „Meſſias“ und ſeine Oden, bezeichnet. Auch ehrt hier ein Grabmal das Andenken der 1813 aus Hamburg vertriebenen und in Altona als Opfer der Seuche gefallenen 1138 Bürger. Weiter abwärts an der Elbe ſehen wir den ſchönen Landſitz Flottbeck, den ſein ehemaliger Beſitzer, der auch um Hamburgs Gemeinweſen hochverdiente Baron von Voght, durch reizende Gartenanlagen verſchönert und durch landwirthſchaftliche Muſteranſtalten und eine Ackerbau-Colonie merkwürdig gemacht hat.

Anſicht des Thales von Graiſivaudan.

Das Thal von Graiſivaudan, im Departement der Iſère, iſt reich an Naturſchönheiten jeder Art, indem ſich hier mit dem Erhabenen das Liebliche vereinigt und den Wanderer entzückt. Unſere Anſicht iſt von den Hügeln über der kleinen Stadt Saſſenage genommen; wir ſehen ihre zerſtreuten Häuſer und einige Mühlwerke zwiſchen uralten, himmelhohen Bäumen verſteckt, im Hintergrunde die Alpenwand, rechts die ſteilen Felſen von La Balme, links den Bergpfad, der nach dem alten Karthäuſerkloſter führt; in der Tiefe unterſcheidet man die Thürme und Wälle von Grenoble. In einiger Entfernung von hier ſind die Höhlen von Saſſenage. Ein ſteiler Bergpfad führt längs dem Waldbache zu ihnen. Bald erblicken wir die beiden weiten und hohen Grotten, deren untere ſich in einer Halle öffnet; Felsſtufen wie eine verfallene Treppe führen in das Innere. Die Vorhalle iſt 74 Fuß breit, 48 Fuß hoch und hat 43 Fuß in der Tiefe, wo ſich andere Grotten öffnen. Aus der größten zur Linken ſtrömt der Waldbach Germe hervor, deſſen Waſſer dieſe Grotten geſtalteten und die darin eine kleine Cascade bilden. Dringt man weiter vor, ſo gelangt man rechts zu einer zweiten Grotte von 9 Fuß Höhe und 4½ Fuß Breite, wo ſich die berühmten Kufen (cuves) von Saſſenage, cylinderförmige Öffnungen, 5 und 3 Fuß im Durchmeſſer, finden, die man ſonſt fälſchlich für unergründlich ausgab, während ſie nur eine ſehr geringe Tiefe haben. Der Beſuch dieſer Grotten aber iſt auf alle Art belohnend und durch die mannichfachſten Reize der Natur, den üppigſten Pflanzenwuchs in rauhen Umgebungen anziehend.

Die Sitten der Koloſchen.

Die Koloſchen, ein den Tſchuktſchen verwandter Volksſtamm, bewohnen die Nordweſtküſte von Amerika, zwiſchen dem 40. und 60. Breitengrade, einen Landſtrich, der an die ruſſiſch-amerikaniſchen Beſitzungen grenzt. Mehre ruſſiſche Reiſende haben uns in neueſter Zeit über dieſes früher ganz unbekannte Volk ausführliche und intereſſante Nachrichten gegeben, woraus wir hier Einiges mittheilen.

Die Koloſchen ſind ein lebhaftes und gewandtes Volk, von mittlerm Körperwuchs, dunkelbrauner Geſichtsfarbe und ſchwarzem ungelockten Haar. Sie ſind friedlich geſinnt und laſſen ſich nur ungern in Kriege ein, beweiſen jedoch dann bei ihren Überfällen im Gefechte mit ihren Feinden große Tapferkeit. Gegen ihre Kriegsgefangenen ſind ſie ſehr grauſam, indem ſie dieſelben, beſonders wenn es Europäer ſind, langſam zu Tode quälen. Sie bedienen ſich gegenwärtig in ihren Kriegen der Kanonen, Flinten und Dolche, welche ſie von den Schiffern der Vereinigten Staaten gegen Seeotterfelle eintauſchen. Ihren Körper ſuchen ſie von früheſter Jugend auf gegen Kälte und alle Arten von Schmerz abzuhärten. So pflegen ſich oft die kleinſten Knaben mit einem ſcharfen Steine den ganzen Arm der Länge nach aufzuſchneiden, ohne einen Schmerzenslaut von ſich zu geben, und rühmen ſich dieſer Heldenthat. Selbſt bei einer Kälte von 20 Grad legen ſie keine Fußbekleidung an und baden ſich halbe Stunden lang im Meere. Die Abgehärtetſten laſſen ſich noch nach dieſem kühlen Bade nicht ſelten bis aufs Blut geißeln. Durch ſolches ſtandhafte Benehmen erwerben ſich dieſe dann aber auch das Recht, unter den Schönen des Landes nach Belieben eine Gefährtin zu wählen, die den Bewerbungen des heldenmüthigen Freiers nicht ausweichen darf.

Die Kleidung der Koloſchen iſt ſehr einfach, und die Hauptbeſtandtheile derſelben ſind eine weiße Decke aus Schafwolle, zuweilen auch ein Thierfell, das ſie als Mantel über die Schultern werfen. Als eine vorzügliche körperliche Zierde betrachten ſie eine dicke weit herabhangende Unterlippe, welche ſie durch künſtliche Mittel zu erhalten ſuchen, indem ſie, beſonders die Mädchen, ſchon in früher Jugend dieſelbe ſpalten und durch ein hineingeſtecktes Holz ſo ausdehnen, daß ſie oft bis ans Kinn herabreicht. Die Erziehung der Kinder iſt ſo ſorgfältig, als ſie bei einem ſo rohen Volke nur ſein kann, und ganz vorzüglich auf Abhärtung des Körpers gerichtet. Wenn die Frau eines Koloſchen einen Knaben geboren hat, ſo hütet ſie einen vollen Monat das Bett. Nach Verlauf dieſer Friſt legt die Mutter ihre beſten Kleider an und ladet ihre ſämmtlichen Angehörigen zu einer feſtlichen Mahlzeit ein. Bei dieſer Gelegenheit erhält das Kind ſeinen Namen nach irgend einem verſtorbenen Familiengliede; die Mutter macht dem Kleinen einen ſaubern Anzug aus weichen Thierfellen oder Vogelhäuten und ſtillt ihn ſo lange, bis er laufen kann. Sobald das Kind zu ſprechen beginnt, nehmen die Abhärtungsübungen ihren Anfang. Es wird täglich, wie auch die Witterung ſein mag, im Meere oder in einem Fluſſe gebadet, und damit ſich die Ältern dabei nicht etwa durch das Geſchrei ihres Kindes erweichen laſſen, ſo wählt man zu dieſem Geſchäfte einen entferntern Verwandten, welcher ſich, bei auffallender Widerſpenſtigkeit des Kindes, der Ruthe bedient. Ein ſchöner Zug in dem Charakter dieſes rohen Volkes iſt die zärtliche Ehrfurcht, welche bei ihnen die Kinder den Ältern beweiſen, und die große Achtung, womit überhaupt alte Perſonen von der Jugend behandelt werden.

Wenn ein Koloſche ſich verheirathen will, ſo muß er zuvörderſt über ſeine Stärke und Erfahrenheit in allerlei Handarbeiten, wie über ſeine Fähigkeit, mit den Waffen umzugehen, genügende Zeugniſſe von den Stammälteſten beibringen; mit dieſen verſehen, begibt er ſich nach der Wohnung ſeiner Geliebten und wirbt um ſie. Nach erhaltener Einwilligung erfolgen die gewöhnlichen gegenſeitigen Geſchenke, welche in Thierfellen, europäiſchen Waaren, Waffen und bei angeſehenen Familien auch in Sklaven beſtehen. Die Hochzeit wird ohne Opfer oder ſonſtige Gebräuche begangen. Die Wohlhabenden heirathen mehre Frauen, um ſowol durch die damit verbundenen Geſchenke ihre Güter zu vermehren, als auch um durch eine zahlreiche Verwandtſchaft ihre Macht und ihren Einfluß zu vergrößern. Die Häuptlinge der Stämme vermählen ihre Kinder ſchon in der zarteſten Jugend. Die Frauen ſind gegen einander gewöhnlich ſehr eiferſüchtig, und die hieraus entſtehenden Streitigkeiten führen nicht ſelten zu Mord und Todtſchlag. Übrigens führen die Frauen keineswegs ein müßiges Leben. Sie ſind im Hauſe unaufhörlich mit Holz- und Waſſertragen, mit Korbflechten, Wollweberei, Einſalzen der Fiſche und andern Arbeiten beſchäftigt, während die Männer der Ruhe und des Müßigganges pflegen, ſo lange noch Nahrungsmittel im Hauſe ſind.

Die Hauptnahrung der Koloſchen beſteht in Fiſchen. Aus dem Laich der Heringe, nachdem er an der Sonne getrocknet, bereiten ſie einen nicht unangenehm ſchmeckenden Kaviar, der, mit einer Art Heidelbeeren verſetzt, ihre Lieblingsſpeiſe iſt. Im Sommer fangen ſie Lachſe in großer Anzahl, denen ſie das Fleiſch von den Gräten löſen, um es zu räuchern, und Steinbutten, welche ſie friſch verzehren. Das Fleiſch der Seehunde und Walfiſche, welche zuweilen an die Küſte getrieben werden, ſind ein Leckerbiſſen für ſie, und ganz beſonders der Thran dieſer Thiere, den ſie, wie die Grönländer, bei ihren Gelagen trinken. Ein anderes nicht minder beliebtes Getränk bereiten ſie aus dem abgezapften Safte einiger Bäume. Außerdem genießen ſie das Fleiſch der Schafe und Elenthiere und vieler Vögel. Zu ihren Überlieferungen gehört die Geſchichte eines erſten Menſchenpaares; auch erzählen ſie von einer großen Waſſerflut, welche die früheſten Bewohner ihres Landes verſchlungen habe.

Trinkbarmachung des Seewaſſers.

Ein Engländer, Wells, hat unlängſt die überaus wohlthätige Erfindung gemacht, das Seewaſſer in reines Trinkwaſſer zu verwandeln. Der zu dieſem Behufe dienende Apparat beſteht aus einer Kochmaſchine von Gußeiſen, welche vier Fuß hoch und vier Fuß breit iſt und mehre Öfen, Bratfeuer, Pfannen und Keſſel in ſich faßt. Zur Heizung dieſer Maſchine verbraucht man innerhalb 24 Stunden zwei Scheffel Steinkohlen und durch mehre an verſchiedenen Theilen der Vorrichtung angebrachte Röhren geht das Braten, Kochen und Backen in der größten Ordnung und Schnelligkeit vor ſich. Während des Kochens wird das Seewaſſer allmälig aus einem Faſſe oder Becken in das Innere der Maſchine hineingelaſſen, wo es deſtillirt wird. In dieſem deſtillirten Zuſtande fließt das Waſſer in eine Röhre von Gußeiſen oder verzinntem Kupfer, die über den Bug des Fahrzeugs geleitet, bis in das Meer hinab ſich erſtreckt und nachdem es ſo längs dem Schiffsboden hingelaufen iſt, kehrt es in den Behälter zurück, wo es mittels eines gewöhnlichen Hahns abgezogen wird. Die Wirkung beſteht vorzüglich darin, daß das Seewaſſer verdichtet wird, wodurch die unreine, zum Trinken untaugliche Subſtanz abläuft, und das übrigbleibende Waſſer gleich dem gewöhnlichen ſüßen Waſſer ſowol zum Trinken als auch zu andern Zwecken benutzt werden kann. Um den Kohlenſtoff herzuſtellen, der beim Deſtilliren verloren geht, wird das Waſſer zuletzt noch durch Kohlen filtrirt. In Zeit von zwölf

Digitized by Google

Stunden werden neun Zehntheile von dem Seewaſſer in der Ciſterne in reines Trinkwaſſer verwandelt. Der unendliche Nutzen, den dieſe Erfindung für die Schifffahrt gewährt, iſt leicht einzuſehen. Die Seeſchiffe, mit dieſer Erfindung vertraut, würden des zeitraubenden und oft ganz unmöglichen Geſchäfts des Waſſereinnehmens überhoben ſein, wobei noch überdies der dem Vorrathe an Trinkwaſſer bisher beſtimmte Raum für eine andere Ladung verwendet werden könnte.

Der metalliſche und der Steinſalzbergbau.

(Beſchluß aus Nr. 140.)

Das Steinſalz kommt entweder in Lagern oder Stöcken rein, oder in Nieren, Adern und Körnchen im Schooße der Erde vor. Beide Arten des Vorkommens bedingen eine verſchiedenartige Gewinnungsmethode, die wir deutlich zu machen ſuchen werden. Unter den reinen Steinſalzmaſſen iſt die von Wieliczka die berühmteſte. Dieſes Städtchen liegt eine Meile ſüdlich von Krakau, am Fuße der erſten Kette der Karpathen, im Hintergrunde eines freundlichen Thales, an der großen Straße von Wien nach Krakau. Dieſe berühmten Bergwerke ſind ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Betriebe und liefern ein Salz, das weiß und durchſichtig wie Eis iſt.

Die Bergwerke, von denen die nachſtehende Abbildung (IX) einen ſenkrechten Durchſchnitt gibt, ſind in drei Stockwerke getheilt, zu denen noch ein viertes kommt, welches ganz aus Strecken oder Gängen beſteht. Zwölf Schächte verbinden die unterirdiſchen Baue mit der Erdoberfläche; ſie dienen theils zur Förderung, theils zum Fahren und einer dient zur Waſſererhaltung, d. h. in demſelben werden durch Pumpen die Grundwaſſer aus der Grube geſchafft. Um in das erſte Stockwerk zu gelangen, hat man die Wahl, auf Fahrten von 470 Sproſſen hinabzuſteigen oder durch das Förderungsſeil hinabgelaſſen zu werden. Wählt man das Letztere, welches zwar gefährlicher, aber bequemer iſt, ſo begibt man ſich in den über dem Fahrſchacht befindlichen Schuppen, in welchem die Roßmaſchine angebracht iſt, die auch zur Förderung dient. An dem Ende des Seils iſt eine dreifache Reihe von Gurtſitzen, von denen die erſte von Knaben beſetzt wird, welche Lampen tragen; der als Führer dienende Bergmann nimmt auf der zweiten Reihe Platz, dann folgen die Fremden. Man gelangt ſehr ſchnell hinab, wobei der Führer mit einem Stabe das Anſtoßen gegen die Wände des Schachtes verhütet.

Unten angelangt, wird man von einem wundervollen, feenhaften Anblicke überraſcht. Man befindet ſich in dem obern oder erſten Stockwerk, welches aus einer Menge mehr oder weniger großer Gewölbe und mehr oder minder breiter Gänge beſteht. Einer von dieſen Räumen iſt eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, die ſammt Altar, Säulen, Kanzel und zwei Chorknaben aus roſenfarbenem, kryſtalliniſchem Salzſtein gehauen ſind, aus deſſen noch vorhandenem geringen Vorrathe die Arbeiter allerlei Spielzeug verfertigen, welches ſie an die Fremden verkaufen. Am Eingange der Kapelle ſteht auch eine aus einem Salzblock gehauene Statue des Königs Auguſt II. von Polen. In einiger Entfernung von der Kapelle befindet ſich der ſehr große Kronleuchterſaal, wegen eines aus vielen geſchliffenen Salzſteinen zuſammengeſetzten und an der Decke des Gewölbes aufgehängten großen Kronleuchters ſo genannt. Dieſer impoſante Raum iſt von rieſenhaften ſchwarzen Säulen umgeben (welche Farbe das Salz in großen Maſſen hat), die mit kleinen, beim Schein der Fackeln und Lichter wie Diamanten ſchimmernden Punkten überſtreut ſind. Die Strecken, welche dieſe verſchiedenen Räume miteinander verbinden, ſind bald breit und hoch, bald enge und niedrig. Die meiſten dieſer Verbindungsſtrecken im erſten Stockwerk ſind durch ungeheure Gerüſte von unbehauenen Stämmen unterſtützt, welches jedoch nicht hinlängliche Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit gewährte und zugleich den Nachtheil hatte, den Feuersbrünſten Nahrung zu geben, welche zweimal, 1510 und 1644, die Grube verheert haben. Man hat daher in den untern Stockwerken dieſe Sicherungsmethode aufgegeben und dagegen gehörig ſtarke Pfeiler von der Steinſalzmaſſe ſtehen laſſen.

Je tiefer man in das Salzlager eindringt, je reiner und ergiebiger wird es. Die Luft iſt in allen Theilen der Grube vollkommen trocken und geſund und nur an wenigen Punkten trifft man böſe, jedoch nirgend ſchlagende Wetter. Die ganze Längenausdehnung der Baue beträgt 10,000, die Breite 4700, die Tiefe 1200 Fuß. *) Der ganze Bergbau beſchäftigt an 1200 Menſchen, wovon 400 eigentliche Salzgräber ſind. Es gibt aber auch viele Pferde in der Grube, die in Kaſten ſtehend oder in Gurten hangend, hinabgelaſſen und die zur Streckenförderung, zur Bewegung der Förderungs- und einiger Waſſerhebungsmaſchinen benutzt werden.

Die Gewinnung des Salzes geſchieht mittels der Sprengarbeit, mittels eiſerner Keile (ſogenannter Fimmel) und mittels Brechſtangen. Der Abbau geſchieht förſtenweiſe. Die reinſten Salzblöcke werden in der Grube zu Cylindern von 3 Fuß Höhe und 2—2⅓ Fuß Durchmeſſer, die man Balwanen nennt, zugehauen und ſo verſendet; die kleinern und unreinern Stücke werden in Fäſſer gepackt. Man unterſcheidet vier Sorten von Salz: rohes oder grobes, grünes, weißes und kryſtalliſirtes durchſichtiges. Die reinern Sorten finden ſich nur in der Tiefe, den obern Schichten ſind Thon und Muſcheln beigemengt.

Zu erwähnen iſt noch der mit einem getäfelten Fußboden verſehene Ballſaal, zwiſchen dem Kronleuchterſaal und der Kapelle im erſten Stockwerk, in welchem bei Anweſenheit hoher Herrſchaften Bälle gegeben werden, und ein anderer großer Raum mit einem kleinen Salzſee, auf welchem man mit einem flachen Kahne fahren kann. Wieliczka gehört zu der öſtreichiſchen Provinz Galizien und es werden jährlich ungefähr 800,000 Centner Salz gewonnen. So groß die Wunder dieſes merkwürdigen Bergwerks auch ſein mögen, ſo ſehr ſind ſie doch auch von Reiſenden übertrieben worden, die nur ſtaunen, aber nicht beſonnen beobachten.

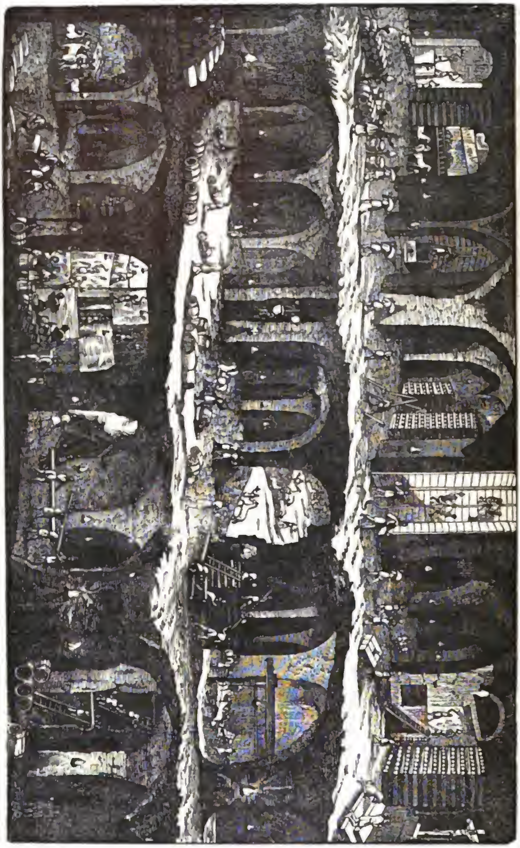
Das nur in Adern, Nieren oder Körnern im Thon oder Gyps vorkommende Salz wird dadurch gewonnen, daß man es in den Gruben ſelbſt auslaugt und als möglichſt concentrirte oder geſättigte Soole darſtellt, die alsdann verſotten wird. Dieſes Verfahren findet beſonders zu Berchtesgaden in Baiern, zu Hallein im Salzburgſchen, zu Iſchl, Hallſtadt und Auſſee im öſtreichiſchen Salzkammergute und zu Hall in Tirol ſtatt. Es beſteht im Allgemeinen darin, in dem ſalzführenden Gebirge Strecken zu treiben, dieſelben vorn mit einem waſſerdichten Damme und mit einer Ableitungs-

---

*) Die Höhe mancher Räume beträgt über 300 Fuß

Digitized by Google

röhre zu verſehen, von der Erdoberfläche ſüßes Waſſer hineinzuleiten, welches die Salztheile von den Seiten und von der Decke auflöſt, wogegen Thon und Gyps zu Boden fallen. Hat ſich das Waſſer mit Salz geſättigt, ſo wird die Soole abgelaſſen und es wird friſches Waſſer eingeleitet. Man nennt dieſe immer größer werdenden und ohne Zimmerung und Mauerung ſtehenden Räume Sinkwerke, Wehren oder Sulzenſtücke. Das in den genannten Bergwerken auf dieſe Weiſe jährlich gewonnene Salzquantum iſt außerordentlich bedeutend. Die anderweitige Gewinnung der Salzſoole und die Darſtellung des Kochſalzes aus derſelben wird Gegenſtand eines beſondern Aufſatzes in einer ſpätern Nummer des Pfennig-Magazins ſein.



Das Bergwerk von Wieliczka.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

3

Digitized by Google

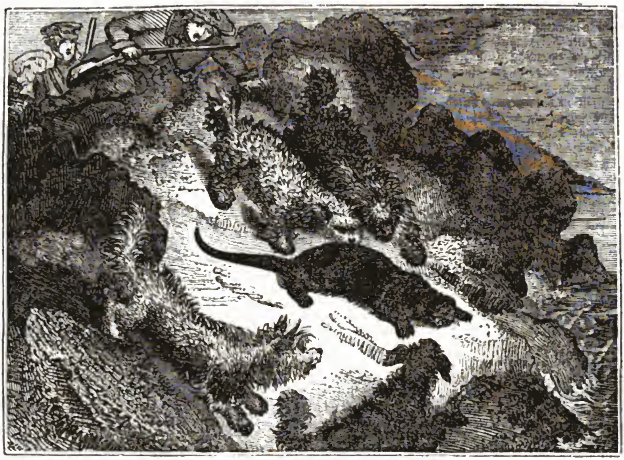
Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

142.] Erſcheint jeden Sonnabend. [December 19, 1835.

Die Otter.



Otternjagd.

Die Otter, eines der merkwürdigſten Raubthiere, iſt gefräßig, ſchlau, behend und dreiſt, und wegen der Verheerungen unter den Fiſchen bekannt, die ſich gegen dieſen Feind weder durch das Element, worin ſie ſich aufhalten, noch durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen retten können. Gleich ihnen lebt die Otter im Waſſer und ſchwimmt mit der größten Behendigkeit und Geſchicklichkeit bis zu jeder Tiefe; ſtill und unermüdlich verfolgt ſie durch Windungen nach allen Richtungen hin ihre Beute, die ſie nie aus dem Geſichte verliert, bis dieſelbe, durch eine längere oder kürzere Verfolgung erſchöpft, von ihr erhaſcht und getödtet wird. Die Otter zeichnet ſich ebenſo ſehr durch die Zierlichkeit als durch die Kraft ihrer Bewegungen im Waſſer aus; wer hätte nicht den zierlichen Schwung ihres Körpers bewundert, wenn ſie in die Tiefe taucht, ihre wellenförmigen Bewegungen unter der Oberfläche, während ſie ihre Beute ausſpürt, die ungemeine Schnelligkeit, womit ſie ihre Verfolgungen anſtellt und die leichte Wendung, mit welcher ſie endlich ihre Beute nach ihrer Höhle ſchleppt, um ſie dort zu verzehren. Auf dieſe Weiſe fängt ſie einen Fiſch nach dem andern, bis keiner mehr übrig iſt, und ſtatt ſie einzeln zu fangen, bemächtigt ſich zuweilen die Otter gleich mehrer Fiſche, die ſie nicht nur mit der größten Geſchicklichkeit erhaſcht, ſondern auch in die Höhe bringt, indem ſie dieſelben von ihrem Maule herabhangen läßt. Zu einer einzigen Mahlzeit braucht ſie wol 8 — 10 Fiſche; doch iſt bekannt, daß ſie in dem Zuſtande der Freiheit eine weit größere Anzahl Fiſche tödtet als ſie wirklich verzehrt, und daher mag man ſich eine Vorſtellung von der Verheerung machen, die ein Paar Ottern zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe unter den Fiſchen in einem Fluſſe oder Weiher anrichten.

Man hat mehre Beiſpiele von gezähmten und zum Fiſchfange trefflich abgerichteten Ottern. Der Bau dieſes Thieres iſt bewunderungswürdig, ſeinen Gewohnheiten und ſeiner Lebensweiſe im Waſſer angemeſſen. Sein Körper iſt länglich und geſchmeidig und endigt ſich in einem langen, ſtarken, aber immer ſchmäler zulaufenden und etwas zuſammengedrückten Schwanze, der ihm zugleich als Ruder dient; ſeine Glieder ſind ſehr kurz, aber zugleich muskulös und kräftig; ſeine Füße, wovon jeder fünf Zehen hat, welche durch ein Gewebe verbunden ſind, gebraucht es als Ruder.

Die Augen ſind breit, die Ohren kurz und die

Lippen mit einem ſtarken Barte verſehen; die Haut beſteht aus zwei Lagen von Pelz; die untere iſt eine kurze, waſſerdichte Wolle, die obere rauhes, langes und glattes Haar. Scheu und zurückgezogen lauert die Otter den Tag über in ihrer Höhle, die am Rande des Waſſers unter verwachſenem Geſtrüppe verborgen und in der Regel beträchtlich tief gegraben iſt. Auf einem Lager von Blättern und Gras wirft und erzieht das Weibchen ſeine Jungen, für deren Bedürfniſſe es mit großer Aufmerkſamkeit und mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit ſorgt. Die Wurfzeit fällt in den Monat Mai oder Juni, wo es 4 — 5 Junge gebiert. Unter den Jagdvergnügungen der Vorzeit war die Otternjagd nicht die am wenigſten beliebte; man bediente ſich zu dieſem Zwecke einer Art rauhhaariger ſtarker Hunde. Da das Waſſer das eigentliche Element der Otter iſt, ſo hat ein einzelner Hund gegen einen ſo behenden und entſchloſſenen Gegner kein leichtes Spiel, auch würde es einer ſelbſt noch ſo großen Anzahl von Hunden, wenn ſie keine andere Unterſtützung erhielten, nicht gelingen, dieſelbe ans Land zu treiben. Sobald es aus ſeinem Schlupfwinkel herausgejagt wird, nimmt das Thier natürlich ſeine Zuflucht zum Waſſer, eine Koppel von Hunden zwingt es durch wiederholte Angriffe ſo lange unter dem Waſſer ſich ſchwimmend zu erhalten, als es ſein Athem zuläßt; ſobald es ſich aber in die Höhe hebt, um Luft zu ſchöpfen, wird es von einem Hagel von Speeren, welche die am Ufer aufgeſtellten Jäger abſchießen, empfangen. Von allen Seiten angegriffen, gelingt es ihm doch unter gewöhnlichen Umſtänden durch ſeine Behendigkeit und Entſchloſſenheit, die wachſamſte Verfolgung ſeiner Feinde zu vereiteln. Gewöhnlich aber findet das arme Thier, verwundet und durch die Überzahl beſiegt, jedoch bis zum letzten Augenblicke kämpfend, dabei ſeinen Tod. Da das Thier mit jedem Tage ſeltener und auf wenigere Aufenthaltsorte eingeſchränkt wird, ſo findet die Otternjagd nicht mehr ſo ſo häufig ſtatt, ohne jedoch ganz vergeſſen zu ſein. Man wendet jetzt in der Regel Fallen, Schlingen und dergl. an, um einen ſo gefährlichen Feind aus den Weihern oder Flüſſen zu vertilgen. Auf der beigefügten Abbildung iſt die Darſtellung einer Otternjagd in Schottland gegeben.

Über den Kunſttrieb der Thiere, ſich Wärme zu verſchaffen.

Die Naturforſcher, die der Meinung anhangen, daß die Thiere niederer Claſſen in ihren Lebensthätigkeiten nicht blos durch blinden Naturtrieb geleitet werden, könnten viele ihre Anſicht beſtätigende Thatſachen in den Bemühungen der Thiere finden, ſich warm zu halten. Einige dieſer Thatſachen liegen uns ſo nahe, daß wir ſie kaum beachten, wiewol ſie oft zu intereſſanten naturgeſchichtlichen Unterſuchungen führen können. Betrachten wir die Katze. In Vergleichung mit der Liſt, die ſie bei dem Aufſuchen ihres Raubes zeigt, iſt ſie nicht eben erfinderiſch in den Mitteln, ſich warm zu halten; aber überall wird ſie ſich den wärmſten Platz ſuchen. Ihre Füße, obgleich oben dicht behaart und mit einer weichen dicken Haut auf den Sohlen bedeckt, fühlen ſich immer kalt an, wenn ſie lange der Wärme entbehrt hat, und ebenſo die Ohren. Unter ſolchen Umſtänden verräth ſie ihre Unbehaglichkeit durch unruhiges Umhergehen, bis ſie einen warmen Platz findet. Dieſe Neigung zur Wärme mag die Haupturſache ſein, daß die zahme Katze nie wild wird, denn überall, wo es Wälder gibt, könnte ſie ihre Beute in Überfluß finden, und es iſt bekannt, daß Katzen, wenn ſie ſich einmal an das Vogelfangen im Walde gewöhnt haben, jedes andere todte Thier nur mit Widerwillen freſſen. Man hat zwar oft Gelegenheit gehabt, Katzen in dieſem halbwilden Zuſtande zu ſehen; aber obgleich ſie nur von Vögeln und Mäuſen lebten und ſich kaum ſehen, noch weniger nahe kommen ließen, ſo nahmen ſie doch nie ihren Wohnſitz im Walde, ſondern ſuchten immer entlegene Scheunen und Außengebäude, wo ſie ſchliefen und Junge warfen. Der engliſche Naturforſcher Rennie erzählt, man habe eine ſolche halbwilde Katze im nördlichen Schottland während eines heftigen Froſtwetters oft einem Bauernhauſe ſich nähern geſehen, dem ſie ſeit einigen Jahren nicht nahe gekommen war. Es geſchah zu einer Zeit, wo der Hunger ſie nicht treiben konnte, da es Vögel genug zu fangen gab. Endlich entdeckte man, daß ſie ſich bei einem ſolchen verſtohlenen Beſuche zu einem Kinde in die Wiege gelegt hatte. Die Mutter gerieth in die größte Angſt, weil das gemeine Vorurtheil ſie ſchreckte, daß die Katzen den Kindern den Athem ausſaugten. Rennie ſuchte ſie zu überzeugen, daß dies unmöglich wäre; es wurde dem armen Thiere, das man mehrmals in der Wiege fand, ſo lange nachgeſtellt, bis man es endlich ertappte und tödtete. Die zahme Katze unterſcheidet ſich von der wilden, die man in den nördlichen gebirgigen Gegenden findet, ſowol durch ihre geringere Größe als durch andere Eigenheiten der Geſtalt, ſodaß einige Naturforſcher beide für verſchiedene Gattungen halten, und in der von dem deutſchen Reiſenden Rüppel in Nubien entdeckten neuen Art das Original unſerer Hauskatze finden wollen, die nach ihrer Anſicht in unſern Gegenden urſprünglich nicht einheimiſch war. Es iſt allerdings wahr, daß die Katze in höhern nördlichen Breiten, wie in Schweden und Norwegen, erſt in neuern Zeiten eingeführt iſt und noch jetzt nicht in Lappland lebt.

Als die zoologiſche Geſellſchaft zu London vor einigen Jahren ein Exemplar der Chinchilla aus Chile erhielt, legte man ihr in der Vorausſetzung, daß ſie die Wärme liebte wie die Katze, ein Stück Flanell hin; aber ſtatt ſich darauf zu legen, ſchleppte ſie es immer in eine andere Ecke des Käfigs. Sie hat jedoch ein dickes Fell, wogegen die Katze eine ſehr zarte Haut hat. Ein Heran, den Buffon aus Guinea erhielt, war mehr auf ein erquickliches Lager bedacht als die Chinchilla; dieſes Thier ſuchte ſich ein Zimmer, wo Feuer war, um die Nacht darin zuzubringen, und im Winter kam es jeden Abend an die Zimmerthüre und bat um Einlaß.

Wir haben in unſerm frühern Aufſatze über das Winterleben der Thiere*) bemerkt, wie ſorgfältig ſich die Winterſchläfer einen warmen und geſchirmten Aufenthalt für ihre lange Ruhezeit auswählen. Wir wollen hier nur der eßbaren Schnecke erwähnen, die ſich eine Zelle von Erde, Moos und welkem Gras erbaut. Neuere Beobachter haben gefunden, daß unter ihrem Fuße ein klebriger Schleim ſich abſondert, an welchen ſich Erde und welke Blätter hängen. Sie hebt dies dann aufwärts, und indem ſich abermals Schleim abſondert, wird die Maſſe abgeſetzt, darauf wieder eine Lage von Erde mit dem Fuße aufgefaßt, angeklebt und ſo fortgefahren, bis die Höhlung nach und nach gebildet iſt.

Der Haſe, der den ganzen Winter hindurch thätig bleibt, iſt weniger bedacht, ſich gegen Kälte zu ſichern, da ihm ſein dichter Pelz, beſonders an den Füßen, hinlänglichen Schutz gewährt; aber ſein Winterlager iſt

*) Vergl. Pfennig-Magazin Nr. 119.

Digitized by Google

dennoch ein ſehr behagliches Plätzchen. Der oben genannte Rennie fand einſt ein ſolches Lager, als er einen Haſen in einer beſchneiten Gegend aufgeſtört hatte. Es war abgerundet wie ein Vogelneſt und ziemlich tief; die Grundlage welke Binſen, mit Gras aufgepolſtert, das offenbar nicht herbeigeholt, ſondern in der Nähe gewachſen war. Ältere Naturforſcher behaupten, der Haſe freſſe nur bei Nacht, weil ſein Herz und Blut kalt ſei; aber man weiß jetzt, obgleich dieſer Umſtnad noch nicht genügend erklärt iſt, daß die innere Wärme der vierfüßigen Thiere in den kälteſten und wärmſten Gegenden ſehr wenig verſchieden iſt. Nur bei ſehr hoher Temperatur zeigt ſich einige Verſchiedenheit. Dies ging z. B. aus den Beobachtungen einiger franzöſiſchen Naturforſcher hervor, die ſich einer Hitze von 16 Grad über den Siedepunkt des Waſſers ausſetzten, wo die Wärme des Körpers zu 7—8 Grad ſtieg. Die Zunahme der Kälte ſcheint dagegen nicht auf gleiche Weiſe zu wirken, und hierin liegt die Urſache, daß große Kälte nicht ſo nachtheilig auf die Thiere wirkt, als man vorausſetzen könnte.

Das Geſetz, nach welchem die thieriſche Wärme faſt auf demſelben Grade ſich erhält, wenn der Körper einer beträchtlichen Hitze oder Kälte ausgeſetzt wird, gibt die einzige bekannte Urſache, warum einige kleinere, dem Anſcheine nach zarte Thiere die ſtrengſte Winterkälte ertragen. Man hat beobachtet, daß die Elſter, die ſonſt ziemlich viel ertragen kann, ſich des Hülfsmittels bedient, das oft kleinere Vögel, z. B. der Zaunkönig, anwenden, ſich während der Nacht aneinander zu drängen, um ſich zu erwärmen. Rennie beobachtete etwas Ähnliches, ſelbſt am Tage in kalter Winterzeit, bei Sperlingen. Er ſah oft, daß ſie ſich auf einem, den Sonnenſtrahlen ausgeſetzten Orte um den wärmſten Platz ſtritten und ſich zwiſchen diejenigen gleichſam einkeilten, die eine günſtige Stelle hatten. Während der Nacht ſetzen ſie ſich nicht gern der Kälte aus und ſuchen überall Schutz in Gebäuden wie im Felde. Mehr Sorgfalt zeigen die Staare, um ſich in hohlen Bäumen, in Kirchthürmen, unter den Dächern alter Gebäude gegen unfreundliches Wetter zu ſchützen. Auch ſie ſtreiten ſich, indem ſie ſich dicht aneinander drängen, um warme Plätze.

Durch dichtes Beiſammenwohnen ſchützt ſich auch die kleine Feldmaus (mus messorius), die nicht, wie einige ihrer Verwandten, den Winter zu verſchlafen ſcheint. Dieſe Thiere, die nur ⅛ Unze wiegen und ohne den Schwanz nur zwei Zoll lang ſind, kriechen vor dem Winter in ein tiefes Erdloch, wo ſie Lebensmittel ſammeln, und ſind haushältig mit ihrer Lebenswärme, indem ſie dieſelbe einander mittheilen. Auf ähnliche Art ſcheint die Waſſerſpitzmaus (sorex fodicus) den Winter zuzubringen, da ſie nicht zu den bekannten Winterſchläfern gehört. Die Haſelmaus, die im Winter gewöhnlich ſchläft, legt vier bis fünf Fuß von der Erde in Hecken und Gebüſchen ein Neſt von dürren Blättern an, wahrſcheinlich zum Schutz für ihre Jungen in kühlern Sommernächten, und baut es hoch, um ſich gegen den erſten Anlauf von Katzen und Wieſeln zu ſchützen.

Rennie, der verſchiedene Vogelneſter aufmerkſam unterſuchte, iſt der Meinung, daß die oft ſo kunſtreich gewölbte Decke derſelben den Zweck hat, die thieriſche Wärme während der Brütezeit zuſammenzuhalten. „Diejenigen Vögel", ſagt er, „die keine Neſter dieſer Art bauen, legen gewöhnlich weit weniger Eier als andere, z. B. der Zaunkönig, der Taucher, die alle Wärme vereinigen müſſen, um ihre Jungen auszubrüten. Zwiſchen den Wendekreiſen gibt es weit mehr Vögel als in Europa, die ihren Neſtern gewölbte Decken geben; aber wahrſcheinlich haben dieſe dort den Zweck, den brütenden Vogel gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Mehre Thiere, die im Winter nicht erſtarren und keine mit Heu ausgefütterte Zuflucht ſich bauen, ſuchen unter der Schneedecke den Schutz, den hier die Natur den Pflanzen gewährt. Dahin gehört das Schneehuhn, welches, ehe es ſich unter den Schnee begräbt, Kräuter und Hiadeſamen ſucht, wovon es mehre Wochen lebt. Das Rebhuhn findet ſein winterliches Obdach unter der dem Winde entgegengeſetzten Seite einer Hecke."

Die Sorgfalt der Inſekten, ſich Wärme zu verſchaffen, zeigt das frühe Erſcheinen einiger Gattungen. Bei kaltem Wetter ſieht man zwar nur wenige Inſekten, aber an ſchönen Tagen ſchwärmen ſie ſtets umher. Daß die größern Schmetterlinge, deren Körper wärmer bekleidet iſt, ſich der Kälte ausſetzen, kann weniger auffallen, als daß ſelbſt die zartern Motten ſich von der Sonne hervorlocken laſſen. Wenn die Biene durch die Sonnenſtrahlen verleitet wird, den Korb zu verlaſſen, kommt ſie oft um, ehe ſie ſich zurückziehen kann. Dieſes frühe Erſcheinen einiger Inſekten iſt jedoch mehr in zufälligen Urſachen gegründet als in einer Natureinrichtung, wiewol es mehre Inſekten gibt, deren regelmäßige Erſcheinung in die erſten Monate des Jahres fällt, wahrſcheinlich um manchen Vögeln zur Nahrung zu dienen, wenn es an den Beeren fehlt, von welchen ſie ſonſt leben. Mit beſonderer Sorgfalt ſind die Winterwohnungen der Ameiſen angelegt, die auch im Winter thätig ſind. Dieſe Thiere haben einen ungemein feinen Sinn für die Abwechſelungen der Witterung. Sie kommen nie vor der Rückkehr des Frühlings aus ihrer Zuflucht hervor.

Gaſtmähler der Brahminen.

Die Brahminen oder Prieſter des Brahma unter den Hindus haben nach ihren ſtrengen Geſetzen eine ſolche Menge religiöſer Vorſchriften zu befolgen, daß eine faſt übermenſchliche Aufmerkſamkeit dazu gehört, wenn ſie keine derſelben im Laufe des Tages überſehen wollen. Unter Anderm iſt ihnen ſtreng auferlegt, durchaus nichts zu genießen, was von einem Thiere kommt. Ihre Gaſtmähler beſtehen deshalb lediglich aus Reisſpeiſen, geröſteten und geſchmorten Pflanzen und einer gewiſſen Art von gewürztem Brote. Die Lieblingsſpeiſe der Brahminen iſt ein Brei, der aus vielfachen Körnern, feinem Mehl und Gewürzen bereitet wird. Eine andere Speiſe beſteht aus durchgeſchlagenen Erbſen mit Salz und Kurkume gekocht, woran man zerlaſſene Butter thut, welche in der Landesſprache Ghee heißt. Die Teller und Schüſſeln der Brahminen ſind aus Baumblättern verfertigt, denn von metallenen Geſchirren zu eſſen iſt ihnen ebenfalls verboten. Die verſchiedenen Gerichte werden in Schüſſeln von ungleicher Größe und Form auf einer großen grünen Tafeldecke aufgetragen. In der Mitte der Tafel befindet ſich die größte Schüſſel mit gekochtem Reis, und bei einem Feſte gibt es noch zwei andere Arten von weißem und gelbem Reis, mit Salz und Gewürzen zubereitet; dazu kommen noch mehre Schüſſeln mit ſüßem Reis, der mit Chatna, d. i. eingemachten und geſchmorten Pflanzen, genoſſen wird. Der Nachtiſch beſteht aus Mangos, die mit Zucker, Ingwer und Citronen eingemacht ſind, ſowie aus andern Confecten, Gelées von verſchiedenen Früchten, und zuweilen auch aus kleinen rohen Früchten. Doch bringen es die Brahminen in der Regel nicht bis zum Nachtiſch, da die Einförmigkeit der Speiſen ihnen gar bald alle Eßluſt benimmt.

Digitized by Google

Das Innere von Haddon-Hall.

England und vielleicht Spanien ſind wol die einzigen Länder, in welchen wir noch heute in einzelnen Beſitzungen großer Familien auf Einrichtungen treffen, die ſich ſeit den Zeiten des Ritterthums in unverändertem Zuſtand erhalten haben. Hier hat der Sittenmaler jener Zeiten ſeine Studien zu machen, um die Eigenthümlichkeiten jener halb rohen, halb üppigen Zeiten aufzufaſſen, wenn er uns durch die Kunſt ſeiner Schilderung wahrhaft in ſie zu verſetzen ſtrebt. In England iſt die Burg Haddon-Hall, ungefähr einer Stunde von Bakewell in Derbyſhire, auf einer kühnen Felshöhe am öſtlichen Ufer des Wye und über dem lachenden Haddonthale gelegen, einer der Orte, welche die alte Weiſe des Ritterlebens durch ihre innere Einrichtung am treuſten zurückſpiegeln. Hohe Thürme und Wälle geben ihr von fern das Anſehen einer Feſtung; im Innern öffnen ſich zwei viereckige Höfe, zu welchen ein uralter Thorweg mit einem Thurm aus der Zeit Eduard III. führt. Die Kapelle zeigt das Jahr 1427 und die meiſten der übrigen Gebäude weiſen auf daſſelbe Alter hin; nur die breite Galerie ward in der Mitte des 10. Jahrh. erbaut. Dieſe Burg gehörte nach der normänniſchen Eroberung der Familie Avenell, ſpäter kam ſie an die Familie Vernon, deren Prachtliebe ſie berühmt machte. Durch Heirath kam ſie an die Familie Manners; der Herzog von Rutland, das Haupt derſelben, hielt hier in den Zeiten der Königin Anna 140 Diener und jährlich 12 Tage nach Weihnacht offene Tafel für jeden Beſucher.

Zur Rechten des großen Thorweges führt ein Gang in die Halle, dem Sitz und Mittelpunkt aller dieſer Scenen mittelalterlicher Schwelgerei. Dies iſt der Ort, den unſere Abbildung treu darſtellt; links führen vier kleinere Thore zu Küche, Weinkeller und Wohngemächern für die Gäſte. Die Küche enthält zwei gewaltige Herde mit zahlloſen Bratſpießen und anderm Küchengeräthe verſehen. Uns beſchäftigt vor Allem die große Halle ſelbſt. Dieſes ungeheure Gemach erhebt ſich hinten in einer Erhöhung, wo die Tafel für den Hausherrn und ſeine vornehmſten Gäſte ſtand, auf beiden Seiten von einer Galerie auf Pfeilern überragt. Aus der einen Ecke führt ein Gang zu einer plumpen Treppe, welche ſich oben in ein mit Tapeten behängtes Zimmer öffnet. Die Dielung beſteht aus großen Eichenplanken; oben iſt ein Fries von Bärenköpfen, Diſteln und Roſen kunſtreich geſchnitzt und ein eichenes Täfelwerk ſchließt ſich unten an. Ein anderes Zimmer iſt in ähnlicher Art mit Bärenköpfen und Pfauen abwechſelnd geſchmückt und hat über dem Kamin einen geſchnitzten Orpheus, der die Thiere bezaubert. Alle dieſe Zimmer ſind mit ko-

Digitized by Google

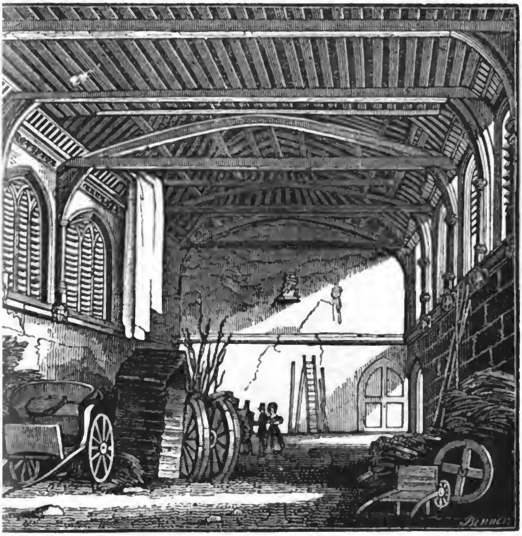
lienen Tapeten behänge, welche
hüren verkleiden, ſodaß man
ßen eiſernen Haken befeſtigen
en in das andere Gemach zu
ne Riegel und eiſerne Has-
Thüren von ſehr ungeſchickter

iſt die Schloßkapelle, in ſpitzi-
mit guten Glasmalereien ver-
i hoch, ziert ſie. Der alte Park,
iſt faſt verſchwunden, doch ſieht

man noch, daß er ſich in Terraſſen, eine über der andern und mit Steingeländern verſehen, erhob.

Von dieſer Art waren die alten Sitze des Ritterthums in England und Frankreich und Haddon-Hall kann noch in ſeinem heutigen Zuſtande für ein treues Bild der Prachtſitze jener Großen des 15. Jahrh. gelten, von denen die Romandichter uns ſo anziehende Geſchichten erzählen. Doch um dieſes Bild nicht allein ſtehen zu laſſen, wollen wir die Schilderung eines andern Sitzes mittelalterlichen Glanzes damit in Verbindung bringen. Wir meinen:

Croydon-Palace,



dem Erzbiſchof von Canter-
Könige von England oft an
nahmen. Beſonders war die
ße Freundin dieſes Ortes, und
r einem ſiebentägigen Lanzen-
Jakob I. von Schottland zu
eine lange Haft aus, nach-
Knaben, der König von Eng-
Zeiten der Republik verwüſte-
80 kaufte es ein Privatmann
elle eine Gewerbſchule und in
erei eingerichtet worden. So
hrender Pracht vor dem vor-
ährenden Gewerbſamkeit.
Croydon wurde in der Mitte
die Oſt- und Weſtſeite ſind
; die Kapelle iſt jünger und
Form noch jetzt das Bild ih-
eſer Hauptbeſtandtheil der al-

ten engliſchen Burgen, der ihnen ſelbſt den Namen gab, die Halle, hat hier, wie in Haddon, am obern Ende eine Erhöhung und iſt oben mit einer hölzernen reichgeſchnitzten Decke verſehen. In der Mitte der Halle befindet ſich der Herd, mit einer Öffnung darüber zum Abzuge des Rauchs, die aber in einem zierlichen Thürmchen ausgeht. An beiden Seiten erheben ſich die Fenſter über Mannshöhe. Hier entlang ſtanden die Tiſche für die geringern Gäſte. Dies war der Anblick einer ſolchen Ritterhalle; unſere Abbildung zeigt den heutigen Zuſtand der Halle von Croydon, die nun als Schuppen dient.

Madeira.

Die ſchöne und fruchtbare Inſel Madeira im atlantiſchen Meere, an der Weſtküſte von Afrika, wurde 1419 von den Portugieſen aufgefunden, der Anfang der

Digitized by Google

glänzenden Entdeckungen, die der Infant, Heinrich der Seefahrer, mit wiſſenſchaftlicher Einſicht leitete, und die mit der Auffindung des Seewegs nach Oſtindien um die Südſpitze Afrikas endigten. Den Namen Madeira (Holz) erhielt ſie von ihren dichten Wäldern. Sie war den Alten nicht unbekannt, und die Gruppe, unter welchen ſie die größte iſt, wurde von ihnen die Purpurinſeln genannt; im Mittelalter aber ging die Kenntniß derſelben verloren, wenn wir anders nicht an die romantiſche Sage glauben wollen, nach welcher Robert Macham, ein Engländer von geringer Herkunft, der ein Fräulein aus einem edlen Geſchlecht entführt hatte, an die Küſte der Inſel verſchlagen wurde, wo Beide ſtarben. Im Jahre 1431 ſchickte der Infant zwei Portugieſen, Triſtan Teſſore und Gonſalvo Zarco, mit einer Colonie auf die Inſel, um ſie in Beſitz zu nehmen. Sie ward in zwei Bezirke, Machico und Funchal, getheilt, der Anbau des Landes aber wurde bald durch einen großen Brand in den Wäldern gehemmt. Erſt nach fünf bis ſechs Jahren wurde das Feuer gelöſcht, das mehrmals die Wohnungen der Anſiedler zerſtört hatte; die Aſche der Wälder aber hatte die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens ſo ſehr erhöht, daß der Ertrag deſſelben bald ſehr bedeutend ward. In der erſten Zeit bauten die Anſiedler Zucker, und Madeira war einige Zeit der erſte Stapelplatz dieſes Erzeugniſſes, als aber das Zuckerrohr immer mehr in den weſtindiſchen Colonien angepflanzt wurde, zeigte ſich der Zuckerbau auf Madeira minder vortheilhaft und die Bewohner legten ſich ſeitdem faſt ausſchließend auf den Weinbau, der durch den ſteigenden Abſatz des Weines nach Großbritannien und ſeinen Colonien bald ſehr einträglich wurde. Die Portugieſen ſind ſeit dem 15. Jahrh. ſtets im Beſitze der Inſel geblieben, die nur 1801 und 1807 von den Engländern, um ſie gegen die Angriffe der Franzoſen zu ſchützen, beſetzt, nach dem allgemeinen Frieden aber den Portugieſen zurückgegeben wurde. Sie wurde 1828 von Don Miguel's Truppen beſetzt, blieb ihm während des Bürgerkriegs in Portugal ergeben und erklärte ſich erſt nach ſeiner Flucht für die Königin Donna Maria.

Die Inſel, die einen Flächenraum von 16 Quadratmeilen hat, beſteht aus einer großen Gebirgsmaſſe, die in der Mitte im Pic Ruivo zu einer Höhe von mehr als 6000 Fuß anſteigt, und nach den Küſten ſchroff abfallend, tiefe Schluchten nach allen Richtungen zu dem Meeresufer ausſendet. Der Anbau des Bodens iſt auf die Küſten und die Thäler beſchränkt. Die niedrigen Abhänge und Berge ſind mit Reben bepflanzt, welche urſprünglich von der Inſel Kreta gebracht wurden, die Gipfel mit Wäldern von Kaſtanienbäumen, Kiefern und andern immergrünen Bäumen bedeckt. Die Gebirgsart der Inſel verräth einen vulkaniſchen Urſprung; die meiſten Felſen längs der Küſte beſtehen aus weißlicher Lava und auf dem höchſten Gipfel der Inſel ſieht man Spuren des Kraters eines erloſchenen Vulkans. Einen höchſt maleriſchen Anblick gewähren im Innern der Thäler und Schluchten die mannichfaltigen Felſenbildungen, das üppige Grün, das ſie bekleidet, die klaren Ströme, die ſie durchfließen, die Landhäuſer, Kirchen und Klöſter, die in den reizendſten Lagen erſcheinen. Eine der anziehendſten Naturmerkwürdigkeiten der Inſel iſt der Corral, nordweſtlich von Funchal, ein ungeheurer Felſenſpalt, eine Stunde lang, eine halbe Stunde breit und gegen 4000 Fuß tief, rings von mächtigen Felſen umgeben, deren Gipfel in mannichfaltigen Formen als Pfeiler und Zinnen aufſteigen, hier und da mit üppigem Raſen und immergrünen Bäumen bedeckt. Unten liegt ein angebautes fruchtbares Thalgelände, das ein Fluß durchſtrömt, wo ein Nonnenkloſter und ein freundliches Dorf unter Reben und Obſtbäumen hervorblicken. Von Getreide werden nur Weizen und Gerſte angebaut, doch nicht ausreichend für den Bedarf der Bewohner, welchen aus den Oſtſeeländern Korn und aus dem mittelländiſchen Meere und den Inſeln des grünen Vorgebirges Mais, die Hauptnahrung der geringern Volksclaſſen, zugeführt werden. Der Zucker, den man jetzt gewinnt, iſt von geringer Beſchaffenheit und wird nur von den niedern Volksclaſſen benutzt. Die Inſel erbaut ſeit einiger Zeit, beſonders bei Funchal und an Orten, die dem Weinbau nicht günſtig ſind, ſehr guten Kaffee, und erzeugt unter andern Südfrüchten Guavas, Citronen und Bananen. Auf der Südſeite der Inſel wachſen die beſten Weine, auf der Nordſeite nur geringe, die man größtentheils nur zu Branntwein benutzt, was theils von der Lage, theils von der Art des Anbaus herrührt, da die Reben hier an Bäumen gezogen werden, während ſie auf der Südſeite an einem Flechtwerke von Bambus längs einer fünf Fuß hohen Mauer wachſen. An der Südſeite findet man Trauben von allen Farben, beſonders treffliche rothe, auf der Nordſeite nur weiße. Die Trauben, welche den Malvaſier und Sercial liefern, wachſen auf dem weſtlichen Ende der Südſeite, aber von beiden nur wenig. Die öſtlichen Weinberge werden von dem Gebirge her ſtets überſchwemmt, und ihre Erzeugniſſe ſind daher von geringem Werthe. Hier und da ſind die Rebenhügel terraſſenförmig aufgemauert, damit das Erdreich durch die Winterregen nicht herabgeſchwemmt werde. Man bricht gewöhnlich die Blätter der Reben ab, um die Trauben den Sonnenſtrahlen auszuſetzen. Die Blätter werden dem Viehe gegeben, deſſen Fleiſch davon einen guten Geſchmack erhält. Die Weinberge werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Von dem reinen Ertrage gehören 4/10 dem Pachter, 4/10 dem Eigenthümer, 1/10 dem König und 1/10 der Geiſtlichkeit. Die Inſel hat ſo dürftige Weiden, daß nur wenig Rindvieh gehalten wird und Milch und Butter ſehr ſelten ſind. Der Mauleſel iſt das gewöhnliche Laſtthier, und nur ſelten ſieht man Pferde. Ziegen gibt es in Überfluß, noch häufiger aber ſind Schweine, deren Fleiſch, da ſie frei umherlaufen, einen Wildgeſchmack hat. Wilde Thiere gibt es gar nicht auf der Inſel, die auch frei von ſchädlichen Inſekten und giftigen Schlangen iſt, dagegen hat ſie unzählige Eidechſen, die in den Weinbergen, wo ſie die reifen Trauben ausſaugen, in den Gärten und ſelbſt in den Häuſern läſtig ſind. Bienen ſind ſehr häufig und ziehen aus den würzigen Kräutern der Thäler und Berghöhen einen köſtlichen Honig, der meiſt nach Spanien verſendet wird. Quellen des trefflichſten Waſſers ſind überall reichlich, und die Ströme, welche aus den Schluchten fließen, werden durch den Niederſchlag der Gebirgsnebel genährt, ſodaß ſie ſelbſt im heißeſten Sommer nicht austrocknen, und da ſie aus beträchtlicher Höhe herabkommen, es den Einwohnern möglich machen, ſie nach allen Richtungen zu leiten, um ihre Pflanzungen zu bewäſſern. Die Küſte hat einen Überfluß von Fiſchen, welche allen Claſſen der Einwohner Nahrung geben.

Es gibt wenig Erdgegenden, die ein ſo herrliches Klima haben als Madeira. Die Atmoſphäre iſt ſo klar und durchſichtig, daß jeder Gegenſtand in höherm Farbenglanze hervortritt. Der Himmel iſt tiefblau und immer unbewölkt, die Luft milde und beſonders für den Fremden, der aus einem trüben nördlichen Klima

Digitized by Google

kommt, erquickend und ſtärkend, daher häufig Kranke, beſonders Bruſtkranke, hier Linderung und Heilung ſuchen. Die Vorzüge des Klimas liegen in der Gleichmäßigkeit der Temperatur. Nach vieljährigen Beobachtungen war die mittlere Temperatur in dem kälteſten Monate, dem Januar, 14° und in dem heißeſten, dem Auguſt, 19° Réaumur. Epidemiſche Fieber herrſchen nie auf der Inſel, zuweilen wird ſie jedoch von einem öſtlichen Winde heimgeſucht, der, dem afrikaniſchen Harmattan und dem Sirocco ähnlich, bei den meiſten Menſchen Mattigkeit, Kopfſchmerz und Trockenheit der Haut hervorbringt.

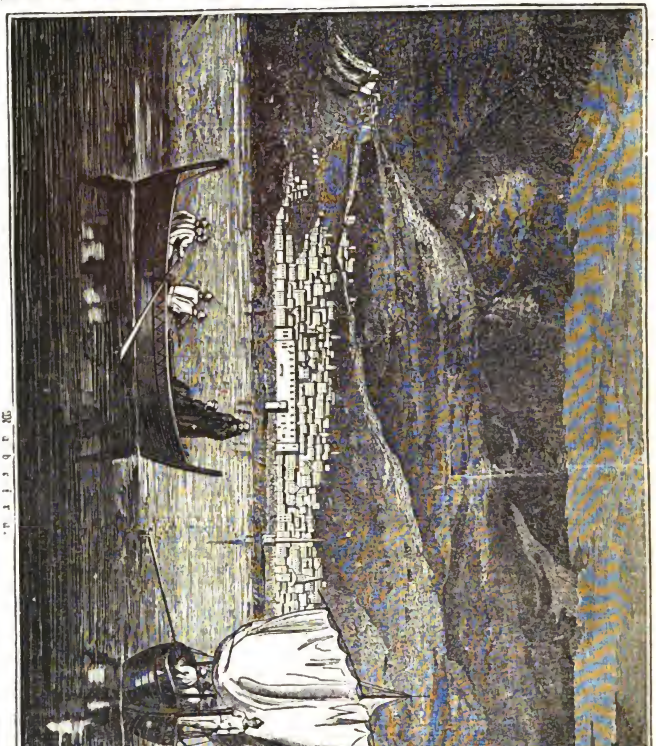
Die Zahl der Einwohner beträgt über 100,000. Sie beſtehen aus Weißen von portugieſiſcher Abkunft und Mulatten. Negerſklaverei iſt nicht erlaubt. Die Landleute zeichnen ſich beſonders durch Stärke und Rüſtigkeit aus; aber die niedrige Stufe der Geſittung, auf welcher ſie ſtehen, zeigt ſich beſonders darin, daß ſie den Weibern die härteſten Arbeiten auflegen, wozu beſonders die Sammlung der Feuerungsmittel gehört, Pflanzen und Geſträuche, die ſie auf dem Rücken von den höchſten Felſen holen müſſen. Bei aller Fruchtbarkeit des Bodens leben die Armen in dem tiefſten Elende und können ſich ihren Unterhalt nur mit Mühe erwerben. Ganze Familien ſchmuziger und hungernder Armen wohnen in Hütten, die den Ställen in Europa gleichen. Betteln iſt daher ſehr häufig und es haftet daran nichts Schimpfliches, im Gegentheil herrſcht die Sitte, daß die Bettler, wenn ſie Almoſen ſammeln, ihre beſten Kleider anlegen. Sie leben meiſt von den Kaſtanien, die auf den Bergen wachſen. Ihr finſteres Ausſehen, ihre hagern Geſichter und ihre langen ſchwarzen Haare geben ihren Zügen einen abſchreckenden Ausdruck von Wildheit; den aber ihr höfliches Benehmen widerlegt. Die wohlhabenden Bewohner der Inſel von portugieſiſcher Abkunft leben meiſt in ſtolzer Abgeſchiedenheit und haben wenig Verkehr mit den angeſiedelten Fremden, unter welchen beſonders die Engländer zahlreich ſind.

Die Städte und Dörfer liegen alle an der Küſte, gewöhnlich am Ausgange einer Schlucht; überall aber, wo der Boden fruchtbar und eben genug iſt, ſieht man Landhäuſer und Hütten, oft hoch hinauf in den Thälern. Die Hauptſtadt Funchal, mit 20,000 Einwohnern, liegt an der Südküſte, längs einer Bai, und iſt über eine Viertelmeile lang, aber nicht ſehr breit, weil das Gebirge hinter ihr ſchroff anſteigt. Sie iſt weder hübſch noch bequem gebaut, aber nicht ſo unreinlich als man gewöhnlich die portugieſiſchen Städte findet, weil die Straßen ſo ſteil ſind, daß alle Unreinigkeiten zum Geſtade hinabfließen und überdies ein waſſerreicher Bach mitten durch die Stadt fließt. Die Häuſer in den engen Straßen ſind niedrig, oft nur ein Stockwerk hoch und haben ein freundliches, reinliches Anſehen. Die größern Häuſer der wohlhabenden Kaufleute haben hohe, das Dach übertragende Thürmchen, von welchen man die ganze Bai überſehen kann. Sie dienen als Warten. Das erſte Morgengeſchäft des Hausherrn iſt, den Thurm zu beſteigen, um zu ſehen, ob ein neues Schiff ſeit dem verfloſſenen Abend angekommen iſt, und da jeder Kaufmann ſeine eignen Signale hat, ſo ſind Name und Beſtimmung des Schiffes lange vorher bekannt, ehe es in die Bai einläuft. Die Stadt hat viele Kirchen, unter welchen die Domkirche, ein ſchönes Gebäude, ſich durch ihre reich verzierten Altäre und Heiligenſchreine auszeichnet. Die ſchönſte Kirche der Inſel, Nossa Senhora do monte, liegt auf einer hohen Terraſſe an der Bai und überſieht eine der reizendſten Landſchaften. Die Landſitze der engliſchen Kaufleute in Funchal liegen zerſtreut in den anmuthigſten Thälern. In der Stadt, wie überall auf der Inſel, ſieht man gar kein Fuhrwerk. Reiſen werden auf Maulthieren, ſeltener mit Pferden gemacht, deren es nur in der Hauptſtadt eine kleine Art gibt. Die Eigenthümer der Maulthiere haben einen ſeltſamen Gebrauch, ſich an den Schweifen ihrer Thiere feſtzuhalten. Einen beluſtigenden Anblick gewährt eine Geſellſchaft reitender Fremden auf ihren gemietheten Maulthieren. Jedes ſchleppt einen Treiber nach, der des Thieres Schweif um die linke Hand gewunden hat, während er mit einem ſpitzigen Stocke in der rechten es ſtachelt und durch lauten Zuruf antreibt. Vergebens ſucht der Reiter, um ſich des läſtigen Nachzüglers zu entledigen, das Thier zum Ausſchlagen zu reizen, der Treiber läßt bei dem ſchnelleſten Galopp nicht los. Die Frauen laſſen ſich in einem Palankin tragen, das Vorhänge und Kiſſen hat und an einer einzigen Stange befeſtigt iſt, die von zwei Männern auf den Schultern getragen wird. Gewöhnlich laſſen ſie einen Fuß aus dem Palankin heraushangen, zumal wenn er hübſch iſt. Hier und überall auf der Inſel waſchen ſich die Schönen, ſo viel ſie auf Putz halten, nie das Geſicht; die Engländerinnen, ſagen ſie, verderben ihre ſchöne Haut durch zu viel Waſſer; ſie reiben ſich blos trocken ab. Kein Reiſender vergißt es, die Nonnenklöſter zu beſuchen, um künſtliche Blumen und zierliche Wachsarbeiten zu kaufen.

Der Handel der Inſel iſt meiſt in den Händen der Engländer, und Wein der Hauptgegenſtand der Ausfuhr, der größtentheils nach England und nach den britiſchen Colonien geht, jährlich gegen 90,000 Ohm, doch hat ſich in neuern Zeiten die Ausfuhr nach Europa vermindert. Es gibt drei Claſſen von Madeira-Weinen, 1) Tinto, d. i. rother Wein aus Burgundertrauben, der in zwei bis drei Jahren vollkommen wird; 2) Sercial, weißer Wein, aus Hochheimertrauben, in ſieben Jahren vorzüglich gut; 3) Malvaſier, mit einer Abart, genannt grüner Malvaſier, dem Frontignac ähnlich. Der beſte Malvaſier übertrifft ſelbſt den ſogenannten Dry Madeira, der ſeinen Namen (trockener Madeira) daher hat, weil er aus dem Safte gemacht wird, der aus den reifſten faſt ſchon trockenen Trauben vor der Kelter abfließt. Nur wenig Wein von vollkommener Reinheit und erſter Güte wird verſchifft. Dem übrigen ſucht man durch Reiſen nach Oſt- und Weſtindien erhöhten Wohlgeſchmack zu geben. Man hat allerdings die Erfahrung gemacht, daß weite Seereiſen dem Madeirawein zuträglich ſind, wiewol es irrig iſt, daß er, um den höchſten Grad der Güte zu erlangen, wenigſtens zweimal die Linie paſſiren müſſe. Der Wein verbeſſert ſich überhaupt ſogleich, wenn er einem hohen Grad von Kälte oder Wärme ausgeſetzt wird, wogegen Feuchtigkeit ihm ſchadet. Mehre der auf der Inſel wohnenden Engländer kaufen ſchlechte Weine und ſchicken ſie nach Europa, und die guten werden meiſt dazu gebraucht, den ſchlechten einen beſſern Geſchmack zu geben. Früher wurde viel franzöſiſcher Branntwein eingeführt, weil man glaubte, daß er zur Bereitung der Weine unentbehrlich ſei; ſpäter aber hat die Erfahrung gezeigt, daß der einheimiſche beſſer dazu taugt. Dem Handel der Inſel iſt die Unſicherheit der Bai nachtheilig, die von Weſt nach Südoſt den Winden offen iſt, und obgleich im Sommer die Land- und Seewinde regelmäßig ſind, ſo weht doch im Winter oft ein heftiger Südweſtwind, gerade wenn die Schiffe in die See gehen müſſen. Gewöhnlich iſt auch eine ſtarke Brandung am Geſtade, die das Landen ſchwierig

Digitized by Google

und für Boote zuweilen unmöglich macht. — Nahe bei Madeira liegen noch drei andere Eilande von welchen nur Porto Santo, mit einer guten Rhede, bewohnt iſt. Die ganze Gruppe führt den Namen Madeiras-Inſeln.



Madeira.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Das Pfennig-Magazin

der

Geſellſchaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe.

143.] Erſcheint jeden Sonnabend. [December 26, 1835

Der Orangebaum.

Der Orangebaum gehört einer eignen Pflanzenfamilie an, welche im Bezug auf eine Fabel, deren wir weiter unten gedenken wollen, den Namen Hesperiden erhalten hat. Die künftige Frucht ſitzt bei der Orange in der Blüte, auch ſind alle einzelnen Theile dieſer letztern bedeutend fleiſchig, namentlich die Blütenblätter, an denen man kleine Punkte ſieht, welche nichts Anderes ſind, als kleine Drüschen, Behälter eines Öles von köſtlichem Geruch, den auch die ganze Blüte aushaucht. Ganz verſchieden von andern ähnlichen Früchten iſt auch die Frucht dieſes Baumes, die Orange. Sie iſt außen mit einer fleiſchig ſchwammigen Schale umhüllt, in deren äußerſter gefärbten Lage man eben ſolche Drüschen, wie in den Blütenblättern bemerkt; im Innern

Digitized by Google

aber ſieht man mehre, durch Scheidewände getrennte Fächer, welche ein Fleiſch enthalten, das bei näherer Betrachtung aus lauter kleinen Bläschen beſteht, zwiſchen welchen in der Mitte mehr oder weniger Kerne liegen. Auch die Blätter zeigen einen eignen Bau, und ſind immergrün, ſtark und glänzend, ebenfalls Öldrüschen enthaltend und gewiſſermaßen doppelt, indem das große Blatt an ſeinem Stiel gleichſam auf einem kleinen ſitzt, während letzterer ſeitwärts erweitert iſt. Mehre Arten haben gleich den wilden Apfelſtämmen Stacheln.

Die zahlreichen Arten der Orangebäume ſind größtentheils Folge der Cultur, denn ſchon vor Jahrhunderten wurde der Orangebaum ſeines Nutzens wegen gepflanzt. Je mehr man aber in der neuern Zeit dieſe Bäume verbreitet hat, je häufigere Anwendungen man von ihren Früchten und andern Theilen machte, um ſo mehr hat man ſich bemüht, die Arten zu ordnen, um die beſſern kennen zu lernen und die Cultur hauptſächlich auf dieſe zu erſtrecken.

Man bringt dieſe Arten im Allgemeinen in folgende größere Abtheilungen: 1) ſüße Orangen, 2) bittere Orangen oder Bigaraden, 3) Bergamotten, 4) Pompel- oder Pampelmuſen, 5) Limonien oder Citronen und 6) Cedrate, einiger andern weniger merkwürdigen nicht zu gedenken.

Der ſüße Orangebaum wird als ein Urſtamm mancher andern betrachtet. Er iſt ein Baum, der an der Küſte des mittelländiſchen Meeres ſchon eine Höhe von 25 Fuß erreicht, ſüdlicher aber wol doppelt ſo hoch wird. Seine ſchöne Geſtalt, eine große runde Krone auf einem ſchlanken zweigloſen Stamm behält er auch in unſern Gewächshäuſern bei; auch die Dornen, mit welchen er urſprünglich verſehen iſt, bleiben ihm. Es gibt von ihm zahlreiche Sorten, deren Früchte von größerer oder geringerer Güte ſind und die man allgemein unter den Namen pommes de Sina, Apfelſinen, ſüße Orangen kennt. Er iſt der Baum, welcher nach der Fabel in den Gärten der **Hesperiden** wuchs, goldene, für die Götter beſtimmte Früchte trug, von welchen Hercules einige ſtahl, obgleich der Garten von einem fürchterlichen Drachen bewacht wurde, der erſt bezwungen werden mußte. Die Gegend, wo dieſer Garten lag, läßt ſich natürlicherweiſe nicht mit Gewißheit beſtimmen, da hier die Fabel ſo enge mit der Wahrheit verbunden iſt; doch kann man wol annehmen, daß dadurch das eigentliche Vaterland des Orangebaumes angedeutet iſt, welches man jetzt ziemlich allgemein in China, auf den Inſeln des indiſchen Archipels, den Marianen und den Inſeln des ſtillen Oceans ſucht. Von da ſollen ihn zuerſt die Portugieſen nach den portugieſiſchen Niederlaſſungen und von hier nach Europa gebracht, nach Anderer Meinung aber die Araber nach Griechenland verbreitet haben. Dieſer Baum iſt jetzt im ganzen ſüdlichen Europa angebaut und ſo gut als einheimiſch, ebenſo im ſüdlichen Amerika und im ſüdlichen Afrika. In Spanien erreicht er eine bedeutende Größe und bildet ganze Wälder, welche ſeit Jahrhunderten mit ihrem Ertrag den Reichthum ihrer Beſitzer, namentlich mancher Klöſter ausmachen. Man ſieht zu Cordova Stämme, welche ſich aus den Zeiten der mauriſchen Könige, die dort ihre Gärten hatten, herſchreiben und von dem einen derſelben gibt man an, daß er wol 6—700 Jahr alt ſein möge.

In Italien findet man nicht überall ſolche ſchöne Wälder, obgleich man in Frankreich in nördlichern Gegenden als dort ſolche Pflanzungen antrifft. Nicht überall erreichen die Früchte gleiche Güte; man ſchätzt beſonders die ſüßen Orangen oder Sinaäpfel von Malta, Portugal und den azoriſchen Inſeln. Im Allgemeinen muß eine ſolche Frucht, wenn ſie gut ſein ſoll, eine dünne, glatte, glänzende Haut haben, wie ſie beſonders die Früchte von Malta und den Azoren aufweiſen. Die aus letzterer Gegend ſind zwar klein, aber von ungemeiner Güte. Sehr geſchätzt ſind auch diejenigen, welche ein mehr weinrothes Mark haben, weil ſie ſüßer ſind als andere. Die Orangen reifen nicht ſo ſchnell als unſere Obſtfrüchte und haben den beſonderen Vorzug vor dieſen, daß man ſie ſogar vor der Zeitigung abnehmen kann, ohne daß ſie deswegen verderben oder einen ſchlechten Geſchmack bekommen. So packt man denn, um der beſſern Haltbarkeit willen, wenn ſie weit verſchickt werden ſollen, ſie noch ganz grün in die Kiſten. Nicht blos der innere Saft, ſondern auch die äußere Schale wird benutzt und liefert den vortrefflichen Curaçao-Liqueur; den Saft ſelbſt wendet man auch ausgepreßt an, um ein liebliches Getränk daraus zu bereiten. Die Blätter und die Rinde des Stammes werden als Arznei benutzt und die Blüten dienen unter Anderm dazu, das bekannte Orangeblütwaſſer daraus zu deſtilliren. Das Holz wird zu feinen Arbeiten benutzt.

Der Bigaraden- oder bittere Pomeranzenbaum, deſſen Frucht gewöhnlich Pomeranze genannt wird, erreicht nicht die Höhe des erſten; ſeine Blätter und Blüten ſind größer, letztere wohlriechender, die Frucht iſt mehr roth und runzelig, das Mark bitter und ſäuerlich. Auch von ihm gibt es mehre Arten und namentlich wird er häufig in Andaluſien angebaut, von wo die Schalen der Früchte nach Holland gebracht werden, um daraus den oben gedachten Liqueur zu verfertigen; der Saft aber wird in Fäſſern nach England geſchafft, wo man ſich deſſen in den Färbereien bedient. Dieſer Baum iſt es vorzüglich, welcher bei uns häufig wegen der Größe und des Wohlgeruchs ſeiner Blüten in Orangerien gezogen wird. Die Bäume erreichen in ſolcher Pflege oft eine ungemeine Größe, wovon wir nur ein Beiſpiel von einem Baum der verſailler Orangerie anführen wollen. Dieſer iſt unter den Namen le grand Bourbon, le grand Connetable, oder auch Franz I. bekannt, und ſeine Geſchichte iſt höchſt merkwürdig. Er ſtammt nämlich von einem Kern, welchen die Königin von Navarra im Jahre 1421 in einen Blumentopf ſtecken ließ. Das Bäumchen ward zuerſt in Pampelona, der damaligen Hauptſtadt des Königreichs Navarra, erzogen und kam dann durch Erbſchaft nach Chantilly. Da aber der Connetable von Bourbon, Herr von Chantilly, ſich empört und die Partei Karl V. gegen Franz I. ergriffen hatte, ſo ließ dieſer die Güter deſſelben einziehen, namentlich aber den gedachten Orangebaum, damals in Frankreich der einzige, in Beſchlag nehmen und denſelben im Jahre 1532 nach Fontainebleau bringen. Im Jahre 1684 ließ Ludwig XIV. dieſen Baum nach Verſailles ſchaffen. Seit der Zeit iſt er dort geblieben und es hatte derſelbe alſo im Jahre 1827, wo er noch unverſehrt war, ein Alter von 406 Jahren. Seine Höhe war damals 22 Fuß, einſchließlich des Erdkaſtens und nach deſſen Abzug über 17; die Krone hatte 45 Fuß im Umfang und nichts kündigte an, daß er an Lebenskraft oder Fruchtbarkeit verloren habe, denn noch im Jahre 1819 war er mit mehr als 1000 Früchten bedeckt. Die jungen noch grünen Früchte des Bigaradenbaums, in Italien Arancini genannt, von der Größe einer Erbſe bis zu der einer Kirſche, werden getrocknet und kommen auch unter dem Namen Curaçaoäpfel in den Handel. Sie ſind braun, grün oder ſchwärzlich-

Digitized by Google

grün, haben einen angenehmen gewürzhaften Geruch und bittern Geſchmack und ſind zuweilen ſo hart, daß man ſie zu Kugeln der Roſenkränze verarbeitet; außerdem werden ſie zu Liqueuren und andern Getränken, auch in den Apotheken benutzt. Aus den reifen Pomeranzen bereitet man auch die ſogenannte Biſchofeſſenz, welche zum Erſatz friſcher Früchte dient. Auch benutzt man ſie getrocknet als Gewürz, macht ſie ein und candirt ſie mit Zucker. Darunter ſind die ſogenannten Curaçaoſchalen die beſten, welche von der Inſel Curaçao den Namen haben. Auch gewinnt man aus den friſchen Schalen das Pomeranzenöl, welches zwar einen ſehr guten Geruch hat, aber doch dem köſtlich duftenden Neroliöl, das man aus den Blüten deſtillirt, nachſteht. Die grünen Früchte des ſogenannten chineſiſchen Pomeranzenbaums werden ebenfalls grün in Zucker eingemacht. Eine ganz beſondere Art iſt die ſogenannte Bizarre, die ihren Namen dem Umſtande verdankt, daß auf einem und demſelben Stamme ganz verſchiedene Früchte wachſen, nämlich ſüße Orangen, verſchiedene Bigaraden, Cedratfrüchte u. ſ. w., ja noch mehr, er trägt Früchte, deren eine Hälfte eine Orange, die andere eine Cedrate iſt.

Eine andere Art des Orangebaums ſind die ſogenannten Bergamotten, die ſich durch kleine, aber ſehr wohlriechende Blüten und birnförmige blaßgelbe Früchte mit ſehr ölreicher Haut und ſchwachſäuerlichem, angenehm riechendem Mark auszeichnen. Die Blüten und die Schale der reifen Frucht geben das wohlriechende Bergamotöl; auch bereitet man durch ſorgfältiges Aushöhlen der Frucht und Trocknen derſelben kleine wohlriechende Büchſen.

Eine ausgezeichnete Art ſind ferner die Pompelmus-Orangen. Die Stämme haben ſehr große Blätter mit langen blattähnlichen erweiterten Stielen; die Blüten ſind ebenfalls ſehr groß, noch mehr aber die Früchte, welche oft einen Durchmeſſer von fünf bis ſechs Zoll erreichen, wobei das innere Mark oft nicht größer als eine Nuß iſt, ſodaß faſt die ganze Frucht aus Schale beſteht.

Die Limonien- oder Citronenbäume unterſcheiden ſich durch ihre äußerlich etwas roſenfarbenen Blüten und durch die eiähnlichen, oben mit einer ſpitzigen Warze verſehenen hellgelben Früchte, deren Mark einen ſauren Saft enthält. Das eigentliche Vaterland des Citronenbaums iſt Indien, von wo er durch die Araber nach Europa gebracht wurde. Aus dem Safte derſelben wird auch eine allen dieſen Früchten eigenthümliche Säure, die ſogenannte Citronenſäure, hergeſtellt. In die Verwandtſchaft des Citronenbaums gehört auch der ſogenannte Adams- oder Paradiesapfel, deſſen Saft jedoch ſüßlich iſt und an deſſen Schale man einen oder mehre Eindrücke bemerkt, als ob ein Biß hinein gethan wäre. Solche Paradiesäpfel werden von den Juden, die ihn für denjenigen halten, von welchem Adam im Paradieſe gekoſtet habe, zur Ausſchmückung bei ihrem Lauberhüttenfeſte gebraucht und ſind die theuerſte Frucht, indem ein Stück, je nach Schönheit und Seltenheit, oft mit 40 Gulden bezahlt wird. Sie werden aber beſonders theuer dadurch, daß ſie ſich nicht lange halten, bei dem Transport viele zu Grunde gehen, jedes beſchädigte Stück von den Juden nicht gebraucht wird und nur vom Conditor zum Einmachen benutzt werden kann.

Eine andere Art ſind die Cedrate, die ſich durch ihre ſchmalen Blätter und ihre meiſt plumpen, warzigen Früchte mit wenig ſaurem Mark auszeichnen. Die Blüten des Cedratbaumes ſind roſenfarb oder violet, die Früchte ſind anfangs purpurroth, dann grün und endlich gelb, verkehrt eiförmig, tief gefurcht, oben mit einer großen Warze. Sie waren ſchon im Mittelalter bekannt als mediſche, ſyriſche oder perſiſche Äpfel, und genoſſen eines ſo großen Rufes, daß man ſie ſogar in einigen Zauberkünſten anwandte. Sie werden von manchen Sorten ſo groß, daß ſie ein Gewicht von 25 — 30 Pfund erreichen. Man benutzt ſie jetzt allgemein zum Einmachen mit Zucker, wo ſie denn den Namen Cedronat oder Citronat erhalten.

Die Erziehung und Pflege der Orangebäume macht ein Hauptſtück der Kunſtgärtnerei aus, da dieſe Bäume ſowol in Beziehung auf Boden, als auf Temperatur und Feuchtigkeit einer ſorgfältigen Abwartung bedürfen. Auch iſt das Veredeln ihnen oft nachtheilig. Dieſes muß aber ebenſo gut wie bei unſern Obſtſorten ſtattfinden, wenn man ſchöne und gute Früchte erziehen will. In frühern Zeiten pflegte man dieſe Bäume auch auf allerlei Weiſe zu beſchneiden, namentlich ließ man ihnen einen hohen langen Schaft mit runder dichter Krone; in der neuern Zeit iſt man davon zurückgekommen und läßt lieber den Bäumen einen freiern Wuchs, da man geſehen hat, wie ſchön dieſer ſich in jenen Wäldern Italiens, Spaniens und Frankreichs ausnimmt.

Das Stadthaus zu Ypern.

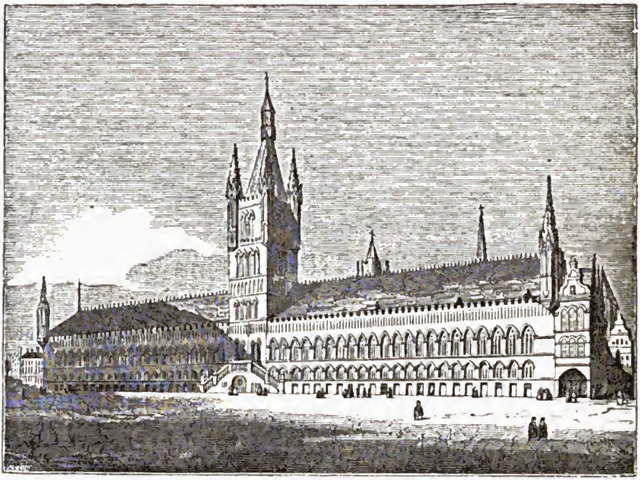
Die Stadt Ypern in Flandern zeigt noch in ihrem gegenwärtigen Verfalle die Spuren von Glanz und Größe, zu welchem ſie ſich im Mittelalter erhoben hatte, wo ſie 200,000 Einwohner zählte, mit Gent und Brügge verbunden, der vereinigten Macht der Grafen von Flandern und der Krone Frankreich widerſtehen konnte. Reich und mächtig geworden durch Gewerbfleiß, Handel und Induſtrie, waren die ehemals blühenden Städte Brabants der Herd, an dem ſich jene große Umwandlung der Sitten im erſten Mittelalter bildete, durch welche das Bürgerthum die Feſſeln der grundherrlichen Obergewalt ſprengte, die, kraft eines nun veralteten Eroberungsrechtes, im Beſitz aller Macht und aller Rechtsbefugniſſe geblieben war. In dieſen Städten, unter welchen auch Ypern glänzte, wurde die echte Bürgerfreiheit zuerſt geboren; hier errang ſie nach vielen Niederlagen endlich jene Siege, die dem Bürgerthume ſeine Entſtehung gaben. In den politiſchen Kämpfen, welche dieſer Geburt vorhergingen, zeichnete ſich Ypern vor allen andern Städten Flanderns aus durch die Macht, den Reichthum und den entſchloſſenen Muth ſeiner Bewohner. Ihr Beiſpiel war es, das Gent, Brügge und Brüſſel zur Nachahmung anfeuerte.

In dieſem hartnäckigen Kampfe büßte Ypern ſelbſt ſeinen Wohlſtand ein, der ein Werk der Umſtände und beſchränkender Privilegien war. Der Graf von Flandern fand an Karl VI. von Frankreich und ſeinen mit ihm bedrohten Standesgenoſſen treue Mitkämpfer, und ſo gelang es ihm, die uneinigen Bürger mehr als einmal zu unterwerfen. In einem Jahre wurden gegen 700 Tuchweber und Walker in Ypern enthauptet, die große Zahl von Bürgern ungerechnet, welche von ſeinen Söldnern erſchlagen wurden, nachdem man ihnen die Thore der Stadt geöffnet hatte. Dreihundert ihrer reichſten Bürger wurden als Geiſeln nach Brügge in den Kerker geführt; die reichſte Stadt Brabants war faſt verödet. Umſonſt rüſtete ſich England für ſie, umſonſt landete Biſchof Spencer mit ſeinem Kreuzheere, wie man es nannte,

Digitized by Google

im Frühjahre 1383 an der flandriſchen Küſte und belagerte Ypern. Der Graf widerſtand, und dieſe große Rüſtung hatte nur den Erfolg, daß die engliſchen Raubſcharen, mit der Beute Flanderns beladen, noch in demſelben Jahre zurückkehrten, ohne weder Ypern noch Brügge erobert zu haben. Während man ſie in England mit Spottliedern empfing, war die Macht und der Wohlſtand Yperns für immer zerſtört. Eduard III. und Eliſabeth öffneten den Flüchtigen ihre Häfen; die Religionskriege und die ſpaniſche Herrſchaft vollendeten, was die Bürgerfehden begonnen hatten; das Gewerbe und die geretteten Reichthümer flohen nach England, und den Bürgern blieb nichts als ihr Ruin übrig. Seit dieſer Zeit erholte Ypern ſich nie wieder; es ſank vielmehr unaufhaltſam zu ſeiner jetzigen Verödung, und von 200,000 zu einer Bevölkerung von 15,000 Seelen herab; aber ſchöne Reſte ſeines alten Glanzes und der Ruhm ſeiner lehrreichen Geſchichte ſind ihm geblieben.

Ypern in Weſtflandern am Yperbach, leitet ſeinen Urſprung von einem britiſchen Anführer, Yper, her, was vielleicht nur ſo viel ſagen will, daß es in den Zeiten der angelſächſiſchen Kunſtblüte von engliſchen Baukünſtlern mit Gebäuden geſchmückt wurde. In einer völlig flachen Ebene erſcheint es noch jetzt ſtattlich mit Kirchen und Thürmen, welche ſeine Feſtungswerke überragen. Seine Ringmauern, von blühenden Wieſen und Kornfeldern umgeben, dehnen ſich faſt eine deutſche Meile weit aus; Dörfer und reiche Obſtgärten umringen die Stadt, welche noch einige blühende Manufacturen in Wolle, Spitzen und Zeuchen unterhält. Unter den Reſten ſeiner alten Größe iſt das Stadthaus, deſſen Südſeite unſere Abbildung darſtellt, der Stolz Yperns. Im Mittelpunkte der Stadt, am großen Marktplatze gelegen, nimmt dieſer prachtvolle gothiſche Bau ein Viereck, 462 Fuß lang und 50 Fuß breit ein. Eine Reihe von Gebäuden im Innern theilt dieſen Raum



Das Stadthaus zu Ypern.

in zwei Höfe. In der Mitte der ſüdlichen Front erhebt ſich ein hoher viereckiger Thurm, welcher noch älter zu ſein ſcheint, als die übrigen Theile dieſes großartigen Gebäudes, das im Jahre 1342 von engliſchen Architekten begonnen ſein ſoll. Es ſtellt noch jetzt, mit ſeinen 80 gothiſchen Fenſtern in zwei Reihen, ein würdiges Denkmal des alten Reichthums der Bürger Yperns dar. Die Kathedrale von St.=Martin, ein leichtes und zierliches gothiſches Bauwerk, doch bedeutender durch ihre geſchmackvollen Verzierungen als durch ihre Größe, verdient nächſt dem Stadthauſe die Aufmerkſamkeit des Beſuchers. Unter ſeinen übrigen vier Pfarrkirchen beſitzt Ypern an der Jakobskirche ein merkwürdiges Bauwerk aus dem 12. Jahrh. Eine große Menge von Klöſtern bezeugt die lange ſpaniſche Herrſchaft. Jetzt ſind dieſe zum Theil verſchwunden, zum Theil ſtehen ſie öde und unbenutzt da; allein vor kaum 100 Jahren nahmen dieſe Klöſter noch ein volles Drittheil des Raumes der Stadt ein. Auf einen weiten Raum vertheilt, verliert ſich die jetzige ſparſame Bevölkerung Yperns zwiſchen ſeinen großen Häuſermaſſen, und nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth können wir uns von dieſem Sitz alter Macht und alten Glanzes trennen, wo jetzt ein dürftiges Leben faſt verlöſchend umherſchleicht und für welchen die Tage des Glanzes wol für immer vorbeigegangen ſind.

Der Suenoſtein in Schottland.

Eines der älteſten und merkwürdigſten Denkmäler der Vorzeit, welches ſich unweit der Stadt Forres in der Grafſchaft Elgin in Schottland befindet, iſt der Suenoſtein, der dicht an der Landſtraße ſteht, die von Elgin nach Inverneß führt. Er iſt 25 Fuß hoch und zunächſt der Baſis ungefähr vier Fuß breit, aus einem einzigen großen Granitblock aufgeführt, von der härteſten Art, die man in Schottland findet. Der Stein, oder Pfeiler iſt ein Viereck mit zwei ſchmalen Seiten, und auf den beiden breiten Seiten in ſieben Felder abgetheilt, welche mit Sculpturarbeit verziert ſind. Die merkwürdigſte Seite iſt die öſtliche, wegen der Menge und zierlichen Arbeit der hier angebrachten Figuren. Das oberſte Feld dieſer Seite ſtellt neun Pferde mit ihren Reitern vor. Die Figuren dieſer Abtheilung haben etwas von der Zeit gelitten, ſind aber doch noch deutlich zu erkennen. Auf dem nächſten Felde erſcheinen mehre Männer, alle in kriegeriſcher Stellung; einige derſelben ſchwingen ihre Waffen, indeß andere ihre Schilde in die Höhe halten, als wollten ſie ihre Freude über irgend eine frohe Begebenheit ausdrücken; noch andere geben ſich die Hände, als ob ſie ein Bündniß ſchließen wollten, oder zum Zeichen der Ausſöhnung. Das dritte Feld ſtellt einen Einzelkampf zweier Krieger vor, neben welchen ihre Kriegsgenoſſen ſtehen und ihren Antheil an dem Kampfe zu erkennen geben. Darunter befindet ſich eine Gruppe von Männern, welche zuſehen, wie einer ihrer Gefährten eine Anzahl Kriegsgefangener enthauptet. Neben dieſer Scene iſt eine Art Baldachin errichtet, unter welchem die Köpfe der Enthaupteten liegen; gleichſam zur Bewachung dieſer Überreſte ſtehen dabei drei Krieger mit Lanzen bewaffnet; zur Seite liegen die Rümpfe der Erſchlagenen; Trompeter blaſen auf ihren Inſtrumenten wahrſcheinlich eine Siegesweiſe auf die überwundenen Feinde. Das fünfte Feld zeigt einen Trupp Reiter, auf der Flucht vor einer Anzahl Fußvolk begriffen, die mit Bogen, Schwert und Schild bewaffnet ſind. Auf dem unterſten Felde ſind dieſelben Pferde vorgeſtellt, ihrer Reiter beraubt, die man eben zu enthaupten im Begriff iſt. Auf der entgegengeſetzten Seite des Steins iſt ein großes Kreuz ausgehauen, zu deſſen Füßen Krieger vorgeſtellt ſind, die einander begrüßen und die Hände reichen.

Über die eigentliche Bedeutung dieſes merkwürdigen Denkmals, welches viele Alterthumsforſcher zu erklären verſucht haben, hegte man verſchiedene Vermuthungen. Einige, durch das auf dem Stein befindliche Kreuz veranlaßt, waren der Meinung, es ſei zum Andenken an die erſte Einführung des Chriſtenthums in Schottland errichtet worden. Dies iſt jedoch unwahrſcheinlich, da die darauf vorgeſtellten Krieges- und Schlachtſcenen offenbar auf eine andere Veranlaſſung deuten. Andere behaupteten, das Denkmal ſei zur Erinnerung an die Schlacht von Mortlach errichtet, welche die Schotten über die Dänen gewannen, worauf die Letztern das Land räumen mußten. Dies iſt jedoch ebenſo unwahrſcheinlich, da jene Schlacht in einer Entfernung von mehr als fünf Meilen vorfiel. Daß ein Nationalereigniß von großer Wichtigkeit zu Aufführung des Denkmals Veranlaſſung gab, iſt gewiß, und man thut wol am beſten, dieſelbe in den Zeitraum zwiſchen das 10. und 11. Jahrhundert zu ſetzen. Am wahrſcheinlichſten iſt die Vermuthung des gelehrten Alterthumsforſchers Cordiner im vorigen Jahrhundert, welcher annimmt, der Stein ſei zum Andenken an die Vertreibung jener ſkandinaviſchen Abenteurer aus Schottland errichtet worden, welche im 9. Jahrhundert in Verbindung mit mehren Häuptlingen von der Küſte von Caithneß ſich auf dem Vorgebirge Burghead (der nördlichſten Spitze Schottlands) niedergelaſſen hatten, und von dort aus, während der 150 Jahre, die ſie

Der Suenoſtein.

da hauſten, in der umliegenden Gegend große Verheerungen anrichteten. Dieſe ſkandinaviſchen Räuber waren Briten, und es war deshalb ein Hauptaugenmerk der alten Caledonier, ihnen, wo ſie ihrer habhaft wurden, die Pferde zu nehmen, um ſie auf dieſe Weiſe minder furchtbar zu machen, was natürlicherweiſe auf einem Denkmal, das aus Siegesfreude über ihre Vertreibung errichtet ward, vorgeſtellt werden mußte. Übrigens er-

Digitized by Google

wähnen die meiſten Geſchichtſchreiber eines Einfalls des Olaus, Prinzen von Norwegen, in Schottland, und ſogar einer Anſiedelung mehrer ſeiner Leute auf einer nördlichen Küſte um das Jahr 1000 nach Chriſtus. Dagegen erwähnt die ältere Geſchichte mehrmalige Friedensſchlüſſe zwiſchen den Skandinaviern und Schottland, und ſo iſt es möglich, daß das Kreuz und die ſich begrüßenden Krieger auf der Weſtſeite des Denkmals auf einen Freundſchaftsbund zwiſchen Malcolm, König von Schottland, und Kanut oder Sueno, König von Norwegen, hindeuten, da in der Umgegend, wo der Stein ſteht, die Einwohner die auf demſelben vorgeſtellte Begebenheit ausſchließend an den Namen Sueno's knüpfen, woher auch der Name des Denkmals.

Der Zobelfang.

Der Zobel, deſſen Pelz einen ſo hohen Werth hat, gehört zu dem Geſchlechte der Marder, welchem er auch in Geſtalt und Größe ziemlich gleich kommt. Sein Kopf iſt ſchmal und eirund, und er hat kurze runde Ohren und lange Barthaare. Die großen Füße haben fünf Zehen mit weißen, kurzen, hakenförmigen Klauen. Der Zobel unterſcheidet ſich dadurch von andern Thieren derſelben Gattung, daß der Pelz bis zu den Spitzen der Zehen reicht. Der Schwanz iſt buſchicht und mit dem Haare acht Zoll lang. Der Leib hat faſt in ſeiner ganzen Länge gleichen Durchmeſſer und iſt in der kältern Jahreszeit dick behaart. Das Haar iſt an den Spitzen ſchwarz, unten aſchgrau; die Kehle gleichfalls aſchgrau, zuweilen weiß, gelb oder gefleckt und die Ränder der Ohren ſind gelblich. Im Frühling, wo die Haare ausgehen, verändert ſich die Farbe derſelben und wird bräunlich. Der langgeſtreckte Körper und die kurzen Füße machen es dem Zobel möglich, durch ſchmale Öffnungen zu kommen. Er lebt meiſt in dem Theile Aſiens, der von der Kette des Uralgebirges ſich nördlich erſtreckt; er findet ſich immer häufiger, je weiter man öſtlich kommt und ſein Pelz iſt um ſo koſtbarer, je weiter das Thier nördlich lebt. Man findet keine Zobel nordöſtlich von Anadir und keine in Gegenden, die von Bäumen entblößt ſind. Sie wohnen am liebſten in Wäldern, beſonders in Fichtenwäldern, wo ſie das ſchönſte Pelzwerk geben. In Kamtſchatka ſind ſie häufig und auch auf den kuriliſchen Inſeln werden ſie gefunden. Die eigentliche Grenze ihres Wohnſitzes geht von 50—58 Grad nördlicher Breite. Die Zobel leben in Erdhöhlen, oder unter den Wurzeln der Bäume, zuweilen machen ſie ſich, wie der Marder, Neſter in Bäumen und ſchwingen ſich mit großer Behendigkeit von einem Baume zum andern. Sie ſind ſehr lebendig und ſehr in Bewegung während der Nacht, ſchlafen aber gewöhnlich bei Tage. Bei Nacht gehen ſie aus, ihren Raub zu ſuchen, wenn das Wetter hell und ſchön iſt, bei ſchlechtem Wetter aber ziehen ſie ſich in ihr Lager zurück, um zu ſchlafen. Sie ſind ſehr muthig, und ſogar größere Thiere als ſie ſelbſt werden von ihnen angegriffen und verzehrt. Wieſel, Eichhörnchen und Haſen ſind ihr gewöhnlicher Raub im Sommer, im Winter ſollen ſie ſich von Vögeln, beſonders von Rebhühnern nähren. Auch freſſen ſie Früchte, vorzüglich vom Sperberbaum (Sorbus domestica), und man behauptet, daß dieſe Früchte ihre Hauptnahrung im Herbſte ſind. In dieſer Jahreszeit iſt das Fell am ſchlechteſten, da die Pflanzennahrung ihnen Hautjucken verurſacht und ſie ihren Pelz an den Bäumen reiben. Sind ſie im Aufſuchen ihrer Nahrung ſehr unglücklich und werden ſie ſehr durch Hunger gequält, ſo folgen die Zobel den Bären, Vielfraßen und Wölfen, wie der Schakal dem Löwen, um ſich mit den Überreſten ihrer Mahlzeiten zu ſättigen. Die Weibchen werfen zu Ende des Märzes oder zu Anfange des Aprils drei bis fünf Junge, welche ſie vier bis fünf Wochen ſäugen. Der Zobel ſcheint ſehr gelehrig zu ſein und man kennt ein Beiſpiel, daß ein Zobel in Tobolsk gezähmt wurde, der in der Stadt und der Umgegend umherging.

Der Pelz dieſer Thiere wird ſo ſehr geſchätzt, daß die beſten Felle, nicht breiter als vier Zoll, 80—100 Thaler koſten, und der gewöhnliche Preis ſchwebt zwiſchen 7—70 Thalern. Die vorzüglichſten kommen aus Sibirien, ſind aber ſelten. Die dunkelſten Pelze werden am meiſten geſchätzt. Die Farbe und die Beſchaffenheit der Pelze ſind ſehr verſchieden, und nicht nur unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, ſondern auch an demſelben Thiere in verſchiedenen Jahreszeiten. Vom November bis zum Februar iſt das Fell am dunkelſten und im beſten Zuſtande, und die Beſchreibungen, welche die Naturforſcher von dem Thiere gegeben haben, beziehen ſich gewöhnlich auf dieſen Zuſtand. Die ſchönſten Zobelfelle werden ohne das Bauchfell verkauft, welches von hellerer Farbe als das übrige iſt, aber bei den gröbern Sorten wird das Bauchfell nicht abgetrennt. Die beſten Zobelfelle werden in vollkommen gleichen Paaren verkauft, und ſo gepaart gelten ſie einen höhern Preis als einzelne von gleicher Güte; denn die Ruſſen brauchen ſolche Paare zum Beſatz von Mützen, Mänteln und Kragen. Die Beine oder Füße der Zobel werden ſelten einzeln verkauft. Weiße Zobel ſind ſelten und kein Handelsartikel, ſondern werden nur als Merkwürdigkeiten verkauft. Einige ſind gelblich und werden im Frühling auf dem Schnee gebleicht. Die Bauchfelle, welche paarweiſe verkauft werden, ſind ungefähr zwei Finger breit und werden wie die ſchwarzen Felle in Päckchen, jedes von 40 Stück, zuſammengebunden. Der Preis eines ſolchen Päckchens ſchwankt von ſieben bis zu 14 Thalern. Die Schwänze werden hundertweiſe verkauft. Die ſchönſten Felle müſſen ihre Schwänze behalten, die gewöhnlichen werden aber oft abgeputzt. Das Hundert gilt 28—55 Thaler.

Das Haar deſſelben Zobels iſt verſchieden in Länge und Güte. Das längere Haar iſt ſeidenartig und das kürzere wollig. Je mehr ein Fell von längern und je weniger es von kürzern Haaren hat, deſto koſtbarer iſt es, wenn zugleich die Farbe gut iſt. Die beſten Felle haben kaum andere als lange ſeidenartige Haare. Außer andern die Felle betreffenden Umſtänden, achten die Pelzhändler auf deren Größe, und ſind andere Eigenſchaften gleich, ſo ziehen ſie ſtets die größten vor, und diejenigen, die den ſchönſten Glanz haben, ſchätzen ſie höher als andere. Die männlichen Thiere geben immer größere Felle als die weiblichen. Der Glanz verſchwindet in alten Fellen; die friſchen haben, was die Pelzhändler ein blühendes Anſehen nennen. Die alten haben, wie man ſagt, ausgeblüht. Wegen des großen Unterſchiedes in dem Preiſe der Felle von derſelben Thiergattung, werden die feinſten Betrügereien geübt, indem man durch Zurichtung und Färben den geringern Arten das Anſehen der beſſern zu geben weiß. Die gefärbten Zobelfelle verlieren aber gewöhnlich ihren Glanz und werden ungleichförmiger, die untern Theile der Haare mögen die Farbe angenommen haben oder nicht, und die Haare verflechten und verfitzen ſich und ſind nicht ſo grade als auf guten Fellen im natürli-

Digitized by Google

chen Zuſtande. Einige räuchern die Felle, um ihnen ein ſchwärzeres Anſehen zu geben; aber der Geruch und der gekräuſelte Zuſtand der langen Haare verrathen oft dieſen Betrug, und man ſagt, ſowol das Färben als das Räuchern könne entdeckt werden, wenn man die Felle mit feiner Leinwand reibe, die in ſolchen Fällen immer ſchwarz werde. Ruſſen und Griechen verſtehen ſich vortrefflich auf das Verfahren, ſchlechter Waare das Anſehen von guter zu geben. Die Ruſſen verkaufen für Winterfelle ſehr viele Sommerfelle, die ſo künſtlich zugerichtet ſind, daß es oft den erfahrenſten Pelzhändlern ſehr ſchwer wird, den Betrug zu entdecken. In dieſen Betrügereien ſollen die Chineſen ſelbſt die Ruſſen übertreffen; denn es iſt nicht nur die Farbe, die ſie den Fellen geben, dauerhaft, was die Ruſſen nicht leiſten können, ſondern das Fell behält auch ſeinen Glanz, ſodaß man die Täuſchung nur an dem etwas gekräuſelten Zuſtande der Haare erkennen kann. Dies iſt die Urſache, daß alle Felle von der beſten Art in Paaren oder einzeln nach Rußland gehen, die übrigen aber nach China. Die allerbeſten kommen aus der Gegend von Nertſchinsk und Irkutzk, und diejenigen, die von den Ufern des Ud kommen, ſind beſonders koſtbar.

Der hohe Werth dieſes Pelzwerks iſt Urſache, daß die Bewohner jener Gegend ſich nicht durch gewöhnliche Schwierigkeiten abſchrecken laſſen, das Thier zu verfolgen, das dieſen Pelz liefert. Es gibt in der That keinen Luxusartikel, zu deſſen Erlangung man ſo viele Drangſale erduldet oder größern Gefahren ſich ausſetzt, als bei der Jagd dieſes Thieres, welchem man mitten im Winter nachgeht, unter eisbedeckten Bergen, im tiefſten Schnee und in den kälteſten und ödeſten Gegenden, wohin der Menſch noch vorgedrungen iſt. Die Jäger werden oft überwältigt durch die vereinigte Macht der Müdigkeit, der Kälte und des Hungers und finden oft in jenen entlegenen Wildniſſen ihren Untergang. Der Zobelfang war früher im ruſſiſchen Reiche eine den nach Sibirien Verbannten aufgelegte Arbeit. Als jene Gegenden mehr bevölkert wurden, zogen ſich die Zobel in die entlegenern Wälder und Berge zurück, und der weitern Verfolgung derſelben verdankte man die Entdeckung von Oſtſibirien.

Die Zobelfänger vereinigen ſich in Geſellſchaften von 5—40 Perſonen. Die größern Geſellſchaften theilen ſich in kleinere, deren jede einen Führer hat, aber Einer leitet das ganze Unternehmen. Jede Geſellſchaft hat ein bedecktes, mit Lebensmitteln beladenes Boot; auch hat ſie Vorrichtungen zum Brotbacken und je zwei Jäger haben einen Hund und ein Netz. Ein Dolmetſcher begleitet jede Geſellſchaft, welcher der Sprache des Landes kundig iſt, das ſie beſuchen will. Der Anführer ſchreibt die Richtung des Weges vor. Die Jagdgeſellſchaft folgt dem Strome aufwärts und die Böte werden bis zum Jagdplatze gezogen. Hier bauen ſie Hütten und verweilen, bis die Ströme zugefroren ſind und die Jagdzeit gekommen iſt. Ehe der Fang beginnt, verſammelt der Anführer ſeine Genoſſen und ſie vereinigen ſich, Gott um glücklichen Erfolg und Schutz zu bitten. Dann trennen ſich die einzelnen Geſellſchaften. Der erſte Zobel, der gefangen wird, heißt Gottes Zobel und wird der Kirche geweiht. Die kleinen Geſellſchaften bringen in die Wälder und bezeichnen die Bäume, um auf dem Rückwege ſich zurecht zu finden. Auf dem Jagdplatze angekommen, machen ſie Hütten von Baumzweigen, um welche ſie den Schnee aufdämmen. Neben dieſen Hütten legen ſie ihre Fallen, und gehen dann weiter, um noch mehr Fallen zu legen, indem ſie in jedem Quartier neue Baumhütten bauen. Dann kehren ſie nach und nach zu den alten zurück, ſehen nach den Fallen, nehmen die Jagdbeute heraus häuten ſie ab, was aber Niemand als der Anführer des Zuges thun darf. Die Fallen ſind Gruben, mit einem darüber gelegten Brete, auf welchem ein Fiſch oder ein Stück Fleiſch als Köder liegt. Wenn die Zobel ſeltener werden, ſuchen die Jäger ſie in ihren Schlupfwinkeln auf, vor deren Eingang ſie Netze ſtellen, und oft müſſen ſie zwei bis drei Tage warten, ehe das Thier erſcheint. Auf eine andere Weiſe fängt man die Zobel, indem man wagerecht von einem Baum zum andern ein Bret legt, an deſſen Ende ein Köder liegt. Über dieſes Bret wird ein anderes ſchief gehängt, von welchem ein Ende leicht auf einem Pfoſten ruht, und von dieſem geht eine dünne Stange zu einer Schlinge, an welcher der Köder befeſtigt iſt. Sobald der Zobel die Lockſpeiſe faßt, fällt das obere Bret und tödtet ihn.

Während der Jagd werden den Zobelfängern ihre Lebensbedürfniſſe von Leuten zugeführt, welche dieſelben von beſtimmten Plätzen an der Straße, wo ſie Magazine halten müſſen, auf Schlitten herbeiſchaffen. Zuweilen ſind jedoch die Jäger, wenn die Lebensmittel ausgehen, großen Drangſalen ausgeſetzt und kommen nicht ſelten um. Iſt die Jagdzeit vorüber, ſo verſammeln ſich alle Genoſſen wieder und melden dem Anführer den Betrag der Beute. Die Übertreter der Geſetze werden angeklagt und beſtraft. Sie kehren dann in das Hauptquartier zurück, wo ſie verweilen, bis die Flüſſe aufgethaut ſind, ziehen endlich in ihre Heimat und bringen jeder Kirche die ihr geweihten Zobel.

Der ſogenannte amerikaniſche Zobel iſt, wie man jetzt weiß, eine beſondere Art. Er iſt größer als der echte ſibiriſche, hat eine glänzend ſchwarze Farbe, iſt nach den Füßen hinab heller gefärbt und röthlich um die Naſe; Schwanz und Beine ſind dunkelſchwarz, das Haar iſt ſeidenartig und der Pelz ſehr ſchön. Die Jäger nennen ihn uneigentlich den Fiſcher, da er nicht am Waſſer wohnt, ſondern in ſeiner Lebensweiſe faſt ganz dem nordaſiatiſchen Zobel gleicht. Die amerikaniſchen Jäger ſchießen dieſe Thiere, deren Pelz nicht ſo koſtbar iſt als die echten Zobelfelle.

Die Quelle des Air in Goredale.

Eine der überraſchendſten Naturſcenen in England ſtellt der Urſprung des kleinen Fluſſes Air in Goredale in der Grafſchaft York dar, und unſere Abbildung gibt ein entſprechendes Bild von dieſem großen Naturſchauſpiel, das ſelbſt von Perſonen, deren Auge an die Scenen Südamerikas und Indiens gewöhnt war, noch bewundert wird. Die Gegend umher iſt mehre Meilen weit wild und bergig. In der Mitte zwiſchen zwei zuſammenſtoßenden Thälern liegt das Dorf Malham zum Kirchſpiel Kirkby gehörig, einſam in einer wilden und maleriſchen Landſchaft. Höher im nördlichen Thale hinauf dehnt ſich ein kleiner See, Malham-See genannt, aus, berühmt durch ſeine Forellen und Bärſche, weſtwärts erhebt ſich eine ungeheure Kalkſteinwand, dreihundert Fuß hoch und ohne einen einzigen Riß oder eine Spalte, Malham-Cove genannt, welche das Thal wie ein natürliches Bollwerk ſperrt. Eine halbe Stunde oſtwärts von ihm findet ſich das Naturſchauſpiel, welches den Urſprung der Air (der ſpäter

Digitized by Google

mit dem Wharf in dem Humber ausmündet) darbietet. Einer der verborgenen Abflüſſe jenes kleinen Sees nämlich wühlte ſich ſeinen Weg grade auf die Felswand von Goredale zu, und ſtemmte ſich lange Zeit an dieſer Maſſe. Seit etwa einem Jahrhundert hat er ſie beſiegt. Ein plötzlicher Gewitterregen ſchwellte die Waſſer des kleinen Baches ſo an, daß ſie gewaltſam durch den Jahrtauſende lang benagten Felſen brachen und mit ſolcher Gewalt dahin ſtürzten, daß ſie das darunter liegende Thal weithin mit Felstrümmern füllten. Dieſer Durchbruch bildet den Fluß Air, welcher nachher Goredale ſtill durchfließt, und wie bemerkt, in den Humber fällt. Der wilde Strom ſtürzt 50 Fuß hoch, wie durch den bezwungenen Widerſtand erbittert, über einen überhängenden Felsblock herab, unter deſſen gekrümmtem Rücken wir unſern Platz nehmen, um den Waſſerſturz zu beobachten; ein dunkles Zwielicht nimmt uns hier auf und den Rücken gegen den Fels gelehnt, ſehen wir vor uns den ſtürzenden Waſſerſpiegel, immer erneut und doch immer derſelbe.

Dieſe prachtvolle Naturſcene haben viele Landſchaftsmaler zum Gegenſtand ihrer Kunſtübung gewählt; alljährlich zieht ſie eine Menge von Naturfreunden an, welche die Pracht dieſes Landſchaftbildes zu bewundern kommen. Der ganze Waſſerſturz hat 150 Fuß Höhe, der Überhang beträgt 20 Ellen. Der Fall des Air iſt daher an Höhe weit unter dem Staubbach im Lauterbrunnen-Thal; aber an Maſſe und Gedrängtheit der Scene übertrifft er dieſen berühmten Waſſerfall beiweitem. Auf dem überhangenden Felſen weideten ſonſt Ziegen an den wildwachſenden Eibenbüſchen, jetzt ſind dieſe verſchwunden, und mit ihnen ein maleriſcher Zug auch in dieſem ſchönen Gemälde, allein Adler und Raubvögel aller Art überſchweben beſtändig den wilden Sturz der Waſſer, wie es ſcheint, von ihrem Getöſe angezogen.

Die Quelle des Air.

Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Drärler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0000 093 471 260

Digitized by Google